



August Apel
Friedrich Laun
Gespensterbuch



August Apel
Friedrich Laun
Gespensterbuch

Inhalt:

Erstes Bändchen.

Vorrede. (Friedrich Laun, d. i. Friedrich August Schulze)
Der Freischütz, eine Volkssage. (August Apel)
Das Ideal. (Laun)
Der Geist des Verstorbenen. (Laun)
König Pfau. Nach dem Französischen. (Apel)
Die Verwandtschaft mit der Geisterwelt. (Laun)
Nachrede. (Apel)

Zweites Bändchen.

Die Todtenbraut. (Laun)
Die Bräutigamsvorschau. (Apel)
Der Todtenkopf. (Laun)
Die schwarze Kammer. (Apel)
Das Todesvorzeichen. (Laun)
Der Brautschmuck. (Apel)
Kleine Sagen und Märchen. (Apel)

Drittes Bändchen.

Die Vorbedeutungen. (Laun)
Klara Montgomery. (Apel)
Die Gespensterläugner. (Laun)
Anekdoten:
Das Geisterschloß. (Apel)
Der Geisterruf. (Apel)
Der Todtentanz. (Apel)

Viertes Bändchen.

Zwei Neujahrsnächte. (Apel)
Der verhängnisvolle Abend. (Laun)
Zauberliebe. (Apel)
Die Braut im Sarge. (Laun)
Das unterirdische Glück. (Laun)

Fünftes Bändchen.

Der Heckethaler. (Laun)
Der Liebesschwur. (Laun)

Die Ruine von Paulinzell. (Apel)
Die Hausehre. (Laun)
Die Schuhe auf den Stangen. (Apel)
Legende. (Laun)
Das silberne Fräulein. (Apel)

Sechstes Bändchen.

Vorrede. (Apel)
Swanehild. (Laun)
Der Schutzgeist. (Apel)
Die Wachsfigur. (Laun)
Blendwerke. (Laun)
Das Meerfräulein. (Laun)
Der Mönch. (Laun)
Der rothe Faden. (Laun)
Der Lügenstein. (Laun)

Siebtes Bändchen.

Vorrede. (Laun)
Die drei Templer. (Friedrich de la Motte Fouqué)
Der Liebesring. (Laun)
Die Jungfrau des Pöhlberges. (Laun)
Der Bergmönch. (Carl Borromäus von Miltitz)
Die Fräulein vom See. (Laun)
Muhme Bleich. (v. Miltitz)
Friedbert. (v. Miltitz)
Altmeister Ehrenfried und seine Familie. (Fouqué)

[Anhang:]

Stumme Liebe. (Johann Karl August Musäus)
Die Bilder der Ahnen. (Apel)
Die graue Stube. (H. Claren, d. i. Carl Heun)

Erstes Bändchen.

Leipzig. 1811.



Vorrede.

Die Freunde der Aufklärung dürften wohl erwarten, daß hinter dem Titel: Gespensterbuch, recht lebhafte Streiche gegen Glauben und Aberglauben geführt werden würden. Mit gleichem Rechte könnte der berühmte Kenner des Geisterreichs sich überreden, unser Buch wolle seiner schwankenden Theorie eine freundliche Handreichung thun. Andre gehen vielleicht noch weiter, und halten die Schrift für eine neue Ausgabe des bekannten Höllenzwanges.

Ob und in wiefern nun diese und ähnliche Erwartungen Bestätigung erhalten, darüber wird vermuthlich das Buch selbst Auskunft geben, und die Nachrede vollends verrathen, was die geneigten Leser, nach den Wünschen der Herausgeber, von dem Gespensterbuche hatten erwarten sollen.

F. Laun.

Der Freischütz.

Eine Volksage.

1.

Höre Mutter — sagte der alte Förster Bertram in Lindenhayn — du weißt, ich thue dir gern alles zu Liebe, aber den Gedanken schlag dir aus dem Kopf, und bestärke mir auch das Mädchen weiter nicht drinn. Schlag's ihr rund ab, so weint sie ihr Thränchen und ergiebt sich drein; mit dem langen Trödeln und Hinhalten, wird nichts gut gemacht.

Aber Väterchen — wandte die Försterin vorbittend ein — kann denn unser Käthchen mit dem Amtsschreiber nicht eben so glücklich leben, als mit dem Jäger Robert? Du kennst den Wilhelm noch gar nicht, er ist so ein braver Mensch, so herzensgut ...

Aber kein Jäger — fiel der Förster ein — Meine Försterei ist nun seit länger als zweihundert Jahren immer vom Vater zum Sohn vererbt. Hättest du mir einen Jungen gebracht, statt des Mädchens, da möcht' es seyn, dem hinterließ ich meine Stelle, und das Mädchel, wenn eins dazu gekommen wär, möchte freyen, wen es wollte; aber so ... nein! Erst hätt' ich Mühe, Angst und Wege gehabt, daß der Herzog meinen Schwiegersohn zum Probeschuß lassen will, wenn er nur sonst ein braver Jäger ist, und nun sollt' ich das Mädchel verschleudern? Nein, Mutter Anne, auf den Robert besteh' ich just nicht; wenn er dir nicht gefällt, such' dem Mädchel einen andern flinken Jägerburschen aus, dem ich meine Stelle bei Lebzeiten übergeben kann, da wollen wir in Ruhe bei den Kindern unsre alten Tage verleben, aber mit dem Federschützen bleib mir vom Halse.

Mutter Anne hätte gern noch ein gut Wort für den Amtsschreiber gesprochen, aber der Förster, der die Kraft der weiblichen Ueberredungskunst kannte, wollte seinen Entschluß nicht einem wiederholten Angriffe aussetzen; er nahm seine Flinte von der Wand und ging in den Wald.

Kaum war er um die Ecke des Hauses, da steckte Käthchen ihr blondes Lockenköpfchen freundlich zur Thüre herein. Ist's gut gegangen, Mutterchen? Ja?— rief sie, und sprang nun munter in das Zimmer und an den Hals der Försterin.

Ach, Käthchen, freue dich nicht zu sehr — sagte diese — der Vater ist gut, herzensgut, aber er giebt dich keinem Andern, als einem Jäger, und davon geht er nicht ab, da kenne ich ihn schon.

Käthchen weinte und wollte lieber sterben als von ihrem Wilhelm lassen. Die Mutter tröstete und schmälte abwechselnd, endlich weinte sie mit der Tochter. Sie versprach eben noch einen Hauptsturm auf das Herz des Försters zu versuchen, da klopfte es an der Thüre, und Wilhelm trat herein.

Ach Wilhelm — rief ihm Käthchen mit verweinten Augen entgegen — wir müssen scheiden! Suche dir ein ander Mädchen, mich sollst du nicht freyn und ich dich nicht; der Vater will mich dem Robert geben, weil er ein Jäger ist, und die Mutter kann uns nicht helfen. Aber, muß ich auch von dir lassen, so will ich doch keines Andern seyn, und bleibe dein, und dir treu bis zum Tode.

Mutter Anne suchte den Amtsschreiber, der nicht wußte, was er aus Käthchens Reden machen sollte, zu besänftigen, und erzählte ihm, wie Vater Bertram gegen seine Person gar nichts einzuwenden hatte, aber nur seiner Försterei wegen durchaus darauf bestand einen Jäger zum Eidam zu haben.

Ist es weiter nichts — sagte Wilhelm beruhigt, und drückte das weinende Mädchen an seine Brust — so sei gutes Muthes, liebes Käthchen. Ich bin der Jägerei nicht unkundig, denn ich habe bei meinem Ohm, dem Oberförster Finsterbusch, in Lehre gestanden, und mußte nur meinem Pathen, dem Amtmann zu Lieb die Jagdtasche mit dem Schreibpulte vertauschen. Was hilft mir die versprochene Amtmannsstelle, soll ich mein Käthchen nicht als Frau Amtmannin in das Amthaus einführen? Willst du nicht höher hinaus, als deine Mutter, und ist dir der Förster Wilhelm so lieb, wie der Amtmann, so tausch' ich gleich, denn mir ist das lustige Jägerleben immer viel lieber gewesen, als das steife Leben in der Stadt.

O, du lieber, goldner Wilhelm — rief Käthchen, und alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden, und nur ein glänzender

Sonnenregen der Freude zitterte in ihren Augen — willst du das, so sprich recht bald mit meinem Vater, eh' er vielleicht gar dem Robert sein Wort giebt.

Wart, Käthchen — sagte Wilhelm — ich geh ihm gleich nach in den Wald. Er ist gewiß nach dem Hirsch, der morgen in das Amt geliefert werden soll. Gieb mir Flinte und Tasche, ich such' ihn auf, stelle mich ihm mit einem Jägergruß vor, und biete ihm gleich meine Dienste als Jägerbursch an.

Mutter und Tochter fielen ihm um den Hals, halfen den neuen Jäger, so gut sie konnten, aufputzen, und sahen ihm mit Hoffnung und Bangigkeit in den Wald nach.

2.

Ein wackerer Bursch, der Wilhelm! — rief der Förster freudig, als die Jäger nach Haus kamen — wer hätt' in dem Federhelden solch einen Schützen gesucht? Nun, morgen sprech' ich selbst mit dem Amtmann, das wär doch Jammerschade, wenn der nicht bei der edlen Jägerei blieb! Aus dem wird ein anderer Kuno. Du weist doch, wer der Kuno war?

Wilhelm verneinte.

Hab' ich dir das noch nicht erzählt — fuhr der Förster fort — Sieh, das war mein Urältervater, der diese Försterei zuerst besessen und erbaut hat. Erst war er armer Reitersbub' und diente bei dem Junker von Wippach, der konnt ihn wohl leiden, und nahm ihn überall mit sich in Fehden und zu Turnieren und Jagden. Einmal war dieser Junker von Wippach auch bei einer großen Jagd, die der Herzog hier hielt mit vielen Rittern und Edeln. Da jagten die Hunde einen Hirsch heran, auf dem saß ein Mensch, der kläglich die Hände rang und jämmerlich schrie, denn das war damals eine tirannische Weise unter den Jagdherren, daß sie die armen Menschen, oft wegen geringer Jagdfrevel auf Hirsche schmiedeten, daß sie elendiglich zerstoßen und zerrissen wurden oder vor Hunger und Durst umkommen mußten.

Wie der Herzog das ansichtig wurde, ward er über die Maße zornig, stellte gleich das Jagen ein, und verhiess einen großen

Lohn, wenn sich Jemand getraute den Hirsch zu treffen, dabei aber drohte er mit Ungnade und Bann, wenn der Schütze den Menschen verletzte, denn er wollte diesen lebendig haben, damit er wüßte, wer sich gegen sein Verbot solcher grausamen That erkühnt hätte. Da wollte sich nun niemand unter den Edeln finden, der den Schuß auf des Herrn Ungnade und Bann wagte.

Endlich trat der Kuno vor, mein Urältervater, eben der, den du dort auf dem Bilde gemalt siehst, der sprach zum Herzog: Gnädigster Herr, wollt ihr mir's gestatten, so wag' ich's mit Gott, fehl' ich, so mögt ihr, wenn ihr wollt, mein Leben darum zur Buße nehmen, denn Reichthum und Güter hab' ich nicht, aber mich jammert des armen Menschen, würd' ich doch auch mein Leben dran setzen, wär' er unter Feinde oder Räuber gefallen.

Das gefiel dem Herzog; er hieß den Kuno sein Glück versuchen, wiederholte ihm auch die Verheißung, doch ohne der Drohung zu gedenken, daß et ihn nicht furchtsam machte. Da nahm Kuno seine Büchse, spannte sie in Gottes Namen, und befahl die Kugel den heiligen Engeln mit einem gläubigen frommen Gebet. So schoß er wohlgemuth ohne lang zu zielen in den Wald, und in dem Augenblicke floh der Hirsch heraus, stürzte und endete, aber der Mensch war unverletzt, ohne daß ihm Hände und Gesicht etwas vom Gesträuch zerritzt waren.

Der Herzog hielt Wort und gab dem Kuno zum Lohn diese Försterei für sich und seine Nachkommen erblich. Aber von Glück und Geschick ist der Neid niemals weit, das erfuhr auch Kuno. Da waren viele, die seine Försterei auch gern für sich oder einen Vetter von der linken Seite gehabt hätten, die beschwatzten den Herzog, der Schuß wär mit Zauberei und Teufelskünsten geschehn, weil Kuno gar nicht gezielt, sondern einen Freischuß, der allemal treffen muß, ins Blaue hinein gethan hätte, da wurde denn beschlossen, daß von Kuno's Nachkommen jeder einen Probeschuß thun muß, eh' er die Försterei bekommt; den kann nun freilich der Landjägermeister, der die Probe abnimmt, schwer und leicht aufgeben. Ich mußte damals einem hölzernen Vogel, der an der Stange geschaukelt wurde, den Ring aus dem Schnabel schießen. Nun, bis jetzt hat noch keiner im Meisterschuß gefehlt, und wer einmal als mein Eidam mein Nachfolger wird, muß erst ein braver Jäger seyn.

Wilhelm hatte zu des Försters Freude mit sichtbarer Theilnahme der Erzählung zugehört. Jetzt faßte er lebhaft des Alten Hand, und versprach unter seiner Anleitung ein Jäger zu werden, dessen sich Urvater Kuno nicht schämen sollte.

3.

Noch nicht volle vierzehn Tage war Wilhelm als Jägerbursche in dem Forsterhause, als Vater Bertram, der ihn mit jedem Tag lieber gewann, die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen förmlich ertheilte. Nur sollte die Verlobung geheim gehalten werden bis zum Tage des Probeschusses, wo der Förster durch die Gegenwart des fürstlichen Landjägermeisters seinem Familienfeste noch mehr Feierlichkeit zu geben hoffte. Der Bräutigam schwebte in Entzücken und vergaß sich und die ganze Welt in dem offenen Himmel seiner Liebe, so daß ihn Vater Bertram mehrmals neckte, wie er kein Ziel mehr treffe, seit er Käthchen sich erzieht habe.

Wirklich aber hatte Wilhelm von seinem stillen Verlobungstage an ein ganz eignes Mißgeschick auf der Jagd. Bald versagte ihm das Gewehr, bald traf er statt des Wildes einen Baumstamm. Kam er nach Haus und leerte seine Jagdtasche, so fanden sich statt der Rebhühner Dohlen und Krähn, und statt des Hasens eine todte Katze. Der Förster machte ihm endlich ernsthafte Vorwürfe wegen seiner Unachtsamkeit, und Käthchen selbst fing an für den Probeschuß bange zu werden.

Wilhelm verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß; allein je näher der Tag rückte, an welchem er sein Probestück ablegen sollte, desto mehr verfolgte ihn das Unglück. Fast jeder Schuß mißrieth; endlich fürchtete er sich beinah ein Gewehr loszudrücken, um nicht Schaden anzustiften, denn er hatte schon eine Kuh auf der Weide angeschossen und den Hirten beinahe verwundet.

Ich bleibe dabei, — sagte Rudolf, der Jägerbursch, eines Abends — es hat jemand dem Wilhelm einen Weidemann gesetzt, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, und den muß er erst lösen.

Rede nicht so albern — versetzte der Förster verweisend — das ist abergläubisches Zeug, davon muß ein frommer Jäger gar nicht sprechen. Weißt du nicht mehr lieber Weidmann mein, welches die drey Stücke seyn, die ein geschickter Weidemann haben soll und haben kann? Ho, ho, ho! sag,' an!

Rudolf räusperte sich zum Weidspruch und sprach schnell: Jo, ho, ho, mein lieber Weidmann, das will ich dir wohl sagen an: Gute Wissenschaft, Gewehr und Hund, der Weidmann braucht zu seinem Grund, wenn er was tüchtiges will verrichten, und sich nicht lassen gar vernichten, drum wird das gar wohl treffen ein ...

Schon genug — fiel ihm der alte Bertram ins Wort — mit den drey Dingen ist jeder Weidemann zu lösen, denn der heißt allemal entweder Faselhans oder Peter Ungeschick.

Mit Gunst, Vater Bertram — entgegnete Wilhelm etwas verdrießlich — hier ist mein Gewehr, den will ich sehn, der mir etwas daran aussetzen soll, und meine Wissenschaft— ich will mich nicht rühmen, aber jagdgerecht denk' ich zu seyn, so gut wie ein Andrer, gleichwohl ists als gingen meine Kugeln krumm, und als blies sie der Wind mir vor dem Lauf weg. Sagt mir nur, was ich machen soll, ich will ja gern Alles thun!

Es ist wunderlich— murmelte der Förster, der nicht wußte, was er sagen sollte.

Glaub mir nur Wilhelm — wiederholte Rudolf — es ist nichts anders, als was ich gesagt habe. Geh einmal Freitags um Mitternacht auf einen Kreuzweg und mache mit dem Ladestock oder mit einem blutigen Degen einen Kreis um dich, den segnest du dreimal, wie es der Priester macht, aber im Namen Sammiel

...

Schweig! — unterbrach ihn der Förster unwillig — Weißt du, was das für ein Name ist? Das ist einer von des Teufels Heerschaaren. Gott bewahre dich und jeden Christen davor!

Wilhelm kreuzte sich ebenfalls, und wollte nichts weiter davon hören, wiewohl Rudolf auf seiner Meinung blieb. Er putzte die ganze Nacht an seinem Gewehr, untersuchte jede Schraube und jede Feder, und mit anbrechendem Morgen ging er aus, sein Glück von neuem zu versuchen.

4.

Aber alle Mühe war verloren, das Wild drängte sich um ihn und schien fast ihn zu necken. Zehn Schritt weit schoß er auf einen Rehbock, zweymal versagte ihm das Gewehr, das drittemal gerieth zwar der Schuß, aber das Wild floh unverletzt durch die Büsche. Unmuthig warf sich der unglückliche Jäger unter einen Baum, und verwünschte sein Schicksal, da rauschte es im Gebüsch, und ein alter Soldat mit einem Stelzfuße hinkte heraus.

Holla, lieber Weidmann — redete er Wilhelm an — warum so verdrüßlich? Hast du Liebespein, fehlt's im Beutel, oder hat dir Jemand das Gewehr besprochen? Gieb mir eine Pfeife Tabak, wir wollen eins zusammen plaudern.

Wilhelm reichte ihm verdrüßlich das Gebetene, und der Stelzfuß warf sich zu ihm ins Gras. Nach einigem Hin- und Herreden kam das Gespräch auf die Jägerei, und Wilhelm erzählte sein Unglück. Der Invalid ließ sich sein Gewehr zeigen. Das ist verzaubert, sagte er, als er es kaum in die Hand genommen hatte, damit wirst du keinen rechtschaffenen Schuß mehr thun, und ist dir der Weidemann recht nach der Kunst gestellt, so geht dir's mit jedem Gewehr so, das du in die Hand nimmst.

Wilhelm erschrak etwas, und wollte Einwendungen gegen den Hexenglauben des Fremden machen, allein dieser erbot sich zu einer Probe. Uns Kriegsleuten — sagte er — ist das nichts seltenes, und ich wollte dir bis auf den Abend und tief in die Nacht hinein Wunderdinge erzählen. Wie wollten die Scharfschützen zurecht kommen, die sich überall hin wagen, und ihren Mann aus dem Pulverdampf heraus schießen, wo ihn kein Mensch sehn kann, wenn sie nicht andre Künste könnten als zielen und losdrücken. Da, zum Exempel hast du eine Kugel mit der du sicher treffen sollst, weil sie besondere Tugend hat und allem Hexenwerk widersteht. Versuch' einmal gleich, es wird dir nicht fehlen.

Wilhelm lud sein Gewehr und sah sich nach einem Ziel um. Ein großer Raubvogel schwebte hoch über den Wald, wie ein beweglicher Punkt. Schieß den Stößer da oben, sagte der Stelzfuß. Wilhelm lachte, denn der Vogel schwebte in einer, kaum dem Aug' erreichbaren Höhe. Ei, so schieß — wiederholte

Jener, ich verwette meinen Stelzfuß, er fällt. Wilhelm schoß, der schwarze Punkt senkte sich und ein großer Geyer fiel blutend zu Boden.

Das sollte dich nicht wundern — sagte der Invalid zu dem vor Verwundrung sprachlosen Jäger — wenn du ein rechter Weidmann wärst. Solche Kugeln zu gießen ist noch lange kein Hauptstück in der Kunst und will bloß etwas Geschick und Herzhaftigkeit, weil es in der Nacht geschehn muß. Ich will dir's umsonst lernen, wenn wir wieder zusammen kommen, heute muß ich weiter, denn es schlug eben sieben. Versuch indessen noch ein paar von meinen Kugeln, du siehst mir immer noch aus, wie halb ungläubig. Auf Wiedersehn!

Der Stelzfuß gab bei diesen Worten Wilhelmen eine Hand voll Kugeln und hinkte weiter. Voll Verwunderung, versuchte Wilhelm eine zweite von seinen Kugeln, und traf wieder ein fast unerreichbares Ziel; er nahm die gewöhnliche Ladung und fehlte das leichteste. Jetzt wollte er dem Invaliden nach, aber dieser war im Walde nicht mehr zu finden, und Wilhelm mußte sich mit dem versprochenen Wiedersehn trösten.

5.

Im Försterhause war große Freude, als Wilhelm wieder, wie sonst, mit einem Vorrath Wildpret ankam, und den Vater Bertram durch die That überzeugte, daß er noch der vorige brave Schütze sei. Er sollte nun die Ursache erzählen, warum ihn das Unglück bisher so wunderbar verfolgt habe, und was er gethan, um sie zu heben; allein er scheute sich, ohne sich eines bestimmten Grundes bewußt zu werden, von den unfehlbaren Kugeln zu sprechen, und schob die Schuld auf einen Fehler am Gewehr, den er erst in voriger Nacht beim Putzen desselben entdeckt haben wollte.

Siehst du, Mutter Anne — sagte nun der Förster lachend — wie ich's gesagt habe: der Weidemann hat im Laufe gesteckt, und dein Kobold, der den Vater Kuno heut früh herunter geworfen hat, steckt in dem verrosteten Nagel.

Was ist das mit dem Kobold? — fragte Wilhelm.

Nichts — erwiderte der Alte — das Bild fällt heut Morgen, wie eben die Uhr sieben schlug, von selbst herunter, und da meint denn Mutter Anne gleich, es spukt.

Um Sieben! — wiederholte Wilhelm und der Stelzfuß fiel ihm ein, der um eben diese Stunde von ihm geschieden war.

Freilich ist das keine rechte Zeit zum Spuken — fuhr der Förster fort, und klopfte Mutter Annen freundlich die Backen. Aber diese schüttelte noch bedenklich den Kopf: Gott gebe, daß alles natürlich zugegangen ist, sagte sie bedenklich, und Wilhelm entfärbte sich etwas. Er beschloß seine Kugeln bei Seite zu legen, und nur zu seinem Probeschuß eine zu gebrauchen, um sein Glück nicht durch die Bosheit eines Feindes zu verscherzen. Allein der Förster nöthigte ihn mit sich auf die Jagd, und wollte er nicht von neuem Mißtraun gegen seine Geschicklichkeit erregen und den Alten erzürnen, so mußte er schon einige von seinen Zauberkugeln dran wagen.

6.

In wenig Tagen hatte sich Wilhelm an seine Glückskugeln so gewöhnt, daß er in ihrem Gebrauch nichts bedenkliches mehr ahndete. Er ging täglich durch den Wald in der Hoffnung dem Stelzfuß wieder zu begegnen, denn sein Kugelvorrath hatte sich bis auf zwei vermindert, und wollte er seinen Probeschuß mit Sicherheit bestehn, so war die äußerste Sparsamkeit nöthig. Er schlug sogar dem alten Förster heut seine Begleitung auf die Jagd aus; denn morgen wurde der Landjägermeister erwartet, und es konnte möglich seyn, daß dieser noch außer dem eigentlichen Probeschuß einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu sehn verlangte. Allein am Abend kam statt des Jägermeisters ein Bote, der eine starke Wildpretlieferung für den Hof bestellte, und die Ankunft seines Herrn auf acht Tage später ansagte.

Wilhelm glaubte zu Boden sinken zu müssen, und sein Erschrecken hätte Verdacht erregt, wären nicht alle geneigt gewesen, es der getäuschten Hoffnung des Bräutigams zuzuschreiben. Er mußte nun auf die Jagd, und wenigstens Eine seiner Kugeln aufopfern. Von der andern, schwur er, solle ihn

nichts trennen, als der entscheidende Schuß am Verlobungstage.

Der Vater schmälte, als Wilhelm mit einem einzigen Hirsch von der Jagd zurück, kam, denn die verlangte Lieferung war beträchtlich. Er zürnte am andern Mittag noch mehr, als Rudolf mit reicher Beute, und Wilhelm ganz leer nach Haus kam. Am Abend drohte er ihn fortzuschicken, und die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen zurückzunehmen, wenn er nicht den folgenden Morgen wenigstens noch zwei Rehböcke bringen würde. Käthchen war in der größten Angst, und bat ihn bei aller ihrer Liebe, doch ja allen Fleiß anzuwenden und lieber auf der Jagd gar nicht an sie zu denken.

So ging Wilhelm verzweiflungsvoll in den Wald. Käthchen sah er in jedem Falle für sich verloren, es blieb ihm nichts übrig, als die traurige Wahl, auf welche Art er sein Glück zerstören wollte.

Indem er, unfähig zu wählen, sich in Betrachtung seines Schicksals verlor, zeigte sich ihm ganz in der Nähe ein Rudel Rehe. Maschinenmäßig griff er nach seiner letzten Kugel; sie lastete ihm centnerschwer in der Hand. Schon wollte er sie zurückfallen lassen, entschlossen den Schatz zu bewahren, es koste, was es wolle. Da sah er in der Ferne den Stelzfuß auf sich zu kommen; freudig lies er die Kugel in den Lauf rollen, drückte los, und zwei Rehböcke sanken zu Boden. Wilhelm lies sie stürzen und eilte nach dem Invaliden, aber dieser mußte einen andern Weg eingeschlagen seyn; er war nicht zu finden.

7.

Vater Bertram war mit Wilhelm zufrieden, aber dieser ging den ganzen Tag in stiller Verzweiflung umher, und selbst Käthchens Liebkosungen vermochten nicht ihn aufzuheitern.

Auch am Abend saß er noch ganz stumm und bemerkte kaum, daß der Förster mit Rudolphen in ein ziemlich lebhaftes Gespräch gerathen war, bis ihm endlich jener aus seiner Betäubung weckte.

Das darfst du nun so wenig dulden als ich, Wilhelm — rief er dem Träumenden zu — daß jemand unsrem Altvater Kuno

solche Dinge nachsagt, wie der Rudolf eben. Haben die Engel damals ihm und dem armen unschuldigen Menschen beigestanden, wie wir von ihrem englischen Schutz im alten Testamente mehr Exempel lesen, so wollen wir Gottes wunderbare Güte preisen, aber Teufelskünste lass' ich meinem Urvater nicht nachsagen. Er starb sanft und selig auf seinem Bette unter Kindern und Enkeln, aber wer Teufelskünste treibt, mit dem nimmt's niemals ein gutes Ende, wie ich selbst angesehen habe, als ich noch bei Prag im Böhmischem lernte.

O, erzählt doch, wie das war, rief Rudolf, und die Andern stimmten bei.

Schlimm genug war es — fuhr der Förster fort — es graut mir noch, wenn ich daran denke. Da war damals in Prag ein junger Mensch, Georg Schmitz hieß er, ein verwegener, wilder Bursch, sonst aber brav und flink, der war ein starker Liebhaber von der Jagd, und so oft er konnte, kam er zu uns. Er wär auch ein tüchtiger Jäger geworden, aber er war zu flüchtig und schoß daher oft neben weg. Einmal, wie wir ihn damit aufzogen, vermaß er sich hoch, er wolle bald besser schießen als alle Jäger und es solle ihm kein Wild entgehn, weder in der Luft noch im Gebüsch. Aber er hielt schlecht Wort. Ein paar Tage drauf pocht uns früh ein unbekannter Jäger heraus, und sagt' an, draußen auf der Straße liege ein Mensch halb todt und ohne Hülfe. Wir Bursche machen uns gleich auf und hinaus, da liegt der Georg überall blutig und zerkratzt, als wär er unter wilden Katzen gewesen, sprechen konnte er nicht, denn er war ganz besinnungslos und gab kaum ein Lebenszeichen von sich. Wir trugen ihn gleich ins Haus, und einer meldet' es in Prag, wo er auch bald abgeholt wurde. Da hat er denn vor seinem Ende ausgesagt, daß er mit einem alten Bergjäger habe Freikugeln gießen wollen, die allezeit treffen, und weil er etwas dabei versehn, habe ihn der Teufel so zugerichtet, daß er's mit seinem Leben bezahlen müsse.

Was hatte er denn versehn — fragte Wilhelm bebend — ist denn der Teufel bei solchen Künsten allemal im Spiel?

Wer sonst? — erwiderte der Förster. — Ich weist wohl, manche schwatzen von verborgenen Naturkräften und vom Einfluß der Sterne; nun, ich will niemand seinen Glauben nehmen, aber ich bleibe dabei, es ist Teufelsspiel.

Wilhelm schöpfte etwas freier Athem. Hat denn der Georg nicht erzählt, was ihn so übel zugerichtet? fragte er den Förster.

Freilich — antwortete dieser — vor Gericht hat er's ausgesagt. Er war gegen Mitternacht mit dem Bergjäger auf einen Kreuzweg gegangen; da hatten sie mit einem blutigen Degen einen Kreis gemacht, und den mit Todtenschädeln und Knochen kreuzweif belegt. Drauf hatte der Bergjäger Schmidten unterrichtet, was er zu thun habe. Er solle nämlich mit dem Schlag eilf Uhr anfangen die Kugeln zu gießen, nicht mehr und nicht weniger als drei und sechzig, eine über oder unter diese Zahl, wenn die Glocke Mitternacht schlänge, so wär er verloren, auch dürfe er während der Arbeit weder ein Wort sprechen, noch aus dem Kreise treten, es geschehe um ihm, was nur immer wolle. Dafür müßten aber auch sechzig, von seinen Kugeln unfehlbar treffen, und nicht mehr als drei würden fehlen. Schmid hatte nun wirklich das Gießen angefangen, aber, wie er sagte, so grausame und erschreckliche Erscheinungen gesehen, daß er endlich laut aufgeschrieen und aus dem Kreise gesprungen, worauf er denn bewußtlos zu Boden gefallen, und sich nicht eher besonnen, bis er in Prag unter den Händen der Aerzte, und dem Zuspruch der Geistlichen, wie aus einem Traum erwacht sei.

Gott bewahre jeden Christen vor solchen Schlingen des Satans — sagte die Försterin und bekreuzte sich.

Der Georg hatte also wohl ordentlich ein Pakt mit dem Satan gemacht? — fragte Rudolf weiter.

Das will ich nicht grade behaupten — versetzte der Förster — denn es heißt: richtet nicht. Aber das bleibt doch immer ein schwerer Frevel, wenn der Mensch sich in Dinge einläßt, wo der Böse leicht an ihn kommen, und ihm an Leib und Seele verderblich werden kann. Der Feind kommt wohl von selbst, ohne daß der Mensch ihn ruft, oder ein Pakt mit ihm schließt. Ein frommer Jäger braucht das auch nicht, du hast es nur erst erprobt, Wilhelm, gut Gewehr und gute Wissenschaft, da braucht der Jäger keine Freikugel, und trifft doch wohin er soll. Ich möcht' auch um keinen Preis eine solche Kugel abschießen, denn der Feind ist ein arger Schalk, und könnte mir einmal die Kugel nach seinem Ziel führen, statt nach dem meinen.

8.

Der Förster ging schlafen und ließ Wilhelmen in der peinlichsten Unruhe. Er warf sich vergebens auf sein Lager, der Schlaf floh seine Augen. Der Stelzfuß, Georg, Käthchen, der fürstliche Kommissar, der den Probeschuß verlangte, schwebten abwechselnd seinen Augen vor, und eine fieberhafte Phantasie verwirrte ihre Gestalten zu furchtbaren Gruppen. Bald drohte ihm der unglückliche Geisterbeschwörer warnend als ein blutiges Schreckbild, bald verwandelte sich seine drohende Miene in Käthchens hinsterbendes, todtenbleiches Gesicht, und der Stelzfuß stand mit höllischem Hohngelächter daneben. Bald stand er selbst, zum Probeschuß fertig, vor dem fürstlichen Kommissar, er zielte, schoß und — fehlte. Käthchen sank in Ohnmacht, der Vater verstieß ihn, da kam der Stelzfuß und brachte ihm neue Kugeln— zu spät, kein zweiter Schuß war ihm verstattet.

So verstrich ihm die Nacht. Mit dem frühesten Morgen ging er in den Wald, und nicht ganz absichtlos nach der Stelle, wo der Invalid ihm begegnet war. Die frische, klare Morgenluft hatte die düstern Bilder der Nacht in ihm verweht. Thor sprach er zu sich selbst, weil du das Geheimnißvolle nicht begreifst, muß es darum ein feindliches Geheimniß seyn? Und ist es so unnatürlich, was ich suche, daß Geisterhülfe dazu nöthig wär? Der Mensch bändigt den mächtigen Trieb des Thieres, daß es nach des Herrn Willen sich bewegt, warum sollt' er nicht durch natürliche Kunst den Lauf des todten Metalls lenken können, das erst durch ihn Bewegung und Kraft erhält? Die Natur ist so reich an Wirkungen, die wir nicht begreifen, sollt' ich mein Glück um eines Vorurtheils willen verscherzen? Geister werd' ich nicht rufen, aber die Natur und ihre verborgenen Kräfte will ich auffordern und gebrauchen, auch wenn ich ihre Geheimnisse zu entziffern nicht vermögend bin. Ja, ich suche den alten Stelzfuß auf, und find' ich ihn nicht, — nun ich werde beherzter seyn, als jener Georg, ihn stachelte Uebermuth, mich ruft Lieb' und Ehre.

Allein der Stelzfuß war nicht zu finden, so angelegentlich auch Wilhelm suchte. Niemand von allen, die er fragte, wollte einen Menschen, wie er ihn beschrieb, gesehn haben.

Der folgende Tag verging unter eben so fruchtlosen Nachforschungen.

So sei es denn! — beschloß Wilhelm — die Tage sind mir zugezählt. In dieser Nacht noch geh' ich auf den Kreuzweg im Walde. Dort ist es einsam, niemand sieht meine nächtliche Arbeit und den Kreis verlasse ich nicht, bis mein Werk vollendet ist.

9.

Der Abend dämmerte, und Wilhelm hatte sich mit Blei, Kugelform, Kohlen und allem Nöthigen versehen, um nach dem Abendessen unvermerkt das Haus verlassen zu können. Er wollte sich eben entfernen und wünschte dem alten Förster eine ruhige Nacht, als dieser seine Hand faßte.

Wilhelm — sprach er — ich weiß nicht, wie mir so sonderbar zu Muth ist, ich fühle mich beklommen, daß ich mich vor dieser Nacht fürchte, wer weiß, was mir bevorsteht. Willst du mir einen Gefallen thun, so bleib diese Nacht bei mir, du mußt dir darum nicht bange seyn lassen, es ist nur für mögliche Fälle.

Käthchen erbot sich sogleich, bei ihrem Vater zu wachen, und wollte seine Pflege niemand anders, selbst ihrem Wilhelm nicht anvertrauen, aber Vater Bertram wies sie zurück. Ein andermal kannst du bleiben — sagt' er — heut' ist mir's als wär ich ruhiger, wenn ich den Wilhelm bei mir habe.

Wilhelm hätte gern Einwendungen gemacht, aber Käthchen empfahl ihm die Pflege ihres Vaters so dringend und mit so unwiderstehlichen Bitten, daß er gern blieb und seinen Vorsatz bis zur folgenden Nacht aufschob.

Nach Mitternacht ward Vater Bertram ruhig und schlief fest, so daß er am Morgen selbst über seine Angst lächelte. Er wollte mit Wilhelm in den Wald, allein dieser hoffte auf den unsichtbar gewordenen Unbekannten, und hielt den Förster mit scheinbarer Besorgniß um seine Gesundheit ab. Der Invalid zeigte sich nicht und Wilhelm beschloß zum zweitenmal den Gang auf den Kreuzweg.

Als er am Abend von der Jagd zurückkam, sprang ihm Käthchen freudig entgegen. Rath' einmal, Wilhelm — rief sie —

wen du bei uns findest. Du hast Besuch bekommen, recht lieben Besuch; aber ich sag' es dir nicht, du mußt rathen.

Wilhelm war nicht aufgelegt zum rathen und noch weniger Besuch zu sehn, denn der liebste war ihm heut ein unwillkommner Störer. Er wies Köthchen's Freude mit Unmuth zurück, und sann auf einen Vorwand umzukehren, da öffnete sich die Thür des Hauses und der Mond beleuchtete einen ehrwürdigen Greis in Jägerkleidung, der heraustretend die Arme gegen Wilhelm ausbreitete.

„Wilhelm!“ rief ihm eine bekannte freundliche Stimme zu, und Wilhelm fühlte sich von den Armen seines Oheims umfassen.

Die ganze Zaubergewalt schöner Erinnerungen von kindlicher Liebe, Freude und Dankbarkeit drang mächtig auf Wilhelm ein, und vergessen war das nächtliche Vorhaben, als mitten im frohen Gespräch die Mitternachtsstunde schlug und Wilhelmen schauerlich an das Versäumte erinnerte.

Noch Eine Nacht nur ist mir übrig — dacht' er — morgen oder nie! — Die heftige Bewegung in seinem Innern entging selbst dem Greise nicht, aber gutmüthig suchte er den Grund in Wilhelms Ermüdung, und entschuldigte sich des langen Gesprächs wegen mit seiner Abreise, die er nicht länger als bis morgen früh verschieben könne. Laß dich das Stündchen heut nicht reuen — sagte er beim Auseinandergehn zu Wilhelm — du schläfst vielleicht nun um so sanfter.

Für Wilhelm hatten diese Worte einen tieferen Sinn. Er ahndete dunkel, daß die Ausführung seines Vorhabens die Ruhe des Schlafs von ihm scheuchen könnte.

10.

Der dritte Abend kam. Was gethan werden sollte, mußte heut geschehn, denn auf morgen war die Probe angesetzt. Den ganzen Tag hatte Mutter Anne mit Käthchen im Hause herumgeschäftert, um den vornehmen Gast anständig zu empfangen. Am Abend war alles auf das Beste geschmückt. Mutter Anne umarmte Wilhelmen, als er von der Jagd zurückkehrte, und begrüßte ihn zum erstenmale mit dem

liebervollen Sohnesnamen. In Käthchens Augen glühte die zarte Sehnsucht einer jungen liebeglühenden Braut. Der Tisch war festlich mit deutungsvollen Blumen geschmückt, und reicher als sonst mit Wilhelms Lieblings Speisen von der Mutter, und mit lange gesparten Flaschen von dem Vater besetzt. Heute ist unser Fest, sagte der alte Förster, indem er in seinem Bräutigamsschlafröck hereintrat, morgen sind wir nicht allein und können nicht so traulich und herzlich bei einander sitzen, drum laßt uns froh seyn, als wollten wir heute für das ganze Leben uns freuen.

Er umarmte Alle, und war bewegt, daß ihm die Stimme versagte. Nun, Väterchen — sagte die Försterin mit bedeutendem Lächeln— ich denke doch, die jungen Leute werden morgen noch froher seyn, wie heute, verstehst du mich?

Ich versteh dich wohl, Mutter — erwiderte der Förster — mögen's denn die Kinder auch verstehn, und sich voraus freuen. Kinder, der Pfarrer ist auf morgen mit eingeladen, und wenn der Wilhelm gut geschossen hat ...

Ein Geprassel und ein lauter Schrei von Käthchen unterbrach hier den Förster Kuno's Bild fiel wieder von der Wand und die Ecke des Rahmens verwundete Käthchen an der Stirn. Der Nagel schien zu locker in der Wand gestanden zu haben, denn er fiel mit der Kalkbekleidung nach.

Ich weiß auch nicht — sagte der Förster verdrüßlich — warum das Bild nicht ordentlich aufgehängt wird, das ist nun das zweitemal, daß es uns erschreckt. Hast du Schmerz, Käthchen?

Es ist unbedeutend — versetzte sie freundlich und wischte das Blut aus den Locken — ich bin nur sehr erschrocken.

Wilhelm war fürchterlich bewegt, als er Käthchens todtenbleiches Gesicht und das Blut an ihrer Stirn sah. So hatte sie seine Phantasie in jener entsetzlichen Nacht ihm gezeigt, und alle diese Bilder wurden jetzt aufgereggt und folterten ihn von neuem. Sein Vorsatz diese Nacht das zweideutige Werk zu beginnen, war heftig erschüttert, aber der Wein, den er, um seine innre Qual zu verbergen, schneller und häufiger als gewöhnlich trank, erfüllte ihn mit einem wilden Muth, er beschloß von neuem, kühn das Wagstück zu unternehmen, und sah in seinem Vorhaben nichts als den schönen Kampf der Liebe und des Muthes mit der Gefahr.

Die Glocke schlug jetzt Neun. Wilhelmen pochte das Herz gewaltig. Er suchte einen Vorwand sich zu entfernen; vergebens, wie konnte der Bräutigam am Hochzeitvorabend die Braut verlassen? Die Zeit flog ihm pfeilschnell vorüber, er litt namenlose Qualen in den Armen der belohnenden Liebe. Zehn Uhr war nun vorüber, der entscheidende Augenblick war gekommen. Ohne Abschied schlich Wilhelm sich von der Seite der Braut; schon war er mit seinen Werkzeugen vor dem Hause, da kam die Mutter ihm nach. Wohin, Wilhelm? fragte sie ängstlich. Ich habe ein Wild angeschossen, und es im Taumel vergessen, war die Antwort. Vergebens bat sie, vergebens schmeichelte ihm Käthchen, die in seiner verstörten Eile etwas ahndete, was ihr unerklärlich schien. Wilhelm drängte beide zurück und eilte in den Wald.

11.

Der Mond war im Abnehmen und stieg dunkelroth am Horizont herauf. Graue Wolken flogen vorüber und verdunkelten zuweilen die Gegend, die bald darauf sich wieder plötzlich vom Mondstrahl aufhellte. Die Birken und Aspen standen wie Gespenster im Wald und die Silberpappel schien Wilhelmen wie eine weiße Schattengestalt zurück zu winken. Er schauderte und die wunderähnliche Störung seines Vorhabens in den letztvergangenen Nächten, das bedeutende, wiederholte Fallen des Bildes schien ihm die letzte Abmahnung seines weichenden Schutzgeistes von einer bösen That zu seyn.

Noch einmal schwankt' er im Vorsatz. Schon wollt' er umkehren, da war es, als flüsterte ihm eine Stimme zu: Thor! hast du nicht schon den Zauber gebraucht, scheuest du nur die Mühe des Erwerbs? — Er stand, der Mond trat glänzend aus der dunklen Welke und beleuchtete das friedliche Dach der Försterwohnung. Wilhelm sah Käthchens Fenster im Silberglanz flimmern, er breitete seine Arme aus und schritt bewußtlos nach der Heimath zurück; da flüsterte die Stimme von neuem, ein heftiger Windstoß brachte den Schlag des zweiten Stundenvietels. Fort, zur That! rief es um ihn; Zur That, wiederholte er laut, feig ist es und kindisch auf halbem Wege

umzukehren, thöricht das Große aufzugeben, wenn man um kleineres schon vielleicht — sein Heil gewagt hat. Ich will vollenden.

Er schritt mit großen Schritten vorwärts, der Wind jagte die zerrissenen Wolken wieder vor den Mond, und Wilhelm trat in die dichte Finsterniß des Waldes.

Jetzt stand er auf dem Kreuzweg. Der Zauberkreis war gezogen, die Schädel und Todtenbeine rings umher gelegt. Der Mond hüllte sich immer dichter in das Gewölk, und ließ die düstern Kohlen, von abwechselnden Windstößen aufgeblasen, allein die nächtliche That mit einem trüben röthlichen Scheine beleuchten. In der Ferne schlug eine Thurmuhur das dritte Stundenviertel an; Wilhelm legte die Gießkelle auf die Kohlen, und warf das Blei hinein, nebst drei Kugeln, die schon früher einmal getroffen hatten, denn von diesem Gebrauch der Freischützen erinnerte er sich in seiner Lehrzeit gehört zu haben.

Im Walde fing es nun an sich zu regen. Zuweilen flatterten Eulen, Fledermäuse, und andre lichtscheues Nachtgeflügel vom Schein geblendet, auf. Sie fielen von ihren Zweigen und setzten sich um den Zauberkreis, wo sie dumpf krächzend mit den Todtenschädeln unverständliche Gespräche zu halten schienen. Ihre Zahl vermehrte sich, und unter ihnen huschten neblichte Gestalten, wie Wolken hin, bald thierähnlich, bald menschlicher gebildet. Der Windstoß spielte mit ihren trüben Dunstkörpern, wie mit abendlichem Thaugewölk, nur Eine stand schattenähnlich, aber unverändert unsern dem Kreis und blickte starr und wehmüthig auf Wilhelm. Zuweilen hob sie die blassen Hände klagend empor, und schien zu seufzen. Die Kohlen brannten düstrer, wenn sie die Hände erhob, aber eine graue Eule schwang die Flügel und fachte die verlöschenden an. Wilhelm wandte sich ab, denn das Angesicht seiner todten Mutter schien aus der düstern Gestalt mit klagender Wehmuth ihn anzublicken.

Da schlug die Glocke Eilf. Die weisse Gestalt verschwand seufzend. Die Eulen und Nachtraben flatterten krächzend auf, die Schädel und Todtenbeine rasselten unter ihren Flügeln. Wilhelm kniete an seinem Kohlenheerd, er goß, und mit dem letzten Glockenschlag fiel die erste Kugel aus der Form.

12.

Die Eulen und Todtenbeine ruhten. Aber auf dem Wege kam ein altes, gebücktes Mütterchen auf den Zauberkreis los. Sie war ringsum mit hölzernen Löffeln, Rührkellen und andern Küchengeräth behangen, und machte ein fürchterliches Geklapper, die Eulen krächzten ihr entgegen und streichelten sie mit ihren Flügeln. Am Kreise bückte sie sich nach den Knochen und Schädeln, aber die Kohlen sprühten nach ihr und sie zog die dürrn Hände zurück. Da ging sie um den Kreis und hielt Wilhelmen grinsend ihre Waare entgegen. Gieb mir die Knöchelchen — gurgelte sie ihm zu — ich geb dir ein Löffelchen, gieb mir die Schädel, was soll dir der Bettel? Kann dir nichts frommen, wirst nicht entkommen, mußst mit zum Hochzeitreihn, lieb Bräutigam mein.

Wilhelm schauderte, doch blieb er still und eilte mit seiner Arbeit. Das alte Weib war ihm nicht unbekannt. Eine wahnsinnige Bettlerin war sonst öfters in diesem Aufzuge in der Nachbarschaft umhergegangen, bis sie endlich im Irrenhause eine Versorgung gefunden hatte. Er wußte nicht, war es Wirklichkeit oder ein Trugbild, was sich ihm darstellte. Nach einer Weile warf die Alte zornig ihren Vorrath ab, und mit den Worten: Nimm das zur Polternacht, das Brautbett ist gemacht, morgen, wenn Abend graut, bist du mir angetraut, komm bald, feins Liebchen! trippelte sie langsam in den Wald.

Plötzlich rasselte es, wie Räder und Peitschengeknall. Ein Wagen kam mit einem Sechsgespann und Vorreitern. Was soll das hier auf der Straße? rief der vorderste; Platz da! Wilhelm blickte auf, dem Hufschlag der Pferde entsprangen Funken, und um die Wagenräder leuchtete es wie phosphorischer Schein. Wilhelm ahndete ein Zauberwerk und blieb ruhig. Hinan, hinan, hinüber, darüber, im tollen Lauf hinan, hinauf! rief der Vorreiter zurück, und im Augenblick stürmte die ganze Schaar auf den Kreis los. Wilhelm stürzte zu Boden, als die Pferde hoch über seinem Kopf bäumten, aber die luftige Reiterei sauste mit dem Wagen in die Luft, drehte sich einigemal über den Zauberkreis und verschwand in einem Sturm, der die Wipfel zerriß und die Zweige weit umher streute.

Es verging einige Zeit, eh sich Wilhelm vom Schreck erholte. Er zwang seine zitternden Hände fest zu halten und goß ungestört einige Kugeln. Da schlug die ferne, ihm wohl' bekannte Thurmglöcke. Tröstend, wie eine freundliche Stimme schallte ihm der Klang aus der Menschenwelt in den furchtbaren abgesonderten Kreis herüber, aber die Glöcke schlug zweimal, dreimal. Er schauderte über den blitzschnellen Verlauf der Zeit, denn noch war nicht der dritte Theil seiner Arbeit vollendet — Sie schlug zum viertenmal. Wilhelms Kraft war vernichtet, jedes Glied schien gelähmt und die Gießform entsank seiner bebenden Hand. Er horchte mit verzweifelnder Resignation auf den Schlag der vollen Stunde, der Klang säumte, zögerte, blieb aus. Ein Spiel mit dem Schall der ernsten Mitternachtstunde schien selbst den furchtbaren Mächten der Tiefe zu gewagt. Voll froher Ahnung ergriff Wilhelm seine Uhr, sie zeigte das zweite Viertel der Stunde. Er blickte dankbar zum Himmel, und eine fromme Empfindung mäßigte seinen Jubel, der gegen die Gesetze der dunkeln Welt eben in einem lauten Ausruf sich Luft machen wollte.

Gefaßt und gestärkt gegen neue Täuschung ging er muthig wieder an sein Werk. Tiefe Stille war rings um ihn, nur die Eulen schnarchten und stießen zu Zeiten die Schädel gegen die Totenknochen. Auf einmal knisterten die Büsche. Der Ton war dem kundigen Jäger nicht fremd, er blickte hin, und, wie er vermuthete, eine wilde Bache brach durch das Gebüsch und rannte auf den Kreis los. Wilhelm ahndete hier keine Täuschung, er sprang auf, faßte sein Gewehr und drückte es schnell auf das wilde Thier los, aber kein Funken sprang aus dem Stein, er zog den Hirschfänger, aber das borstige Unthier fuhr, wie zuvor Wagen und Pferde, über ihn in die Luft und verschwand.

13.

Der geängstete Wilhelm eilte, die verlorne Zeit einzubringen. Sechzig Kugeln waren gegossen, er blickte froh empor, die Wolken öffneten sich und der Mond warf seine hellen Strahlen wieder auf die Gegend. Da rief eine ängstliche Stimme im Walde: Wilhelm! Wilhelm! es war Käthchens Stimme. Wilhelm

sah sie ans dem Gebüsch treten und furchtsam umherblicken. Hinter ihr keuchte das alte Weib und streckte die dürrn Arme spinnenartig nach der Fliehenden, deren flatterndes Gewand sie zu erhaschen suchte. Käthchen sammelte die letzten ermattenden Kräfte zur Flucht, da trat ihr der Stelzfuß in den Weg, sie stockte einen Augenblick im Lauf, und jetzt faßte sie die Alte mit den entfleischten Knochenhänden. Wilhelm hielt sich nicht länger, er warf die Form mit der letzten Kugel aus der Hand, und eben wollt' er den Zauberkreis überspringen, da schlug die Glocke Mitternacht, das Zauberbild war verschwunden, die Eulen warfen flatternd Knochen und Schädel unter einander und flogen davon, die Kohlen verloschen, und Wilhelm sank erschöpft zu Boden.

Jetzt kam auf schwarzem Roß langsam ein Reiter heran. Er hielt vor dem zerstörten Zauberkreise. Du hast deine Probe gut bestanden, sprach er, was begehrst du von mir?

Nichts von dir — antwortete Wilhelm — was ich brauche, hab' ich mir selbst bereitet.

Mit meiner Hülfe — fuhr der Fremde fort — darum gehört mir mein Theil.

Mit Nichten — rief Wilhelm — ich habe dich weder gedungen noch dir gerufen.

Der Reiter lächelte höhnisch. Du bist kühner — sprach er — als deines gleichen sonst zu seyn pflegen. Nimm die Kugeln, die du bereitet hast. Sechzig für dich, drey für mich; jene treffen, diese äffen, auf Wiedersehn, dann wirst du's verstehn.

Wilhelm wandte sich ab. Ich will dich nicht wiedersehn — rief er — verlaß mich!

Warum wendest du dich von mir? — fragte der Fremde mit furchtbarem Lächeln — kennst du mich?

Nein, nein! — schrie Wilhelm schaudernd — ich will dich nicht kennen, ich weiß nichts von dir! Wer du seyn magst, verlaß mich!

Der schwarze Reiter wendete sein Roß. Dein aufsteigendes Haupthaar — sagte er mit dumpfem Ernst — gesteht, daß du mich kennst. Ich bin der, den mit Schauer im Geist du sträubend nennst.

Mit diesen Worten verschwand er, und die Bäume, unter welchen er gehalten hatte, senkten verdorrte Aeste zum Boden.

14.

'Barmherziger Gott, Wilhelm, was ist dir geschehen? — riefen Käthchen und Mutter Anne, als Wilhelm nach Mitternacht bleich und verstört nach Haus kam — du siehst, wie aus dem Grabe gestiegen.

Es ist von der Nachtluft — antwortete Wilhelm — mir ist in der That etwas fieberhaft.

Wilhelm — sagte der Förster, der eben hinzutrat — dir ist etwas im Walde begegnet. Warum ließest du dich nicht halten? Mir machst du keinen blauen Dunst.

Wilhelm war über den Ernst des Vaters betroffen. Nun ja — erwiderte er — mir ist wirklich etwas begegnet. Aber geduldet euch neun Tage. Früher, wißt ihr selbst ...

Gern, lieber Sohn, gern! — fiel der Alte ein — Gottlob, wenn es etwas ist, was neun Tage geheim bleiben muß. Laß ihn ruhig, Mutter, stör' ihn nicht, Käthchen! Ich hatte beinahe dir Unrecht gethan, guter Wilhelm! Nun geh', erhole dich, die Nacht, sagt das Sprichwort, ist keines Menschen Freund, aber fasse nur Muth, wer in seinem Beruf ist und auf guten Wegen geht, dem schadet auch der Nachtspuk nicht.

Wilhelm hatte alle Verstellungskunst nöthig, um nicht zu verrathen, wie sehr des Alten Ahnung mit der Wahrheit übereinkam. Die schonende Liebe des Vaters, sein unerschüttertes Vertrauen, wo Alles auf schwere Verschuldung deutete, zerriß sein Herz. Er eilte auf sein Zimmer, entschlossen das Zauberwerk zu vernichten. Nur Eine Kugel — nur Eine will ich brauchen — rief er weinend mit gefalteten Händen zum Himmel — O die Absicht darf doch einmal das zweideutige Mittel entsündigen. Mit tausend Büßungen will ich's ja gern versöhnen, wenn etwas sündiges an meiner That ist! Kann ich denn jetzt noch zurück, ohne mein ganzes Glück, meine Ehre, meine Liebe zu zerstören?

Sein Vorsatz stillte die Unruh in seiner Brust, und er sah am Morgen der Sonne ruhiger entgegen, als er gehofft hatte.

15.

Der fürstliche Kommissarius kam, und verlangte vor der ernsthaften Probe eine kleine Jagdparthie mit dem jungen Förster zu machen. Denn — sagte er — es ist ganz gut, daß wir die alte Solennität beibehalten, aber die Kunst des Jägers zeigt sich draußen im Wald am besten. Frisch auf, Herr Expektant, in den Wald!

Wilhelm erblaßte und wollte Entschuldigungen vorbringen, und als diese bei dem Landjägermeister nichts fruchteten, bat er, seinen Probeschuß wenigstens zuvor thun zu dürfen. Der alte Förster schüttelte bedenklich den Kopf. Wilhelm, Wilhelm — sagte er, mit bebender, tiefer Stimme — hätte ich gestern doch richtig geahndet?

Vater! — rief dieser, und Verzweiflung erstickte seine Stimme. Er entfernte sich schnell, und in wenig Augenblicken war er zur Jagd fertig bei dem Vater und folgte dem Jägermeister in den Wald.

Der alte Förster suchte seine Ahnungen zu unterdrücken, doch bemühte er sich vergebens um eine frohe Miene. Auch Käthchen war niedergeschlagen, und ging, wie träumend im Haus umher. Sie fragte den Vater, ob es nicht möglich sei, die Probe aufzuschieben? Ich wollt' es auch, sagte dieser, und umarmte sie schweigend.

Jetzt kam der Pfarrer glückwünschend, und erinnerte die Braut an den Kranz. Mutter Anne hatte ihn verschlossen, und in der Eil' beschädigte sie aufschließend das Schloß. Ein Kind wurde geschwind zu einer Kranzhändlerin geschickt, um einen andern Kranz für die Braut zu holen. Laß dir den schönsten geben, rief Mutter Anne dem Kinde nach, aber dieses griff in der Unwissenheit nach dem glänzenden, und die mißverstehende Verkäuferin gab ihm einen Todtenkranz für eine Braut von Myrte und Rosmarin mit Silber durchwunden. Mutter und Braut erkannten das Deutungsvolle des Zufalls; jede schauderte, und beide suchten, sich umarmend, ihr Grauen in ein Lächeln über den Mißgriff des Kindes umzuwandeln. Das Schloß wurde noch einmal versucht, es öffnete sich leicht, die Kränze wurden gewechselt, und der Brautkranz in Käthchens Locken gewunden.

16.

Die Jäger kamen zurück. Der Kommissar war unerschöpftlich in Wilhelms Lobe. Es dünkt mich fast lächerlich — sprach er — nach solchen Proben noch einen Probeschuß zu verlangen. Doch, dem alten Recht zu Ehren, müssen wir schon einmal etwas unnöthiges thun, und so wollen wir denn die Sache so kurz als möglich abthun. Dort auf dem Pfeiler sitzt eine Taube, schießen Sie die herunter.

Um Gottes willen — schrie Käthchen herzueilend — Wilhelm, schieß nicht danach. Ach mich träumte diese Nacht, ich war eine weisse Taube, und die Mutter band mir einen Ring um den Hals, da kamst du, und die Mutter ward voll Blut.

Wilhelm zog das schon angelegte Gewehr zurück, aber der Jägermeister lächelte. Ei, ei! — sagte er — so furchtsam? Das schickt sich nicht für ein Jägermädchen. Muth, Muth, Bräutchen! oder ist das Täubchen vielleicht ihr Favoritthen?

Nein — erwiderte sie — mir ist nur so bang.

Nun dann — rief der Kommissar — Courage, Herr Förster, schießen Sie!

Der Schuß fiel, und in demselben Augenblick stürzte Käthchen mit einem lauten Schrei zu Boden.

Wunderliches Mädchen! — rief der Landjägermeister — und hob Käthchen auf, aber ein Strom Blut quoll über ihr Gesicht, die Stirn war ihr zerschmettert, eine Büchsenkugel lag in der Wunde.

Was ist?— rief Wilhelm — als lautes Geschrei hinter ihm ertönte. Beim Zurückblicken sah er Käthchen todtenbleich in ihrem Blut. Neben ihr stand der Stelzfuß und mit höllischem Hohnlachen grinsete er: Sechzig treffen, drei äffen.

Wilhelm riß wüthend seinen Hirschfänger aus der Scheide, und hieb nach dem Verhaßten. Verfluchter — schrie er verzweifelnd — so hast du mich getäuscht? Mehr konnte er nicht sprechen, denn er sank besinnungslos neben der blutenden Braut zu Boden.

Der Kommissar und der Pfarrer suchten vergebens den verwaisten Aeltern Trost zuzusprechen. Mutter Anne hatte kaum der brautlichen Leiche den prophetischen Todtenkranz auf die Brust gelegt, als sie den tiefen Schmerz in der letzten Throne ausweinte. Der einsame Vater folgte ihr bald. Wilhelm beschloß sein Leben im Irrenhause.

Das Ideal.

Lange, lange vor der allgemeinen Sündflut gab es einen Prinzen, dem der Hof von Kindesbeinen an vorsagte, daß er in der Folge ganz scharmant regieren würde, und der sich das gerne gesagt seyn ließ.

König Huldibert, sein Vater, hatte aber auch die berühmtesten Professoren der berühmtesten Universitäten in der ganzen Welt zu seiner Bildung zusammen holen lassen, so daß Prinz Heckerling Gelegenheit gehabt hätte, sich über ihre entgegengesetzten Ideen, Begriffe, Systeme, Meinungen und sonnenklaren Beweise tod zu lachen, wenn er seiner künftigen Bestimmung nicht besser eingedenk gewesen wäre. Schon im zwölften Jahre war er ein Weltwunder, und nun mußten die schönen Künste erhalten. Da wahrte es denn gar nicht lange, so tanzte er wie der damalige Vestris, komponirte besser als der damalige Haydn, und was Poesie betrifft, so hätte der damalige Göthe bei ihm in die Schule gehen können. Weil er obendrein ein Ausbund von Schönheit war, und das Reich, dessen Erbschaft ihm bevorstand, an Glanz und Größe alle Reiche umher weit übertraf, so mußte ja die Liebe noch viel blinder als gewöhnlich gewesen seyn, wenn sie nicht auf ihn Jagd gemacht hätte. Alle benachbarten Prinzessinnen aber hatten keine Ruhe und ließen ihren Vätern keine Ruhe. Immer wollten sie den schönen Prinzen im Auge haben, und es hätte Noth gethan, daß die guten Väter ihren Thron an den Meistbietenden verkauft und an Huldiberts Hose privatisirt hätten.

Aber die benachbarten Prinzessinnen alle mit einander waren dem König Huldibert nicht berühmt und vornehm genug für seinen Sohn. Wenigstens nahm man bei der Verheirathung des Prinzen Heckerling auf keine einzige von ihnen Rücksicht. Niemand schien dem Stolze des königlichen Paares zur Schwiegertochter tauglich, als die Thronerbin eines viele hunderttausend Meilen weit entlegenen ungeheuern Reiches, deren Schönheit der Ruf von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis in König Huldiberts Schloß ausposaunt hatte.

König und Königin entdeckten dem Prinzen, daß es zu einer würdigen Vermählung allmählig Zeit werde, und auf wen ihre

Wahl gefallen sei. Wenn nun auch der Prinz des festen Glaubens lebte, daß die Natur ganz expreß für ihn ein Ideal habe aufwachsen lassen, so ward er's doch überdrüssig darauf zu warten, und ließ sich's nach und nach übel und böse gefallen, daß eine Gesandtschaft an den Hof des Königs Isegrimm geschickt wurde, welche dessen Tochter, die bezaubernde Isola, für ihn zur Gemahlin abholen sollte.

Man hatte schon ein entsetzlich großes Gesandtschaftspersonal ernannt und equipirt, als der Hofnarr die naseweise Frage auswarf, in wie langer Zeit man denn wohl die Reise von vielen hunderttausend Meilen zweimal machen wolle? Das war bis dahin keinem Menschen eingefallen. Ehe die schwerfällige Gesandtschaft nur beim König Isegrimm anlangte, konnte die Prinzessin Isola längst verheirathet oder gar verstorben seyn, und im Fall sie ja noch ledig und lebendig gefunden wurde, so kam sie doch gewiß durch die Jahre schon unscheinbar gemacht und nicht eher an König Huldiberts Hofe an, als bis der König und seine Gemahlin längst zu ihren Vätern und Müttern, versammelt waren. Denn der Ruf, der Isola's Schönheit hergebracht hatte, hätte viel Flügel haben müssen, um sie dem ansehnlichen Zuge zu borgen, und an Jakob Degen und seine Flugmaschinen war damals noch mit keinem Athen, gedacht worden.

Diese Frage zerbrach mit Einem Male dem Könige und seinem Staatsrathe die Köpfe, und ein allgemeines Achselzucken war der Erfolg nach mancher qualvollen Nachtwache. Um jedoch wenigstens etwas in der Sache zu thun, wurde eine Preisaufgabe daraus gemacht, wer den Gesandten und seinen Sekretär in Zeit von wenigen Wochen zum König Isegrimm hin-, und nach glücklich beendigtem Auftrage, wenigstens die Prinzessin und den Gesandten, wieder zurück schaffen würde. Je unmöglicher die Sache schien, desto höher konnte der Preis gesetzt werden, und wirklich versprach König Huldibert dem glücklichen Spediteur seine reizende Tochter, die Prinzessin Floribella, zur Gemahlin.

An allen Straßenecken und in allen Zeitungen war Floribella auf diese Weise ausboten worden, auch hatte man bereits einige unbefugte Schriftsteller, die sich über die Wohlfeilheit einer dergleichen Preisaufgabe vorlaut genug ausgelassen, bei

den Ohren genommen, als ein Mann, der unter der vorigen Regierung des Landes verwiesen worden war, und an den keine Seele mehr gedacht hatte, mit dem Versprechen, des Königs Willen auszuführen, um sichres Geleit ansuchte.

Der Grund zu des Mannes damaliger Landesverweisung lag in ein Paar Siebenmeilenstiefeln und zwei außerordentlich hervorstehenden Höckern, womit seine Brust und sein Rücken, versehen war. Mittelst der Stiefeln betrieb er nämlich nicht nur das Botenlaufen außerordentlich gut, sondern er machte sich obendrein zur lebendigen Postkalesche, indem er seine beiden Höcker also zu satteln verstand, daß vorn und hinten ein Passagier darauf reiten konnte.

So schlecht nun auch die Reisemaschine aussah, so gewährte sie doch jedem Reisenden, der bald an Ort und Stelle seyn wollte, den unläugbarsten Vortheil, daher denn der Mann, welcher nur unter dem Namen Höckerlein bekannt war, so viel Kunden hatte, daß um alle zu fördern, hundert Höcker mehr kaum hingereicht haben würden.

Was aber das gesammte Publikum dabei gewann, das verloren einzelne Innungen und Gewerbe. So litten z. B. die Roßkämme, Wagner, Landkutscher und Schmiede gewaltig darunter, und den Schuhmachern kam ihre Einbuße auch nicht zu gute, denn Höckerleins Siebenmeilenstiefel waren so vortrefflich zusammengezaubert, daß sie niemals besohlt oder ausgebessert werden durften. Nicht minder war Höckerlein Schneidern und Sattlern ein Dorn im Auge, weil er Kleider und Sattel durch unzüftige Gesellen machen ließ, die darauf besser als die zünftigen Leute eingerichtet waren. Die Gastwirth murrten laut, daß wegen des so üblich gewordenen Riesenschritts kein Mensch mehr bei ihnen einkehre. Die Weiber wollten nicht mehr schwanger werden, so lange Höckerlein im Lande herumginge. Sie fürchteten nämlich, daß wenn sie sich ja nicht an seinen Höckern versähen, dieß doch gewiß an seiner Nase einmal geschehen würde, die in der That so unförmlich war, daß es gar nicht aussah, als ob er jemand einen ordentlichen Kuß zu geben vermöchte. Das Murren von einer Menge Gewerbe dauerte eine geraume Zeit fort, als endlich Zollbediente und Postmeister eine Beschwerde einreichten, die Hände und Füße hatte. Da nun Post- und Miethpferde mit ihren

Gründen für Höckerlein kein Gehör fanden, so wurde der Mann durch Urteil und Recht des Landes auf ewig verwiesen.

König Huldibert schwankte einen Augenblick, ob er Höckerleins jetziges Erbieten annehmen sollte. Einer solchen Mißgeburt konnte er doch unmöglich seine schöne, sechzehnjährige Prinzessin geben! In der Hoffnung jedoch, daß der Mann, der ohnedieß inzwischen alt geworden seyn mußte, solche ungereimte Dinge nicht prätendiren, sondern mit Reichthümern und Titeln leicht abzufinden seyn würde, ließ der König den Geleitsbrief ausfertigen und abgehen.

Prinzessin Floribella fiel in Ohnmacht, als sich Höckerlein auf dem Schlosse einstellte, der König aber redete ihn folgender Maßen an: Mein lieber Höckerlein, ich denke mich eurer in der bewußten, wichtigen Sache zu bedienen, und verspreche euch, wenn ihr euer Wort erfüllt, und die Prinzessin Isola wirklich auf hiesigem Schlosse angekommen ist, ein paar tüchtige Hände voll der edelsten Edelsteine, und ein paar hundert schöne Rittergüter. Auch sollt ihr als mein Oberreisemarschall hinführo von jedermänniglich angesehen werden, und es dabei in euerm Belieben stehen, ob ihr in dieser Qualität Dienste leisten möget oder nicht. Das seht ihr übrigens wohl ein, daß ihr kein Mann seid für eine bildschöne Prinzessin aus meinem Hause.

Darauf antwortete die Mißgeburt: Nein, Herr König, das sehe ich gar nicht ein. Ich glaube vielmehr, daß mir die gerechte Natur eben durch meine enorme Häßlichkeit die nächsten Ansprüche auf eine Frau von enormer Schönheit gegeben habe. Und wahrlich, ich bin keinesweges gesonnen, meine Rechte selber mit Füßen zu treten.

Aber, bedenkt nur, versetzte der erschrockne König, meine Tochter ist schon jetzt in Ohnmacht gefallen über euern Anblick, was würde nicht erst geschehen, wenn sie euer Weib werden sollte!

Auch hiervon aber wurde das Tigerthier nicht gerührt, sondern erwiderte ganz kaltblütig, daß sich die Prinzessin allmählig an seine Häßlichkeit gewöhnen, und sie für den Stachel ansehen würde, welcher der schönen Rose zugetheilt worden. Wie ich über ihrer Schönheit das Unheil meines Spiegels vergessen werde, fügte er hinzu, so wird sie über ihrem Spiegel meine

Häßlichkeit vergessen, und alles gar bald in die rechte Ordnung kommen.

Der König, welcher sich über diese so kecken als grausamen Reden gewaltig betrübte, versprach ihm alles Mögliche außer der Prinzessin, und gab ihm obendrein die schönsten guten Worte. Doch Höckerlein blieb dabei, daß er die Prinzessin eben verlange und sonst gar nichts.

Huldibert entließ ihn hierauf mit der Weisung, in zwei Stunden wieder zu kommen, und berief seinen Staatsrath.

Daß dieser schon wieder nichts als Achselzucken zu geben hatte, verdroß ihn dermaßen, daß er ihn auf der Stelle abdankte. Wer freilich blieb das königliche Wort, das demjenigen, der die bewußte Sache ausführte, die Prinzessin Floribella versprach, nichts destoweniger an allen Straßenecken und in allen Zeitungen stehen. Endlich hatte noch der Gesandte einen Ausweg gefunden. Der König möchte nämlich Höckerleinen immerhin die Prinzessin zusagen, er und sein Sekretär, welche vorläufig bestimmt waren, die beiden Sättel des Siebenmeilenstiefers einzunehmen, gedächten schon die Erfüllung des Versprechens zu hintertreiben. Der Sekretär sollte nämlich unterwegs mit Höckerleinen Brüderschaft machen, ihm am Orte ihrer Bestimmung kurz vor der Rückreise einen dreitägigen Schlaftrunk beibringen, und während des Schlafes die Siebenmeilenstiefel ausziehen, welche er niemals abzulegen pflegte. Wenn dieß geschehen war, so sollte der Sekretär seinem eignen Körper ein paar ähnliche Vorsprünge, wie Höckerlein von der Natur erhalten hatte, durch die Kunst anfertigen lassen, und auf der Rückreise des Schlafenden Platz gänzlich einnehmen.

Zwar mißbilligte der König, daß die Sache auf einem Betrage beruhte, als ihm aber die außerordentliche Wohlthätigkeit dieses Betrages recht anschaulich gemacht worden war, da ließ er sich's gefallen, drang jedoch darauf, daß eine Menge Kostbarkeiten Höckerleinen, als Entschädigung, zurückgelassen würden. Denn daß dieser nach dem Verluste der Siebenmeilenstiefel die weite Rückreise im Leben nicht unternehmen konnte, darüber war der König und seine Familie mit dem Gesandten vollkommen einig.

Reiter und Pferd sollten aber wenigstens die Kostbarkeiten eines großen Gesandtschaftszuges an sich tragen, damit König Isegrimm sogleich schließen könne, welche würdige Hand es sei, worein er die Hand seiner Tochter Isola zu legen habe. Höckerlein selber wurde in die köstlichsten Zeuge gekleidet, und der Sattel des Gesandten mit den seltensten Perlen ausgeschmückt. Der Gesandte hatte jede Naht seines Kleides mit Brillanten besetzt, und der Sekretär war mit Rubinen und Smaragden überschüttet, trug auch überdieß einen aus den herrlichsten Edelsteinen gefertigten Blumen- und Früchtestrauß, als Geschenk für die Prinzessin Isola, der von den ungeheuern Brillanten und Karfunkeln so schwer wurde, daß er ihn kaum drei Minuten in Einer Hand halten konnte. Und damit doch die Ambassade auch die Ohren ergötze, heftete man dem Sekretär, ungefragt, alle die goldenen Schellen an, die der Gesandte und Höckerlein sich in tiefster Demuth verboten hatten.

Höckerlein, auf welchen die ganze Last zurückfiel, ächzte, bei aller Kraft, mit der ihn seine Zauberstiefel versahen, abscheulich, als die Reise fort und zwischen zwei unermeßlichen Reihen weit aufgesperrter Nasen und Mäuler hindurch ging, aber Ehre und Hoffnung spornten ihn, das Aeüßerste zu thun, so daß er bald mit seiner Bürde an Ort und Stelle glücklich anlangte.

Das Geschäft reüssirte über Erwarten schnell. Der köstliche Blumen- und Früchtestrauß entzückte den König Isegrimm. Er gebot seiner Tochter, daß ihr der Prinz Heckerling gefallen sollte, auch wurde sie nach Verlauf von wenig Tagen dem Gesandten als Bevollmächtigten angetraut.

Dieser sah sein Glück in der hoffnungreichsten Blüte. Denn die Prinzessin war nicht nur über alle Begriffe schön, sondern ihr Vater versprach auch ohne alle Umstände, Heckerlings Erstgebornem seinen Thron und was dem anhängig.

Nichts blieb übrig, als des Sekretärs Geschäft wegen der Siebenmeilenstiefel. Mit dem aber wollte es mehrere Tage gar nicht vorwärts. Es schien, als ob das Pferdemetier, welchem Höckerlein sich widmete, ihm auch zu einer ächten Pferdenatur verholpen habe, denn der Schlaftrunk schlug selbst dann nicht an, wenn die Portion verdoppelt und verdreifacht worden war.

Der Gesandte gab schon Angstschweiß von sich, wenn er an das Unglück nach Höckerleins Rückkehr und die ungnädigen

Blicke dachte, die es von König Huldibert und dessen Gemahlin und Tochter, für ihn abwerfen würde.

Endlich gelang dem Sekretär sein Vorhaben noch dadurch, daß er den Siebenmeilenstiefel in einen Zank mit mehreren Lastträgern verwickelte, welche ihm mit ihren freimüthigen Demonstrationen so zusetzten, daß körperliche Müdigkeit der Wirkung des Schlaftrunks zu Hülfe kam.

Der Gesandte war außer sich für Entzücken, als der Sekretär gegen Mitternacht einmal in den Siebenmeilenstiefeln zu ihm hereintrat. Auf seinen Befehl wurden sogleich der berühmteste Mechanikus und der geschickteste Sattler der Residenz aus dem Schlafe gepocht, um dem Sekretär das Maas zu nehmen und Sattel und Zeug zu verfertigen.

Weil der Ambassadeur bei Höckerleinen nicht ganz bequem gesessen hatte, so bestellte er die Sitze, deren Gestell der Sekretär abgeben sollte, um eine Vierteilelle länger und breiter, auch ein paar goldene Lehnen zum Anhalten dazu. Dabei suchte er das unwillige Gesicht des Sekretärs durch die Vorstellung der unbeschreiblichen Ehre, die ihm widerführe, in die gewöhnlichen Falten zurück zu bringen.

Mit Tagesanbruch begab sich der Gesandte zu dem Monarchen, machte diesen mit den Eil erfordernden Umständen bekannt, und erlangte von ihm die Erlaubniß, Nachmittags mit der schönen Isola abreisen zu dürfen.

Damit auch keine Verhinderungsursache dazwischen käme, wurden dem Mechanikus und dem Sattler eine Uhr und ein Galgen vor die Hausthüren gesetzt. Die Uhr sollte ihnen nämlich das Herannahen der Mittagsstunde allaugenblicklich vorhalten, und der Galgen ihnen andeuten, wer nach dem Glockenschlage zwölf unfehlbar daran hängen würde, wenn Sitz und Sattel nicht zuvor fix und fertig wären.

Schon eine Stunde früher wurden die Uhren und die Galgen wieder weggenommen, und Sitz und Sattel obendrein so sinnreich und schön gefunden, daß Mechanikus und Sattler würden Gefahr gelaufen haben, als Hexenmeister verbrannt zu werden, wenn der König für dießmal kein Auge zugedrückt hätte.

Das einzige Bedenken waltete noch vor ob auch der Sekretär die äußerst solide und massive Arbeit würde ertragen können.

Der Gesandte wartete auf ihn mit Ungeduld, und der König war sehr böse, daß er ihm nicht die Pünktlichkeit wie dem Mechanikus und dem Sattler eingeschärft hatte. Endlich kam alles darin überein, daß der Sekretär ein Verbrecher sonder Gleichen wäre, und man schickte Leute aus, ihn zu greifen und ihm die Siebenmeilenstiefel sammt den Beinen, die sich so lange erwarten ließen, mir nichts dir nichts, vom Leibe zu schneiden.

Die Leute kamen jedoch leider unverrichteter Sache wieder. Der Sekretär hatte nämlich nach reiflicher Ueberlegung, daß er zeither schon ärgerliche Lasten genug zu tragen gehabt, und daß vor dem jetzigen Uebermaße ein Gang über alle Berge am besten schützen würde, die Siebenmeilenstiefel bereits zu einer Promenade auf seine eigne Hand benutzt.

Da saß nun die Prinzessin und der Gesandte, während der Sekretär gut Lachen hatte über die Steckbriefe, welche nach ihm erlassen wurden, und welche ihm vorkamen, wie eine Heerde Schnecken, die einen Hasen einholen wollen.

Kein Mensch wußte, wie Isola ihrem Bräutigam in die Arme geführt werden sollte.

König Isegrimm ließ einem ganzen Kollegium, das er bei der schwierigen Sache vergebens um Rath gefragt hatte, die Köpfe vor die Füße legen, aber dadurch wurde das Kollegium nicht klüger und er auch nicht. Endlich fiel noch der Gesandte darauf, daß der vorige Besitzer der Siebenmeilenstiefel, als solcher, gute Konnexionen haben müsse, und ließ ihn, noch schlafend, in seine Wohnung bringen.

Beim Erwachen klagte er dem erschrockenen Höckerlein, daß der boshafte Sekretär sie insgesamt himmelschreiend überlistet hätte, und beschwor ihn, mit Hülfe seiner Freunde oder Freundinnen, auf Mittel und Wege zum baldigsten Rücktransport zu denken.

Als der erste Schreck vorüber war, erbot sich auch Höckerlein, die Fee, welcher er die Stiefel verdankte, zu citiren, und ihr, wo möglich, noch ein Paar dergleichen abzuschwatzen.

Wie er jedoch Wind bekam, daß der Gesandte nicht so unschuldig an dem Stiefelraube war, als er aussehen wollte, da war er weder durch Bitten noch Drohen eher zu bewegen, bis

König Isegrimm seine Ehre verpfändet hatte, ihm im Gelingungsfall Huldiberts Tochter zur Gemahlin zu verschaffen.

Am Hofe des Königs Huldibert hatte sich aber inzwischen auch etwas sehr Bedenkliches ereignet. Prinz Heckerling wurde nämlich eines Tages auf dem Markte ein paar Alterthumskenner gewahr, die sich bei den Haaren gefaßt hielten. Auf seine Frage erfuhr er, daß eine eben angelangte weibliche Bildsäule die Ursache gewesen, die der eine dem Alterthum, der andre dem modernen Zeitalter zuzuerkennen gesonnen wäre.

Der Prinz vergaß gar bald Beweis und Beweisführer über der Statüe, gab auf der Stelle dafür, was der fremde Kunsthändler nur haben wollte, ließ sie auf das Schloß schaffen, und sagte zum Könige seinem Vater, so sollte und müßte seine künftige Geliebte aussehen. Denn das Original von dieser wäre es, welches die Natur mit ihm aus Einem Stücke gemacht hätte, und nach dem er sich nunmehr immerfort sehnen müsse, bis er mit ihm wieder vereinigt sei.

König Huldibert glaubte anfangs, sein vielgeliebter Sohn spaße bloß, und sagte lächelnd, daß die Prinzessin Isola ihn schon andres Sinnes machen würde. Aber der Prinz rief: Isola hin, Isola her. Wenn sie nicht ganz die Züge dieser Statue hat, so mag sie immer bleiben, wo sie ist, oder der Gesandte sie an meiner Stelle behalten.

Nun erschrak König Huldibert über die, so wunderlichen Aeußerungen, welche ihn um so mehr beunruhigten, da sie in keiner vorübergehenden Laune ihren Grund hatten. Denn der Prinz wurde von Tag zu Tage verliebter in die Statüe, unterhielt sich alle Nächte im Traume mit ihrem Originale, und die ganze übrige Zeit, jeden der ihm zu nahe kam, davon, wie das Traumbild spreche, oder tanze, oder singe. Denn von alle dem wurde er im Schläfe hinlänglich unterrichtet, hatte auch in kurzer Zeit viele Ballen Papier auf die Augen, den Mund, das Haar und den Wuchs der Einzigen verdichtet und verkomponirt.

Von der Prinzessin Isola fing er schon an ganz despektirlich zu reden, und arbeitete sich am Ende so, tief in das neue Sehnen- und Thränensystem hinein, daß er an unmögliche Dinge gar nicht mehr glaubte, und einmal gradeweg vom Könige Huldibert verlangte, er solle doch Befehl geben, daß seine geliebte Statüe lebendig gemacht werde.

Darüber riß denn dem langmüthigen Könige der Geduldfaden, und er sagte: Ungerathener Sohn, habe ich dir darum eine so musterhafte Erziehung geben und dich mit allen möglichen Wissenschaften auffüttern lassen, daß du mir solche alberne Dinge zumuthest? Einsperren werde ich dich und dir eitel Brot und Wasser vorsetzen, damit dir die unnützen Gedanken und Triebe hübsch vergehen, und du einsehen lernest, wie sich ein vernünftiger Kronprinz zu geberden habe.

Und als auch diese kräftigen Worte nicht anschlugen, da führte der König die Drohung wirklich aus.

Aber das Mitleid der Königin Mutter verwandelte heimlich das Brot, das der Prinz erhielt, in köstliche Leckerbissen und das Wasser in Wein, so daß der Gefangene auf seiner Denkweise beharrte, und dem König Huldibert nach Verfluß einer Woche dreist sagen ließ: Er möchte ihn ganz unverzüglich auf freien Fuß stellen, wenn er nicht wolle, daß sich der Thronerbe den Kopf an der Wand entzwei renne.

Auch dieses Wort soll ihm das mütterliche Mitleid zugeflüstert haben.

So viel ist ausgemacht, daß es seine Wirkung nicht verfehlte.

König Huldibert ließ, als er es vernahm, Messer und Gabel vor Schrecken herunter fallen, und eilte in der einen Hand die Serviette, in der andern den Schlüssel, spornstreichs nach der Gefängnißthüre, um nun nothgedrungen die Güte zu versuchen. Aber der Prinz hörte und sah nichts als die geöffnete Thüre, sprang hinaus und in das Zimmer, wo die Bildsäule sich befand, und lag einen halben Tag vor ihr auf den Knien.

Der König schickte ihm Leibes- und Seelenärzte, Moral- und Unmoralphilosophen vergebens über den Hals. Der Prinz warf die gedruckten Heilmittel so gut, wie die gekochten, zum Fenster hinaus. Ja, der König war, wenn er den Hausfrieden erhalten wollte, sogar genöthigt, einen Weltweisen, der allgemein für den achten gehalten wurde, in's Narrenhaus zu placiren, weil er Prinz Heckerlingen vorgestellt hatte, daß aus dergleichen Passionen, wie er eine zu kultiviren geruhte, niemals etwas Gescheidtes heraus komme, daß obendrein die Bildsäule aus nichts weniger als schönen, sondern aus höchstmöglichen Verhältnissen bestehe, und daß der Alterthumskenner, der sie für eine antike

sitzende Venus gehalten hätte, ein Ignorant sonder Gleichen seyn müsse.

Das Letztere schien in der That beinahe so. Denn man hatte am Fußgestell eine ganz neue Jahrzahl und einen Künstlernamen entdeckt, der ebenfalls der neuern Zeit angehörte.

Hieraus schloß man, daß es ein Porträt sei, denn die Künstler der damaligen Zeit waren gewöhnlich viel zu arm, um ihre Phantasien in Marmor auszudrücken. Dazu kam, daß der Unbefangene wirklich nicht genug Phantasie an diesem Marmorbilde entdeckte, um es für eine Phantasie zu halten, ein Umstand übrigens, den niemand, dem das Schicksal des Weisen im Narrenhause zuwider war, sich zu äußern erkühnte.

Darin glaubte man übereinstimmen zu dürfen, daß die Bildsäule gestohlen seyn müsse, und das war ein großer Trost für den Prinzen Heckerling. Denn so hoffte er durch Zeichnungen, die er überall herumschickte, bald dahinter zu kommen, wer auf das Eigenthum des Marmors, und auf wen er selber Anspruch zu machen hätte. Aber lange Zeit vergebens.

Eine Vermuthung, welche den König Huldibert außerdem sehr betrübt haben würde, trug jetzt einiges zu seiner Beruhigung bei. König Isegrim, meinte er nämlich, müsse unfehlbar seinen Antrag abgelehnt und die Siebenmeilenstiefel in seine Rüstkammer genommen haben, weil er sich das lange Ausbleiben der Gesandtschaft anders gar nicht erklären konnte.

Um nun seinem Sohne entweder das Urbild der Statue zu verschaffen, oder es ihm aus dem Sinne zu treiben, veranstaltete er wöchentlich einige Bälle, zu denen die weibliche Jugend aller umliegenden Höfe nach und nach eingeladen wurde.

Seitdem wimmelten die Landstraßen immer von Balllustigen Prinzessinnen. Für andre Reisende waren keine Pferde mehr im Lande. Die Postmeister entliefen daher, und die Bauern mußten, wegen der tagtäglichen Spannfuhren, Pflug und Acker ruhen lassen, und hatten bald lieber den häßlichsten Teufel gesehen, als die allerschönste Prinzessin.

Weil aber Prinz Heckerling ganz ungerührt von den thränenreichen Vorstellungen und Bitten seiner Mutter und Schwester sich bei jedem Hofballe nur nach dem Original seiner

Statue umgesehen, und wenn er das nicht gefunden, allemal grade heraus gesagt hatte:

Auf Eine nur ist mein Sinn erpicht,
Die Andern alle mag ich nicht!

so wurden, als dir Prinzessinnen im Umkreise von tausend Meilen durchgemustert waren, die Tochter der Standespersonen angefahren.

Als auch diese eine Menge glänzende Feste vergebens verherrlicht und manchen gescheidtem Mund wäßrig gemacht hatten, so kam die Reihe an die Bürgerstochter und Bäuerinnen. Denn der König sagte: Ich will wenigstens das meinige thun.

Ob nun schon die Bäuerinnen, weil das Pferdegeschlecht im Königreiche durch die zeitherigen Anstrengungen so ziemlich ausgerottet war, sich ihrer dauerhaften Füße bedienen mußten, so machten sie doch außerordentliche Strecken Weges, um ihr Glück mit dem Prinzen zu versuchen. Umsonst. Das Urbild der Statue war auch nicht unter ihnen, und Prinz Heckerling blieb bei seinem Wahlspruche:

Auf Eine nur ist mein Sinn erpicht,
Die Andern alle mag ich nicht.

Ueber den Aufwand, den dieß alles verursacht hatte, war der Staat in die bedenklichste Lage gerathen. In der Schatzkammer war nichts mehr zu finden als der Schatzmeister, der sich darinnen vor Langerweile aufgeknüpft hatte, und die Staatsbeamten bettelten Hand in Hand mit dem Bauersmanne vor den Thüren der Kellermeister, Köche, Fleischhauer, Zuckerbäcker, Seifensieder, Kaufleute, Schneider, Schuhmacher, Tanzmeister u.s.w., welche die auserlesensten Paläste um einen Spottpreis erstanden hatten.

König und Königin seufzten ungemein, und die Prinzessin Floribella vollends. Denn diese hatte das eigne Malheur, daß sie nun seit einem halben Jahre mit sechs Prinzen heimlich verlobt gewesen war, die allezeit unmittelbar nach der Verlobung der Schlag rühren mußte.

Eines Abends, wie der Prinz eben in die gewöhnlichen Gedanken verloren, einen Spaziergang am Flusse versuchte, stand mit Einemmale ein dunkler Herr vor ihm, den er, seiner überaus hagern Statur wegen, für einen Schutzgeist anzusehen

beliebte. Der Herr beschied den Prinzen geheimnißvoll an das östliche Ende des Königreichs, wo er mehr erfahren würde.

Mit Anbruch des Tages setzte sich der Prinz zu Pferde. Sein Leibkavalier mußte ihn begleiten, und die geliebte Statue in goldnem Futterale auf seinem Pferde mitnehmen.

Sie ritten ohne Aufhören, bis sie auf der Grenze ankamen.

In dem ganz einsam liegenden Wirthshause zum unsichtbaren Drachen, erkundigte sich der Prinz, weißhalb ringsum alles so öde läge?

Man spricht nicht gerne davon! sagte der Wirth mit Achselzucken, blickte dabei schüchtern um sich, und schrie dann, als ob er am Spieße stecke.

Der Prinz, erbost über das ungesittete Benehmen, hatte schon seinen Stock aufgehoben, als der Mann vor ihm auf die Knie fiel.

In diesem Augenblicke trat der Herr herein, welcher ihn hierher beschieden hatte, und der bei Tage noch viel abentheuerlicher aussah, als bei Nacht, weil sein dünner Körper völlig aus Horn bestand.

Der Wirth bezeigte dem Angekommenen alle Ehrerbietung, und der Prinz war schon zufrieden, wie er an dem Hörnern weder Pferdefuß noch Schweif entdeckte, welches, wie ihn seine Amme gelehrt hatte, die unerläßlichen Zeichen der verdächtigsten Herkunft waren.

Der Hörnerne erklärte nunmehr dem Prinzen des Gastwirths Schrei.

Der Mann war nämlich von der Fee, welcher dieser Gasthof zugehörte, zur Strafe, weil er in seinem ehemaligen Hotel die mächtige Frau, die auf einer Reise bei ihm übernachtete, nicht nur mit dummem Geschwätz geplagt, sondern auch mit doppelter Kreide bedient hatte, hierher verwiesen worden, wo ein Drache unsichtbar in der Luft schwebte, der ihm bald mit einem eiskalten, bald mit einem glühenden Schweife über den Mund fuhr, wenn er nur von weitem der Fee gedachte, oder überhaupt etwas redete, was nicht unmittelbar zur Sache gehörte. Fremde, die bloß aus Neugier hier übernachteten, oder sonst manches gegen sich hätten, kämen oft noch schlimmer, oder vielmehr gar nicht weg. Denn fast jeden Fremden, der hier einkehrte, hätte der Wirth am andern Tage zu begraben.

Der Hörnerne fügte hinzu, daß Prinz Heckerling darum nichts von diesen schauerlichen Anstalten zu befürchten habe, weil er in seinem Berufe da wäre, wenn er gleich für des Leibkavaliers Schicksal nicht bürgen wolle.

Der Prinz entließ hierauf seinen Leibkavalier, welcher im ersten Dorfe, das er im Galopp erreichte, ein Dankgebet zu den eben aufgehenden Sternen knieend verrichtete, worüber er vom Schulzen beinahe arretirt worden wäre, weil dieser ihn für einen Abentheurer hielt, und nicht glauben konnte, daß Leute, die so große Sterne auf den Kleidern trügen, wie der Leibkavalier, die kleinen Sterne am Himmel ihrer Aufmerksamkeit werth hielten.

Während der Zeit hatte der Prinz die köstlichsten Fingerzeige von seinem hörnernen Freunde bekommen. Aurora, das geliebte Urbild seiner Statue, sollte nämlich in dem Reiche der Besitzerin des Gasthofs als Staatsgefangene leben, weil sie der Fee einmal einen Blumenstrauß ins Gesicht geworfen habe.

Prinz Heckerling erkundigte sich, wie Prinzessin Aurora zu einer so unmanierlichen Manier gekommen wäre, und hörte hierauf, daß die schöne Aurora nichts weniger als eine Prinzessin, sondern eine ganz ordinäre Blumenverkäuferin gewesen, und über den Tadel ihrer Blumen bis zu diesem ungezogenen Grade entrüstet worden wäre. Da sie nun als Blumenmädchen gerne die Spröde gespielt und alle Freier verworfen, so sei sie von der Fee verurtheilt worden, so lange in ihrem Schlosse einsam zu leben, bis sich ein Mann gefunden hätte, der ihretwegen Feuer und Wasser und andre Gefahren und Ungemächlichkeiten nicht achten würde.

Der Prinz gab sich sogleich als diesen Mann zu erkennen, und der dadurch noch offener werdende neue Freund gestand, daß er selber vieles von Aurorens Befreiung zu erwarten habe. Er sei nämlich unter ihrer Freierschaar derjenige gewesen, der noch die meisten Hoffnungen gehabt, und daher einen Versuch gemacht hatte, Auroren der Fee mit Gewalt zu entreißen, als er mit Einem Male auf so lange zu Horn geworden wäre, bis sich des Mädchens Geschick entscheiden würde. Nur aus besonderer Gnade habe ihm die Fee die bewußte Bildsäule abgelassen, welche er jedoch seit Jahren auf Messen und Märkten herumgeschickt habe, ohne daß sich ein Liebhaber dazu gezeigt hätte.

Der Prinz fand hierin, wie in der Sprödigkeit der Schönen, den natürlichsten Zusammenhang mit der Ordnung der Dinge, welche ihn und Auroren aus Einem Stücke gemacht, und beschlossen habe, die Trennung zwischen ihnen wieder aufzuheben.

Auf die Frage nach dem Charakter der Fee antwortete der Hörnerne dem Prinzen: Heute so und morgen so, ein Charakter, der aus keinem einzigen haltbaren Stücke besteht. Die ächte Weiblichkeit in der höchsten Potenz würde ich sagen, wenn das nicht komisch klänge, was zu meiner tragischen Situation gar nicht passen will.

Als Heckerlings Augenpaar sich bei dieser, etwas frivolen, Aeußerung verfinstern wollte, fuhr der Hörnerne fort:

Verzeiht mir, Herr Prinz, daß ich euern verliebten Zustand einen Augenblick vergessen konnte. Aber, das ist gewiß, wenn auch die Weiblichkeit keine wunderlichen Launen hat, welches ich in diesem Momente euch zu Gefallen unterthänigst zu glauben nicht abgeneigt bin, so hat doch diese Fee der Launen die Hülle und die Fülle. Am längsten dauern diejenigen, die eine Beleidigung ihrer Eitelkeit erzeugte, und an denen ich und die arme Aurora zu leiden habe.

Auf die Frage, was um ihretwillen zu thun sei? antwortete der neue Freund dem Prinzen, daß er das am besten einsehen werde, wenn er sich um Mitternacht auf den Kopf stelle, und diese Kunst so lange wiederhole, bis ihm der Weg, den er zu nehmen habe, vor Augen liege.

Eine so ungewohnte Stellung kostete dem Prinzen Heckerling anfangs viel Mühe. Doch alle Tage gelang sie ihm besser. Als er's nun einen Monat lang getrieben hatte, und dem Hörnern, der sich alle Morgen nach seinem Wohl- und Gutbefinden erkundigte, einstmals zu erkennen gab, daß er noch keinen Pfad entdeckte, ja ihm vielmehr der Kopf durch die neue Methode, ihn aufzuräumen, immer toller und toller werde, da meinte der Hörnerne, daß er schon gewonnen Spiel habe und dem Pfade ganz auf der Spur sei.

Zwei Monate später sagte ihm Heckerling eines Morgens von einer blumigen Straße, welche auf beiden Seiten von Wald umgeben, an einem Flusse endige, hinter dem lauter hohe Flammen aufstiegen.

Der Hörnerne machte ihm dieserhalb seine Gratulation, weil er nun die Lehrzeit überstanden habe, und nächste Mitternacht nur aus dem Hause gehen dürfe, wo er diese Straße, die seiner Wanderung vorbehalten sei, unfehlbar vor sich würde liegen sehen. Just hinter der Feuermauer, fügte er hinzu, sei der Palast der Fee, in welchem die geliebte Aurora gefangen gehalten werde. Der Prinz wollte mehr wissen, jedoch der Hörnerne zuckte die Achseln, weil er nichts hierüber sagen, sondern höchstens die Wahrheit des Aufgefundenen bekräftigen dürfe.

Um Mitternacht machte sich Heckerling auf den Weg, fand auch alles so wie es ihm geträumt hatte. Der schönste Irrwisch, den er in seinem Leben gesehen hatte, flackerte vor ihm her, und erleichterte seinen Weg, der sich obendrein zu verkürzen schien. Wie er um einen Berg herum gekommen war, da fand er auch wirklich hinter einem Flusse die Welt mit feurigen Bretern verschlagen, und die Thüre in dieser Wand mit einem Schlosse befestigt, welches bis weit über den Fluß herüber rothe Flammen ausspie.

Weil jedoch der Fluß sich äußerst gut mit diesen Flammen zu vertragen schien, so fing der Prinz an, sie für einen bloßen Theaterspuk zu halten. Er merkte indessen den Ungrund seiner schönen Hoffnung nur allzubald. Denn wie er einmal recht nahe hinhorchte, verbrannte er sich den einen schönen Backenbart total.

Am meisten verdroß es ihn, daß der Fluß, dem er das Benehmen mit dem Feuer gern abgelernt hätte, sich so respektwidrig betrug, daß er allemal aus Leibeskräften lachte, sobald der Prinz seinen Fuß in die Wellen setzte, und daß die bejahrten Bäume, wenn er hinauf kletterte, um über die himmelhohe Mauer zu sehen, allezeit die Köpfe so gewaltig schüttelten, als sollte er glauben, er wäre auf dem einfältigsten Wege von der Welt.

Er glaubte aber nichts weniger als das. Ein muntrer Salamander, der aus dem prasselnden Flammenschlosse herausgeschlüpft kam, war das einzige lebendige Wesen, und das ihm obendrein wie ein Hündchen auf dem Fuße nachfolgte.

Der Prinz ging erst mißvergnügt am Flusse hin und her, und verwünschte sodann auf dem Rückwege die Mitternächte, die er

fruchtlos auf dem Kopfe zugebracht hatte, beschloß auch dem Hörnern seine Meinung darüber tüchtig zu sagen.

Dem Salamander, der sich ihm immer mit aufgesperrtem Maule in den Weg stellte, wollte er schon eins auf den Kopf versetzen, als er sich noch zu rechter Zeit besann, daß dieses Thier allem Vermuthen nach in das Feenreich gehörte und sein Tod ihn in die verdrüßlichsten Handel verwickeln könne.

Bis zu des Hörnerns Ankunft am andern Morgen dachte er noch im Gasthofs über das Thierchen nach, welches sichtbar etwas von ihm»hatte haben wollen, und der Hörnerne verschmerzte eine Hand voll Schimpfreden recht gern, als er hörte, daß Prinz Heckerling des Thieres Meinung zum Theil begriffen hatte.

Auf Heckerlings Frage, was wohl des Salamanders Lieblings Speise sei, antwortete sein Freund, daß im Reiche dieser Fee, wohin das Thier allerdings gehöre, weder Thier noch Mensch zu essen pflege, und auch die schöne Aurora bloß von der Luft leben müsse.

Nach manchem Hin- und Herreden gerieth endlich Prinz Heckerling darauf, dem Salamander ein Billet an seine Herzenskönigin in den Mund zu stecken, worüber der Hörnerne ganz außer sich für Freude war, und das Genie pries, das den stummen Abgesandten der schönen Aurora so bald begriff.

Der Prinz, ganz ungewohnt, daß jemand ihm ins Gesicht lachte, oder den Kopf über ferne Unternehmungen schüttelte, fragte noch nach einem Mittel, den lachenden Strom und die kopfschüttelnden Bäume zur Raison zu bringen.

Aber der Hörnerne konnte ihm hierin gar nicht dienen. Der Strom, sagte er, sei ein Zusammenfluß von mokantem Volke, das sich sein Lachen über die Sentimentalität nicht nehmen lasse, und die Bäume wären ein Heer verstorbener Moralphilosophen, die selbst im Tode noch das Kritisiren nicht vergessen könnten.

Prinz Heckerling bat, daß ihn sein Freund nunmehr allein lassen möchte, und quälte hierauf seinem unwilligen Kopfe folgendes Gedicht ab.

An die unvergleichliche Aurora.

Fürwahr die Welt ist kaum ein Nest voll Rätzen,
Wenn deine Reitze mich nicht hell umfunkeln;
Wenn deine Töne mich nicht zart ummunkeln,
Der Sphärenklang Konzert von Hund' und Katzen.

O Edelstein, von dem Poeten schwatzen,
O Urstoff du, zu Sternen und Karfunkeln,
Gern wollt' ich aus der Erde mir, der dunkeln,
Dich Klaftern tief mit meinen Nägeln kratzen.

Mein Herz tobt ärger als der ärgste Wüthrich,
Heraus will es aus jedem Knopfloch lodern,
Und alle Nähte reißen, dir zu Ehren.

Drum muß ich, Einzige, dich hoch beschwören,
Reich' mir — Verzeihung meinem kühnen Fodern —
Reich' zu dem Flammenschlosse mir den Dietrich!

Grade um Mitternacht war er damit fertig, und hatte sonach keine Zeit zu verlieren. Er fand auch, daß die Gegend völlig wie gestern aussah. Nur die Hauptperson für sein heutiges Vorhaben, der Salamander, ließ sich nicht blicken.

Schon war der Prinz Willens seine poetische Bitte auf gut Glück in den Strom zu werfen, als der Salamander endlich schleunigst herbeikam und durch äußerst unterwürfige Bewegungen den Fehler der Verspätigung abbüßen zu wollen schien.

Wie ihm hierauf Prinz Heckerling das Billet in den Mund gesteckt hatte«, eilte das Thier ins Feuer zurück, legte auch nach einer kleinen halben Stunde, welche dem Prinzen, wie die längste Ewigkeit vorkam, folgendes Antwortschreiben in tiefster Erniedrigung zu seinen Füßen.

Mein lieber Prinz! Da ich nicht hoffe, daß Du mich mit Deinen Sternen und Karfunkeln zum Besten haben willst, so sage ich Dir ganz kurz, und wie mir der Schnabel gewachsen ist, daß ich drei Thiere zu Dir schicken werde. Jedes von diesen Thieren weiß das Flammenschloß aufzuschließen, sobald Du geschickt genug bist, seinen Zähnen und Klauen auszuweichen und Dich auf seinen Rücken zu schwingen. Die Wahl unter ihnen bleibt Dir überlassen. Doch sind wir auf ewig von einander geschieden, wenn Du keines von diesen Dreien benutzest.

Aurora.

Der Prinz küßte jeden einzelnen Buchstaben des Billets, dessen Simplicität ihm das Höchste schien, was der menschliche Geist jemals hervorbringen könne. Er fand es überaus natürlich, ja nothwendig, daß die Rechtschreibung darin bis zum Unleserlichen vernachlässigt war, denn dem hohen Gemüthe, das, seines Erachtens, aus diesen Zeilen hauchte, wäre eh ja schimpflich gewesen, sich von solchen Unwürdigkeiten fesseln zu lassen. Er beschloß auch sogleich das erste beste Thier zu benutzen, ward aber in diesem Vorsatze wankend, als ein bildschöner Löwe aus dem Walde hervorsprang, der ihm statt aller höflichen Anrede, sogleich im Vorbeigehen den einen Rockschoß vom Leibe riß, und ein paar Reihen so wohl konditionirter Zähne zeigte, daß Prinz Heckerling wohl schließen konnte, er werde es nicht dabei bewenden lassen.

Daher äußerte Heckerling gegen den Salamander, daß er wohl das zweite Thier zu sehen wünsche, worauf der Löwe sogleich in den Wald zurückeilte, aus dem der königliche Tiger dafür heraussprang. Als dieser ihm den Kragen vom Halse gebissen, und alle Bäume ihr Haupt bei jeder neuen Bewegung des Prinzen nach dem Rücken der Bestie, auf das Ungebührlichste geschüttelt hatten, da dachte der kluge Prinz: Respektwidrig ist und bleibt es wohl, und ich würde die Bäume insgesamt abhauen lassen, wenn sie in meiner Gewalt stünden, aber Recht haben sie dasmal gewiß. Denn schlimmer als diese beiden kann doch das dritte Thier unmöglich seyn. Daher bat er sich dieses dritte aus.

Aber als der Prinz lange vergebens nach dem Walde geblickt hatte und schon fürchtete, die schöne Aurora sei über sein Zögern böse geworden, und schicke ihm das dritte Thier gar nicht, da ließ sich auf einmal vom Ufer des Stromes her ein Geräusch wie von der größten Sägemühle vernehmen.

Der Prinz wandte sich nach der Gegend hin und ward hier ein ungeheures Krokodill gewahr, welches sich eben mit dem Wetzstein seiner Zähne beschäftigte, und beim Erblicken eines Menschen wüthend auf ihn losschoß. Der Prinz mochte eine gute halbe Stunde seines immer hin und her fahrenden Gegners Rachen, in dem er Platz vollauf, gehabt hätte, ausgewichen

seyn, als das Krokodill! sich endlich wieder nach dem Strome wendete.

Mißmuthig, daß er bei den ersten beiden Thieren nicht seinen ganzen Muth aufgeboden, stand der arme Heckerling da, und mußte gestehen, daß der einzige Dietrich zum Flammenschlöße, der ihm noch übrig war, die unbequemste Handhabe von der Welt hatte. Denn wenn ihn nun das Glück auch soweit begünstigte, daß er unzerrissen auf den Rücken des Krokodills gelangte, so war doch dessen Riesenleib ein Sitz, auf dem er sich gar nicht festhalten konnte, und fiel er einmal ins Wasser, so war sein Fallen von dem Tode unzertrennlich.

Er hörte schon im Geiste die Wellen ein höhnisches Grabelied pfeifen, und war, wie man denken kann, außer sich für Betrübniß.

Doch der schreckliche Schluß des gnädigen Handschreibens exaltirte ihn plötzlich dermaßen, daß er während des empörendsten Hohnlachsens der Wellen sich wirklich auf das Krokodill hinaufschwang. Leider! mit Verlust seiner Nase, die ihm das barbarische Geschöpf rein aus dem Gesichte gebissen hatte.

Nun ging aber auch alles besser als er geglaubt hatte. Denn ehe er noch darauf dachte, sich fest anzuhalten, war das Flammenschloß von der Zunge des Krokodills aufgeleckt, die Thüren sodann von einander gesprungen, und er hindurch, ohne daß ihm ein Haar versengt worden wäre. Jenseits der feurigen Wand, wo der Strom noch ein wenig fort dauerte, wurde auch das Krokodill das honetteste Thier unter der Sonne, schwamm gelassen mit seinem Reiter an's Ufer, und weinte wie ein Kind darüber, daß er so hundsföttischerweise um seine Nase gekommen war. Auch der Strom war innerhalb der brennenden Mauer so lautlos und manierlich geworden, daß der Prinz sich in seinem klaren Spiegel betrachten konnte.

Du lieber Himmel aber, wie sah der arme Herr aus! War es der schönen Aurora wohl zuzumuthen, einen Prinzen zu heirathen, der keine Nase mehr hatte? Wenn er ihr nun auch sagte, daß seine schöne Nase vor kurzen noch ein wahrer Zankapfel am väterlichen Hofe gewesen war, den die Poeten einander aus den Händen gerissen hatten, die schöne Vergangenheit konnte bei

so einer häßlichen Gegenwart gar nicht in Anschlag gebracht werden.

Muthlos schlich der Prinz nach dem Marmorpalaste, der vor ihm stand. Er behielt aber nicht Zeit dessen Pracht anzustaunen, weil sogleich zwei ungeheure Mohren aus dem hohen Portal traten, welche ihn einluden, sich auf dem Sessel, den sie bei sich hatten, nieder zu lassen. Obschon dieser aus glühendem Eisen zu bestehen schien, so warf sich doch der Prinz in seiner Verzweiflung und der Ueberzeugung, daß ein Mensch ohne Nase weniger als jeder andre zu verlieren habe, hinein und, erwartete sein Schicksal. Dieses fiel ganz passabel aus. Denn statt der Glut, die er gefürchtet hatte, fand et sich auf einem Kissen, das aus den herrlichsten Rosen bestand, und die Prüfungen der Lehr- und Wanderzeit schienen beendigt.

Zwischen einer Garde von baumlangen Adonissen ward er hindurch getragen, und in einem Zimmer, das aus einem einzigen unermeßlichen Rubin gehauen seyn mochte, vor der Fee niedergesetzt, die so schön war, daß dem Prinzen das Wort im offenen Munde stecken blieb.

Als er sich jedoch zusammen raffen wollte, da sagte die Fee: Keine Sylbe! Ich kenne deine Wünsche und bin nicht aufgelegt, viel Worte mit Leuten deines Schlages zu machen. Komm!

Sie führte ihn darauf zu einem Schranke, der aus einem Diamant geschnitten war, und holte aus dem vollkommenen Assortiment menschlicher Gliedmaßen, welches sich darinnen befand, eine Nase und einen Backenbart hervor, klebte beides Heckerlingen ins Gesicht, und sagte dann: Eile nun, meine Leute werden dich draußen ankleiden und deiner unwürdigen Neigung zuführen.

Dann wandte die Fee ihm den Rücken.

So sehr auch dieß dem Prinzen auffiel, so vergaß er es doch, wie er im Nebenzimmer seine durch den Löwen und den Tiger sehr mitgenommene Tracht mit einer äußerst geschmackvollen vertauschend dem Spiegel gegenüber stand, und die schöne Nase, welcher er einen Nachruf um den andern geweiht hatte, in ihrem vorigen Glanze am gehörigen Orte stehen auch keine Spur der Verkittung daran übrig sah.

Hierauf wurde ihm bekannt gemacht, daß er noch umkehren könne, wenn er seiner Sache mit der ewigen Liebe nicht recht gewiß wäre. Denn die Anordnung der Fee bringe mit sich, daß wenn er Auroren heirathe und jemals aufhöre sie zu lieben, jede andre, in die er sich späterhin verlieben wolle, ihn abscheulich finden werde.

Dummer Schnack! sagt Heckerling entrüstet, und man trug ihn sogleich in das abgelegene Zimmer der Geliebten. Hier ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder, und beschwor sie, ihm die längst ersehnte Hand zu geben und sogleich an seinen Hof zu folgen.

Das Mädchen machte auch gegen einen so schönen Prinzen keine halbe Einwendung mehr, als es die Sittsamkeit der damaligen Zeit grade mit sich brachte.

Der Schloßkaplan traute das Paar, und kaum hatte er das letzte Wort gesagt, so schellte auch schon ein Schlitten herbei, welcher bestimmt war, die Neuverehelichten aus dem Feenreiche hinaus zu transportiren.

Der Prinz wunderte sich nicht wenig über dieses Fuhrwerk in den heißesten Sommertagen, aber die schöne Aurora erinnerte ihn, daß sie es noch mit einer mächtigen Fee zu thun hätten.

Man zögerte nicht, und der Schlitten flog über den Fluß, als ob dieser eine Eisrinde gehabt hätte, und durch die Feuerwand und den Sommer hindurch, als ob er ein Pfeil wäre.

Mit Tagesanbruch stieg man im Gasthofs zum unsichtbaren Drachen ab, wo der Hörnerne, welcher nun wieder zu Fleisch geworden war, das Paar mit tausend Glückwünschen empfing, und ein Fuhrwerk bestellte. Denn der Feenschlitten hatte sogleich wieder zurücklaufen müssen.

Der Prinz, dem die Zeit überaus edel war, weil das Beilagen, wie er in seinem Herzen fühlte, gar keinen Aufschub mehr leiden wollte, versprach den Kutschern auf jeder Station die größten Ehrenstellen, wenn sie ihn nur recht eiligst auf das königliche Schloß seines Vaters schafften, und die Leute thaten ihr Möglichstes, so, daß der Reiter, welcher die Statue im goldnen Futterale vorantrug, alle Hände voll zu thun hatte, um seinen Platz mit Ehren zu behaupten.

König und Königin freuten sich ganz ausnehmend, als ihr Sohn, um deswillen sie in so mancher Sorge geschwebt hatten,

ihnen seine Gemahlin vorstellte. Nur darüber wunderte sich das Königspaar, daß die neue Prinzessin Tochter nicht einmal vor ihnen den Sessel verließ.

Der Witz des ganzen Hofes gerieth deßhalb in eine heimliche Gährung, und ihre Art zu sprechen war auch nicht gemacht, den Hof in dem Glauben zu stören, daß bloß eine schlechte Erziehung den Grund zu solchem Benehmen in der Prinzessin gelegt haben könne.

Der Prinz selber besann sich jetzt, daß seine Gemahlin sogar während der Trauung sitzen geblieben war, und daß er sie überhaupt nicht anders als sitzend, und zwar allezeit in derselben Stellung wie ihre Bildsäule gesehen hatte. Er wußte nicht, sollte er's ihrem Stolze oder einem besondern Pfligma zuschreiben, hoffte aber sie auf jeden Fall davon zu kuriren. Denn, meinte er, kommt Zeit kommt Rath.

Die Zeit, auf die er am meisten gehofft hatte, kam endlich, aber der gute Rath wurde nun erst recht theuer. Die Prinzessin entdeckte nämlich ihrem Gemahl, daß die ganze untere Hälfte ihres Körpers zu besserer Konservation ihrer Reitze, durch die Fee versteinert worden sei.

König und Königin rangen die Hände, als der Prinz ihnen am andern Morgen die trostlose Nachricht zubrachte. Alle Aerzte und alle Priester wurden herbei geholt, und als ihr beiderseitiger Segen nichts über die Versteinerung vermochte, da sprachen Vater und Mutter ziemlich gerade heraus zu dem Prinzen: dergleichen steinerne Hälften wären in ihrem Königshause nicht im Gebrauch, weßhalb er denn diese Prinzessin wieder von sich thun möchte.

Damit aber kamen sie schön an bei dem Prinzen.

Wie seine ganze Liebe auf bloßen Träumen beruhte, so hielt er sich auch jetzt wieder an einem Traume fest, der ihn mit seiner Gemahlin in ein Bad schickte, welches nach und nach den Stein an ihr völlig auflösen werde.

Die Aerzte und Chemiker lächelten zwar darüber, wie sie hörten, daß Wasser Versteinerungen auflösen sollte, aber sie wußten freilich nicht, daß das Bad, von dem hier die Rede war, im Feenreiche lag, und es mit dem Wasser der Feen eine ganz besondere Bewandniß hatte.

Die Prinzessin wußte es besser, freute sich aber gar nicht, daß ihr Gemahl von der Heilquelle Gebrauch machen wollte. Seit zehn Jahren, sagte sie zu dem Prinzen, lebe ich nun in diesem Zustande bei der Fee. Der steinerne Untertheil ist mir ein Ableiter für das Alter gewesen. Was wird aber mein Gemahl sagen, wenn sich nach der Auflösung nicht nur die Spuren eines zehnjährigen frühern Lebens, sondern auch die der nächsten Jahre in meiner Gestalt versichtbaren werden?

Erst dann gelang es dem Prinzen sie zu der Badekur zu bewegen, als er ihr mit Achselzucken angedeutet hatte, daß König und Reich sonst nicht zufrieden zu stellen seyn würden.

Aber auch das mehrjährige Baden kam seinem Vaters der lieber heute als morgen einen Thronerben gesehen hätte, äußerst ungelegen. Er wünschte daher, daß der weiseste und beredteste Mann im Königreiche seinem Sohne Vorstellungen thun möchte, und ließ den Mann sogleich aus dem Narrenhause herbei holen.

Dieser nahm auch wirklich Heckerlingen so in die Klemme, daß dieser Prinz einigemal ganz stutzig wurde. Aber seine gute Natur half sich bald wieder.

Prinz Heckerling appellirte an die Ewigkeit seiner Liebe, wenn ihn jener auf die langweilige Kur aufmerksam machte, und wie ihm der Weise die Hinfälligkeit der menschlichen Reize recht malerisch beschrieb, da sagte er: Was Reize? In meinem Herzen werden Aurorens Reize ewig leben!

Ueberdieß behauptete Prinz Heckerling, daß ein Mensch, der nicht einsähe, daß er und seine Gemahlin nur aus Einem Stücke von der Natur geschnitten wären, nirgendhin als in das Narrenhaus gehöre.

Der Weise bat um die Gnade, dahin zurück gebracht zu werden, welche ihm auch ohne Bedenken gewährt wurde.

Es gab jetzt keinen betrübtem Hof als den des Königs Huldibert. Er und seine Gemahlin schwankten wie bleiche Schatten umher. Die Prinzessin Floribella hatte auch keine Ursache roth auszusehen, und der ganze weitläufige Hofstaat erbleichte unter diesen Umständen so jähling, daß ein halbes Dutzend berühmte Schminkehändler in Kurzem die Zahlungen einstellen mußten. Am Abende vor der Abreise des Prinzen und

der Prinzessin Heckerling in's Bad, hatte alles die finstersten Gesichter, und wer keine hatte, der wußte doch recht natürlich welche zu schneiden.

Kaum war das hoffnungsvolle junge Paar seiner Bestimmung nachgereiset, als eine neue Erscheinung Hof, Stadt und Land in Unruhe setzte. Es rückte nämlich eine dicke, dicke Wolke, die nun schon seit acht Tagen bemerkt wurde, immer näher und näher. Alle Professionen hatten ihre eignen Gedanken über die Wolke. Die Spaziergänger zum Exempel, fürchteten, daß ihnen eine große Hemmung ihrer Geschäfte bevorstehe. Die Kornsammler hofften, daß die nahe segenreiche Ernte durch die Wolke vernichtet werden würde. Die philosophischen Aerzte erklärten die Wolke für einen Augenfehler der Menschen, der epidemisch geworden wäre und Stadt und Land angesteckt hätte. Zugleich erklärten sie jeden für einen Dummkopf, der Umstände machte, ihnen zu glauben. Kein Wunder daher, daß diese Meinung am weitesten um sich griff. Bloß der Bauersmann nahm den Dummkopf lieber an, als die Meinung, und ließ sich die Gesundheit seiner Augen so wenig als das Daseyn der Wolke abdisputiren.

Und der Bauersmann hatte Recht gehabt. Denn eines Tages sank die Wolke selbst allmählich auf dem Schloßplatze nieder. Ein halb Schock Genien kamen herbei geflogen, um den Deckel davon aufzumachen, und als das geschehen war, da stieg eine äußerst zahlreiche Gesandtschaft vom König Isegrimm heraus, in deren Mitte sich die weltberühmte Prinzessin Isola befand.

Huldibert und seine Gemahlin erschraaken nicht wenig, als die Nachricht voraus auf das Schloß eilte. Das hätten sie sich kaum im Traume einfallen lassen, daß ihnen auch von dieser Seite noch eine Verlegenheit bevorstehen sollte.

Was die philosophischen Aerzte vorhin von Augenübeln gesagt hatten, das trat nunmehr wirklich ein. Denn die Gesandtschaft starrte so von Gold und Edelsteinen, daß wer sie nur ansah, böse Augen bekam, und die Augenschirme darüber dermaßen Mode wurden, daß auch, wer gesunde Augen behalten hatte, welche tragen mußte, wenn er ein Mann von Geschmack heißen wollte. Hieraus bewiesen denn die Aerzte, daß sie vorhin im Grunde doch Recht gehabt hätten, und

nannten nunmehr den einen Dummkopf, der ihren vorigen Ausspruch allzubuchstäblich genommen hatte.

So sehr man auch darauf dachte, der Gesandtschaft die Lage der Dinge zu verheimlichen, so bekam sie doch Wind davon, und König Huldibert hatte viel Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß alles noch gut gehen werde, und sie in Gottes Namen ohne die Prinzessin zurückreisen könnten.

Mit Hülfe einiger Millionen vollwichtiger Ueberredungs-Gründe ward es endlich noch dahin gebracht. Nur Höckerlein, welcher auch mitgekommen war, hatte dafür kein Ohr, sondern machte seinen Anspruch auf Floribellen geltend.

Der König Huldibert fragte, wie sich die Sache verhalte, und der Gesandte, halb todt schon über die vorgefundenen Umstände, bat um eine Privataudienz. Hier warf er sich dem Könige zu Füßen, berichtete die Treulosigkeit des Sekretärs, und welchen Auftrag Höckerlein sodann übernommen habe. Die Fee sei aber nicht sogleich, sondern erst nach einem Jahre erschienen, und der König Isegrimm habe sie durch ein prächtiges Gastmahl so sehr für sich eingenommen, daß sie der Prinzessin Isola ihren Sohn zum Gemahl angetragen. Allein Isegrimm hätte nun einmal sein Wort gegeben gehabt. Hierauf wäre denn die Fee mit dem Erbieten gekommen, die Prinzessin und eine ganze Gesandtschaft schleunigst und Portofrei dem Prinzen Heckerling zu übermachen. Obendrein hätte die Fee versprochen, darauf zu sehen, daß Isola ihrer Schönheit und ihren Tugenden gemäß behandelt werde, und im Gegenfalle schreckliche Rache an dem Prinzen zu nehmen.

König Huldibert stieß hierbei einen so heißen Seufzer aus, daß dem zitternden Gesandten das Wort auf der Zunge zerschmolz. Ein Befehl seines Gebieters machte jedoch, daß er also endigte: Als schon das Wolkenschiff ausgerüstet und zum Absegeln bereit war, bat ich, eingedenk meines Eurer Majestät geleisteten Versprechens, den König Isegrimm unter vier Augen, daß er Höckerlein zurück behalten möchte. Aber darauf ließ mich König Isegrimm so ungnädig an, daß ich es kaum erzählen darf. Er meinte, er habe sein Wort gegeben, daß Höckerlein die Prinzessin Floribella zur Frau bekäme, und werde nicht ruhen, bis dieses geschähe. Müßte er doch auch sein Wort halten mit der Prinzessin Isola, so ungelegen es ihm gekommen wäre.

Uebrigens rieth der Gesandte, daß der König den Prinzen baldmöglichst zur Heirath mit Isolen bewegen möchte, weil sonst Isegrimms Zorn im Einverständnisse mit der Fee gar leicht das ganze Königreich verheeren könne. Auch würde die Prinzessin Floribella am besten thun, wenn sie Höckerleinen ihre Hand nicht vorenthalte.

Bei diesem Worte aber reichte die Königin, welche eben herbeigekommen war, dem Rathgeber einen solchen Backenstreich herüber, daß er auf der Stelle mit Tode abging.

Die Aerzte, welche vergebens herbeigerufen wurden, behaupten dießmal einstimmig, daß der Mann an dem Uebermaße zurückgetretener Hoffnungen erstickt sei.

Es war auch nichts weiter mit ihm zu thun, als daß er zur Warnung für Andre in Spiritus gesetzt, und im Archive neben den hundert und neun und neunzig Volumen Akten aufbewahrt wurde, die er während seiner Gesandtschaft hatte zusammen schreiben lassen.

König Huldibert, welchem brühheiß wurde, wenn er nur an Isegrimms Rache dachte, schickte sogleich nach seinem Sohne, und hieß ihn, bei Verlust des künftigen Thrones, schleunigst zurückkehren. Er hoffte viel auf die bewundernswürdige Gestalt der Prinzessin, deren Gleichen es gar nicht mehr in der Welt geben konnte. Aber der verstockte Heckerling kam nur, um wieder abzureisen, und that noch erstaunend empfindlich, daß sein Vater, eines zeitlichen Königreiches halber, seiner ewigen Liebe solche grobe Zumuthungen zu machen im Stande wäre.

Unter diesen Umständen blieb dem Könige nichts übrig, als der Prinzessin Isola, die bis dahin gar nicht gewußt hatte, woran sie gewesen war, sein Leidwesen anzuvertrauen, und sie zu bitten, daß sie die Sache ja nicht übel nehmen möchte.

Isola war auch in der That ein so gutes Kind, daß sie alles vergeben und vergessen wollte, und sich übrigens auf den glänzenden Bällen, welche ihr zu Ehren angestellt wurden, froh und frei herum tummelte.

Destoweniger aber war Höckerlein in seinem Sinne, Floribellen zu heirathen, wankend zu machen, ja der Mann zog sich die Wendungen, die gegen ihn gemacht wurden, so zu Gemüthe, daß seine körperliche Konstitution äußerst darunter litt. Unter

andern schob sich der Höcker von der Brust ganz auf den Rücken, und die unförmliche Nase wurde so spitzig, daß man sie hätte durch ein Nadelöhr bringen können. Er war bisher mit seinem Anliegen von der Prinzessin Floribella zum Könige und vom Könige wieder zur Prinzessin Floribella gewiesen worden. Nun aber verlangte er eine bestimmte Erklärung vom Könige, und nachdem dieser mit einem Ausschuß von weisen Männern Rücksprache genommen hatte, sagte er zu Höckerleinen, daß, da die Heirath zwischen Heckerling und Isolen rückgängig geworden, auch das königliche Wort, das bloß dieser Heirath halber gegeben sei, seine Gültigkeit verloren habe. Aber damit ließ sich Höckerlein nicht abweisen. Er behauptete, daß er sein Versprechen erfüllt habe, und der Wahnwitz des Prinzen Heckerling ja nicht ihm zur Last gelegt werden könne.

Als der König seiner Tochter gestand, daß er hierauf keine gnügende Antwort in Bereitschaft habe, da fuhr dieser auf Einmal ein Gedanke durch den Kopf, von dem sie gar nicht begriff, wie sie ihn nicht viel früher hätte haben können. Sie entdeckte nämlich Höckerleinen ihre sechsmalige Verlobung, und das Unglück, daß jeder ihrer Verlobten vom Schlage getroffen werde.

Damit glaubte sie ihm auf Einmal alle Hoffnung gewiß zu benehmen. Wer es aber darauf ankommen ließ, das war Höckerlein, und es blieb Floribellen nichts übrig als der Trost, durch die Verlobung selbst, von diesem Freier befreit zu werden.

Wer aber nicht daran starb, das war auch Höckerlein.

Zwar schob man die Hochzeit von Monat zu Monat, von Woche zu Woche, von Tag zu Tage unter allerlei Vorwände hinaus, aber statt der Nachricht von Höckerleins Ableben, auf die man täglich hoffte, wie das Kind auf den heiligen Christ, pflegte der Bräutigam gewöhnlich in Person zu erscheinen, und sich zu erkundigen, ob denn der glücklichste Tag seines Lebens noch immer nicht anbrechen solle.

Als endlich gar keine Aufschubsursache mehr zu ersinnen war, so mußte zum Werke selbst geschritten werden, und der schwache Hoffnungsschimmer, daß Höckerlein wenigstens am Hochzeitstage sterben würde, starb an dem Hochzeitstage. Denn grade dieser Tag bekam dem Manne außerordentlich wohl.

Um die damalige Zeit erschien zuweilen ein unbekannter Prinz an dem Hofe, gegen dessen Schönheit keine einzige auf der ganzen Welt Stich hielt, und mit dem, wie es schien, Prinzessin Isola gar nicht ungerne tanzte.

Auch Prinz Heckerling, der ein ganzes Jahr im Anfange gar nichts, und am Ende nur wenig von sich hatte hören lassen, machte wieder zuweilen einen Besuch.

Die Kur war bei seiner Gemahlin so wenig ohne Folgen geblieben, daß sie bereits bis an die Waden entsteinert war. Aber dieß hatte auch wirklich ihrem übrigen Körper schon so viel gekostet, daß sogar Hofleute und Dichter roth wurden, wenn sie ihren Reitzen eine Lobrede halten mußten.

Ihr Gemahl übertrieb fast die Schuldigkeit eines Ehemannes, seine Gattin in Gesellschaft nicht ausschließend besitzen zu wollen. Er konnte ihr, die sonst seinen Ohren lauter göttliche Dinge vorsagte, jetzt gar meschante Blicke zuwerfen, wenn ihre Reden etwas ungehobelt herauskamen. Auch merkten die spitzfindigen Hofleute gar bald, daß es ihm einen ordentlichen Dolchstich in's Herz gab, wenn der guten Hoffnung gedacht wurde, welche Prinzessin Heckerling unter ihrem Herzen trug.'

Der vormals Hörnerne, der Anfangs sein ganzes Vertrauen besessen hatte, durfte ihm nicht mehr vor Augen, dagegen wurde, was beinahe noch seltsamer schien, der achte Weise im Narrenhause fast des Prinzen einziger Umgang.

Heckerling würde viel drum gegeben haben, wenn dieser Weise an den Hof, oder auch nur unter die vernünftigen Menschen überhaupt, hätte zurückgebracht werden können. So aber wollte er absolut im Narrenhause leben und sterben, weil er, wie er sagte, nirgends so gut wisse als da, wie er mit seinen Leuten dran wäre.

Endlich fand Prinz Heckerling, daß es sich mit einer so unausstehlichen Person, wie seine Gemahlin, durchaus nicht leben ließe, und kaum hatte er's gefunden, so eilte er allein an den väterlichen Hof, sagte hier zu seinem Vater und zu seiner Mutter ziemlich kleinlaut, er sähe endlich ein, daß die Träume Lügner wären, und daß seine Gemahlin gar nicht aus Einem Stücke mit ihm geschaffen worden sei. Daher wolle er sie auch Augenblicks verstoßen und im Nu die Prinzessin Isola heirathen.

Auf diese Worte schlossen die erfreuten Aeltern ihren Herrn Sohn mit einer so erstaunlichen Liebe in die Arme, als ob es Wunder was für ein Heldenentschluß wäre, der schönsten Prinzessin auf der Welt sein Jawort zu geben.

Die Lob- und Dankgebete für des Prinzen Entschluß erschollen sogleich in allen Kirchen, und kein Mensch zweifelte an Prinzessin Isola's Einwilligung, als diese Prinzessin selbst.

Diese nämlich wollte durchaus nichts vom Prinzen Heckerling wissen, und während er sich wie ein Regenwurm zu ihren Füßen krümmte, führte sie ihm das Mißgeschick seiner Gemahlin zu Gemüthe, und sagte, wiewohl viel verblümter, daß ein Narr darum, daß er sich entschlösse, ein Bösewicht zu werden, noch gar nicht aufhöre ein Narr zu seyn, und alle Rednertalente im Königreiche waren unvermögend, die Prinzessin andres Sinnes zu machen.

Eine neue Erscheinung erfüllte jetzt auf Einmal alle Menschen mit Furcht und Schrecken. Die Wolke, in welcher Isola durch die Luft geschwommen war, stand noch in zu gutem Andenken, als daß der Ursprung der ungeheuer großen Wolken, welche jetzt immer näher und näher zogen, nicht hätte errathen werden sollen.

Einmal des Morgens klärte sich die Sache vollends auf. Die Stadtsoldaten im Thore kamen nach Hause, und klagten ihren Weibern, daß die Zeiten immer schlechter würden, und sie nun nicht einmal mehr bei Nacht auf der Wache ungestört Schafkopf spielen könnten. Es wäre nämlich eine Armee von vielen hunderttausend Mann aus der Luft herunter gefallen, so daß sie über Hals und Kopf das Hasenpanier hätten ergreifen müssen, um nur ohne Schläge davon zu kommen.

Bald wirbelten die Trommeln in allen Straßen.

Nur im Schlosse, wo man später zu Bette ging, wußte noch niemand von den fürchterlichen Geschichten.

Als Isegrimm und die Fee mit gewaffnetem Gefolge daselbst anlangten, fuhr die königliche Leibwache aus dem ersten Schläfe auf. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben schien ihr eine zu blutige Maßregel. Daher ließ sie sich vom den Ankommenden in Gutem ablösen.

In König Huldiberts Schlafzimmer endigte alles nach einer halben Stunde. Prinz Heckerling wurde, wegen des der Prinzessin Isola angethanen Schimpfs auf ewig mit seinen Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen. Isola heirathete den überschönen Prinzen, welcher schon bei den Bällen großen Eindruck auf sie gemacht hatte, und von dem es nunmehr herauskam, daß er der Sohn der Fee war. Diese übergab ihnen ein eigenes Königreich, das sie so eben erst in der Luft gestiftet und mit allem Zubehör versehen hatte.

Höckerlein und Floribella wurden zu Erben von Huldiberts Krone nach dessen Tode ausgerufen.

Als Isola, die Fee und König Isegrimm mit der ganzen Armee schon wieder durch die Luft abgesegelt waren, da wurde viel über Höckerleins Ursprung gesaalbadert. Er für seine Person erzählte selbst, daß er ein Findelkind und einmal des Morgens in den Zimmern der Fee unverhofft gefunden worden sei. Die Fee, welche damals noch unverheirathet gewesen, habe ihn einer alten Dienerin zur Erziehung anvertraut. Er sei auch bis in sein zehntes Jahr grade und schön aufgewachsen. Darauf aber habe ihn die Fee, als Braut, plötzlich wieder erblickt, und ihn, über seine zufällige Aehnlichkeit mit ihr ganz erschrecken, vorn, hinten und auf der Nase, mit ihrem Stabe berührt. Die Wirkung davon sei nicht ausgeblieben. Hierbei habe sie ihm jedoch versprochen, ihn nie zu verlassen, auch das Alter von ihm entfernt zu halten, so lange er den Höcker trüge, daher es ihm denn auch niemals an etwas habe fehlen können. Das Lastträgermetier sei bloß aus Liebhaberei von ihm getrieben worden, weil ja doch der Mensch eine Liebhaberei haben müsse. Lange habe er in Zweifel gestanden, zu welcher er sich entschließen solle, und sich endlich zu dieser entschlossen, weil er einen entschiedenen Hang zur Originalität in sich spüre. So viel Gerechtigkeit aber werde man ihm wohl widerfahren lassen, daß er hierdurch dem verschrieenen Dilettantismus alle Ehre gemacht habe. —

Prinz Heckerling wollte den Herold vom Pferde reißen, der die Thronfolge seines Schwagers zu proklamiren hatte. Aber das Volk, das zeither bloß des Prinzen Titel, nicht seine verdienstlose Person verehrt hatte, nahm sich des königlichen Proklamators an.

Das Unglück brach von allen Seiten über den armen Prinzen herein. Seine Gemahlin hatte ihm einen Sohn geboren, der einem Affen über Gebühr ähnelte. Wo seine Liebe sonst anfragte, bekam er statt einer neuen Gemahlin einen neuen Korb. Am Ende, war gar keine Gesellschaft mehr für ihn da, als die ihm unerträglich gewordene Frau, und er fand so das Wort, das ihm im Feenpalaste voraus gesagt worden war, in seinem ganzen verdrüßlichen Umfange bestätigt.

Wunderlicher aber noch als dieß war es, daß es bald im Lande kein glücklicheres Paar gab, als Prinzessin Floribellen und Höckerlein. So schwer der schönen Prinzessin auch die erste Zeit ihrer Ehe geworden war, so kam sie doch bald dahinter, daß Höckerlein ein guter, ehrlicher Schlag von Menschen und obendrein nicht auf den Kopf gefallen war. Mit jeder neuen Umarmung nutzte sich auch, ein Theil des Ueberflusses von seinem Rücken und seiner Nase in der Prinzessin Augen ab. Am Ende ging das Ding so weit, daß ihr Höckerlein wie der schönste Mann im ganzen Königreiche vorkam, und nichts sie ärgerte, als daß andre Leute hierüber mit gutem Gewissen nicht ihrer Meinung seyn konnten.

Auch darin aber ging es ihr in Kurzem vollkommen nach Wunsche. Als nämlich König Huldibert zu ihrer großen Betrübniß endlich gestorben, und die Fee zum Krönungsfeste seines Nachfolgers erschienen war, da sagte diese zu Höckerlein, seinen überaus schönen Erstgeborenen auf den Arm nehmend: Dieser da wird künftig deinen Platz behaupten. Altere denn von nun an wieder, gleich den übrigen Menschen.

Dabei berührte sie Höckerleinen mit ihrem Stabe Rücken und Nase.

Alsbald erscholl ein langes und allgemeines: Ah! — und darauf schrie alles was Odem hatte: Lange lebe König Huldibert der Zweite, der beste und schönste Mann im ganzen Königreiche!

Der Geist des Verstorbenen.

Des Herrn Sollers Rittergut und drei ansehnliche Häuser in der Stadt, erwarben Julien, seinem einzigen Kinde, zwei Drittheile Verehrer mehr, als ihr ausgezeichneter Wuchs und ein besonders reizendes Gesicht dem artigen Mädchen verbürgen konnten. Daher hatte sie in einem Alter von siebzehn Jahren schon Gelegenheit gehabt, einigen Heirathsanträgen durch zweideutige Antworten auszuweichen, und einige andre graden Weges zurückzuweisen.

Ihr Vater, dem sie die Gründe dazu angegeben, freute sich, eine so verständige Tochter zu haben. „Da kennen Sie Julien nicht!“ sagte er zuversichtlich, als ihn jemand auf ihre besondere Freundlichkeit gegen den Doktor Heß aufmerksam machen wollte. Er glaubte, daß des Mädchens Hoffnungen den Kreis seines stillen, bequemen Hauses noch gar nicht überschritten hätten. In seinen, mit einer leidlichen Gesundheit und Ruhe zufriedenen Jahren, vergaß er, daß die Wünsche der Jugend sich ganz anders gestalten, und daß die Sehnsucht nach ihrer Erfüllung von einem wohlgepflegten, sorglosen Leben eher aufgereizt als besänftigt werde.

Um so mehr überraschte ihn ein Brief von dem Doktor, der für Julien bestimmt, in ihrer Abwesenheit durch die Einfalt des Ueberbringers Herrn Soller ausgehändigt worden war. Die Aufschrift zeugte von einer männlichen Feder und er wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr seiner Tochter.

Ihr Erschrecken, als er den Brief übergab, machte, daß er denselben sogleich wieder an sich riß, eröffnete, und die unwandelbare Liebe mit ansah, auf die sich Gustav Heß darinnen zu wiederholten Malen berufen hatte. Einem scharfen Examen folgte ein noch schärferes Verbot. Was mußte Julie nicht alles in Einem Athem versprechen, um nur für den Augenblick Ruhe zu erhalten!

Der unterbrochene Postlauf, über dessen Ursachen des Mädchens verweinte Augen ihrem Geliebten vom Fenster aus Nachricht gaben, veranlaßte das ungestüme Herz des Doktors zu einem Gespräch mit Herrn Soller. Gustav hielt um Juliens

Hand förmlich an, welche ihm von dem Vater nicht weniger förmlich abgeschlagen wurde. Dieses war um so räthselhafter, da Heß ein unabhängiges, großes Vermögen, einen guten Ruf, ein angenehmes Betragen, und alles besaß, was seiner Bitte das Wort reden konnte. Denn selbst ein kleines Ehrenzeichen, das ein akademisches Duell seiner Wange beigebracht hatte, zog ihm bei den bedächtigen Leuten keinen Vorwurf zu, weil es allgemein bekannt war, daß er den Streit damals nicht veranlaßt hatte.

Vergebens hoffte Julie, ihr, sonst in seinen Meinungen ziemlich biegsamer Vater, werde ihren Liebkosungen nicht ewig widerstehen. Vergebens wurde von ihrer und des Doktors Seite alles angewandt, ihn für die sehnlich gewünschte Verbindung zu gewinnen.

Nach einer Menge fruchtloser Versuche schien dem Mädchen nur Eine Ursache seiner Halsstarrigkeit denkbar, und irrte sie sich in dieser nicht, so war wenig Hoffnung vorhanden, daß sie ihren einzigen Wunsch bei des Vaters Lebzeiten erreichen würde. Herr Soller war nämlich, seit der Kränklichkeit, welche ihn vermocht hatte, sich der Geschäfte seiner ausgebreiteten Handlung zu begeben, zu seinem großen Leidwesen im Besitz der Geisterseherei. Er hatte sich sogar nach und nach, trotz dem Doktor Jung, ein System der Geisterwelt gebildet; nach welchem unter andern diejenigen Personen, die während ihres Lebens „sich sehen ließen,“ allezeit einen höchst zweideutigen Charakter haben mußten.

Julie besorgte sehr, daß der Geist des Geliebten ihrem Vater erschienen seyn möchte, und ließ ihrer Schlauheit keine Ruhe, bis sie wußte, daß sich die Sache in der That also verhielt. Grade in der Nacht nach dem Auffangen des Briefes, war Doktor Heß ganz in seinem gewöhnlichen Anzuge bei Herrn Sollers Bette vorübergegangen.

Nur ein verzweifelttes Mittel, wogegen sich ihre Schalkhaftigkeit auflehnte, fiel Julien ein, und die Liebe rastete nicht, bis sie es angewandt hatte. Sie that nämlich ihrem Vater das falsche Geständniß, daß sie von seinem Zorn, und ihrem Herzen verleitet, damals dem Doktor bei Nacht die Thüre geöffnet, folglich Herr Soller ihn selbst, und nicht sein Gespenst gesehen habe. Sie erzählte ihm dabei, wie sie sich der Schlüssel zu Haus

und Vorsaal bemächtigt, in solchem Detail und mit so vieler Wahrscheinlichkeit, daß ihm gar kein Zweifel daran übrig blieb.

Die Folge zeigte, daß Julie ihre Mittel zu wählen verstand. So hart sie auch auf dieses Geständniß angelassen wurde, so milderte sich doch der väterliche Widerwille gegen den Doktor zusehends. Julie wußte den Geliebten davon zu benachrichtigen. Er wiederholte seine Bitte um ihre Hand, und Herr Soller, dem es bedenklich schien, eine Tochter länger zu hüten, welche dem Liebhaber im Nothfalle bei Nacht ihr Zimmer öffnete, ließ ihn Gehör finden.

Leider erschien dem Vater das Gespenst acht Tage vor der festgesetzten Hochzeit wieder. Und dießmal gab der Geisterseher zu genau auf die Thüren acht, als daß Julie ihre frühere Selbstanklage mit Glück hätte wiederholen können. Herr Soller bestand nun auf dem Rückgange der Heirath. Eine förmliche Prophezeihung, welche er seiner Tochter von ihrem künftigen Unglück machte, blieb auch wirklich nicht ohne Eindruck. Aber der Geliebte wußte ihr die Prophezeihung gar bald aus der liebenden Seele zu reden. Die öffentliche Verlobung war geschehen, und das Paar hielt den Vater beim früher gegebenen Worte. Da er wohl wußte, daß jedermann seine Ursache dieses Zurücknehmens für ein Hirngespinnst erklären würde und eine gültigere sich nicht auffinden ließ, so willigte er zwar endlich ein, weigerte sich jedoch standhaft, einen Zeugen der Hochzeit abzugeben.

Als indessen diese vorbei war, so ließ er sich auch zur Wiederherstellung des natürlichen Verhältnisses zwischen Vater und Kind bereit finden, erwiderte des Paares Besuche, und gab einmal selbst der jungen Frau zu, daß er bis jetzt, seine Besorgnisse wegen ihres Gatten, nicht bestätigt sehe. — —

Doktor Heß entsagte der medicinischen Praxis, welcher er sich gewidmet hatte, oder beschränkte sich doch darin auf einige Freunde, denen er aus besonderm Wohlwollen diente. Um so gemächlicher konnten sich die Neuvermählten allen Launen der Liebe überlassen, und sie thaten es auch nicht selten bis zur Ausschweifung. Mit heißer Begier hingen sie an jedem Traume, der ihre jetzige Existenz so wenig verändert als möglich, verewigte, und Sollers Geisterseherei kam bei einer solchen Gelegenheit ebenfalls zur Sprache. Die Wünsche der Liebenden

verwendeten sich für die Möglichkeit der Wiedererscheinung nach dem Tode. Das Paar war jetzt gar nicht abgeneigt, den Geistern, die Herrn Soller zuweilen besuchten, ein Wesen zuzugestehen, wenn sie auch die Resultate, welche er daraus zog und sein selbsterschaffenes System ganz verwerflich fanden. Gustav wußte die Geschichte zweier Liebenden, die sich das Versprechen gegeben hatten, auch im Tode nicht von einander zu weichen, und daß der zuerst verstorbene Gatte, seines Wortes eingedenk, zurückgekehrt war, bis auf ihre kleinsten, der Ueberzeugung überaus günstigen Umstände. Die Aeußerung, daß doch ihnen dieß ebenfalls vergönnt seyn möchte, wurde von Julien gethan und von Gustav mit Wärme wiederholt. Man ließ sich die seltsamsten Meinungen, welche jemals über die Geisterwelt gedruckt worden waren, zusammentragen, und einige sehr merkwürdige Handschriften vollendeten die zu großer Erbauung betriebene Lektüre dieser Art.

Unvermerkt wurde das Paar von der Vermuthung des Möglichen zu dem Glauben an die Gewißheit der Sache geführt, und mit Hülfe verschiedener, wie von ungefähr entstandener Hypothesen, gelangte man nun, so gut wie Herr Soller, zu einer eigenen Theorie. Nach dieser wurden ein Paar aufrichtig Liebende durch den Tod keineswegs getrennt, vielmehr hatte die zuerst gestorbene Hälfte des schönen Ganzen, bis zum künftigen Wiedervereine das Recht, den zurückgebliebenen Theil als Schutzengel zu umschweben.

Zum Glück wurden die neue Schwärmerei von der Zeit und dem Leben allmählig abgenutzt. Aber die menschlichen Schwächen, welche jede Hälfte an der andern entdeckte, zerstörten die Idee der Vollkommenheit, welche jede von der andern gehabt hatte, gar bald dermaßen, daß nach Juliens erstem Wochenbette, das Projekt der Rückkehr aus dem Schattenreiche, in gänzliche Vergessenheit gerathen war. Die sonst ganz unwandelbare Liebe wurde mit jedem Monate wandelbarer. Denn obschon der Knabe, worauf der ganze Lebenszweck der Mutter nunmehr hinzugehen schien, wieder zu Grabe getragen wurde, so schien darum doch Gustav ihr nicht näher gerückt zu werden.

Die beiden so glücklich zu einem Ganzen vereint gewesenen Hälften fingen an, ihre Selbstständigkeit wieder zu behaupten, und wenn auch kein Theil den andern einer förmlichen Untreue anklagen konnte, so waren doch beide entschiedene Zweifler an den Gesinnungen des Gegentheils in dieser Rücksicht geworden.

Nach Verlauf dreier Jahre schien das innere Band zwischen ihnen gänzlich aufgelöst. Nur ein äußeres hielt sie vielleicht noch beisammen. Die väterliche Prophezeiung Lügen zu strafen, und den Freunden, welche noch immer ihre beispiellose Liebe am Hochzeitstage nicht vergessen hatten, keinen Stoff zum Lachen zu geben, wurde der Unfriede, der jetzt manchmal in ihrem Hause ausbrach, nicht über dessen Thürschwelle gelassen, wenn schon eine sehr merkliche Veränderung in dem gegenseitigen Betragen dem Kenner nirgends ganz zu verbergen war.

Doktor Heß, der, wie schon erwähnt, aus Liebe zu einem ruhigen, genußreichen Leben seine medicinischen Kenntnisse nicht zum Erwerbszweige nutzte, hatte während der beiden ersten Jahre einen großen Theil des Sommers in einem berühmten Bade mit Julien zugebracht. Der dritte Sommer war wieder diesem Bade von ihm bestimmt. Allein Julie schlug die Begleitung unter dem Vorwande einer von der zweiten verunglückten Niederkunft zurückgebliebenen Kränklichkeit aus.

Es war ihr gleichgültig, daß ihr Gatte, wie sein Lächeln bewies, die Nichtigkeit des Vorwands wohl durchschaute.

Erst nach seiner Abreise fiel ihr eine Unpäßlichkeit ein, worüber er seit einigen Monaten geklagt, und die sie für bloße Vermäntelung seines Mißmuths gehalten hatte. Wenn sie wahr wäre! Und wenn er weit von hier, unter fremden Menschen erkranken sollte! Es fehlte wenig, und der Gedanke hätte sie zur Bestellung von Postpferden angetrieben.

Fröhliche Gesellschaft verjagte indessen diese Wolke gar bald von der jugendlichen Stirn, und sie schalt sich eine Thörin, daß sie an einen Mann mit solcher Sorge denken könne, der so eben Anstalt machte, sich von der Langeweile, womit ihn ihr Umgang gepeinigt hatte, in den Armen der Freude zu erholen.

Im Ganzen war ihr die jetzige Einsamkeit auch gar nicht ohne Behagen. Eine Menge Rücksichten, die sie vor ihrem Gatten zu

beobachten hatte, konnten jetzt wegfallen. Sie stand einzig unter den Gesetzen des Anstands, und dachte nicht ohne einige Angst an die nahe Aenderung ihrer Lage, als ein Brief vom Doktor dessen Rückkehr um drei Wochen weiter hinausschob.

So willkommen ihr aber auch die Sache war, so sehr verdroß sie das, daß Gustav darin nicht einmal einen Grund seiner längern Abwesenheit anzugeben sich bemüht hatte.

Nach Verfluß einer Woche erhielt sie ein Schreiben von ihres Mannes Bruder, welcher ein ansehnliches Staatsamt in einem entfernten Lande verwaltete, und, wie sie jetzt zum ersten Male hörte, den geliebten, einzigen Bruder nach langer Entbehrung wieder zu sehen, die wette Reise in's Bad unternommen hatte. Die äußerst gefährliche Krankheit ihres Gatten, welche das Schreiben verkündigte, wirkte erschütternd, und kaum hatte sich Julie zur schleunigen Abreise bereit gemacht, als sie aus einem zweiten Schreiben ersah, daß das erste nur die Vorbereitung auf die Todespost hatte abgeben sollen. Ein plötzlicher Schlag war die Ursache seines frühen Lebensendes gewesen.

Da er in dem Bade, hauptsächlich wegen seiner gesellschaftlichen Talente, viel Freunde besaß, so war seine Beerdigung äußerst rührend und feierlich gewesen. Der Bruder, welcher dieses schrieb, eröffnete der Witwe zugleich, daß er schon in Begriff gestanden hätte, ihr alles persönlich zu melden, als er von seinem Dienstverhältnisse unvermuthet abgerufen worden. Uebrigens erinnere er sich von dem Verstorbenen kurz zuvor einmal in zufälligem Gespräche gehört zu haben, daß ihr ihm Zugebrachtes den dritten Theil seines hinterlassenen gänzlichen Vermögens bei weitem nicht erreiche, daher er bereits alle Anstalten getroffen habe, daß ihr dieser dritte Theil in sichern Dokumenten und baarem Gelde übergeben werden solle.

Julie fühlte sich von dem Hauptereignisse so tief verletzt, daß ihr diese ökonomische Sorgfalt jenes höchstunglückseligen Augenblickes ganz unwürdig erschien. Unwillkührlich faßte sie gegen den Briefsteller einen starken Widerwillen, daß er dergleichen in den ersten Tagen der Trauer zu berücksichtigen werth gefunden hatte.

Der Vorwurf, den sie sich unmittelbar nach des Verstorbenen Abreise machte, fiel jetzt mit zermalmender Gewalt auf sie ein.

Jeder schöne Moment ihrer Liebe trat aus dem Verborgenen hervor, und vor allen die längstvergessene feierliche Scene, wie sie einander wechselseitig das Erscheinen nach dem Tode zugesagt hatten.

Nicht ohne ein fieberhaftes Grauen kam sie am Abend von ihrem Vater in die düstre Einsamkeit.

Als sie ausgekleidet und ihr Mädchen im Fortgehen begriffen war, rief sie es zurück. Aber der Entschluß, eine Wächterin zu behalten, wurde sogleich wieder verworfen, und die Dienerin fortgeschickt, ohne daß sie erfuhr, warum sie hatte umkehren müssen. — Julie wollte dem Geiste ihres Gatten durch keine Zeugen Fesseln anlegen, ob sie schon vor Zittern kaum das Bette erreichen konnte. Sie wünschte keinen Schutz, als den des Schlafes.

Aber so fest sie auch ihre Augen verschlossen und die Bettvorhänge, welche gewöhnlich offen blieben, zugezogen hatte, so stellte sich doch kein Schlummer ein. Vielmehr rauschte es um sie herum, seltsamer, als es die Einsamkeit des Zimmers zu gestatten schien. Und als sie endlich, voll Entsetzen, ihr Gesicht von der Wand herüberwandte, aus alles gefaßt, die Vorhänge öffnete und aufblickte, da gab die Lampe einen so abentheuerlichen ungleichen Schimmer, und bildete auf der einen Seite des Zimmers einen so dunkeln, räthselhaften Schatten, wie er der Lebenden noch niemals vorgekommen war.

Diese Stelle ward ihr am verdächtigsten. Je länger sie hinsah, desto beweglicher wurde der Schatten. Auch prasselte die Flamme so, als ob etwas von außen auf sie wirken müsse.

Was Julien fast noch mehr als alles dieses angriff, war der Gang einer Stutzuhr, nicht weit vom Bette, dessen Einförmigkeit von den so ungewöhnlichen Ereignissen auch nicht im mindesten gestört wurde.

Schon hatte die Angstvolle so viel Muth gefaßt, um die Uhr still stehen zu lassen. Schon richtete sie sich dazu in die Höhe, als der Ton des Aushebens vor der Mitternachtstunde sie wie ein Geisterruf wieder zurückwarf. Es war, als ob der bald darauf erfolgende Glockenschlag ihr die festzugehaltenen Augen aufrisse, und dieß nur — damit sie wahrnehmen möchte, wie sich aus dem gefürchteten Schatten die kranke Gestalt ihres

Gemahls deutlich hervorhob, und ihre lautlosen Schritte nach dem Bette richtete. —

Dieser Moment war der letzte ihres Bewußtseyns und am folgenden Morgen lag sie in einem überaus heftigen Fieber.

Erst nach mehrern Monaten wurde sie völlig davon hergestellt, und nun zeigte sich ihr Vater äußerst begierig etwas von dem Geiste zu erfahren, dessen Erscheinen sie in der Hitze der Krankheit bisweilen gedacht hatte. Doch Julie wußte nichts mehr von diesen Aeußerungen, und die Nacht, welche die Einleitung zur Krankheit gewesen war, vermied sie absichtlich zu erwähnen.

Ihr erster Gedanke nach der Wiederherstellung war ein Besuch des Grabes von ihrem Gemahl, ganz in dem Sinne einer frommen Wallfahrt. Auch fand sich in einer unpäßlichen Freundin, welche der Arzt in's Bad schickte, eine gute Gesellschaft für die Trauernde.

Julie freute sich, daß ihr Verstorbener an dem Orte seiner letzten Tage noch in dem besten Andenken stand. Sie betrachtete mit Rührung und Dankbarkeit den Stein, den einige Freunde auf seinen Hügel hatten setzen lassen. Ihr Gatte war, wie sie erst jetzt erfuhr, gewissermaßen in seinem Berufe gestorben. Von einem hülflosen Kranken, den er aus Mitleid in seine Wohnung genommen, hatte er die Krankheit empfangen, welche ihn ins Grab stürzte. Man verschwieg ihr zwar den Umstand, daß sein Tod durch einen Fall aus dem Bette unstreitig beschleunigt worden, allein es hatten zu viel Leute davon gehört, als daß es ihr, die alle Menschen auf das Gespräch von ihrem Verstorbenen brachte, hätte verborgen bleiben können.

Da das ganze Bad, außer dem Begräbnißplatze keinen erträglichen Ort für die Trauernde aufwies, so war sie sehr wohl damit zufrieden, daß ihre Gesellschafterin, deren Umständen das hiesige Wasser nicht zusagte, wieder abzureisen für gut fand.

Die Zurückkunft brachte Julien zwar Zerstreung, aber keine ihrem Zustande anpassende entgegen. Ihr lange schon kränkelder Vater war bettlägrig geworden, und die Aerzte verhehlten ihr nicht, daß sein Uebel wohl nur mit dem Tode gänzlich gehoben werden würde.

Um so angelegener ließ sie sich seine Pflege seyn. Die Gewißheit der nahen Einbuße einer geliebten Person, giebt unsrer Liebe eine zuvor nie geahndete Kraft. Julie wich nicht mehr aus dem Zimmer ihres Vaters. Wer sie sehen wollte, mußte den Kranken besuchen, und wirklich erhielt der Mann aus diesem Grunde mehrere Besuche von jungen Männern, die darauf ausgingen, das unstete Leben der Ehelosigkeit in ein zweckmäßigeres zu verwandeln.

Die so leise als immer rege Aufmerksamkeit der reizenden Witwe auf den Zustand und die noch unverlauteten Wünsche des Kranken mußte unfehlbar das Interesse solcher Zeugen an ihr ansehnlich erhöhen. Denn was würde ein Wesen, das mit allen Ansprüchen auf die Genüsse der Jugend sich von ihnen gänzlich zurückzieht, um Monate lang, den zuweilen recht fühlbaren Launen eines hoffnungslosen Kranken sich auszusetzen, was würde ein solches Wesen einem Gatten zu werden im Stande seyn. Aber so nahe ihr auch Mancher seine Absichten legte, und so annehmlich einige Parthien genannt werden konnten, bei denen es nur auf ihre Wahl ankam, sie wählte selbst dann keine davon, als nach einem beinahe zehnmönatlichen Leiden ihr Vater entschlummert und beerdigt war.

In der Folge schloß sie sich zwar an einige gesellige Familien an, aber dieß keinesweges um Gelegenheit zum Austreten aus ihrem Wittwenstande zu finden. Die Erinnerungen an die ersten Wochen ihrer Ehe standen in der hellsten, kräftigsten Farbe vor ihr da. Die gegenseitige Liebe des Paares war damals zu groß gewesen, als daß sie sich getraut hätte, auf eine ähnliche, künftige Hoffnung zu fassen, ein Schattenbild aber ihres vergangenen Glückes scheute sie sich in's Leben zu rufen, weil sie der Verlust ihrer Unabhängigkeit ein viel zu hoher Preis dafür dünkte.

Sie gestand dieß auch mehrern Bewerbern ohne Rückhalt, so daß ihr Entschluß im Wittwenstande zu bleiben zu manchem Epigramm den Interessenten Veranlassung gab. Uebrigens waren ihre durch die Aufopferung von Ruhe und Schlaf, bei der väterlichen Krankheit, nur wenig niedergebeugt gewesen Reize wieder vollkommen aufgeblüht, auch ihr Geist allmählig zu seiner frühern Anmuth und Heiterkeit zurückgelangt.

Der Vorwurf beunruhigte sie indessen noch immer zuweilen, daß sie ihren Gatten allein in's Bad hatte reisen lassen, wenn ihr auch sein Geist seit dem ersten Male nicht wieder erschienen war. Sie zweifelte jetzt sogar dann und wann daran, daß es sein Geist gewesen wäre, und hielt alles vielmehr für die bloße Folge ihrer durch das Gewissen und den Keim zur Krankheit beunruhigten Phantasie. Uebrigens mißbilligte sie auf jeden Fall ihre Furcht außerordentlich. Denn gesetzt, es wäre sein Geist gewesen, sagte sie, so sei doch glaublicher, daß der gute, seines frühern Versprechens eingedenk, zurückkehrte, als daß er ihr eine fürchterliche Erscheinung habe werden wollen.

Ihr Leben, das sich nach und nach von der geräuschvollen Freude geflissen zurückzog, verlor jetzt durch die Heirath ihres Mädchens, in dem sie die sorgsamste, treueste Dienerin gehabt hatte, auch vieles von der zeitherigen Gemächlichkeit im Hause. Diese Dienerin war mit Julien aufgewachsen, und hatte sogar einen großen Theil ihrer Bildung mit genossen. Jetzt verband sie sich mit einem Menschen, der weder durch Stand, noch Erziehung auf die über ihre Verhältnisse weit Emporragende, Ansprüche hatte.

Julie ließ sie gewähren, veranstaltete sogar die Hochzeit. Ein Umgang aber mit ihr, welche sich selbst erniedrigt hatte, war darum nicht fortzusetzen, weil er Julien in einen ungebildeten Kreis herabzuziehen drohte.

Je einsamer sie sich dadurch fühlte, desto sorglicher pflegte ihre Einbildungskraft die Bilder der ersten Liebestage. Es ging so weit, daß sie schon einigemal ihren Verstorbenen in Geistergestalt zurückgewünscht hatte, damit er sähe, wie sie aus seinen glühenden Briefen Freude schöpfte, oder sein Bild, oder irgend ein Andenken von ihm an ihr Herz drückte, kurz wie ihr ganzes Leben nichts selbstständiges, sondern bloß eine Beziehung auf das früher geführte zu nennen war.

Mit diesem Gedanken war sie wieder einmal schlafen gegangen, als eben die Wagen nach dem Maskenballe rasselten, zu welchem sie eine sehr dringende Einladung abgelehnt hatte.

Mehrere Stunden mochte sie geschlummert haben, als ihr Auge sich wieder öffnete. In demselben Moment erblickte sie eine Gestalt im Hintergründe des Nebenzimmers, die sich mit

der äußersten Langsamkeit näherte. Der sehnlich gewünschte Schatten, unverkennbar!

Der Vorwurf, ihren Gatten durch den unbefugten Wunsch des Wiedersehens in seiner Ruhe gestört zu haben, welcher Julien jetzt mächtig befahl, beraubte sie aller Freude an der Erscheinung. An den Vorsatz der Anrede war nicht mehr zu denken. Vielmehr benahm ihr die Furcht den Athem, und verschloß ihre Augen, als der Schatten noch weit im Nebenzimmer war.

Bald darauf hob ebenfalls die Furcht ihr Augenlid wieder zu verschiedenen Malen unmerklich, und siehe da, die Erscheinung war dicht vor ihrem Bette stehen geblieben.

In der bängsten Erwartung hatte Julie lange gelegen, als die Gestalt endlich davon schlich.

Erst eine halbe Stunde später faßte die Erschrockene so viel Muth, um sich zu regen und an der Klingel zu ziehen. Allein sie zog dreimal, und zuletzt äußerst stark, ohne daß ihr Mädchen einen Laut von sich gab.

Die Uhr schlug eben zwei, und sie machte sich selbst auf die Dienerin zu suchen. Doch sie fand nur das leere Bette. Die Köchin aber und der Bediente schliefen beide in einem der obersten Stockwerke, wohin keine Klingel geleitet war. Daß das Stubenmädchen ein unordentliches Leben führte, war Julien schon bekannt. Unfehlbar hatte sich die Dirne in der Hoffnung nicht vermißt zu werden, aus dem Hause gestohlen. Uebrigens fand die Wittve doch die äußere Thüre verschlossen.

Des Mädchens schlafbedürftiges Auge sagte am folgenden Morgen voraus, was sie späterhin auf Juliens Frage selbst bekannte, daß sie dem Maskenballe, und nicht eben mit Mäßigung beigewohnt habe. Da Julie ihr schon mehrere Mal das nächtliche Verschwinden ernstlich verboten hatte, so wurde die schlechte Dienerin sogleich abgelohnt und aus dem Hause geschickt. Es gelang Julien auch noch an demselben Tage eine andre zu bekommen, welche weit besser einschlug, als drei, mit denen sie es seit der Verheirathung ihrer ersten vergebens versucht hatte.

Alle Nächte wurde die Wittve nun von der Furcht, wie von einem bösen Fieber befallen. Der Ton jedes Lüftchens, das

Knistern des Strohhalms, ging ihr durch den ganzen Körper. Ihr Auge weigerte sich zwar, die Gestalt des Verstorbenen anzuerkennen, aber ihr Ohr hörte die Bewegung derselben. Sie bat ihres Vaters Manen die Zweifel ab, welche sie vormals an seinen Erscheinungen gehabt hatte. Sie verheelte auch niemand die Sache, und konnte sich gegen jeden sehr ereifern, der die Gestalt, die vor ihr Bette getreten war, in Zweifel ziehen wollte. Sie würde sich, sagte Julie empfindlich, die Kraft ihrer Augen und Ohren von keinem Menschen abstreiten lassen. Sie erwähnte jetzt der frühern Erscheinung kurz nach ihres Gatten Tode, und daß sie darum niemand ein Wort davon gesagt habe, weil sie selbst solche zuweilen als die Folge ihres fieberhaften Zustandes bezweifelt hätte. Sie fragte, ob man seitdem Spuren von Verstandesschwäche an ihr gewahr worden wäre. Auch die natürlichen Erklärungen, welche häufig gewagt wurden, waren ihr ein Verdruß. Man meinte zum Beispiel, daß ja wohl «in Liebhaber ihres damaligen hübschen, im Punkte der Liebe sehr gastfreien Mädchens, das Zimmer verfehlt haben könne. Daß es ein solcher gewesen, sei um so wahrscheinlicher, da der sogenannte Geist ganz in gewöhnlichen Modekleidern erschienen wäre, welches wohl dem Geisterkostüme nicht sonderlich anpassen möge.

Auf ersteres aber entgegnete Julie, daß diejenigen Liebhaber der Dirne, die so vertraut mit derselben wären, um Nachschlüssel von ihr zu Haus und Wohnung zu erhalten, unfehlbar ihr auf der andern Seite gelegenes Gemach gefunden haben würden. Und daß die äußere Thüre wirklich verschlossen gewesen wäre, das werde sie sich von niemanden abstreiten lassen.

Die Einwendung wegen des Kostüms suchte sie mit der Frage niederzuschlagen: ob wohl nicht, ein an sich körperloses Wesen, das sich in der Körperwelt zu erkennen geben wolle, eine kenntliche Gestalt anzunehmen genöthigt sei. Und ob sie denn, fügte sie mit Leidenschaft hinzu, keinen Glauben verdiene, wenn sie versichre, darauf mit gutem Gewissen einen Eid ablegen zu können, daß zwischen der Erscheinung und der Gestalt ihres Verstorbenen kein Unterschied, als der eines geistigen Wesens, statt gefunden, und daß ihr scharfes Auge selbst die Schramme im Backen deutlich wahrgenommen habe.

Julie sprach überhaupt so verständig und überzeugend von der Begebenheit, daß sie eine Menge Anhänger fand, und sie und ihre Geisterseherei wurde so häufig der Gegenstand des Gesprächs, daß es ein Wunder gewesen seyn würde, wenn die Sache der, jetziger Zeit alles ergreifenden, Druckerpresse entgangen wäre.

Obschon das Schriftchen, das irgend «in Unbekannter deßhalb ins Publikum förderte, von Unrichtigkeiten wimmelte, so fand sich doch die Heldin, da ihr Name darin verschwiegen, auch die Geschichte im übrigen ohne Beleidigung vorgetragen worden, zu keiner öffentlichen Berichtigung aufgefordert. Eben so wenig wurde sie von den Spöttern, die sich hier und da darüber vernehmen ließen, in ihrem festen Glauben wankend gemacht. Sie war zufrieden, daß sie, seit ihr jetziges Mädchen in Einem Zimmer mit ihr schlief, von keiner häuslichen Beunruhigung weiter etwas sah noch hörte. Mit den kurzen Sommernächten kam sogar ihr Muth schon in solchem Grade zurück, daß sie ohne die mindeste Besorgniß jede Nacht wieder ganz allein zubrachte. Bei alledem war ihr Glaube an die Wirklichkeit der Erscheinung weder erschüttert, noch auch nur in etwas geschwächt.

Gegen Ende des Sommers traf sie einmal ganz unvermuthet in einem Hause, das zu ihrem Umgange gehörte, einen von ihrem verstorbenen Gatten sehr geschätzten Freund, der ihr schon lange vor des letztern Tode nicht vorgekommen war. Sie freute sich sehr den Mann zu sehen, der bei innerer und äußerer Liebenswürdigkeit, den einzigen Fehler hatte, daß er nur im unstäten Leben sich gefiel, und von einer Heirath gar nichts wissen wollte.

Juliens Eintritt ward zum Raube an der Gesellschaft, welche bis dahin den lebendigen Geist des Mannes in seinen gewandten Erzählungen bewundert hatte. Herr von Rosen gerieth mit der Wittve seines Freundes in ein besonderes Gespräch, das nur selten von der allgemeinen Unterhaltung unterbrochen, sich bis zum Abschiede munter erhielt, und am folgenden Morgen in der Wohnung der Wittve fortgesetzt wurde.

Der Gegenstand war Juliens Geisterseherei. Herr von Rosen hatte sich schon früher als einen hartnäckigen Zweifler an diesem ganzen Felde der Erfahrung gezeigt, und noch bei

Lebzeiten ihres Mannes mehrere Geistergeschichten mit großem Geschick natürlich erklärt. Er widersprach auch der Erscheinung seines verstorbenen Freundes, und Beweis und Gegenbeweis wurden von beiden Selten mit zu großer Wärme geführt, als daß es zu einer Entscheidung hätte kommen können.

Nachdem Herr von Rosen lange vergebens behauptet hatte, daß Julie entweder durch ihre eignen Sinne, oder durch andre Menschen hierin getäuscht worden sei, rief er mit Einem Mal aus: „Oder wie, wenn sich alles auch noch anders erklären ließe!“

„Anders vielleicht!“ sprach seine Gegnerin, „aber auch besser?“

„Wer weiß. Sie haben mir die besondern Umstände beim Tode Ihres Gatten noch nicht erzählt. — Er starb im Bade; in Ihrer Abwesenheit, und plötzlich!“

„Sie schütteln dabei zweifelhaft den Kopf. Wollen Sie mich vielleicht überreden, daß er nicht wirklich gestorben sei?“

„Nichts will ich, als eine Erklärung versuchen, die Sie ja verwerfen können, wenn sie Ihnen nicht zusagt.“

„Und ich,“ sprach Julie empfindlich, „ich will Sie bitten, dergleichen Experimente nicht an der Asche der mir theuersten Person auf der Welt zu machen.“

Nunmehr bestand Herr von Rosen mit vielem Ernste darauf, daß er, als einer der vertrautesten Freunde des Verewigten, wohl ein Recht auf das Detail seines Todes habe, erhob sich, wie sich Julie darüber nicht erklären wollte, mit einigem Unwillen, und warf einen suchenden Blick nach seinem Hute.

„Es ist wahr,“ sagte Julie hierauf, „dieses Recht haben Sie, doch habe auch ich, indem ich es Ihnen einräume, wohl das Recht, Sie vor jedem Mißbrauch zu warnen.“

Unter vielen Thränen gab ihm die Wittwe die Geschichte mit allen Umständen, und sprach, als sie nach der Beendigung sich sein ernstes Gesicht nicht zu erklären vermochte: „Was sagen Sie nun?“

„Nicht das mindeste, was Sie nicht hören wollen.“

„Ihr Achselzucken beleidigt mich, Herr von Rosen. Ich glaube, daß gegen so viel unverwerfliche Zeugnisse des Todes nicht

einmal der Versuch einer andern Erklärung gewagt werden könne.“

„Und mir ist es von Ihnen selbst verboten, Sie in diesem Glauben zu stören.“

„Herr von Rosen,“ sagte sie feierlich, als er Miene zum Fortgehen machte, „ich will, ich muß Sie jetzt anhören.“

„Dann aber erlauben Sie mir auch einen frühern Umstand zu erwähnen.“

„Erwähnen Sie, was Sie Ihrem Zwecke gemäß erachten.“

„Ich bin bereit. — Aus Ihrem Munde habe ich es, daß das Verhältniß zwischen Ihnen und Ihrem Manne kurz vor dessen Tode, der frühern Harmonie so entwöhnt war, daß ich besorgen muß, Sie sind beiderseits zur ehelichen Trennung zuweilen ingeheim nicht abgeneigt gewesen. Einige Jahre früher waren alle Wünsche ihres Gatten auf eine weite Reise gerichtet. Diese Wünsche wurden nachher von seiner Liebe zu Ihnen und dem Glück Ihres Besitzes sehr natürlich verdrängt. Die seitdem abermals sehr veränderten Umstände, will ich nun annehmen, hatten die alte Reiselust wieder in ihm erweckt, und es gab zwei Wege zu diesem Ziele, entweder mit Ihnen reisen, oder ohne Sie. Allein Ihnen war es zuviel zugemuthet, die allerlei mit der Reise in einen andern Welttheil verknüpften Beschwerden zu einer Zeit zu theilen, wo Sie, aufrichtig zu sprechen, seinen Umgang nicht einmal immer gern hatten. Die Reise ohne Sie aber, hätte Sie hier der Langenweile, oder der ewigen Besorgniß, durch seine Rückkehr in Ihrem Vergnügen gestört zu werden, Preis geben heißen. Von diesen beiden Wegen war also keiner gut einzuschlagen.“

„Es gab aber noch zwei Mittel, welche eine Radikalheilung versprochen, und wovon das eine — Scheidung hieß. Aber das häßliche Wort empörte Ihren Gatten. Es hätte Sie und ihn dem Gerede der Leute ausgesetzt, die nicht lange zuvor sich an der ungewöhnlichen Zärtlichkeit des Paares — geärgert hatten. Die Vorwürfe ihres Vaters, welcher der Verbindung von Anfang abgeneigt gewesen, hätten überdieß unfehlbar Ihr Leben verbittert. Daher wurde denn auch dieses Mittel verworfen. Das letzte Mittel, welches sich von selbst auseinander setzen wird, sah freilich etwas sonderbar und abentheuerlich aus, aber es versprach meinem Freunde seine Freiheit, und Ihnen nach

kurzem Wittwenstande einen zweiten, Ihren Wünschen gemäßen Gatten.“

„Herr von Rosen,“ so brach hier die Wittwe aus, „Sie machen es ganz wie der Anwalt eines schlechten Prozesses. Um den Gegner zu ermüden, ziehen sie die Sache mit zwecklosen Dingen in die Länge. Ich würde kein Wort deßhalb verlieren, wenn Sie nur dabei unterließen, diejenigen Punkte meines Lebens, die ich am meisten bereue, diejenigen Saiten meiner Gefühle, welche den schmerzlichsten Ton angeben, ohne alle Schonung zu berühren!“

„Theure Freundin,“ fiel der Erklärer ein, „ich habe mir die Vorwürfe wegen dieser bangen Erinnerungen schon früher selbst gemacht. Aber ich mußte jener Zeit gedenken, weil sie der nothwendige Grund des Gebäudes ist, das ich nun schon zur Hälfte beendigt habe.“

„Aber wozu denn dieses ganze Kartenhaus, welches der Todtenschein, den ich Ihnen sogleich vorzeigen kann, mit Einem Hauche niederwirft?“

„Der Todtenschein? Als ob noch nie einer ohne Grund ausgestellt worden wäre! Doch da ich über die schwierigsten Stellen bereits hinaus bin, so erlauben Sie mir meine Hypothese weiter zu verfolgen. Ihr Gemahl reiset ins Bad, wo er seinen Bruder vorfindet. Diesem entdeckt er seine häusliche Unbehaglichkeit. Es sagt ihm, daß er gern den dritten Theil seines Vermögens entbehren würde, wenn er damit seine Freiheit wieder erlangen könnte. — Der Umstand, daß vielleicht grade mehreren ihrer Dürftigkeit wegen nicht wohl besorgten Kranken, denen Ihr Gatte aus Mitleid seinen ärztlichen Beistand zuwendet, der unvermeidliche Tod schon zur Seite steh, giebt ein Mittel zum Kaufe der Freiheit um diesen Preis an die Hand. Die schlechte Wohnung des einen Patienten wird der Vorwand, diesem ein Zimmer in dem Hause einzuräumen, welches Ihr Mann mit seinem Bruder bewohnt. Wie voraus zu sehen war, stirbt der Kranke trotz der besten Pflege und Mittel, und Ihr Gatte — geht indessen bei Nacht davon, um alles Weitere seinem Bruder zu überlassen. Finden Sie meinen Wagesatz jetzt natürlicher?“

„Keinesweges, und bitte Sie daher die nähere Auseinandersetzung dieses Weiteren selber zu übernehmen.“

„Wenn ich Sie damit nicht ermüde, recht gern. — Ihr Gatte, der schon auf diesen Plan hin einige Wochen zuvor scheinbar gekränkelt, hat seine Hauskleidung zurückgelassen, welche dem Verstorbenen angelegt wird, dessen Besserung mehrere Tage früher kann erwähnt worden seyn, und der, wie es nun heißen könnte, in seine Heimath zurückgekehrt ist. — Der Verstorbene wird für Ihren Mann ausgegeben und begraben. — So, dünkte ich, wäre das Räthsel ziemlich aufgelöst.“

„Bis auf einige Kleinigkeiten, über die Sie hinwegschlüpfen, so sehr auch grade diese Berücksichtigung verlangen. — Unter viele muß sich ein wichtige Geheimniß niemals vertheilen, wenn es sein Wesen nicht bald verlieren soll, das werden Sie mir zugeben. Wie viele aber müßten hier in's Interesse gezogen worden seyn!“

„Kein Mensch als der alte Diener von Ihres Mannes Bruder, dessen seltene Treue, wie ich mich erinnere, sonst mehrere Male in diesem Zimmer hier gerühmt worden ist. Ihr Mann und dessen Bruder hatten vielleicht im Bade diesen einzigen Menschen zur Bedienung, und von ihm war für das Geheimniß nichts zu befürchten.“

„Ich muß Einwendungen machen, um mich nur von Ihren leider sehr unwahrscheinlichen und falschen Erklärungen auf Einmal zu befreien. Sie vergessen noch gar manches andre, Herr von Rosen. Ein Mann, der so viel Freunde in einem Bade hatte, wie mein Verewigter, würde unfehlbar auch nach seinem Tode manchen Besuch erhalten haben. Die Freundschaft wünscht immer die geliebten Reste noch einmal zu sehen, wenn der Freund selber hinübergegangen ist, und würde in einer fremden, zufällig aufgerafften Leiche gewiß die bekannten Züge vermißt haben.“

„Ja, werthe Freundin, auch ich bin überzeugt, daß Ihres Mannes Bruder manchen Besuch erhalten und des Vorfalles wegen vielfältig hat Rede stehen müssen. Letztres scheint mir sogar ein recht schwieriges Unternehmen, das indessen einem so geschickten Weltmanne wohl hätte gelingen können. Zuverlässig haben auch viele den Leichnam gesehen, bis — auf das Gesicht, welches durch den vorgeblichen Fall aus dem Bette ganz entstellt, in ein Tuch verhüllt worden seyn könnte.“

„Und die Leichenfrau, Herr von Rosen? Oder giebt es in einem so berühmten Bade keine Personen dieser Art, oder haben sie dort nicht die Pflicht sich von des Verstorbenen natürlichem Tode zu überzeugen?“

„Unstreitig giebt es solche Personen und Pflichten auch dort. Aber wer wird einen allgemein für rechtlich anerkannten Mann einer Unternehmung gegen seines Bruders Leben fähig halten? Die Leichenwäscherin wird, wenn er sie bittet, daß sie die Wunde am Gesichte des Verstorbenen nicht aufreißen möge, unter diesen Umständen gar leicht durch ein Goldstück von ihrer Pflicht sich losgesprochen fühlen. Denn das brauche ich nicht einmal anzunehmen, daß der verstorbene Arme wirklich aus dem Bette gefallen, und dadurch sein Gesicht unkenntlich geworden sei, oder daß man sich nach seinem Tode gewaltsamer Mittel bedient habe, ihm das Kenntliche zu benehmen.“

„Aber mein guter Rosen, was haben Sie nun mit dieser so langen, als künstlichen Erklärung, oder leider! vielmehr Verdrehung des Ereignisses bewirkt?“

„Doch wohl den Gedanken an die Möglichkeit, daß Ihr Gatte noch leben könnte?“

„Nur die Gewißheit davon würde mir Trost verschaffen, und diese hat mir Ihre seltsame Deutung nicht gegeben. Am Ende verfolgen Sie wohl gar die Sache noch weiter, und ziehen aus dem Zeitherigen den Schluß, daß es keine Erscheinung, sondern mein verstorben Geglaufter selbst gewesen sei, was ich in meinen Zimmern gesehen habe?“

„Wenn ich nicht die aufgeregte kränklich Einbildungskraft in Ihnen, oder einen Betrug von außen her annehmen soll, unfehlbar.“

„Wozu, lieber Rosen, verleitet Sie dießmal der Hang scharfsinnig zu erscheinen! Der Mann also, der, um sich — Ihrer Erklärung nach — mit einem Drittheile seines großen Vermögens von mir loskaufte, derselbe Mann sollte nun auf Einmal wieder in meine Wohnung geschlichen seyn, um — sich der Gefahr meiner Ansprüche zu exponiren? Ich gestehe Ihnen, daß mein geringer Scharfsinn nicht ausreicht, um den Zusammenhang dieser zwiefachen Seltsamkeit auszumitteln.“

„Der doch wahrlich überaus nahe liegt. Setzen wir nur das gewiß nicht Unwahrscheinliche, daß Ihr Gatte, seiner unbezwinglichen Vorliebe in einem andern Welttheile zu leben, gehuldigt, und das Vergnügen, sie bald befriedigt zu sehen, die erste Zeit über keinem andern Gedanken in seiner Seele Platz gelassen habe. Schieben wir sogar seine Reue bis nach Erreichung des Wunsches hinaus. — Aber kommen mußte diese Reue, zumal bei seinem tiefen Gefühle. Er sieht nun ein, wie schwer er sich an Ihnen vergangen hat, und das sich nicht berechnen läßt, welche Folgen sein angeblicher Tod, bei dem Zwiespalt der zuvor zwischen Ihnen beiden geherrscht, wohl äußern könnte. Bei dieser Betrachtung erneuert sich Ihr Bild in seinem Herzen, mit der vollen Glorie der frühern Zeit. Seine Sehnsucht treibt ihn zurück. Er kommt hierher, und wünscht nichts sehnlicher, als sich von Ihrem Wohlseyn zu überzeugen. Er findet Mittel in Ihre Wohnung zu gelangen, und wird von Ihnen für ein Gespenst gehalten.“

„Wollte Gott,“ rief die Wittve, „daß Sie wahr geredet hätten. Doch, leider! ist diese Deutung noch unwahrscheinlicher, als die Auslegung seines Todes. Alles, bis zur Rückkehr angenommen, warum mußte er zu dem abentheuerlichen Nachtbesuch seine Zuflucht nehmen?“

„Warum? Weil er nicht das mindeste von Ihren Gesinnungen wußte, und sich, als ein Todtgeglaubter, in einer Stadt, wo ihn jedes Kind kennt, bei Tage vor niemanden sehen lassen durfte.“

„Und daß er durch die verschlossene Thür herein und wieder hinausgegangen war, wie erklärt sich das?“

„Recht leicht, nachdem Sie mir gesagt haben, daß Ihr weniger sittliches, als hübsches Mädchen sich grade in derselben Nacht auf dem Maskenballe befunden hat. Kann er denn nicht eben an diesem Abende angekommen, und auf den Maskenball gegangen seyn, um Sie selbst vielleicht da zu sehen, oder in seiner Verlarvung Nachrichten über Sie einzuziehen? — Kann denn nicht der Zufall ihn da mit Ihrem hübschen Mädchen zusammengeführt, und der ziemlich ausgedehnte Begriff von Maskenfreiheit ihm nähere Bekanntschaft mit den Reizen und übrigen Umständen der Nachtschwärmerin verschafft haben. Nun dürfte er seiner Gesellschafterin nur etwa einige Gläser Wein zu viel eingeschenkt, in dem dadurch bewirkten Zustande

die Schlüssel heimlich weggenommen, und sich deren hier bedient haben. Ihm, der jeden Winkel dieses Hauses auswendig weiß, würde es wohl nicht allzuschwer geworden seyn, sich im Finstern bis vor Ihr Bette zu finden.“

Julie sagte hierauf sehr empfindlich: „Sie haben viel zu weit ausgeholt, Herr von Rosen, wenn es Ihnen nur darum zu thun war, mit einem so geringen Scherze zu endigen. Mein Verstorbener, das bin ich überzeugt, besaß jederzeit zu viel Stolz, um unwürdige Abenteuer, wie das mit dem Dienstmädchen, aufzusuchen und zu verfolgen. Daher muß es mich kränken, ihn noch nach seinem Tode dergestalt Preis gegeben zu sehen.“

„Aber, beste Freundin,“ versetzte Rosen, „Sie nehmen die Sache von der falschen Seite. Durch das Setzen dieses Falles wollte ich ja nur einen von den vielen Wegen zeigen, auf welchen er den Schlüssel hätte finden können, auf den Sie ein so großes Gewicht legten. Ich habe in der Eil einen ungeschickten, dem Charakter Ihres Gatten nicht angemessenen Fall ergriffen, das sehe ich jetzt ebenfalls ein. Viel wahrscheinlicher kann ich dem Doktor einen vertrauten Freund zum Begleiter zugesellen, dem solche Abenteuer auf Maskenbällen weniger zuwider sind. Während Ihr Gatte überall nach Ihnen, oder Nachrichten von Ihnen sucht, könnte dieser Vertraute, in dem Mädchen, zufällig Ihre Dienerin entdeckt, dem Doktor davon einen Wink gegeben, ihm die Schlüssel verschafft, und diese, nach gemachtem Gebrauche, der vor Trunkenheit halb Bewußtlosen wieder zugesteckt haben, ohne daß sie von dem ganzen Vorgange das mindeste geahndet hatte.“

„Brechen wir ab, Herr von Rosen. Umsonst haben Sie mir durch Erwähnung der letzten Zeit vor meines Mannes Tode meine Schuld in recht schreienden Farben vor die wunden Augen gerückt. Umsonst haben Sie eine Menge Möglichkeiten gesetzt, mir Ihre Kunst in Erklärung von Geistererscheinungen wieder einmal zu zeigen. Denn nur diesen Zweck muß ich annehmen, wenn ich Ihre Bemühung nicht völlig zwecklos schelten soll. Uebrigens wird mich, so ähnlich auch die Gestalt, wovon die Rede ist, meinem Manne gewesen, kein Mensch überzeugen, daß ich ihn selbst in ihr gesehen habe. Ihr Gang und das Aetherische um sie her, das mich erschütterte, dieß

sagte mir bestimmt genug, daß sie einer höheren Welt angehörte.“

„Ihre Bangigkeit, beste Freundin, hatte unstreitig dieses Aetherische erst in die Gestalt hineingetragen.“

Allein Julie widersprach, und blieb dabei, daß die Erscheinung durchaus nicht die Bestimmtheit eines menschlichen Umrisses gehabt hätte.

„Nun,“ fuhr der Geisterläugner fort, „so ist Ihnen ohne Zweifel ein Betrug gespielt worden.“

„Still davon!“ erwiderte Julie. „Der Betrug kann höchstens die Farbe, niemals aber das Wesen der Wahrheit sich aneignen.“

„Sie kennen solche Kunststücke zu wenig,“ sprach der Herr von Rosen. „Ich selbst aber weiß mit Geisterblendwerken umzugehen.“

Julie lehnte die Proben, zu denen er sich erbot, mit Lebhaftigkeit ab. Aber er schien sie mit Gewalt von ihrem Glauben an überirdische Erscheinungen bekehren zu wollen, und wurde hierin mit jedem Tage zudringlicher. Um ihn nur los zu werden, sagte die Wittve endlich, daß sie ihn unter der Bedingung, nachher nie wieder einen Versuch gegen ihren Geisterglauben zu wagen, gewähren lassen wolle.

Sie verbarg ihren Verdruß darüber, daß sie ihm eins ihrer Zimmer, welches einen abgesonderten Ausgang hatte, acht Tage früher zu den nöthigen Vorbereitungen abtreten mußte, und daß er Schlösser vor dieses Zimmer legte.

Die geheimen Vorwürfe, welche die ganze Sache ihr verursachte, besänftigte der Gedanke, daß die Veranlassung dazu kein Vorwitz, sondern der sehnliche Wunsch sei, allen Vorwitz so weit als möglich von sich zu entfernen.

Dessenungeachtet wurde sie durch die schwarze Kleidung und die außerordentliche Feierlichkeit, womit der Geisterbeschwörer am festgesetzten Abend in ihr Zimmer trat, so sichtbar überrascht, daß es ihm auffiel und er zu ihr sagte: „Sehen Sie wohl, daß Sie sich sogar heute, da Sie wissen, daß Sie es mit einer bloßen Täuschung zu thun haben, einer ungewöhnlichen Stimmung nicht erwehren können! Vielleicht erhielt der Geist, der Ihnen bald erscheinen soll, dieselbe ätherische Hülle, welche ihr Auge der bewußten Erscheinung lieh, wenn ich dem nicht

vorzubeugen, und um einen Theil des Eindrucks zu zerstören, meine Gravität ablegen, und Sie nochmals versichern wollte, daß Sie es mit lauter *natürlicher* Zauberei zu thun haben. Ja ich will Ihnen im Voraus zeigen, in welchem Kostüm die Gestalt sich Ihnen nähern wird.“

Julie erstaunte, als er ihr ein Mignaturgemälde vorhielt, welches ihren beweinten Gatten, in demselben Mantel darstellte, in dem er zuletzt vor ihr Bette getreten war, und wovon sie niemanden gesagt hatte.

„Was aber würden Sie sprechen, theure Freundin,“ fing jetzt Herr von Rosen an, „wenn statt der versprochenen Täuschung, die Wahrheit, Ihr Gatte selbst aus diesem Zimmer käme, und die Fälle, die ich neulich Ihrer Meinung nach so zwecklos und unnütz setzte, den letzten auf dem Maskenballe ausgenommen, der Ihren Verdruß am meisten erregte, die treue Erzählung des wirklichen Vorgangs enthalten hätten?“

Während sich Juliens Erstaunen durch Rosens zuversichtlichen Ton in Entzücken auflöste, ging er langsam auf die Thüre zu und öffnete sie, um den überzeugendsten Beweis für die Sache zu führen.

Die Liebenden sanken einander schweigend in die Arme.

Rosen selbst war der Vertraute des Doktors auf dem Maskenballe, und jetzt der Mann gewesen, der die Gesinnungen der vermeinten Wittwe hatte prüfen sollen. Kaum aber würde Heß die Sache gewagt haben, wenn ihm die Druckschrift, zu welcher die Geistergeschichte Anlaß gegeben, und die bei aller Falschheit der Angabe, doch seine Gattin kenntlich machte, und ihre Anhänglichkeit an den vermeinten Todten schilderte, nicht in die Hände gerathen wäre.

Aus leicht erklärbaren Ursachen hat man den Vorgang in der Stadt, wo er sich zutrug, nicht verlauten lassen. — Julie verkaufte ihre Besitzungen und entfernte sich, niemand wußte eigentlich wohin. Welschlands fröhlicher Himmel, in dem des Doktors kranker Bruder seine Genesung hoffte, wurde auch des Paares Aufenthalt. Dort leben sie unter dem Namen, den Heß seit seinem vorgeblichen Tode geführt hatte, und wer das glückliche Paar sähe, und die Geschichte wüßte, der würde mancher an zu hohen Erwartungen tödtlich erkrankten Ehe einen dergleichen Salto mortale zum Heilmittel wünschen.

*

Der Stoff zu der vorhergehenden Geschichte, als Thatsache, durch einen Freund mitgetheilt, welcher die unter dem Titel: Die Reise nach Pyrmont, bereits von mir herausgegebene Erzählung eben gelesen hatte, schien mir, ungeachtet der zufälligen Aehnlichkeit einiger Umstände mit jener früher erschienenen Erzählung, des Bearbeitens nicht unwerth. Dieß zu meiner Entschuldigung, wenn ich mich hierin geirrt haben sollte.

F. L.

König Pfau.

Feenmärchen aus dem Französischen.

1809.

Es war einmal ein König und eine Königin in Taccamahacca, die hatten zwei allerliebste Prinzen. Wenn sie ausgetragen wurden, formirten allemal die Mahler und Bildhauer des Reiches eine Heye, um im Fluge einen Amors- und Engelskopf zu erlauschen, und die Männer führten ihre jungen Frauen an die Fenster, um die schönen Formen ihrer Phantasie einzubilden. Dabei waren die kleinen Prinzchen so klug und gelehrig, daß alle Gelehrte nichts mehr bedauerten, als daß die Wunderkinder Königssöhne waren, und nicht als junge Rofciusse, Apellesse und Homere die Welt in Erstaunen setzen konnten.

Die königlichen Aeltern hatten ihre einzige Freude an den lieben Kindern. Weil aber Wünsche ein wucherndes Unkraut sind, das die geschäftigste Erfüllung nicht genug zu beschneiden vermag, so keimte auch in den Herzen des Königs und der Königin bald ein neuer Wunsch auf. Sie sehnten sich nach einer Prinzessin, die, wenn sie nicht ganz aus der Art schlug, wenigstens eine doppelte Liebesgöttin an Gestalt, eine vierfache Grazie an Liebenswürdigkeit, und eine zehnfache Muse an Wissenschaft und Kunst seyn mußte. Die Jungen werden wild, sagte der König, aber ein Mädchen behält immer etwas zartes und einschmeichelndes. Die Jungen gehn an fremde Höfe, erwiderte die Königin, aber eine Tochter zieht oft selbst bedeutende Fremde an den Hof. So unterredeten sie sich alle Abende und Morgen, und freuten sich unter zärtlichen Umarmungen über das Einverständniß ihrer Herzen, Wünsche und Gedanken.

Das Schicksal ist nicht immer taub gegen die Bitten der Könige. Die Königin fühlte bald Grund zu der besten Hoffnung, und an dem schönsten Frühlingsabend, wo alle Sterne in den glücklichsten Konstellationen für Schönheit, Macht, Reichthum und alle königliche Freuden leuchteten, wiegt sie das schönste lebendige Rosenknöspchen auf dem Schooße. Die beiden Prinzen kamen aus ihren Betten wie kleine Genien

herbeigesprungen, und küßten als entzückte Liebhaber dem zarten Mädchen die Lilienhändchen beinah weg, und die dunklen, seidnen Ringellocken, unter welchen sich ein tiefer blauer Augenhimmel ihnen lächelnd öffnete.

Die Morgensonne röthete schon die Vorhänge der Wiege, als man nöthig fand, die königliche Kindbetterin der Ruhe zu überlassen. Sie blieb aber nicht lange allein. Auf Rosenblättern und Blumenkelchen, in Haselnußschalen und Thautropfen, auf Mücken, Schmetterlingen, Goldkäfern, Heupferden, Binsen, Sonnenstralen, Laubfröschen, kam es von allen Seiten geschwommen, geschwebt, gefahren, gekrochen, getrippelt, gehüpft, geritten, daß das ganze Zimmer von den seltsamsten Equipagen und Leibrossen erfüllt ward. Es waren alles Feen von der Königin Bekanntschaft, welche sie jedesmal zu ihren Festlichkeiten einlud und so gut bewirthete, daß sie gern das nächste Mal wiederkamen. Sie mußten aber ihre Besuche heimlich halten, denn der König war ein starker Geist und glaubte weder an Feerei noch Zauberei, noch an ähnliche Dinge.

Als sich die gesammte Feenschaft bei der Königin genug geletzt, und das neugeborne Prinzeßchen, genug gelobt und geküßt hatte, ging jede nach ihrem Fuhrwerk oder Leibroß und wollte sich empfehlen. Die Königin aber führte sie nochmals an die Wiege zurück, empfahl die kleine Rosamunde von neuem ihrem Schutz, und bat die prophetische Versammlung, sie möchte dem Kinde zum Abschied noch ein gutes Horoskop stellen. Die Feen sahen sich verlegen an, und wollten mit der Sprache nicht heraus. Endlich sagte die Aelteste von ihnen: Liebe Freundin, es thut uns leid, daß wir diesesmal in eurer Schuld bleiben müssen. Wir haben bei unserm letzten Ball das Schicksalsbuch verkramt, und es geht uns dabei, wie allen Gelehrten, ohne Bücher ist es mit unsrer Kunst nicht weit her, erlaßt uns also immer für heute das Nativitätstellen.

Die Fee machte zwar ihr unschuldigstes Gesicht bei dieser Ausrede, allein die Königin merkte Unrath, und wiewohl sie nicht viel Gutes zu hören hoffte, so drang sie doch so lang in die Feen, bis sie von der angesehensten in der Versammlung den Bescheid erhielt: Rosamunde werde einmal, wenn sie groß und mannbar würde, ihren Brüdern große Gefahr, wo nicht gar den

Tod bringen. Mit dieser Unglücksprophezeiung zog die Feenkarawane davon.

Die Neugier der Königin war gestillt, aber Sorge und Betrübniß wurden an ihrer Statt desto lauter. Die arme Königin wollte nicht essen, nicht trinken, kein Schauspiel sehn, keinen Ball besuchen, sich nicht mehr putzen, und endlich gar auch nicht mehr sprechen. Da merkte der König, daß ihr etwas schweres auf dem Herzen liegen müßte, und sagte eines Tages nach aufgehobner Tafel zu ihr: Mein Schatz, es muß dir etwas fehlen, denn wir sprachen bei Tafel über eine Viertelstunde von dem neuen Kutschgeschirr des geheimen Oberkanonierers, und du hast kein Wort dazu gesagt.

Ach, antwortete die Königin, ich habe mein Rosenöfläschchen zerbrochen, und das schmerzt mich so sehr.

Ist's weiter nichts, sagte der König, da läßt sich Rath schaffen. Und sogleich ließ er alle Apotheker, Olitätenkrämer und Galanterie-Händler der Stadt zusammenberufen, und diese verschafften der Königin mehr Rosenöl in einer Stunde, als aus allen Rosen der Welt in tausend Jahren zu erlangen ist.

Aber am andern Tage war die Königin noch eben so zerstreut.

Was fehlt dir denn wieder? — fragte der König beim Ball — dein Rosenöl kann doch unmöglich schon verbraucht seyn.

Nein, sagte die Königin, aber ich habe mir meine schönste Locke verbrannt, das macht mich so betrübt.

Das ist nun freilich Schade — erwiderte der König — aber da läßt sich auch helfen. Wir wollen dir eine falsche Locke machen lassen, stecke die auf, du wirst sehn, morgen hat jeder Kopf etwas falsches an sich und die Perückenmacher tragen dich auf den Händen.

Die falschen Lökkchen kamen an, und die ächten Locken des ganzen Hofes fielen unter der Scheere. Alles geschah, wie der König vorausgesagt hatte, aber die Königin blieb mißmuthig wie zuvor. Der König fragte von neuem. Ach sagte die Königin, ich will es nur gestehen, ich habe meinen Trauring in einen Born fallen lassen, und das bedeutet nichts Gutes.

Der König machte ein langes Gesicht. Ew. Majestät — sprach er — geruhen sich etwas von der Wahrheit zu entfernen, denn

der Ring, welcher in einen Born gefallen seyn soll, ist hier wohlaufbehalten als das erste Glied meiner Uhrkette zu sehn.

Er zog dabei seine Uhr heraus, und ließ seine Gemahlin beide Trauringe als Glieder seiner Kette betrachten.

Die Königin schämte sich etwas, denn sie wußte sich gegen ihren Gemahl viel mit ihrer Wahrhaftigkeit und Treue. Sie hätte gern eine neue Ausflucht ersonnen, aber Se. Majestät schmolten. Endlich, nach einigen Umschweifen, gestand sie die Kindtaufskonversation mit den Feen und ihre bedenkliche Prophezeihung.

Der König moralisirte gern. Er ergriff also diese Gelegenheit, seiner Gemahlin eine lange Strafpredigt über ihren verbotenen Umgang mit den Feen zu halten, und eiferte sich dabei sehr über die verstandeswidrige Tendenz des Zeitalters zum Mystischen und Wunderbaren. Als er fertig war, erinnerte ihn die Königin, daß geschehene Dinge nicht zu ändern wären, und daß er klüger thun würde, auf Mittel zu denken, wie man dem Uebel vorbauen könnte, ehe es noch hereinbräch. Der König gab ihr Recht, und sie überlegten beide die ganze Nacht durch; bis am Morgen die Königin das Resultat gefunden hatte, der König sollte seinen Staatsrath darum befragen.

Der Staatsrath ward versammelt. Der Finanzminister war der Meinung? die Gefahr bestehe in nichts anderm als in einer bedeutenden Ausleerung des Schatzes bei einer künftigen Ausstattung, das sicherste Mittel dagegen sei offenbar eine neue Auflage. Der Kriegsminister sah die Gefahr von mächtigen Brautwerbern drohn, und rieth Vergrößerung der Armee. Der Großalmosenier ahndete etwas von frevlerischer Liebe der Brüder zu der Schwester, und machte dem König es zur Gewissenssache, die Prinzessin dem Kloster zu bestimmen. So debattirte die Versammlung vom Morgen bis zum Abend ein ganzes Journal von Erfindungen, Theorien und Widersprüchen zusammen, bis sie endlich über den vorläufigen Punkt einig ward, daß man diese wichtige Sache in reifliche Ueberlegung ziehn und eine besondere Kommission dazu niedersetzen müsse.

Während die Kommission saß, ging die Königin mit ihrem gesammten Hofstaate auch fleißig über die Sache zu Rathe. Eines Tages hörte sie von ihrer alten Amme, daß in einem Walde, unfern der Residenz, eine alte Eremitin lebe, die weit und

breit um Rath gefragt würde, und schon manchem aus großer Noth geholfen habe. Die Königin entschloß sich sogleich zu der Wallfahrt.

Am nächsten Morgen setzte sie sich auf ihr Leibroß. Es war weiß wie Schnee und an allen vier Hufen mit reinem Dukatengolde beschlagen. Ein paar Kavaliers, die sie begleiteten, hatten Rock, und Westentaschen voll Ringe und Juwelen, und zwei Mantelsäcke voll Schleiers und Schawls nach dem neuesten Geschmack für die alte Sibylle im Wald.

Die Königin und ihn Kavaliers mußten lange suchen, ehe sie die Wohnung der Wahrsagerin fanden, denn diese wohnte nicht, wie andre ihrer einsamen Brüder und Schwestern, in einer Hütte oder Grotte, sondern in einem hohlen Eichbaume, den man nicht bemerkt hätte, wär nicht in seinem Wipfel der Tummelplatz einer respektablen Pfauenassemblee gewesen, welche hier die Reize ihres Putzes und ihres Gesanges entfaltete. Die Königin vermuthete in dieser Gegend die Wohnung der Waldeinsiedlerin, und ließ die Geschenke ausbreiten, während sie selbst sich dem Baume näherte. Sie mußte lange klopfen, eh inwendig eine Stimme antwortete, endlich bog sich die Baumrinde etwas abwärts, und es drängte sich ein Convolut Leinwand und Wollzeug hervor, aus dem eine Nasenspitze und ein Kinn sich freundschaftlich mit gegenseitigen Küssen begrüßten.

Die Sibylle nämlich steckte ihren Kopf heraus, um zu sehn, wer sie in ihren Haushaltungsgeschäften störte. Als sie die schönen Sachen auf der Erde und an den Büschen ausgebreitet sah und die Königin an der goldnen Krone auf ihrem Haupte erkannte, bog sie in der Eile die Rinde ihres Baums so weit rückwärts, daß sie abbrach, und die Baumbewohnerin mit der Thüre nicht sowohl ins Haus fiel, als aus dem Hause. Die Königin lief selbst schnell hinzu, sie aufzuheben, und die Kavaliers durften aus Respekt für die Königin nicht zurückbleiben, aber die zarte Weiblichkeit der Einsiedlerin protestirte gellend gegen jede Entweihung ihrer Reinheit durch eine männliche Hand, und glaubte sich durch den bloßen Versuch so beleidigt, daß sie die vornehmen Gäste in die aromatischen Gegenden verwünschte, wo der Pfeffer wächst.

Die Königin hatte nun alle Hände voll zu thun, der schmollenden Dryade auf die Beine zu helfen, denn ihre Figur

bedeckte ein ansehnliches Stück Landes mit einem langen, bunten, faltigen Talar, der in seiner frühern, glücklichern Zeit als Fußteppich gedient hatte. Endlich gelang es der Königin, aber statt einer erwarteten Riesin, stellte sie ein kleines, von Alter gebücktes Mütterchen auf die Füße, welches ihr kaum bis an die Knie mit dem Kopfe reichte, und eine Tagereise nöthig hatte, um die lange Schleppe des Talars hinter sich zu entfalten.

Als man sich vom ersten Schreck etwas erholt hatte, brachte die Königin ihre Worte an. Sie bat mit bedeutendem Blick auf die mitgebrachten Geschenke um guten Rath, und versprach noch zehnmal mehr zu bringen, wenn alles gut ablief. Die Alte schmunzelte und klatschte vor Freuden in die Hände über alle die schönen Sachen. Dann rief sie laut: Pfauchen, Pfauchen! und im Augenblicke flatterten alle Pfauen um sie her, und fingen ein so gräßliches Geschrei an, daß die Königin sich beide Ohren fest zuhielt.

Das tiefere musikalische Studium der Alten fand aber dieses Konzert äußerst harmonisch, und ärgerte sich über die Geschmacklosigkeit des galanten Auditoriums. Als der Lärm aufgehört hatte, trat die Alte vor die Königin und sprach:

Sei getrost, Königsweib. Baue einen stählernen Thurm für deine Tochter, und verschließe sie darin, daß sie von niemand gesehen werde, als von dem König mit seinem Haus und ihren Dienerinnen. So entgehst du aller Gefahr. Geht sie aber aus dem Thurm, so will ich ihr die zarte Frucht meiner ersten Liebe zum Manne geben, der wird deine Söhne von allem Uebel befreien, welches sie bedroht.

„Die Prinzessin wird bei diesen Aussichten ihren Stahlthurm nicht leicht verlassen,“ dachte die Königin, und war von dem Orakel der Waldsibylle eben nicht sehr erbaut. Die Alte aber trippelte nach ihrem Baum und kam bald mit einer Hand voll Federn und einem niedlichen Hündchen zurück.

Es ist billig, sagte sie, daß ich meinem lieben künftigen Schwiegertöchterchen ein Geschenk mache, das ihrer werth ist. Da sind ein paar Federn zum Brautbett, darauf wird sie gut schlafen, und mit dem Hündchen kann sie spielen, es ist die Prinzen und Prinzessinnen gewohnt, und beißt nicht, wenn sie es vexiren und necken.

Das Pfauenorchester fing nun wieder eine so mächtige Sinfonie an, daß die Königin ihrem Pferd die Sporen gab und im Galopp zum Walde hinaus sprengte. Das Hündchen gefiel ihr. Es war ein allerliebstes Thierchen von der seltenen Art, die gar nicht existirt, wenn man nicht ein Exemplar von einer Fee bekommt. Seine Farbe war das schönste Himmelblau, um Kopf, Hals und Brust von weissen Löckchen, wie von leichten Wölkchen zart umflossen, aus welchen zwei blaßrothe Oehrchen, wie zwei Rosenblätterchen sich hervorspitzten, der Rücken war wie Sammt, und der Schweif so voll, reich und beweglich, wie der schönste Federbusch auf einem jungen Feuerköpfchen. Die Federn vergaß die Königin über das allerliebste Hündchen, und das war ein rechtes Glück, denn weil sie nicht so viel daran dachte, um sie wegzuworfen, so brachte sie das leichte Geschenk unwillkührlich mit in das Schloß.

Hier schallte ihr großes Wehklagen entgegen, denn das kleine Prinzeßchen hatte von früh an geschrieen und war nicht zu beruhigen. Die Königin ließ Hündchen und Federn fallen, und flog zu der Wiege; so wie aber die herumstaubenden Federn das Kind berührten, da ward es augenblicklich ruhig, lächelte und schlief ein. Die Königin ahndete nun erst ihren Schatz, sammelte schnell alle Federn, und füllte sie in das Bett der Prinzessin. Kein Kind hat jemals so gesund auf einem Bett gelegen, als Prinzessin Rosamunde.

Das Wunder mit den Federn versöhnte den König etwas mit dem Wunderglauben seiner Gemahlin. Er entließ die Kommission, die eben eine vorläufige Kommunikation mit den Universitäten des Königreichs und der benachbarten Staaten beschlossen hatte, und berief an ihrer Stelle alle Architekten des Landes. Diesen trug er auf, einen stählernen Thurm für die Prinzessin zu bauen, und zwar bei Todesstrafe so schnell, daß er mit der neuen Woche eingeweiht werden könnte. Die Baumeister versprachen zwar von einer solchen Eilfertigkeit nicht viel Gutes, indessen tummelten sie sich nach Möglichkeit, arbeiteten Tag und Nacht und wurden so geschwind mit dem Bau fertig, als die Geister von Aladdin's Wunderlampe.

Der Thurm war eine Attrape in Großem. Von Aussem sah er freilich nicht sehr einladend aus, aber inwendig war er desto schöner und recht für eine Prinzessin eingerichtet. Alle Wände

waren von Spiegelglas, mit schwerfaltigen seidnen Tapeten behängt, die Treppen von Alabaster, die Thüren von Cedernholz, die Meubles von Schildkröte und Elfenbein, die Fußböden von Edelsteinmosaik und von den Decken hingen an goldenen Ketten Schalen von Krystall, Rubin, Smaragd, Saffir, Opal und andern kostbaren Steinen herab, in welchen beständig wohlriechender Spiritus flammte, zur Beleuchtung des Thurms, der, um die Prinzessin ganz abzusondern, keine Fenster hatte. Dabei waren alle Zimmer so nach pädagogisch akustischen Principien gebaut, daß jedes Wort, welches einer Prinzessin zu hören nicht taugt, keinen Schall gab. Es entstanden dadurch zwar lange Pausen in dem Unterricht und der Konversation der Prinzessin, der König selbst verstummte wohl zuweilen auf einige Minuten, allein weil der Thurm fest gebaut war, so ließ sich dieses nicht mehr ändern.

In diesem Thurme wuchs die Prinzessin auf. Sie hatte keine Langeweile, denn der König schickte ihr alle Tage neue Spielsachen, und die beiden Prinzen kamen täglich, um mit ihr zu spielen. Sie erzählten ihr auch oft vom Tageslicht draußen, und von Wildern und Garten und Sonne, Mond und Sternen. Sie machten ihr auch oft Lust die Welt zu sehn, aber wenn sie davon zu sprechen anfing, schickte ihr der König neue Kleider und Bonbons, und so viel Spielsachen, daß sie die Welt darüber vergaß.

Indessen waren die Prinzen herangewachsen und die Prinzessin auch. Wenn der König bei Hofe von Parthien fremder Königstöchter erzählte, so fragte der große Prinz: Papa, warum macht unsre Schwester nicht auch eine Parthie? Wenn die Königin zur Hochzeit fuhr, fragte der kleine Prinz: Mama, wenn hat denn Rosamunde Hochzeit? Wenn der Edukationsrath von ritterlichen Thaten erzählte, faßten beide Prinzen den Heldenentschluß, Rosamunden aus ihrem Thurme zu befreien. Man hatte alle Künste nöthig, sie zufrieden zu stellen.

Der Prinzessin wollte es auch nicht mehr in ihrem Thurme gefallen. Die Bonbons schmeckten ihr nicht, die Spielsachen waren langweilig, der Hofstaat abgeschmackt, und die Kleider zeigten ihr nur, daß sie groß geworden war, und daß die Bestimmung vierzehnjähriger Mädchen nicht in einem Thurme zu suchen sei.

Der König und die Königin hatten nun wenig ruhige Stunden mehr. Im Thurme klagte die Prinzessin, im Schlosse plagten die Prinzen, und auswärts fragten eine Menge Kaiser und Könige nach der Prinzessin durch ihre Abgesandten. Denn der Ruf hatte von Rosamundens Schönheit nicht geschwiegen, und hätte sie vergrößert, wenn sie nicht schon viel größer gewesen wäre als die Phantasie der Frau Fama selbst.

Das hohe Königspaar verzweifelte schon an der Möglichkeit einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden, endlich fanden sie ungesucht den natürlichsten, denn sie legten sich hin und starben beide an Einem Tage.

Der Hof und das ganze Land ging nun schwarz. Die Glöckner hatten Arbeit und keinen Verdienst, die Organisten Verdienst und keine Arbeit. Von den Kanzeln und andern Rednerstühlen bewies man, daß die Krone das würdigste Haupt verloren habe. Die Poeten sagten dasselbe in Versen und die Mahler in Allegorien. Unterdessen hatte man die königlichen Leichen bestattet, die Reichsstände versammelten sich, gaben dem großen Prinzen einen scharlachnen, goldgestickten Mantel, mit Hermelin gefüttert, um, dann setzten sie ihm eine diamantene Krone auf sein Haupt, und ihn selbst auf einen goldnen Thron. Nun schrie alles Volk dreimal aus allen Kräften: es lebe der König! Die geistlichen und weltlichen Redner bewiesen, die Krone habe noch niemals ein so würdiges Haupt bedeckt, die Poeten sangen, und die Mahler allegorisirten dasselbe. Alle Welt war froh, und man dachte an nichts als an Feste zu Ehren des Königs, zur Freude der Gäste und zum Ruhme der Wirthe.

Als der neue König vom Thron gestiegen war, sagte er zum Prinzen: Bruder, nun sind wir Herren im Lande, nun wollen wir vor allen Dingen unsre Schwester aus ihrem Thurm erlösen, wo das arme Kind erbärmliche Langeweile hat. Sie wird dann oft Besuch von hübschen Mädchen haben und die sehn wir beide gern.

Gesagt, gethan. Sie sprangen durch den Garten, der König drehte in großer Eil den Bart vom Schlüssel, und der Prinz hob die Thüren aus den Angeln, um keine Zeit zu verlieren. Prinzessin Rosa munde fütterte eben ihr himmelblaues Hündchen mit Bonbons, als sie aber ihre Brüder kommen sah, stand sie auf, faßte den Aeltesten bei der Hand, und sagte:

Schönen guten Morgen, Ihre Majestät! Du bist nun König, und ich deine gehorsame Dienerin. Aber nimm mich aus diesem abscheulichen Thurm, sonst sterb ich vor Langeweile. Damit fing sie bitterlich an zu weinen.

Der König umarmte sie, und sagte: Weine nur nicht, liebes Kindchen, und gib dich zufrieden, du sollst keine Langeweile mehr haben, ich bin eben gekommen, um dich aus dem Thurm in den Palast zu holen, wo dir eine Menge Ritter und Hofleute Kurzweile genug machen werden. Wie nun die Prinzessin noch immer fort weinte, zeigte ihr der Prinz die neusten Modekupfer und sagte: Komm, wir wollen fort aus dem häßlichen Thurm, suche dir einen recht schönen Brautstaat aus, der König wird dir bald einen hübschen Mann geben. Da gab sich die Prinzessin zufrieden und sprang fröhlich aus dem Thurm.

Der Thurm war in einem Winkel des königlichen Gartens. Rosamunde blieb wie bezaubert stehn. Die Stauden und Pflanzen ihrer Porzellanvasen standen hier als Riesengewächse in hohen Bäumen vor ihr, und die zarten Blüten, deren ihr Hauch vorsichtig geschont hatte, schwammen in glänzendem, duftendem Gewühl durch die Frühlingsluft. Blumen, schöner und bunter, als ihre Hand mit folgsamer Pflege aufzog, blühten hier zu ihren Füßen, und statt einzelner Vögel aus goldnen Käfigen, tönnten ihr ganze Chöre von Nachtigallen und Colibris aus Büschen und belaubten Wipfeln entgegen, die sie im goldnen Glanz des neuen Sonnenlichts einladend und freundlich anwehten.

Rosamunde flog von einem zum andern, küßte die Blumen, drückte die Vögel an ihre Brust, umarmte die schlanke Ceder, und nannte den Palmbaum ihren Bräutigam. Auf einmal trat aus dem nahen Lustwald ein prächtiger Pfau, und breitete einen großen vielaugigen Irisbogen wie eine Glorie um sich. Was ist das? rief die Prinzessin, und ließ Palmbaum und Ceder, um den schönen Vogel zu umarmen, der scheu in die Luft sich erhob, und in den Wald zurückflog.

Ihre Brüder waren herbeigelaufen, und erzählten ihr, es wär nichts, als ein Pfau, dergleichen sie schon manchen gespeißt habe. Die Prinzessin war außer sich. Wie, rief sie ganz entrüstet, diesen Fürsten der Vögel erkühnt man sich zu tödten? Aber so gewiß ich deine Schwester bin, ich Heirathe niemand als den

Pfauenkönig, und bin ich nur erst Pfauenkönigin, dann will ich den sehn, der mir einem Pfau nur ein unschönes Wort sagen soll!

Der König war etwas verblüfft über die seltsame Allianz, und besann sich einige Zeit, was er der Prinzessin sagen sollte. Endlich sagte er doch seinen ersten Gedanken ungekünstelt heraus: Ei, Rosamunde, du wirst doch keinen Vogel heirathen wollen?

Wer sagt denn einen Vogel? — antwortete die Prinzessin etwas ärgerlich — den Pfauenkönig will ich heirathen, und ein König wird wohl bei den Pfauen auch ein ander Ding seyn als ein Unterthan.

Ja — wandte der König ein — wer weiß denn, ob die Pfauen auch einen König haben?

Nun ward die Prinzessin im Ernst böse. Hör' einmal an — sagte sie — das sind Flausen. Papa und Mama haben mir oft gesagt, wenn keine Könige wären, sah es schlecht mit den Unterthanen aus. Die Pfauen sehn aber schön und recht sehr schön aus, folglich müssen sie einen König haben, und einen recht großen mächtigen König, und ich sag' es noch einmal, ich will und muß den Pfauenkönig heirathen.

Gegen diese Gründe ließ sich von dem König freilich nichts einwenden. Er führte die Prinzessin in das Schloß, und ließ ihr den schönsten Pfau fangen, der gleich neben der Prinzessin seine Zimmer und seinen eignen Hofstaat bekam.

Die schöne Rosamunde mit ihrem Pfau war nun der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung am Hofe. Die Herren von erster Galanterie erklärten sie in Sonnetten und Xenien für die Juno, und baten um Erlaubniß ihr Pfau seyn zu dürfen, zu dessen Stellvertreter sie sich vorläufig durch den Wohlklang ihrer Verse legitimirten. Die vom zweiten Range begnügten sich dem neuen Günstling bei Tafel und Toilette aufzuwarten. Rosamunde lachte über die wunderlichen Leute, und fragte ihren Bruder täglich, ob der Pfauenkönig noch nicht gefunden wäre.

Der König und der Prinz sahen, daß die Prinzessin von ihrem Einfall nicht abließ und sich in Stille grämte. Sie wurden darüber auch traurig und berathschlagten oft mit einander, was zu thun sei? Sie schickten überall herum, ließen Anfragen in alle

Anzeiger und Intelligenzblätter einrücken, holten bei allen Universitäten und Fakultäten Responsa ein, setzten Preise aus, aber alles vergebens. Eines Tages sprach der König zum Prinzen: Weißt du was, Bruder, selber ist der Mann! Wir bekommen auf unsre Fragen gelehrte Abhandlungen über das Vaterland der Pfauen, die Wanderungen der Io, die Galanterien Jupiters und Gott weiß, was für verwandte Gegenstände, aber keine Nachricht von unserem guten Bruder, dem Pfaukönig. Laß uns selbst auszieh'n und ihn aufsuchen: wir haben hier ohnedieß nicht viel zu thun, und mehr Langeweile als uns lieb ist.

Der Prinz sagte Ja, und umarmte den König. Dann gingen sie beide zur Prinzessin, und sagten ihr, was sie vorhatten. Rosamunde küßte sie tausendmal vor Freude, und versprach während ihrer Reise recht gut zu regieren. Dann half sie dem Prinzen die Mantelsäcke packen, legte in jeden ein hübsches Souvenir, und empfahl ihnen, den Pfaukönig ja gleich mitzubringen.

König und Prinz waren nun unterwegs. Sie reisten inkognito, und hatten also kein Gefolge bei sich. Als sie über die Grenzen ihres Reichs kamen, fragten sie in jedem Gasthof nach dem Pfauenkönig, aber Wirth und Gäste lachten sie aus, und meinten, die Pfauen-Majestät residire nur in Märchenheim und Fabelhausen, aber nicht in einem Lande, das in der Geschichte des Tages eine bedeutende Rolle spiele.

Die königlichen Wanderer zogen immer weiter und fanden immer seltsamere Sitten unter den Völkern. Bei einigen wurden die rechtlichen Entscheidungen zweimal in jeder Woche verloost, und weil man bemerkt hatte, daß dies Urtheil öfter mit den Gesetzen übereinstimmten als in den benachbarten Ländern, so ward dieses Reich immer bevölkerter. Bei andern wurden die ersten Staatsämter nur Todten übertragen, die von der zweiten Klasse konnten schon Alte und Kranke bekommen. Junge Leute durften höchstens Nachtwächterstellen bekleiden, und waren sie gesund, so konnten sie ohne besondre Rekommodation auch zu diesen nicht gelangen. Mit jeder neuen Sonderbarkeit stieg die Hoffnung der Reisenden, daß endlich wohl auch ein Pfauenreich erscheinen werde.

Sie hatten nun schon mehr Länder und Völker gesehn, als der Held der Odyssee, und glaubten nächstens an den großen

Weltbreterverschlag zu gelangen, als sie durch ein hübsches Städtchen zogen. Auf dem Markt war ein Teppich ausgebreitet, und dann und wann kamen einige hübsch gekleidete Leute, machten auf dem Teppich drei Burzelbäume, und gingen dann vergnügt ihres Wegs weiter. Der König wunderte sich, daß die Polizei so etwas gestatte, und wollte eben einen Vorübergehenden darum befragen, da kam ein Polizeidiener auf ihn zu, und kündigte ihm an, weil er täglich zwei und siebenzig Mal seine Frau küsse und der Prinz desgleichen, so habe jeder zwei und siebenzigtausend Goldinen zur Federsteuer zu entrichten. Die Wanderer lachten beide laut auf, und fragten, wer ihre Küsse hier so genau kontrollire? Der Bote aber versetzte ernsthaft, es sei hier nicht der Ort zum Lachen, wenn sie etwas gegen die Berechnung einzuwenden hätten, so stehe es ihnen frei, die tägliche Summe ihrer Küsse selbst zu bestimmen, und mit drei unfehlbaren Burzelbäumen zu bekräftigen.

Da half es nun nichts, daß König und Prinz sich als Reisende legitimierten, die weder Frauen hätten, noch mit sich führten, und folglich keine weder einmal noch zwei und siebenzig Mal des Tags küssen könnten; wollten sie nicht die Federsteuer bezahlen, so mußten sie Kopf oben Kopf unten machen.

Sie hatten eben ihr gymnastisches Probestück abgelegt, als sie nun auch zu wissen wünschten, warum die Küsse hier verzollt würden, und woher der geheime Kuß-Außschuß seine boudoirstatistischen Notizen nehme?

Damit kann ich dienen, sagte ein hübscher Mann, der neben ihnen stand. Vor ungefähr neun und zwanzigtausend Jahren ward unser Land in einen bösen Krieg verwickelt, und unsre gute Stadt litt besonders dabei. Wir mußten den Kriegskanzleien alle Schreibfedern, und den Tafeln unsrer Gäste alle Gänse überlassen, welche in hiesiger Gegend vorzüglich gediehen, weil doch unsre Stadt der Sitz der Akademie ist, die viel Federn braucht. Der Verlust war in vielen Menschenaltern nicht zu ersetzen, gleichwohl zweifelt kein Mensch, daß in den Federn die Federkraft eines Staats liegt, und daß ohne Bücher, folglich ohne Schreibfedern, kein Staat bestehen kann, unsre Stadt am wenigsten, und die Akademie gar nicht.

In dieser Noth schloß man eine Allianz mit einem benachbarten Reiche, aus welchem jährlich zwanzigtausend

Millionen Bund Pfauenfedern, das Bund zu hundert Stück, an die Akademie geliefert werden, welche dann das Land mit dem nöthigen Bedürfniß weiter versorgt. Um die Kosten dazu aufzubringen, legte man eine Steuer auf die Küsse, die so leicht niemand entbehren kann, oder mag. Viele, besonders ältliche Herren, nehmen es sogar übel, wenn man sie zu gering anschlägt, und geben freiwillig mehr als man verlangt.

Der Erzähler schwatzte noch lange; aber als die Reisenden von der ansehnlichen Quantität Pfauenfedern hörten, wisperten sie sich in die Ohren, und gaben nicht mehr Acht. Endlich unterbrach der König die Erzählung mit der Frage: Ob vielleicht der Pfauenkönig in der Nähe residire und der Lieferant für die Akademie sei? Ja wohl, war die Antwort, sein Reich glänzt unmittelbar an das unsrige, und alle Jahre geht eine Gesandtschaft an ihn ab, um die Federallianzgeschäfte zu dirigiren.

Wer war froher, als Rosamundens Brüder, die nun ihren Pfaukönig gefunden hatten! Sie umarmten den Pfaufedersteuereinnahmer, versahen sich mit Empfehlungsschreiben an den Gesandten beim Pfauenhofe und eilten mit Kurierpferden davon.

Wo nur das Mädchen, die Rosamunde, errathen hat, daß es einen Pfauenkönig giebt, sagte der König unterwegs.

Das weiß der Himmel — erwiderte der Prinz— uns wär so etwas nicht in den Sinn gekommen. Sie muß manchmal somnambul seyn.

An der Gränze des Pfauenreiches flogen und liefen ihnen überall Pfau entgegen, weisse, blaue, grüne und bunte, wie man sie sonst nirgends in der Welt findet. Sie machten einen Lärm, daß man sie meilenweit hörten. Der König machte ein bedenkliches Gesicht, und sagte zum Prinzen: Bruder, wenn der Pfaukönig auch ein Pfau ist, so sind wir in einer fatalen Lage. Einen Pfau kann doch unsre Schwester unmöglich heirathen? das würde eine saubere Descendenz geben!

Freilich, sagte der Prinz. Ich weiß auch gar nicht, was den Mädchen manchmal für wunderliches Zeug in den Kopf kommt.

Zu ihrer großen Beruhigung sahen sie in der Ferne eine große Stadt mit hohen Thürmen und festen Mauern, die nicht von

Vogelschnäbeln erbaut zu seyn schienen. Vielleicht sind doch Menschen, im Pfauenreich, sagte der König, und so war es auch. Alle Gassen der Stadt wimmelten von Männern und Frauen, aber ihr Anzug, ihr Putz und die meisten Geräthschaften waren von Pfauenfedern gemacht. Indem die Reisenden sich verwundert umsahen, öffneten sich ein paar große bronzene Flügelthüren an einem prächtigen Palast, und der König fuhr heraus in einer schönen Karosse, wovon das Gestell von Gold, die Räder von Diamant und der Sitz von Rubin war. Der König saß darin, wie in einem Firmament von Sternen und Sonnen, und zwölf große majestätische Pfaue bildeten sein Gespann.

Der Pfaukönig war so jung, als die neuen Ankömmlinge, und so schön, daß man ihn nicht genug ansehen konnte. Außer einer Krone von Pfaufedern und einem Federmantel hatte er nichts Pfauenähnliches, bis auf ein kleines niedliches Stutzbärtchen unter der Nase, das nicht wie bei den jungen Stutzern andrer Länder von metaphorischem Flaum, sondern von ganz natürlichen zarten Federn gewachsen war. Er vermuthete in den beiden Fremden auf den ersten Anblick ein paar interessante Männer, und weil er die Länder und Völkerkunde liebte, so hielt er sein Pfauengespann an, und ließ den König und den Prinzen rufen, um sich mit ihnen zu unterhalten.

Sie kamen beide, und nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen sagte der Prinz: Wir sind aus sehr fernen Landen hergekommen, um Ew. Majestät ein sehr schönes Porträt zu zeigen. Bei diesen Worten zog er das Miniaturgemählde von Prinzessin Rosamunde aus seiner Briefftasche, und zeigte es dem Pfauenkönig. Dieser konnte vor Entzücken kaum Worte finden, endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: Ach, warum hat die Welt nicht eine Schönheit wie diese!

O, tief der Prinz, das Original ist noch viel tausendmal schöner. Es ist meine Schwester, Prinzessin Rosamunde, und hier steht mein Bruder, der so gut König in seinem Lande ist, wie Ew. Majestät in dem Ihrigen. Er heißt der König und ich der Prinz. Wenn Ew. Majestät Lust hat, das schöne original dieses Bildes zu heirathen, so soll es an unsrer Einwilligung nicht fehlen. Unsre Schwester ist eben so tugendhaft als schön, und eben so

klug als tugendhaft, und übrigens bekommt sie von uns zehn Scheffel Dukaten und hundert Scheffel Silbergeld zur Mitgabe.

Meiner Treu, sagte der Pfaukönig, ich mache mir ein besonderes Vergnügen daraus, sie zu heirathen, wenn sie nur so schön ist, als das Porträt, denn noch schöner, das hielt ja kein Mensch aus. Aber, das sag' ich euch, ihr Herren, so schön muß sie seyn, sonst habt ihr mir etwas aufgehängt, und dafür laß ich euch wieder aufhängen.

Die Fremden lachten, und versprachen, sich auf diese Bedingung mit Vergnügen hängen zu lassen. Sie konnten es; denn sie wußten, daß das Porträt ähnlich seyn müsse, weil es der verpflichtete Hofmahler, unter Direktion des geheimen Oberphysiognomierathe gemahlt, und der Naturcontroleur vidimirt hatte. Vorläufig mußten sie sich, zur Sicherheit, auf Befehl des Königs in das öffentliche Gefängniß begeben. Sie fanden darin alle Bequemlichkeit, denn im Pfauenreiche herrschte eine exemplarische Humanität, besonders gegen Verbrecher, auch besuchte der Pfauenkönig die beiden Gefangenen täglich, und rechnete mit ihnen die Stunden aus, wenn Prinzessin Rosamunde ankommen könnte. Sie saßen alle drei über dem Einladungsschreiben an die Braut, und wenn einer vor Freude über die künftige Freude die Feder oder den Gedanken fallen ließ, so nahm der Andre das Verlorne auf und schrieb weiter.

An Rosamundens Hose zu Taccamahacca war die Freude auch nicht klein, alt der Briefträger mit dem Briefe ankam. Die Prinzessin lief im ganzen Schlosse herum, und wenn ihr jemand begegnete, so klatschte sie in die Hände und erzählte, daß der Pfaukönig gefunden wäre, und sie bald heirathen würde. Stadt und Reich freute sich nun bald zu Tode. Alle Nächte war die Stadt von der Erde bis zu den Thurmspitzen illuminirt, und weil der Tag zum Anzünden aller Lampen nicht lang genug war, so ließ man sie gleich brennen. Alle Kanonen wurden so lange abgefeuert, bis sie glühten, dann verpuffte man als Surrogat Knallpulver; alle Kehlen schrieen dem Pfaukönig Vivat, bis sie heiser waren, dann stieß man die Gläser zusammen, und zwischen diesen Festlichkeiten wechselten unaufhörlich Bälle, Schauspiele, Maskenaufzüge mit Konzerten, Soirees und Thees.

An Schlaf war nicht zu denken, denn mit Tagesanbruch ging man zum Souper, und wenn die Schauspiele Abends aus waren, wartete schon wieder ein Diner. Als das Oel alle war, brannte man Oelsurrogate, und so half man sich auch mit dem Wein und andern Bedürfnissen der Freude. Als aber die Lust selbst ausgegangen war, wollte sich kein Surrogat finden, im Gegentheil fand man eine anständige Betrübniß schicklicher, weil die Prinzessin ihr Reich bald mit dem Pfauenreiche vertauschen werde. Man schrieb eine allgemeine Stille aus, und verbot alle Lustbarkeiten bei hoher Strafe. Das Edikt ward pünktlich befolgt, und die Prinzessin reisete ab.

Sie schlug den nächsten Weg zu Schiffe ein, und wollte niemand mit sich nehmen, als ihre Amme, ihre Milchschwester, und ihr himmelblaues Hündchen, Azur genannt. Denn der übrige Raum im Schiffe war mit Gepäck angefüllt, dessen die Mädchen mancherlei auf Reisen brauchen, und absonderlich die Bräute. Unterweges that man nichts als lachen und singen. Rosamunde fragte am Abend den Schiffer: Siehst du Land? siehst du Land? kommen wir bald zu dem Pfauenstrand? Aber er antwortete: das hat noch Zeit, das hat noch Zeit, der liegt viele hunderttausend Meilen weit. Am Morgen fragte sie wieder: Schiffer, sag' an, Schiffer, sag' an, ob wir uns bald dem Pfauenreiche nahn? Aber der Schiffer sagte: Frage den Wind, frage den Wind, bläßt der gut, so fahren wir geschwind. Als die Sonne sich ins Meer senkte, fragte sie nochmals: Schiffer, ist's nah? Schiffer, ist's nah? Lieber, guter Schiffer, sind wir bald da! Da sah sich der Schiffer um, schwenkte seine Mütze und rief: Frisch auf, wohl auf! Morgen geht in den Hasen unser Lauf!

Als die Amme dieses hörte, setzte sie sich in das Hintertheil des Schiffes zu dem Fährmann, und lobte seine Fahrt und sein munteres frisches Ansehen, daß der alte Steuermann herzlich schmunzelte. Dann drückte sie ihm die Hand und sprach: wenn du wolltest, so könntest du ein steinreicher Mann werden. Nun, warum werde ich nicht wollen, entgegnete der Schiffer, reich wären wir alle gern. Ja, wiederholte die Amme, einen Haufen Gold könntest du dir verdienen, so schwer wie dein Steuerruder, wenn du wolltest. Wenn's mit dem Wollen gethan wär, sagte der Schiffer ärgerlich, so läg euer Hausen Gold schon da, wenn ihr

aber weiter nichts zu sagen wißt, so hättet ihr die Speisepforten gar können verschlossen bleiben lassen.

Da nahm ihn die Amme bei Seite. Du mußt — sagte sie ihm in's Ohr — die Prinzessin diese Nacht, wenn sie schläft, in's Meer werfen. Dann zieh' ich meiner Tochter, der schönen Popanzine, ihre Brautkleider an, und lasse sie Pfauenkönigin werden, und wir heirathen uns auch und haben vollauf.

Der Schiffer machte ein Kreuz, und meinte, es sei doch Schade um die Prinzessin, weil sie so jung sei und so schön, und eine Prinzessin, und obendrein eine Braut. Allein die Amme gab ihm eine Bouteille Wein, und ließ ihn so viel trinken, daß er das Ertrinken für das höchste Glück hielt und Alles versprach, was die Amme verlangte.

Die Nacht war indessen stark hereingebrochen. Die Prinzessin lag auf ihrem Bett mit den Gedanken bei ihrem geliebten Pfaukönig. Dabei sah sie schmachend nach dem dunkelblauen Himmel auf, der ihrer Liebesphantasie mit seinen Millionen Sternen wie ein tausendäugiger Pfauenschweif aus bessern Welten vorkam. Zu ihren Füßen lag wie gewöhnlich ihr niedlicher Azur, und die Amme mit ihrer Tochter saßen am Bett und sangen sie ein.

Rosamunde war eben im ersten, süßesten Schlaf, da rief die abscheuliche Amme den Schiffer. Sie hoben die Prinzessin, um sie nicht aufzuwecken, mit allen Betten, Matratzen und Decken auf, und ließen sie so sanft ins Meer fallen, daß sie nichts davon gewahr wurde.

Ein Glück war es, daß in dem Unterbett sich noch die Federn befanden, welche die alte Sibylle im Walde der Königin für Rosamunden geschenkt hatte, denn das waren Phönixfedern, die außer mehrern rühmlichen Eigenschaften auch diese haben, daß sie im Wasser niemals untersinken. Die Prinzessin schwamm daher in ihrem Bett so sicher, als in einem Nachen, indessen drang doch das Wasser nach und nach durch die Federn und Matratzen bis zur Decke, daß die Prinzessin darüber erwachte, und sich schon fürchtete am Morgen Ausgeschmältes zu bekommen.

Azur wachte von ihren Bewegungen auf, und weil er eine exemplarisch seine Nase hatte, so witterte er die Lampreten, Austern und Schildkröten in der Nähe. Darüber fing er so laut an

zu klaffen, daß er die ganze Fischheit und Schildkrötenschaft rege machte. Die großen Fische wurden böse und stießen mit den Köpfen gegen das schwimmende Bett, daß es sich auf den Wellen drehte, wie ein Kreisel. Die Prinzessin war nicht wenig verwundert, und schalt auf den Schiffer, denn sie glaubte, er führe so ungeschickt. Azur bellte eines Bellens und geberdete sich wie besessen. Die Amme hörte den Lärm in der Ferne, aber sie spottete nur darüber, und sagte zum Schiffer: Horch! das kleine Aeßchen trinkt mit seiner Prinzessin auf unsre Gesundheit und macht sich lustig. Indessen steuerten sie rasch nach dem Pfauenlande zu, und Popanzine konnte es kaum erwarten, bis das Schiff in den Hafen einlief.

Hier hatte man es auch nicht an Empfangsanstalten fehlen lassen. Das Meer duftete viele Meilen weit wie Rosen, Lilien, Jasmin, Zimmt und Ambra. Denn alle guten Essenzen und Oele wurden unaufhörlich hineingegossen, um das Land gleich in guten Geruch bei der neuen Königin zu bringen. Viel hundert kleine Fahrzeuge kreuzten umher. Sie waren von Schildkröte, hatten statt des Mastes eine Riesenpfaufeder, und zu Segeln Blätter von der großen Wunderrose, welche nur in diesem Lande wächst.

Im Hafen selbst wimmelte es von Menschen und Thieren zu Fuß und zu Wagen, Löwen, Esel, Bären, Hirsche, Wölfe, Tiger, Ochsen, Elephanten sah man vor den Karossen, denn die Polizei im Lande sah darauf, daß jeder ein, seinem Stande und Range angemessenes Gespann vor seinem Wagen hatte. Für die Prinzessin stand ein Zug von acht schneeweißen Gazellen bereit. Ihr Geschirr war von purpurrothem Sammt mit goldnen Platten. Zweihundert schöne jungt Mädchen hielten abwechselnd die Zügel, und die abgelöset waren, bildeten unaufhörlich die schönsten Gruppen und Gemählde, denn sie waren in alle Farben gekleidet, und gleichsam lebendige Musivstifte, die durch die reizendsten Tänze ein schönes Gemählde in ein immer schöneres verwandelten.

Die Amme hatte indessen ihr möglichstes gethan, ihre Tochter in die Prinzessin Braut zu verwandeln. Man würde Popanzinen unrecht thun, wenn man sagen wollte, die Natur habe an ihr irgend ein Stück vergessen, was der Schönheitrequisitenzettel des eigensinnigsten Kenners enthält. Sie hatte alles, aber die

freigebige Natur hatte sich bei ihr nur in der Anordnung ihrer Gaben vergriffen. Die glühenden Rosen hatten sich von den Wangen in die Haare verirrt, das weisse Elfenbein der Zähne war auf den Lippen geblieben, deren Purpur sich in die Augen geflüchtet hatte, und diese hatten ihr dunkles Braun den Zähnen überlassen.

Die schöne Wölbung der Brust war auf dem Rücken zu sehn; die beweglichen Grübchen, welche das süße Lächeln bezeichnen, waren feste Stereotypen des bitteren Verdrusses, und die Beine beschrieben die schönen Bogen, welche man an den Augenbraunen gern bewundert. Der prächtige Schmuck, den die Amme nicht sparte, war daher nicht leicht anzulegen, die Armbänder fielen wegen der zarten Schlankheit der Arme bis auf die Handwurzel herab, und das Halsband war wegen der vollen Rundung des Halses nicht genug zu verlängern. Die Schuhe konnten nicht groß und die Kleider nicht klein genug gefunden werden. Das kosmetische Werk ging deßwegen ziemlich langsam von statten, als es aber vollendet war, trösteten sich Schmückerin und Geschmückte mit dem Spruche: Was lange währt, wird gut.

Im Pfauenreich aber schien dieser Satz keine allgemeine Gültigkeit zu haben. Dem Volke, das Vivat rufen sollte, blieb, bei Popanzinens Anblick, die ganze letzte Hälfte des Ausrufs im Munde zurück. Der Kammerherr, der die Braut bewillkommen sollte, konnte der Doppelattake seines ästhetischen und moralischen Gewissens nicht widerstehn, und der Anfang seiner zierlichen Rede: Wie erfreulich! verwandelte sich in den Ausruf: Wie abscheulich! Die ganze Menagerie vor den Karossen ward scheu, und selbst die sanften Gazellen wurden wild und suchten das Freie.

Die Mosaiktänzerinnen jagten ihnen nach, und ihr verwornes Gedräng bildete eine endlose Fülle von Karikaturen, welche alle viel Aehnlichkeit mit Popanzinen hatten. Man mußte in der Eil einen Zug von sechs Pavianen vor den Wagen der Braut legen, und sie brüstete sich darin nach Möglichkeit. Die Pfaue, die als Bürgerwache vom Hasen bis zum Palast eine Doppelreihe formiren und ihre Schweife präsentiren sollten, glaubten, der Leibaffe der Prinzessin eröffne den Zug, und trieben unziemliche Spaße und Neckereien. Der Schiffer, dem bei dieser Aufnahme

nicht allzuwohl zu Muthe ward, stieß die Amme an und sagte leise: das geht schlecht, die Mamsell sollte hübscher seyn. Die Amme aber fuhr ihn an, und sagte: der Beifall der Menge sey grade ein Beweis gegen die rechte, wahre Schönheit. Gemeine Naturen aber verstünden das nicht.

Man brachte indessen die frohe Nachricht von der Ankunft der Braut vor den König. Nun — sagte er — haben ihre Brüder recht, ist sie schöner als das Bild? Der Direktor der königlichen Vergnügungen war um die Antwort etwas verlegen. Zum Glück gehörte aber die Frage des Königs unter die vielumfassende Klasse der Fragen, welche auf keine Antwort Anspruch machen, denn der König fuhr gleich fort: Nun, wir wollen das bald sehn. Damit stieg er in seinen Pfauenwagen und fuhr der Braut entgegen.

Vor dem Wagen trugen zwei Reichsbarone feierlich Rosamundens Bildniß. Dann folgten alle Reichsämtler mit den Gesandten fremder Höfe, dann der ganze Hofstaat, und nun ganz langsam der König in seinem Pfauenwagen, umgeben von den Reichsvasallen und allen seinen Pfauen. Er konnte es kaum erwarten seine geliebte Rosamunde zu sehn, sprang aus dem Wagen, und wollte sie umarmen. Es kam aber nicht dazu, denn kaum sah er Popanzinen, da fuhr er zurück, als hätt' er einen Zitterrochen berührt. Kein Mensch hatte einen König jemals so zornig gesehn. Er warf sein Diadem zur Erde, zerriß seine königlichen Kleider, und warf so sprechende Blicke umher, daß niemand gern in der königlichen Nähe verweilen wollte.

Als das erste Stadium seines Zorns vorüber, und die Entzündung seines Gemüthes etwas gestillt war, befahl er Braut und Amme und Schiffer in die Ruinen eines tiefen Thurms zu werfen, die sich noch aus der inhumanen Zeit der Justiz erhalten hatten. Er wollte ein Exempel statuiren, damit niemand in Zukunft Lust bekommen könnte, einen König auf eine so grobe Art zu hintergehn.

Rosamundens Brüder wußten den Tag recht gut, an welchem ihre Schwester ankommen mußte. Sie hatten sich aufs beste herausgeputzt, und der König memorirte noch an der Empfangsrede, die der Prinz ihm aufgesetzt hatte. Da wurden die Thüren geöffnet, aber statt der höflichen Deputation und Ehrenwache, welche sie zum Hochzeitfest rufen sollte, kam ein

grober Kerkermeister mit einer Sicherheitswache von ein paar Dutzend Polizeidienern. Diese führten sie in einen häßlichen Keller, eine Tagereise tief unter der Erde. Es war ein Glück, daß es stockfinstre Nacht da unten war, denn hätten die armen Gefangenen sich umsehn können, so waren sie vor Schreck und Abscheu über ihre Umgebungen im ersten Augenblick gestorben.

Hier erschöpften sie sich nun in Hypothesen über den zureichenden Grund dieser unbegreiflichen Veränderung, ohne den wahren zu errathen. Indessen hatten sie doch den Vortheil von ihren teleologischen Studien, daß ihnen die Zeit ziemlich geschwind verging. Nach drei Tagen hörten sie die Stimme des Pfaukönigs. Er stand oben an einem Luftgitter des Kellers und schimpfte ein vollständiges Sortiment bedeutender Redensarten hinunter. Könige und Prinzen wollt ihr seyn? sprach er zuletzt, Kartenkönige seid ihr und Bettelprinzen! Ihr seid die Luft da unten nicht werth, die doch eben nicht die beste ist, aber der Strick ist schon gesponnen, an den man euch henken wird.

Pfauenkönig!— rief der König unten zum König oben — hütet euch, geht nicht zu weit und nicht zu schnell in dieser Sache, ihr könntet es bereuen. Ich bin König so gut als ihr, habe Kronen aufzusetzen und zu verschenken so gut als ihr. Was schwatzt ihr also vom Strick? Es kommt mir fast lächerlich vor euch so sprechen zu hören. Wenn ein König auf dem Theater spräch wie ihr, man würde sagen, es sei höchst unnatürlich und sehr albern.

Der gefangene König von Taccamahacca rief dieses mit einem so absprechenden Tone herauf, daß der Pfauenkönig in die größte Angst und Verlegenheit kam. Er war nicht übel willens, die Gefangenen laufen zu lassen, damit sie ihm kein Leid anthun könnten. Aber sein Vertrauter rieth ihm ab und sagte, wenn er nicht ernstlich Rache nehme, so würde alle Welt sich moquiren und ihn für einen kleinen Titular- und Vasallenkönig halten. Das wirkte. Der König schwur strenge Gerechtigkeit zu üben und die schnellst-möglichste Justiz zu handhaben. Ein Mahler, der im Pfauenreichewappen eine Feder ausgelassen hatte, war wegen Hochverrathes in Verhaft. Man verurtheilte ihn. Popanzinen zu mahlen, das Gemähde stellte man dem Gerichtspräsidenten gegenüber auf den Gerichtstisch, und vor jeden Gerichtsbeisitzer eine Kopie. Keine Tortur war jemals so wirksam gewesen, als

diese Gesichtsfolter. Eh sich, noch einer von den Richtern setzte, war die Sitzung schon aufgehoben, und alle urtheilten einmüthig, daß die Gefangenen hängen müßten, weil sie gelogen, und eine häßliche Zigeunerin für eine schöne Prinzessin ausgegeben hätten.

Der Pfauenkönig, der ganze Hofstaat und die gesammten Reichsstände versammelten sich nun in dem großen Thronsaal. Die Gefangenen wurden in feierlicher Prozeßion vorgeführt, führt, und ihr Urtheil ihnen eröffnet. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie auch ihr Verbrechen. Alles Protestiren half nichts, der Pfauenkönig war entrüsteter als jemals. Die Todtenglocke wurde geläutet, die Schüler sangen, die Stadtpfeifer bliesen, und der Zug bewegte sich langsam vorwärts nach dem offenen Operationspavillon der Justiz, wo sich die Professoren der Kriminal-Chirurgie mit ihren Ammannen versammelt hatten.

Der Zustand der schönen Rosamunde war indessen auch nicht viel glücklicher. Sie schwamm die ganze Nacht in der unbequemsten Lage, und als es früh dämmerte, sah sie sich mitten auf dem weiten Meer ohne Schiff und ohne Hülfe allein mit ihrem kleinen Azur. Beide erschraaken nicht wenig, und Rosamunde weinte so kläglich, daß alle Fische Mitleid fühlten. Ach, schluchzte sie, gewiß hat sich der Pfaukönig anders besonnen, und will mich nicht mehr heirathen, da hat er mich ins Wasser werfen lassen, um mich mit guter Manier los zu werden. Das ist ein wunderlicher Mensch, der; ich hätt' ihn so lieb haben wollen, hübsch bin ich, und vom Regieren versteh' ich auch das und jenes. Wir hätten gewiß recht gut zusammen gepaßt.

So schwamm sie den ganzen Tag auf dem Meere, ganz durchnäßt, und fast zum Tod erstarrt. Hätte ihr der kleine Azur nicht das Herz gewärmt, sie wär' hundert Mal gestorben. Am Abend machten ihr die Fische wieder bange, und sie sagte zu ihrem Unglücksgefährten? Azurchen, belle nur immer, daß uns die großen Wallfische und Meerungeheuer in der Nacht nicht fressen.

Azur bellte auch die ganze Nacht, und bellte gegen Morgen einen alten Fischer an das Ufer, denn glücklicher Weise hatte der Wind in der Nacht das Bett gegen das Land getrieben. Die Prinzessin streckte ihm flehend die Hände entgegen, und bat

ihn, er möchte sie aufnehmen, weil sie sonst im Wasser umkommen müßte.

Der Alte hatte von Natur ein mitleidiges Gemüth, und übrigens war die Prinzessin so schön, daß wohl ein Löwe oder Tiger ins Wasser gelaufen war sie herauszuholen. Nach einigen Versuchen gelang das Werk. Azur sprang ans Land und bellte ein unendliches Gratias. Rosamunde wickelte sich in ihre Decken und lispelte ihrem Befreier so melodischen Dank, daß dieser, ganz verjüngt wurde. Er zog das Phönixbett aus dem Wasser, und trocknete es an der Sonne. Die Prinzessin führte er in seine Hütte. Hier machte er Feuer an, schloß seinen Koffer auf, und nahm den Sonntagsstaat seiner Frau heraus. Kleidet euch um, schöne Dame, sagte er, denn ihr seid pudelnaß, und in Bauerkleidern warm und trocken sitzen, ist allemal besser, als in Staatskleidern frieren. Damit entfernte er sich und ließ der Prinzessin Zeit ihre Toilette als Bäuerin zu machen. Sie war bald damit fertig; der Anzug war eben nicht neumodisch, aber Rosamunde war schön, und ein schönes Mädchen macht den schlechtesten Anzug auch schön, wie die goldne Morgensonne auch die graueste Wolke vergoldet.

Der Alte merkte an den goldbrokatenen Decken und atlasnen Matratzen, daß er einen sehr vornehmen Gast beherbergte. Er kam darüber in nicht geringe Verlegenheit. Was fangen wir nun an, sagte er, ich merke an jeder Miene, daß ihr etwas Vornehmes seid. Ich bin aber ein armer Fischersmann, und wenn ich euch alles gebe, was ich in Blut und Leben habe, so ist das nicht so viel, als ihr sonst eurem geringsten Diener gegeben haben mögt, geschweige eurem Hundchen dort. Ihr seid au gute Bissen gewöhnt, hier findet ihr nichts, als schwarz Brot und etwa einen Rettich zum Mittagmahl, und statt Kaffee einen Trunk Wasser, so gut es eben quillt. Das wird euch schlecht behagen. Wenn ihr meinem Rath folgen wollt, so laßt mich in die Stadt gehn zum Pfauenkönig, der erwartet jetzt seine Braut, und wird euch gern bei ihr als Hofdame eine Stelle geben.

Als die arme Rosamunde hörte, daß sie in dem Pfauenreiche sei, fing sie von neuem an bitterlich zu weinen. Sie erzählte dem Fischer ihr ganzes Unglück, ihre Liebe, und wie der Pfaukönig sie nun in das Meer habe werfen lassen.

Der Alte stutzte, und sagte endlich kopfschüttelnd: Hört nur an, schöne Dame, daß euch der König über Bord geworfen habe, will mir nicht einleuchten, aber, mag es gethan haben wer da will, wer weiß, wozu es euch gut ist. Was hilft euch ein Mann, wie der Pfaukönig, der verzaubert ist, und alle Nächte zu einem schnöden Pfau werden muß? Ja, das wundert euch; ich glaub' es wohl. Eine neidische Fee hat es ihm angethan, weil er ihr nicht gut seyn wollte, denn sie war nun eben nicht die schönste. Sie hatte ihn erst ganz und gar zum Pfau gemacht mit seinem ganzen Hofstaat, aber seine Mutter, die auch 'was von der Feerei versteht, hat die böse Fee doch einmal überlistet, daß er wenigstens am Tage Mensch ist und die Federn verliert, bis auf den Zwickelbart. Dafür muß aber die gute Königin selbst so lange ein altes häßliches Weib seyn, bis der König entzaubert ist.

Also kann er doch entzaubert werden, fragte Rosamunde neugierig, und schmeichelte sich an den Alten an, o sagt geschwind, wie?

Ei, erwiderte der Fischer, ihr möchtet euch wohl gern das Verdienst um ihn machen, gelt? Aber das laßt euch vergehn. Da gehört ein ander Gesicht dazu, als ihr habt, nämlich ein ganz abscheulich häßliches. Wenn der König so eine zur Braut kriegen kann, dann kann ihm geholfen werden.

Ach, das ist Schade — sagte Rosamunde — da mag er lieber Pfau bleiben, als daß er so eine Braut nimmt.

Das wär noch das geringste, fuhr der Fischer fort, er soll sich aber im Angesicht des ganzen Hofes noch eine andre Braut an einem Orte holen, den man nicht gern nennt.

O nennt ihn immer — sagte Rosamunde — vielleicht wär es mir doch möglich ...

Nein, dafür bewahr euch der Himmel, fiel der Fischer ein, wenn ihr's denn durchaus wissen wollt, der Ort, mit eurer Erlaubniß, ist der steinerne Kleiderschrank, wo man die Kleider mit sammt den Menschen aufhängt. Und die Braut soll noch dazu in Ketten und Banden seyn. Da könnt ihr ja gleich merken, von was für Gelichter sie seyn müßte. Das hat freilich die gottlose Fee so verklausulirt, daß der arme König erst auf den Nimmermehrstag loskommen kann. Denn er darf nicht einmal

erfahren, wie er den Zauber los werden kann, das muß sich alles ohne sein Zuthun bloß so von ungefähr schicken.

Rosamunde schauderte und bat ihren Wirth, er solle sie nur nicht verrathen. Wenn ihr keine andre Sorge habt, als um unsern Tisch, setzte sie hinzu, so ist bald geholfen. Bindet nur meinem Hund ein Körbchen an den Hals, er hat eine sehr vielseitige Erziehung genossen, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn er nicht etwas Gutes mitbrächte.

Gesagt, gethan. Der Alte brachte das Körbchen. Rosamunde band es dem Hündchen an, und sagte: Azur, das beste Gericht, das du in der Stadt findest, das bringst du uns, mach hübsch bald, denn mich hungert.

Azur sprang fort, und weil er glaubte, die königliche Küche sei die beste, so lief er hinein, sorgte zuerst für seinen eignen Appetit, und packte dann den Rest für Rosamunden ein. Als er seinen Vorrath in der Hütte abgesetzt hatte, lief er noch einmal in die königliche Küche, und packte Konfekt, Eingemachtes, Muskatensekt und französische Brotchen ein. Er räumte Küche und Speisegewölbe so auf, daß die Mäuse im Palast einen allgemeinen Fasttag halten mußten.

Der Pfaukönig war nicht wenig erstaunt, als die Tafel Mittags unbesetzt blieb. Er fragte erst, dann ward er ungeduldig, und endlich brach sein Zorn aus. Er war überdies schon von der Morgenunterredung mit seinen Gefangenen ziemlich echauffirt, und folglich etwas reizbar. Zuletzt mußte er sich doch zufrieden geben, und er tröstete seinen Appetit mit der Aussicht auf ein gutes Abendessen. Allein ehe die Abendtafel des Königs servirt war, kam der kleine, niedliche Truchses der Prinzessin und leerte die Küche von neuem.

Diese Prüfung war zu hart für eine königliche Geduld. Indessen schaffte der heftigste Zorn kein Essen herbei, und machte im Gegentheil den fastenden König nur hungriger. Das schlimmste aber war, daß es am andern Tage mit dem Dejeuner, Diner und Souper des Königs gerade wieder so ging. Es fehlte wenig, so wär der König Hungers gestorben. Denn über der Hauptsache und ihrer Betrachtung dachte kein Mensch an die kleinliche Einzelheit, den König aus andern Küchen einstweilen zu versorgen. Aber er hatte einen Favoriten, dem an des Königs Leben und Tafel so viel, als an seiner eignen Glückseligkeit lag.

Dieser bewies, daß Könige Freunde haben. Denn er versteckte sich in die Küche hinter den Heerd', und verwendete kein Auge von dem Bratspieß und Kochtopf.

Es währte nicht lange, da kam Azur, schnupperte um alle Töpfe, Tiegel und Pfannen, kostete das Beste aus, und packte wie gewöhnlich sein Körbchen voll. Der Vertraute schlich dem himmelblauen Hündchen nach zur Stadt hinaus durch Felder und Wälder über Korn und Dorn bis zu der Fischerhütte, wo das Hündchen freundlich wedelte und kläffend Einlaß begehrte.

Außer Athem kam nun der Vertraute zu dem König gelaufen, und erzählte ihm sein Abenteuer und die Emigrationen der königlichen Mahlzeiten nach der Fischerhütte. Der König gab auf der Stelle Befehl, den himmelblauen Hund sammt seinen Komplizen in Verhaft zu nehmen und die Sache zu untersuchen. Der dienstfertige Vertraute führte selbst einige Gerichtsdienere nach der Hütte am Meer, wo der Fischer mit der Prinzessin und Azur sich eben bei der königlichen Küchenspende recht wohl seyn ließen. Hali, so hieß der Vertraute, befahl sogleich das ganze vorgefundne Personale, den kleinen Himmelblauen nicht ausgeschlossen, in Ketten und Banden zu legen, und nach der Stadt in das Gefängniß zu bringen. Bitten und Widersetzlichkeiten waren gleich vergeblich, denn Halt war hungrig und streng und hatte die Uebermacht auf seiner Seite.

Sie kamen eben in die Nähe der Stadt, als der König mit dem ganzen Zuge herauskam, um seinen Platz bei Handhabung der Gerechtigkeit einzunehmen. Der Fischer faßte sich im Vertrauen auf seine Unschuld ein Herz, warf sich dem Könige zu Füßen, und fing an alles ausführlich zu erzählen, von dem schwimmenden Bett an, bis zu dem letzten Gericht aus der königlichen Küche, das nun ein so hartes Gericht über ihn verursachte, denn er bildete sich ein, die Anstalten, zu welchen er eben kam, wären bloß seinetwegen gemacht.

Seine Majestät waren zwar hungrig nach einer Mahlzeit, und durstig nach Rache an den vermeinten Betrügnern, und daher eben nicht in der besten Laune zu einer Audienz; allein zum Glück stand die schöne Rosamunde nicht weit vom Fischer, und der König nahm sich während der etwas langen Apologie des Inhaftaten Zeit sie zu betrachten und sich möglichst in sie zu verlieben. Aller Zorn war in Schwermuth aufgelöst, daß diese

Schönheit ein Fischermädchen war, und nicht die Tochter des mächtigsten Gränznachbars.

Als aber der Fischer bewies, diese, seine Mitgefangne, sei die ächte und aufrichtige Rosamunde, und jene, die sich Rosamunde nennen lasse, könne nur ein falscher Wechselbalg seyn, da machte der König, so matt er auch vom Fasten war, drei große Luft- und Freudensprünge, fiel der schönen Rosamunde um den Hals, und löste ihr mit eignen königlichen Händen ihre Bande. Er sagte ihr tausend Artigkeiten und überzeugte sie bald durch seine Galanterien und Liebkosungen, daß er ganz andere Dinge mit ihr vor habe, als sie in das Meer zu werfen.

Unterdessen war der Gerichtszug weiter geschritten und die Todeskandidaten kamen dem Ort ihrer Bestimmung näher. Der gefangene König und der Prinz trösteten sich mit allgemeinen Bemerkungen über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, und repetirten sich alle schönen poetischen und prosaischen Stellen, die man sie ehemals über diesen Gegenstand hatte auswendig lernen lassen. Hinter ihnen kam Popanzine mit ihrer Mutter, der Amme, und der Schiffer.

Als Rosamunde ihre Brüder gewahr ward, riß sie sich vom König los und fiel einem nach dem andern um den Hals. Der Pfaukönig merkte nun seinen großen Mißgriff, und war in nicht geringer Verlegenheit, wie er den starken Verstoß wieder gut machen sollte. Aber in dem Augenblick, da er sich dem gefangenen König näherte, um einige Entschuldigungen vorzubringen, fielen, wie durch einen Zauberschlag, die Ketten von den Händen und Füßen der beiden Gefangenen, eine purpurrothe Wolke senkte sich herab, und auf ihr schwebte die schönste Fee, die jemals auf Rosenwolken geschwebt hatte.

Der Zauber ist gelöst, mein Sohn — sagte sie, indem sie sich zu dem Pfaukönig wendete — Meine Verbannung ist zu Ende, und mit ihr die Zeit deiner Verwandlung. Nimm deine schöne Braut und lebt beide glücklich unter meinem Schutze.

Mit diesen Worten schwang die Fee ihren Zauberstab und verschwand. Die ganze Gegend war auf einmal umgestaltet. Der strenge Stil in dm umliegenden Werken der Kriminal-Architektur verschwand und machte einem gefälligern Platz, der in Ehrenpforten, Freudenbogen mit Blumengewinden, Altären und

Obeliken alle Augen entzückte. Die Reichspfauen dehnten Flügel und Schweife und verwandelten sich in schöngekleidete Pagen, und an dem König selbst hatte sich das niedliche Federbärtchen in ein allerliebstes Stutzbärtchen verwandelt, das ihn in Rosamundens Augen nur noch liebenswürdiger und hübscher machte.

Die Versöhnung mit Rosamundens Brüdern war bald geschlossen. Sie sahen ein, daß der ganze Verlauf der Dinge von höhern Händen geordnet, und ihre Rollen in diesem Zauberschicksalsdrama, wenn auch nicht sehr glänzend, doch nothwendig waren, um die Entwicklung herbei zu führen. Man schloß also eine allgemeine Amnestie. Nur Popanzine und ihre Konsorten fürchteten, man möchte in ihrem Spiel mehr Freiheit, als Nothwendigkeit entdecken, und entfernten sich während der allgemeinen Freude.

Die Hochzeit war ein allgemeines Freudenfest für das Land. Der alte Fischer zog zu der neuen Königin in den Palast. Azur erwarb der gesammten Hundheit das Recht zu gewissen Jahreszeiten Medaillen zu tragen, und zum Andenken an die große Begebenheit trägt jeder Elegant im Pfauenreiche sein Stutzbärtchen, und wird davon in der Landessprache ein Stutzer genannt, bis auf diesen Tag.

Die Verwandtschaft mit der Geisterwelt.

Ein häßliches Regenwetter verhinderte den verabredeten Morgenspaziergang der drei Freundinnen. Doch unterließen Amalie und Marie nicht, sich in Florentinens Wohnung zur festgesetzten Stunde einzufinden. Florentine war seit einiger Zeit viel zu still, tiefsinnig und reizbar geworden, als daß die theilnehmende Freundschaft die Anfrage hätte vergessen sollen, was eine Nacht für Eindruck auf die Kränkelnde gemacht habe, in der Sturm und Donner und alles Ungethüm gegen den Schlaf der Residenz verschworen schienen.

Wirklich kam auch Florentine äußerst bewegt ihnen entgegen und nahm sie mit besonderer Zärtlichkeit in ihre Arme.

„Ein schönes Spazierwetterchen!“ rief Amalie. „Wie ist dir die heillose Nacht vergangen?“

„Nicht zum Besten, das könnt ihr leicht denken. Meine Wohnung hat bei solchem Wetter eine gar zu ausgesetzte Lage.“

„Zum Glück wird sie nicht lange mehr die Deinige seyn!“ versetzte Marie lächelnd.

„Das ist wahr,“ sagte Florentine mit lautem Seufzen. „Morgen kommt der Graf von seinen Reisen zurück, in der Hoffnung mich bald vom Altare in sein Haus zu führen.“

„Und nur in der Hoffnung?“ rief Marie. „Die räthselhafte Betonung des Wortes läßt mich beinahe fürchten, daß du seine Hoffnung zu vereiteln denkst.“

„Ich? — Aber wie viele Hoffnungen des Lebens sind mehr als taube Blüten?“

„Beste Florentine!“ rief Marie an ihrem Herzen, „schon lange fragen wir uns, ich und meine Schwester, vergebens, was der Munterkeit unsrer geliebten Freundin widerfahren ist. Schon lange quält uns der Gedanke, daß vielleicht — Familienrücksichten die dir bevorstehende Ehe wider deinen Willen veranstaltet haben?“

„Familienrücksichten?“ erwiderte Florentine. „Bin ich doch der einzige Zweig unsers Hauses, den das Erdbegräbniß noch nicht in seinen dunkeln Armen festhält. Und liebe ich denn meinen

Bruno nicht mit der ganzen Gewalt jugendlicher Gefühle. Oder glaubt ihr' daß es nur schändliche Heuchelei war, wenn ich euch vor wenig Wochen noch den Mann meiner Wünsche mit ihren glühendsten Farben schilderte?“

„Wissen wir denn was wir glauben sollen?“ rief Marie aus. „Und liegt nicht ein eben so großer Widerspruch darin, daß eine liebende Braut von Schönheit und Geist, Stand und Vermögen, die überdieß keiner geliebten Familie mehr entzogen werden kann, so sichtbar mit Schauer und Beben dem Traualtare näher rückt?“

Florentine reichte beiden Freundinnen ihre Hände. „Gute Seelen,“ sprach sie, „ich muß mich schämen, daß ich eure Freundschaft noch nicht tiefer in dieses unwirthliche Dunkel blicken lassen. In diesem Augenblicke bin ich außer Stande dazu. Aber noch heute, hoffe ich, soll es geschehen. Doch, Lieben, laßt uns ein andres gleichgültigeres Thema für die Unterhaltung der nächsten Momente wählen.“

Die heftige Gemüthsbeschaffenheit, in der sich Florentine so unverkennbar befand, unterstützte ihr Verlangen bei den Freundinnen, und da diese das Wetter für den gleichgültigsten Gegenstand hielten, so suchten sie alle Bosheiten der vorigen Nacht mit einiger Laune aufzudecken, bis Marie endlich nicht sehr scherzhaft hinzufügte: „Wahrhaftig, ich will es nur gestehen, daß ich einige Male geglaubt habe, es gehe gar nicht mit rechten Dingen zu. Denn erst war es grade, als ob das Fenster unseres Schlafzimmers auf und wieder zugemacht würde, und als ob nachher jemand meinem Bette immer näher träte. Trapp trapp, trapp trapp, klang es ordentlich, so daß mir ganz eiskalt dabei wurde, und ich mit dem Kopfe tief unter die Bettdecke fuhr.

„Ach,“ fiel Amalie ein, „ich mag niemanden sagen, wie oft ich schon dergleichen mit angehört habe. Nur vor meine Augen ist mir bis jetzt noch nichts Unheimliches gekommen.“

„So will ich herzlich wünschen,“ sagte hier Florentine sehr feierlich, „wünschen, daß keine von euch je in ihrem Leben eine Erfahrung dieser Art machen möge.“

Der tiefe Athemzug, der sich an ihre Rede hing, und das unruhige Auge, welches dabei auf die Freundinnen blickte, erschütterte diese augenscheinlich.

„Solltest du vielleicht selbst?“ versetzte Amalie.

„Nicht ich so eigentlich — aber —. Doch verspart eure Wißbegierde. Auf den Abend, wenn ich ihn erleben — wenn ich, wollte ich sagen, da fähiger seyn sollte, auf den Abend hoffe ich euch alles mitzuthemen.“ —

Marie stieß Amalien an, und diese verstand die Schwester sogleich. Es schien als ob Florentine gern allein seyn wollte, und so beunruhigend auch ihre Stimmung war, so konnte doch ein zudringliches Bleiben diese schwerlich verbessern. Das aufgeschlagene Kirchenliederbuch, welches Marien jetzt erst ins Auge fiel, verrieth noch mehr. Wie unversehens schob sie beim Suchen nach ihrem Shawl das Taschentuch, worunter der goldene Schnitt nur ein wenig hervorblickte, von dem Buche, und die Rubrik der Gesänge, mit denen sich Florentine vor ihrer Ankunft beschäftigt zu haben schien, hieß: Vom Tod und Sterben.

Der Abschied war reich an Thränen und so rührend, als ob er auf der Grenze zweier unvereinbarlicher Welten vorfiele.

Um so mehr sehnten die bekümmerten Freundinnen den Abend herbei, und um so froher sanken sie an Florentinens Busen, als sie von dieser mit einem ihr seit langer Zeit nicht mehr eigen gewesenen Humor begrüßt wurden.

„Lieben Kinder,“ sagte sie dann, „verzeiht mein ungeschicktes Benehmen am heutigen Morgen. Von der bösen Nacht entkräftet, glaubte ich wirklich schon am Rande des Grabes zu stehen und mein Irdisches sowohl, als das Jenseitige, berücksichtigen zu müssen. Ich habe auch bereits diesen Vormittag meinen letzten Willen aufgesetzt und in der Obrigkeit Hände niedergelegt. Doch seit der Mittagsruhe fühle ich mich so wohl und bei guten Kräften, daß ich der Gefahr, welche mich diesen Morgen bedrohte, wieder entschlüpft zu seyn glaube.“

„Aber, liebes Herz,“ versetzte Marie mit sanfter, gutmüthiger Mißbilligung, „wer wird sich durch eine schlaflose Nacht sogleich bis zu den trübsinnigsten Phantasien heraustreiben lassen?“

„Niemand so leicht. Auch ich nicht. Die Nacht war es jedoch bei weitem nicht allein. Sie fand mich schon auf einem Punkte, der ihrer kaum bedurft hätte. Doch keine unnützen Räthsel weiter. Ich will euch meine Schuld abtragen und Aufschluß über

manches Unerklärliche in meinem Wesen und Betragen ertheilen. Macht euch nur immer auf seltsame und auffallende Ereignisse gefaßt. — Es wird aber bei der naßkalten Luft, von der das Zimmer nicht verschont geblieben ist, gerathen seyn, den Kamin zuvor in Thätigkeit zu setzen, damit der innere Frost, den doch vielleicht meine Erzählung hervorlocken konnte, von außen wenigstens keine Unterstützung erhalte.“

Während Feuer gemacht und Holz zu dessen Unterhaltung daneben gelegt wurde, bezeigte Marie und ihre Schwester viel Freude über Florentinens so ganz veränderte Stimmung. Letztere konnte dagegen nicht genug beschreiben, wie wohl ihr der nunmehr gefaßte Vorsatz thue, ihren nächsten Freundinnen das lange verhaltne Geheimniß mit zuzueignen.

Als man wieder allein war, fing Florentine also an: „Ihr seid mit meiner seligen Schwester zwar ziemlich gut bekannt gewesen, aber genau kann nur ich mich rühmen mit ihr gestanden zu haben. Daher muß ich über sie selbst manches vorausschicken, ehe ich zur eigentlichen Geschichte komme, deren Hauptperson sie übrigens ist.

„Schon von ihrer Kindheit an hatte das Mädchen viel besonderes. Sie war ein Jahr jünger als ich. Aber während ich vor unsern gemeinschaftlichen Spielsachen mit ihr saß und in das bunte Allerlei meine ganzen Sinne versenkte, konnte sie oft halbe Stunden lang vor sich hinstarren. Ueberhaupt nahm sie nur geringen Antheil an allen Ergötzlichkeiten der lustigen Kinderwelt. Unsere Aeltern waren darüber nicht wenig besorgt. Sie schrieben Seraphinens Antheillosigkeit einem Stumpfsinne zu, welcher der Bildung, die ein Haus verlangte, dessen Vorsteher den ersten Platz im Lande nach dem Fürsten einnahm, überall in den Weg treten mußte. Man dachte deßhalb auch schon darauf, ihr in einem adelichen Stifte eine Stelle zu erkaufen, als mit einem Male die Sache sich anders wendete.

„Der bejahrte Lehrer nämlich, dem sie schon frühzeitig, gewissermaßen nur um ihre müßigen Stunden auszufüllen, anvertraut wurde, versicherte, daß ihm in seinem Leben keine Fassungskraft von dieser Auszeichnung vorgekommen sei. Unser Vater wollte zweifeln, allein des Mädchens Prüfung in seiner Gegenwart überzeugte ihn bald von des Lehrers Worten.

„Nun gab es sogleich Anstalten, um etwas Außerordentliches aus der kleinen Virtuosin im Lernen zu bilden, und Sprach-Musik- und Tanzmeister begegneten einander zu allen Tageszeiten auf unserer Treppe.

„Aber der Vater merkte bald, daß er sich abermals verrechnet hatte. Der Unterricht in fremden Sprachen ging so wenig vorwärts, daß die Lehrer die Achseln zuckten und der Tanzmeister behauptete, Seraphine habe ein paar Füße, aus denen, so schön sie auch wären, doch im Leben nichts werden könne, weil ihr Kopf sich allzuselten die Mühe nähme, sich um sie zu kümmern.

„Dagegen machte sie in der Musik solche Fortschritte, daß die nothdürftige Meisterschaft ihrer Lehrer bald nicht mehr zu ihrem Unterricht ausreichte. Im Gesange übertraf sie unsre geschicktesten Opersängerinnen.

„Der Vater sah nunmehr wohl ein, daß seine Plane für dieses seltsame Kind bald zu enge bald zu weit waren, und daß er es an einem lockergehaltenen Bande seinen eigenen Weg müsse gehen lassen. Das gab denn Seraphinen Gelegenheit eine Wissenschaft besonders zu berücksichtigen, die man sonst nicht leicht zu der ihrigen gemacht haben würde, nämlich die Astronomie. Wahrlich, Ihr habt keinen Begriff, meine Lieben, mit welchem — Heißhunger möchte ich sagen sie alle Bücher verschlang, die von den Sternen handelten, und welche Entzücken ihr die Fernröhre verschafften, mit denen sie der Vater an ihrem dreizehnten Weihnachtsfeste beschenkte.

„Allein gar bald reichte der Gang, den die Wissenschaft in neuern Zeiten mit so vielem Erfolge genommen hatte, bei weitem nicht für Seraphinen aus. Nun verfiel sie, zu des Vaters großem Leidwesen, auf die fast vergessene Astrologie, und mancher Morgen fand sie noch über sterndeutenden Schriften, die am Abend ihr in die Hände gerathen waren.

„Die Mutter hatte, als sie starb, ein Wort an Seraphinen, wahrscheinlich eine Warnung vor dieser Kunst, auf der Zunge, allein der Tod bemächtigte sich der Guten zu früh. Der Vater meinte, daß dergleichen sonderbare Neigungen sich in ihrem jungfräulichen Alter von selbst verlieren würden.

„Aber er wurde bald inne, daß sie auch als Jungfrau den Neigungen des Kindes noch so, viel möglich getreu blieb.

„Ihr wißt, liebe Seelen, welches Aufsehen ihre Schönheit am ganzen Hofe erregte, wie häufig der edle Wuchs, das goldene Haar besungen wurden, und wie besonders die verliebten Dichter scheiterten, wenn sie die räthselhafte Eigenheit ihres großen blauen, nur zu oft im Perlenglanze schwimmenden, Auges bezeichnen wollten. Ich kann wohl sagen, daß ich die herzlichgeliebte Schwester zuweilen nur umarmte, um diesem milden, heiligen Auge, von dem das fast allzublasse Gesicht den größten Theil seiner Hoheit entlehnte, gern so nahe als möglich zu stehen.

„Es geschahen dem Mädchen auch mehrere recht vortheilhafte Heirathsanträge, aber vergebens. Uebrigens hielt sie sich, wie ihr wißt, wo möglich nur zur Einsamkeit oder zu mir. Auch konnte sie nie eine Vorliebe für Putz und dergleichen gewinnen, ja sie vermied jeden Prachtanzug und die Gelegenheiten, bei denen so etwas erfordert wurde.

„Nur wer sie und ihr Eigenthümliches gar nicht kannte, konnte ihr dieß für Affektation auslegen.

„Eine ganz besonders merkwürdige Eigenheit entdeckte ich zufällig an ihr in ihrem funfzehnten Jahre, und ich werde den Schreck, den ich dabei hatte, in meinem Leben nicht vergessen. Ich kam grade von einem Besuche zurück nach Hause, und fand Seraphinen mit ganz unbeweglichen Augen nicht weit vom Fenster in des Vaters Studierzimmer stehen. Schon seit ihrer Kindheit gewohnt, in diesem Zustande nicht von ihr bemerkt zu werden, schloß ich sie in meinen Busen, aber auch dadurch brachte ich sie nicht zu dem Gedanken an meine Gegenwart. In diesem Momente fällt mein Blick in den Garten hinunter und ich sehe den Vater neben derselben Seraphine gehen, die ich in Meinen Armen halte.

„Um Gotteswillen, Seraphine!“ rufe ich, selbst erstarrt, wie das von mir umfaßte Marmorbild, und dieses fing nun an sich zu regen. Zu gleicher Zeit sucht mein Auge unwillkührlich den Garten wieder, und ich sehe den Vater allein, und ängstlich, wie es scheint, nach der vermißten Begleiterin umherforschend.

„Zwar bemühte ich mich den Vorfall der geliebten Schwester zu verbergen, doch unterließ sie nicht, mich mit theilnehmenden Fragen nach der Ursache meiner so sichtbaren Unruhe zu bestürmen. Ich lehnte ab was ich konnte, und erkundigte mich,

ob sie schon lange im Zimmer wäre. Das, antwortete sie lächelnd, würde ich wohl am besten wissen, daß sie sich erst nach mir hier eingefunden habe. Vorher sei sie, wenn sie nicht irre, mit dem Vater im Garten gewesen.

„Dieses nur halbe Bewußtseyn eines unmittelbar vorangegangenen Zustandes würde mir Übrigens an sich gar nicht aufgefallen seyn, da dergleichen bei dem seltsamen Mädchen sehr häufig vorzukommen pflegte.

„In demselben Augenblicke trat der Vater herein und rief: „Aber sage mir, Seraphine, wie du so plötzlich von meiner Seite und hier herauf gekommen bist? Wir waren doch im Gespräch, wie du weißt, und kaum hattest du eben ausgedet, und ich sehe mich nach dir um, als ich mich allein finde. Daß du dich im nahen Busche verloren haben mußst, war natürlich. Aber auch da fand ich dich nicht, und nun bist du schon vor meinem Eintritte hier im Zimmer.“

„Sehr wunderbar,“ sagte Seraphine, „und ich möchte selbst wissen, wie das zugehe.“

„Von Stunde an erklärte ich mir die schon zuweilen vom Vater bestrittene Meinung mehrerer Leute, welche Seraphinen, während sie bei uns im Hause gewesen war, anderswo gesehen haben wollten. Auch hatte ich nun in geheim meine eigenen Gedanken darüber, daß das Mädchen oft in ihrer Kindheit, sie wußte nicht ob im Traume oder wachend, von der Erde nach dem Himmel abgerufen worden zu seyn und dort mit den Engeln gespielt zu haben behauptete; ein Umstand, dem sie es zuschrieb, daß sie für unsre Kinderspiele so wenig Sinn hatte behalten können.

„So mächtig, wie diese Vermuthung, bestritt der Vater auch den Aufschluß, den ich über Seraphinens so schleunige Entfernung aus dem Garten erlebt hatte und ihm als ein Geheimniß hinterbrachte.

„Laß mich,“ sagte er voll Unwillen, „mit den Wundern zufrieden, die eure tagtäglich damit genährte Phantasie so dankbar euch zurückgiebt. Es ist wahr, daß deine Schwester manche Eigenheit in ihrem Charakter und Wesen hat, bis zum Wunderkinde aber, das in unmittelbarem Verkehr mit der Geisterwelt steht, werdet ihr mir sie niemals hinaufschwätzen können.“

„Der gute Vater wußte zu jener Zeit noch nicht, daß der schwache Mensch Bestimmungen, wie das Wort niemals! wenn von der Zukunft die Rede ist, gar nicht in den Mund nehmen sollte.

„Ein und ein halbes Jahr später ereignete sich ein Vorfall, der seine zeitherige Denkweise darüber in ihren Wurzeln hätte erschüttern können. Es war ein Sonntag, an dem Seraphine und ich einen schon lange verschobenen Besuch endlich abstaten wollten. Aber so gern auch meine Schwester in meiner Gesellschaft war, so vermied sie solche doch lieber, wenn sie sie nicht anders als mit dem genußlosen Zwange einer glänzenden Assemblée erkaufen konnte. Das Ankleiden dazu war ihr eine Vorhölle, weil sie bei dieser Bemühung dachte, daß sie sich derselben nur unterzog, um mit Leuten zusammen zu kommen, deren Leerheit und Glätte ihr in der tiefsten Seele zuwider waren. Zudem fand sie bei dergleichen Gelegenheiten zuweilen Physiognomien, an die sie kein Wort ohne Schauer richten, deren Nähe sie auf mehre Tage krank machen konnte.

„Auch diesesmal wollte sie mich, wie die Zeit heranrückte, doch wieder allein fahren lassen, als der Vater, der es vermuthen mochte, in unser Zimmer trat und auf Abänderung ihres Vorsatzes bestand. „Man kann sich unmöglich von allen Rücksichten lossprechen,“ sagte er, und verlangte, daß Seraphine noch schleunigst sich fertig machen und mich begleiten solle.

„Die Dienerin war eben von mir weggeschickt worden, daher ging meine Schwester selbst mit dem Lichte, um sich ihren Anzug aus dem im obern Stocke stehenden Kleiderschrank herbei zu holen.

„Sie blieb länger, als ein so bald abzuthuendes Geschäft erfordert hätte.

„Wie sie endlich ohne Licht wieder hereintrat, stieß ich einen Laut des Entsetzens aus. Der Vater selbst fragte mitleidig: „Was ist dir widerfahren, mein gutes Kind?“ Ihr Gesicht war nämlich seit ihrer Abwesenheit von einer Viertelstunde vollkommen anders geworden, ihre gewöhnliche Blässe in eine todtähnliche Bleichheit, und die Rosenfarbe ihrer Lippen in ein unscheinbares Blau übergegangen.

„Unwillkürlich öffneten sich meine Arme für das inniggeliebte Wesen. Meine Augen fragten kläglich, da mein Mund den ihrigen nicht zur Antwort bewegen konnte. Aber lange Zeit lag sie starr und sprachlos an meinem Herzen. Bloß der unendlich liebevolle Blick, mit dem sie mich und den Vater ansah, gab zu erkennen, daß dieses reizende, unerklärbare Leben der Welt noch wirklich angehörte, oder, weil letzteres eigentlich niemals Statt fand, ihr noch nicht gänzlich entzogen war.

„Eine Krankheit überfiel mich,“ so viel brachte sie endlich leise heraus, „doch ist mir jetzt in der That schon besser.“

„Sie fragte den Vater, ob er noch verlange, daß sie in die Gesellschaft gehe. Doch dieser fand es unter solchen Umständen bedenklich. Mir jedoch erließ er den Besuch durchaus nicht, so sehr ich ihm auch zu verstehen gab, daß ich der guten Seraphine vielleicht unentbehrlich seyn könnte, und ich ging mit dem bekümmertsten Herzen von ihr.

„Ich hatte den Wagen mich abzuholen sehr zeitig bestellt, und doch machte es meine gränzenlose Unruhe mir unmöglich ihn zu erwarten, daher ich früher zu Fuße nach Hause ging.

„Der Bediente, den ich zur Begleitung mitgenommen, konnte mir kaum nach, so sehr eilte ich, um den verhaßten Raum zwischen mir und Seraphinen baldmöglichst, an ihrem Herzen zu vergessen.

„Aber in dem Zimmer wurde meine Ungeduld noch immer nicht befriedigt.

„Wo ist sie denn?“ fragte ich ungestüm.

„Wer?“

„Wer anders, als Seraphine?“

„Fräulein Seraphine sind im Kabinet von Ihro Excellenz.“

„Allein?“

„Mit Ihro Excellenz.“

„Ich eilte nach dem Kabinet und fand die Thür verschlossen. Doch öffnete man in demselben Augenblicke und beide traten heraus. Seraphine weinte, und an dem Vater bemerkte ich ein verlegenes, beklommenes Wesen, das ich noch niemals an dem gewandten Staatsmann wahrgenommen hatte.

„Auf meinen freundlichen Wink folgte mir Seraphine sogleich in «in anderes Zimmer. Zuvor mußte sie jedoch dem Vater versichern, daß sie ihres, mir zur Zeit noch unbekanntem, Versprechens eingedenk seyn wolle.

„Seraphine schien so voll von innern widersprechenden Bewegungen, daß meine Sehnsucht nach Kenntniß von der geheimnißvollen Begebenheit, die sie vorhin in einen so krankhaften Zustand versetzt hatte, mehrmals vergebens sich zu äußern bestrebte. Endlich aber gelang es mir, und Seraphine sagte: „Dein Wunsch soll zum Theil erfüllt werden. Ich will dir etwas von dem Räthsel lösen. Jedoch nur unter einer nicht zu erlassenden Bedingung.“

„Ich zeigte mich begierig diese zu hören, und sie fuhr fort:

„Schwöre mir, mit dem was ich dir entdecke, zufrieden zu seyn, und nie in mich zu dringen, nie deine Gewalt über mein Herz dazu zu mißbrauchen, auch die Wissenschaft von dem zu erlangen, was ich gezwungen bin dir vorzuenthalten.“

„Ich schwöre!“

„Und nun vergieb mir auch, geliebteste Florentine, daß ich dir, zum ersten Male in meinem Leben, etwas verheimliche, so wie, daß ich bei dem geforderten Versprechen dein bloßes Wort nicht zureichend achtete. Der Vater, dem ich das Ganze mittheilte, hat mir beides zur Pflicht gemacht, und seine letzte Rede hatte einzig darauf Beziehung.“

„Ich bat nur daß sie zur Sache kommen möchte.

„Hierauf fing sie an: „Ich kann dir nicht sagen, welche Last auf meine Seele fiel, als ich vorhin nach meinen Kleidern gehen sollte. Wie ich die Thüre zwischen euch und mir zugemacht hatte, war es grade, als ob ich von dem freundlichen Leben geschieden sei, und bis zu einer bessern Heimath noch viele schauerliche Nächte zu durchreisen habe. Die Luft auf der Treppe war nicht dasselbe Element, das uns hier gemeinschaftlich umfängt. Es war eine Luft, die mir den Athem versetzte, und große, kalte Tropfen über die Stirne heruntertrieb. Ich ging auch nicht allein auf der Treppe, so viel war ausgemacht. Gleichwohl wagte ich es lange nicht, mich umzusehen.“

„Du weißt, Florentine, wie ich nach dem Tode unserer gütigen Mutter so sehnlich, aber vergebens wünschte und betete, daß sie mir doch nur noch Einmal erscheinen möchte. Jetzt nun glaubte ich den Geist der Verstorbenen auf meinen Fersen zu hören, und fürchtete, daß er nur gekommen sei, mich wegen des damaligen Wunsches und Gebetes zu bestrafen. Seltsam genug war freilich der Gedanke, daß die so unendlich Gütige durch das zärtliche Verlangen ihrer geliebten Tochter sich hätte beleidigt finden und es ihr als Vorwitz auslegen sollen. Eben so seltsam, daß sie jetzt erst, nachdem das Grab ihre Gebeine schon Jahrelang fesselte, auf eine Strafe hätte denken sollen, deren Ursache ich fast vergessen hatte. Auch fühlte ich bald darauf diese Seltsamkeiten in dem Grade, daß ich bis zu dem Muthe gelangte, mich umzublicken.“

„Ob nun aber schon mein bebendes Auge nicht das mindeste zu entdecken vermochte, so schritt es doch, als ich weiter stieg aufs neue und immer vernehmlicher hinter mir her. Ja, oben in der Thüre des Zimmers fühlte ich meinen Rock festgehalten, so daß ich erschrocken nicht weiter konnte und an der Schwelle niedersank.“

„Ich yerwies mir jedoch gar bald meine unzeitige Furcht, als ich gewahr wurde, daß alles sehr natürlich zuing, und mein Rock an der Handhabe eines alten Geräthes hängen geblieben war, das auf den Gang gesetzt worden, um den andern Tag aus dem Hause geschafft zu werden.“

„Der Umstand ermuthigte mich von neuem. Ich gehe hierauf nach dem Kleiderschranke, denke dir aber den Todesschauer, der mich überfällt, als, wie ich eben aufschließen will, beide Schrankthüren ohne alles Geräusch sich öffnen, das Licht in meiner Hand auslöscht und gleich, als stünde ich vor dem Spiegel, mein getreues Abbild herausgetreten kommt, das mit dem Lichte, welches von ihm ausströmt, einen großen Theil des dunkeln Zimmers erleuchtet.“

„Was zagst du,“ so redet es mich an, „vor deinem eigenen Wesen, das nur zu dir tritt, um dir das Bewußtseyn deines nahen Todes zu verschaffen und die Schicksale deines Hauses zu offenbaren.“

„Die Erscheinung entdeckte mir hierauf, was geschehen soll, und wie ich nach tiefem Sinnen über die prophetische Stimme,

an die Prophetin selbst eine Frage, Deinetwegen eine Frage richten will, ist das Zimmer dunkel und alles Uebernatürliche verschwunden. — Das, Geliebteste, ist, was ich dir davon sagen darf.“

„Dein Tod schon nahe?“ rief ich aus, weil der Gedanke in diesem Augenblicke alle andere verdrängte.

„Sie nickte freundlich und machte übrigens ein Zeichen, daß ich auch dieses Punktes halber nicht weiter in sie dringen möchte. Der Vater, fügte sie noch hinzu, habe versprochen, mir zur rechten Zeit das Nöthige selbst mitzutheilen.

„Zur rechten Zeit!“ wiederholte ich, leise klagend. Denn es schien mir, nachdem ich so viel wußte, die höchste Zeit, alles Uebrige gleichfalls zu erfahren.

„Ich äußerte auch diesen Abend noch gegen den Vater so etwas. Doch er war unerbittlich. Dabei meinte er, daß ja wohl vielleicht alle die Dinge, welche Seraphinen begegnet wären, einer aufs höchste gereizten und in Unordnung gebrachten Einbildungskraft zuzuschreiben seyn möchten.

„Aber, als am dritten Tage nachher meine Schwester wirklich bettlägerig wurde, da schienen seine Zweifel wieder an Kraft zu verlieren, und ob man mir schon ihren Sterbetag nicht bezeichnet hatte, so merkte ich doch aus der Heftigkeit, mit welcher die schon Todtenbleiche bald mich, bald den Vater auf ihr Lager nieder, und in ihre Arme zog, daß die Entscheidungsstunde nahe seyn möchte.

„Wird die Glocke bald neun Uhr schlagen?“ fragte sie, als wir Abends an der Betenden Bette saßen.

„Bald!“ antwortete der Vater.

„Nun so denket mein, ihr Lieben, bald sehen wir uns wieder!“ Sie drückte uns die Hand und sank grade mit dem Glockenschlage aufs Bette, um sich nicht wieder zu erheben.

„Der Vater hat mir das alles erst nachher gesagt, denn ich war in solcher Bestürzung, daß ich durchaus nichts von mir selbst wußte.

„Erst als Seraphine die Augen geschlossen hatte, erwachte ich wieder zu einem in diesem Momente mir ganz verächtlichen Leben. Ich konnte mich darüber nicht fassen, daß die Stumpfheit, worein der bevorstehende Verlust mich versenkt

hatte, der Verschiedenen wohl gar wie ein Mangel an Liebe vorgekommen seyn könne, und vermag es noch immer nicht, diese mein Herz vernichtende Scene, ohne einen heftigen Fieberfrost in mein Gedächtniß zurückzurufen.—

„Es versteht sich,“ sagte mein Vater am Begräbnißabend grade um dieselbe Stunde, und zwar hier am Kamine, „es versteht sich, daß die sogenannte Erscheinung für jetzt noch ganz verschwiegen zu halten ist.“

„Ich fand das ebenfalls, konnte mir es aber nicht erwehren hinzuzufügen: „Noch immer also, lieber Vater, da schon ein Theil der Voraussagung so grauenvoll in Erfüllung gegangen, noch immer sagen Sie, die sogenannte Erscheinung?“

„Ja wohl. Du weißt noch nicht, mein gutes Kind, was der Mensch für ein gefährliches Wesen an seiner eignen Phantasie mit sich herumträgt. Seraphine wird nicht das letzte Opfer dieser Mörderin seyn.“

„Wir saßen, ich wiederhole es, grade so wie ich jetzt sitze, und ich wollte ihm eben, ich habe vergessen was, darauf erwidern, als ich gewahr wurde, wie sein Blick mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf der Thüre ruhte. Weßhalb wußte ich nicht, auch konnte ich an der Thüre noch gar keine Veränderung wahrnehmen. Doch eine Minute später ging plötzlich die Thüre von selber weit auf.“

Florentine hielt hier, wie von dem Grauen der damaligen Zeit aufs neue überwältigt, ein wenig inne, und in diesem Augenblicke sprang Amalie lautschreiend vom Stuhle.

Man fragte, was ihr fehlte, aber sie blieb lange die Antwort schuldig, wollte auch ihren Stuhl, dessen Lehne nach der Thüre gekehrt war, durchaus nicht wieder einnehmen. Endlich jedoch, gestand sie, sich ängstlich umsehend, daß sie auf Einmal von einer eiskalten Hand am Nacken gefaßt worden sei.

„Da haben wir die leibhafte Phantasie,“ rief Marie sich erholend. „Ich selbst bin das gewesen. Ich hatte ja schon lange meinen Arm auf deinen Stuhl gelehnt, und fühlte bei der aufgehenden Thüre das Bedürfniß, mich an etwas Lebendes anzuhalten. — Wie war es aber mit der Thüre?“

„Seltsam genug!“ fuhr Florentine fort. Ich schauderte zusammen, lehnte mich an den Vater, und fragte, ob er nicht

eine Art von Licht, oder Schimmer, oder irgend etwas anderes Blendendes hereinquillen sähe?

„Und wenn ich es nun sähe,“ antwortete er mit merklich bewegter, leiser Stimme. „Wir haben beide ein sehr geliebtes Wesen eingebüßt, sind also beide gewissermaßen in der nämlichen exaltirten Gemüthsverfassung. Unsre Einbildung kann daher auch wohl gar leicht auf einen und denselben Abweg gerathen. Daß übrigens eine Thüre von selbst aufgeht, das ist sehr gut natürlich zu erklären.“

„Ich dächte aber doch, man versuchte sie wieder zuzumachen!“ sagte ich, ohne den Muth zur Ausführung zu haben.

„Das können wir auch!“ sprach er. Allein mit sichtbarem Beben stand er dazu auf und ging nur einige Schritte, um dann wieder umzukehren und hinzuzufügen: „Wir können die Thüre ja offen lassen. Es wird ohnehin etwas zu warm im Zimmer.“

„Uebrigens bin ich durchaus nicht im Stande den sonderbaren Schein zu vergleichen oder zu beschreiben, auch versichere ich euch, daß wenn, statt seiner, der Schatten meiner geliebten Schwester hereingetreten wäre, ich ihn gewiß mit offenen Armen aufgenommen hätte. Denn nur das Räthselhafte und Unbestimmte dieser seltsamen Lufterscheinung war es, was mir Furcht und Schauer erregte.

„Bald darauf kam die Dienerschaft mit dem Souper, und alles blieb an diesem Tage ohne weitere Folgen.

„Die Zeit verwischte indessen zwar keinesweges das Andenken an unsre Unvergeßliche, aber wohl an diese ungewöhnliche Erscheinung. Der Umgang mit euch, ihr Lieben, ward mir seit Seraphinens Hintritt eine sehr ersprießliche Zerstreuung und allmählig eine nicht zu entbehrende Gewohnheit. Ich dachte kaum flüchtig noch daran, was meiner Schwester Ebenbild unserm Hause geweissagt haben könne und ließ an euerm freundschaftlichen Arme dem harmlosen Leichtsinne der Jugend den Zügel.

„Ein herrlicher Frühling beförderte die Heiterkeit durch mannichfache Anregungen. Einesmals hatte euch eben die Abendglocke nach eurer Behausung gerufen, als ich mich noch immer nicht von unserm buntfarbigen Garten zu trennen

vermochte, und wie trunken von dem reinen Himmelsblau und dessen goldenem Saume und den milden gewürzhaften Wellen der Abendluft auf- und niederhüpfte.

„So in den unschuldigsten Genuß meines Daseyns versunken, gehörte eine auf und niederschwirrende Fledermaus dazu, mir die Zeit der Rückkehr in's Haus anzukündigen. War ich dießmal ganz außer Acht gelassen worden, oder wie ging es sonst zu, daß der seit der Semester Tode um meine Gesundheit zwiefach besorgte Vater, welcher von meinem Aufenthalt im Garten unfehlbar wußte, mir nicht, wie gewöhnlich, eine wärmere Bekleidung heruntergeschickt hatte?

„Indem ich dieß bedachte, so schüttelte mich ein eigentlicher Fieberfrost, den der indessen zwar kühl, doch keinesweges kalt gewordene Abend an sich kaum hervorzubringen vermochte. Von ungefähr fiel mein Blick auf die blühenden Bäume und das seltsame Licht, das an Seraphinens Begräbnißtage zur Thüre hereingequollen war, schien auf ihnen zu lagern und alle seine Strahlen nach mir herüberzuwerfen. Die Blütenallee war Seraphinens Lieblingsplatz gewesen.

„Dieser Gedanke gab mir den Muth mich zu nähern, weil ich ihren Schatten dort zu finden hoffte. Da aber mein Hoffen ohne Erfüllung blieb, so flog ich bald auf bebenden Füßen in unsre Wohnung.

„Doch hier fand ich wieder viel Ungewöhnliches. An das Souper, das ich schon halb versäumt glaubte, dachte noch kein Mensch. Nielmehr liefen die Dienstleute mit schleunigem Einpacken von Kleidern und Hausgeräth beschäftigt in großer Bestürzung durch einander.

„Wer verreiset denn?“ fragte ich.

„Mein Gott, das wissen Sie nicht?“ rief der Haushofmeister. „Ihro Excellenz, Sie, wir alle.“

„Und wann denn?“

„Diese Nacht noch auf die Güter.“

„Warum denn das?“

„Man zuckte die Achseln und ich eilte in des Vaters Kabinet. Er saß auf seinem Lehnstuhl, vor sich hinsehend.

„Die zweite Prophezeiung unsrer Seraphine“ so redete er mich an, „wäre also doch ebenfalls eingetroffen. Grade, die unwahrscheinlichste; ich bin in Ungnade gefallen.“

„Das hat sie auch vorausgesagt?“

„Freilich! Doch es ist wahr, ich habe dir's verheimlicht. — Uebrigens füge ich mich gelassen in mein Geschick. Mag ein Anderer den gefährlichen Platz besser zu behaupten suchen. Ich will auf unsern Gütern dir und meinen Unterthanen leben.“

„So gewaltsam mich auch sein Unglück mit berührte und aus allen zeitherigen lieben Verhältnissen riß, so wirrte doch seine Fassung recht wohlthuend auf mein Gemüth.

„Nach Mitternacht ging die Reise fort und mein Vater fand sich so gut in den veränderten Zustand, daß er in vollkommener Heiterkeit auf seinem Eigenthume anlangte.

„Hier gab es mancherlei zu thun, einzurichten und zu verbessern, und bald hatte sich seine Liebe zur Thätigkeit einen behaglichen Wirkungskreis geschaffen.

„Hieraus entfernte ihn jedoch nicht lange darauf eine Unpäßlichkeit, welche die Aerzte für bedeutend hielten. Er gehorchte zwar ihrer Verordnung, sich gänzlich von Geschäften loszumachen, jedoch ohne auf einigen Nutzen zu hoffen. „Seraphine,“ sagte er jetzt, ganz von seiner vorigen Meinung zurückgekommen, „Seraphine hat zweimal wahr geredet. Sie wird es auch das dritte Mal.“ Es erschütterte mich heftig, als ich vernahm, daß er in Kurzem zu sterben glaubte.

„Wirklich verfiel er zusehends, wurde bettlägerig und rief mich einst Abends zu sich, nachdem er alle Fremde aus dem Zimmer gewiesen hatte.

„Die Erfahrung“ sagte er, und das schon mit schwacher Stimme und nach häufigem Innehalten, „hat meinen Unglauben geheilt. Die heutige neunte Stunde ist nach Seraphinens Aussage mein Todesaugenblick, daher zwei nothwendige Worte an dich, meine Geliebte. Bleibe, wo möglich, in deinem jetzigen, unverheiratheten Zustande. Das Geschick scheint es auf Erlöschung unseres Stammes abgesehen zu haben. — Weiter nichts vor der Hand davon. — Sollte indessen einmal die Ehe dein ernstes Bestreben werden, so vergiß nicht, dieses Blatt zu eröffnen und zu lesen. Doch ist es mein ausdrücklicher Wille,

daß die Eröffnung nicht früher geschehe, weil dir außerdem das Papier zwecklose Unruhe verursachen könnte.“

„Bei diesen Worten, welche mein Schmerz schluchzend empfing, zog er unter seinem Kopfkissen ein versiegeltes Blatt hervor und händigte mir es ein. Uebrigens war der Augenblick für mich durchaus nicht gemacht, über das Wichtige seiner Ermahnung nachzudenken. Das trostlose Bild der neunten Stunde, in der der gute Vater hernach, an meine Schulter gelehnt, wirklich hinüberschlummerte, raubte mir alle weitere Besinnung.

„Seinen Begräbnistag zeichnete der unnatürliche, blendende Schimmer von neuem aus.

„Ihr wißt, wie ich hierauf sogleich die Residenz aufsuchte, um in euerm lieben Umgange Trost zu finden. Ihr wißt auch, wie die Kraft meiner Jugend euere Bemühungen mir eine annehmliche Existenz zurückzugeben, begünstigte, und wie ich dem Leben wieder allmählig eine erfreuliche Ansicht abgewann. Nicht weniger ist es euch bekannt, daß zwischen mir und dem Grafen in der Folge Verhältnisse Statt fanden, welche die Ermahnung meines Vaters zur Ehelosigkeit kraftlos machten. Der Graf liebte mich, ich liebte ihn. Mehr bedurfte es kaum zu meiner Ueberzeugung, daß ich nicht unverheirathet bleiben könne, auch hatte der selige Vater dieses nur verlangt, *wenn es mir möglich wäre*.

„Ich glaube übrigens, daß er, indem er mir das versiegelte Papier in die Hände gab, einen wiewohl sehr verzeihlichen Mißgriff gethan hat. Denn grade das geheimnißvolle Siegel beunruhigte mich höchlich und würde, ich gestehe es gern, vielleicht beigetragen haben, mich sogar zur Ehe mit einem minder geliebten Manne zu überreden, weil ich ja außerdem niemals erfahren hätte, was die Weissagung der seliges Schwester in Hinsicht meiner betroffen haben möchte. —

„Da nun meine künftige Heirath so gut als gewiß war, so zögerte ich nicht länger die verhängnißvolle Schrift aufzuschneiden. Hier habe ich sie, und will sie euch vorlesen:

„Seraphine wird Dir bereits mitgetheilt haben, daß die bewußte Erscheinung, als sie sie Deinethalben noch um etwas befragen wollte, plötzlich verschwunden war. Das

unerklärbare Wesen hatte nämlich unter andern auch Deiner gedacht, und sein trostloser Ausspruch, daß Du drei Tage vor Deiner Hochzeit, in der uns allen so gefährlichen neunten Abendstunde verscheiden würdest. Deine selige Schwerster nach der ersten Bestürzung zu der Frage vermocht, ob Dein Leben sich nicht außer der Ehe bewahren ließe.“

„Leider war freilich die Antwort ausgeblieben, doch ist nach meiner Ueberzeugung auf dem Pfade zum Traualtare nur Untergang für Dich zu finden, daher meine Vermahnung an Dich, im jungfräulichen Stande zu bleiben. Wenn Du es Deiner Neigung angemessen findest! setze ich hinzu. Denn ich weiß nicht, ob dieser Ausweg Dir auch gewiß Rettung bringen wird.“

„Dich, herzlichgeliebtes Kind, aller Angst vor der Zeit zu überheben, wollte ich die Offenbarung des Ganzen bis zu dem bedenklichen Augenblicke Dir vorenthalten. Ueberlege nun, was Du zu thun hast.“

„Unfehlbar wird Dich mein Schatten beim Lesen dieser Zeilen segnend umschweben, mögest Du auch unter den beiden Wegen wählen welchen Du wollest.“

Florentine legte das Blatt stillschweigend wieder zusammen, und sagte nach einer, zufolge der Versicherung ihrer beiden Freundinnen, sehr unwillkommenen und unbehaglichen Pause:

„Von dieser Zeit, lieben Kinder, mag wohl die Veränderung herrühren, die ihr mir zuweilen vorgeworfen habt. Doch sagt mir nun auch, wer an meinem Platze nicht gestört, ja halb vernichtet werden würde von der Weissagung, daß ihm an der Schwelle seines höchsten Glückes der Tod begegnen solle?“

„Und hiermit bin ich am Ende meiner Erzählung. Denn morgen kommt Bruno von seinen Reisen zurück und sein gränzenloses Verlangen hat unsre Hochzeit schon auf den dritten Tag seines Hierseyns angesetzt.“

„Also heute?“ riefen Amalie und Marie mit Einer Stimme und dabei bleich und unruhig ihr Gesicht auf eine Stutzuhr gerichtet, welche so eben die Nähe der neunten Stunde aushebend verkündigt hatte.

„Ja heute ist der entscheidende Tag!“ vollendete Florentine gefaßt und sogar heiter. „Seit dem schaurigen Morgen bin ich mir jedoch selbst wiedergegeben, und mein noch in diesem Augenblicke völlig gesunder Zustand versichert mir, daß der Tod heute wohl schwerlich mich erreichen möchte. Vielmehr wird eine Ahnung, eine herzliche Ahnung in mir recht lebendig, daß leicht diesen Abend mein lange genährter Wunsch erfüllt werden, daß meine geliebte Schwester mir erscheinen, und den wahrscheinlichen Irrthum ihrer Weissagung in dem, was mich betrifft, widerlegen könne. Geliebteste Seraphine, du wurdest mir so schnell, so lieblos entrissen. Wo bist du, daß ich dir die damals vorenthaltene Liebe endlich mit Wucher zurückgebe?“

Bewegungslos starrten ihre beiden Freundinnen auf die Uhr, welche jetzt eben die Stunde des Verhängnisses laut anzeigte.

„Willkommen!“ jauchzte nun Florentine, als die zuletzt nur wenig beachtete und genährte Flamme des Kamins auf Einmal völlig erlosch. Das Fräulein eilte dazu von ihrem Sitze mit weit ausgebreiteten Armen vorwärts. Amalie und Marie blickten ächzend nach der Thüre, zu der Seraphinens, wie vom Vollmond erhellte Gestalt hereingetreten war. Florentine umschlang die Geliebte mit ihren Armen.

„Dein auf ewig!“ erscholl es jetzt, und man wußte nicht, ob der leise und schaurige Ton von Florentinens oder der Erscheinung Lippen, oder von beiden Schwestern zugleich gekommen war.

Unmittelbar nachher stürzten die Dienstleute mit verstörten Gesichtern herein, um zu sehen, was vorgegangen sei. Es hatte nämlich draußen geklungen, als ob alles Glaswerk und Porzellan im Zimmer auf Einmal zu Grunde gehen wolle. Statt dessen mußten sie ihre verehrte Gebieterin an der Thüre umgesunken finden. Von der Erscheinung keine Spur weiter.

Alle Mittel Florentinen ins Leben zu rufen blieben fruchtlos. Die Aerzte maßen es einem plötzlichen Schlage bei. Doch Marien und Amalien begleitet der Schauer der erlebten Scene durchs ganze Leben.

Nachrede.

Ohne Nachrede, gute oder üble, bleibt ein Buch so wenig als ein Mensch, so bald sie vor das Publikum treten. Warum soll der Autor, der gern zu seiner Erleichterung die Vorrede seines Buchs einem Fremden überträgt, nicht einmal zur Erleichterung des Lesers die Nachrede übernehmen? Man weiß, daß gelehrte Tribunale, gleich bürgerlichen, ungern ein Urtheil sprechen, bis sie sich den fremden Gegenstand möglichst eigen gemacht haben, wer könnte aber natürlichem Beruf haben, zuerst von einem Buche zu sprechen, als sein ursprünglicher Eigenthümer, der Verfasser?

Der Nachredner hat den Vortheil, daß er nicht, wie sein Vorfahrer und Kollege, der Vorredner, mit bloßen Titularlesern spricht, sondern mit wirklichen, d. h. mit solchen, die außer dem Titel auch das Buch selbst gelesen haben. Mit diesen kann er ein ernsthafteres Wort sprechen, und so, gar hoffen, gelesen zu werden.

Ob es Gespenster gebe, soll eine sehr unentschiedene und streitige Sache seyn, aber entschieden und unstreitig ist es, daß es Gespenstergeschichten giebt, und die Erfahrung, welche über Gespenster selbst sehr zweideutig belehrt, zeigt unwidersprechlich, daß sehr viel Leute die Gespenstergeschichten außerordentlich gern hören und lesen. Der geneigte Leser bezeugt mir dieses willig, denn wär es nicht so, warum hatte er sich denn durch dieses Bändchen bis zur Nachrede durchgelesen?

Damit begnügt sich aber der kritisirende Leser nicht, der neben dem Glimmer des Vergnügens auch noch gediegene Ausbeute fordert. Beweißt das Buch die Gespenster — fragt dieser — oder streitet es dagegen?

Keins von beiden, lieber kritischer Leser. So wenig du in deinen Mythologien eine Widerlegung des Polytheismus, oder eine Apologie des Heidenthumes suchst, eben so wenig erwarte in unserm Gespensterbuche etwas für oder wider den Gespensterglauben. Du liesest mit Vergnügen in deinem Ovid, wie der liebentzündete Dichtergott statt seiner Dafne ein

Lorbeerreiß in die Hand bekam, ohne darum zu fürchten, daß du, statt süßes Minnesoldes von der Geliebten, dir nur den poetischen Lorbeer ersingen werdest, wiewohl dich in Petrarka's umkränztem Haupte ein bedenkliches Beispiel anblickt; so lies denn auch unsre Geschichten von alten Schlössern, Grabmälern, Wunderbildern, Schätzen, Todtenglocken, Vorzeichen, weißen Frauen, schwarzen Männern, grauen Zwergen, Leichentüchern u.s.w., ohne zu fürchten, daß dir etwas unheimliches der Art im Leben begegne, wenn auch eine alte Sage, die deine Wärterin dir erzählte, dadurch eine bedenkliche Bestätigung erhalten sollte.

Ueberhaupt, wie der Mythos die Dämmerung bezeichnet, vor dem Sonnenaufgang des Glaubens — Götterdämmerung als Morgen — so ist die Gespenstersage das Zwielflicht vor dem vollen Tage der Erkenntniß. Denn Wunderbar nennen wir das, dessen Grund wir in unsrer Bekanntschaft mit der Natur nicht auffinden, und wahre Aufklärung verdrängt den Wunderglauben, indem sie jene Bekanntschaft erweitert, und das Wunderbare begreifen lernt; während die vermeinte, eingebildete Aufklärung die Thatsache selbst läugnet, weil sie das Wunderbare an ihr nicht begreifen kann, und es deßhalb für absolut unbegreiflich zu halten pfllegt. So verfuhr sie z. B. mit den alten Nachrichten von Donnerkeilen und Steinregen.

Eine Geschichte des Wunderglaubens war also für die Naturerkenntniß dasselbe, was eine Geschichte der Religionen für die Theologie. Da wir, ohne zu erröthen, gestehn dürfen, daß unsre Naturerkenntniß wenigstens noch im ersten Aufdämmern sei, so befinden wir uns in Ansehung des Wunderglaubens auf der Stufe, auf welcher wir polytheistische Nationen in Ansehung ihrer Mythen erblicken. Eine vollständige Geschichte dieses Glaubens muß daher einer erleuchteren Zeit vorbehalten bleiben, unser Verdienst kann bloß seyn, künftigen Forschern dieser Geschichte Materialien dazu aufzubehalten, wie unsre Vorzeit die religiösen Mythen für spätere Mythologen sammelte und aufbewahrte.

Und so, lieber kritischer Leser, möchtest du nicht ganz Unrecht haben, wenn du neben dem esoterischen Zweck der Unterhaltung noch einen esoterischen bei unserm Gespensterbuche forderst und vermuthest. Wir geben dir, als

Materialien zu einer solchen Geschichte, die verschiedenartigen Erzeugnisse des Wunderglaubens in Gespenstersagen, Ahnungsgeschichten, Zauberhistorien, Mysterien, Feenmärchen, Legenden u.s.w., theils unverfälscht aus der Volkstradition aufgegriffen, theils abenteuerlich und fantastisch erfunden oder umgebildet. Denn, wie jene Mythen durch willkürliche Dichtung umgestaltet wurden, so widerfährt es auch diesen Sagen, und oft sondert sich, wie bei vermischten Metallen, das ächte vom unächten, nur bei einer gewissen Quantität fremdes Zusatzes.

Das zweite Bändchen, welches in der nächsten Messe erscheint, wird mehr eigentliche Gespenstersagen und Erscheinungsgeschichten enthalten, als dieses erste, so wie denn überhaupt, wenn das Interesse der Leser nicht ermüdet, jedes Bändchen, bei aller Mannichfaltigkeit, doch vorzüglich einer bestimmten Gattung des Wunderbaren gewidmet seyn wird.

A.

Zweites Bändchen.

Leipzig. 1811.



Die Todtenbraut.

Es war ein köstlicher Sommer, auch hatte seit Menschengedenken der Brunnenort keinen so zahlreichen Besuch erlebt. Aber obschon die Gesellschaftssäle sich zuweilen mit Gästen überfüllten, so wollte doch die Unterhaltung nicht immer herbeikommen. Der Adel hielt zusammen, das Militär ebenfalls, und der Bürger machte gehässige Glossen über beide. Bei so vielen Zusammenhalten mußte nothwendig dem Ganzen aller Zusammenhalt abgehen. Selbst die öffentlichen Bälle stifteten keinen innigern Verein unter den Gebildeten und konnten keinen stiften, weil auch auf ihnen der Besitzer des Bades mit Ordensband und Stern erschien und hierdurch sowohl als durch die steife Haltung seiner Familie und des vergoldeten Lakaienschwarms hinterher, die Mehrheit der Anwesenden stillschweigend in die Schranken der verschiedenen Stände zurückverwies.

Daher verloren denn auch die Versammlungen immer mehr von ihrem Umfange und angenehme Privatzirkel suchten die Geselligkeit unter sich zu erhalten, die in der öffentlichen Gesellschaft mit jedem Tage abnahm.

Eine von diesen Privatverbindungen fand sich wöchentlich ein Paar Abende in einem der Säle, ein, welcher um diese Zeit leer zu stehen pflegte. Hier soupirte man und erfreute sich nachher entweder im Hause oder auf den Promenaden einer anständigen und ungezwungenen Mittheilung. Die Mitglieder dieses Vereins hatten einander schon zuvor, wenigstens dem Namen nach, gekannt. Nur der Marchese, der sich der Gesellschaft anschloß, war sowohl ihr als allen Badegästen überhaupt ein unbekannter Mensch. Der Titel Marchese schien an ihm um so seltsamer, da er, der Badeliste nach, einen durchaus nordischen mit Konsonanten dermaßen, überhäuftten Namen führte, daß kein Mensch ihn auszusprechen wagte. Ueberhaupt lag viel Wunderliches in seinem Wesen und Thun, auch hatte seine lange, blasse Gestalt, und sein dunkles, gebieterisches Auge so wenig Einnehmendes, daß er unfehlbar von jedermann vermieden worden wäre, wenn ihm nicht eine Menge Geschichten zu Gebote gestanden hätten, welche dem Zirkel in

langweiligen Momenten zu Hülfe kamen. Nur behauptete man allgemein, daß seine Erzählungen den Glauben der Zuhörer gewöhnlich allzusehr in Anspruch nähmen.

Die Gesellschaft war eben wieder beisammen und stand dießmal in einer lästigen Stimmung von der Tafel auf. Der Ball der vorigen Nacht lag ihr noch in den Gliedern, daher der schöne Mondschein vergebens zum Spaziergehn aufforderte, Sogar zum Gespräche war man zu schwerfällig, kein Wunder, wenn der abwesende Marchese heute mehr als sonst vermißt wurde.

„Wo er nur bleiben muß!“ rief die Gräfin ungeduldig.

„Zuverlässig wieder beim Faro, um die Banquiers in Verzweiflung zu setzen,“ antwortete Florentine. „Blos seinetwegen sind heute Morgen zwei dieser Herren plötzlich abgereiset.“

„Ein leichter Verlust!“ erwiderte man.

„Für uns,“ fügte Florentine hinzu, „aber nicht für den Besitzer des Bades, der das Spiel hauptsächlich darum verboten hat, damit es desto ärger getrieben werde.“

„Der Marchese sollte sich solcher Dinge enthalten!“ sagte der Chevalier geheimnißvoll. „Die Spieler sind rachsüchtig und haben gemeiniglich gute Konnexionen. Wenn es wahr ist, was man sich zuflüstert, daß der Marchese in politische Händel gefährlich verwickelt seyn soll — —“

„Aber,“ fragte die Gräfin, „was thut denn der Marchese den Bankhaltern?“

„Nichts weiter, als daß er auf Karten setzt, die fast allezeit gewinnen. Und wunderbar genug; wird das von ihm selbst wenig oder gar nicht benutzt, weil er stets bei dem niedrigsten Satze stehen bleibt. Desto besser jedoch befinden sich die andern Pointeurs dabei und belegen seine Karten immer dermaßen, daß die Bank gesprengt ist, ehe man eine Hand umkehrt.“

Die Gräfin wollte weiter fragen, als das Hereintreten des Marchese dem Gespräch eine andere Richtung gab.

„Endlich!“ riefen, einige zugleich.

„Wir haben uns heute,“ sagte die Gräfin, „vorzüglich nach Ihrer Unterhaltung geseht, und heute grade lassen Sie so lange auf sich warten.“

„Ich hatte eben eine Hauptexpedition vor, die mir auch trefflich gelungen ist. Morgen wird hoffentlich keine einzige Bank mehr im ganzen Bade existiren. Ich bin von Spielzimmer zu Spielzimmer gegangen, und es fehlt an Postpferden, um die ungehaltenen Banquiers fortzubringen.“

„Können Sie uns Ihre wunderbare Kunst zu gewinnen nicht mittheilen?“ fragte die Gräfin.

„Schwerlich, meine Gnädige. Eine glückliche Hand gehört dazu, sonst nichts.“

„Aber,“ versetzte der Chevalier lächelnd, „so glücklich, wie die Ihrige, ist mir doch in meinem Leben keine Hand vorgekommen.“

„Bei Ihrer Jugend, lieber Chevalier, mag Ihnen wohl noch manches künftig erst vorkommen.“ Hierbei fixirte der Marchese den jungen Mann so scharf, daß dieser sagte:

„Wollen Sie mir etwa gar die Nativität stellen?“

„Nur heute nicht, Chevalier,“ fiel ihm die Gräfin in's Wort. „Wer weiß, ob Ihr künftiges Leben sich zu einer unterhaltenden Geschichte qualifizirt, wie der Marchese uns schon seit ein Paar Tagen eine versprochen hat.“

„Unterhaltend habe ich wohl nicht gesagt?“

„Wenigstens eine mit ungewöhnlichen Ereignissen, und solche gehören dazu, um uns der Lethargie zu entziehen, worein wir heute versunken sind.“

„Ich will mich nicht weigern,“ sprach der Marchese. „Doch möchte ich zuvor wissen, ob schon jemandem unter Ihnen die wunderliche Sage von der Todtenbraut bekannt ist?“

Kein Mensch erinnerte sich davon gehört zu haben.

Ein ungeduldiges Husten der Gräfin und mehrerer machte, daß der Marchese, der noch etwas vorausschicken zu wollen geschienen hatte, ohne weitere Einleitung also anfang:

Schon längst hatte ich den Grafen Globoda auf seinen Gütern besuchen wollen. Wir waren fast in allen Gegenden Europa's zusammengetroffen, hier von dem glücklichen Leichtsinne der Jugend, dort von der heitern Ruhe der spätern Jahre begleitet. Wir waren alt geworden und sehnten uns beide die gemeinschaftlich durchlebte Vergangenheit durch den Zauberspruch der Erinnerung aus dem Grabe hervorzulocken.

Zugleich lag mir daran, den Wohnsitz meines Freundes in Augenschein zu nehmen, der in einer, seiner Beschreibung nach, überaus romantisch gelegenen Burg bestand, die seine Vorfahren vor vielen Jahrhunderten erbaut und ihre Nachkommen mit so treuer Sorgfalt unterhalten hatten, daß sie noch ihr ganzes, trotziges Ansehen behauptete, ja sogar durchaus bewohnbar geblieben war. Der Graf pflegte den größten Theil des Jahres mit den Seinigen hier zu verleben, und nur den Winter in der Residenz zuzubringen. Das wußte ich; daher bedurfte es keiner Vorbereitung, und ich überraschte ihn einmal Abends mit Sack und Pack grade in der jetzigen Jahreszeit. Ich staunte über die bunte, glückliche Natur, die dem braunen Felsenneste zu Füßen lag.

Die freundschaftliche Aufnahme, welche ich fand, konnte mir den stillen Harm nicht verschleiern, der auf den Gesichtern des Grafen und seiner Gemahlin und Tochter, der schönen Libussa, lagerte. Ich vernahm auch gar bald, daß man noch immer die Zwillingschwester der letztern nicht vergessen konnte, deren irdische Ueberreste nun bereits ein Jahr lang in der Kirche beigesetzt waren. Libussa und Hildegarde waren einander so ähnlich und durch nichts zu unterscheiden gewesen, als durch ein kleines Mahl in Form einer Erdbeere an dem Nacken der Verstorbenen, deren Zimmer mit allem Zubehör noch im vorigen Zustande gelassen und von der Familie zuweilen besucht wurde, wenn die Sehnsucht nach der seligen Hildegarde sich einen Festtag bereiten wollte. Libussa und sie hatten nur Ein Herz und Einen Sinn gehabt. Die Aeltern konnten sich daher nicht überzeugen, daß hier eine Trennung auf lange Zeit möglich sei, und fürchteten sehr, ihre geliebte Libussa werde ihnen auch noch entzogen werden.

Ich that, was ich konnte, die achtungswürdigen Menschen durch ergötzliche Scenen des vergangenen Lebens zu zerstreuen, und ihre Gedanken auf fröhlichere Gegenstände zu leiten. Auch hatte ich die Freude, daß mein Bestreben nicht ohne allen Erfolg blieb. Bald genossen wir die mit der ganzen Pracht des Sommers geschmückte Gegend, bald sannen wir in den verschiedenen Gemächern der wirklich wunderbar erhaltenen Burg über das kräftige Thun und Treiben der verschwundenen

Geschlechter nach, aus denen der Bildersaal noch eine Reihe von ehrwürdigen Schatten aufbewahrte.

Eines Abends, nachdem Libussen, die, wiewohl erst im sechzehnten Jahre, schon eine Menge Bewerber abgewiesen, glücklich verheirathet zu sehen, mir zu erkennen gegeben hatte, trat der Gärtner außer Athen, in's Zimmer, mit der Nachricht, daß sich ein Gespenst unten sehen lasse, welches unfehlbar der alte Burgkaplan seyn müsse, der ein Jahrhundert früher erschienen wäre. Mehrere vom Gesinde folgten dem Gärtner auf dem Fuße und die bleichen Gesichter aller bestätigten die Schreckenspost.

„Ihr werdet euch wohl noch vor dem eigenen Schatten fürchten!“ erwiderte der Graf und schickte sie mit dem Bedeuten fort, daß sie ihn wenigstens mit dergleichen Mährchen verschonen möchten. „Es ist erschrecklich,“ sagte er nachmals zu mir, „wie weit der Aberglaube dieser Menschen geht und daß ihn niemand bei der Wurzel herausziehen kann. Da schleppt man sich schon seit Jahrhunderten mit der Sage, daß von Zeit zu Zeit ein vormaliger Burgkaplan um das Schloß herumgehe, auch wohl in der Kirche Messe lese und dergleichen mehr. Diese Fabel hat nun, seitdem ich Burgbesitzer bin, ziemlich geruht, aber sterben kann so was nicht, wie ich merke.“

In diesem Augenblicke ward fremder Besuch in der Person des Duca di Marino angekündigt.

„Duca di Marino!“ der Graf entsann sich nicht, jemals einen dieses Namens gekannt zu haben.

„Ich bin ziemlich vertraut mit der Familie gewesen,“ antwortete ich, „und habe erst vor Kurzem der Verlobung eines jungen Marino zu Venedig beigewohnt.“

Das Hereintreten des nämlichen würde mir jetzt eine noch angenehmere Erscheinung gewesen seyn, wenn ihn nicht meine Anwesenheit so sichtbar erschütterte hätte.

„Nun,“ sagte er nach den gewöhnlichen Eintrittshöflichkeiten wieder ziemlich gewandt, „nun da ich Sie finde, lieber Marchese, erkläre ich mir leicht den Umstand, daß man mich hier in der Gegend zu nennen wußte. Wenn ich schon die dumpfe Stimme nicht kenne, die meinen Namen unten am Schloßberge dreimal sehr vernehmlich aussprach und ein lautes Willkommen hinzufügte, so merke ich doch jetzt, daß sie von Ihnen hergerührt

haben müsse, und schäme mich des Schauers, der mich dabei anwandelte.“

Ich versicherte ihn, daß ich kein Wort von seiner Ankunft vor dem Anmelden gewußt, auch von meinen Leuten ihn gewiß keiner gekannt habe, weil der Kammerdiener, der mich nach Italien begleitet, nicht mit hierher gekommen sei. Uebrigens, fügte ich hinzu, würde es bei der heutigen Dunkelheit wohl überhaupt schwierig genug seyn, selbst die bekannteste Equipage zu erkennen.

„So weiß ich wahrlich nicht!“ rief der Duca mit Befremden, und der durchaus ungläubige Graf sagte galant, daß die Stimme mit dem: Willkommen! wenigstens die Gesinnungen des Hauses ausgesprochen hätte.

Noch ehe ein Wort von dem Zwecke dieses Besuches verlautet war, bat mich Marino um ein Gespräch unter vier Augen und vertraute mir dabei, daß er wegen der Komtesse Libussa gekommen sei. Er wolle, wenn er ihren Beifall nicht verfehle, ohne Weiteres den Grafen um ihre Hand angehen.

„So ist also die Gräfin Apollonia, ihre Verlobte, ein Raub des Todes geworden?“ fragte ich.

„Darüber ein ander Mal,“ sprach er.

Aus dem tiefen Seufzer, der seine Worte begleitete, zog ich den Schluß, daß sich die Braut unfehlbar der Untreue, oder einer andern schweren Vergehung gegen den jungen Mann schuldig gemacht haben möchte, und glaubte anstehen zu müssen, seinem empfindlich verletzten Herzen durch weitere Erwähnung wehe zu thun.

Da er mich inzwischen zum Vermittler bei dem Grafen für seine Wünsche verlangte, so führte ich ihm das Bedenkliche einer Verbindung zu Gemüthe, die blos geschlossen werde, um damit das bittere Andenken an eine frühere und unfehlbar geliebtete auszulöschen. Aber er äußerte, daß er weit entfernt sei, auf solchen Mißbrauch der schönen Libussa zu denken, und daß er sich ganz glücklich fühlen würde, wenn er sie seinem Vorhaben nicht zuwider fände.

Der Enthusiasmus, mit dem er von ihr redete, stillte auch wirklich meine anfängliche Besorgniß und ich versprach ihm, den Grafen Globoda auf seinen Wunsch vorzubereiten, auch ihm

über des Duca Familie und Güter die nöthige Auskunft zu geben. Doch erklärte ich zugleich, daß ich übrigens die Sache durch meinen Rath nicht beschleunigen würde, weil ich den ungewissen Ausgang fremder Ehen niemals auf meine Schultern zu nehmen pflegte.

Der Duca war damit zufrieden. Dabei nahm er mir, die, meines damaligen Erachtens, ganz unschuldige Zusagend, seine frühere Verlobung unerwähnt zu lassen, weil er im Gegenfalle zu sehr verdrüßlichen Auseinandersetzungen genöthigt seyn würde. —

Die Absichten des Duca gelangen über Erwarten schnell. Das funkelnde Auge des wohlgewachsenen braunen Mannes bahnte seiner Liebe den Weg zu Libussens Herzen. Sein angenehmes Geschwätz versprach der Gräfin Mutter einen unterhaltenden Schwiegersohn und die ökonomischen Kenntnisse, die er gelegentlich zeigte, ihrem Gemahl eine zweckmäßige Unterstützung in seinen gewöhnlichen Geschäften. Denn daß der Duca sein Vaterland ganz verlassen werde, das war in den ersten Tagen schon ausgemacht.

Marino betrieb seine sichtlichen Vortheile über die Familie sehr eifrig, und seine Verlobung mit Libussen überraschte mich eines Abends, als ich sie noch gar nicht so nahe glaubte. Ueber Tafel kam gelegentlich die Rede auf diejenige Verlobung, deren ich unmittelbar vor dem ersten Eintreten des Duca in die Zimmer des Schlosses erwähnt hatte. Die alte Gräfin fragte, ob der Held jener Verlobung mit dem heute Verlobten nahe verwandt gewesen sei?

„Ziemlich,“ antwortete ich der Verschwiegenheit eingedenk, die ich dem jungen Manne, der jetzt einen sehr verlegenen Blick auf mich warf, am ersten Abende zugesagt hatte. „Nun aber, lieber Duca,“ fuhr ich fort, „nennen Sie mir auch die Person, welche Ihre Aufmerksamkeit auf die lebenswürdige Komtesse Libussa hingeleitet, und ob ein Portrait, oder was sonst, Sie veranlaßt hat, eine Ihrem Geschmacke so durchaus zusagende Schönheit in diesem entfernten Schlosse zu vermuthen und aufzusuchen? Denn wenn ich nicht ganz irre, so äußerten Sie gestern, daß Sie noch ein halbes Jahr unstät in der Welt hätten herumschwärmen wollen, als auf einmal — ich glaube in Paris — sich Ihr Plan geändert und Sie Ihre Reise, bestimmt und einzig und allein der reizenden Komtesse Globoda wegen, hierhergerichtet hätten.“

„In Paris, ja!“ antwortete der Duca. „Sie haben ganz recht gehört. Ich ging mir die köstliche Gemäldegallerie des Museums zu beschauen. Aber kaum hinein, gleiten meine Blicke von der leblosen Schönheit ab, und vereinigen sich auf einer Dame, deren ungewöhnliche Reihe durch einen Zug von Schwermuth gleichsam verklärt wurden. Nur mit Zagen erkühne ich mich ihr zu nahen, und mich immer dicht hinter ihr zu halten, ohne jedoch den Muth zur Anrede zu haben. Ich folgte auch nachher, als sie die Gallerie verließ, und nahm ihren Diener auf die Seite, um mich nach dem Namen zu erkundigen. Er nannte ihn, fügte jedoch auf meinen Wunsch, mit dem Vater der Schönen Bekanntschaft zu machen, zugleich hinzu, daß dies schwerlich in Paris würde geschehen können, weil man in Begriff stehe, diese Stadt und überhaupt Frankreich zu verlassen.“

„Ein Augenblick wird sich doch wohl finden!“ sage ich hierauf, und sehe mich nach der Dame um. Sie war jedoch, vermuthlich in der Meinung, daß der Bediente ihr auf dem Fuße folge, immer weiter gegangen und mir gänzlich aus dem Auge gekommen. Indem ich nun ihre Spur überall zu verfolgen suchte, hatte sich auch der Bediente von mir verloren.“

„Und wer war die Dame?“ fragte Libussa verwundert.

„Wer? So sollten Sie in der That mich damals in der Bildergallerie gar nicht bemerkt haben?“

„Ich? — Meine Tochter?“ riefen die Komtesse und ihre Eltern zugleich.

„Jawohl, Sie! Der Bediente, den Sie zu meinem Glücke in Paris zurückgelassen hatten, und den ich Abends wie meinen Engel unverhofft wieder fand, hat mir das Uebrige mitgetheilt, so daß ich nach einer kurzen Reise in meine Heimath den Weg hierher sicher antreten konnte.“

„Was wir da hören!“ sagte der Graf Globoda zu seiner vor Erstaunen verstummten Tochter. „Libussa,“ fügte er, zu mir gekehrt, erklärend hinzu, „Libussa ist noch nicht aus ihrem Vaterlande gekommen, und auch ich habe Paris seit siebzehn Jahren und länger nicht gesehen.“

Der Duca blickte Vater und Tochter so befremdet an, wie sie ihn, und die Unterhaltung würde ganz eingeschlafen seyn, wenn

ich nicht einen neuen Gesprächsfaden angefangen und fast allein ausgesponnen hätte.

Nach Tische nahm der Graf den Duca an ein Fenster, und ob ich schon ziemlich ferne davon stand, und meine ganze Aufmerksamkeit an einen neuen Kronleuchter zu verschwenden schien, so vernahm ich doch das ganze Gespräch.

„Was,“ fragte Globoda sehr ernst und mißbilligend, „was kann Sie zu der wunderlichen Erfindung der Galleriescene in Paris bewogen haben, die, meines Erachtens, zu gar nichts in der Welt zu führen vermochte? Wenn Sie den Anlaß zu Ihrer hiesigen Bewerbung verschweigen wollten, so durften Sie das nur grade heraus sagen. Und hatten Sie auch gegen das letztere irgend ein Bedenken, so gab es ja tausend Umgehungen der Antwort, und Sie brauchten gar nicht die Wahrscheinlichkeit so zwecklos zu mißhandeln.“

„Herr Graf,“ erwiderte der Duca beleidigt, „ich schwieg vorhin über Tische, weil ich glauben mußte, Sie hätten Ursache, die Reise Ihrer Tochter nach Paris geheim zu halten. Aus bloßer Diskretion schwieg ich. Aber die jetzige Seltsamkeit nöthigt mich, bei meinem Worte fest stehen zu bleiben, und es, daferne Sie die Sache nicht fallen lassen wollen, vor jedermann zu behaupten, daß Frankreichs Hauptstadt der Ort gewesen ist, wo ich die Komtesse Libussa zum ersten Male gesehen habe.“

„Wenn ich Ihnen nun aber nicht nur alle meine Leute, sondern auch alle meine Unterthanen zu Zeugen bringe, daß Libussa noch niemals die vaterländischen Gegenden verlassen hat?“

„So werde ich immer an meinen Augen und Ohren Zeugen behalten, welche mir nicht weniger gelten.“

„Es ist sehr räthselhaft, was Sie sagen!“ fuhr der Graf gemäßigter fort. „Ihr Ernst dabei überzeugt mich indessen, daß Sie selbst im Irrthume befangen gewesen sind, und unfehlbar eine andere Person für meine Tochter angesehen haben. Verzeihen Sie daher meine vorige Aufwallung.“

„Eine andere Person! — So habe ich nicht allein eine andere Person für Ihre Tochter angesehen, sondern auch der Bediente, dessen ich bereue gedachte, und der mir alles in, diesem Schlosse grade so beschrieb, wie ich es finde, ist ein anderer gewesen.“

„Liebster Marino, dieser Bediente muß nothwendig ein hier bekannter Betrüger seyn und Ihnen, Gott weiß warum, eine, Libussen ähnliche Dame, für meine Tochter aufgeschwatzt haben.“

„Ich scheue mich, Herr Graf, Ihnen gradezu zu widersprechen. Aber wahrlich, es sind Libussens Züge selbst gewesen, die meine Phantasie seit der Scene in Paris mit der ängstlichsten Treue aufbewahrte!“

Globodo schüttelte bedeutend den Kopf, und Marino fuhr fort: „Noch mehr! Doch vergeben Sie mir, daß ich mich jetzt in der Nothwendigkeit glaube, einer Sache zu gedenken, die sonst nicht über meine Lippen gekommen seyn würde. Als ich in der Gallerie hinter der Dame stand, hatte sich das Tuch um ihren Nacken ein wenig verschoben, und ich ward recht deutlich ein Maal in der Gestalt einer kleinen Erdbeere an dem sonst wunderschönen Nacken gewahr.“

„Was ist das wieder?“ rief der Graf erlassend. „Sie scheinen mich zu dem Glauben an sehr seltsame Dinge gewöhnen zu wollen.“

„Nur die einzige Antwort jetzt: Befindet sich dieses Zeichen an Libussens Nacken?“

„Nein!“ sagte Globoda, den Neuverlobten anstarrend.

„Nicht?“ rief dieser heftig erschrocken.

„Nein! aber Libussens, ihr ganz ähnliche, Zwillingsschwester hat diese Erdbeere vor länger als einem Jahre mit in die Gruft genommen.“

„Und doch sind es nur wenig Monate, daß ich diese Gestalt in Paris gesehen habe!“ sagte der Duca, und die Gräfin und Libussa, die ängstlich in der Ferne stehend gar nicht wußten, was sie von der augenscheinlichen Bedeutung des Gespräches denken sollten, traten näher.

Globoda verscheuchte sie jedoch sogleich wieder mit einer herrischen Miene, zog dann den Duca noch weiter in den Winkel des Fensters, und setzte das Gespräch so heimlich fort, daß auch ich kein Wort mehr vernehmen konnte.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, als noch in dieser Nacht der Graf Befehl gab, den Sarg der verstorbenen Hildegarde in seiner Gegenwart zu eröffnen. Bevor es geschah,

theilte er mir in der Kürze das schon Erzählte mit, und stellte es in meinen und des Duca Willen dabei zu seyn. Der letzte dispensirte sich indessen hiervon unter der Aeußerung, daß ihm schon der Gedanke daran großen Schauer verursache, weil er seine Scheu vor todten Leichnamen am wenigsten in der Nacht zu bezwingen vermöge.

Der Graf bat ihn hierauf um Stillschweigen in Rücksicht der Galleriescene gegen jedermann, und daß er besonders das zarte Gemüth seiner Braut mit den nähern Umständen verschonen möchte, wie sehr sie auch wegen Entdeckung des auffallenden Gespräches, welches sie zusammen gehabt, vielleicht in ihn dränge.

Der Kirchner kam inzwischen mit der Laterne, und wir, der Graf und ich, folgten ihm. Unterwegs sagte Globoda leise zu mir: „Kaum ist es möglich, daß ein Betrug bei dem Tode meines geliebten Kindes stattgefunden haben sollte. Die Umstände sind mir allzugenau bekannt. Auch können Sie leicht ermessen, Marchese, daß unsre älterliche Liebe die Verblichene gewiß nicht dem Entsetzen eines allzufrühen Begräbnisses exponirt haben würde. Aber gesetzt, es wäre geschehen, und die Habsucht hätte den Sarg geöffnet und zu ihrem Schrecken eine Wiederauflebende gefunden, so läßt sich doch gar nicht denken, daß die geliebte Tochter, statt in den Schooß ihres Hauses zurückzukehren, in ein fernes Land geflüchtet seyn sollte. Selbst dann läßt es sich nicht denken, wenn man annimmt, daß sie gezwungen worden sei, sich aus der Gegend zu entfernen, weil immer tausend Wege zur Rückkehr geblieben wären. Indessen,“ fügte der Graf hinzu, „meine Augen sollen mich überzeugen, daß der Sarg ihre heiligen Reste wirklich verschließt. — Ueberzeugen!“ rief er bald darauf klagend und so laut, daß der Kirchner sich umsah.

Hierdurch aufmerksam geworden sprach der Graf ganz leise: „Wie konnte ich in dem Wahne stehen, daß noch eine Spur von den Zügen meines Kindes aufzufinden seyn, daß die gierige Verwesung die holde Gestalt unversehrt lassen würde. Kehren wir um, Marchese. Denn wer sagt mir, wenn ich sie auch wirklich erblicke, daß es kein fremdes Gerippe ist, nur hingelegt, um ihren Platz unwürdig auszufüllen?“

Wirklich wollte er schon das Aufschließen der Kirche verhindern, vor der wir just anlangten. Doch äußerte ich, daß ich in seiner Lage mich zwar schwerlich zu dem Gange entschlossen hätte, man indessen, da der Schritt einmal angefangen sei, ihn ja wohl auch vollenden und sehen könne, ob dem Leichname vielleicht etwas von dem Schmucke fehle, den man ihn in den Sarg gegeben. Ich fügte hinzu, daß mancher Erfahrung nach, die Verwesung ihre Rechte nicht in allen Sorgen sogleich geltend mache.

Diese Vorstellung wirkte. Er drückte mir die Hand, und wir folgten dem Kirchner, der übrigens, aus seinem Erbleichen und Zittern zu schließen, zu nächtlichen Abentheuern dieser Art wenig aufgelegt seyn mochte.

Ich weiß nicht, ob jemand aus der Gesellschaft irgend einmal gegen Mitternacht in einer Kirche vor der eisernen Thüre des unterirdischen Grabgewölbes gestanden hat, um die Reihen von zinnernen Behältnissen der Ueberreste eines angesehenen Hauses in Augenschein zu nehmen. Aber gewiß ist es, daß in solchen Momenten das Rasseln der Schlösser einen eigenen bedeutenden Eindruck macht, daß man das Aufknarren der Thüre wie einen Frevel fürchtet, und wenn nun der schwarze Eingang offen dasteht, der Fuß den Schritt hinein gern um einige Augenblicke verzögert.

Mehr als mancher wurde der Graf von dieser Bangigkeit betroffen, das sagte ein Seufzer aus der Tiefe seiner Brust. Indessen that er sich Gewalt an, warf aber, so viel ich bemerkte, keinen Blick auf die blanken Säрге der übrigen Todten, sondern hielt sich allein an den Sarg seines Kindes, welchen er auch selber eröffnete.

„Sagte ich es nicht?“ rief ich, als die Leiche wirklich noch so sehr die Züge ihrer Zwillingsschwester trug, daß ich den Erstaunten an dem Kusse verhindern mußte, den er ihr auf die Stirne drucken wollte.

„Keine Störung der Verblichenen!“ sprach ich, und wendete alle Mühe an, ihn baldigst aus dem schaurig wiederhallenden Gewölbe des Todes an die lebendige Luft zurückzubringen.

Die im Schlosse Gebliebenen fanden wir in einer unangenehmen Spannung. Beide Frauen hatten dem Duca wegen des Vorganges sehr zugesetzt und sein Berufen auf das

angelobte Schweigen nicht für Entschuldigung gelten lassen. Jetzt suchten sie uns, aber ebenfalls umsonst, ihrer Wißbegierde günstig zu machen.

Besser gelang es ihnen am andern Tage mir dem Kirchner, der heimlich herbeigeholt wurde, und der wenigstens so viel sagte, als er wußte. Dadurch aber spannte er ihre Neugier nur höher auf das Gespräch, welches die Veranlassung zu dem Todtenbesuche gegeben. —

Ich meines Orts sann während des ganzen noch übrigen Theils der Nacht über die Erscheinung nach, welche Marino in Paris gehabt hatte. Ich kam auf Vermuthungen, die ich jedoch anstand dem Grafen mitzuthemen, weil dieser an der Verbindung einer höhern Welt mit der unsrigen gänzlich zweifelte und über diesen Punkt auch gar keine Lehre annahm. Unter solchen Umständen war es mir angenehm, daß die Sache, wenn auch nicht in Vergessenheit gerieth, doch nur noch zuweilen in flüchtige Anregung kam.

Etwas anderes aber fing an große Besorgnisse in mir zu erwecken. Aus dem fortdauernden Ausweichen des Duca mit mir auch unter vier Augen von seiner frühern Verlobten zu sprechen, und aus der Verlegenheit, welche sich seiner bemeisterte, sobald ich die Rede auf den vormaligen Anschein ihrer guten Eigenschaften brachte, so wie aus manchem andern, mir nicht mehr erinnerlichen Umstande, zog ich den Schluß, daß Marino's Treue gegen die Gräfin Apollonia in der That durch das Anschauen der schönen Erscheinung in der Gemäldegalerie zum Wanken gekommen, daß Apollonia, weil er der Versuchung nachgegeben, von ihm verlassen worden, und ohne Zweifel ganz schuldlos an der Auflösung des feierlichen Bündnisses mit ihm seyn möge.

Da ich bei dieser Lage der Dinge für die treffliche Libussa wenig Glück aus der Verbindung mit Marino hervorgehen sah, so entstand der Wunsch in mir, dem Neuverlobten, dessen Hochzeit schon nahe war, baldmöglichst die Maske vom Gesicht zu nehmen, und ihn reuig der Verlassenen zurückzusenden.

Es fand sich auch einesmals, wie ich glaubte, gute Gelegenheit zu einem Versuche dieser Art. Wir saßen nach dem Souper noch bei Tische, und es kam die Rede darauf, daß das Unrecht meistens schon in dieser Welt seine Strafe erhalte. Ich

äußerte, daß ich hiervon die auffallendsten Beispiele erlebt hätte, und die Gräfin Mutter und Libussa drangen besonders auf Mittheilung eines dieser Beispiele.

„Dann,“ sagte ich, „müssen Sie mir auch erlauben, einer Geschichte zu gedenken, die Ihnen meines Erachtens am nächsten liegt.“

„Uns?“ fragten die Damen, indem ich einen Blick auf den Duca warf, welcher, schon seit mehrern Tagen mißtrauisch gegen mich, ihn mit dem bleichen Gesichte des bösen Gewissens empfing.

„So denke ich wenigstens!“ war meine Antwort. „Wenn nur Sie, lieber Graf, mir verzeihen, daß das Uebersinnliche sich abermals in meine Geschichte verwebt hat.“

„Recht gern,“ versetzte er lächelnd. „Auch will ich meine Verwunderung, daß Ihnen so viel dergleichen begegnet ist, und mir noch gar nichts, völlig zu bezwingen suchen.“

Es entging mir nicht, daß der Duca ihm seinen Beifall zuwinkte, doch ließ ich ihn ruhig gewähren und antwortete dem Grafen: „Nicht jeder hat vielleicht Augen zu sehen!“

„Das muß seyn!“ lächelte er ferner.

„Und,“ flüsterte ich ihm hierauf bedeutend zu, „die so ganz unversehrte Gestalt im Sarge war doch auch keine von den gewöhnlichsten Erscheinungen!“

Er stutzte, und ich fuhr sogleich leise fort: „Uebrigens erlaubt sie recht gut eine natürliche Deutung, und es wäre zwecklos, Ihnen dies abstreiten zu wollen.“

„Wir kommen ganz von der Sache ab!“ sagte hierauf die Gräfin mit einigem Unwillen, und winkte mir. Ich fing daher ohne weiteres Säumen an: „Der Schauplatz meiner Anekdote ist Venedig.“

„Da sollte ich ja wohl auch davon wissen können!“ rief der Duca argwöhnisch.

„Vielleicht. Doch hat man die Sache mit Absicht möglichst geheim gehalten. Auch trug sie sich vor anderthalb Jahren zu, wie Sie Ihre Reisen schon angetreten hatten.“

Der Sohn eines sehr reichen Nobile, den ich hier nur mit dem Namen Filippo bezeichnen will, hatte, während er sich in

Erbschaftsangelegenheiten zu Livorno aufhielt, daselbst durch fleißige Bewerbung die Liebe eines schönen Mädchens gewonnen, und ihr und ihren Verwandten vor seiner Rückkehr nach Venedig versprochen, sich nächstens wieder einzufinden und Hochzeit mit der geliebten Klara zu machen. Der Abschied war bis zum Furchtbaren feierlich. Nachdem die gegenseitige Liebe alle Betheurungen erschöpft hatte, rief Filippo auch die Geister der Rache für den Fall der Treulosigkeit auf. Der unschuldige Theil sollte selbst im Grabe nicht ruhen, sondern den Verbrecher hinüberfordern, um ihm die entzogene Liebe noch Jenseits abzuzwingen.

Die Verwandten saßen mit bei Tische, erinnerten sich ihrer eigenen Jugend, und ließen den Abentheuerlichkeiten der jungen Leute den Lauf. Diese gingen so weit, daß sie sich die Arme aufritzten, und ihr Blut in einem mit weißem Champagner gefüllten Glase vermischten. „Unzertrennlich wie dieses Blut sollen auch unsre Seelen seyn!“ rief Filippo, trank die Hälfte des Weines, und reichte Klaren das Uebrige.

Hier, so schaltete der Erzähler ein, hier ward der Duca auffallend unruhig, unterließ auch nicht mich von Zeit zu Zeit mit drohendem Auge anzublicken, so daß ich auf eine ähnliche Scene in seiner eigenen Geschichte schließen mußte. Doch kann ich versichern, daß ich die Umstände bei Filippo's Abschiede von Klaren ganz so mitgetheilt habe, wie ein Brief von des Mädchens Mutter aus Livorno sie berichtet, von dem weiter unten die Rede seyn wird.

Wer hätte, so fuhr der Marchese in der Erzählung fort, wer hätte, nach so vielen Ausbrüchen der heftigsten Leidenschaft, erwarten sollen, was gar bald nachher erfolgte. Filippo's Rückkehr traf grade mit dem Erscheinen einer jungen Schönheit zusammen, die, bis dahin in einem auswärtigen Kloster erzogen, plötzlich wie ein Engel aus einer Wolke hervortrat, und die Bewunderung der Stadt erregte. Seine Eltern, die zwar von Klaren wußten, aber seine Verbindung mit ihr, wie eine von den tausenden ansahen, die heute, man weiß nicht wie, geschlossen und morgen eben so aufgelöst werden, leiteten ihres Sohnes Bekanntschaft mit der jungen Schönheit ein. Auch durch ihr Herkommen war Kamilla ein Stern erster Größe.

Man stellte dem Filippo vor, welchen Einfluß er mit Hülfe ihrer angesehenen Verwandten erlangen könne, und die Maskenzeit, die seinen Umgang mit ihr begünstigte, that das Uebrige, so daß gar bald das Andenken an Livorno wenig Platz mehr in seinem Gemüthe finden konnte. Seine Briefe dahin ermatteten immer mehr und mehr, bis Klarens Empfindlichkeit über diese Veränderung ihn bewog, die ganze Korrespondenz aufzugeben, und sich mit der ungleich schönern, sehr begüterten Kamilla baldmöglichst zu vermählen.

Die zitternde Hand in Klarens lästigen Briefen und die Thränenspur vermochten so wenig als ihre Bitten über das Herz des Leichtsinrigen. Selbst die Drohung, ihn der Abrede gemäß bald in ihr frühes Grab hinabzufordern, machte nur wenig Eindruck auf den, der keinen Gedanken mehr hatte, als in Kamilla's Armen glücklich zu werden.

Kamilla's Vater, in dessen Hause ich wie in dem meinigen lebte, bat auch mich im voraus zu der Hochzeit. Ob ihn schon überhäufte Geschäfte diesen Sommer in der Stadt so festhielten, daß er die Villeggiatura nicht mit der gewohnten Bequemlichkeit genießen konnte, so fuhren wir doch mehrere Male in der Woche nach seinem am Ufer der Brenta gelegenen, schönen Landhause, und auch das Fest seiner Tochter sollte hier mit möglichster Pracht gefeiert werden.

Ein eigener Umstand gab Veranlassung, daß dieses Fest um mehrere Wochen aufgeschoben wurde. Weil nämlich die Eltern der Braut eine recht glückliche Ehe führten, so wünschten sie ihre Tochter von demselben Geistlichen eingesegnet zu wissen, der einst ihrer Trauung vorgestanden hatte. Allein der, trotz eines hohen Alters, noch sehr kräftig scheinende Mann wurde so eben von einem schleichenden Fieber heimgesucht, das ihm nicht gestattete das Bette zu verlassen. Es ging jedoch immer besser und besser mit ihm, und der Tag der Trauung wurde endlich festgesetzt.

Doch als ob ein höherer Wink die Sache verhindern wolle, befahl den Geistlichen an dem zur Trauung bestimmten Morgen wieder ein solcher Frost, daß er sich nicht aus dem Zimmer wagen durfte, und dem Paare anrathen ließ, einen andern Priester für die vorhabende Handlung zu wählen.

Allein die Eltern beharrten auf ihrem Vorsatze, nur von diesem ehrwürdigen Manne den Segen über das Paar aussprechen zu lassen, und hätten sich gewiß manchen Kummer erspart, wenn sie auch späterhin nicht davon abgegangen wären.

Das Fest war indessen einmal veranstaltet, und sollte, da es sich nicht mehr aufschieben ließ, als eine feierliche Verlobung betrachtet werden. Schon am frühen Morgen warteten die festlich geschmückten Kondolierere im Kanal, und bald ging, von ihren lustigen Liedern begleitet, die Fahrt einer zahlreichen und sehr angesehenen Gesellschaft auf das mit frischen Blumen reich geschmückte Landhaus zu.

Bei der Mittagstafel, die bis in den Abend hineinreichte, waren kaum die Ringe gewechselt worden, als ein durchdringender Schrei von allen Anwesenden mit Erschrecken, von dem Bräutigam mit Schauern gehört wurde. Man lief an die Fenster. Aber obschon in der Dämmerung alles noch sehr gut zu sehen war, so fand sich doch die Veranlassung nicht auf.

Halt!“ fiel hierbei mit wildem Lachen der Duca ein, dessen Gesicht den Farbenwechsel des bösen Gewissens schon lange getragen hatte, „den Schrei aus freier Luft kenne auch ich. Er ist aus den Memoiren der Clairon entlehnt, die von einem verstorbenen Liebhaber auf diese originelle Weise geängstigt wurde. Nach dem Schrei folgte ein Händeklatschen. Hoffentlich, Herr Marchese, werden Sie auch dies in Ihre Fabel mit aufgenommen haben?“

„Und warum,“ versetzte ich, „warum glauben Sie, daß niemandem, als dieser Schauspielerin, so etwas begegnen konnte? Ihr Unglaube sieht wirklich um so wunderlicher aus, da er sich auf Thatsachen stützen will, die für den Glauben sprechen können.“

Die Gräfin winkte mir, daß ich fortfahren möchte, und ich erzählte weiter: Bald nach diesem unerklärlichen Schrei bat ich die Braut, der ich gegenüber saß, daß sie mir ihren, schon zuvor wegen der köstlichen Arbeit daran sehr bewunderten, Ring noch einmal zeigen möchte, und — er ist nicht an ihrem Finger. Man sucht und sucht, aber nirgends eine Spur von dem Ringe. Darüber wird ein allgemeines Aufstehen, doch ebenfalls ohne allen Erfolg.

Indessen rückt die Zeit zu der Ergötzlichkeit des Abends heran. Dem Maskenballe soll ein Feuerwerk auf der Brenta vorausgehen. Man maskirt sich daher, und besteigt dann die Gondeln. Aber die Stille bei diesem Feste ist unerhört; die allgemeine Verstimmung entschieden. Kaum daß dem ausgesuchten Feuerwerke bisweilen ein kaltes Bravo zugerufen wurde.

Der Ball war einer der glänzendsten, denen ich beigewohnt habe. Die kostbaren Juwelen, womit sich die Gesellschaft geziert hatte, sogen die Lichtströme der Lüstres und zahllosen Wandleuchter nur ein, um sie verherrlicht wiederzugeben. Am reichsten jedoch war die Braut geschmückt, und ihr prachtliebender Vater ergötzte sich an dem Gedanken, daß es hierin gewiß niemand seinem einzigen Kinde nachzuthun vermöge.

Wahrscheinlich, um seine Ueberzeugung hiervon zu befestigen, geht er eben beobachtend umher, und bricht bald in lautes Staunen aus, daß er auf einmal dieselben Juwelen, welche Kamilla trägt, an zwei Damen zugleich entdeckt. Er hat mir ein Paar Monate später die Schwäche eines leichten Verdrusses darüber selbst eingestanden. Indessen freut er sich doch, auch die Kostbarkeit dieser Juwelen mit einem, der Braut für die Nachttafel bestimmten, Strauße noch weit überbieten zu können.

Als es aber zur Tafel kommt, und der alte Herr sein Auge von neuem Umgang halten läßt, ist die Dame von vorhin mit einem, wenigstens eben so kostbaren, Strauße als Kamilla versehen.

Jetzt hält sich seine Neugier nicht länger, und er fragt: „Darf ich so unbescheiden seyn, schöne Maske, mich ganz leise nach Ihrem Namen zu erkundigen?“ Doch zu seinem großen Befremden schüttelt die Dame den Kopf, sich von ihm abwendend.

Zu gleicher Zeit kommt der Haushofmeister und will wissen, ob die Gesellschaft seit dem Mittage größer worden sei, da die Kouverts diesmal nicht zureichen wollten. Der Herr antwortet hierauf ein unwilliges Nein! und beschuldigt die Dienerschaft eines Versehens. Der Haushofmeister besteht indessen auf seiner Behauptung.

Als nun die Gedecke um eins vermehrt sind, überzählt der Herr selber, und findet in der That einen über die Zahl der gebetenen Gäste. Da er nun vor Kurzem, einer unvorsichtigen Aeußerung halber, einigen Verdruß mit der Polizei gehabt, so glaubt er diese Vermehrung seiner Gäste durch sie bewirkt zu sehen. Weil übrigens gar nicht zu besorgen war, daß heute irgend etwas Polizeiwidriges gesagt oder gethan werden würde, so behält er sich, die Störung zu vermeiden, und um volle Genugthuung von Seiten der Regierung wegen so nichtswürdigen Eindringens in ein Familienfest zu erhalten, die Bitte um Demaskirung sämmtlicher Anwesenden bis zum Ende zu verschieben vor.

Wir Anwesenden erstaunten über den Luxus der Tafel. In Ansehung des Getränkes überstieg er die Gewohnheit des Landes bei weitem. Und doch war der Wirth noch nicht zufrieden, und beklagte laut, daß ein Unglück seinen vortrefflichen rothen Champagner betroffen hätte, so daß er nicht im Stande sei, ein einziges Glas davon aufzusetzen.

Wirklich schien auch die Versammlung die den ganzen langen Tag versäumte Fröhlichkeit nachholen zu wollen. Nur in meiner Nähe war es ein andres: da konnte man vor Neugier nicht dazu kommen. Ich saß nämlich unweit der köstlich geschmückten Dame, und bemerkte, daß sie, weder Speise noch Trank anrührend, keinem ihrer Nachbarn ein Wörtchen zurückgab, sondern immer nur ihr Auge auf das Brautpaar zu richten schien.

Das Gerücht davon verbreitete allmählig den Umstand im Saale, und störte dadurch das Vergnügen aufs neue gar sehr. Man zischelte sich eine Menge Muthmaßungen über die räthselhafte Person in die Ohren. Die meisten waren der Meinung, daß eine unglückliche Leidenschaft für den Bräutigam der Grund ihres wunderlichen Benehmens seyn möchte. Ihre Nachbarn besonders standen bei Zeiten auf, um bei Bekannten eine bessere Unterhaltung zu gewinnen.

Nach und nach setzte sich eine große Anzahl von den Gästen neben die Dame, in der Hoffnung, eine Bekannte in ihr zu finden, und eines bessern Geschickes gewürdigt zu werden. Vergebens.

Endlich kam, grade zu der Zeit, als weißer Champagner herumgegeben wurde, auch der Bräutigam, um einen der Stühle neben der stummen Dame einzunehmen.

Jetzt schien sie wirklich belebter zu werden. Wenigstens wandte sie sich nach dem neuen Nachbar herum, was bei den vorigen gar nicht geschehen war, auch reichte sie ihm ihr Glas, als ob er daraus trinken solle.

Aber Filippo fing heftig an zu zittern, als sie ihm fest in's Gesicht sah.

„Der Wein ist ja roth!“ rief er, auf das Glas deutend. „Ich denke es fehlt an rothem Champagner?“

„Roth? fragte der Vater der Braut, welcher aus Neugier nachgegangen war, voller Verwunderung.

„Betrachten Sie nur das Glas der Dame!“ versetzte Filippo.

„Nun, es ist so weiß wie alle übrigen!“ Er rief dabei die Andern zu Zeugen an, welche sämmtlich den Wein für weiß erklärten.

Filippo trank nicht, und verließ den Sitz, nachdem ihn ein zweiter Blick seiner Nachbarin vollends erschüttert hatte.

Er nahm den Wirth auf die Seite, und dieser entschloß sich bald darauf zu folgender Bitte: „Ich ersuche,“ sagte er, „aus Ursachen, über die ich mich nachher erklären werde, sämmtliche werthe Gäste mir ihr Gesicht auf einen Augenblick zu zeigen.“

Da er hiermit, weil jedermann begierig war, die stumme Dame ohne Maske zu sehen, gewissermaßen nur einen allgemeinen Wunsch aussprach, so gab es im Nu kein maskirtes Gesicht mehr, — die stumme Dame ausgenommen, auf welche alle Blicke hingekehrt blieben.

„Sie sind die einzige Maske noch,“ redete der Wirth sie nach einer langen Pause an. „Darf ich nicht auf das Glück hoffen?“

Doch sie verweigerte hartnäckig sich zu erkennen zu geben.

Es war dem Hausherrn um so empfindlicher, da er in allen übrigen wirklich zum Feste geladene Freunde und Freundinnen entdeckte, und diese Dame daher ohne allen Zweifel die Ueberzähliche seyn mußte. Gleichwohl unternahm er es nicht, sie zu Ablegung der Maske zu nöthigen, weil der seltene Reichthum ihres Schmuckes den Argwohn, als ob es die Polizei gewesen, welche seine Gaste vermehrt habe, gar nicht mehr in ihm aufkommen ließ, und er eine sehr vornehme Person, wofür er sie hielt, nicht beleidigen mochte. Konnte sie doch gar zu den auswärtigen Freunden seines Hauses gehören, und vielleicht,

bei ihrer Ankunft in Venedig von dem Feste unterrichtet, einen unschuldigen Scherz sich vorgenommen haben.

Indessen fand man für gut, auf jeden Fall unter der Dienerschaft einige Erkundigung einzuziehen. So viel aber auch fremde Diener und Dienerinnen im Hause anzutreffen waren, dieser Dame gehörte niemand davon. Auch erinnerten sich des Hauswirths Leute nicht, jemanden, der sie anginge, gesehen zu haben.

Dies war um so seltsamer, da die Dame, wie schon erwähnt, vor der Tafel erst den kostbaren Strauß vorgenommen. —

Das Flüstern, welches alles eigentliche Gespräch verdrängt hatte, ward immer lauter und lauter, als jetzt mit Einem Male die Maske sich von ihrem Sitze erhob, dem Bräutigam winkte, und dann nach der Thüre schritt. Aber die Braut verhinderte ihn ihr zu folgen. Sie hatte schon längst die Aufmerksamkeit der räthselhaften Person auf ihn wahrgenommen. Auch war ihr nicht entgangen, daß er diese vorhin ganz erschüttert verlassen hatte, und sie besorgte sehr, es könne gar ein Wahnsinn aus Liebe hier im Spiele seyn.

Der Hausherr folgte jedoch, trotz aller Vorstellungen seiner bekümmerten Tochter, der Unbekannten wirklich von Weitem, und verdoppelte seine Schritte, als schon die Thüre zwischen ihr und der Gesellschaft war. Doch in diesem Momente ließ sich der Schrei vom Mittage, nur durch die Stille der Nacht um vieles verstärkt, auf Einmal wieder hören, um die ganze Gesellschaft gleichsam zu erstarren. Als der Wirth sich von dem Schrecke wieder zusammenraffte und hinaustrat, war von der Unbekannten keine Spur mehr zu erblicken.

Die Leute draußen wußten ebenfalls nichts von ihr, und wiewohl der Platz um die Villa herum gar nicht einsam, auch das Ufer von Gondolieren belebt war, so wollte doch niemand die verschwundene Maske wahrgenommen haben.

Dies alles zusammen hatte die Gesellschaft so unruhig gemacht, daß jedermann die Heimfahrt herbeiwünschte, und der Wirth sich entschließen mußte, die Schiffe früher, als er gewollt, abgehen zu lassen.

Es war zu erwarten, daß die Rückkehr noch düsterer als der Morgen seyn würde.

Am Tage nachher fand ich jedoch das Paar wieder ziemlich beruhigt. Selbst Filippo war der Erklärung seiner Braut beigetreten, daß die Unbekannte ohnfehlbar eine aus Liebe verrückt gewordene Person gewesen seyn müsse. Den wiederholten Schrei — den glaubte man irgend einem ausgelassenen Menschen zuschreiben zu können, und der Umstand, daß die Maske so ungesehen entkommen war, ließ sich mit der Unachtsamkeit der Leute, zur Nothdurft erklären.

Daß der Ring so plötzlich weggekommen, und immer noch fehlte, das wurde irgend einem böartigen Taschenspielerstreiche der Bedienung beigemessen.

Kurz, man schlüpfte heute über alle die Kleinigkeiten, welche diese Aufklärungen entkräften konnten, mit gar leichtem Muthe hinweg, und war nur darüber verlegen, daß der zur Einsegnung bestimmte Priester bereits im Sterben lag, und wegen der genauen Freundschaft, welche die Familie mit ihm gehalten hatte, in der ersten Woche nicht füglich an den Freudentag der Trauung gedacht werden konnte.

Grade am Begräbnistage des Geistlichen aber erlitt Filippo's Leichtsinn eine große Störung. Ein Brief von Klara's Mutter benachrichtigte ihn nämlich, daß seine vormalige Geliebte aus Gram über den Treulosen gestorben sei, und noch in den letzten Augenblicken geäußert habe, daß sie auch im Grabe nicht ruhen werde, bis sein ihr gegebenes Wort erfüllt worden.

Dieses schon allein machte einen so heftigen Eindruck auf ihn, daß die beigefügten mütterlichen Verwünschungen ganz überflüssig wurden. Dazu kam, daß, wie Filippo sich genau erinnerte, der erste räthselhafte Schrei auf der Villa grade in der Stunde ihres Todes sich hatte vernehmen lassen. Auch glaubte er nun fest, daß die unbekante Maske niemand, als Klara's Geist gewesen sei.

Dieser Gedanke raubte ihm zu Zeiten alle Besinnung.

Er trug den Brief stets bei sich, und zog ihn bisweilen halb bewußtlos aus der Tasche, um sein stieres Auge hineinzuverсенken. Auch die Gegenwart Kamilla's verhinderte ihn nicht daran, und da diese ohnehin die Ursache seiner auffallenden Veränderung in dem Briefe suchte, so nahm sie ihn einst, als er ihm eben aus der Hand gefallen, und Filippo in tiefes Nachdenken gerathen war, von der Erde auf und las.

Erschrocken merkte er es erst, als sie bleich und düster das Blatt wieder aus der Hand legte.

Filippo fiel der Braut reuig zu Füßen, und beschwor sie, ihm zu sagen, was er zu thun habe?

„Doch wohl mich treuer zu lieben, als die Erbbläste!“ rief die Liebende betrübt, und er gelobte dies von Herzen.

Aber seine Unruhe vermehrte sich immer, und wuchs am Morgen der Trauung zu einer befremdenden Heftigkeit. Denn als er im Dunkeln nach dem Hause der Braut ging, um diese, nach Landessitte, vor Tagesanbruch zur Kirche zu führen, da glaubte er fortdauernd Klara's Schatten an seiner Seite zu erblicken.

Kein liebendes Paar ist wohl jemals so vom Entsetzen zum Traualtare begleitet worden, als dieses. Auf die Bitte von Kamilla's Eltern, war ich als Zeuge mit ihnen zugegen, und wir erinnerten uns nachher oftmals an die Grabeschauer dieses Morgens.

Wir gingen in aller Stille nach der Kirche della Salute. Aber schon in der Straße flüsterte mir Filippo zu wiederholten Malen zu, daß ich doch die Fremde, die uns verfolge, von seiner Braut abhalten möchte, weil er ihr üble Vorsätze gegen Kamillen zutraue.

„Welche Fremde?“ fragte ich.

„Nicht so laut, um Gotteswillen nicht!“ sprach er. „Sie sehen ja doch, wie sie sich zwischen mir und Kamillen mit Gewalt einzudrängen sucht.“

„Phantasien, mein Bester. Hier ist niemand als Sie und Ihre Braut.“

„Wollte doch Gott, daß meine Augen mich betrügen!— Nur nicht mit in die Kirche!“ fügte er hinzu, als wir schon an der Thüre standen.

„Gewiß nicht!“ antwortete ich, und stellte mich zum lauten Erstaunen von Kamilla's Eltern so an, als ob ich jemanden hinwegweisen wollte.

In der Kirche selbst fanden wir auch Filippo's Vater, von dem sein Sohn, sobald er ihn erblickte, wie ein Sterbender Abschied nahm. Kamilla schluchzte, und ihre Eltern wurden, als er jetzt ausrief: „So ist die fremde, bleiche Gestalt doch

hereingeschlüpft?“ zweifelhaft, ob die heilige Handlung unter solchen Umständen vorzunehmen sei.

Aber die liebende Kamilla sagte: „Grade bei diesen Phantasien hat er ja meine Pflege am nötigsten.“

Man näherte sich dem Altare, dessen Lichter in diesem Augenblicke durch einen Windstoß sämmtlich ausgelöscht wurden. Der Priester war unwillig, daß man die Fenster nicht besser verwahrt habe. Doch Filippo rief: „Die Fenster! Seht Ihr denn nicht, wer hier steht, und die Kerzen recht geflissentlich ausgeblasen hat?“

Man staunte einander an, und Filippo fuhr fort, indem er sich hastig von Kamillen losmachte: „Seht Ihr auch nicht, wer mich so eben von der Braut hinwegreißt?“

Kamilla sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, und der Priester äußerte, daß bei einer so ganz bedenklichen Lage der Dinge die Trauungsceremonie unmöglich statt finden könne.

Die beiderseitigen Verwandten nahmen Filippo's Zustand für eine Verstandesverrückung, ja man sprach gar von erhaltenem Gifte, als der unglückliche Bräutigam bald darauf unter den heftigsten Konvulsionen verschied. Doch niemand begriff die Ursache und den Anstifter. Auch fand sich bei der chirurgischen Untersuchung des Leichnams nicht die mindeste Bestätigung dieses Argwohns.

Die Verwandten, welche, so wie ich, in der Folge durch Kamillen von den Veranlassungen zu Filippo's sogenannten Phantasien unterrichtet wurden, unterdrückten die Geschichte so viel als möglich. Allein die räthselhafte Maske bei der Verlobung ließ sich, wenn man die Umstände zusammenhielt, doch nicht recht geschickt erklären. Auch war das wunderbar genug, daß sich der auf der Villa verlorne Ring sogleich, als man aus der Kirche zurückkam, unter Kamilla's übrigem Schmucke wieder fand. —

„Das nenne ich eine Wundergeschichte!“ sprach der Graf. Seine Gemahlin holte tief Athem, und Libussa sagte: „Mir ist wirklich eiskalt darüber geworden.“

„Wie jeder Verlobten dabei werden muß!“ erwiderte ich mit einem Blicke auf den Duca, der während meiner Erzählung mehrmals aufgestanden war, und sich wieder gesetzt hatte, auch

in seinem verstörten Blicke die Besorgniß nicht verbergen konnte, daß seinen Wünschen von mir entgegengewirkt werden möchte.

„Ein Wort zuvor!“ flüsterte er mir beim Schlafengehen zu, mich auf mein Zimmer begleitend.

„Ich durchschaue Ihren nobeln Zweck,“ fing er hier an. „Diese lügenhafte Geschichte —“

„Halt?“ rief ich auflodernd. „Ich bin Zeuge gewesen, das haben Sie gehört. Wie mögen Sie einen Mann von Ehre der Lüge bezüchtigen, ohne vor seiner Ahndung zu zittern?“

„Davon hernach!“ versetzte er spöttelnd. „Zuvor nur so viel: Wo Sie auch die Anekdote mit dem vermischten Weine und Blute hergenommen haben, ich weiß aus wessen Leben die Scene entlehnt ist.“

„Aus Filippo's Leben, wie ich Ihnen versichern kann. Uebrigens könnte es ja wohl, wie mit dem Schreie der Fall seyn, daß dieselbe wunderliche Manier sich auf ewig zu verbinden, auch einem andern Paare eingefallen wäre.“

„Das wohl! Indessen ließen sich noch mehrere Aehnlichkeiten in Ihrer Erzählung mit einer gewissen andern Begebenheit nachweisen.“

„Leicht möglich. Alle Liebeshändel stammen im Grunde von Einer Familie ab, und können gewisse Hauptzüge nicht verläugnen.“

„Dem sei aber wie ihm wolle,“ fuhr Marino fort, „für's erste verlange ich, daß Sie von heute an keine Anspielung weiter auf mein früheres Leben machen, vielweniger etwa dem Grafen gewisse Geschichten hinterbringen. Unter dieser Bedingung, und nur unter dieser, vergebe ich Ihnen die vorige, sinnreiche Komposition.“

„Vergeben! Bedingung! Und beides von Ihnen? — Das ist zu viel. Zur Antwort hierauf, daß der Graf morgenden Tages von Ihrer frühern Verlobung und von Ihrem jetztigen Ansinnen benachrichtigt werden soll.“

„Marchese, wenn Sie dies wagten!“ —

„Ha ha! Ich wage es. Ich bin es dem allen Freunde schuldig. Der Lügner, der mich einer Lüge zeihen wollte, soll seine glatte

Larve am längsten in diesem Hause getragen haben!“

Wider Willen hatte mich der Zorn so weit gebracht, daß es ohne Ausforderung kaum abgehen konnte, auch entschloß sich der Duca sogleich dazu, und wir versprachen uns beim Scheiden, den andern Morgen in den benachbarten Busch mit Pistolen zu kommen.

Bei Tagesanbruch nahmen wir daher beide unsre Diener mit uns in den Busch. Als Marino bemerkte, daß ich den meinigen gar nicht auf den Todesfall vorbereitet hatte, so übernahm er dieses selbst, und disponirte schon im voraus über meinen Leichnam, als ob alles bereits entschieden wäre. Zuvor jedoch redete er mir noch einmal zu, weil, wie er sagte, der Kampf zwischen uns beiden ein sehr ungleiches Ansehen habe. Er sei jung, und seine feste Hand schon in mehrern Zweikämpfen erprobt gefunden worden. Zwar sei bis dahin noch niemand durch ihn gefallen, doch habe er seinen Gegner allezeit nach Wunsche gezeichnet. Bei mir werde er zum ersten Male auf den Tod abgehen, weil nur dieser mich ihm unschädlich zu machen vermöge. Doch gäbe ich ihm auf der Stelle mein Ehrenwort, alles was sein früheres Leben betreffe, dem Grafen zu verschweigen, so wolle er noch jetzt die Sache für völlig abgethan halten.

Es war natürlich, daß ich seinen Antrag zurückwies.

„So befehlen Sie dem, Himmel Ihre Seele!“ sagte er hierauf, und wir machten uns fertig.

„Sie sind am Schusse!“ sprach er sodann.

„Ich trete ihn Ihnen ab.“

Er nahm es nicht an, und ich schoß ihm das Pistol aus der Hand.

Das war ihm auffallend, außer sich aber wollte er gerathen, als sein Schuß mich verfehlt hatte. Er behauptete grade auf mein Herz angelegt zu haben. Auch konnte er nicht bergen, daß kein feiges Ausweichen von meiner Seite sein Fehlen veranlaßt hätte.

Auf sein Verlangen schoß ich zum zweiten Male. Ich zielte wieder nach dem Pistole, das er in der linken Hand hielt, traf auch zu seinem Erstaunen abermals sehr gut, aber so nahe an der Hand, daß es ohne Kontusion nicht abgehen konnte.

Als sein zweiter Schuß bei mir vorbeigestrichen war, sagte ich, daß ich kein Pistol mehr anrühren würde, erbot mich aber ihn,

der seine Fehlschüsse vielleicht dem allzuheftigen Blute zuzuschreiben habe, noch auf mich anlegen zu lassen. Allein ehe er dies noch ablehnen konnte, war schon der Graf, welcher Argwohn geschöpft hatte, und Libussa in unsrer Mitte. Globoda beschwerte sich sehr über das Betragen seiner Gäste. Er verlangte Aufschluß, und in Marino's Beiseyn entdeckte ich die ganze Sache. Des letztern Betroffenheit überführte den Grafen und Libussen ebenfalls von des Duca bösem Gewissen. Auch war in den ersten Stunden eine allgemeine Verstimmung nicht zu verkennen.

Allein gar bald wußte Marino durch Libussens Liebe eine kräftige Verwendung bei Globoda zu bewirken, und dieser sagte noch an demselben Abend zu mir: „Sie haben Recht, ich sollte hart seyn, und den Duca aus dem Hause weisen. Aber was würde dadurch für seine verlassene Braut gewonnen, die er nun einmal nicht wieder sehen will? Zudem ist er der erste Mann, für welchen mein einziges Kind eine herzliche Neigung zeigt. Lassen wir dem Paare seinen Willen. — Die Gräfin denkt hierin ebenfalls, wie ich, und gesteht, daß es ihr sehr leid thun würde, wenn unser Haus den schönen Venetianer wieder verlieren sollte. Wie viele Treulosigkeiten werden denn nicht in der Welt begangen, die ihre Entschuldigungen in den besondern Umständen finden!“

„Aber eben die entschuldigenden Umstände scheinen dem Duca zu fehlen!“ wandte ich ein, verstummte jedoch, als ich bemerkte, daß der Graf von dem Wagestücke durchaus nicht abzubringen seyn würde.

Die Trauung ging vor sich, ohne alle Störung; doch herrschte wenig Laune bei dem übrigens lauten und glänzenden Feste. Selbst der Tanz am Abend wurde ziemlich schläfrig betrieben. Nur Marino tanzte mit einer unnatürlichen Ausgelassenheit.

„Zum Glück, Herr Marchese!“ sagte er, als er grade einmal abtrat, mit lautem Lachen mir ins Ohr, „zum Glück ist noch kein Gespenst bei der Hand, wie bei Ihrer venetianischen Verlobung.“

„Aber,“ versetzte ich mit aufgehobenem Finger, „frohlocken Sie doch nicht allzufröh. Das Unglück hat einen leisen Schritt. Oft wird man es erst gewahr, wenn es uns auf den Fersen ist.“

Wider Vermuthen machte ihn die Rede ganz stumm, und was mich noch mehr von ihrem Eindrucke überzeugte, war die

verdoppelte Wildheit, mit der er sich dem Tanze hingab.

Vergebens bat ihn die Gräfin Mutter, seiner Gesundheit besser eingedenk zu seyn. Nur Libussens Flehem gelang es endlich, den Athemlosen zum Sitzen zu bewegen.

Nicht lange nachher sah ich die Braut mit Thränen, die wahrlich keine Spur von Freude an sich trugen, aus dem Zimmer schleichen. Sie war es, ich täuschte mich nicht. Denn ich stand so nahe an der Hauptthüre, durch welche sie ging, als jetzt bei Ihnen. Noch seltsamer mußte es mir vorkommen, daß sie nur wenige Minuten später das heiterste Gesicht zurückbrachte. Ich folgte ihr, und sah nun wie sie ihren Bräutigam zum Tanze aufforderte, und ihrem vorigen Abmahnen ganz entgegen, seine rückkehrende Ausgelassenheit theilend anfeuerte. Ich bemerkte auch, wie der Duca nach diesem Tanze von den Eltern Abschied nahm, und mit seiner Braut durch eine Tapetenthüre schlüpfte, die nach ihrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer führte.

Ehe ich noch dazu kommen konnte, durch Zusammenstellungen von allerlei Möglichkeiten auf die Ursachen von Libussa's veränderlicher Stimmung zu gerathen, entstand an der Hauptthüre ein Flüstern zwischen dem Kammerdiener und dem Grafen. Daß der Gegenstand nicht ganz ohne Bedeutung war, bewies die zornige Miene, mit welcher der Hausherr den Gärtner ansah, der jetzt, und wie es schien zum Beweise dessen, was der Kammerdiener gesagt hatte, hereintrat.

Ich eilte hinzu, und hörte sagen, daß so eben die Orgel in der Kirche wieder ganz vernehmlich gegangen, auch alles darin bis um Mitternacht, welche just vorüber war, erleuchtet gewesen sei.

Der Graf ereiferte sich sehr über das einfältige Märchen, wie er's nannte, und fragte, warum man ihn nicht früher gerufen habe? Weil, hieß es, jedermann den Ausgang der Sache nicht hätte versäumen wollen. Uebrigens, fügte der Gärtner hinzu, sei, er dürfe es nicht verhehlen, auch der alte Kaplan wieder zum Vorschein gekommen. Ja die Häusler am Walde wollten sogar die Bergspitze, die daraus hervorragt, erleuchtet und einen Geistertanz mit angesehen haben.

„Bravo,“ rief der Graf finster. „Die ganze alte Posse kommt nach und nach wieder auf's Tapet. Ich hoffe, die sogenannte Todtenbraut wird auch nicht weit von meinen Ohren seyn.“

Der Kammerdiener stieß den Gärtner an, daß dieser den Zorn seines Herrn nicht noch mehr anfachen möchte. Daher sagte ich: „Wenigstens konnte man wohl alles mit anhören, was die Leute gesehen haben wollen. Wie ist es denn mit der Todtenbraut gewesen, mein Lieber?“

Der Gärtner zuckte die Achseln.

„Sagte ich's nicht,“ tief der Graf, „daß sie auch dabei vorkommen würde. Das hängt einmal in dem Gedächtnisse der Leute zusammen, und bahnt sich von da gar leicht einen Weg zu ihren Augen. — Kann man wissen in welcher Gestalt?“

„Wenn ich es sagen darf —“ antwortete der Gärtner, „so ist sie, ganz wie die selige Komtesse Hildegarde, vor Kurzem erst im Garten dicht bei mir vorbei in das Schloß gegangen.“

„Hört einmal,“ sprach nun Globoda, „seid künftig wenigstens diskret in euren Phantasien, und laßt mir meine lieben Verstorbenen in Ruhe. — Uebrigens ist es gut!“

Dabei deutete der Graf auf die Thüre, durch welche die Leute auch sogleich verschwanden.

„Nun, lieber Marchese?“ fragte der Hausherr.

„Nun?“

„Sollten Sie wirklich in Ihrem Märchenglauben so weit gehen, um auch diese Erscheinung meiner, Hildegarde nicht zu bezweifeln?“ „Wenigstens ist sie dem Gärtner nicht allein erschienen. Erinnern sie sich nur an die Scene im Museum zu Paris.“

„Da haben Sie Recht, das war auch eine saubere Erfindung, der ich noch bis diese Stunde nicht auf den Grund sehe. Glauben Sie wohl, daß ich dem Duca weit eher darum, weil er uns eine so plumpe Lüge aufzischen konnte, als wegen seines Vergehens an der ersten Geliebten, meine Tochter hätte verweigern mögen?“

„Ueber den Punkt, merke ich wohl, werden wir uns nicht leicht vereinigen. Denn wie Sie mein Glauben, grade so finde ich Ihr Zweifeln unbegreiflich. —“

Die Gesellschaft verlor sich indessen allmählig, und als endlich niemand mehr da war als die Eltern der Braut und ich, tritt auf

Einmal Libussa im Ballanzuge zur Hauptthüre herein, und erstaunt, daß sie keine Gesellschaft mehr antrifft.

„Was bedeutet denn das?“ fragt die Mutter, und der Vater kann nicht einmal so viel Worte für seine Verwunderung auffinden.

„Wo ist Marino?“ ruft Libussa.

„Das fragst Du uns?“ erwidert die Gräfin. „Haben wir dich nicht mit ihm durch die Tapenthüre gehen sehen?“

„Unmöglich. Sie irren sich durchaus.“

„Ich, nein, nein doch, gutes liebes Kind! — Du tanztest noch kurz zuvor so unmäßig. Dann seid ihr gegangen?“

„Ich, beste Mutter?“

„Ja wohl. Wie hast du nur dies alles vergessen können?“

„Nichts habe ich vergessen, ich versichre Sie.“

„Wo wärest Du denn so lange gewesen?“

„In dem Zimmer der seligen Schwester!“ sagte sie, und ich bemerkte deutlich, wie dem Grafen bei diesem Worte das Blut ein wenig zurücktrat. Auch suchte sein Auge schüchtern nach dem meinigen. Er schwieg jedoch, und die Gräfin, in Sorgen, daß ihre Tochter irre rede, fuhr traurig fort: „Wie kommst du nur grade am heutigen Tage auf diesen sonderbaren Einfall, mein Herzenskind?“

„Davon weiß ich keine Ursache anzugeben. Ich weiß nur, daß mir auf Einmal so beklommen ums Herz wurde, und es schien, als ob niemand mir fehle als Hildegarde. Zugleich hatte ich die feste Hoffnung, sie auf ihrem Zimmer bei der Guitarre zu finden. Und daher schlich ich mich leise hinauf.“

„Trafst Du sie denn an?“

„Ach nein, doch hatte mich das heftige Verlangen nach ihr, verbunden mit der Müdigkeit vom Tanze, dermaßen erschöpft, daß ich in einen Stuhl gesunken und eingeschlummert bin.“

„Und wie lange ist es, daß Du den Saal verließest?“ fragte die Mutter weiter.

„Die Thurmglöcke schlug eben drei Viertel auf Zwölf, als ich in der Schwester Zimmer trat.“

„Was ist das?“ flüsterte die Gräfin ihrem Gemahle schmerzlich zu. „Sie spricht so zusammenhängend; gleichwohl weiß ich

genau, daß ich sie grade, wie die nämliche Uhr drei Viertel auf Zwölf schlug, hier auf dieser Stelle zur Mäßigung im Tanze ermahnte.“

„Und Dein Bräutigam?“ rief der Graf.

„Wie gesagt, den glaubte ich hier zu sehen.“

„Gott, Gott!“ rief die Mutter, „sie ist wahrlich von Sinnen. Wo aber, wo muß er seyn?“

„Was, gute Mutter?“ sprach Libussa ängstlich an sie geschmiegt, während der Graf ein Licht ergriff, und mir, ihn zu begleiten, winkte.

Im Brautgemache, wohin er mich führte, erwartete uns ein furchtbares Schauspiel. Der Duca allein auf dem Boden und keine Spur von Leben in ihm. Dabei war sein Gesicht zum Entsetzen verzogen.

Denken Sie sich Libussens Betrübniß, als sie Nachricht davon erhielt, und alle ärztlichen Bemühungen, den Verstorbenen wieder zu beleben, keinen Erfolg hatten. —

Die ganze Familie gerieth in eine Bestürzung, wogegen alle Trostgründe wenig vermochten. Daher kam mir ein dringendes Geschäft, das meine Abreise erforderte, überaus erwünscht.

Ich unterließ indessen nicht, zuvor über die Sage von der Todtenbraut im Dorfe nähere Erkundigung einzuziehen. Leider hatte sich die Geschichte durch mündliche Ueberlieferung nur ziemlich unvollkommen erhalten. Die sogenannte Todtenbraut sollte ein Fräulein aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderte und in dieser Gegend zu Hause seyn. Es hieß, sie habe so undankbar und treulos an einem Geliebten gehandelt, daß dieser darüber gestorben sei, seine Erscheinung habe sie auch grade in ihrer Hochzeitnacht getödtet.

Seitdem, erzählte man ferner, wandre ihr Geist auf der Erde in allerlei vorzüglich schönen Gestalten herum, um Liebende zur Treulosigkeit zu verleiten. Da ihm nicht vergönnt sei, den Körper noch lebender Personen anzunehmen, so pflege er unter den Todten solche auszusuchen, die schönen Lebenden sehr ähnlich sähen. Aus diesem Grunde verweile er auch gern in Sälen, wo Familienporträts aufgestellt sind, ja selbst in öffentlichen Gemäldesammlungen wolle man ihm schon auf die Spur gekommen seyn. Die Rede geht, daß das Fräulein zur Strafe

ihrer Treulosigkeit so lange herumirren solle, bis sich ein Mann gefunden, den sie vergebens vom rechten Wege abzulocken sucht.

„Noch müsse ihr dies nicht geglückt seyn!“ fügte man hinzu.

Ich erkundigte mich, was es mit dem alten Kaplan für Bewandniß habe, und erfuhr, daß sein Schicksal von dem ihrigen abhänge, weil er den Unterhändler ihrer strafbaren Neigung abgegeben habe.

Was das Namenrufen, welches ebenfalls vorgekommen war, so wie die bei Nacht erleuchtete Kirche, in der Hochamt gehalten wurde, bedeute, darüber konnte mir niemand auch nur einigermaßen befriedigende Auskunft geben. Auch wußte kein Mensch, was der Tanz auf dem Berge im Walde bezeichnen möge.

„Uebrigens,“ fügte der Erzähler hinzu, „werden Sie gestehen, daß diese Sage auf eine sehr wunderbare Weise in die erzählte Geschichte eingreift, und werden die Lücken in dieser, selbst, so gut als möglich, auszufüllen suchen. Wenigstens bin ich nicht im Stande, einen bessern Schlüssel dazu zu leihen. — Eine Geschichte von derselben Todtenbraut, die ich vor einigen Wochen erst erfahren habe, und die meines Erachtens nicht ohne Interesse ist, erspare ich auf ein ander Mal, da ohnehin schon mein Geschwätz Ihnen mehr Zeit, als ich wünschte, gekostet hat.“ —

Kaum war er fertig, und die zum Theil nicht ganz gläubige Gesellschaft auf einige Artigkeiten für seine Bemühung gefaßt, als ein Bekannter eiligst zur Thür hereintrat, und dem Marchese ein Wort in's Ohr raunte.

Auffallend war dabei die Wichtigkeit und das ängstliche Wesen des eben Angekommenen im Gegensatz von der Ruhe, womit der Marchese seine Nachricht empfing.

„Eilen Sie,“ rief jener, durch diese Ruhe ganz außer Fassung gebracht, „in ein Paar Minuten werden Sie sonst das Zögern bereuen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Fürsorge,“ sagte der Marchese, schien aber seinen Hut mehr deshalb zu nehmen, weil sich alle Anwesenden zur Heimkehr fertig machten, auch gar nicht eilen zu wollen.

„Nun sind Sie verloren!“ sprach hierauf der Andere, als ein Officier mit einigen Mann hereintrat, der nach dem Marchese fragte.

Er gab sich sogleich selbst zu erkennen.

„Sie sind mein Gefangener,“ sagte der Officier, und der Marchese ging mit ihm, nachdem er der Gesellschaft freundlich gute Nacht gesagt, und gebeten hatte, daß man seinetwegen ganz außer Sorge seyn möchte.

„Außer Sorge!“ sagte der Mann, dessen Warnung er verschmäht hatte. „Sie müssen wissen, daß der Marchese in den gefährlichsten Verbindungen steht, und sein Todesurtheil so gut wie gesprochen ist. Aus Mitleid eilte ich ihn zu benachrichtigen, da es vielleicht noch Zeit war, und kann, nach seinem jetzigen Benehmen, kaum glauben, daß er noch bei Sinnen sei.“

Die Muthmaßungen liefen in der sehr bestürzten Gesellschaft noch eine Zeitlang hin und her. Doch jetzt kam auf Einmal der Officier zurück und fragte wieder nach dem Marchese.

„Er ist ja vor Kurzem erst mit Ihnen hinaus!“ sagte einer.

„Aber auch wieder zurückgekehrt.“

„Hier ist niemand gewesen.“

„So müßte er verschwunden seyn!“ rief der Officier lachend, und ließ jeden Winkel aussuchen.

Alles vergebens. Das ganze Haus wurde umsonst durchstört, und am andern Morgen ging der Officier mit feinen Soldaten allein und sehr mißvergnügt aus dem Badeorte.

Die Bräutigamsvorschau.

Volkssage.

1.

Kind, du hast diese Nacht wieder mehr geweint, als geschlafen — sagte die alte Gertrud zu der jungen Gräfin Viola, als sie früh an ihr Bett trat, sie zu wecken — Was soll daraus werden? Sieh, wie trüb deine Augen sind! Wenn du es so forttreibst, so welkst du hin, eh du noch aufgeblüht bist. Ermuntre dich! sieh, was ich da für dich bringe, ein schönes neues Kleid zum Ball, bei deiner Schwester Hochzeit. Sieh, wie reich, wie das glänzt, und die künstliche Stickerei! da wird mein Violchen alle Fräuleins und Prinzessinnen ausstechen. Nicht wahr, das vertreibt die Grillen? Komm, steh auf, wir müssen gleich sehen, wie es dich kleidet.

Ach, liebe Gertrud — antwortete Viola, und verbarg die heißen Augen an der Brust der treuen Wärterin — laß mich immer weinen. Wie kannst du mir von Hochzeit sprechen, und von frohen Tänzen! Nimm dein prächtiges Kleid; dürft' ich es doch an Glücklichere verschenken, und in der einfachsten Kleidung auf meine Weise mein Glück suchen!

Du bist noch ein unerfahrenes Kind — fiel Gertrud ein — du kennst die Welt nicht, und bist aus diesem Schlosse nicht weiter gekommen, als bis zum nächsten Kloster. Glaube deiner alten Gertrud, Viola; jungen Mädchen in deinen Jahren spielt das Herz nur gar zu oft schlimme Streiche. Du wärest nicht die Erste, die gern ihr halbes Leben daran gesetzt hätte, ihren Liebhaber zu bekommen, und hernach die andre Hälfte um ihn wieder los zu seyn.

O wie wenig kennst du meine und meines Serini Liebe — rief Viola — ohne ihn giebt es auf der Welt und im Himmel für mich kein Glück! Rede nicht so, Gertrud, oder willst du dich auch von uns wenden, und hat dich der reiche Bräutigam meiner Schwester gegen den armen Geliebten deiner Viola kalt gemacht? Freilich, solche Kleider, wo Kostbarkeit und Geschmack sich überbieten, hat er nicht zu verschenken.

Gertrud war bewegt, und tröstete mit heitern Aussichten auf bessere Zukunft, denn der junge Serini hatte, durch seine treue Liebe zu Viola, auch ihr Herz gewonnen.

Des Menschen Schicksal — sagte sie zuletzt — wendet sich oft wunderbar, und wenn du auch jetzt einige trübe Tage hast, gräme dich darum nicht allzusehr, und verdirb die schöne Jugend nicht mit beständigen Trauergedenken. Du wirst gewiß noch deine Wünsche erfüllt sehn, denn erstlich bist du immer ein gutes frommes Kind gewesen, und dann — hab' ich auch noch meine besondern Ursachen das zu glauben.

Du hast mir schon mehrmals etwas ähnliches gesagt, Gertrud — fiel Viola hier ein — laß mich doch mehr wissen, es scheint ja etwas Gutes zu seyn und wenn könnt' ich denn mehr etwas Gutes und Tröstliches zu hören nöthig haben, als gerade jetzt!

Gertrud ließ sich eine Zeitlang bitten, endlich erzählte sie:

Ich trug dich noch auf dem Arm, und, weil du ein sehr kränkliches Kind warst, und nichts weniger als eben hübsch — nun, das hat sich freilich geändert — so bekümmerte sich niemand viel um dich, sondern alles schmeichelte deiner Schwester Maria, die schon damals wie ein kleiner Engel aussah. Du warst mir ganz allein überlassen, und hättest wol manchmal Mangel gelitten, wenn ich nicht für dich gesorgt hätte. Einmal, wie ich von einem Spaziergange mit dir nach Haus ging, begegnete uns die alte Waldmutter, die schon damals hier in der Gegend wohnte. Sie konnte mich kaum in der Ferne gewahr geworden seyn, da kam sie, wie ganz außer sich, auf mich los.

Gertrud, schrie sie mir entgegen, was tragt ihr da für einen Engel! und damit kniete sie nieder, und küßte dir Händchen und Kleiderchen und konnte nicht fertig werden, das schöne Kind zu loben. Nun, sagt' ich, Waldmutter, mein Violchen ist wol ein gutes frommes Kind, aber was die Schönheit anlangt, da solltet ihr erst Fräulein Maria sehn. Doch die Alte ließ sich nicht stören. Maria ist schön, fuhr sie fort, aber Viola ist schöner; wo Viola sich zeigt, muß Maria weichen. Glück wird sie haben in der Liebe, und den schönsten Mann im Lande, den sie selbst sich wünscht, zum Bräutigam. Sie küßte dir nochmals die Händchen, und trippelte fort, ohne auf mich zu hören.

Nun siehst du, Violchen, weil das Eine eingetroffen ist, wegen der Schönheit, was ich damals nicht geglaubt hätte; so denke

ich, es wird auch wol das Andre sich bewähren, von dem Glück in der Liebe, und dem schönen Bräutigam, so wenig auch jetzt noch Hoffnung dazu vorhanden ist. — Ich habe dir's eigentlich nicht erzählen wollen — setzte Gertrud hinzu — denn, wenn der Mensch in die Zukunft sehen sollte, so hält' ihm unser Herrgott die Augen darnach gegeben; aber, weil du so gar kleinmüthig bist, so wollt' ich es dir zum Trost sagen, damit du Muth bekommst und heiter wirst.

Viola war neubelebt. Sie dankte der allen Gertrud mit Thränen für diese Beruhigung. Nun will ich standhaft bleiben — rief sie — mag noch so dunkle und hoffnungslose Nacht um mich seyn. Ich werde meinen Serini doch endlich ganz mein nennen. Noch gestern in der Laube am See schwuren wir uns ewige Treue ...

Ein leises Händeklatschen tönte jetzt unter dem Fenster. Viola erkannte das Zeichen von der Nähe des Geliebten, sie eilte hinab, Freude funkelte in ihren Blicken; es war Serini.

Warum so reisefertig und gerüstet? — fragte Viola, als sie nach der ersten stürmischen Freude des Wiedersehens ihren Serini genauer betrachtete.

Ich muß dich auf einige Tage verlassen, meine Viola — antwortete Serini — ich bin zum Gefolge des Grafen Nadasti entboten.

Was willst du dort? — fragte Viola schmeichelnd — Bleib lieber bei Viola.

Wie gern — erwiderte er — aber ich trage mein Lehn von Nadasti und kann die Folge nicht versagen. Er will seine Vermählung mit allem Glanz feiern.

Zu Nadasti's Vermählung? — rief Viola erstaunend — O, da sehn wir uns ja! — fuhr sie freundlich fort — Nadasti heirathet ja meine Schwester. Nun geh' ich gern zur Hochzeit, da ich weiß, daß ich dich dort finde.

Serini war nicht angenehm überrascht. Sein Vasallenverhältniß zu Nadasti fiel wie ein Felsen auf sein Herz, und zertrümmerte das schöne Gebäude seiner Hoffnung. Viola sollte ihre Schwester im Glanze des reichen, mächtigen Nadasti erblicken, und neben dem glänzenden Lehnherrn ihn, den armen Serini, der seiner Braut statt einer beneidenswerthen blendenden

Zukunft nur Abhängigkeit zu bieten hatte, und Abhängigkeit vom Gemal ihrer eignen Schwester. Wie sehr, glaubte er, würde ihn dieses bei der Geliebten in nachtheiligen Schatten setzen!

Viola'n entging Serini's Bewegung nicht. Zu kindlich aber, und zu wenig bekannt mit den Verhältnissen der Welt, ahndete sie den wahren Grund davon nicht. Erneuerte Schwüre treuer, ewiger Liebe strömten von ihren Lippen, sie rief den Himmel und alle Heilige zu Zeugen, aber umsonst; Serini blieb verstimmt, und hinterließ den ersten nagenden Zweifel an der Innigkeit seiner Liebe in Viola's Busen.

2.

Hast du denn die alte Waldmutter niemals nachher wiedergesehn? — fragte Viola Abends nach einem langen Schweigen — Wer ist sie denn eigentlich?

Das kann ich dir nicht genau sagen — erwiderte Gertrud — Sie lebt, so lange ich mich erinnern kann, hier am Walde, und giebt den Leuten Rath und sagt ihnen wahr. Ich habe mir niemals viel mit ihr zu thun gemacht, denn ich halte von solchen Künsten nichts.

Was treibt sie denn aber für Künste? — fragte Viola neugierig weiter.

Wie ich dir sage — antwortete Gertrud — sie prophezeit aus der Hand, aus Krystallkugeln und Erdsiegeln, zeigt den Leuten Personen, die sie zu sehn verlangen, und was dergleichen Teufelsposen mehr sind.

Viola ward immer neugieriger und ließ sich noch mancherlei von der Waldmutter und ihren magischen Künsten erzählen. Endlich bat sie, Gertrud möchte sie doch einmal zu der Waldmutter führen, und ihr einiges, nur zum Scherz von ihren Künsten zeigen lassen. Nur zum Scherz, wiederholte sie, da hat es ja nicht viel zu bedeuten, und es muß sich gewiß recht hübsch anhören, wenn einem von der Zukunft so dunkel und geheimnißvoll vorgesprochen wird, daß man sich selbst erst weiter denken und auslegen muß, wenn es hernach eintrifft. Viola bat noch lange, aber Gertrud blieb unbeweglich. Nein —

sprach sie ernsthaft — mit solchen Dingen darf man durchaus keinen Scherz treiben. Gute Geister sind mir für den Scherz zu hoch und böse zu gefährlich. Man hat Beispiele, daß solcher Scherz zum größten Verderben ausgeschlagen ist, und die Menschen auf Lebenszeit um Glück und Frieden gebracht hat.

Viola schwieg eine Zeitlang, aber der Wunsch, mehr von der Zukunft zu wissen, war einmal in ihr erwacht. Sie konnte nicht begreifen, wie das Wissen um die Zukunft einem Menschen schädlich werden könnte, und bat von neuem ihre treue Gertrud um einen Besuch bei der Waldmutter. Wir wollen mit diesen Geheimnissen keinen Scherz treiben — sagte sie — vielleicht kann mir die Wahrsagerin doch einen guten Rath geben, oder mir sagen, ob mich Serini noch liebt, und ob meine treue Liebe alle Hindernisse noch besiegen wird. Mir ist nur bange, daß ihn der Widerstand, den du von meinen Eltern fürchtest, und der ihn oft selbst mißmuthig macht, endlich ganz ermüdet und von mir abzieht; o, du glaubst nicht, wie stolz er ist! Laß mich nur das die Waldmutter fragen. Du sagst ja, sie könnte die künftige Braut oder den Bräutigam zeigen. Nicht wahr, wir gehn, und recht bald?

Kind — sagte Gertrud — quäle mich nicht mit solchen Bitten! Ich mache dir gern alle Freude, aber das kann und darf ich nicht. Du weißt nicht, was du verlangst. Du könntest für deine Neugierde einen Schreck haben, daß du des Todes wärst, oder doch in deinem Leben nicht wieder froh würdest. Ich vergesse es bis an mein Ende nicht, wie es der Agnes Rosenberg gegangen ist, die hatte sich auch blenden lassen, und war auf die Bräutigamsschau gegangen.

Viola war höchst begierig zu wissen, wie es dieser Agnes gegangen wäre. Gertrud weigerte sich anfangs, die Geschichte zu erzählen, endlich ließ sie sich erbitten.

Ich will dir es zum Exempel erzählen, dich zu warnen — sagte sie — wiewol ich sonst ungern an solche Sachen denke, die einem den Kopf mit bösen Gaukeleien erfüllen und den Schlaf rauben. Höre zu! Die Agnes Rosenberg war erst ein gutes frommes Kind, bis in ihr funfzehntes Jahr, und so schön, wie du. Aber sie hatte noch ein paar Schwestern, die älter waren, und auch hübsch, doch bei weitem nicht so schön als Agnes. Diesen mochte die Zeit lang werden, weil sich nicht gleich Männer für sie

fanden, sie beredeten sich also zusammen, daß sie mit einander in den Wald gehen, und da das Andreasgebet beten wollten. Das ist nämlich so ein gottloser Gebrauch, daß die Dirnen den heiligen Andreas noch zu ihrem bösen Vorhaben anrufen, und bitten, er solle ihnen den künftigen Bräutigam zeigen.

Die beiden leichtsinnigen Dirnen gingen also Abends bei Mondschein hinaus in den Wald, und verführten auch die unschuldige Agnes, daß sie mitgehn und an ihren bösen Künsten Antheil nehmen mußte. Ich kann dir nun die abergläubischen Ceremonien nicht alle beschreiben, womit solche mannsüchtige Dirnen ihre Liebhaber zur Stelle rufen, so viel weiß ich aber noch, daß jede mit gewissen Worten etwas hinlegen oder hinstellen muß, woraus sie denn sehen wollen, ob der Liebhaber zu einer Dirne Lust hat, oder nicht. Manche setzen ein Tellerchen mit Essen hin, oder ein Glas Wein, und was der Possen mehr sind.

Nun hatte die älteste Schwester, Martha, einen Rosenstock hingesezt, die andre einen Lilienstengel. Agnes aber hatte sich erst durchaus zu nichts verstehen wollen, und es wär ihr Glück gewesen, wenn sie bei dem frommen Vorsatz geblieben wär. Wie nun die drei Mädchen etwas zurückgetreten waren, und die älteste ihren Spruch gesagt hatte, da kam es hinter den Bäumen vor, wie ein ansehnlicher Mann in prächtiger türkischer Kleidung, der ging mit schnellen Schritten herzu und schwang seinen Säbel zornig über dem Haupte; als er aber an den Rosenstock kam, ward er sanftmüthig und griff nach den Blumen, aber alsbald war auch das Gesicht verschwunden.

Wiewol nun die Dirnen nicht wenig erschrocken waren, so faßten sie sich doch bald wiederum ein Herz, und die zweite Schwester rief auch den Bräutigam, aber sie sagte ihren Spruch wol zweimal, ohne daß sich etwas zeigte. Da scherzten die andern mit ihr, daß sie kein Mann zur Ehe begehren würde, bis sie zuletzt unwillig ward, und verlangte, Agnes sollte auch ein Zeichen ausstellen, denn der Bräutigam wolle die Wahl haben, und stelle sich vor Einem Zeichen nicht. Endlich ließ sich auch Agnes bereden, und weil sie nichts anders mit sich genommen hatte, so hing sie ein Tüchlein an einen Baumast auf.

Ihre Schwester rief nun nochmals den heiligen Andreas an, und alsbald kam ein schöner junger Mann in polnischer Kleidung

auf einem prächtigen Pferde geritten, der blickte gar traurig, hielt auch einige Zeit und ritt dann langsam zu der Lulle und küssete sie, worauf er, wie der vorige verschwand. Die beiden Schwestern machten sich nun mancherlei Auslegungen von den Gesichtern, und weil sie beide mit dem Ansehn ihrer Freier nicht übel zufrieden waren, so beredeten sie auch ihre jüngste Schwester, das Andreasgebet zu sagen, und in der Meinung, daß es, wie vorhin, bei einem alleinigen Zeichen keine Kraft äußern werde, ließ sie sich überreden, ihren Schwestern den Willen zu thun.

Vielleicht aber war auch eine sündhafte Lust und Neubegierde in ihr erwacht, und trieb sie gegen ihr Gewissen zu dem frevelhaften Leichtsinne. Aber, wie sie ihren Spruch gesagt, und, weil sich nichts zeigte, so gar wiederholt hatte, da kam es ganz schwarz aus dem Walde, und Trauermänner, mit großen langen Flören zogen herein, und trugen eine Baare mit Sarg und Leichentuch, und wie sie an den Baum kamen, wo Agnes ihr Zeichen aufgestellt hatte, da wehte das Tüchlein herunter, und fiel mitten in den schwarzen Trauerzug.

Da wär nun bald aus dem leichtsinnigen Spaße der bitterste Ernst geworden. Denn Agnes war von dem grausamen Anblick ohnmächtig hingesunken, und lag wochenlang todkrank danieder, so, daß sich jedermann ihres Lebens verzieh, und die beiden Schwestern nichts sicherers erwarteten, als daß der angedeutete kalte Bräutigam seine junge Braut in das schmale Hochzeitbett heimführen werde.

Viola schauderte bei der Erzählung. Nein — liebe Gertrud — rief sie, und schmiegte sich furchtsam an sie an — ich will gern nichts von solchen entsetzlichen unnatürlichen Dingen sehn. Die arme Agnes! Mich tödtete solch ein Anblick auf der Stelle, oder brächte mich von Sinnen. Bleib ja wach in dieser Nacht, bis ich eingeschlafen bin, liebe Gertrud, ich fürchte mich sonst todt.

Gertrud war sehr zufrieden mit der Wirkung ihrer Erzählung, und um des Guten noch mehr zu thun, wollte sie die Fortsetzung hinzufügen, wie diese unglückliche Vorschau so traurig auf das Schicksal der armen Agnes eingewirkt habe. Allein Viola wollte nichts mehr hören. Laß uns von froheren Dingen sprechen — sagte sie — ich fürchte ohnedies, daß mir der schwarze

Trauerzug und Agnesens wehendes Tüchlein im Traume vorkommt.

Die dienstfertige Gertrud erzählte nun von den glänzenden Anstalten zu Nadasti's Hochzeit, und wie Viola, die bisher auf einem einsamen Schlosse allein unter Gertruds Pflege aufgeblüht war, ihre Eltern mit ihrer Schönheit überraschen, und alle Männer bei ihrem Eintritt in die Welt bezaubern werde. Viola ließ sich alles ausführlich beschreiben, und konnte nicht genug zu hören bekommen, um die furchtbaren Bilder, mit welchen jene Erzählung ihre Fantasie erfüllt hatte, zu verscheuchen.

3.

Du wolltest mir gestern noch das Ende von Agnesens Geschichte erzählen — sagte Viola am andern Tage — jetzt, da es Morgen ist, fürcht' ich mich nicht mehr. Trafen denn die Vorbedeutungen bei Allen ein, oder bloß bei der armen Agnes?

Du sollst es gleich hören — erwiderte Gertrud — und der Ausgang wird dir zeigen, wie der Böse solche Dinge zu wenden weiß, daß selbst das gehoffte Glück dem Menschen zum Verderben gereichen muß, und das Unglück von einer ganz andern Seite kommt, als er es meint, so, daß er es sich selbst zubereitet, indem er sich abmüht, ihm zu entfliehen. Agnes lag lange krank von dem Schreck, endlich aber erholte sie sich doch, und ward nur schöner als vorher. Da fanden sich nun Liebhaber die Menge, aber einer besonders, ein junger schöner Mann, wußte ihre Gunst zu gewinnen, und sie wurden auch schon so weit unter einander einigt daß man sie allgemein als Braut und Bräutigam ansah. Nur sollte Agnes, weil sie noch gar jung war, erst die Hochzeit ihrer ältern Schwester abwarten, die mit einem kaiserlichen Rathe verlobt war.

An die Anzeichen in dem Walde ward weiter nicht gedacht, und dem Anscheine nach, war auch an keine Erfüllung davon zu denken. Agnes und ihr Verlobter waren mit bei der Hochzeit der ältesten Schwester auf einem Landgute des Bräutigams. Aber wie der Priester eben das Brautpaar zusammengeben wollte, entsteht auf einmal ein Geschrei: Feinde! Hülfe! Feinde! und ehe

sich noch einer von den Gästen besinnen kann, was der Lärm bedeute, stürzt auf einmal ein Haufen Türken herein in den Hochzeitsaal, die hauen nieder, was nur Miene macht, sich zu widersetzen, rauben, plündern und schleppen Weiber und Jungfrauen als Gefangene davon. Der Anführer des Trupps sah die Braut, und, weil sie ihm gefiel, denn sie war auch sehr schön, rief er seinen Leuten, übergab sie diesen, und befahl sie ihnen auf Leib und Leben, denn er wollte sie unter seine Frauen aufnehmen. Das hatte die Erscheinung des Türken bedeutet.

Das ist entsetzlich — sagte Viola — aber raubten denn die Türken auch die arme Agnes, oder bewährte sich die Erscheinung durch ihren Tod?

Höre nur weiter — fuhr Gertrud fort. — Der Böse legt seine Plane so listig an, daß sie der Mensch mit aller Klugheit nicht durchschaut. Wie Agnes die Türken eindringen sah, fiel sie vor Angst, und vielleicht noch mehr vor Schreck über die Erfüllung jener Bräutigamsvorschau, ohnmächtig in die Arme ihres Geliebten. Der stritt aber wacker für seine Braut, er riß einem Türken den Säbel aus der Hand und bahnte sich einen Weg durch die Feinde. In dem einen Arme hielt er die ohnmächtige Agnes, mit der andern hieb er, wie verzweifelnd, um sich, und entkam glücklich mit dem halbtodten Mädchen in das Haus ihrer Eltern, denn die Türken waren bloß auf Raub und Plünderung ausgegangen, und hatten sich nicht mit Nachsetzen verweilt. Agnes erholte sich bald und jedermann glaubte, daß sie nun ihrem Befreier und Erretter ihre Hand reichen würde, aber der Türke, der ihre Schwester wegführte, hatte sie so erschüttert, daß sie das Blendwerk in jener Nacht nun für unfehlbare Prophezeihung hielt.

Sie trennte sich also von ihm? — fiel Viola ein.

Freilich — erwiderte Gertrud — Siehst du nun die gefährlichen Fallstricke des Satans? Hätte Agnes nicht jene heillosen Künste treiben helfen, so war sie jetzt die glücklichste Frau geworden, aber nun drängte jener schwarze Leichenzug immer den Bräutigam aus ihrem Herzen und in ihrer Brust stritt unaufhörlich die Liebe mit der Furcht vor dem Tode, denn sie glaubte sicherlich, daß sie eine Braut des Todes sei, und daß dieser, wie der Türke bei ihrer Schwester noch vor dem Altar sein Recht auf

sie geltend machen werde. So grämte sie sich ab, daß sie bald nur ein bloßer Schatten der vorigen Schönheit war.

Ihr Geliebter, dem sie ihre frevelhafte Neugierde nach dem Bräutigam nicht bekennen wollte, warf einen bitteren Haß auf sie, wurde aber darüber fast tiefsinnig und nahm endlich unter dem tapfern Sobieski Dienste gegen die Türken, wo er Wunder von Tapferkeit that, aber den Tod nicht fand, den er suchte. Als der Krieg nun geendigt war, und er als polnischer Feldoberster entlassen wurde, lernte er Agnesens zweite Schwester kennen, und weil er seine geliebte Agnes nicht vergessen konnte, heirathete er jene, um doch etwas zu lieben, das seiner ersten Liebe angehörte. So war denn auch diese Vorbedeutung erfüllt.

Aber solche Ehen, wo man in dem Gatten nur eine frühere Liebe lieben will, gerathen gewöhnlich nicht zum Besten. Denn der Mensch soll niemals mit kindischem Eigensinn durchsetzen wollen, was ihm einmal versagt ist. So ging es auch hier. Agnesens Schwester lebte zwanzig Jahr mit ihrem Mann, allein nach den ersten Wochen entwich die Täuschung und er fand den Unterschied zwischen der eigentlichen Agnes und seiner Frau täglich größer und merklicher. Er machte weite Reisen, zog zu Felde, aber er kehrte von beiden immer mißmuthiger zurück, als er ausgezogen war. Seine Frau härmte sich darüber ab, und der lange Gram zehrte ihr Gesundheit und Leben weg. Auf ihrem letzten Krankenlager sehnte sie sich nur noch einmal ihre Schwester Agnes zu sehn. Sie schickte Boten nach ihr und Agnes kam auch. Aber zu spät. Eben als sie nach dem Haus ihrer Schwester gehn wollte, kam der Leichenzug die Straße her und zog bei ihr vorüber.

Der leidtragende Wittwer erkannte Agnes, die ganze Gewalt seiner vorigen Liebe ergriff ihn, und sich und alles um sich her vergessend, trat er aus dem Leichenzug und umarmte seine Schwägerin, und wie ihm die Thränen bei dem Wiedersehn aus den Augen flossen, ergriff er das Tüchlein, das Agnes in ihrer Hand hielt, und trocknete sich die Wange damit. Da erkannte Agnes zu spät die rechte Deutung ihrer Vorschau, und wie ein falsches Blendwerk sie um die schönsten Jahre ihres Lebens betrogen hatte. Sie hütete sich indessen, ihrem Schwager davon wissen zu lassen. Denn das soll, wie die Sage geht, den Mann zum tödtlichen Haß gegen eine Frauensperson bringen, wenn er

in der Folge dahinter kommt, daß sie ihn zur Bräutigamsschau citirt hat, weil eine solche Citation die Seele mit grausamer Gewalt und tödtlichem Schmerz vom Körper reißt. Nach einem Jahr Trauer gab Agnes ihrem Schwager ihre Hand, und sie lebten noch viele Jahre mit einander, aber immer ward ihr Glück durch den Gedanken gestört, daß sie erst so spät angefangen hatten, es mit einander zu genießen.

Siehst du Gertrud — fiel Viola freudig ein — so sind sie ja noch vereinigt worden; und recht geliebt hat Agnes doch nicht. Ich hätte meinen Serini genommen und wenn mir zehnfacher Tod gedroht hätte. Warum hatte sie aber auch so eine Auslegung von dem Leichenzuge im Walde gemacht? Sie hätte doch erst zusehn sollen, wer ihr Tuch wegnahm.

Kind — sagte Gertrud lächelnd — gestern Abend fürchtetest du dich vor der bloßen Erzählung, und nun verlangst du von der armen Agnes so viel Muth bei der wirklichen Erscheinung? Woher kommt dir denn auf einmal die Herzhaftigkeit? Ist es die frische Morgenluft, die dich so stark macht?

Nicht allein, gute Gertrud — antwortete Viola — deine Erzählung hebt selbst durch ihr Ende das Schauerliche des Anfangs wieder auf. Es ist, als wären die Leute nur geneckt worden, freilich nicht so, daß ich darüber lachen könnte, denn man muß sie herzlich bedauern, aber doch grauet mir es nicht mehr vor den Erscheinungen; ich denke nun, ich wollte mich schon besser hüten, da ich durch deine Geschichte hinter die Blendwerke gesehn, und ihre Trüglichkeit erkannt habe.

O, liebe Viola — entgegnete Gertrud — rede nicht so vermessen! Wer kann die Listen des bösen Feindes auslernen. Er weiß jeden zu fangen. Bei dem fängt er es so an, bei jenem anders, und wer es nur mit ihm aufnimmt, der ist verloren und betrogen, eh' er es selbst noch gewahr wird, daß er in der Schlinge ist.

4.

Ein Bote von Viola's Vater unterbrach das Gespräch. Graf Harras sendete seiner Tochter noch einige Kostbarkeiten, und

meldete ihr, daß sie sich bereit halten sollte, nach der Vermählung ihrer Schwester bei ihm in der Residenz zu wohnen. So glänzend die Zukunft war, welche dieser Brief Violen eröffnete, so düster war die Stimmung, in die er sie versetzte. Die Trennung von ihrem Serini, der auf seinem kleinen Schloß lebte, und ihr mit seinen geringen Mitteln nicht in die glänzende Residenz folgen konnte, schien ihrem Herzen unmöglich, dem Befehl des Vaters sich widersetzen, war in ihren Verhältnissen unausführbar. Bestürmt von diesen Gefühlen flog sie zu ihrer Gertrud, und beschwor sie um Rath und Hülfe. Gertrud erschöpfte ihre Überredungskunst, sie zu trösten; aber das glühende Mädchen war nicht zu besänftigen.

Ich habe geschworen — rief sie händeringend — ihn niemals zu verlassen, ich habe betheuert, eher der Seligkeit und dem Himmel zu entsagen, als ihm! Kann ich denn meinen Eid brechen, um mir ein glänzendes Loos zu bereiten, das mich von dem Geliebten trennt? Gertrud verwieß ihr die Vermessenheit solcher Eide, sie warnte sie vor jeder Uebereilung, doch sie konnte Violen nicht zurückhalten, einen Boten mit einem Brief an Serini abzuschicken, worin sie diesen beschwor, augenblicklich zu ihrer Rettung zurückzueilen. Wenn mich jetzt verlassen könnte — sprach sie zu Gertrud — so wär er meiner Liebe unwerth. aber er wird kommen; ich weiß, meine Liebe geht ihm über alles.

Gertrud gab sich alle Mühe, Violen zu beruhigen. Sie besuchte mit ihr einige Bekannte, und ihr Weg führte sie bei der Hütte der alten Waldmutter vorüber.

Laß uns die Wahrsagerin fragen! — sagte Viola hastig zu Gertrud — unser Weg führt uns nicht umsonst hierher.

Gertrud versuchte Alles, Violen diesen Einfall auszureden; aber vergebens. Sie wies all' ihre Gründe mit der Vorstellung der innern Angst zurück, die sie fühle, und die ihr keine Ruhe gönnen werde, bis sie wenigstens wisse, ob ein Ausweg aus diesem Labyrinth für sie zu finden sei.

Du zwingst mich, dir nachzugeben — sagte endlich Gertrud — aber ich thue es mit schwerem Herzen, mir ahndet, daß du, statt Beruhigung nur neue Unruhe dir holen wirst; denn auf solchen Wegen, glaub' es mir, kann niemals wahre Ruhe erlangt werden.

Sie gingen nach der Wohnung der Wahrsagerin.

Ist die Waldmutter zu Haus? — fragte Viola ein kleines Mädchen, das vor der Thür saß und zur Zither sang.

Nein — erwiderte die Kleine — sie ist seit der Dämmerung fort nach Schädelmoos und Alraun. Ich warte auch auf sie. Sie muß bald kommen.

Nach einigen Wechselreden bat Viola das, Kind fortzusingen.

Ich kann das Lied nicht ganz — sagte die Kleine und griff in die Saiten der Zither — ich singe nur, was ich gemerkt habe, weil es oft vorkommt:

der Mond der scheint so helle,
die Todten reiten so schnelle,
Feins Liebchen, fürchte dich nicht.

O weh! was heult vom Klosterthurm,
was flattert dort in Wind und Sturm?
Der Kauz ruft Mitternachtstunde,
die Todten halten die Runde,
Fein' Liebchen, fürchte dich nicht.

O weh! laß Kauz und Todtenbein
und laß mich sehn den Bräutigam mein.
Und willst du den Bräutigam schauen,
so laß dir vor Todten nicht grauen,
Feins Lieb, sonst findest ihn nicht.

Es sind noch mehr Verse — sagte das Mädchen unwillig, nachdem sie mehrmals die Musik zu singen angefangen hatte, um sich in den Text zu helfen; — ich kann sie nur nicht merken.

Viola hatte nicht Lust mehr zu hören, und wollte auch die Waldmutter nicht länger erwarten. Gertrud glaubte ein besonderes Warnungszeichen in dem zufälligen Antreffen dieses Kindes zu finden und ermahnte Violen ernsthaft, nicht mehr an die Waldmutter und ihre prophetischen Künste zu denken.

5.

Der Tag, an dem Viola nach der Residenz abreisen sollte, erschien, und Viola sah ihm ruhiger entgegen, als Gertrud von ihrem heftigbewegten Gemüth erwartet hatte. Die treue

Erzieherin durfte ihren Liebling nicht in die Residenz begleiten. Beide trennten sich unter tausend Thränen, und versprachen einander gegenseitig den pünktlichsten und fleißigsten Briefwechsel.

Viola bezauberte, wie Gertrud ihr vorausgesagt hatte, Vater, Mutter und alle Männerherzen, die in ihrem Kreise schlugen. Selbst ihre Schwester Maria, Nadasti's Braut, eine zarte Heiligengestalt, schien von der stralenden Schönheit Viola's verdunkelt zu werden. Der alte Graf Harras verdoppelte die Pracht bei den Anstalten zur Vermählung seiner ältern Tochter, denn ihr Hochzeittag sollte zugleich Violen in die Welt einführen, und nichts schien ihm glänzend genug, um seinen neuen Liebling, seinem Wunsche gemäß, zu verherrlichen.

Unter diesen Vorbereitungen erschien der Vermählungstag. Der Bräutigam wollte mit allem Glanz seines Standes und Reichthums sich zeigen, und verspätete durch die Umständlichkeit der Feierlichkeiten seine Ankunft. Die Gäste hatten sich indessen schon zahlreich versammelt. Ihre Glückwünsche umtauschten die Braut, aber alle Blicke wendeten sich voll Bewunderung und Sehnsucht nach Viola's blendender Schönheit. Doch so freundlich diese jedem neuen Ankömmling entgegen blickte, so gelang es doch keinem, ihre Blicke länger zu fesseln, als der gesellige Wohlstand es erforderte, und jeder Eintretende zog von neuem ihre Aufmerksamkeit an sich, bis sein Näherkommen ihn von neuem ihr gleichgültig machte.

Die Braut schien über das lange Ausbleiben ihres zukünftigen Gemales etwas unruhig. Man tröstete, man sendete Späher auf die höchsten Thürme des Schlosses, und Viola selbst entfernte sich mit einigen ihrer jungen Freundinnen, um ihnen bei dieser Veranlassung die schöne, weite Aussicht aus den höher gelegenen Zimmern des Schlosses zu zeigen. Sie geriethen bald in mancherlei Gespräche, als auf einmal Lärm im Schlosse wurde und Graf Nadasti mit seinen Vasallen und Dienern in langem prächtigem Zuge ankam. Viola eilte hinab, um bei seinem Empfang nicht zu fehlen, aber im flüchtigen Lauf schien sie den Weg nicht in Obacht zu nehmen. Sie verfehlte, im Gedräng der Neugierigen, die sich auf den Ruheplätzen der weiten Treppe versammelt hatten, eine Stufe, fiel zu Boden und ward ohne Bewußtseyn aufgehoben.

Nadasti war mit seinem Gefolg eben in der Nähe, als Geschrei und Zusammenlauf ihn ein Unglück ahnden ließen. Er eilte in das Gedräng und erstaunte nicht wenig, als er das schöne Mädchen bewegungslos und blaß wie eine Leiche, vor sich in den Armen ihrer Freundinnen und Frauen liegen sah. Er fragte nach ihrem Namen und nach der Veranlassung ihres Zustandes, als eben Graf Harras und Maria herbeieilten und die leblose Viola in ein einsames Zimmer begleiten halfen. Nadasti folgte ihnen, und klagte sich selbst an, daß er, wiewol unschuldig, durch das Gedräng seines Einzugs, vielleicht eine Veranlassung zu dem Unglücksfalle gegeben habe. Man wendete alle Mittel an, aber vergebens. Die Aerzte schienen bedenklich, obgleich von außen keine bedeutende Verletzung an Viola zu bemerken war. Vater und Mutter waren in Verzweiflung und Nadasti fühlte, daß bei der Ungewißheit des Ausganges die Vermählungsfeierlichkeit nicht wohl vollzogen werden könne. Graf Harras dankte ihm für die aufopfernde Rücksicht auf seinen Schmerz, und die weinende Maria sank mit einem Blick unnennbarer Wehmuth an den kalten Busen ihrer bleichen Schwester.

6.

Viola an Gertrud.

Verbirg deine frommen Augen nicht vor deinem gefallenem Kinde, Gertrud! Lies das Bekenntniß meiner Schuld, und wenn Viola dann noch deines Mitleides werd scheint, so eile, ihr zu helfen mit Rath und Tröstung. Du verweist mir meine Unachtsamkeit, die Gefahr über mich und Bangigkeit und Störung über mein Haus gebracht habe. O Gertrud, möcht' ich diesen Verweis verdienen! Nicht Unachtsamkeit war es: ein Schrecken, das mein Innres mit Blitzesgewalt zerriß, warf mich besinnungslos zu Boden. Du sollst Alles wissen.

Du lobtest in den letzten Tagen unsres Zusammenlebens auf Roseck oft die Fassung, mit der ich meiner Reise und meiner Bestimmung entgegen ging, obwol sie mich von meinem geliebten Serini vielleicht auf immer trennte. Wie wenig verdient' ich dein Lob! Diese Fassung, wie du sie nanntest, war in einer

dunklen Stunde von unheiligen Mächten mir gegeben. Sie war die Frucht einer verbotenen Erkenntniß, die meine Sehnsucht über die Gränzen des Paradieses meiner Kindheit trieb. Ach, darum folgt' ich so gelassen den vorausgeeilten Wünschen. Gertrud, ich bin fürchterlich bestraft!

Ahndest du meine Schuld? Höre! Als jener Bote, den ich in der Angst meines Herzens nach Serini schickte, mit leeren, todten, eiskalten Worten zurückkam, und statt des Geliebten, der mich schützen sollte, niemand mir nahte, als herzerreißende Verzweiflung, da weckten die Schatten der Abenddämmerung keine bange, zaghafte Furcht mehr in der Brust deiner unglücklichen Viola. Sie sehnte sich nach einem Helfer aus einer fremden, dunklen Welt, da die Erde keine Zuflucht bot, und der Himmel seine Engel zurückhielt. Damals entwich ich leise deiner Obhut; während du mütterlich für meine irdischen Bedürfnisse sorgtest, ging vielleicht das Heil meiner Seele verloren. Ich fand ohne Führer den unbekanntem Weg durch Wälder und Felsengründe, und stand vor der Hütte, von der mich früher das Kind mit seinem unheimlichen Gesang wegschreckte. Ach, kein warnender Engel hütete jetzt die furchtbare Pforte, oder mein bethörter Sinn erkannte die Warnung nicht. Ein bleicher abgehärmter Knabe, kaum so alt, als ich, lag auf der Schwelle, und sang mit sterbender Stimme ein Liebeslied an Walfrida, nach einer wildsehnsüchtigen Weise, die er sich selbst bloß mit dem Tamburin begleitete. Du Glückliche, sang er mir zu mit Wahnsinn in Blick und Ton, du wirst Walfrida sehn, und Santo muß in Liebesglut vergehn! Walfrida, Walfrida!

Was säumst du mich zu tödten,
zur Liebesflut
mit meinem Blut
dein Abendbad zu röthen?

Entfeßle seine Quellen;
es spielt mit Lust
um Arm und Brust
in heißen Liebesweilen.

Mir grausete bei dem Liede und der furchtbaren Begeisterung, womit der Knabe sein Instrument dazu schwang. Gleichwol vermehrte sein Wahnsinn nur mein Verlangen, die Waldmutter zu sehn. Ich klopfte an die Thüre. Ein ansehnliches,

schwarzgekleidetes Weib trat heraus. Sie bemerkte den Knaben nicht, der mit seinen Lippen auf den Saum ihres Kleides sank. Willkommen, Jungfrau, redete sie mich an, ihr kommt zu bequemer Zeit. Was begehrt ihr?

Ich schwieg, denn mein Mund wollte nicht aussprechen, was das Herz dachte; aber sie nahm das Wort wieder. Redet ohne Scheu, sagte sie, wollt ihr wissen, ob eure Liebe euch treu ist, oder wollt ihr sehn, was euer Buhle, von euch abwesend, beginnt, oder wollt ihr den künftigen Bräutigam schauen? Walfrida zeigt euch alles, in Mond und Wolken, in Spiegel und Krystall, in Rauch und in leiblichem Bild, wie ihr es begehrt.

Zeig' mir meinen künftigen Gemal, sagte ich zitternd, daß ich erkenne, ob es mein Geliebter sei, oder ein anderer. Das Weib hieß mich nun ihr nachfolgen. In der Hütte gingen wir durch viele Gemächer, die in den Felsen gehauen waren, zu dem dir Hütte nur den Eingang bildete. Alles war hier wunderbar ausgeschmückt, und Walfrida redete mir viel vor von Erdsiegeln, Alraunen und andrem Zauberwesen, zeigte mir auch dieses und jenes, aber die Angst ließ mich auf nichts merken.

Endlich führte sie mich in ein weites Gemach und hieß mich eine kleine Weile warten. Es war finstre Nacht um mich, und ich getraute mich keinen Schritt vorwärts oder rückwärts zu treten, wiewol ich mich sehr fürchtete, und die Augen fest zuschloß, um nichts zu sehn. Auch war es todtenstill um mich, und nur dann und wann dünkte es mich, als hört' ich die Stimme jenes Knaben.

Aber plötzlich fühlte ich einen Schmerz in der Brust, als durchborte sie glühender Drath, so daß ich laut aufschrie. Als nun Walfrida auf mein Geschrei herzutrat, und ich ihr erzählte, was mir begegnet war, da verlachte sie mich fast höhnisch, daß ich mich entsetzte, aber bald hieß sie mich gutes Muths seyn, und setzte drei hohe brennende Kerzen in das Gemach. Um mich aber legte sie einen pergamentenen Streif mit abenteuerlichen Bildern und Charakteren, aus dem verbot sie mir zu treten, was auch immer um mich hervorgehn möchte. Nun sprach sie unverständliche Worte, sang auch einiges dazwischen, und lief dazu mit fürchterlichen Geberden im Kreise um mich herum.

Nach einer Weile kam der Knabe mit dem Tamburin und kniete vor der Zauberin nieder, aber diese ergriff einen metallenen Spiegel, der umgewendet an der Wand lehnte, den hielt sie schnell, ohne darein zu blicken, dem Knaben vor, und er sank augenblicklich todt zu Boden, daß ich fast vor Graus über die That aus dem Kreise gesprungen wär, wenn mich das Weib nicht gehalten hätte, und mit fürchterlicher Drohung gezwungen im Kreise zu bleiben.

Das ist ein neuer Planetenspiegel, sagte sie, der in der kräftigsten Constellation gearbeitet ist, darum bringt er dem ersten, der hineinsieht, unvermeidlichen Tod. Nun aber ist er unschädlich und du sollst seine erste, volle Kraft erfahren. Sie fing nun von neuem an zu beschwören, und gebot mir wohl Acht zu haben, denn ich war von dem schnellen Tod des Knaben heftig bestürzt. Da sah ich bald in dem Spiegel das Bild eines Mannes, der mein ganzes Herz auf einmal umwandelte und an sich zog, daß ich die Augen nicht von ihm wenden konnte, und entzündet wurde, bis zum Wahnsinn, als strömte die Liebeswuth des Knaben aus dem Spiegel, der ihm den Tod brachte in mich.

Das Bild im Spiegel schien nach einer Welle näher zu kommen, und bald war es nicht mehr im Spiegel, sondern stand in leiblicher Gestalt, als ein wirklicher Mensch dicht neben dem Zauberkreise vor mir, so, daß ich jeden seiner Züge klärlich unterschied. Er trug prächtige ungarische Kleidung, als ein vornehmer Magnat und war mit vielen glänzenden Orden geziert. In seiner Hand hielt er ein schönes Bild in goldener Fassung mit feurigen Edelsteinen. Wie er näher auf mich zu schwebte, sah er mich mit Blicken an, wie noch kein Mann, auch Serini nicht, dessen Blicke mir gegen diese wie matter Schimmer gegen Sonnenglanz schienen.

Nun sank er vor mir auf die Knie und streckte bittend die Arme nach mir aus, da sah ich, daß das Bild in seiner Hand zerbrochen war und ihn blutig geritzt hatte, daß ihm Arm und Kleid davon geröthet war. Ich vergaß alles um mich her, und wollte nicht aufhören ihn zu beschauen, und als mir befiel, der sei mein bestimmter Gemal, hätte mich die Wonne dieses Gedanken fast getödtet. Da störte mich die Wahrsagerin in meinem Glück und sagte: Ihr seid zufrieden, wie es mir scheint, aber besinnt euch und entlaßt das Schattenbild wieder. Ihr

träumt nicht, überzeugt euch und nehmt etwas von ihm, was es auch sei zum Andenken, oder werft ihm etwas zu, denn solches geziemt der Jungfrau, die den Bräutigam ruft.

Ich fürchtete mich aber, und weigerte mich zu thun wie sie begehrte. Da ward sie zornig, daß ihr die Augen funkelten, und sprach: So haltet mir den Mann wenigstens nicht auf, Jungfrau! meint ihr, daß ihr eurer Liebesbrunst bei mir pflegen sollt? Ihr habt gesehn, den ihr sehn wolltet, rührt ihn nun an mit der Hand, oder mit was ihr sonst wollt, daß er von hinnen gehe. Ich wußte nicht, was ich ergreifen sollte, denn die Hand wollt' ich dem Schattenbilde nicht reichen; da zog ich eine Schmucknadel aus meinem Haar, die den Schleier anheftete, und berührte damit die Hand, welche die Erscheinung gegen mich ausstreckte, und worin sie das zerbrochene Bild hielt.

In dem Augenblick war alles verschwunden, und ich fand mich mit der Wahrsagerin allein. Hab' ich geträumt? — rief ich aus, und sah mich um, überall, ob ich nichts mehr erblicken könnte. Ihr habt nicht geträumt, sagte das Weib zu mir; seht an eurer Schmucknadel noch das Blut von der Wunde eures künftigen Gemals.

O, meine Gertrud, es war, wie das Weib sagte! der Stein am Knopfe der Nadel war blutig. Ich rieb hastig das fürchterliche Zeichen, aber ich konnte das Blut nicht ganz vertilgen. Nun eilt' ich bestürzt nach dem Schlosse, und wunderte mich noch alles wach zu finden, da ich geglaubt hatte, die halbe Nacht bei dem Weibe gewesen zu seyn, aber niemand hatte mich vermißt, und die Uhr zeigte mir, daß ich nicht viel über eine halbe Stunde mit allen diesen schauderhaften Begebenheiten zugebracht hatte.

Ich entkleidete mich, und meine blutgefärbte Nadel erfüllte mich von neuem mit Grauen, ich versuchte nochmal die Spur des Blutes zu vertilgen. Vergebens! Immer zog sich ein röthlicher Blutstreif über den so reinen Diamant; erst als der Morgen mir zu meiner bangen Arbeit leuchtete, ward der Schein bleicher, und ich hatte die Nacht ruhelos in furchtbarer Angst verwacht. O, Gertrud, es war nicht die einzige bange Nacht! Sie ist fruchtbar, wie die Sünde. Wie viel Schreckensstunden wird sie mir noch gebären!

Erräthst du nun den Zusammenhang? Jene Erscheinung hatte mich mit der heftigsten Liebe entflammt. Gertrud, die schüchternen Augen deiner Viola blickten jetzt frei um sich in die Schaar der Männer, sie suchten das schöne Urbild zu jenem unbekanntem Schattengesicht. Viel schöne junge Männer drängten sich um mich, als meine Schwester ihren Bräutigam erwartete. Keiner war dem Bild in meinem Herzen ähnlich. Endlich, als das Geschrei im Schloß erscholl: der Bräutigam kommt! und ich die Stufen hinabeilte, ihm die Schwester mit dem Vater entgegen zu führen; o ihr Heiligen! da stand er vor mir, schön, wie damals in jener Nacht. Ich banne meine ganze Seele in meine zweifelnden Augen; da hebt er die Rechte, ein Verband zeugt von einer Wunde. Er war es, Gertrud, Nadasti war es, Maria's Verlobter! Alle Sinne verließen mich; ich sank zu Boden. Wie lang' ich bewußtlos gelegen hatte, erfuhr ich erst spät. O daß ich nie erwacht wäre!

Was soll ich nun beginnen, meine treue Gertrud? Rathe mir. Kann ich schwaches Mädchen ändern, was vom Schicksal unwiderruflich beschlossen ist? Nadasti liebt mich, das sagen mir seine Blicke. Er sucht mich überall und versäumt meine Schwester, die himmlisch duldende Maria. Noch immer ist sie nur seine Braut, nicht seine Gattin. Wie soll das enden!

7.

Nadasti war von Viola's Anblick nicht weniger entzündet worden. Er wich nicht von ihrem Bett, und als sie zum erstenmal das Zimmer verlassen durfte, bot er alles auf, den Tag mit der größten Auszeichnung als ihr Genesungsfest zu feiern. Die ganze Gegend rings umher war zu Vergnügungen allerlei Art eingeladen, um Viola bei jedem Schritt mit neuen fröhlichen Auftritten zu überraschen.

Es ist sonderbar — sagte Nadasti, als von den Gästen einige Worte über Viola's Unfall gewechselt wurden — daß ein ziemlich ähnliches Schicksal gewissermaßen eine natürliche Verwandtschaft zwischen mir und unsrer Viola anzuzeigen scheint. Auch ich hatte, wenig Tage zuvor, einen, mir unerklärlichen Zufall, den ich mit meiner sonst so festen

Gesundheit nicht in Uebereinstimmung zu bringen verstehe. Ich hatte eben meiner theuren Maria Bild erhalten, und in der Freude über die Schönheit meiner holden Freundin drückte ich das Gemäld' an meine Lippen, als mir plötzlich eine unbeschreibliche Beklemmung Athem und Besinnung raubte, und ich, wie Viola, eine lange Zeit bewußtlos am Boden lag, bis ich mich endlich unter den Händen meiner Diener nach und nach erholte. Mein schönes Bild war in der Heftigkeit meines Falles zerbrochen, und von meinem Blute, denn das Glas hatte meine Hand nicht unbedeutend verletzt, bis zur Unkenntlichkeit verlöscht. Welch Glück, daß unsre Viola ohne gefährlichere Verletzung der Gefahr entgangen ist!

Viola war bei dieser Erzählung etwas erblaßt. Nadasti nahm es für Theilnahme. Wie freue ich mich — sprach er mit steigender Wärme — dieses Zufalls, der meinem Leben mit dem Ihren einen, wenigstens scheinbaren Zusammenhang gibt. Es ist mir, als hält' ich Sie, liebste Viola, schon irgendwo gesehn, wär' es auch in einer andern Welt. Nennen Sie mich immerhin Schwärmer; es bleibt doch ein schönes Märchen, sich das Band der Liebe und Freundschaft so heilig und unauflöslich zu denken, daß selbst eine zweite Welt es noch als zarte mystische Vereinigung, die wir oft Sympathie nennen, ehrt und fortführt. Lassen Sie mir die Fantasie, die mich erfreut, wenn Sie sie auch nicht mit mir theilen wollen, oder irre ich mich nicht, und wär' ich Ihnen auch beim ersten Anblick mit dem Recht eines vormaligen Freundes erschienen?

Viola schwebte in peinlicher Bangniß vor nähern Erklärungen. Sie wendete das Gespräch, so gut sie es in der Angst vermochte. Der Zufall begünstigte sie. Maskenaufzüge, ernster und komischer Gattung erschienen, und vereinigten sich zu fantastischen Tänzen in Sälen und auf freien Plätzen. Als die Sterne zahlreicher von dem dunklen, klaren Himmel herabblickten, tanzte Nadasti scherzend mit Viola aus den Reihen heraus, und auf dieses Zeichen wandelte sich, wie durch Zauber die Gegend.

Festliche Feuer flammten auf den Berggipfeln, die Wälder brannten in farbigem Schmuck, von dem Boden stiegen Sternheere auf und wetteiferten mit den Lichtern des Himmels, und ringsum, unter Donner und Musik, hallte Viola's Name,

begrüßt und gefeiert, aus Wäldern und von Felsenwänden wieder. Die Ueberraschte blickte hocherröthend zu Nadasti auf. Er schloß sie fest in seine Arme, und ein schneller, glühend erwideter Kuß löste die letzte, leichte Hülle ihres gegenseitigen Geheimnisses.

Die kühlere Nachtluft versammelte nun die Gesellschaft in die Säle des Schlosses. Tanz und gesellige Spiele wechselten, und die Masken gaben Veranlassung zu mancherlei Verkleidungen und romantischen Zusammenstellungen. Als Viola ein orientalisches Gewand auf Nadasti's Bitten angelegt hatte, und dieser ihren Kopfschmuck zu ordnen bemüht war, reichte ihm Maria zu Befestigung des Schleiers ihre Schmucknadel. Plötzlich erbleichte Nadasti, und wehrte sie mit wildem Blick ab. Was ist das? — rief er heftig bewegt — weg, fort mit der Nadel!

Die Umstehenden sahen ihn befremdet an, aber er faßte sich schnell. Vergeben Sie, schöne Maria — sagte er nach kurzem Besinnen — diese Nadel erinnerte mich an etwas, das mit Blitzesschnelle vor meinem Gedächtniß vorüberging, und mir schon entflohn ist, so viel Mühe ich mir auch gebe, es zurückzurufen. Vielleicht geht es mehreren so wie mir, daß ganze Begebenheiten, wie zuweilen Worte, auf die man sich besinnen will, durch verwandte Klänge oder Bilder in der Erinnerung angeregt werden, ohne ganz deutlich in das Bewußtseyn zu kommen. So war es mit dieser Nadel, als Sie mir sie reichten. Sie erschütterte mich bis in das Innerste, ich weiß nicht warum, und wirklich fühle ich sogar jetzt noch körperlichen Schmerz in meiner noch nicht völlig geheilten Wunde.

Maria reichte ihm nochmals die Nadel. Besehn Sie die Nadel nur genau — sprach sie lächelnd — und Sie werden sich bald auf sie besinnen. Es ist dieselbe, die Sie mir auf dem Ball, wo wir bekannt wurden, gegen meine verlorne eintauschten.

Nadasti's fortgesetzte Weigerung, die Nadel anzunehmen, schien Maria unwillig zu machen. Sie sind ein Kind — sagte sie — laß dir die Nadel von mir aufstecken, Viola, da der Graf einmal so eine wunderbare Antipathie dagegen hat.

Nein, nein! — rief Viola heftig abwehrend — Wie kannst du mir zumuthen die Nadel zu tragen! Nimmermehr soll so eine Nadel an mir zu sehn seyn,

Viola erschrak selbst über das, was sie in der Heftigkeit gesagt hatte. Allein Nadasti nahm ihre Weigerung für ein hervorbrechendes Zeichen ihrer Liebe zu ihm. Wie viel gütiger sind Sie gegen mich gesinnt, als Maria — sagte er zu Viola — und ein Blick auf Maria verrieth, daß seine neue Liebe in diesem Augenblick den bedeutendsten Sieg über das letzte Hinderniß in seinem Herzen erkämpft habe.

8.

Viola hatte mit Entsetzen die furchtbare Wirkung dieser Nadel auf Nadasti gesehn. Die Worte in Gertrud's Erzählung: Es soll der Sage nach tödtlichen Haß wecken. wenn ein Mann erfahrt, daß ihm eine Frauensperson zur Vorschau gerufen habe, fielen lastend auf ihr Herz, und sie eilte Huf ihr Zimmer, um den unglücklichen Schmuck, dessen Abbild schon so mächtig wirkte, von sich zu entfernen. Hastig öffnete sie das Etui, aber bleich vor Schreck und tief erschüttert fuhr sie zurück, denn Stein und Fassung war, wie in jener Nacht, von Blut entstellt. Sie warf schauernd den Gegenstand des Schreckens von sich, und am Morgen, eh noch ein Lauscher erwacht seyn konnte, senkte sie den verrätherischen Zeugen ihrer That in die verborgenste Spalte der Gebirgsfelsen.

Für Serini war indessen Viola's und Nadasti's Liebe kein Geheimniß geblieben. Er klagte der treuen Gertrud den Wankelsinn seiner Geliebten; allein diese weigerte sich, in einem Verständniß, das sie bloß aus nachsichtiger Schwäche für ihre geliebte Pflegtochter geduldet hatte, eine Vermittlerin abzugeben. Er schrieb nun selbst an die Treulose, allein Viola, welche den Inhalt errathen konnte, verschob die Eröffnung der unangenehmen Briefe von einer Zeit zur andern, und ihre Antwort blieb aus.

Serini war nun auf das äußerste gebracht; er fühlte sich verlassen, ja verachtet: seine Liebe verwandelte sich in den bittersten Haß, und er schwur tödtliche Rache an Viola und Nadasti. Unerkannt war er bei jenem Feste, womit Nadasti Viola's Genesung feierte; er sah der beiden Liebenden Sehnsucht und war Zeuge ihres ersten einweihenden Kusses.

So überzeugte er sich selbst von seinem Geschick. Maria schien ihm gleiches Recht zur Rache an den Liebenden zu haben, als er, und mit ihr beschloß er sich zu Beider Verderben zu vereinigen.

Allein der Ungestüme hatte sich verrechnet. Maria hatte Nadasti's und Viola's Liebe früher als Serini gesehn. An jenem Tage, wo ihre Vermählung so unerwartet gestört wurde, hatte sie allein den tiefen, ahnungsvollen Blick in Viola's Herz gethan. Sie liebte ihre Schwester von ihrem ersten Eintritt in das väterliche Haus mit wunderbarer Schwärmerei. Die lange Verborgenheit, in der Viola, wie sie glaubte ihretwegen vernachlässigt, gelebt hatte, war ihrem zarten Gemüth ein stiller Vorwurf, der sie trieb, mit aufopfernder Liebe, alles zu thun, um Viola mit dem Schicksale, das ihre Kinderjahre getrübt hatte, zu versöhnen.

Als nun die geliebte Schwester so nahe dem Tode in ihrem Arm lag, that sie das stille Gelübd, ihre Liebe, die sie ahndete, nicht zu stören, und die Schwärmerei, die sie schon in ihrer Kindheit zum Kloster zog, erwachte mit erneuter, doppelter Gewalt. Ohne sich und ihren stillen Vorsatz zu Verrathen, beobachtete sie die Liebenden, und als Serini's Eifersucht ihr die sichersten Beweise brachte, daß Viola nur in Nadasti's Liebe sich glücklich fühle, stand ihr Entschluß fest. Sie mahnte Serini ernsthaft von seinem Entschluß ab, die Liebenden seiner Rache zu opfern, und als Bitten und Zureden fruchtlos blieben, drohete sie, seinen Plan Nadasti zu entdecken. Serini stellte sich von ihr überredet, versprach die Rache aufzugeben, und die Treulose zu vergessen; aber im Herzen beschloß er sein Vorhaben allein, und um so sicherer auszuführen.

9.

Nadasti vergaß über seiner neuen Liebe beinah ganz Maria als seine Braut zu betrachten. Mancherlei Scherze über den kalten sehnsuchtlosen Bräutigam erregten erst seine Aufmerksamkeit, und als Graf Harras einmal im Gespräch über die gestörte Vermählungsfeier vorschlug, Maria's bald eintretenden Geburtstag zum Hochzeitfeste zu wählen, half ihm nur der Einfall

aus der Verlegenheit, daß das Zusammentreffen häuslicher Feste die Zahl der Freudentage mindere, und er Maria's Geburtstag als ein besonderes Fest feiern müsse.

Serini hatte diesen Tag zu seiner Rache ausersehn. Schon den Abend zuvor durchstrich er die Gegend. Der Zufall führte ihn auf den Weg, den Nadasti und Viola eben zu einem Spaziergang gewählt hatten. Blinde Wuth der Eifersucht ließ ihn seinen Plan vergessen, er sah den glücklichen Nebenbuhler, richtete sein Gewehr nach ihm, aber zitternd vor Leidenschaft fehlte er das Ziel und streifte bloß Viola's Gewand. Nadasti's Ruf nach dem Schuß versammelte die Landleute, und während er selbst die erschrockene Viola zum Haus zurückführte, verfolgten diese den Thäter.

Man rieth vergebens auf den Unternehmer der verwegenen That, als Serini gefangen eingebracht wurde. Nadasti beschloß auf der Stelle seinen Tod, sobald er zuvor auf der Folter den Beweggrund zu seinem blutigen Vorhaben bekannt haben würde. Die Untersuchung sollte nur bis nach den Festlichkeiten des morgenden Tages ausgesetzt bleiben. Viola ertrug es nicht, den von ihr so tief gekränkten Serini um ihretwillen sterben zu sehn. Sie öffnete unbemerkt, während der Zerstreungen des festlichen Tages sein Gefängniß, und Serini, unwissend, wem er seine Freiheit danke, ergriff die Flucht.

Nadasti wüthete, als man am folgenden Tage den Gefangnen vermißte. Er forderte die genaueste Untersuchung, aber niemand hatte den leichtesten Schatten eines Verdachtes gegen sich. Einzig Maria war von mehreren Personen mit Serini im einsamen angelegentlichen Gespräch gesehn worden; doch hatte man dieses vor mehreren Tagen bemerkt, als man von Serini's blutiger Absicht noch nicht die entfernteste Muthmaßung haben konnte.

Der entsetzlichste Verdacht erwachte nun gegen Maria. Sie hatte — so schien es — um Serini's Vorhaben gewußt, vielleicht gar ihn zum Rächer ihrer Liebe gewählt. Auch seine Befreiung schien ihr Werk, um das gefährliche Zeugniß ihres Mitschuldigen zu verhindern. Nadasti hatte kaum nöthig eine Trennung von seiner Braus zu wünschen, um diese Umstände als beweisend gegen sie anzusehn. Er stellte sogleich jede weitere Nachforschung ein, aber dem alten Graf Harras lies er die Wahl,

ob er die Untersuchung wegen Serini's Entweichung fortgesetzt, oder die Verbindung mit Maria wegen des auf sie gefallenen Verdachtes aufgehoben wünsche. Harras erklärte sich um so lieber für das letztere, da Nadasti sich erbot, durch eine Vermählung mit Viola jeder öffentlichen Misodeutung zuvorzukommen, und der Ausgang einer genauen Untersuchung für Maria's und seiner Familie Ehre sehr zweifelhaft schien.

Bei der Heimlichkeit, mit welcher alle diese Unterhandlungen getrieben wurden, ahndete Viola nichts von dem Verdacht, der auf ihre Schwester fiel. Maria selbst war ohne den geringsten Argwohn, als einige Zeilen von Nadasti ihr in kaltem bittrem Tone die Nothwendigkeit anzeigten, daß ihre Vermählung zurückgehn müsse. Die Ursachen waren als ihr hinlänglich bekannt, vorausgesetzt. Maria faltete das Papier mit schmerzhaftem Lächeln zusammen. Das verdiente ich nicht für meine Liebe, sagte sie ruhig, und verließ das Schloß ihrer Eltern, an die nach wenig Stunden ein Abschiedsbrief von ihr aus dem nahen Kloster ankam. Viola war anfangs über Maria's Entfernung untröstlich, weil aber Graf Harras ein tiefes Stillschweigen über diese Begebenheit beobachtete, und dadurch zugleich jedem andern auflegte, so ahndete sie ein unerfreuliches Geheimniß. Sie fürchtete sich die Hülle zu durchblicken, unter deren Dunkel sie den Weg zu dem langst ersehnten, und ihr noch so wunderbar zubereiteten Glück gehn sollte.

10.

Der Tag von Maria's Einkleidung war vorüber, und Nadasti suchte nun seine Vermählung mit der geliebten Viola möglichst zu beschleunigen. Er stellte sogar einen beträchtlichen Theil der Festlichkeiten ein, mit welchen er seine Vermählungsfeier zu verherrlichen gesonnen war, und begnügte sich seine Verbindung bloß im Kreis der Familie und einer kleinen Anzahl der nächsten nachbarlichen Freunde zu vollziehn. Außer der Sehnsucht seiner Liebe, bestimmte ihn noch zu dieser Eile eine Krankheit Maria's, die bedenklich zu werden schien, und mit einer unwillkommenen Verzögerung drohte.

Maria's liebendes Herz konnte die vielen Kränkungen und Leiden nicht ertragen, welche die letzten Tage über sie gehäuft hatten. Sie erlag ihrem Schmerz und sehnte sich nur, ihre geliebte Schwester noch einmal zu sehn. Viola erfuhr nichts von diesem Wunsche, denn ihr Vater und Nadasti fürchteten von der so sehr verkannten Maria neue Gefahr für ihren Liebling, und täuschten Viola mit den beruhigendsten Nachrichten von ihrer Schwester.

So erschien der Vermählungstag. Viola brachte die Nacht zuvor schlaflos, in wilden Fantasien zu. So nah' ihrem Glück, fehlte ihr die Ruhe, sich dessen zu erfreuen. Die Zithertöne jenes Kindes umhallten sie, und unwillkürlich sang sie zu der schauerlichen Melodie:

und willst du den Bräutigam schauen,
so laß dir vor Todten nicht grauen.

Dann schien ihr die blutige Nadel überall zu begegnen, vergebens warf sie sie von sich, immer kam sie wieder, und immer blutiger in ihre Hand, und, wie damals in der Hütte der Wahrsagerin, durchdrang ihre Brust jener stechende Schmerz, der sie aus den furchtbaren Träumen weckte, um sie noch furchtbareren zu überlassen.

Endlich, als der Morgen dämmerte, und die Erschöpfte in dem malten Strahl Trost zu finden meinte, da zittert' es wie weißer Morgenduft vor ihrem Bett, und eine blasse Nonnengestalt beugte sich langsam über sie hin. Viola erkannte Maria's Angesicht, ein heftiger Schrei rief ihre Frauen herbei, und mit Entsetzen sahen diese eine weiße Schattengestalt von Viola's Bett weggleiten und in den hereinfallenden Morgenstrahlen verschwinden.

Nadasti entsetzte sich vor Viola's entstelltem Ansehn, als er kam, seine Braut zum Altar zu führen. Sie schützte ein Fieber vor, das sie gestern schon gefühlt, aber vielleicht zu wenig geachtet habe. Nur nach Maria fragte sie ängstlich, allein man war noch ohne Nachricht von ihr aus dem Kloster. Viola hatte alle Fassung nöthig, um ihren Platz vor dem Altar zu erreichen. Immer fürchtete sie noch im letzten Augenblick eine gewaltsame Störung ihres Bundes, und die Enthüllung einer entsetzlichen Täuschung bei dem Zutreffen jener Vorschau. Endlich waren die feierlichbindenden Worte gesprochen, und der erste freie

Athemzug erleichterte ihre bange Brust. Die Schrecken der vergangenen Nacht erschienen ihr als wesenlose bedeutungsleere Traumbilder, und sie schmiegte sich im Bewußtseyn des sichern Glücks liebend an die Seite des Gemals, der sie froh den versammelten Gästen als seine Gattin vorstellte.

11.

Man bereitete sich eben zur Tafel, als eine Botschaft von der Aebtissin des Klosters die Trauerpost von Maria's Verscheiden brachte.

Sie endete wie eine Heilige — sagte die Laienschwester, die während der letzten Nacht mit andern Nonnen bei der Kranken gewacht hatte — die ganze Nacht sehnte sie sich nur nach ihrer Schwester, und betete brünstig, daß ihr Gott die Gnade geben möchte, ihre Viola vor ihrem Ende zu sehn, so, daß ihr die schmerzhaften Thränen wie Blutstropfen aus den frommen Augen flossen.

Als nun die Schwestern den Sterbegesang um sie anstimmten, schlossen sich ihre Augen und sie lächelte freundlich im Schlaf wie eine Selige unter Engeln. So lag sie wol gegen eine Viertelstunde, dann schlug sie langsam die hellen Augen auf und sah uns so freundlich an, daß wir alle weinten, denn wir glaubten der Schlaf habe sie erquickt. Aber sie sprach leise zum Himmel gewendet: Nun nimm mich auf, ich habe meine Viola gesehn und sterbe gern. Die Schwestern wollten es ihr ausreden, aber sie lächelte und sprach: ich weiß, was ich rede, ich war bei meiner Viola. Dann schloß sie die Augen und wir beteten für die Entschlafene.

Ja, ja! — rief Viola — es war ihr Geist, es war kein Traum. O meine Maria, ich habe dich gesehn, und du bist mit Liebe zu mir in die Ewigkeit gegangen!

Die Anwesenden erstaunten, und meinten, Viola spreche in neuer Fieberfantasie, aber ihre Frauen traten hinzu und berichteten, was sie bei der ersten Morgendämmerung in Viola's Schlafzimmer gesehn hatten. Die Zeit stimmte auf das

genaueste überein, denn noch vor dem Morgenroth war Maria verschieden.

Die Freude des Tages war durch diese Trauerbotschaft gestört. Auch Nadasti war tief erschüttert. Maria's Liebe zu Viola war durch ein wunderähnliches Ereigniß bestätigt, der Himmel selbst schien den Verdacht gegen die Entschlafene vernichten zu wollen. Wunderbar und unbegreiflich — rief er — diese Maria, die Mörder gegen Viola dingt, voll solcher Liebe zu der Verfolgten! Wer kann diese Widersprüche vereinigen!

Wer darf meine Maria so lästern — rief Viola — Welche abscheuliche Heimlichkeit liegt hier verborgen!

Nadasti schwieg. Graf Harras gab seiner Tochter einige Winke über Maria's entdecktes Einverständniß mit Serini.

Lüge, abscheuliche Verläumdung! — entgegnete Viola heftig — Gott ist mein Zeuge, Maria verabscheute diese That, sie warnte mich selbst vor Serini. O, jetzt versteh' ich erst ganz deine Warnung, unschuldige Heilige!

Nadasti erwähnte Serini's heimliche Befreiung aus dem Gefängnisse, welche Maria des Einverständnisses verdächtig machte.

Viola war wie vernichtet. Unselige Verwirrung — sagte sie mit schwacher Stimme — Ich öffnete das Gefängniß. Sollt' ichs gestatten, daß meinewegen ein Mensch getödtet werde? konnt' ich Serini für mich sterben lassen? Maria wußte nichts von meiner That. O Heilige, kannst du mir vergeben, deiner Mörderin?

Nadasti und Graf Harras versuchten alles, um Viola zu beruhigen. Sie bekannten sich allein an dieser traurigen Verwirrung schuldig, durch die Rücksicht auf Convenienz, welche damals eine genauere Untersuchung verhindert und dadurch die Enthüllung der Wahrheit unmöglich gemacht hatte. Allein nur Maria's Erscheinung konnte der Verzweifelnden einigen Trost geben, und diese ward bald der einzige Gegenstand des Gespräches.

So befremdend uns dergleichen Vorfälle scheinen — sagte unter andern der Priester, der die Trauung vollzogen hatte — so dürfen wir doch mit unserm Urtheil über Täuschungen und Unmöglichkeiten nicht zu schnell seyn. Daß etwas gegen die Gesetze der Natur geschehe, ist freilich unmöglich, nur sollten wir unsre Kenntniß der Naturgesetze nicht mit diesen Gesetzen selbst verwechseln, und das für unmöglich halten, wovon wir die Gesetze noch nicht einsehn. Die körperliche Natur zeigt uns unerklärliches genug, dessen Wirklichkeit wir nicht bezweifeln, um nur ein bekanntes zu nennen, die Bewegung des Weins im Gefäß zur Zeit der Blüte. Warum wollen wir der geistigen Natur, deren Gesetze wir noch weniger kennen, unsre oberflächliche Kenntniß als Gränze festsetzen? Wir lesen und hören Beispiele von einer ähnlichen Anziehungskraft unter Geistern wie unter Körpern, statt aber als geistige Naturforscher ihre Gesetze zu untersuchen, fertigt die faule Vernunft, daß ich nicht sage der Unglaube, alles mit dem Wort Täuschung und Unmöglichkeit ab.

Sie überreden uns am Ende wol von der Wirklichkeit der Vampyr, die unsre Nachbarn beunruhigen? — wandte einer von den Gästen scherzend ein.

Ich wünsche nur eine unbefangene Untersuchung — antwortete der Geistliche ruhig — man muß bei einer Rechnung sich nicht ein Facit zuvor einbilden, sonst läuft man Gefahr falsch zu rechnen. Ein andres ist aber immer ein Vampyr, ein andres ein Geist, der sich auf kurze Zeit von seinem Körper trennt, weil ihm entweder Sehnsucht oder eine fremde Gewalt zwingt ihn zu verlassen. Vom erstern Fall haben wir das neue Beispiel an unsrer seligen Maria, vom andern sind uns Erzählungen von Citationen genug bekannt, und alle stimmen darin überein, daß der Citirte unter furchtbarer Angst in einen todtähnlichen Zustand versetzt wird, und darin bleibt, bis sein Geist in den Körper zurückgekehrt ist.

Fast möchte ich Ihnen beistimmen — fiel Nadasti ein — könnt' ich nur errathen, wer mich citirt haben sollte. Vor einigen Wochen erfuhr ich einen ähnlichen Zustand, wo ich unter unnennbarer Angst als ein Todter hinsank und mich nur langsam erholte, und sonderbar genug, daß mir jetzt eine dunkle, ganz verworrene Erinnerung vorschwebt, als wär' ich an einen fremden unbekanntem Ort entrückt worden und hätte Dinge gesehn, für

die ich, wie manchmal für die Erzählung eines Traumes, nicht die Worte finden kann. Auch meine Gemalin erfuhr bald darauf eine ähnliche Ohnmacht. Wer mag mir diesen zarten, schönen Geist gebannt haben? Ich könnte den Böswicht tödten, denn die Qual, die ich empfand, war furchtbar und könnte einem Verdammten auf die Höllenstrafen gut geschrieben werden. Meine Viola, wie konnte ihr zarter Körper solchen Schmerz ertragen?

Viola schauderte, und um ihre Bewegung zu verbergen, fragte sie den Geistlichen, ob unsre Kenntniß der Natur jemals zu der Höhe gelangen könne, um ähnliche Wunder aus Gesetzen zu erklären?

Warum nicht — erwiderte dieser — die Zeit hat schon manches bestätigt, und wird noch mehr außer Zweifel setzen, was wir jetzt als Märchen ansehen und verlachen oder verwerfen. Ich habe nur kürzlich eine Entdeckung gemacht, die mir sehr interessant war. Die ältesten Schriftsteller behaupten, daß der Diamant durch Blut erweicht werden könne; die neuern hingegen verlachen diese Behauptung als ein Märchen. Neulich aber fand ich bei einem Juwelier einen Stein, der ohne allen Zweifel ein Diamant war, aber dabei so weich und elastisch, daß er sich drücken ließ. Da er als Brilliant geschliffen war, so mußte seine Erweichung später geschehn seyn, denn in diesem Zustande war kein Schleifen möglich. Ueberdieses machte mir ein rother Streif wahrscheinlich, daß er lange in Blut gelegen, und sogar davon eingesogen haben mußte. Ich kaufte ihn als Liebhaber von Naturseltenheiten um ziemlich hohen Preis, obgleich für diese Seltenheit bei weitem nicht zu theuer.

Man machte Einwendungen, und der Geistliche ließ sich seinen Diamant bringen.

Er ist noch in der Fassung — sagte er, als er das Etui eröffnete — so wie der Juwelier ihn gekauft hatte.

Graf Harras, der neben dem Geistlichen saß, griff schnell nach dem Juwel. Was ist das — rief er heftig — wie kommt ihr Juwelier zu dieser Nadel? Das ist dieselbe, die ich meiner Tochter Viola vor kurzem nach Roseck schickte.

So viel ich mich erinnere — erwiderte der Geistliche — hatte er sie von einem Knaben erkaufte, der sie in einer Felsspalte gefunden haben wollte.

Graf Harras schien zu zweifeln. Sieh selbst Viola — sprach er — ob diese Nadel nicht ein Stück voll deinem Schmuck ist?

Viola bedeckte mit einer Hand die Augen, und wehrte mit der andern die furchtbare Nadel ab, die sich jetzt wirklich, wie in dem Traume der vorigen Nacht, ihr von allen Seiten entgegendrängte.

Was bedeutet das ? — rief Graf Harras — warum erleichst du vor dieser Nadel?

Besinnen Sie Sich, liebste Viola — sagte Nadasti besänftigend, indem er ihr ebenfalls die Nadel vorhielt.

Allein kaum hatte er selbst einen Blick auf dieses unglückliche Kleinod und auf Viola geworfen, als er plötzlich mit starren furchtbaren Blicken aufsprang, die Wunde in seiner Hand öffnete sich, und Blut spritzte umher.

Ha, Schlange — rief er mit wildem Zorn gegen Viola, die erstarrt und blaß wie eine Leiche in ihrem Stuhl lag — Fürchterlich wird mir jetzt alles klar. Du bist die verfluchte Zauberin, die mit höllischem Bann mir die Seele auszog, und mich bis zum Tod ängstete. Mein Blut ist es, das diesen Stein geröthet hat. Es dringt von neuem aus meiner Wunde, dich höllische Gauklerin anzuklagen. O Maria! Eine Heilige hab' ich dieser Verbündeten des Abgrundes geopfert!

Viola streckte bittend ihre Arme nach dem Erzürnten aus. Aber Nadasti stieß die Bittende ergrimmt von sich. Ein schadenfroher Dämon leitete seine Hand; die Spitze der Nadel drang in Viola's Brust.

Du bist gerächt, Nadasti — sagte sie sterbend — aber eine Zauberin war ich nicht. Ich liebte Serini. Eine höllische Kunst zeigte mir statt seines Bildes, das ich begehrte, das deine. Der Zauber ist gelöset. Vergib mir jene Stunde der Angst, wie ich dir meinen Tod vergebe.

In diesem Augenblicke traten Serini und Gertrud herein. Sie hatten von dem Verdacht gegen Maria gehört, und waren geeilt ihre Unschuld zu beweisen. Viola's Blut mäßigte den Zorn der beiden Männer, und die letzten Blicke der Sterbenden flehten um Versöhnung. Viola erblaßte in den Armen ihrer treuen Gertrud.

Serini zog als Pilgrim zum heiligen Grabe, und Nadasti fand in der ersten Schlacht unter fallenden Feinden den willkommenen Tod.

Der Todtenkopf.

Der klare Abend, welcher sich beruhigend einem schwülen Sommertage anschloß, hatte den neuen Gutsbesitzer, Obersten Kielholm, mit seiner kleinen Familie auf die steinerne Bank vor dem Herrenhause gelockt. Um mit den einzelnen Unterthanen allmählig bekannt zu werden, gefiel es ihm, manchen Vorübergehenden um sein Treiben und Thun zu befragen, und mancher Beschwerde durch Rath oder auch wohlthätige Unterstützung abzuhelpfen. Eine besondere Freude gewährte es der Familie, daß der schrägüber liegende Gasthof, der unter seinem vorigen Inhaber ein abstoßendes, schmutziges Ansehen gehabt hatte, mit jedem Tage sich stattlicher herausputzte.

Es freute sie um so mehr, da der neue Gastwirth, der zuvor Jahre lang ihrem Dienste eifrig vorgestanden, schon jetzt die guten Folgen seiner Verbesserungen lobte und in dem neuen Gewerbe sich überaus wohlgefiel, das ihn und seine junge Frau nebst den Zugehörigen künftig einmal reichlich zu nähren versprach. Wo sonst, trotz der lebhaften Straße, kein Mensch so leicht gewagt hatte, eine Nacht zuzubringen, da kehrten jetzt tagtäglich Gäste ein. Immer standen Kutschen im Hofe und vor dem Hause, und die insgemein recht freundlichen Mienen der zur Abreise wieder Einsteigenden gaben dem Wirthe, der mit abgezogener Mütze am Kutschenschlage zu stehen pflegte, ein unzweideutiges Zeugniß für die Güte und Billigkeit seiner Anstalt.

Ein eben verschwundenes, bewegliches Gemälde dieser Art lieh jetzt den Stoff zur Unterhaltung, als eine seltsame Equipage, die von der andern Seite herankam, die Aufmerksamkeit der Obersten und der Seinigen an sich zog. Einem langen, mit Kasten und allerlei Geräthe beladenen Leiterwagen waren zwei in Größe, Gestalt und Farbe durchaus verschiedene und von einander lächerlich abstechende Pferde vorgespannt, welche dem Hungertode allmählig entgegen zu gehen schienen. Ein zweiter, vermuthlich durch Beraubung des benachbarten Waldes erst zum Theil zur Laube eingerichteter, unförmlich langer und breiter Wagen hatte vier, nicht viel bessere Pferde aufzuweisen.

Das wunderliche Völkchen, das auf diesem Wagen saß, frappirte die Gesellschaft am meisten. Mit Kindern und

Erwachsenen, mit Männern und Weibern war er vollgestopft. Aber kein Augenpaar schien dem andern freundlich zugeneigt. Aus den braunen Gesichtern sprach theils Mißbehagen, theils entschiedener Haß und Widerwille. Das war keine Familie, sondern ein aufgeraffter Troß, der, vermuthlich nur durch Furcht und Bedürfniß der Nahrung, locker zusammengehalten wurde.

Der scharfe Blick des Obersten entdeckte dies schon in ziemlicher Entfernung. Er sah auch deutlich, wie sich aus dem Laubgewölbe im Hintertheile des Wagens ein besser als die Uebrigen gekleideter Mann hervorbewegte, und auf ein ermahnendes Wort von ihm alle sich nach dem Hause zukehrten, und mildere Geberden annahmen, auch Haar und Kleider in bessere Ordnung zu streichen suchten.

Der vordere Wagen hielt schon am Gasthofe, als der andre beim Herrenhause vorüberkam, und äußerst demüthige Grüße die Gewogenheit der Gutsherrschaft erbitten zu wollen schienen.

Kaum stand der zweite Wagen still, als auch schon alles herausgesprungen war. Jedes beeiferte sich der Nähe des Nachbars baldigst zu entkommen. Das überaus stinke und künstliche Herabspringen selbst gab den sichersten Aufschluß über das Gewerbe der Leute. Unfehlbar waren es Equilibristen.

Der Oberste äußerte, daß sie ohngeachtet der ehrerbietigen Grüße ihre Künste wohl schwerlich hier Preis geben, sondern allem Vermuthen nach ohne Verzug der Residenz zu reisen würden, weil es sich kaum der Mühe verlohne, die reiche Losung, welche sie dort erwarte, des dürftigen Gewinnes halber, auf den sie hier rechnen könnten, auch nur einen Tag später einzunehmen.

„Wir haben diese Leute,“ sagte er, „von ihrer schlechtesten Seite gesehen, ohne die Hoffnung, sie auch von der guten kennen zu lernen.“

Seine Gemahlin schien eben ihre Abneigung vor allen halsbrecherischen Künsten ausdrücken zu wollen, als der besser denn die Uebrigen gekleidete Mann herüberkam, und nach einer tiefen Verbeugung um Erlaubniß bat, sich einige Tage hier aufhalten zu dürfen. Der Gutsbesitzer konnte um so weniger etwas dagegen haben, da der höfliche Fremde zu gleicher Zeit einen ganz unverdächtigen Paß überreichte.

„Nur ersuche ich Sie,“ sagte der Oberste lächelnd, „Ihren Leuten recht einzuschärfen, daß alles Unerlaubte auch in meinen Dörfern verboten ist, damit verdrießlichen Händeln ausgewichen werde.“

„Sorgen Sie nicht, gnädiger Herr. Eine sehr strenge Disciplin greift der Ambition meiner Truppe nachdrücklich unter die Arme. Sie ist gewissermaßen ihre eigene geheime Polizei. Alle müssen mir für einen und einer für alle stehen. Jeder hat die Pflicht auf sich, das Unrecht des Andern zu entdecken. Auch wird er dafür jederzeit obendrein belohnt; wogegen die Verheimlichung immer zu einer empfindlichen Strafe führt.“

Die Gemahlin des Obersten konnte ihren Abscheu vor so grausamen Verhältnissen kaum verhehlen. Der Fremde entdeckte ihn und sagte achselzuckend: „Ein jeder muß sich in seine Lage zu fügen suchen. Ich habe gefunden, daß ohne eine Behandlung dieser Art kein Auskommen mit solchen Leuten ist. Uebrigens können Ew. Gnaden um so sichrer auf meine Wachsamkeit am hiesigen Orte rechnen, da ich das Glück habe hier geboren zu seyn, und dieserhalb doppelte Verpflichtungen gegen den Ort und dessen gnädige Herrschaft in mir fühle.“

„Von hier?“ sagte die Oberstin verwundert.

„Nicht anders, gnädige Frau. Mein Vater war der Schulmeister Schuster, der vor Kurzem erst gestorben ist. Ich nenne mich Calzolaro, weil ich gefunden habe, daß mein Gewerbe unter italienischem Namen sich etwas dankbarer beweist, als unter deutschem.“

Das Interesse der Herrschaft an dem nicht ungebildet scheinenden Manne verdoppelte sich. Es war bekannt, daß der wegen der Volksmenge des Kirchspiels ziemlich reich verstorbene Schulmeister seinen einzigen Sohn auf den Pflichtteil reduzier, und eine entfernte junge Verwandte zur Universalerbe, eingesetzt hatte. Man bedauerte ihn daher nicht allein aus gewohnter Höflichkeit, sondern auch, weil durch die angenehme Gestalt des jungen Mannes sowohl, als durch sein Benehmen das Mitleid der Gutsherrschaft wirklich rege geworden war.

„Mein Vater,“ sagte Calzolaro, „hat nicht väterlich an mir gehandelt. Daher glaube ich auch um so eher von dem Rechte Gebrauch machen zu müssen, was mir gegen sein Testament zu

Gebote steht. Es hat einige wesentliche Mängel, und ich bin im Begriff diesen sogenannten letzten Willen förmlich umzustoßen. Doch verzeihen Ew. Gnaden, daß ich Sie mit diesen Dingen behellige, welche das Gespräch unwillkürlich herbeiführte. Nur noch eine unterthänige Bitte erlauben Sie mir. Zum Dank für die gnädige Aufnahme wünschte ich Ihnen etwas von den Künsten meiner Truppe sehen zu lassen.

Der Oberste zeigte sich beifällig, und der Tag dazu wurde festgesetzt.

Noch an demselben Abend suchte Calzolaro den Pastor auf, um ihm sein Vorhaben gegen des Vaters Testament mitzutheilen. Der gute fromme Mann entsetzte sich davor. Er suchte ihm die Gerechtigkeit des väterlichen Zornes zu beweisen. „Denken Sie sich, junger Mann,“ sagte er, „einen Greis, der dieses in seinem Berufe geworden ist, und sich eines Sohnes erfreut, in dessen Hände er diesen Beruf legen kann. Denken Sie sich einen Sohn von Talent, Kenntniß und Willen dazu. Was hat der Vater weiter zu thun, als dahin zu streben, daß dieser Sohn nach seinem Hinscheiden sein Amt erhalte. Auch hierin begünstigt das Glück Ihren Vater. Der Sohn wird zu seinem Nachfolger ernannt. Und nun, wie sich der Greis ganz geborgen und glücklich glaubt, wird dieser Sohn auf einmal durch lockere Gesellen dem zwar ziemlich unbeachteten, aber doch gewiß ehrwürdigen Kreise seiner Zukunft entrissen! Lieber Schuster, wenn Sie auch damals, als Sie Ihren würdigen Vater heimlich verließen, um zaum- und zügellos in der Welt herumzuschwärmen, seinen Kummer darüber aus Leichtsinne vergessen konnten, so dürfen Sie doch das jetzt nicht mehr; oder ich würde Sie ohne Rückhalt einen Bösewicht nennen. — Und that auch nachher Ihr Vater nicht alles, um Sie auf die gute Bahn zurückzurufen? Aber Sie verstopften Ihr Ohr dem väterlichen Worte.“

„Weil die Verbindung, in der ich damals lebte, Rechte auf mich hatte, die ich nicht wie ein mißfälliges Kleid von mir werfen konnte. Wäre ich mein eigener Herr gewesen, wie jetzt — —“

„Keine Silbe weiter darüber. Nur so viel bitte ich Sie, Ihres Vaters Gebeinen nicht durch Umstoßung seines Willens die gebührende Ehrfurcht zu versagen.“

Wirklich war der junge Mann durch diese Reden und das ehrwürdige Ansehen des Pfarrers schwankend in seinem

Entschlusse geworden. Allein dieser stand schon am folgenden Tage wieder fest. Er hörte nämlich hier und da, mit welcher Erbitterung sein Vater von ihm noch kurz vor seinem Ende gesprochen halte. und wurde dadurch so entrüstet, daß er nun nicht einmal von einem Vergleiche mit der Erbin etwas wissen wollte, den der Pfarrer in Vorschlag brachte.

Selbst der Gutsherr suchte vergebens Vermittler zu werden, und überließ, da er dies sah, die Sache ihrem Gange. Uebrigens fand er Interesse an dem neuen Bekannten von so abentheuerlichem Gewerbe, wohnte mancher Uebung der Equilibristen bei, und ergötzte sich so sehr an der wohlgelungenen Vorstellung, welche Calzolaro zur Freude seiner Familie veranstaltet hatte, daß er ihn zu einer zweiten bewog, worauf er einigen Bekannten aus der Nachbarschaft Einladungskarten schickte.

Bei dieser Gelegenheit sagte Calzolaro: „Bis hierher haben Sie noch gar wenig von meiner eigenen Fertigkeit gesehen. Aber glauben Ew. Gnaden nicht, daß ich immer nur als Kritiker unthätig neben den Leuten stehe. Ich habe meine Kunstsphäre so gut wie diese, und behalte mir vor, Ihnen, ehe ich abreise, mit manchem magnetischen und elektrischen Stücke ein Stündchen, vielleicht nicht unangenehm, zu vertreiben.“

Der Oberste erzählte hierauf, wie er erst vor Kurzem einen Mann dieser Art in der Residenz gesehen, von dem ihm manches recht Wohlgefallen habe. Am meisten sei er durch die sogenannte Bauchsprache überrascht worden, worin derselbe ganz vorzüglich gewesen sei.

„Darin grade,“ antwortete Calzolaro, „glaube auch ich mich mit jedem messen zu können.“

„Das freut mich,“ rief der Oberste. „Besonders müßte ein Gespräch, das jener Mann scheinbar mit einem Todtenschädel hielt, einen großen Effekt hervorgebracht haben, wenn von Gastrologie zuvor gar nicht die Rede gewesen wäre.“

„Wenn Ew. Gnaden beföhlen, so könnte man dies ja versuchen.“

„Schön!“ sagte der Oberste, und fügte, nachdem Calzolaro gute Beweise von seiner Geschicklichkeit in der erwähnten Kunst gegeben hatte, hinzu: „Man müßte das Schauerliche der

Sache noch durch manche Nebenmittel mehr hervorheben, z. B. durch schwarze Bekleidung des Gemachs, Auslöschen aller überflüssigen Lichter, die Wahl der Mitternachtsstunde u.s.w. Es müßte eine Art von geistigem Dessert nach dem Abendtische, ein ganz unerwartetes Schauspiel werden, wobei den Zuschauern etwas Eis über den Körper liefe, damit sie bald darauf, bei Enträthselung der Sache, reichlichen Stoff zum Lachen über ihre eigene Furcht gewännen. Denn ohne einiges Grauen wird es wohl, wenn alles gelingt, für niemand abgehen.“

Calzolaro nahm Interesse an dem Projekt, und versprach, gewiß nichts zu vernachlässigen, was dessen Gedeihen befördern könne.

Ein Kabinet wurde indessen geräumt und schwarz ausgeschlagen. Aber alles möglichst geheim. Nur die Oberstin, auf deren Verschwiegenheit man bauen konnte, war von dem Vorhaben unterrichtet.

Ihr Gemahl hatte sogar einen kleinen Zwist bei dieser Gelegenheit mit ihr. Sie verlangte nämlich, daß zu dem seltsamen Schauspiele das Modell eines Todtenkopfes von Gips angewendet werde, wonach der älteste Junker zeichnete.

Allein der Oberste bestand darauf, daß ein wirklicher Schädel dazu gehöre, weil sonst die Illusion der Zuschauer gar leicht gestört werden könne, auch der Schädel, nachdem man ihn sprechen gehört hätte, zu vollkommener Ueberzeugung, daß es einer sei, den Gästen zum Anschauen herumgegeben werden solle.

„Und woher den Schädel nehmen?“ fragte die Oberstin.

„Dafür wird der Todtengräber schon Sorge tragen.“

„Und welches Todten Ruhe soll durch diesen frivolen Scherz gestört werden?“ fragte die Oberstin.

„Wie sentimental!“ rief Kielholm, der die Sache weit leichter nahm. „Man hört es wohl, daß Du kein Schlachtfeld mit angesehen hast, wo für die Ruhe der Todten nur so lange gesorgt ist, als der Landmann es will, auf dessen Acker sie eingeschart liegen.“

„Gott bewahre mich auch für solchem Anblick!“ sagte die Oberstin und entfernte sich, da sie wohl merkte, daß der Gemahl für ihre Einwendungen durchaus keine Empfänglichkeit besaß.

Auf sein Geheiß schaffte der Todtengräber einmal des Abends einen wohlerhaltenen Schädel herbei.

Am Morgen des für das eigene Schauspiel festgesetzten Tages sann Calzolaro eben im nahen Wäldchen über die Anrede an den Todtenkopf und dessen Antworten, auch darüber nach, wie der Schädel am besten zu placiren sei, um sogleich dem Verdacht entgegen zu arbeiten, als ob seine Antworten durch Communication mit einer versteckten Person hervorgebracht würden. Da kam der Pfarrer vom Filiale gefahren, wohin er in der Nacht zu einem Sterbenden war geholt worden. Der fromme Mann, der in diesem zufälligen Zusammentreffen einen Fingerzeig des Himmels zu finden glaubte, ließ halten, um den Abentheurer nochmals zu einem Vergleiche zu rathen. „Ich habe,“ sagte er, „von der Erbin Ihres Vaters erst gestern Abend einen Brief erhalten. Um alle öffentliche Störung der letzten Verfügungen des würdigen Mannes zu vermeiden, bietet sie Ihnen die Hälfte des ihr zugesprochenen Vermögens freiwillig an. Das werden Sie doch wohl dem ungewissen Ausfalle eines für Sie auf keine Weise ehrenvollen Prozesses vorziehen?“

Allein Calzolaro blieb dabei, daß die Gesetze zwischen ihm und dem Erblasser entscheiden sollten. Der rechte Gesichtspunkt war dem jungen Manne verrückt, aus dem er seines Vaters Widerwillen gegen ihn hätte beurtheilen sollen. Der Pfarrer, der alle Bitten und Vorstellungen verschwendet sah, verließ ihn im Zorne, und Calzolaro ging langsam in den Gasthof zurück, um den Equilibristen ihr Pensum für den heutigen Tag aufzugeben und ihnen zugleich zu sagen, daß er zwar nicht in der Nähe seyn, aber doch von weitem alles Vorzügliche wie alles Fehlerhafte beobachten werde. Auch das, daß er sich den Gästen nicht als Vorsteher dieser Gaukler zeigen wollte, war ein Kunstgriff auf die Nacht berechnet, wo er als ein gänzlich Unbekannter das Räthselhafte der Scene zu erhöhen dachte.

Das Voltigiren und Seillanzen lief vorzüglich ab. Je seltener die auf dem Lande lebenden Gäste etwas Bedeutendes in diesen Künsten zu sehen bekamen, desto mehr fanden sie sich veranlaßt, die Kräfte der Truppe zu bewundern und zu erheben. Besondern Beifalls genossen die Kinder, die für ihr Alter in der That nicht wenig leisteten. Das Mitleid mit einem bedauernswürdigen Schicksale ging dem Beifall zur Seite, und

die Damen beeiferten sich durch kleine Gaben freundliche Gesichter hervorzulocken.

Die Geschicklichkeit der Truppe war den ganzen Nachmittag der Gegenstand des Gesprächs, ja der Abendtisch hatte noch viel davon zu hören, bis der Hausherr, welcher bis dahin häufig ab- und zugegangen war, endlich ebenfalls festen Platz nahm und also anfang: „Ich freue mich, meine gnügsamen Freunde mit dem kleinen Schauspiele, das ich ihnen zu geben hatte, so zufrieden zu sehen. Ich freue mich um so mehr darüber, daß ich manches Natürliche mit dem Namen: unbegreiflich belegen höre, da ich im Stande bin, noch diesen Abend etwas in der That Unbegreifliches Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Es ist nämlich in diesem Augenblicke ein Mann auf meinem Gute, der einen so seltsamen Verkehr mit der Geisterwelt hat, daß er die Todten selbst zur Antwort auf seine Fragen zu nöthigen versteht.

„Ei,“ sagte eine Dame lachend, „machen Sie uns nicht bange!“

„Jetzt spotten Sie,“ versetzte der Oberste, „aber ich wette darauf, daß Ihre Laune bei der Scene ein wenig erschüttert werden soll.“

„Ich gehe die Wette ein!“ war die Antwort.

Die Uebrigen traten der ungläubigen Dame bei, und erklärten sich so laut und übermüthig gegen die Wahrheit von dergleichen Schauerscenen, daß der Oberste für den Effekt der vorhabenden wirklich besorgt zu werden anfang, und gewiß die ganze Sache unterlassen hätte, wenn er nicht von seinen Gästen selbst beim Worte gefaßt worden wäre.

Die Gäste gingen noch weiter. Sie drangen in den Wirth, sie doch nicht so lange auf die versprochenen, großen Dinge warten zu lassen. Aber der Oberste, der, um nur einigermaßen seine Rolle zu behaupten, den Spott, welcher sie dazu antrieb, ganz ignorirte, versicherte ernstlich, daß vor der Mitternachtsstunde das Experiment durchaus unmöglich sei.

Endlich schlug die Thurmuhur zwölfmal, und der Hausherr winkte den Bedienten, daß sie einige Reihen Stühle vor die Thür eines Seitenkabinetts setzten. Dann lud er die Gäste ein, auf diesen Stühlen Platz zu nehmen, und befahl, als das geschehen war, das Auslöschen sämmtlicher Lichter.

Während dieses vor sich ging, sagte er: „Noch will ich meine Freunde vor allem Vorwitz gewarnt haben!“

Es war in der That, als ob das Ernste und Feierliche dieser Worte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung mache, welcher schon der Schlag der Mitternachtsstunde und dann das Verlöschen eines Lichts nach dem andern einen Theil ihres Unglaubens benommen zu haben schien.

Dazu erschollen aus dem Gemache, vor dem die Versammlung saß, der Geisterbeschwörung tiefe, wunderliche Töne, die von abgemessenen Hammerschlägen unterbrochen wurden, bis endlich beide Flügelthüren auseinander flogen, und aus der Weihrauchwolke, welche das ganze Kabinet ausfüllte, nach und nach die mit einfachem Schwarz bekleideten Wände zum Vorschein kamen, nebst einer ebenfalls schwarz umhangenen Ara, von der ein Tottenkopf die Gesellschaft schauerlich anblickte.

Schon jetzt schienen die Athemzüge der Anwesenden lauter und unsicherer zu werden als zuvor. Ja, die Unruhe vergrößerte sich, jemebr allmählig der Weihrauchnebel dem klaren Lichte weichen mußte, das von einer an dem Platfond befestigten großen Alabasterlampe ausging. Auch blickten die meisten sehr besorgt um sich, wie sie ein Geräusch hinter sich vernahmen, welches beiläufig gesagt, von niemand herrührte, als ein Paar Hausofficianten, denen der Oberste erlaubt hatte, die Scene in einiger Entfernung mit anzusehen.

Nach einer Minuten langen Todtenstille trat endlich Calzolaro von der Seite hervor. Ein langer Bart hatte sein noch ziemlich jugendliches Gesicht dermaßen verändert, daß er, selbst wenn ihn jemand von den Anwesenden schon früher gesehen gehabt hätte, schwerlich wieder erkannt worden wäre. Die morgenländische Kleidung, die er zu dem Akt gewählt hatte, kam dazu, so daß schon sein Auftreten allein eine große Wirkung hervorbrachte.

Um sogleich durch den Stolz auf seine höhere Kunst zu imponiren, hatte der Oberste ihm geheißen, ohne alle Verbeugung und höfliche Anrede an die Versammlung aufzutreten, auch überhaupt eine Sprache zu führen, welche von der gewöhnlichen Umgangssprache um ein Merkliches abwicke.

Ein mystischer Galimatias, meinten beide, würde dabei gar nicht zu verwerfen seyn.

Calzolaro begann daher mit tiefer, erschütternder Stimme:

„Das Leben ist da, um sich in den schwarzen Schlund, den wir Tod nennen, hinabzutauchen, und dort einem ganz neuen, stillen Reiche einverleibt zu werden. Es aus diesem Reiche wieder hervorzuziehen, darin besteht der Zweck aller höhern Kunst. Mögen Thoren und Schwachköpfe von Unmöglichkeiten schwatzen, der Weise beklagt sie, die nicht wissen, was möglich oder unmöglich, was wahr oder falsch, was Licht oder Schatten ist, die die großen Geister nicht kennen und begreifen, welche aus den stummen Grüften und Gräbern, aus den zerfallenen Gebeinen der Abgeschiedenen eine so schauerliche als wahre Sprache vor das erstaunte Ohr der Lebenden bringen. —

An Euch, die Ihr hier versammelt seid, vorerst ein warnendes Wort. Hütet Euch durch irgend eine vorwitzige Frage die Rache des Geistes zu reizen, der von meinem ersten Worte an diesen Totenkopf unsichtbar über ihm schweben wird. Versucht übrigens Euer Grauen zu mäßigen, und höret alles in Demuth und Ruhe. Denn ich nehme die Gehorsamen in meinen mächtigen Schutz, und lasse nur die Frevler von dem wohlverdienten Verderben ereilen.“

Der Oberste bemerkte mit innigem Wohlgefallen, welchen Eindruck diese hohlen, mit der nöthigen Pracht und Anmaßung ausgesprochenen Worte auf die vor Kurzem noch so ungläubige Versammlung machten.

„Die Sache gelingt besser als ich mir eingebildet hätte!“ flüsterte er seiner Gemahlin zu, die jedoch kein Wohlgefallen an der Scene bezeugte, ja sie einzig ihrem Gatten zu Liebe mit abgewartet hatte.

Calzolaro fuhr indessen fort: „Betrachtet diesen Schädel. Armselig und hülflos, wie er jetzt vor Euch liegt, gehörte er einst einem der stolzesten, unmäßigsten Tyrannen. Meine geheime Kunst öffnete die Riegel, welche das marmorne Grabgewölbe einer Reihe von Fürsten verschloß. Und nun ist er da, dem Geweihten der Geister Rede zu stehen über sein ganzes, einst so furchtbares Herrscherleben. Erzittert nicht, wie sehr er auch in Drohungen gegen mich und Euch ausbrechen sollte. Denn nur vergebens wird seine Ohnmacht sich mit der verschwundenen

Größe gegen meine Herrschaft über ihn zu sträuben suchen, wenn keine strafbare Voreil von Eurer Seite den stillen Gang meiner ernstesten Fragen zu unterbrechen sucht.“

Nach diesem öffnete er eine der Versammlung unsichtbare Seitenthüre des Kabinetts, langte eine Kohlenpfanne herein, streute Weihrauch darauf und ging dreimal damit um die Ara herum, unverständliche Laute nach allen vier Ecken aussprechend. Dabei zog er ein Schwert, mit dem er umgürtet war, aus der Scheide, und hieb damit in den Weihrauch hinein, auch einigemal mit entsetzlich verzogenem Gesichte und als ob er den Schädel zerspalten wollte, nach tiefem, den jedoch sein Schwert unberührt ließ. Darauf faßte er ihn mit der Spitze des Schwertes an, hielt ihn vor sich hin und trat damit den geängsteten Zuschauern näher.

„Wer bist du, elender Staub, hier auf meiner Degenspitze?“ fragte Calzolaro, und das noch mit festem Auge und gut abgemessener Stimme. Aber kaum ist die Frage aus seinem Munde, so erleicht er plötzlich, sein Arm erzittert, die Knie schwanken. Die starren, auf den Schädel gerichteten Augen vergehen ihm. Kaum daß er zuvor noch das Schwert und den Totenkopf auf die Ara zu legen vermag, sinkt er plötzlich und mit allen Merkmalen eines grenzenlosen Entsetzens zu Boden.

Die außer Fassung gerathenen Gäste sehen den Wirth, der Wirth sieht die Gäste an. Niemand weiß, ob dieser räthselhafte Vorfall mit zur Sache gehöre, oder wie er sonst zu erläutern seyn möchte.

Die Versammlung ist aufs höchste gespannt. Man wartet noch lange, aber der Aufschluß will sich nicht finden. Endlich regt sich Calzolaro wieder und fragt, ob sein verstorbener Vater wieder hinweg sei?

Hat man sich vorher verwundert, so erstaunt man nun. Der Oberste will wissen, was diese Sonderbarkeiten zu bedeuten hätten, und ob er die Versammlung mit dem versprochenen Todtengespräche zum Besten gehabt habe?

Calzolaro äußert hierauf, er wolle sich in alles ergeben und jede Bestrafung seines unseligen Frevels gern erleiden, nur bitte er inständig, daß der Schädel wieder an seine Ruhestätte gebracht werde.

Er hatte alle Haltung verloren und stand auch nicht eher vom Boden auf, bis die Oberstin seiner Bitte nachgegeben und Befehl ertheilt hatte, den Todtenkopf sogleich auf den Gottesacker zu schaffen, um ihn wieder beerdigen zu lassen.

Bei dem so ganz unerwarteten Ausgange der Sache verwendete sich kein Auge von dem vor Kurzem noch so hochfahrenden Redner, welcher gar nicht wieder zu Athem kommen konnte und von Zeit zu Zeit stehende Blicke herüberwarf, daß man sich nur so lange gedulden möchte, bis seine Kräfte wieder zum Vortrag, gesammelt seyn würden.

Der Oberste erzählte inzwischen den Anwesenden, welch ein Scherz auf eine bis jetzt noch unerklärliche Weise verfehlt worden war. Endlich fing Calzolaro sehr kleinmüthig an:

„Das Gaukelspiel, das ich vorhatte, hat gar furchtbar für mich geendigt. Zum Glücke scheint der höchstgeehrtesten Versammlung der schreckliche Anblick erspart worden zu seyn, dem ich wohl um alles Bewußtseyn bringen mußte. Denken Sie sich, daß kaum, da ich den Schädel mit dem Schwerte aufgehoben und angedet habe, er mir auch ganz in der Gestalt meines verstorbenen Vaters erscheint. Ob es mein Ohr war, das seine Worte selbst hörte, weiß ich nicht, noch wie sonst mir der Sinn der Anrede: „Erzittre Vaternörder, wenn Du nicht umkehrst und den Weg erwählst, den Du schändlicher Weise verlassen hast,“ beigebracht wurde.“

Die grausende Erinnerung beengte den Athem des Abentheurers dergestalt, daß er nicht weiter zu sprechen vermochte. Der Oberste erklärte indessen der Versammlung in der Kürze, was dieser dunkel in der Rede seyn mußte.

Darauf sagte er zu dem reuigen Gaukler: „Da Ihnen Ihre Phantasie nun einmal den befremdenden Streich gespielt hat, so ersuche ich Sie, ihr, um künftigen ähnlichen Vorfällen auszuweichen, wenigstens in so weit zu gehorchen, um mit der Erbin Ihres verstorbenen Vaters den angebotenen Vergleich einzugehen.“

„Nein, gnädiger Herr,“ erwiderte er, „keinen Vergleich! Dadurch würde meine Schuldigkeit nur halb erfüllt. Alles soll ihr gehören und der Prozeß niedergeschlagen werden.“

Zugleich versicherte er, daß er seine zeitherige Lebensweise aufgeben und den Wunsch seines Vaters ganz erfüllen wolle.

Der Oberste äußerte hierauf, daß dies ein sehr guter Gedanke sei, der ihn mit dem Striche durch die Rechnung, den er ihm diesen Abend gemacht habe, gänzlich aussöhne.

Die Versammlung ermüdete nicht mit mancherlei, zuweilen recht seltsamen Fragen an den Geisterseher. Unter andern verlangte man zu wissen, ob der Kopf, der ihm erschienen sei, leichenähnlich oder gesund ausgesehen habe.

„Vermutlich das erste,“ war seine Antwort. „Die grausende Wirkung des Ganzen hatte mich so zermalmt, daß ich das Einzelne wohl darüber vergessen mußte. Denken Sie sich nur einen Sohn, der auf dem Schwerte in seiner Hand den Kopf seines eigenen Vaters erblickt! Der bloße Gedanke könnte ja schon allein zum Wahnsinn führen.“

„Hätte ich doch nicht geglaubt,“ sagte der Oberste, nachdem er den Geisterseher lange angeschaut hatte, „daß das Gewissen eines Mannes, der wie Sie die Welt durchstreift hat, seiner Einbildungskraft noch so viel zu schaffen machen würde.“

„Also, gnädiger Herr, Sie zweifeln an der Wirklichkeit der Erscheinung? Ich meines Orts bin bereit, darauf den fürchterlichsten Eid abzulegen.“

„Ihre Behauptung widerlegt sich von selbst. Wir alle hier haben ja ebenfalls Augen für das Wirkliche, und niemand sah etwas, als einen gewöhnlichen Tottenkopf.“

„Das kann ich freilich nicht erklären. Aber noch mehr; ich bin sogar überzeugt — woher ist auch mir ein Räthsel — doch überzeugt, wie von meinem eigenen Leben, daß dieser Schädel wirklich der Schädel meines Vaters selbst müsse gewesen seyn. Auch hierauf erbiere ich mich zu dem schauerlichsten Eide.“

„Ihnen den Meineid zu ersparen, soll sogleich vom Todtengräber Auskunft eingeholt werden.“

Der Oberste ging hinaus, um dies anzuordnen. Als er nach einer Weile wieder hereinkam, sagte er: „Wunderbar genug ist der Todtengräber hier im Hause, aber nicht in dem Zustande Antwort zu geben. Um das Schauspiel, welches ich meinen Gästen zugedacht hatte, ebenfalls mit anzusehen, hat er sich unsern Leuten beigeesellt, welche zu demselben Zwecke die

Thüre, durch welche die Rauchpfanne hereingegeben wurde, leise geöffnet haben. Zugleich mit unserm Geisterseher ist auch der Todtengräber umgesunken und bis diesen Augenblick noch nicht wieder zum Bewußtseyn gelangt, obschon alle hierher gehörige Mittel Versucht worden sind.“

Einer der anwesenden Herren behauptete jetzt, daß ein starker Liquor, den er, der ebenfalls zu Ohnmachten geneigt sei, bei sich zu führen pflege, die hartnäckigsten Zufälle dieser Art jederzeit zuverlässig vertreibe.

Die ganze Versammlung begleitete ihn zu dem Kranken. Aber auch dieses Mittel schlug nicht an. „Unfehlbar ist der Mann ein Kind des Todes,“ sagte der Herr.

Die Thurmuhr, welche eben die erste Stunde nach Mitternacht ansagte, mahnte zum Aufbruch. Doch die Regung, die unmittelbar darauf in dem Ohnmächtigen von selbst sich zeigte, hielt die Gäste beisammen.

„Gott sei Dank,“ rief der Erwachende, „daß er nun wieder zur Ruhe ist!“

„Wer, Alter?“ fragte der Oberste.

„Der selige Schulmeister!“

„Hat denn der Schädel wirklich diesem gehört?“

„Ach, wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen, ja. Alte Leute und Vorwitz; man sollte es kaum glauben. Aber ich habe doch welchen gehabt. Nun ist es so gekommen.“

Aus diesen räthselhaften Worten war wenig zu nehmen. Daher fragte der Oberste, wie er auf die Idee gerathen sei, just des Schulmeisters Schädel herauszuholen?

„Eben aus gottlosem Vorwitz. Da spricht man immer, daß, wenn Kinder die Schädel ihrer verstorbenen Eltern nach Mitternacht anreden, diese Schädel wieder zu leben anfangen. Das wollte ich denn versuchen, mache aber in meinem Leben den Versuch nicht noch einmal. Zum Glück ist der Schädel nun wieder zur Ruhe.“

Man fragte ihn, woher er das wisse? und er antwortete, daß er alles in seinem Todtenschlafe gesehen habe. Schlag eins sei seine Frau damit zu Stande gewesen. Dabei beschrieb er die Art ihres Verfahrens nebst allen Umständen.

Die Versammlung war von dem mancherlei Unerklärlichen wieder so munter geworden, daß sie nun auch die Rückkehr des Bedienten abwarten wollte, den der Oberste deshalb sogleich an die Frau des Todtengräbers abschickte. Wirklich verhielt sich alles, wie dieser gesagt hatte. Schlag ein Uhr war der Schädel neubeerdigt gewesen.

Die sonderbaren Vorfälle hatten sämtlichen Anwesenden eine weit schauerlichere Nacht herbeigeführt, als der Oberste ihnen zgedacht hatte. Seine eigne Einbildungskraft war so aufgereizt, daß ihm jeder leichte Windstoß, jedes knisternde Bret als die Vorboten eines unwillkommenen Zusammentreffens mit der Geisterwelt erschienen.

Mit dem ersten Morgenlichte verließ er daher sein schlafloses Bette, um am Fenster zu sehen, was für ein Leben schon vom Gasthofs her sich hören ließ. Es waren die Gaukler, welche schon fix und fertig auf den Wagen saßen, um abzufahren. Calzolaro fehlte noch.

Aber bald erschien er ebenfalls an den Wagen. Man nahm wirklich Abschied von ihm. Besonders schienen die Kinder diese Trennung sehr ungern zu sehen.

Die Wagen gingen ab, und der Oberste winkte dem Zurückbleibenden.

„Fast muß ich fürchten,“ redete er ihn beim Eintreten an, „daß Sie die Truppe schon heute gänzlich aufgegeben haben?“

„Und sollte ich dies nicht, gnädiger Herr.“

„Es ist meines Erachtens ein fast so übereilter Schritt als der, welcher Sie in diese Verhältnisse verflocht. Sie hätten doch darauf denken müssen, das kleine Kapital, das in der Sache steckt, mit guter Gelegenheit herauszuziehen.“

„Sie vergessen, Herr Oberster, was mir begegnet ist, und daß ich keinen ruhigen Augenblick mehr unter jenem fast nur halb menschlichen Kreise haben würde. Der Anblick von voriger Nacht erstarrt mir noch immer das Blut in den Adern, wenn ich ihn in mein Gedächtniß zurückrufe. Alles muß sogleich zur Versöhnung des schwerbeleidigten Schattens geschehen. Uebrigens habe ich mich noch ganz leidlich aus den Verhältnissen gezogen, die wahrlich auch nichts Annehmliches hatten. Denken Sie sich nur das Unglück, einem Trupp

zusammengelaufener Menschen vorzustehen, die um einen Bissen schlechten Brotes das Leben jeden Augenblick aufs Spiel zu setzen gezwungen sind. Alles dabei nichts als leerer Schein, Alles muß zusammengegeizt werden, um dem Ganzen seine kümmerliche Existenz zur Nothdurft zu fristen.

Die Skelette von Pferden mögen als traurige Beweise dienen. Der Lustigmacher bei der Truppe, ein Mensch ohne alles Gefühl, hat längst nach Uebnahme derselben getrachtet. Er ist, ich weiß es sicher, schon damit umgegangen, mich auf irgend eine Weise aus der Welt zu schaffen, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Daher kann man es wohl nicht Uebereilung nennen, wenn ich ihm auch für ein geringes Geld meine Rechte baldmöglichst abgetreten habe. Niemand dauert mich als die armen Kinder. Gern hätte ich sie ihm abgekauft, um sie der unseligen Laufbahn zu entziehen, aber um keinen Preis waren sie ihm feil. Mein Trost ist noch, daß die schlechte Behandlung, die ihrer bei ihm unfehlbar wartet, sie vermuthlich zur Flucht antreiben und so einer bessern Bestimmung zuführen wird.“

„Und Sie, was denken Sie anzufangen?“

„Was ich gesagt habe. Irgend ein kleiner unbekannter Winkel Deutschlands soll dem Berufe gewidmet werden, den mein Vater mir zugedacht hatte.“

Der Oberste bat ihn, noch einige Tage zu warten, weil er vielleicht etwas für seine Zukunft thun könne. Inzwischen kam auch die Erbin seines Vaters, um sich mit ihm zu besprechen. Als er ihr seinen Entschluß eröffnete, ersuchte sie ihn, die Hälfte der Erbschaft wenigstens als freies Geschenk von ihr nicht zurückzuweisen. Das milde gutmüthige Wesen der hübschen Person gefiel ihm dergestalt, daß er sich bald gar um ihre Hand bewarb. Er erhielt die Zusage darauf und der Oberste sorgte nun um so lieber für den Mann, der sich sein Wohlgefallen erworben hatte. Auf einem fernen Gute, das seiner Gemahlin zugehörte, befriedigte er Calzolaro's Verlangen, seines Vaters Beruf fortzusetzen. Ehe er dahin abging, sucht, er seinen deutschen Namen wieder hervor. Auch besorgte der vor Kurzem noch über seinen Starrsinn erzürnte Pastor im Beiseyn der Gutsherrschaft die Trauung des frohen Paares, dem ein artiges Fest auf dem Schlosse bereitet wurde.

Am Abend, als die Sonne kaum untergegangen war, und die Neuvermählten etwas entfernt von den Uebrigen im Laubgange sich einem tiefen Nachsinnen zu überlassen schienen, da sahen sie einander plötzlich an, und es war ihnen, als ob jemand ihre Hände ergriffe und in einander legte. Wenigstens versichern sie, der Trieb, sich die Hand zu reichen, sei so rasch und unwillkürlich in beiden zugleich entstanden, daß sie selbst ein Befremden darüber angewandelt habe.

Einen Augenblick später hätten sie auch beide die Worte gehört: „Gott segne Euch!“ und zwar ganz deutlich von der Stimme des verstorbenen Vaters ausgesprochen.

Kurze Zeit darauf äußerte der neue Ehemann gegen den Obersten, daß ihn ohne diese tröstlichen Worte das schreckliche Bild aus jener frevelhaften Nacht gewiß Zeitlebens verfolgt und seine seligsten Stunden plötzlich vergiftet haben würde.

Die schwarze Kammer.

Anekdote.

Unser Journalistikum bestand nur aus drei Personen. Aktuarium Wermuth gab die gelehrten Blätter, Stadtphysikus Bärmann die eleganten, und ich, was weder gelehrt noch elegant, oder beides zusammen war. Gleichwol hatten wir unsre Convente und Schmause so gut als andre Journalgesellschaften, ja, wir übertrafen alle andre darin, denn wir hatten täglich Convent und Schmaus, sobald der Aktuarium seine Delinquenten und der Stadtphysikus seine Patienten abgefertigt hatte. Diese beiden kamen dann zu mir, und bei einer Pfeife Tabak und einem Krug Bier lasen, wir uns das neueste aus der Literatur vor und machten unsre Bemerkungen darüber.

Der Aktuarium ließ heute länger als gewöhnlich auf sich warten. Wir schmälten ein Viertelstündchen und beschlossen dann, ohne ihn, unsre literarischen Lektionen anzufangen. *Der allgemeine Anzeiger* lag schon als das neueste auf dem Tische und von der Post kam eben das graue Couvert mit dem *Freimüthigen* an. Wir hatten also keine Zeit zu verlieren. Ich ergriff den *Anzeiger*, dein mein Liefer- und Lese-Departement gehörte, und las.

Das erste Blatt enthielt gerade die Vorhaltung an den *Freimüthigen*, wegen der grauen Stube. Ich las mit heimlicher Freude, denn ich hatte schon früher mit dem Stadtphysikus über die *graue Stube* disputirt, und hoffte mit diesem Alliirten in der Hand, ihn und seinen Gespensterglauben auf das Haupt zu schlagen.

Mich hat es lange gewundert von dem *Freimüthigen* — sagt' ich — der doch sonst auf Realitäten hält, und obendrein in Berlin die Aufklärung aus der ersten Hand haben kann, daß er solche Dinge aufnimmt, und sein Blatt gleichsam zu einer Obskurantenpropaganda macht. Nun bin ich neugierig, wie er sich rechtfertigen wird.

Wie?— fuhr der Stadtphysik auf — mit Schweigen, wie's so ein Gegner verdient! — Dabei warf er sich in die Lehne des Stuhls, und zog so kräftig, daß Pfeife und Mund wie zwei vulkanische Krater dampften.

Aber, ich bitte dich — fuhr ich fort — wer soll denn solche Dinge glauben, von wandelnden Todtengerippen und der geistigen Gertrud, die sich anfühlen läßt und Lichter anzündet, wie das allerkörperlichste Kammermädchen.

Aber ich bitte dich — erwiderte er etwas erhitzt — wer soll denn glauben, daß ihr Aufgeklärten allein alle Weisheit besitzet, und der Natur auf die Hände sehn könnet, was sie damit zu wirken vermag, oder nicht? Ihr schwatzt und schwatzt, und je weniger ihr von einer Sache versteht, desto lauter sprecht ihr darüber ab.

Er stopfte dabei so nachdrücklich den Finger in seine Pfeife, daß der Kopf abbrach, und die glimmende Asche auf den Stuhl fiel.

Excüse! — fuhr er fort, und stäubte den Stuhl ab — nimm's nicht übel, sie nehmen doch immer schlechtern Ton zu den Pfeifen. Ja, was ich also sagen wollte, Herzenskinder, du hast als Schulcollaborator nicht die Gelegenheit, dich mit der Natur und ihren Kräften, so bekannt zu machen, als wir Aerzte. Glaub wir's nur, wir wissen so blutwenig von dem, was die Natur kann und nicht kann, und wie sie etwas bewirkt, daß — daß —

Daß es nicht zu begreifen ist, wie ihr einen Schnupfen kurirt — fiel ich ein.

Warum glaubt ihr denn, daß wir's können? — nahm er schnell das Wort — Warum schickt ihr denn meilenweit nach uns, und consulirt uns und thut Verständniß und Beutel gegen uns auf? Da habt ihr's! Ihr glaubt, was ihr eben wünscht, und wobei ihr euch am wenigsten zu inkommodiren braucht. So macht ihr's im Moralischen, im Politischen und überall. Habt ihr nicht schon Leute arretirt, weil sie sagten, der Feind habe eine Schlacht gewonnen? Er kam aber darum doch zu euch ins Land, und so kommen auch Geister zu euch ins Haus, und wenn ihr die Obskuranten, wie ihr sie nennt, alle zum Kukuk jagtet.

Fast sollt' ich glauben — sagt' ich kopfschüttelnd — du habest selbst einmal Geister gesehn.

Nun — antwortete er — ich will mich eben nicht für einen Geisterseher ausgeben, aber so etwas ähnliches, wie dem Blendheim in der grauen Stube, ist mir auch passirt, und,

wunderlich genug, meine Schlafstelle hieß *die schwarze Kammer*.

Jetzt half es nichts, der Stadtphysikus mußte von der *schwarzen Kammer* erzählen. Nach kurzem Weigern stopfte er sich eine frische Pfeife, verbat sich alles Lachen, und fing an:

Ich hatte meine Universitätsstudien beschlossen, und famulirte, um mir Bekanntschaft zu machen, einige Jahre bei dem Doktor Wendeborn, der damals die stärkste Praxis hatte. Weil ich für einen guten Reiter galt, so überließ er mir hauptsächlich seine auswärtigen Kranken und machte es sich auf seine alten Tage bequem. So schickte er mich unter andern einmal auf ein benachbartes Rittergut zu dem Oberstlieutenant von Silberstein, dessen Tochter an einem heftigen Nervenfieber lag. Viel zu helfen war nicht mehr, indessen verordnete ich Medicin und Diät, wie die Umstände es mit sich brachten, und wollte mich wieder auf den Weg machen. Aber die Eltern ließen mich schlechterdings nicht fort, wiewol ich ihnen meine Verordnung schriftlich hinterlassen wollte, damit kein Mißgriff in der Behandlung der Kranken möglich sei. Ich mußte also bleiben. Die Frau vom Hause ließ mir geschwind ein Zimmer zurecht machen, und weil die Kranke etwas ruhig war, entfernte ich mich bei Zeiten Abends von der Familie.

Das ganze Schloß sah ziemlich finster aus, und mein Stübchen war eben nicht das freundlichste darin. Die altväterischen schweren Thüren waren schwarz angestrichen, und eben so die getäfelte Decke und das Holzwerk, das sich von den Fenstern unten an den Wänden hinzog. Kurz, mir gefiel nichts, als das Bett, das schneeweiß überzogen, an der Wand hinter schweren grünseidenen Vorhängen stand.

Ich setzte noch einen ausführlichen Bericht über den Krankheitszustand des Fräuleins an meinen alten Herrn auf, und gähnte bei jedem Komma. Da pochte etwas an meine Thüre. Ich fuhr ein wenig zusammen, faßte mich aber geschwind, und rief, so barsch ich konnte: Herein! Dasmal aber war es nichts bedenkliches, sondern der Jäger des Oberstlieutenants, der nachfragen wollte, ob ich vielleicht noch etwas zu befehlen hätte. Ich erzähle mit Vorsatz jede Kleinigkeit, denn in solchen Dingen muß man pünktlich seyn, bis zur Pedanterei, wie bei einem *Visum repertum*.

Der Jäger war ein junger, artiger Mensch, wir sprachen von diesem und jenem, unter andrem fragte er mich, ob es mir nicht zu einsam in dem Stübchen vorkäm und erbot sich bei mir zu bleiben. Ich lachte ihn aus, denn er schien mir sogar selbst in dem düstern Behältniß ängstlich zu werden, und sah sich bei dem geringsten Geräusch bedenklich in allen Winkeln um. Endlich erzählte er mir, mein Stübchen heiße die schwarze Kammer, und man trage sich mit allerhand seltsamen Erzählungen davon, welche jedoch der Herrschaft verborgen bleiben müßten, um ihr nicht den Aufenthalt zu verleiden.

Er erzählte mir auch manches Histörchen von Spukereien und erbot sich nochmals recht angelegentlich bei mir zu bleiben, oder sein Schlafzimmer, welches weit, freundlicher gelegen sei, mit mir zu theilen. Ich wollte aber durchaus keinen Vorschlag annehmen, der meine Herzhaftigkeit kompromittirt hätte, und weil er sah, daß ich unbeweglich auf meinem Vorsatz blieb, so ging er endlich, und wiederholte noch in der Thür seine Warnung gegen den Unglauben, der schon manchen in das Verderben gestürzt hätte.

Ich war nun allein in der übel berüchtigten *schwarzen Kammer*. Damals, wo ich noch über Geister leichtsinniger dachte, und ungefähr so, wie — gewisse aufgeklärte Leute, glaubte ich Gelegenheit zu finden, meinem Heldenmuthe durch die abgerissene Larve eines Gespenstes ewige Lorbeern zu verdienen, und freute mich auf die nahe Mitternacht. Zuvörderst aber untersuchte ich mein Zimmer auf das genaueste.

Ich verschloß beide Thüren, und verriegelte sie von innen mit einem besondern vom Schlosse ganz verschiedenen Riegel. Ein gleiches geschah mit den Fenstern. Zum Ueberfluß störte ich mit meinem Reisesäbel unter dem Bett und allen Tischen und Schränken umher, und erst, als ich mich genau von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, daß Mensch oder Thier mir einen Besuch machen konnte, kleidete ich mich aus. Das Nachtlicht stellte ich in den Ofen, so daß mein Zimmer völlig dunkel war, denn die Beleuchtung macht mir die Furcht mehr rege, als daß sie mich davon befreien sollte.

Nach diesen Vorbereitungen legte ich mich nieder, und schlief von der vielfachen Ermüdung früher ein, als ich gehofft hatte. Ich war noch im ersten Schlafe, da dünkte es mich, als hört' ich

meinen Namen ganz leise nennen. Ich fuhr zusammen und horchte auf, da hört' ich nochmals ganz deutlich rufen: August! Der Schall kam, wie es schien, aus den Vorhängen meines Bettes. Ich riß die Augen weit auf, sah aber nichts als dichte Dunkelheit um mich. Indessen hatte mich doch der leise Ruf mit einem Fieberfrost übergossen, ich drückte die Augen fest zu und fing an wieder einzuschlummern.

Auf einmal weckt mich ein Rauschen in den Bettvorhängen und der Ruf meines Namens tönt mir noch deutlicher zu. Ich öffne die Augen halb, mein Zimmer kommt mir wie verwandelt vor; es ist von einem wunderbaren Lichte durchdämmert, eine eiskalte Hand berührt mich und neben mir im Bett liegt eine todtbleiche Gestalt im Leichenhemd, die ihren kalten Arm nach mir ausstreckt. Ich schrie im ersten Schreck laut auf, und prallte zurück, im Augenblick geschah ein heftiger Schlag, die Gestalt war verschwunden, und ich sah nichts um mich, als die vorige Dunkelheit. Ich zog die Decke über den Kopf, da schlug die Thurmuhr, ich zählte, es war Mitternacht.

Jetzt ermannte ich mich und sprang ohne Verzug aus dem Bett, um mich sicher zu überzeugen, daß kein Traum Dich getäuscht haben könnte. Ich zündete zwei Lichter an, und untersuchte wie zuvor das ganze Zimmer. Alles war noch in demselben Zustand, wie ich es verlassen hatte, kein Riegel an den Thüren verschoben, kein Fensterwirbel verrückt. Ich ward schon versucht, meine Erscheinung, so klar ich mir auch ihrer bewußt war, dennoch einem Traume, und meiner, durch des Jägers Erzählungen aufgeregten Fantasie zuzuschreiben, als ich, um nichts ununtersucht zu lassen, noch mit dem Licht an mein Bett leuchtete.

Hier lag eine lange schöne dunkle Locke auf meinem Kissen. Diese konnte doch nicht durch Traum und Täuschung hergekommen seyn. Ich hob sie auf, und wollte eben die ganze Begebenheit dieser Nacht niederschreiben, als ein fernes Geräusch mich aufmerksam machte. Ich unterschied bald ängstliches Laufen und Werfen mit den Thüren; endlich kommt es gegen mein Zimmer und es wird hastig und stark an die Thüre gepocht. Ich rufe: Wer da? Stehn Sie schnell auf, Herr Bärmann, antwortet es draußen, das gnädige Fräulein will sterben!

Ich warf mich in möglichster Eil in meine Kleider, und flog nach dem Krankenzimmer; es war zu spät, das Fräulein lag entseelt vor mir. Kurz vor Mitternacht hieß es, war sie vom Schläfe erwacht und nach wenigen schnellen Athemzügen verschieden. Die Eltern waren untröstlich, sie brauchten jetzt selbst meinen ärztlichen Beistand, besonders die Mutter, die durchaus die Leiche nicht verlassen wollte, so daß man sie fast mit Gewalt von ihr trennen mußte. Endlich gab sie nach, doch mußte ich ihr gestatten eine Locke vom Haupt der Todten als Reliquie und Andenken mit sich zu nehmen.

Denke, wie mich schauerte, als ich jetzt in den langen dunkeln Ringeln, die vom Haupte der Leiche herabwallten, die Ebenbilder jenes nächtlichen Geschenks erblickte. Ich ward den Tag darauf gefährlich krank, und, merke wohl! an derselben Krankheit, an welcher meine Patientin verschieden war. Was sagst du nun zu dieser Thatsache, deren Gewißheit ich mit jedem Eide bekräftigen kann?

Es ist in der That sehr sonderbar — antwortete ich — Sprächst du nicht ernsthaft, und hättest du mich nicht versichert, daß du das ganze Zimmer auf das genaueste durchsucht hättest, so möcht' ich fast einige Bedenklichkeiten haben.

Wie ich dir sage— fiel der Stadtphysikus ein — Täuschung war hier durchaus unmöglich. Ich habe mit wachendem Sinn gesehn und gehört, und die Locke setzt vollends alles außer Zweifel.

Gleichwol muß ich dir gestehn — erwidert' ich — ist gerade diese Locke mir ein Anstoß. War deine Erscheinung nicht Täuschung, so mußte sie von einer geistigen Einwirkung, oder wie du es sonst nennen willst, herrühren, diese aber wird mir durch die Dazwischenkamst einer körperlichen Locke etwas zweideutig. Ein Geist, der körperliche Dinge hinterläßt, wird mir sehr verdächtig und macht auf mich denselben widrigen Eindruck, wie ein Schauspieler, der aus seinem Charakter in einen unschicklichen fällt.

Der Stadtphysikus rückte hier ungeduldig mit seinem Stuhle. Gott ehre mir die Konsequenz! — rief er. — Erst glaubt ihr gar keine Geister und werft sie meilenweit von euch; und nun habt ihr gar eine Theorie des gespenstischen Charakters fertig, und kritisier danach die Erscheinungen!

Hier trat der Aktuar ein, und trocknete sich die Stirn. Gewiß aus dem Theater — riefen wir ihm entgegen und hielten ihm die Strafbüchse vor.

Ihr habt gut reden — antwortete er — setzt euch nur hinauf und vernehmt von frühem Morgen an den ganzen geschlagenen Tag durch Spitzbuben, Vagabunden und ander solch Gesindel. Gestern ist wieder ein Pärchen eingebracht worden, das mich heute ein gut Stück Lunge gekostet hat.

Um des Himmels Willen — rief der Stadtphysikus — bleib mir heut mit allen Spitzbuben- und Vagabundenhistorien vom Halse! Wir haben uns hier schon eine Stunde lang über die *graue Stube* herumgestritten, und da liegt noch *Anzeiger* und *Freimüthiger* ungelesen.

Nun zur *grauen Stube* muß ich euch ein Gegenstück geben— fiel der Aktuar ein — Ihr könnt es dem *Freimüthigen* einschicken, wenn ihr wollt, unter dem Titel: *die schwarze Kammer*.

Die schwarze Kammer? — riefen wir beide, der Stadtphysikus und ich, aber jeder in einem andern Tone.,

Ja, ja! — wiederholte der Aktuar — hört an, eine brillante Spitzbuben- und Gespensterhistorie.

Da bin ich doch kurios — murmelte der Stadtphysikus und trommelte dazu aus dem Tische.

Ihr kennt doch — fing der Aktuar an— den Advokat Tippel? — den kleinen Hanswurst, der immer um die Weiber herumflattert— ihr müßt ihn ja kennen!

Ja doch, ja! — riefen wir beide — komm nur zur Sache!

Nun — fuhr er fort — der hat neulich draußen in Raben auf einen Termin vor den Silbersteinischen Gerichten. Die Sache mag sich aber etwas in die Länge ziehn, kurz der Abend kommt heran, ehe Tippel abgefertigt ist. Von Natur, wißt ihr, ist er eben nicht der Herzhafteste, und jetzt haben ihn die Geschichten von Posträubern und Zungenabschneidern so besorgt gemacht, daß ihn kein Mensch durch alle Versprechungen in der Welt des Nachts auf die Straße locken könnte. Silbersteins sind gute Leute, und weil sie seine Angst sehen, so offeriren sie ihm ein Nachtlager auf dem Schlosse.

Tippel nimmt es mit dem größten Dank an, und bittet nur im Voraus um Entschuldigung, wenn er vielleicht zu früh Lärm im Hause machen sollte, denn er müsse mit Tagesanbruch fort. Den andern Morgen läßt sich aber kein Tippel hören und sehen. Eine Stunde nach der andern vergeht, man klopft an seine Thüre, man ruft, man lärmt; kein Mensch antwortet. Endlich wird es den Leuten bedenklich, und sie machen die Thüre mit Gewalt auf. Da liegt Tippel todtenblaß und ohne Besinnung im Bett und sieht aus, als wollt' er eben abscheiden. Endlich durch viel Bemühungen wird er wieder zu sich gebracht, und erzählt nun fürchterliche Dinge, die ihm in der Nacht begegnet waren.

Er hatte sich Abends zeitig zu Bett gelegt, um bei rechter früher Tageszeit sich auf den Weg machen zu können. Wie er noch im ersten Schlafe liegt, weckt ihn ein Pochen an der Thüre. Tippel hat gleich den Kopf voll Schreckenshistorien, schmiegt sich möglichst an die Wand, und versteckt den Kopf unter die Decke. Kaum ist er wieder einen Augenblick eingeschlummert, so weckt ihn von neuem ein dumpfes Rauschen an seinem Bett, und wie er aufblickt, da steht eine weiße Figur vor einem Schranke, den er zuvor in seiner Stube gar nicht gesehn hat, und in dem Schranke glänzt es wie lauter Gold und Silber und Edelstein. Der Geist überzählt seinen Reichthum, klimpert mit Geld, schließt dann den Schrank zu, und nähert sich endlich dem Bette.

Da sieht denn Tippel ein kleines blasses Todtengesicht mit einer altväterischen Kopfbinde um die schwarzen Haare. Es weht ihn eine eiskalte Luft an, und der Geist macht Anstalt sein moderfleckiges Grabtuch abzuwerfen und sich mit Tippeln in das Bett zu theilen. In der Todesangst dreht sich Tippel um, schließt die Augen fest zu und rückt so weit er kann nach der Wand zu. Im Augenblick thut es einen lauten Schrei und einen heftigen Fall in seiner Nähe, der ihm vollends alle Besinnung raubt. So hat er nun gelegen bis früh Morgens, wo ihn die Leute, wie ich euch erzählt habe, halb todt im Bette fanden.

Ihr könnt leicht denken, daß die Sache gewaltiges Aufsehen im Hause machte. Silbersteins, die ohnedies immer Visionen haben, erzählten von einer alten Tante, die sich schon eher sollte gezeigt haben, und von vermauerten Schätzen, die ein Ruthengänger schon dem vorigen Gutsbesitzer angezeigt haben

sollte. Dabei betheuerte Toppel jedes Wort seiner Erzählung und vermaß sich hoch und theuer, sie mit tausend Eiden zu bekräftigen. Er deponirte auch wirklich seine Aussage gerichtlich, aber der Gerichtshalter, der auch zu den Ungläubigen gehört, bestand auf einer Lokalbesichtigung des Zimmers, wo Toppel geschlafen hatte.

Der alte Silberstein wollte zwar nicht daran, und meinte, er möge in seinem Hause mit Geistern nicht anbinden, er könne die *schwarze Kammer* entbehren, und sei zufrieden, wenn der Geist sich mit dieser begnüge; allein der Gerichtshalter behauptete seinen Satz als ein entschlossener Mann, und setzte dasmal seine Meinung gegen den Gerichtsherrn durch.

Die *schwarze Kammer* wurde also geöffnet. Toppel konnte kaum angeben, wo der Schrank mit dem Schatz sollte gestanden haben, denn dem Bett gegenüber waren Fenster, und kein Platz, wo ein Schrank sichtbar oder unsichtbar stehen konnte. Man untersuchte das ganze enge Zimmerchen, aber nirgends fand sich auch nur die geringste Spur von etwas Unheimlichem oder Verdächtigem. Die Gerichtspersonen und alle Zuschauer bewiesen nun unwidersprechlich, daß das Geschehene nicht mit rechten Dingen zugegangen seyn könne.

Toppel erbat sich eine beglaubte Abschrift des Protokolls und seiner Aussage, um sich in allen Zeitungen als ächten und aufrichtigen, gerichtlich attestirten Geisterseher aufführen zu können; da fällt es aber dem Gerichtshalter noch ein, das Bett zu untersuchen, worin der Geisterseher geschlafen hatte. Er schüttelt, rüttelt, pocht und visitirt darin herum, da fährt auf einmal die Bretwand hinter dem Bett wie ein Schieber in Fugen in die Höhe, und es öffnet sich eine Communication mit einem zweiten Bett auf der andren Seite der Wand, und durch dessen Vorhänge die Aussicht in ein allerliebstes nettes Zimmerchen.

I, der Donner!— fiel der Stadtphysikus hier mit drolligem Aerger ein, und schlug sich vor die Stirn. Der Aktuarus verstand die rechte Beziehung seines Ausrufes nicht, und fuhr fort:

Gerade so rief auch Toppel, als der unerwartete Prospekt sich öffnete. Die ganze Gesellschaft passirte nun durch die beiden Betten in das benachbarte Zimmer. Toppel rekognoscirte hier den Wandschrank seines Geistes und die Gutsherrschaft das Schlafzimmer des Kammermädchens. Man eröffnete den

Schrank, der nun zwar nicht, wie Toppel gesehn haben wollte, von Juwelen und Gold und Silber flimmerte, aber doch manch hübsches Stückchen an Silbergeräth, Schmuck und Geldröllchen enthielt. Die hübsche Bewohnerin des Stübchens sollte nun über den Schatz und die nächtlichen Erscheinungen nähere Auskunft geben, aber sie hatte sich mit dem Jäger des Oberstlieutenants unsichtbar gemacht.

Mit dem Jäger? — wiederholte der Stadtphysikus.

Mit dem herrschaftlichen Revierjäger, August Leisegang, bekräftigte der Erzähler.

August heißt der Spitzbube? — fiel der Stadtphysikus nochmals mit Heftigkeit ein — Weißt du das gewiß?

Warum soll ich's denn nicht wissen — erwiderte der Aktuarus etwas verdrüßlich — ich hab' ihn ja eben mit seiner Schönen vernommen. Warum fällt dir der Name auf?

Mein Namensvetter — murmelte der Stadtphysikus gelassen und zupfte an der Halskrause — Erzähl' nur weiter!

Nun, das Uebrige könnt ihr errathen — fuhr jener fort — Die bewegliche Wand, die in uralten Zeiten einem Schloßherrn Dienste geleistet haben mochte, war vergessen und von dem Liebespärichen neu entdeckt und benutzt worden. Toppel hatte nun im Schlaf an die Feder gedrückt und die Wand gehoben, das war das Rauschen, das ihn geweckt hatte, das Kammermädchen hatte dann, wie sie statt des Jägers den fremden Gast in ihrem Bett fand, aufgeschrieen, und den Schieber fallen lassen, das war der Fall, den Toppel gehört hatte. So erklärte sich nun alles ganz natürlich.

Man schickte nun den Leutchen Steckbriefe nach, und gestern wurden sie richtig von unsern Gerichtsdienern eingebracht. Da hab' ich denn seit Morgens gesessen und vernommen, der größte Spaß aber dabei war, daß Toppel von ungefehr dazu kommen mußte und sich nun todärgern wollte, wie er das nette rothbäckige Schwarzköpfchen sah, vor dem er, als vor einem leichenblassen todten Geizhalse, in der Nacht die Augen fest zugeedrückt hatte. Das soll mir nicht wieder passiren, sagte er, und wollte einen von den versäumten Küssen nachholen, aber der kleine, schwarzäugige Schelm drehte sich so flink, daß Toppels Lippen gerade mit der rothen Nase des Gerichtsfrohns

zusammenstießen. Nehmen Sie sich in Acht, sagte sie, der erste April kommt alle Jahre wieder, und will jedesmal sein Recht haben.

Krabbe du! — murmelte der Stadtphysikus, der nun sein Abenteuer noch einmal zum Besten geben mußte.

Aber — schloß er, als wir ausgelacht hatten — wenn ich euch auch meine *schwarze Kammer* preiß gebe, die *graue Stube* disputirt ihr mir doch nicht weg! Und nun zur Lektüre!

Er griff nach dem *Freimüthigen*. Die *graue Stube*! — rief er — Das ist ja ein altes Stück! Wir besahen es; das Datum war neu. Der Stadtphysikus las. Aber eh' er zu Ende kam, warf er das Blatt derb auf den Tisch, denn es enthielt nichts anders, als die sonnenklare Auflösung der bekittelten und verschrieenen Wunder der *grauen Stube*.

Geht mir — rief er — wir leben in einer schlechten Zeit! Alles Alte geht zu Grunde, nicht einmal ein rechtschaffenes Gespenst kann sich mehr halten. Komme mir keiner wieder mit einer Gespensterhistorie!

Bewahre! — erwiderten wir andern beiden — Gerade wenn es mit den Gespenstern aus ist, geht das rechte Zeitalter für ihre Geschichte an. Kommt doch jede Geschichte erst hinter der Wirklichkeit, und der Leser dadurch, wenn das Glück gut ist, hinter die Wahrheit!

Das Todesvorzeichen.

Häusliche Gesinnung.

Herr von Tiefeneck war so eben mit seiner Gemahlin am Schachbrette beschäftigt, als der Bediente hereintrat, um den Baron von Wartenstein anzukündigen.

„Wir sind nicht zu Hause!“ rief Klotilde, und Johann trug die Abweisung an die Behörde hinaus.

„Er wird es übel aufnehmen,“ sagte Tiefeneck.

„Desto besser. So erläßt er uns ein andermal seine Besuche.“

„Um am dritten Orte boshafte Witz über unsre Häuslichkeit auszugießen.“

„Weil Häuslichkeit überhaupt sich mit seinem saubern Liebessysteme nicht vertragen will! Mag er. Hätte die Marquise ihn so aus ihrem Hause verbannt, so wäre es zu keinem Skandal zwischen ihrem Gatten und ihr gekommen. Ich will zeigen, daß seine stechenden Blicke so gut von mir abprallen, wie seine hohlen Worte.“

„Aber, warum ihm ausweichen?“

„Aus Furcht wahrlich nicht, eher aus Liebe zur Bequemlichkeit.“

„Oft, gute Klotilde, macht grade die Liebe zur Bequemlichkeit das Leben recht unbequem. Der Baron hat viel Bekanntschaften, und kann mancherlei Schaden thun, wenn er will. Er konnte wissen, daß wir beide zu Hause waren. Mit Einem Worte, Liebe, ich muß darauf denken, dich durch Unpäßlichkeit bei ihm zu entschuldigen.“

„Ich bekomme wirklich in diesem Augenblicke heftiges Kopfweh!“ sagte sie aufstehend.

„Man muß niemand reizen,“ sprach Tiefeneck mit einem zärtlichen Kusse. Doch aus dessen gleichgültiger Aufnahme zu schließen, hatte er es in diesem Momente völlig mit seiner Gattin verdorben.

Der abscheuliche Mensch!

Tiefeneck beharrte indessen bei seinem Vorsatze und veranstaltete es, daß ein Paar Tage darauf Wartenstein den ganzen Abend im Hause zubrachte.

„So, liebe Klotilde,“ sagte ihr Gatte am Morgen nachher. „Ich danke Dir, daß Du mir gestern Deine Bequemlichkeit so schön zum Opfer gebracht, und den Dir Verhaßten mit der nöthigen Höflichkeit abgefunden hast.“

„Aber sahst Du wohl, wie jedes seiner Worte mir einen längern Blick von ihm zuzog, wie sein Auge mich hütete; wie sein Fuß, wo er konnte, mir auf den Fersen war?“

„Lächerlichkeiten, liebes Kind. Wahrlich, ich bin zu eitel für den Glauben, daß ein Mensch, wie Wartenstein, jemals in deinem Herzen, ich will nicht sagen, einen Vorzug vor mir, sondern auch nur das geringste Plätzchen erlangen könnte. Oder sollte ich mich irren?“

„Diese Frage verdiente — —! Doch da kommt er eben wieder um die Ecke. Vielleicht gar in unser Haus.“

„Ganz gewiß. Er hat mir eine seltene Münze in meine Sammlung versprochen.“

„Nur diesmal, Tiefeneck, laß mich von seinem gierigen Auge verschont. — Um der gestrigen Aufopferung willen!“

Und nach einer herzlichen Umarmung schlüpfte sie aus dem Zimmer.

Als der Besuch fort war, erzählte ihr Tiefeneck lachend, wie Wartenstein allezeit beim Aufgehen der Thüre, wahrscheinlich in Hoffnung ihres Erscheinens, das Auge aufgerissen und ihm mit dem ermüdendsten Geschwätz, vermuthlich nur darum so lange lästig gefallen sei, weil er noch immer auf Klotlidents Hereintreten gerechnet habe.

„Der abscheuliche Mensch!“ rief Frau von Tiefeneck. „Er wird mir noch manchmal Deine liebe Nähe, mein einziges Bedürfniß, durch seine verdrießliche Dazwischenkunft entziehen.“

Vor'm Jahre.

Aber die Stimmungen sind einander nicht gleich. Ein Paar Wochen später gähnte Tiefeneck eines Nachmittags im Zimmer auf und nieder, und seine Gemahlin war auch nur halb bei dem Romane, dessen Blätter sie von Zeil zu Zeit umwendete. Da rollte ein Wagen, und sie flog so rasch an's Fenster, daß der Roman herunterfiel.

„Wo ist denn mein Buch hingekommen?“ fragte sie, als sie vom Fenster zurückkehrte.

„Wo es Ihre Eilfertigkeit aufgehoben hat,“ antwortete Tiefeneck mit Lachen auf die Erde zeigend.

„Wie schnell auch die Zeiten sich ändern!“ rief sie und langte nach dem Buche. „Nur ein Jahr früher, und ich hätte zuverlässig weder der Frage noch dieses Bückens bedurft, weil Sie dem allen galant zuvorgekommen wären.“

„Vor'm Jahre, liebes Kind, hätten Sie auch sicher kein Buch ergriffen, um sich damit vor meiner Unterhaltung zu schützen.“

«Aber vor'm Jahre, mein Lieber, hatten Sie sich das verdrießliche Gähnen noch gar nicht angewöhnt.“

„Weil Sie vor'm Jahre einen äußerst gefälligen Humor besaßen.“

„Aber besinnen Sie sich nur auch, wie liebenswürdig Sie vor'm Jahre waren, wie Sie jeden Anlaß ergriffen, mir Freude zu machen, wie mein ärmstes Wort, mein kürzester Blick Sie in Entzücken versetzen konnte.“

„Vor'm Jahre, liebes Kind! Doch wozu Bitterkeit gegen Bitterkeit? Die Zeit der großen Hoffnungen ist vorüber. Wir wissen nunmehr, daß die Leidenschaft eine Menge davon mit Affenliebe pflegt, die nur im Lande der Träume ihre Erfüllung finden. Begnügen wir uns mit dem Wenigen, was etwa übrig bleibt.“

Tiefeneck entfernte sich nun, und Klotilde sann mißmuthig darüber nach, warum auf die üppige Poesie des Brautlebens eine so magre Prosa, wie der Ehestand, folgen müsse.

Ein recht lieber Abend!

Die Theestunde führte endlich Tiefenecken zurück, die heute eine ansehnliche Gesellschaft mitbrachte. Sehr natürlich. Man mußte sich mittheilen über einige Hauptereignisse im Reiche der Mode. Man mußte ein großes politisches Wunder mit erklärenden Anmerkungen begleiten. Man mußte die geheimen Ursachen einer so eben verloren gegangenen Schlacht einander in's Ohr sagen.

Bei solch einer Menge von Stoff war die Unterhaltung recht animirt und laut. Besonders gerieth der Hausherr in lebhaften Streit mit einer reizenden Dame, und führte ihn so anmuthig und galant, daß Klotilde nichts anders als Rache zu denken hatte. Hierzu, meinte sie, würde Wartenstein kein übler Mann seyn. Auch war er ziemlich der einzige, welcher, nicht ganz von dem allgemeinen Gespräche umstrickt, der Hausfrau nahe saß, und ihr von Zeit zu Zeit einige besondere Artigkeiten zuflüsterte.

Frau von Tiefeneck sprach viel und angelegen mit ihm. Allein so sehr sie sich auch bestrebte, durch laute Munterkeit ihren Gemahl aufmerksam zu machen, dieser hatte kein Ohr als für die Gräfin. Der Verdruß darüber zog die Wirthin immer tiefer in das Gespräch mit dem Baron.

„Ein recht lieber freundlicher Abend!“ sagte Tiefeneck zu seiner Gattin, als die Versammlung auseinander war.

„Gewiß. Wartenstein kann doch wahrlich weit angenehmer seyn, als ich's ihm zugetraut hätte.“

„Ach,“ sagte Tiefeneck, „die Gräfin hatten Sie erst beobachten sollen. Nie würde ich von einer Dame diese tiefe und vielseitige Bildung erwartet haben.“

„Und ich niemals von einem Manne so viel Gefälligkeit, jeder Laune des Gesprächs mit dieser Anmuth des Geistes nachzufolgen.“

„Die Gräfin kennt die Geschichte, wie wenig Männer.“

„Der Baron die ganze Zartheit der weiblichen Natur.“

„Der Mann sollte heirathen, um die Weiblichkeit näher in's Auge zu fassen.“

„O, der Baron an Ihrer Stelle hätte mir wahrlich vorhin die kleine Aufmerksamkeit bewiesen.“ Ihr Auge zeigte dazu nach der Stelle, wo das Buch am Boden gelegen hatte.

„Und der Gräfin an Ihrer Stelle wäre die *große Vernachlässigung* gewiß nicht zur Last gefallen, meinem Umgange einen schlechten Roman vorzuziehen.“

Beide erhitzten sich äußerst. Beide sahen aber auch bald darauf ein, daß sie es nicht hätten thun sollen. Beide fühlten sich sogar bereit, durch ein herzliches Bereuen allen übeln Folgen vorzubeugen. Nur den ersten Schritt wollte niemand thun. Darüber verstrich eine halbe Woche in dumpfer Stille. Die Gräfin war indessen auf ihre Güter gereiset, ohne daß Tiefeneck auch nur ein bedauerndes Wort hätte fallen lassen.

Der Baron.

Am vierten Tage machte der Baron den Besuch, den er versprochen hatte.

Die zwanglose Freundlichkeit, mit welcher Tiefeneck ihn behandelte, verfehlte ihre Wirkung nicht auf Klotilden.

„Ich habe Wartensteinen neulich doch wohl zu sehr gerühmt!“ sagte sie, als er fort war, ihrem Gatten, die Hand reichend.

„Gern übernehme ich einen Theil an dieser Schuld!“ erwiderte er sie umarmend

„Uebrigens kann der Baron unmöglich so gefährlich seyn, als man ihn geschildert hat.“

„Siehst Du wohl. Nun, so hat der reizbare Tag wenigstens das Gute hervorgebracht, daß Du künftig Wartensteinen als Gesellschaft wirst dulden können.“

„Indessen, mein lieber Tiefeneck, begreife ich immer noch nicht, wie wir beide in so reizbare Stimmung gerathen waren.“

„Das ist nun einmal das Zubehör mancher Tage, meine gute Klotilde. Man muß aber in der Ehe vergessen können.“

Dieser Gegenstand wurde mit allen seinen Nebenbeziehungen noch weiter abgehandelt, bis man übereinkam, daß das eheliche Leben einen hinlänglichen Ersatz gewähre für den Verlust der zarten Blüten, unter denen die Sehnsucht der Verlobten sich verborgen halte.

Allein die Folgen jenes reizbaren Tages waren hierdurch nicht geschlossen. Der Baron verdoppelte seine Besuche, kam immer öfter, und wurde bald ein nothwendiges Zubehör im Hause.

Tiefeneck hatte einigen Argwohn gegen den Baron. Die Stadt wollte wirklich wissen, daß Wartenstein seine Leidenschaft gern ohne Zügel herumirren ließ, unbesorgt, was daraus entstehen, und welches Glück dadurch vernichtet werden könnte. Nach des Barons sichtbarer Aufmerksamkeit für Klotilden wollte er in diesem Hause nicht vorsichtiger zu Werke gehen. Aber Tiefeneck wußte noch immer, welche Abneigung Klotilde vor dem Menschen gehabt hatte. Dazu traute er auf die geprüften Sitten seiner Gemahlin, und am meisten auf ihren Geschmack. Denn die Eitelkeit überredete ihn, daß es einer geschmackvollen Dame unmöglich sei, seinem ausgezeichneten Aeußeren den darin höchst unbedeutenden Baron vorzuziehen. Die tägliche Erfahrung hatte gut reden, da seine überlaute Eitelkeit ihn taub machte.

Aufmerksamkeiten.

Der Baron hatte sich indessen wirklich durch tausend gefällige Kleinigkeiten der Frau von Tiefeneck allmählig so sehr genähert, daß bald jeder Abend, an dem er ihrem Umgange fehlte, sich ihr zu der Länge einer schlaflosen Nacht ausdehnte. Ihr selbst unbewußt, wurde der Hausfreund ihr drittes Wort, und wenn von Güte und Tugenden überhaupt die Rede in ihren vertrautern Zirkeln war, so wußte sie gemeiniglich aus des Barons Leben Beweise für das Daseyn dieser Tugenden aufzufinden.

Anfangs schien er nur zufällig auch zu solchen Zeiten zu kommen, in denen der Hausherr abwesend war. Aber bald wurde die Frau von Tiefeneck inne, daß er einzig noch diese Zeiten gern bei ihr zubrachte. Sie machte sich Vorwürfe, seine unverkennbare Leidenschaft nicht früher ernstlich zurückgewiesen, zu haben. Doch mußte sie es billigen, daß sie von dem anfänglich so ungerechten Betragen gegen ihn abgegangen war. Und, fragte sie sich entschuldigend, wenn hätte ich nachher anfangen sollen, ein Wohlwollen zurückzuweisen, das seiner völligen Anspruchlosigkeit wegen

noch bis diese Stunde Schonung und Dankbarkeit zu verdienen scheint?

Ihr gutes Herz entfernte alles, was den Baron ein Weh zufügte. So hatte sie bemerkt, daß ein Ring mit Tiefenecks Portrait ihn betrübte, und sie vermied es, diesen Ring in Wartensteins Gegenwart am Finger zu tragen. Ihr Dankgefühl erwieß ihm tausend ähnliche Aufmerksamkeiten, die, so schuldlos sie an sich seyn mochten, doch des Barons Leidenschaft in immer mächtigere Flammen setzten.

Nur eins hatte er sie gebeten, daß er sie nämlich bei ihrem Vornamen nennen dürfe, und eben weil es seine einzige Bitte war, hatte sie geglaubt, es ihm bewilligen zu müssen.

Die Aufopferung.

Der Baron hatte seit kurzem ein Wort auf dem Herzen, dem der Weg über die Lippen schwer wurde. Klotilde bemerkte es, scheute sich vor dem Worte, und suchte es durch scherzhafte Einfälle so lange zurückzutreiben, bis Wartenstein einmal ganz unerwartet damit hervorbrach.

„Klotilde,“ fing er an, „daß Sie das Wesen sind, dem mein ganzes Daseyn gehört, das müssen Sie längst errathen haben.“

Frau von Tiefeneck erschrak um so mehr über diesen Ausbruch, da der Baron ihre Hand zugleich mit Heftigkeit anfaßte. Sie wollte sich schon losreißen, als er gelassener fortfuhr:

„Lassen Sie mich ausreden, Beste. Es zerreißt mir die Brust dieses Schweigen; mein Leben ginge zu Grunde, wenn es länger dauerte, und das würde Sie doch ein wenig schmerzen.“

„Was wollen Sie von mir, da Sie wissen — —“ Hier warf sie einen Blick auf das Gemälde ihres Gatten, das über dem Sopha hing.

„Ich weiß — und will nichts von Ihnen, als die Annahme — meiner ewigen Treue.“

„Unmöglich, Wartenstein. Womit könnte ich Sie entschädigen?“

„Und habe ich denn Entschädigung verlangt? Ist es nicht eben der entzückende Gedanke der Aufopferung, der mich glücklich macht, der Aufopferung für Dich? — Hier stehe ich am Abgrunde. Dein Nein stürzt mich unerbittlich hinab.“

Er warf sich dabei vor ihr nieder, und sie verlor ihr halbes Bewußtseyn, als in demselben Augenblicke Frau von Selter hereintrat.

Allgemeine Verstimmung.

„Ich störe!“ sprach die Angekommene erschrocken.

„Nichts weniger!“ antwortete Klotilde, und der Baron rief aufstehend: „Seyn Sie Schiedsrichterin, gnädige Frau, da Sie einmal so viel gesehen haben.“

Er trug hierauf sein Verlangen vor, und Frau von Selter sagte: „Die Sache ist so eigen, daß Sie wohl Ueberlegung fordert.“

„Aber, mein Himmel,“ rief der Baron, „ich begehre ja bloß die Annahme eines freiwilligen Geschenkes.“

„Wohl möglich. Aber die Treue ist ein Geschenk, das — in der Regel wenigstens — ein Gegengeschenk von derselben Art verlangt.“

Hierauf sagte Wartenstein mit beleidigendem Spotte, daß man doch nicht jeden ungewöhnlichen Fall nach dem gemeinen Maaßstabe beurtheilen möge.

Es war ein Glück, daß Tiefenecks Eintreten den Faden der zeitherigen Unterhaltung gänzlich abschnitt, weil zu Klotildens großer Betrübniß beide Parteien Bitterkeiten gegen einander auf der Zunge zu haben schienen.

Tiefeneck wußte gar nicht, woran er war. Des Barons unsichere Blicke, der Selter glühendes Gesicht und Klotildens Aengstlichkeit, sollte dies alles ein Werk des Zufalls seyn? Dazu kam, daß keine Saite des Gesprächs, die er zu berühren versuchte, einen fortlaufenden, ja manche nicht einmal einen einzelnen Ton angab.

Der Baron konnte endlich seinen Unmuth nicht länger beschwichtigen und ging.

Ausflucht.

„Was hatte denn der?“ fragte der Hausherr. Es war ein Glück, daß Frau von Selter die Frage Klotildens sogleich von der gepeinigten Seele nahm und sagte: „Ich bin in Streit mit ihm gerathen, lieber Tiefeneck, und zwar über Kleinigkeiten, wie das wohl zu gehen pflegt.“

„Zum Beispiel?“

„Wahrhaftig, ich wüßte Ihnen die Sache gar nicht vorzutragen. Auch verdient sie in der That keiner weitem Erwähnung.“

Tiefeneck war um so weniger hiervon befriedigt, da ihm das stumme, gespannte Wesen seiner Gattin durchaus nicht entgehen konnte. Doch fand er es schicklicher, das Zimmer wieder mit Anstand zu verlassen, als in die Ursachen des Streites sich eindringen zu wollen, die ihm, wie es schien, verhehlt werden sollten.

Herber Rath.

„Gott sei Dank!“ rief Klolilde, als ihr Gemahl hinaus war. „Sein Auge traf wie ein Richtschwert auf mich. Was aber nun, liebe Selter?“

„Alles vermeiden, was ähnliche Verlegenheiten erzeugen kann.“

„Und Wartenstein?“

„Muß nach seinen heutigen Ansprüchen zuerst vermieden werden.“

„Aber, liebe Selter, ist eine freiwillige Opferung seiner selbst ein Anspruch?“

„Opferungen, die nicht viel sagen wollen!“

„Wie wenig kennst Du den Mann, von dem die Rede ist.“

„Vielleicht besser, liebe Tiefeneck, als sein untreuer Spiegel, dein bestochenes Herz. Ich sage gar nicht, daß Wartenstetn

böse sei. Aber er überläßt sich der Leidenschaft, wohin sie ihn führt. Die Reize jedes Weibes können Zaubernetze für ihn werden.“

„Ich weiß jetzt besser, wie sehr der Ruf ihn verläumdet. Aber ich widerspreche nicht, so sehr ich auch könnte. Sage nur, was ich thun soll?“

„Durch entschiedene Kälte ihn nöthigen, eine neue Liebe aufzujagen.“

„Beste! Er liebt niemanden als mich, er kann niemanden weiter lieben. Du kennst ihn wahrlich nicht im geringsten. Er geht zu Grunde über meinen Verlust.“

„Ueber Deinen Verlust! Er hat Deine Neigung also schon gewonnen?“

„Das nicht! Auch liebe ich Tiefenecken aufrichtig, aber —“

„Ohne aber! Ich gehe, um Dich den Gedanken an Deine Pflicht allein zu überlassen, welche unbedingten Gehorsam fordert und keinem treulosen Aber das Wort gestattet.“

Gegenvorstellungen.

Der tiefe Eindruck dieser Ermahnung auf Klotilden bewährte sich, als der Baron bald nach der Selter Hinweggehen zurückkam. Stürmischer als zuvor drang er auf Erklärung. Klotilde machte ihre Hand von ihm los und trat einige Schritte zurück. „Sie kennen meine ganzen Verhältnisse,“ sprach sie, „und sollten als Freund unsers Hauses am wenigsten darauf denken, sie zu zerstören.“

„Zerstören, wer will das? Mein Vorsatz ist vielmehr, sie Ihnen zu erleichtern.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß sie mich drücken?“

„Wie oft, Klotilde, bin ich nicht Zeuge gewesen, daß Ihr feuchtes Auge den Himmel schüchtern suchte, um zu fragen, was Sie verschuldet hätten, daß man Ihre zarten Gefühle mit so, unzarten Händen anfassen dürfe? Wie oft habe ich gesehen, daß Ihre billigsten Wünsche da Widerstand fanden, wo man ihnen mit Freuden hätte entgegenkommen sollen! — Sollte es

Ihnen kein Trost seyn, zu wissen, daß es einen Menschen in der Welt giebt, der Sie besser versteht, der, wenn ihm das Glück durch Ihren Besitz hätte den Himmel auf Erden vergönnen wollen, gewiß nicht Ihre höchsten heiligsten Gefühle mit einem eiskalten Verstande ersticken würde; einen Menschen, der überall, wo er lebt, nur für Sie lebt; den jeder Schmerz, der Sie anfaßt, zehn, ja tausendfach trifft, und der, seit er Sie näher kennt, nur noch in Ihrem Anschauen die Freuden seines Daseyns empfindet?“

„Und wenn es wäre, Wartenstein, wenn ich Ihre Güte auch schätzte, so würde ich doch wahrlich nicht so grausam seyn, Ihnen das Versprechen einer Treue abzunehmen, welche unter meinen Verhältnissen so wenig belohnend für Sie seyn könnte!“ wandte Frau von Tiefeneck mit gerührter Stimme ein.

„Abnehmen? Der Himmel hat längst schon meine Zusage angenommen, wie manches andre Gelübde der Entsagung. Ihr Billigen, der Sache verlange ich ja nur, das, genau betrachtet, nichts weiter ist, als die Anerkennung meiner so uneigennütigen wie unvergänglichen Liebe zu Ihnen. Denn ich schwöre — —“

Hier unterbrach der Bediente die Scene mit Anmeldung einer Verwandten, die sogleich selber hereintrat. Vergebene hoffte der Baron, den Besuch abzuwarten. So einsilbig auch die Unterhaltung ward, die Dame blieb noch als er ging, und wartete auch, bis Tiefeneck nach Hause kam.

Zwei Wege.

Als Gatte und Gattin allein waren, fragte der erstere Klotilden, was ihr fehle, und seine sichtbare Teilnahme rührte sie so, daß sie Zuversicht faßte und ausrief: „Ein Vertrauter, und in wem könnte ich einen bessern finden als in Dir.“

Hierauf entdeckte sie des Barons Begehren, jedoch mit Behutsamkeit und Entfernung alles desjenigen, was den Gemahl hätte beleidigen können.

„Und wozu denkst Du Dich zu entschließen?“ fragte er nach mehrmaligem Farbenwechsel sehr gemäßigt und sanft.

„Das eben sollst Du mir sagen, mein Lieber.“

„Hier sind nur zwei Wege. Gänzliche Trennung — entweder von dem Liebhaber oder von dem Gatten.“

„Um Gotteswillen, Tiefeneck, wie magst Du den zweiten auch nur aussprechen?“

„Weil Du den ersten — weit näher liegenden — nicht finden konntest.“

Das Billet.

„Aber, mein Lieber,“ seufzte Klotilde, „der arme Wartenstein —
—“

„Den Namen nicht wieder, wenn Du nicht auch den Mann haben willst! Der Baron ist in unser Haus gekommen, ich weiß kaum wie.“

„Aber ich weiß es! —“ sagte Frau von Tiefeneck im sanftesten Tone die Hand des Gatten ergreifend.

„Soll ich etwa gar heute noch Vorwürfe hören? Damals war mir es um den Anstand zu thun. Und auch heute wieder um den Anstand. Ich habe sehr gut bemerkt, wie sich dieser Mensch nach allen Kräften hier befestigte, und seine tausend Vorbereitungen bis zu der heutigen Unverschämtheit werden mir in diesem Momente recht klar. Wer Treue giebt, begehrt auch Treue und verkleidet dies Begehren, nur so lange, bis er seines Erfolges gewiß ist. Von Stunde an wird ihm mein Haus verschlossen, daher kommt es nun darauf an, ob Du es unter diesen Umständen künftig auch noch für das Deinige ansehen willst.“

„Tiefeneck!“

Klotilde wollte ihn in die Arme schließen. Doch er sagte zurücktretend: „Jetzt verlange ich einen Entschluß und keine Umarmung. Soll ich dem saubern — Liebhaber seinen Platz hier sogleich schriftlich aufkündigen, oder Ihnen bis nach unsrer gesetzlichen Trennung die Schlüssel allein überlassen?“

Klotilde öffnete ihm selbst den Schreibtisch, und bat nur, daß er in dem Baron den Kranken nicht vergessen möge.

„Seyn Sie unbesorgt,. Ich werde kein Wort zu viel an ihn verschwenden.“

Tiefeneck schrieb:

„Auf meiner Gattin Verlangen ersuche ich Sie hierdurch, die Schwelle unsers gemeinschaftlichen Hauses nicht wieder zu betreten.“

Das Todesurtheil.

Klotilde erblaßte, als er sie das Billet lesen ließ, und er sagte im Zusammenbrechen desselben: „Auf Ihr Verlangen mußte ich schreiben. Ihre eigene Ehre forderte das.“

Frau von Tiefeneck schwieg, und der Zettel wurde dem Bedienten übergeben.

„Und nunmehr noch eins!“ fügte der Hausherr bald darauf hinzu: „Ich verlange, daß jeder Brief von dem — — verunglückten Liebhaber, der sich durch geheime Gänge bis zu Ihnen schleichen könnte, mir uneröffnet eingehändigt werde. Dieses bin ich meiner Ehre schuldig.“

Klotilde sagte es weinend zu, nur bat sie, daß ihr kein Geheimniß aus dem Inhalte der Wartensteinischen Aeußerungen gemacht werden möchte.

Der Baron schrieb zur Antwort:

„Das Todesurtheil, welches Ihre Gattin über mich ausgesprochen, habe ich so eben erhalten.“

„Der lächerliche Romanheld!“ sagte Tiefeneck unwillig.

„Aber, gesetzt nun, daß er — —“ warf Klotilde ein, die der Ohnmacht nahe war.

„Gesetzt! So hätte die Welt einen albernem Menschen weniger.“

Mit diesen hart genug ausgesprochenen Worten verließ er das Zimmer.

Wieder ein Brief.

Eine Stunde später suchte Klotilde ihren Gemahl auf seinem Zimmer auf. „Hier ist ein Brief an mich.“

„Auf welchem Wege?“

„Durch seinen Bedienten.“

Tiefeneck erbrach den Brief und las:

„Gnädige Frau! Ich könnte Sie vorhin beunruhigt haben, daher diese Zeilen. Was auch aus mir werde, so soll doch auf Sie keine Schuld fallen. Die mündliche Versicherung meiner Treue haben Sie zurückgewiesen. Dennoch wiederhole ich es hier, daß ich sie Ihnen für die Ewigkeit widme, und lieber mein Daseyn aufgeben, als aus einer andern weiblichen Hand mein Glück empfangen will. Leben Sie wohl. Die Pferde, die mich von hier wegbringen sollen, sind schon vor meinem Wagen. Leben Sie zufrieden!“

„Glückliche Reise!“ rief Tiefeneck. „Der Entschluß zeigt doch, daß er noch nicht alle Vernunft bei seiner Liebe zugesetzt hat. Das Uebrige wird sich finden.“

Klotilde schüttelte seufzend den Kopf.

Die Anzeichen.

Frau von Tiefeneck hatte eine heillose Nacht. Ihre Träume ließen den Baron auf tausendfache Weise umkommen. Sie fuhr aus ihnen auf, und da gab alles im Zimmer, was platzen konnte, als Wandschränke, Tische und dergleichen, die entschiedensten Vorzeichen seines nahen Todes von sich. „Ach unfehlbar ist er schon in dieser Nacht gestorben!“ klagte Klotilde am Morgen den einsamen vier Wänden ihres Boudoirs. „Und zwar wegen seiner Liebe zu Dir!“ Sie warf mit dem Frühesten ihren Mantel um, und eilte zur Selter.

Diese war sehr erfreut, als sie das Vorgefallene erfuhr.

„Aber meine Ruhe?“ rief Klotilde.

„Kann einzig in diesem Gleise Dir erhalten werden. Denn nur der hat Anspruch auf Ruhe, der die Verhältnisse eines anständigen Lebens zu ehren weiß.“

Klotilde erzählte hierauf von den Vorzeichen der Nacht.

„Vorzeichen! Ei, liebes Kind, seit wann bist Du denn so abergläubig? Am Ende wirst Du gar noch zur Geisterseherin.“

„Das wolle der Himmel nicht.“

„Er will es auch gewiß nicht. Aber das verlangt er, daß Du deiner Phantasie nicht den Zügel schießen lässest wie vorige Nacht. Denn sonst könnte sie doch wohl noch bis dahin gelangen. — Es ist wahrhaftig schon eine schlimme Sache, wenn man die todten Schränke und Tische reden hört.“

Klotilde gestand es jetzt selbst, daß sie in diesem Augenblicke nicht sonderlich mehr an die Anzeichen glaube. Uebrigens erbot sich Frau von Selter, wegen des Barons Aufenthalt und Leben Erkundigung einzuziehen, und die Resultate davon gewissenhaft anzuzeigen.

Allein, leider, war sie durchaus unglücklich in ihren Nachforschungen. Kein Mensch wußte, welchen Weg der Baron nach den ersten Poststationen eingeschlagen hatte.

Klotilde war untröstlich, und ihr Gatte versuchte alles umsonst zu ihrer Zerstreung. Die Gesellschaft bewirkte so wenig eine Veränderung in ihr als die Einsamkeit. Ja, die letztere brachte ihr, zumal bei Nacht, immer wieder neue Anzeichen und Vorbedeutungen mit, und sie durfte das nicht einmal jemanden im Hause sagen, weil lauter ungläubige Menschenkinder darin ihr Wesen treiben.

Uebrigens hatte bei der fortdauernden Unruhe der Wirthin die Stimmung aller, die ins Haus gehörten, eine ziemlich dunkle Farbe angenommen.

Der lustige Gast.

Endlich erschien doch einmal ein heiterer Abend. Der seltene Humor eines alten Universitätsfreundes, des Herrn von West, der sich unverhofft bei Tiefenecken sehen ließ, war die Ursache.

Klotilde gestand, als der Mann fort war, daß er ihr sehr Wohlgefallen habe, und Tiefeneck eilte am folgenden Morgen mit dem Frühesten in's Hotel, um die von dem Fremden abgelehnte Bitte, sein Haus dem Gasthofe vorzuziehen, so dringend zu wiederholen, daß der alte Freund nicht widerstehen konnte.

Die unerschöpfliche Laune des neuen Hausgenossen drückte auch in der That eine recht glückliche Veränderung in Klotilden hervor. Er hatte so viel von sich und andern zu erzählen, und wußte das Unbedeutendste durch gute Einfälle zu würzen und zu erheben.

„Meine ganze Familie,“ sagte er einmals, wie man seine Laune gerühmt hatte, „besitzt diesen heitern Sinn, und wenn meine Schwester nicht etwa durch eine Liebschaft, von der sie mir eben geschrieben hat, zu sentimental geworden ist, so sollen Sie in der eine Person kennen lernen, die ich selber nothwendig heirathen müßte, wenn sie nicht eben das Unglück hätte, meine Schwester zu seyn. Sogleich nach ihrer Hochzeit wird sie mit ihrem Gatten hieherkommen. Nur soll mir der letztere kein Murrkopf seyn, wenigstens nicht ungestraft. Denn sonst ruhe ich nicht eher, bis die Scheidung vollzogen ist, oder ich schieße ihn im Zweikampfe todt, weil ich meine Familie durch kein dickes Blut verfälscht sehen will.“

Die Geistergeschichte.

Allein Klotildes kaum gewonnene bessere Stimmung ging auf Einmal wieder verloren. Eine Geschichte, welche das Gerücht mit vielen Umschweifen herumtrug, gab die Veranlassung dazu. In einer nah gelegenen kleinen Stadt war der Liebeshandel einer jungen Person mit einem Manne unter ihrem Stande von den Verwandten entdeckt und zerstört worden. Die Verliebte selbst hatte den Vernunftgründen ihrer Angehörigen nachgegeben, der junge Liebhaber jedoch sich die Sache dermaßen zu Gemüthe gezogen, daß er in ein hitziges Fieber verfallen und daran gestorben war.

Seit seinem Tode nun erschien er dem Mädchen, nach dem Ausspruche von Augenzeugen, fast in jeder Nacht in drohender weißer Gestalt. Der Geist scheute auch die Wächter nicht, welche späterhin die Geplagte sich beigesellte. Man bettete sie in andre Zimmer, aber auch diese wußte er zu finden. Angst, Schlaflosigkeit und Gram bedrohten die Arme mit einer auszehrenden Krankheit. Auch war nach allen Umständen, die man hörte, an keinen Betrug bei der Sache zu denken.

Klotilde vernahm die Geschichte nicht ohne das heftigste Grausen. Ihrer Meinung nach war sie weit schuldiger als das gequälte Mädchen. Diesem blieb doch der Trost, ein unwürdiges Verhältniß abgebrochen zu haben, und der Liebhaber trug eigentlich nur die Strafe seiner Schuld.

Was aber war Wartensteins Verbrechen? fragte sich Frau von Tiefeneck. Ist es nicht die höchste Grausamkeit, einem Menschen die uneigennützigste Liebe zu verweigern, ihn um dieser willen wie einem Nichtswürdigen das Haus zu verbieten, und durfte ich die Willkühr eines Ehegatten so weit gehen lassen, daß er den schuldlosesten Mann darum, weil er ein Herz — jedoch ein Herz ohne alle Ansprüche, für mich hatte, dem peinlichsten Tode überlieferte? Denn daß Wartenstein die Verweisung aus ihrer Nähe nicht überleben würde, davon war sie wie von ihrem Leben überzeugt.

Der Umstand, daß kein Mensch von des Barons Aufenthalte Nachricht geben konnte, schien ihr die finstre Vermuthung außer allen Zweifel zu setzen. Aus unverdienter Schonung für mich, dachte sie, will er gar nichts mehr von sich wissen lassen. Sie überredete sich sogar, daß er, um ihr nur so nahe als möglich zu seyn, unter fremdem Namen in die Stadt zurückgekehrt wäre, und hier ohnfehlbar seinen Tod erwarten wolle.

Der Pistolenschuß.

Klotilde hatte eine äußerst schauerliche Nacht. Denn bei diesen Gedanken fiel ihr kurz vor dem Schlafengehen auch noch ein, daß Wartenstein einmal den Werther sehr gepriesen hatte. Daher stellt ihr ein Traum den Baron dar, wie er unten an ihrer Hausthüre Anstalten zur Reise in die andre Welt trifft. Sie versucht nun durch einen Schrei das Abdrücken des Pistols zu verhindern, aber der Athem fehlt ihr, und in demselben Augenblicke weckt der Knall des entsetzlichen Pistols sie aus dem Schlummer.

Klotilde klingelt sogleich ihren Leuten. „Nur schnell hinunter und nachgesehen, was vor unserm Hause vorgefallen ist!“ ruft sie mit bleichem, verstörtem Gesicht in's Bette zurücksinkend.

Der ebenfalls aufgeschreckte Gemahl will wissen, was das seltsame Begehren bedeute.

„Sie werden alles erfahren,“ sagte Frau von Tiefeneck, „wenn die Leute zurückkommen. O mein Gott, daß ich Ihrer übermüthigen Forderung wie ein einfältiges Kind nachgeben konnte!“

„Welcher Forderung?“ „Nur Geduld, Sie werden alles erfahren.“

Indessen kamen die Leute zurück, und versicherten, daß sie nicht das mindeste an der Hausthüre entdeckt hätten.

Der Gefühllose.

„Kann ich immer noch nicht hören — —?“ sprach Tiefeneck, als die Leute wieder zur Ruhe waren.

„O ja, Wartenstein, der unglückliche Wartenstein hat unten, dicht vor unserm Hause, seinem Leben ein Ende machen wollen.“

„Woher wissen Sie denn diese unwahrscheinliche Thatsache?“ rief ihr Gatte befremdet und nicht ohne Ironie.

„Ich weiß es. Schreiben Sie übrigens das Woher einer Ahndung, einem Traume, oder irgend etwas andern, zu. Genug, ich habe ganz deutlich den Unglücklichen gesehen. Ich habe den Schuß mit diesen meinen Ohren gehört.“

„Und die Leute, die weder in einer Ahndung noch im Traume, sondern wirklich unten am Hause gesucht und nichts gefunden haben!“

„Kann er denn nicht von seiner Todesangst nach vollbrachter That noch über einige Straßen geschleppt worden seyn? Ach, wenn er zu retten wäre!“

„Wenigstens wollen wir an diese vermeintliche Rettung nicht unsern Ruf als vernünftige Menschen wagen, und die, sehr zur Unzeit gestörten, Dienstleute wieder einschlafen lassen.“

Mit diesen Worten legte sich Tiefeneck nieder.

Klotilde stand auf, um sich anzukleiden. Aber ihr Gemahl äußerte sehr hart, daß er, wenn ihre Fieberhitze auf so

ungereimte Dinge verfiere, seine Thüren verschließen müsse.

Er that es auch wirklich.

Klotilde jammerte laut, und begriff nicht, wie die Gefühllosigkeit bis zu dieser Höhe steigen könne.

Nachrichten.

Am Morgen bezeigte Frau von Tiefeneck gar keine Lust zum Aufstehen. Der herbeigerufene Arzt fand ihren Puls in sehr fieberhafter Bewegung. Ihr Gemahl beschwor sie zum Einnehmen der verschriebenen Mittel. Der Ausspruch des Arztes hatte sein Mitgefühl so hoch aufgeregt, daß er wenig von ihrem Bette kam.

„Und hört man noch nichts von seinem Tode?“ fragte sie angelegen.

Tiefeneck verneinte.

„Verhehlet mir's nicht!“ flehte sie.

„Gewiß nicht!“ antwortete ihr Gemahl mit der sichtbarsten Theilnahme.

„Im Bette?“ rief Frau von Selter, die einen Besuch machen wollte.

„Ein plötzliches Fieber!“ erwiederte der Hausherr, der so eben abgerufen wurde.

„Glaub' es nicht!“ sprach Klotilde. „Hast Du aber vielleicht etwas gehört? Wartenstein — —“

„Ich komme, um Dir von ihm zu sagen.“

„Leider, weiß ich schon alles.“

„Nun, er soll auf einem Gute nicht gar weit von hier leben.“

„Leben? — Wenn das wäre!“

„Ja wohl leben, und sich zudem bei einer neuen Liebe recht wohl befinden.“

Klotilde entzog ihr ihre Hand und kehrte sich von ihr weg. „Elende Vorspiegelungen!“ rief sie. „Man hat Dich, merke ich, geholt, um mich wie eine Verrückte mit Fabeln hinzuhalten.“

Glaube mir, ich weiß es, weiß nur allzugut, daß er in dieser Nacht hier in der Stadt gestorben ist!“

„In dieser Nacht?“ — — Frau von Selter erinnerte sich an das Fieber, von dem Tiefeneck ihr gesagt hatte, und glaubte unter solchen Umständen den Widerspruch vermeiden zu müssen. „Das ist mir etwas Neues!“ sagte sie.

„Man wüßte also wirklich in der Stadt noch nichts von seinem gewaltsamen Tode?“

„Ich komme von seinen Schwestern, die keine Silbe davon erfahren hatten, vielmehr das mir sagten, was ich Dir eben mittheilte.“

„Apropos, eine Neuigkeit!“ sprach Tiefeneck, der jetzt wieder hereintrat. „Die Zeitung bringt die Nachricht mit, daß Wartenstein Hochzeit gemacht habe.“

Klotilde kehrte sich hierauf von neuem nach der Wand und war zu keinem Worte zu bewegen. Erst als Frau von Selter kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte, wendete sie sich wieder herum, und sagte: „Ich weiß in der That nicht, warum man mir eine so große Portion von albernem Glauben zutrauen kann.“

„Das Zeitungsblatt wird in einer halben Stunde hier seyn, um Dich zu überzeugen.“

Die Erklärung.

„Hier, meine liebe Klotilde!“ sagte Tiefeneck bald nachher, und sie nahm selbst die Zeitung und las:

„Heute war der selige, erste Tag unserer Ehe.“

Moritz Franz von Wartenstein,
Leopoldine von Wartenstein,
geborne von Landau.

„Seine Taufnamen treffen zu.“

„Nicht übel, aber doch vergebens ersonnen!“ rief Klotilde das Blatt weglegend.

„Ersonnen? Von wem und weshalb? Etwa wegen Deines Fieberanfalls in dieser Nacht? Und die Zeitung ist schon vorgestern gedruckt gewesen!“

„Doch diesen Morgen vermuthlich hier in der Stadt nachgedruckt worden. Dergleichen ist sogar neu nicht mehr.“

„Klotilde, welche wunderliche Grillen?“ rief Tiefeneck, mit Geberden, worein sie kein Mißtrauen setzen konnte.

„Nun dann,“ sprach sie, „so hat irgend jemand einen schlechten Scherz auf Wartensteins Kosten machen wollen. Auch solche Dinge sind häufig dagewesen.“

„Aber warum nun nicht lieber das Natürlichste zuerst glauben! Klotilde, Klotilde, fast besorge ich, daß Dein Herz diesen Schritt von Wartenstein tief empfinden würde.“

„Mein Herz? Wahrlich, Tiefeneck, Du thust meinem Herzen großes Unrecht. Ich könnte wahnsinnig werden vor Freude, wenn der Baron geheirathet, und dadurch meine Unruhe für immer gehoben hätte. Doch leider ist mir der Vorfall von voriger Nacht zu denkwürdig, und wenn es wirklich nur ein Blendwerk war, was mir seinen Tod vorspiegelte, so bin ich doch fest überzeugt, daß es zu denjenigen denkwürdigen Blendwerken gehört, welche man Todesvorzeichen nennt, und daß nichts so wenig als eine Hochzeit darauf folgen könne.“

Die neue Neuigkeit.

Klotilde war endlich kaum aufgestanden und zu ihrem Gatten in's Wohnzimmer gegangen, so trat West lachend mit der Neuigkeit von der Auflösung jener Gespenstergeschichte herein, welche zu Klotildens schlimmer Nacht die erste Veranlassung gegeben hatte, einer Auflösung, die zu ihrer gläubigen Laune an Geistererscheinungen und Todesvorzeichen nicht sonderlich passen wollte. Denn so viel auch das Gerücht die Geschichte mit Umständen verbrieft und versiegelt hatte, die ihr Uebernatürliches recht außer Zweifel setzen sollten, und so häufig gesagt worden war, daß hier von Betrug gar nicht die Rede seyn könne, so war es doch endlich herausgekommen, daß der Liebhaber des Mädchens die Sage von seinem Tode nur hatte verbreiten lassen, um im Einverständnis mit der Geliebten bei Nacht in die Stadt zu schleichen, und sie als Gespenst

besuchen zu können, und daß die Wächterinnen sämmtlich von ihr selbst gewählt und in's Interesse gezogen waren.

Die alte Neuigkeit.

„Das wäre denn eine ganz neue Neuigkeit gewesen!“ fügte West hinzu. „Aber nun habe ich auch noch eine alte diesen Morgen erhalten.“ Hierbei zog er einen offenen Brief aus der Tasche. „Vor einer halben Stunde nämlich wird mir dieses Billet zugestellt, nachdem es als Einschluß bei einer Dame, welche erst gestern Abend von einer Reise zurückgekommen, schon vierzehn Tage hier in der Stadt ausgeruhet hat. Es ist von meiner Schwester, die mir endlich den Namen ihres Bräutigams darin meldet. Der Mann hat seinen Wohnsitz in dieser Stadt, und sie schreibt mir, daß er ihr einen ganzen Schwarm verliebter Unbesonnenheiten bereits eingestanden habe. Indessen, sie will es wagen, ihm den Kopf zurecht zu setzen. Was wagte ein verliebtes Mädchen nicht? Apropos, Leutchen, er ist in euerm Hause auch aus- und eingegangen, und zwar noch vor Kurzem. Es wäre mir lieb, wenn ihr mir einige dumme Streiche von ihm angeben wolltet, die ich ihm in einer poetischen Brühe überreichen könnte. Und je dümmer die Streiche, je besser! Sie errathen wohl aber noch gar nicht, daß es ein Herr von Wartenstein ist, den meine Schwester heirathen wird, oder nun ohnfehlbar schon geheirathet hat.“

Zweifel.

„Also auch Sie, lieber West,“ erwiderte Klotilde, „auch Sie hat man in das Bündniß gezogen, das meinen nur zu begründeten Besorgnissen durch offenbare Widersprüche entgegen wirken soll?— Ich begreife nicht, wie man bei diesen verabredeten Nachrichten nicht mehr auf Uebereinstimmung sehen kann.“

„Mein Gott, ich begreife ja gar nichts mehr!“ rief West. „Ich weiß nicht einmal, ob meine Ohren noch die Fähigkeit besitzen

recht zu hören. Ein Bündniß, das Ihren Besorgnissen entgegenwirken soll?“

„Und das sich lauter Widersprüche zu Schulden kommen läßt. Nach Ihrer Behauptung ist Ihre Schwester Wartensteins Gattin, während die letztere nach diesem Zeitungsblatte einen ganz andern Familiennamen führt.“

„Also die Zeitungen sagen schon von der Heirath?“

„Ja,“ antwortete Tiefeneck, „aber wirklich ist nach ihnen, wie Du hier selber lesen kannst, der Baron mit einem Fräulein von Landau verheirathet.“

„Nun ja! Ich denke das wißt Ihr längst, daß es meine Halbschwester ist, die den zweiten Gemahl meiner Mutter zum Vater hat!“

Schluß.

West übergab Klotilden den Brief, und je mehr sie sich von der Wahrheit des Vorganges überzeugte, desto heiterer wurde sie, und gab auch Westen über ihre vorige, ihm sehr räthselhafte Aeußerung selber und mit vieler Laune Auskunft.

Es kam zu tausend Scherzen, die bald den Todesvorzeichen, bald den ersten Veranlassungen zu Wartensteins Befestigung im Tiefeneckschen Hause galten.

„Das heißt mit blauem Auge davon gekommen!“ sagte Klotilde, als sie wieder mit ihrem Gemahl allein war. „Von nun an, Tiefeneck, wird niemals in Deiner Gegenwart zu einem Romane gegriffen.“

„Oder,“ erwiederte der Gatte, „wenn es doch geschähe, und das Buch herunterfiele, soll es auf der Stelle von mir aufgehoben werden.“

„Wenn Du nur den Abend nachher die schöne Gräfin nicht so sorgfältig unterhalten hättest.“

„Wohl wahr, meine Gute!“

„Doch wer wird nicht über dem lustigen Ende alles gern vergessen!“ rief Klotilde.

In der Folge kam das Paar zuweilen mit Wartensteins zusammen, und man ging selten auseinander, ohne des vormals verunglückten Liebhabers schnellen Entschluß, seinen ewigen Harm gegen die Freude umzutauschen, zu erwähnen und zu belachen.

Uebrigens war aller äußere Anschein dafür, daß der Baron den vorigen Flattersinn über dem fröhlichen Geiste seiner Gemahlin gänzlich vergessen habe.

Der Brautschmuck.

Deutsches Volksmärchen.

Wer vor etlichen hundert Jahren durch das Thüringerland zog, wählte gern, wenn nicht Liebesgram oder andres Herzweh ihn nach der Einsamkeit trieb, den Weg bei der Feste Aarburg vorüber. Der Thürmer stand Tag und Nacht auf der Warte, und lugte umher nach Rittern, Pilgrimmen oder andern Reisenden, und wenn er einen erspähte, so bließ er ihm zuerst ein munteres Willkommen zu, dann knarrten die Thore, die Zugbrücken rasselten, die Rosse stampften, die Knappen ritten dem Fremden entgegen und luden ihn ein zum Imbis und zur Nachtherberge. Der Ritter sprach mit jedem Fremden ein freundliches Wort, und nach Standesgebühr führte er ihn selbst in das Gastzimmer, oder befahl ihn seinen Knechten zur Pflege, bis der Gast weiter gedachte.

Der letzte Ritter, Herr Thimo von der Aarburg blieb, in der, von Alters her berühmten Gastfreundlichkeit der Aarburger nicht hinter seinen Vorfahren zurück. Er hatte Brüder, Vettern und Oehme beerbt, und kannte keine Sorge, als wenn die Gäste und Fremden in gar so kleinen Haufen bei ihm einzogen. Dann geschah es zuweilen wol, daß er selbst auszog und die Reisenden nöthigte hereinzukommen. Diesen zeigt' er alsdann seine Herrlichkeit und seine Schätze, freute sich, wenn einem ein Stück oder das andre gefiel, und wenn er es klüglich und mit Verstand lobte, so verehrt' er es ihm wol zum Geschenk. Machte einer aber den Maulredner, lobte, da nichts zu loben war, und wollte mit solcher verkehrten Liebedienerei dem Hausherrn nur den Fuchsschwanz streicheln, so rühmte er ihm oft selbst ein unbehülflich unnütz Stück als ein kostbares Kleinod, und wenn der Fuchsschwänzer dann einstimimte, flugs hatt' er das lose Geschenk am Halse, und muß't es Höflichkeitswegen behalten und mit auf den Weg nehmen.

Der größte Schatz aber in der Aarburg war des Ritters einzige Tochter, in dem ganzen deutschen Lande unter dem Namen der schönen Bertha bekannt. Ritter und Fürsten zogen weit und breit nach ihr herbei, Franken, Britten und Wälsche bewarben sich um

ihre Minne, aber, der war ihr zu fad, jener zu dreist und der dritte hatte den Spleen; denn die Epidemie der Fremdsucht hatte sich damals noch nicht bis in das Thüringerland verbreitet, und das Wort des Mannes fand nicht bessern Eingang, wenn es mit fremder Zunge gesprochen ward.

Wer diese Braut einmal heimführt, sagte die allgemeine Stimme, der ist das erste Glückskind der Welt. Denn außer der holden Schönheit, mit welcher sie von der Natur, und dem unermeßlichen Reichthum, mit dem ihr Vater von dem Glück beschenkt war, ging noch die Rede von einem unschätzbaren Schmuck, der ein altes Eigenthum des Aarburger Hauses sei, und den nun Bertha als letzter Zweig dieses Stammes zum Brautschmuck erhalten werde.

Einige Bogenschüsse weit von der Aarburg stand eine schlechte, verfallene Feste, die der alte Ritter Heerwart seinem Sohn Balduin als einziges Erbe hinterlassen hatte. Ehe Kaiser Maximilian die Wucherpflanze des Römischen Rechtes auf deutschem Boden einheimisch machte, und noch der Ritter jeden Flausenmacher, den nach seinem Gute gelüstete, mit Schwert und Lanze auf die Finger klopfte, war Ritter Heerwart unter den wohlhabenden Rittern nicht der letzte gewesen; denn er wußte tapfer darein zu schlagen, und hatte manchen Gewinn an Beute und Lösegeldern: aber jetzt, da das Ritterschwert sich unter die Schreiberfeder beugen sollte, und der Kaiser im Landfrieden allen Kleinhandel mit fremdem Eigenthum hart verpönt hatte, wollt' es nicht mehr recht mit ihm vorwärts.

In seiner verfallenen Burg mußte er jährlich mehre Kammern und Thürme an Kauze und Eulen abtreten, denen das Handwerk im Freien nicht wie dem Hausherrn gelegt war, und endlich mußten Thorflügel und Brücken zur Bedachung benutzt werden, um den Winterpalast des Ritters vor Schnee und Frost zu sichern, das Sommerhaus hatte sich selbst aus Dornen und Holundergebüsch über dem alten Gemäuer gewölbt.

Ritter Balduin besah mit wehmüthigen Blicken die natürlichen Ruinen seiner väterlichen Burg. So wenig Raum er auch mit seiner ganzen fahrenden Habe nöthig hatte, so nahm es doch den Anschein, als ob ihm seine Burg diesen nur für die wenigen warmen Tage des zu Ende eilenden Sommers gewähren, keinesweges aber gegen den Frost und Schnee des nächsten

Winters Schutz versprechen wollte. Er hielt mit sich selbst geheimen Rath, was unter solchen Umständen zu thun seyn möchte, aber seine Gedanken schweiften immer ab von dem Thema, das ihnen der Verstand als Pensum zu bearbeiten gegeben hatte, und ergetzten sich mit der Fantasie an den Bildern und Wünschen, die mit dem Einen, was jetzt noch war, sich nicht vertragen wollten.

Ritter Balduin's Herz war nämlich dem Bruch so nah' als seine Burg, nur daß jenes nicht durch Alter und Feindesgrimm in solchen Zustand gerathen war, sondern vielmehr durch Jugend und Schönheit. Er hatte des Aarburgers Tochter, die schöne Bertha gesehn, wie sie bei einem Turnier als das schönste Fräulein einmüthig berufen wurde, dem Sieger den Dank zu reichen, um den Preis der Tapferkeit dadurch zu erhöhen, und den Muth der Ritter zu entflammen.

Balduin stärkte sich an dem Anblick ihrer Schönheit, wie an einer Engellerscheinung, hob die Ritter aus dem Sattel, als wären sie Strohleute, und führte mit seinem Schwert Streiche, als regierten es Luftgeister, wie Stichling Mallocher's des regsamen Schneidermeisters, auch Geisterkönigs, Scheere und Nadeln [*S. das Märchen Der Kalif und der Schneider von Kretschmann in dem Beckerschen Taschenbuche.*].

Das schöne Fräulein Bertha war nicht kurzsichtiger als ihre andren schönen Schwestern in ähnlichen Fällen. Sie merkte wohl, daß ihre Augen die Sonnenstrahlen, und ihre süßen Worte die Frühlingshauche waren, welche in dem jungen Ritter die Pflanze des Muthes so kräftig hervorkeimen ließen, sie lohnte daher den Kampfrittern mit dem freundlichsten Lächeln, als sie einstimmig ihrem Helden den Preis zuerkannten, und reichte dem jungen Ritter mit so holdem Erröthen den Dank, daß ihm die Morgenröthe seines Glücks auf ihren Wangen den heitersten Tag hätte verkündigen müssen, wär' nicht seine Seligkeit in dem Augenblicke so übergroß gewesen, daß er vergaß sich daraus eine Zukunft zu deuten.

Indessen versäumte Balduin nicht, den Aarburger auf seiner Burg fleißig heimzusuchen, und, weil er ein muntrer Gesell war, der dem Burgherrn manchen Schwank aussinnen und ausführen half, so ward er bald der tägliche Gast auf der Aarburg, fand allezeit seinen Platz an der Tafel, dazu ein Kämmerlein und Bett,

wenn ihn nicht gelüstete bei Nacht und Nebel nach Haus zu reiten, Fräulein Bertha gab dem schlanken, muntern Ritter auch manchen freundlichen Blick, forderte ihn wol selbst zuweilen zum Tanze auf, wenn ihr ungeschickte Gäste mit einem Schleifer oder einer Sarabande drohten, und fragte ihn um seinen Rath, wenn sie ein neues Stück von Putz oder Kleidung sich zulegen wollte.

Hierdurch ward der verliebte Balduin kühner in seinen Hoffnungen und an einem schönen Sommerabend, als Fräulein Bertha bei Sternenlicht in der Laube des Schloßgartens saß, und mit ihrer Flötenstimme zu dem Lispeln ihrer Harfe sang, wie die Nachtigall in das Säuseln der Abendluft, da ward's ihm zu warm und zu mächtig im Herzen, es übermannte ihn, er sprang auf; vertauschte seinen Sitz auf der Rasenbank mit dem Platz zu Bertha's Füßen, schwur, gleich dem Ton ihres Gesangs, nur durch ihren Hauch zu leben, und bat um ihre süße Minne.

Das Fräulein war überrascht, aber weniger von des Ritters Liebesglut, deren verborgenes Flämmlein sie längst mit heimlicher Freude gesehn hatte, als von ihrem schnellen und heftigen Ausbruch. In der Bestürzung entsank die Harfe ihren weißen Armen, und, indem sie sich vorbeugte, das Saitenspiel zu ergreifen, begegneten ihre Lippen Balduin's Munde, die Arme, welche nach der Harfe sich ausstreckten, verschlangen sich mit des Ritters Armen, und beide Liebende waren in Kuß und Umarmung gefangen, eh' sie noch wußten, wie viel Dämon Zufall dem Gott Amor in die Hände gearbeitet hatte.

In den wenigen Augenblicken, wo die Wirklichkeit einen düstern Erdschatten in das Mondlicht der ersten Liebesfantase wirft, war den Liebenden wol etwas bange, wie Vater Thimo, der reiche Ritter von der Aarburg, das heimliche Minnespiel seiner Tochter mit dem armen Ritter aufnehmen werde. Sie berathschlagten dann mancherlei mit einander, und saßen manche Stunde zusammen, ohne über etwas anders einig zu werden, als: Balduin müsse sich immer fester in des Aarburgers Gunst zu setzen suchen, und gelegentlich dessen Gesinnungen und Plane mit Bertha ausforschen.

Diese Gelegenheit zeigte sich bald. Ohnerachtet alles Aufwandes und aller Pracht auf der Aarburg füllte sich doch Vater Thimo's Geldkasten täglich mehr und mehr, so daß es oft an Raum gebrach, und der reiche Ritter sich genöthigt sah, eine

Feste oder ein andres Stück Land an sich zu kaufen, um die vollen Säcke zu leeren. An Gelegenheiten zum Ankauf fehlt' es ihm niemals; denn, weil er vom geforderten Kaufpreis nichts abzudingeln pflegte, so war er als Käufer Hohen und Niedern willkommen und hatte Verwalter und Vögte seiner Herrschaften im Pleisner- und Meißnerland wie in Thüringen.

Einmal hatte er auch eine schöne Herrschaft an sich gebracht, aber, als ihm seine Tischgenossen mit vollen Pokalen dazu Glück wünschten, setzt' er unmuthig seinen Becher hin. Was hilft mir das Alles — sprach er — hab' ich doch keinen Erben, dem ich einmal mein Hab und Gut verlassen kann! Ei — versetzte darauf einer von den Gästen — habt ihr nicht eine holde minnigliche Tochter, die euch einen Eidam geben könnte, wie euer Herz ihn wünscht? Wol wahr! — entgegnete der Aarburger — aber ein Sohn war mir doch lieber! Der Eidam führt sein Weib auf seine Burg heim, und der alte Vater sitzt dann noch verlassener im leeren Hause. Hätt' ich einen Sohn, wie da den Balduin, dem sucht' ich eine wackere Hausfrau, und setzt' ihn dort in die neue Herrschaft, oder ließ ihn Hausen in der Aarburg, wo Raum ist für ein ganz Geschlecht.

Bei diesen Worten wuchs dem Ritter Balduin der Muth, den zuvor der Wein schon etwas angefeuert hatte. Er besann sich nicht lange und fuhr mit der Rede heraus. Vater Thimo — sagt' er'— wer wehrt es euch, mich zu eurem Sohne zu machen? Gebt mir eure Tochter, die minnigliche Bertha zu meiner Hausfrau, und laßt uns auf einem euer Schlösser wohnen, oder, so es euch gefällt, hier auf der Aarburg. Da sollt ihr eure Freude sehn, an Kindern und Enkeln.

Aber anstatt einer freundlichen Zusage zog sich des Aarburgers Gesicht bei dieser Rede gewaltig in die Länge. Meint ihr, Ritter Heerwart? — sagte er mit gezogenem Tone, und wendete sich mit einer gleichgültigen Frage an seinen Nachbar.

Balduin hätte zwar an allen diesen Zeichen merken können, daß sein Liebesgestirn jetzt nicht in der günstigsten Constellation stand. Gleichwol schwoll ihm die Zornader über die Kälte, mit welcher der Aarburger sein warmes Herz und seine Werbung aufgenommen hatte. Er stand im Eifer auf, wiederholte seine Worte und erklärte mit der feurigsten Beredsamkeit seine Liebe zu der schönen Bertha.

Thimo ließ ihn gelassen sich aussprechen. Dann erwiderte er mit Ernst: Ritter, woran soll ich erkennen, ob ihr meine Tochter mit redlicher Minne liebt, oder um zeitliches Gutes willen? Laßt mich ausreden! Ihr beruft euch auf Ritterwort, das genügt mir als Ritter in allen Ehrensachen, aber meine Bertha ist nicht allein der Stolz meines Hauses, sondern auch mein Herzblatt. Uebrigens habe ich meine Grille, wie alle reiche Leute, und ihr werdet mich davon nicht abwendig machen. Wer um meine Bertha werben will, muß Burgen und Ländereien vollauf haben, je mehr, je lieber, daß seine Hausfrau nicht aus Meister Sparbrot's Rechentafel wirthschaften muß, sondern leben kann, wie sie als Jungfrau es gewohnt worden ist.

Die Liebe im Ehestand ist nicht ein Paradiesvogel, der hoch im Wolkenrevier einzig von Himmelsluft lebt, und erst wenn er todt ist, auf die Erde fällt; sie ist eine holde Blume, die aus dem Erdboden ihre Nahrung saugen muß, soll sie kräftig und schön blühen, und nicht mitten unter Sonnenglanz und Westgesäusel hinwelken und verdorren. Darum muß mein Eidam, wie ich gesagt habe, Geld und Güter, vollauf haben, denn, was ich von zeitlichem Gut besitze, das verwende ich zur Ausstattung meiner Tochter und zu ihrem Brautschmuck, der köstlich seyn soll, als einer königlichen Prinzessin.

Den Ritter Balduin wollte diese Rede fast kindisch bedünken. Er belächelte die Unwissenheit des Aarburgers in dem Courszettel wahrer Minne, nach welchem die Staats- und Luxus-Mandate güldener Ketten, demantner Ringe und sammetner Kleider, gegen das natürliche Courant seidener Haarflechten, feuriger Augen und sammetner Wangen in den Zeiten der Liebe mehr verlieren als Staatspapiere und Banknoten zu Kriegszeiten gegen klingendes Gold und Silber.

Vater Thimo — hob er an — ihr sollt nicht meinen, daß mich nach dergleichen Eitelkeiten gelüstet, auch weiß ich sicher, daß die holde Bertha eben so wenig danach Verlangen trägt. Ist nicht ihre Schönheit das herrlichste Kleinod ...

Spart eure Worte — fiel hier der Aarburger lachend ein — Ich kenne die Redensarten aus meiner Jugendzeit her, wär mir auch sehr unlieb, so ihr sprächet, ihr liebet meine Tochter und wolltet ein Haarringlein von ihr nicht viel höher achten, als alle güldene Gnadenketten von Kaiser und Königen. Aber vergeßt nicht, daß

ich gesagt habe, es wär eine Grille von mir, daß meine Tochter königlichen Brautschmuck tragen soll, und daß ihr gegen eine Grille alle Beweise und Gründe ganz vergeblich auskramt. Uebrigens bleiben wir — wenn ihr wollt — Freunde, nach wie vor; doch gebt ihr mir vor diesen vesten Rittern euer Wort, daß ihr mit Bertha kein heimliches Minnespiel treibt, weder in, noch außer der Aarburg, auch weder durch Trutz noch List gegen meinen Willen um sie werbt.

Balduin wollte noch manche Einwendungen machen, aber der Aarburger blieb auf seinem Satze, und der verliebte Ritter mußte ihm Ritterwort und Handschlag geben, wollt' er nicht durch Weigerung Gefahr laufen, auch des Anblicks seiner Bertha verlustig zu gehen. Unter den Rittern, die Zeugen dieses Versprechens waren, hatten aber mehrere die Sage von dem Brautschmuck auf der Aarburg gehört, und fragten scherzweis, ob vielleicht Ritter Thimo schon insgeheim ein Töchterlein mit diesem Erbschmuck ausgestattet hätte?

Der Hausherr aber ward ernsthaft und sagte: Es geziemt euch mit nichten über diese Sache Euren Scherz zu treiben. Wol weiß ich, daß ein solcher Schatz und köstlicher Brautschmuck vormals ein Erbtheil der Aarburger gewesen ist, allein er ist verschwunden und weiß niemand wohin, darum, so ihr es wissen wollt, Hab' ich beschlossen, jenes alte Familiengut zu erneuern, und meiner Tochter als ein unveräußerliches Erbtheil mitzugeben, nach allen Stücken, wie es in einem alten Pergament beschrieben und verzeichnet ist. Daß es ein überköstliches Werk gewesen seyn müsse, möget ihr daraus urtheilen, daß mir außer meiner Stammburg nach Ankauf dieser Kleinodien nichts übrig bleiben wird. Anders aber, als mit einem solchen Schmuck soll meine Bertha keinem Manne vertraut werden, das hat seine guten Gründe, wenn ihr sie auch nicht errathen mögt.

Mit dieser runden Erklärung meinte nun zwar der Aarburger das weitere Fragen seiner Zechbrüder abgewiesen zu haben, allein die alte Welt war nicht weniger auf das Wunderbare begierig, als unsre Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts. Die Ritter setzten die gefüllten Becher vom Mund ab, um der Zunge mächtig zu werden und ließen nicht ab in ihren Zechwirth zu dringen, daß er mit seinem Geheimniß nicht hinter dem Berge

halten, sondern ihnen entdecken solle, von wannen der Aarburger Brautschmuck gekommen und wohin er gefahren sei; schwuren auch, ihn herbeizubringen, und wär er in des Türken Gewalt, gerathen. Ritter Thimo war durch den Wein gesprächig geworden, und begann:

Wohin der Schatz gefahren, vermag ich nicht euch zu berichten, sintemal er vor meines Vaters Zeit vermißt worden ist, ohne daß sich eine Spur findet, wie er abhanden gekommen. Eine Aarburgerin, Namens Uda, soll ihn zuletzt getragen haben, es finden sich aber keine Nachrichten von ihr, und man weiß nicht, in welches Haus sie sich verheirathet, oder ob sie mit dem Schmuck entführt worden, oder was es sonst für eine Bewandniß damit habe. Fast scheint es, als hätte man absichtlich diese Sache in Dunkel lassen wollen. Wie aber jener Schmuck auf die Aarburg gekommen, davon hat mir mein alter Burgpfaff ein wunderliches Histörchen erzählt, das ich euch nicht verhalten will, und steht es bei euch, was ihr davon glauben wollet oder nicht.

Meine Urältermutter, Namens Ursula, aus dem Geschlecht der von Ranzau, war schon hochbetagt, und eine Mutter von sieben Kindern. Einmal, als sie bei ihren Kindlein in der Johannisnacht ruhte, ward sie mit ihrem Namen gerufen, daß sie darüber vom Schlaf erwachte. Sie meinte, es wär eine von ihren Dienerinnen, und fragte, warum man sie zu so ungewohnter Zeit in ihrer Ruhe störte. Da sie aber die Augen aufthat, sah sie ein unbekanntes Weib von zwerghaftem Ansehn bei ihrem Bett stehn, entsetzte sich und wollte nach Hülfe rufen. Aber das Weib hieß sie still seyn und ihr nachfolgen, weil eine Frau in Kindesnöthen ihrer Hülfe begehre.

Frau Ursula machte nun zwar manche Einwendung, fragte woher und wohin, aber das Weib bat sie beweglich und klagte wie die Kindbetterin, so von gar fürnehmen Geschlecht, all ihr Vertrauen auf Frau Ursula gesetzt, daß die Rittersfrau sich endlich entschloß ihr zu folgen. Die fremde Zofe führte sie nun aus der Burg, durch alle Wachen ungestört über Wälle und Zugbrücken, durch Pförtchen und Thore, über Felder und Gewässer, bis sie endlich an einen hohen Berg kamen.

Hier pochte das Weib an eine Steinplatte, und alsbald öffnete sich ein hohes Portal in dem Berge, durch welches Frau Ursula

mit ihrer Begleiterin in die Vorhalle eines unterirdischen Palastes einging. Aus dem Innern kamen ihr eine Schaar kleiner Männlein entgegen, kaum einer Ellen lang; die neigten sich demüthig vor ihr, und führten sie durch eine Reihe kostbarer Säle und Gemächer, die alle von Edelgestein und Perlen und den herrlichsten Gold und Silbererzen glänzten. Endlich kam ein andres zwergisches Weiblein und sagte der Frau Ursula an, daß die Bergkönigin ihrer sehnsüchtig harre. Zugleich thaten sich ein paar große goldene Flügelthüren auf, die kleinen Männlein traten ehrerbietig zurück, aber die beiden Zofen führten Frau Ursula in die Wochenstube der unterirdischen Königin.

Hier waren die Wände von feinem, zart geädertem Marmor und oben wölbte sich eine Kuppel von sanftgrünem Smaragd. An der Seite stand ein Bett von gediegenem Gold, auf diesem lag ein Frauenbild, schön und holdselig, wie die welschen Maler die Mutter Gottes malen, die sprach, als Frau Ursula sich ihr näherte: edle Frau, fürchtet euch nicht, und tretet getrost näher, mir beizustehn in der Stunde der Angst, die mich überfällt in der Johannisnacht, wo den Erdgeistern die Kräfte gebunden sind, bis zum Hahnenruf.

Auf diese Rede trat Frau Ursula hinzu, und sprach selbst der Kreisenden Muth ein, segnete sie auch mit dem heiligen Kreuz, weil sie noch immer ein böses Blendwerk des Satanas fürchtete. Als sie aber bemerkte, daß alles unverändert blieb, wie zuvor, und die schöne Königin während des Segens sie nur noch holdseliger anblickte, ging sie freudig ans Werk. Nun erhob sich während der Arbeit ein wunderbar Getön, als flüsterte der Wind in Saiten, und spielte mit hellen Glöcklein, bald fern bald nah und wunderlieblich anzuhören.

Es währete auch nicht lange, da reichete Frau Ursula der jungen Mutter ein zartes Knäblein und in dem Augenblick klang es wie tiefer Glockenton und Posaunenschall, die goldenen Pforten öffneten sich von neuem, und der König trat herein, nahm stillschweigend das Kind, küssete es, und zeigte es einer großen Schaar kleiner Männlein, die vor den Pforten standen und niederknieten, als der König das Kind aufnahm.

Frau Ursula sah mit großer Verwunderung alles dieses an, endlich berief die Königin sie an ihr Bett, und sprach: Nehmet meinen Dank, edle Frau, für euren Beistand und dieses zum

Andenken an Saffira, die Bergkönigin. Bewahret den Schmuck in diesem Kästlein wohl; so lang' er bei eurem Hause bleibt, wird es grünen und blühen, und mit seinen Zweigen das ganze deutsche Reich überschatten, aber verlöschen wird euer Name, kommt dieser Schmuck von euch. Doch möget ihr wol ein Stück davon oder das andre einer geliebten Tochter mitgeben, denn es erhalten die edlen Steine das Herz und den Geist frisch, machen auch angenehm und fröhlich, nur seid sodann bedacht, daß ihr alsbald ein ähnliches Stück von gleichem Werth dagegen schaffet, damit der Schmuck vollständig bleibe und jede Braut auf der Aarburg an ihrem Ehrentage sich damit schmücke.

Mit diesen Worten deutete die Königin auf ein ansehnliches und sehr zierlich gearbeitetes Kästlein, das eine der Zofen hielt, und wozu Saffira selbst an Frau Ursula den Schlüssel überreichte. Das Zwergweib geleitete nun die reichbeschenkte Wehmutter aus dem unterirdischen Königspalast in ihre Burg zurück, bediente sie beim Auskleiden, stellte sodann das Schmuckkästlein auf den Nachttisch und beurlaubte sich zuletzt mit höflicher Verneigung von der Burgfrau.

Als nun meine Urältermutter am Morgen spät erwachte, dünkte sie das Alles ein Traum, doch merkte sie bald an dem Kästlein, wozu sie den goldenen Schlüssel noch in der Hand hielt, daß ihr wirklich etwas seltsames und wunderbares in dieser Nacht begegnet sei. Sie zeigte alles ihrem Ehemann an, und beide staunten ob dem überköstlichen Schmuck in dem Kästlein, denn da waren Demanten als die Sankt Lambertus-Nüsse und Perlen als die größten Weinbeeren, daß schier der Römische Papst keine so kostbaren in seiner Krone hat, und man dieses wol mit Recht ein mehr als königliches Gratial nennen konnte.

Es bewiest sich auch der Wundersegen, den die Bergkönigin verheißen hatte, denn das Geschlecht der Aarburger mehrte und breitete sich durch das ganze Reich und hatten alle vollauf, so lang der Schmuck auf der Aarburg war, seit er aber verschwunden ist, starb ein Aarburger nach dem andern kinderlos hin, und ich bin der letzte, werde auch bald den Namen der Aarburger mit mir zu Grabe tragen. Meiner Bertha soll aber der Schmuck darum nicht entgehen, denn es ist mir ein früher verschenktes Stück davon durch Erbgangsrecht zugefallen, welches, falls den Worten der Bergkönigin zu trauen ist, den

andern Stücken, die dazu gefertigt werden sollen, seine Tugend mittheilen wird.

Die Ritter kannegießerten noch lange über diese Berggeisterspende. Mancher wollte den Starkgeist machen, meinte, die Aeltermutter habe lebhaftere Fantasien gehabt im Traum, der Schmuck aber sei später hinzugedichtet worden, wie die Legende zum Evangelium, und sei das heimgefallene Stück nicht besserer Beweis für das Ganze, als eine Sproße von des Erzvaters Jacob Himmelsleiter für dieses englische Zimmerwerk selbst.

Mancher hingegen wußte ähnliche Begegnisse solcher geistigen Schenkungen und Rekompensen anzuführen, als die güldischen Sandkörner, welche das Zwerglein im Schloß Rosenberg dem Grafen Hermann zum Valet darbot, ingleichen den Ring, welchen die edle Frau von Alvensleben zu Kalba an der Milda von einem gespenstischen Weiblein für einen ähnlichen Liebesdienst erhalten habe, und bewieß gleich dem geisterkundigen Jung aus der Gewißheit dieser Geschichten die Möglichkeit der Aarburgischen Wunderhistorie und des Geisterspucks überhaupt.

Ein dritter aber schüttelte bedenklich das Haupt, meinte, solche Spenden seien überhaupt verdächtig und nehm' es gewöhnlich mit ihnen kein gutes Ende; wie er denn schon früher von einem Harfner in Palästina ein Liedlein gehört, von einem schönen Fräulein, die auch einen solchen Schatz besessen. Als sie aber am Hochzeittage sich geschmücket und auf den Bräutigam geharret, sei anstatt des Hochzeiters der schwarze Höllenritter gekommen und habe die Braut mit dem eitlen Schmuck heimgeholt, wodurch denn die Kleinodien vermuthlich dem finstern Schacht des Abgrundes wieder anheimgefallen wären. Ritter Balduin saß gar mißmuthig dabei, nahm geringen Antheil an der Controvers und verwünschte den Brautschmuck, der ihm die Braut raubte, in die untersten Oerter der Erde.

Die Tage waren indessen kürzer geworden, und es nahte die Zeit der Herbstnachtgleiche, der Wind bliceß frostig über die Stoppeln und schlug Regen und Graupelwetter durch Dach und Fenster in Balduins Burg. Da entschloß er sich eines Tages schnell, trat zu dem Aarburger und sprach: Ritter Thimo, mich duldet es nicht länger in der Nähe der Aarburg. Der Sturmwind

spielt meiner Feste gar übel mit, und die Liebe meinem Herzen noch übler. Darum hab' ich beschlossen zu dem Heer des Kaisers zu ziehn, ob ich mir Ehr' und Gut erwerben mag. Meine alte Burg biet' ich feil, mögt ihr sie haben, so seid ihr mir der beste Käufer, gebt mir dafür was euch recht dünkt.

Ritter Thimo hörte diese Rede zwar ungern, denn er war dem Balduin gewogen, doch als er sah, daß dieser auf seiner Meinung bestand, ließ er ab vom Zureden, schloß den Handel über die Burg, richtete sodann ein großes Mahl zum Valet aus, und ließ den Ritter Balduin zur letzten Ergetzlichkeit an der Seite der schönen Bertha sitzen. Zum Schluß berief er den reisefertigen Gast zu sich in ein Fenster, übergab ihm einige Briefe, und sprach: Zieht mit Gott, Ritter, und kehrt bald und fröhlicher wieder, als ihr auszieht. Ihr werdet nicht allerwärts gute Herberge finden, absonderlich jetzt, wo öfters jeder Winkel mit Rittern, Knechten und Reisenden angefüllt ist, darum nehmet diese Briefe mit euch, die ich an meine Burgvogte und Haushalter habe schreiben lassen, daß sie euch auf das Beste bewirthen, gleich als käm ich selbst. Ihr sollt Herr seyn auf meinen Burgen, so lang es euch gefällt, und habt deshalb nur meinen Befehl vorzuzeigen. Nun Gott befohlen. Euer Roß harret euer.

Damit schob er jenen zur Thüre hinaus, und hörte auf keinen Dank. Unten aber fand Balduin sein Roß gesattelt und fertig, schwang sich darauf und zog, mit manchem Seufzer nach dem Fenster seiner Bertha, auf gut Glück in die Welt hinein.

Er hatte schon manchen Gebrauch von seinen Panis-Briefen gemacht und die nächsten Vögte freundlich und willfährig, die entferntem rauher und herrisch gefunden. Schon war er Willens, die letzten Briefe unabgegeben zu lassen, denn ihn widerte das hochfahrende Wesen der Amtleute, aber ein unfreundliches wildes Schlackerwetter trieb ihn gegen Abend nach der Funkenburg, nahe bei der Stadt Leipzig im Pleißnerland, die vormals eine mäßige Feste war, auf welcher ein Vogt des Aarburgers hauset; heutzutag' aber ist es ein anmuthiger Platz, wohin Sonntags und Werkeltags die Städter lustwandeln, und ist nichts rittermäßiges daselbst zu sehen, als Messenzeit welsche und englische Kunstreiter, auch zuweilen. ein fahrender Ritter, so

aber nicht vom Stegreif und Sattel, sondern vom Windfähnlein und der Luftgondel lebt.

Die Burg schimmerte von wetten durch Nebel und Schneegestöber, und in der Nähe sah Balduin, wie sie gar lustig in allen Fenstern beleuchtet war, als feierte der Vogt ein Freudenfest zu Ehren des Burgherrn. Balduin stieß einigemal in sein Hörn, aber drinn war man zu geschäftig, um dem Wanderer draußen zu antworten. Endlich ertönte von innen die allgemeine Präliminarfrage des Einlasses. Werda? und dem Ritter ward nachhinein langweiligen Examen aufgethan. Er schickte dem Burgvogt seinen Brief, mußte aber indessen unter den Roßbuben verweilen, bis der Vogt Befehl gab ihn in die Burg zu führen.

Hier ging es gar munter zu: Geiger und Pfeifer spielten gar lustig auf, Ritter und Dirnen dreheten sich im Tanz, oder saßen in vertrauter Umarmung auf welchen Lotterbettlein. Andre saßen an Schenktischen und leerten die Becher geschwinder als die Diener sie füllen konnten, sangen dabei Trink-, Schimpf- und Liebeslieder, und lachten darunter, daß die Becher auf den Tischen klirrten. Der Vogt taumelte dem ankommenden Ritt er entgegen, und bat ihn Platz zu nehmen und es sich wohl seyn zu lassen, aber Balduin mochte in dem Lärm nicht bleiben und sehnte sich nach Ruhe. Da zog der Wirth die Augbraunen aufwärts, zuckte die Achseln bis über die Ohren, und sprach: Edler Ritter, der veste gestrenge Herr Thimo von der Aarburg gebietet mir zwar, eurer auf das beste zu pflegen; gleichwol werdet ihr diese Nacht mit einem engen schlechten Zimmerlein vorlieb nehmen müssen, weil, wie ihr sehet, die ganze Burg besetzt ist; es wär denn, daß ihr das Herrenzimmer erwähltet, wo es aber nicht ganz geheuer seyn soll.

Das sagte aber der arge Schalk nur, um sich des Spähers, für welchen er den Ritter hielt, mit guter Art zu entledigen, denn er hoffte nicht vor dem Hausherrn zu bestehen, wenn dieser einmal sagen sollte: thue Rechnung von deinem Haushalten. Das Zimmerlein, das er dem Ritter zur Schlafstätte angeboten hatte, war so luftig, daß es jedem Gast im Schloßhofe angenehmer gedäucht haben würde, dagegen war das Herrenzimmer seit langer Zeit eine wüste Behausung der Geister; und mancher Waghals, der den Strauß mit den gespenstischen Usurpatoren

hatte unternehmen wollen, war am Morgen mit rückwärts gekehrtem Gesicht gefunden worden. Der Ritter ließ sich beide Gemächer zeigen, verwarf das erste und befahl im Herrenzimmer ihm ein Bett aufzuschlagen und ein Abendessen nebst Schlaftrunk zu bereiten.

Er war mit seiner einsamen Mahlzeit geschwinder zu Ende, als die Bankettirer an der Tafel des Vogtes, von der noch lange Jubel und Gesang zu ihm schallte. Als es aber gegen die verrufene Stunde hin kam, wo die Unterwelt ihre gespenstischen Missionare zu Bekehrung der Ungläubigen und Freigeister in der Oberwelt aussendet, da ward es stiller und immer stiller in der Burg, die Fackeln und Herzen verloschen, die Sänger verstummten und die Geiger und Pfeifer zogen nach Haus. Balduin stärkte sich mit einem Schlaftrunk gegen die Anfechtungen des Nachtgrauens, schob das Feuer im Kamin zusammen und warf sich auf das ihm bereitete Bett, wo er in Gedanken an seine Bertha zu entschlummern, und wenigstens im Traum ihrer holden Schönheit sich zu erfreuen hoffte.

Aber der Wächter, der die Stunde der Mitternacht in der Burg ansagte, rief den Ritter aus der anmuthigen Vorhalle des Traumtempels in die dornige Wildniß seines Lebens zurück, wo ihm die neckenden Kobolde Liebespein und Unmuth irr' führten, daß er die Traumpforten nicht wieder finden konnte. Er versuchte zwar mancherlei Wege, und vergoß auch nicht den dürrn, sandigen Hohlweg der Langenweile, welchen der humoristische Jean Paul als probat rekommandirt, [*S. D. Katzenbergers Badereise von Jean Paul. Erstes Bändchen S. 233.*] ohne jedoch seine Leser dieser Wohlthat froh werden zu lassen; aber selbst dieser Weg führte ihn nicht zum Ziel, denn er ward bald von gar seltsamen romantischen und abenteuerlichen Parthieen unterbrochen.

Der Ritter wendete sich auf seinem Pfühl unmuthig von einer Seite zur andern, da dünkt' ihn, als rauscht' es im Schlot des Kamins. Er richtete seine Augen dahin, und sah bald durch den Schornstein etwas herabfallen, wie eine Menschenhand. Nicht lange, so rauscht' es von neuem und es fiel ein Fuß durch denselben Weg herab, diesem folgte eine zweite Hand und wieder ein Fuß, und so kamen nach und nach alle Requisiten eines menschlichen Körpers, jedes nach seiner Gebühr

bekleidet, herab, fügten sich zusammen, wie im chinesischen Schattenspiel, oder im Pygmäentheater, womit Herr Charles und Compagnie die pariser Oper pygmäisiren, und alsbald stand ein riesenhafter Schweizer mit Wehrgehenk und Partisane fertig da, und stellte sich auf die eine Seite des Kamins.

Der Organisationsproceß begann in kurzem von neuem, und ein zweiter Hellebardierer trat geschmückt und gerüstet auf die andre Seite des wunderbaren Laboratoriums. Aber jetzt verwandelte sich der allmähliche Gliederregen in ein prasselndes Hagelwetter. Weiberfüßchen, Männerfäuste, Kinderköpfe, ein ganzes Sortiment menschlicher Gliedmaßen polterte herab, darunter Materialien zu Tischen, Sesseln, Schemeln; auch Tafelgedeck, goldne Kannen, Pokale und Kessel mit allem Zubehör eines sardanapalischen Mahles, daß das halbe Zimmer davon erfüllt ward. Die beiden Erstgeborenen der gespenstischen Schöpfung legten nun ihre Partisanen aus den Händen, und fingen an, die eingekommenen Beiträge und Miscellen für die neueste neueste Welt- und Menschenkunde zu redigiren.

Sie setzten aus dem Chaos menschlicher Fragmente so geschickt und zierlich Menschen zusammen, wie die Sagensammler der Vorzeit aus den Rhapsoden einen Homer, der lange unter Griechen und Griechengenossen für ein Muster eines ganzen Mannes passirte, bis ein Deutscher die Fugen seiner Zusammensetzung ausspähte. Unter ihren Händen entstand zuerst eine stattliche Dienerschaft, die geschäftig sich umhertrieb. Tische, Sessel und Schemel zusammensetzte und bald eine Tafel servirt hatte, an der nur noch die Gäste fehlten. Bald aber gingen auch diese aus dem alchymistischen Schornstein hervor. Männer und Frauen in der prächtigsten Galatracht der frühern Zeit erschienen, nahmen auf den Sesseln Platz oder spazierten umher. Zuletzt kam aus dem finstern Schlot ein holdes Fräulein, in weiße Seide gekleidet, schön, zart und schlank, aber auch blaß wie eine Lille. Ihr Antlitz war, wie ein Seufzer des Himmels, kummervoll, aber von unaussprechlicher Lieblichkeit.

Zu ihrer Seite ging ein Ritter, schwarz und unholdselig anzusehn; sein Mund war lachender Grimm, und seine Augen finstre Gewitterwolken voll düsterer Blitze. Er führte das Fräulein vor einen Spiegel, der ihre schöne Gestalt als ein schmäliges

Todtenbild ihr zeigte, daß sie voll Entsetzen sich abwendete; doch zwang sie der Unhold mit ihren sanften Augen das abscheuliche Trugbild zu beschauen und sich vor diesem Spiegel zu schmücken. Denn es brachten ihr nun die Diener Kleider von Gold- und Silberstück und eine Brautkrone, auch Halsschmuck und Armspangen, Fingerreifen und Ohrengehänge, aber alles war geglüht in höllischem Feuer und zischte Funken wie rother Stahl auf dem Ambos des Waffenschmides.

Bis hieher hatte Ritter Balduin auf seinem Lager einen stummen Zeugen dieses Abenteuers abgegeben, allein jetzt schien er selbst zur Theilnahme daran genöthigt zu werden. Auf einen unwillkührlichen Schrei, den das Mitleid mit der Geängsteten ihm auspreßte, wendete sich die ganze Geisterversammlung nach dem Bett; Einer stand auf, nahm einen güldenen Pokal von der Tafel und kredenzte ihn dem menschlichen Gaste, nöthigte ihn auch durch Zeichen sich zu erheben und an dem mitternächtigen Mahle Theil zu nehmen.

So muthig die alten Ritter waren, wo es einen körperlichen Feind galt; so wenig achteten sie es, als wahre Gegenfüßler der tapfern Paladins unsrer Zeit, für Schande, der Geisterwelt gegenüber einen Schauer zu empfinden. Ritter Balduin hätte lieber hundert Saracenenäbel gegen sich blinken sehn, als diesen goldenen Pokal, welchem ihm der nächtliche Zechbruder mit der entfleischten Knochenhand bot. Indessen sah er hier kein Entkommen, und sein Zögern machte schon die andern Gäste rege, daß sie langsam seinem Bett sich näherten.

In solchen Augenblicken ist in einem starken Gemüth der Uebergang von ängstlichem Zweifelmuth zu dem tapfersten Heroismus so leicht und schnell, als in dem Hasenherzen eines Poltrons der Sprung von großthuender Prahlerie zu der kleinmüthigsten Verzagtheit. Ritter Balduin ermannte sich, sprang frisch vom Lager auf, faßte mit der Rechten sein Schwert, mit der Linken ergriff er den dargebotenen Becher und setzte ihn gewaltsam auf den Tisch. Wer ihr auch seid — rief er mit festem Ton — wie mögt ihr einen rechtlichen Ritter auffordern, euch Bescheid zu thun und den Becher mit euch zu leeren, so ihr doch Gewalt übt an schwachen Dirnen nach Art des Raubgesindels! Seid ihr Menschen, so stellt euch meinem

Schwert, daß wir um die Dirne fechten, wo nicht, so hebt euch weg aus der Menschen Wohnungen!

Auf diese Rede lachte der schwarze Ritter verbissen, und von seinem dumpfen heimlichen Gelächter erzitterten die Mauern des Hauses. Diese Dirne — rief er — hat sich mir zur Braut ergeben und bleibt mein. Jede Nacht prangt sie mit dem feurigen Schmuck, bis diese Steine zurückkehren in die Hand des rechten Herrn. Schmücket euch, schöne Braut, und ihr, Ritter, thut uns Bescheid!

Bei diesen Worten drangen die Hochzeitgäste, in den dürren Händen die Pokale, mit rothem dampfenden Schaume gefüllt, auf Balduin ein. Die Männer schienen ihn zum Trunk, die Frauen zum Tanz einzuladen. Aber Balduin hielt ihnen den Griff seines Schwertes vor und machte sich Platz durch den grinsenden Haufen. Er brauchte keine Aretinsche Gedächtnißkunst, um sich bei dieser peinlichen Toilettenscene an den verschwundenen Aarburger Brautschmuck zu erinnern, und in der blassen Braut das Fraulein im Liede des Harfners in Palästina, und zugleich jene Uda zu erkennen, von welcher die Aarburg er Geschlechtsregister schwiegen, und über deren Verschwinden ihm die unholde Gesellschaft ein genügendes Licht gab. Seiner Sache gewiß trat er zu dem schwarzen Ritter und sprach: Ich werde dir Bescheid thun, wie du es verdienst. Diese Jungfrau ist Uda die Aarburgerin und du hast fernerhin keinen Theil an ihr. Diese Steine sind eine Gabe der Bergkönigin Saffira, und jetzt in den Händen des rechtmäßigen Eigenthümers, denn ich selbst nehme sie hiermit für den Ritter Thimo von der Aarburg in Besitz.

Diese mündliche Proklamation, mit der Balduin sein erobertes Territorium okkupirte, hatte denselben Erfolg, wie die gedruckten in unsern diplomatischen Zeitalter. Die feindliche Besatzung, die in dem Herrenzimmer garnisonirte, wartete das Ende nicht ab, und zufrieden, ihre Persönlichkeit zu salviren, ließ sie das nächtliche Bankett mit allem Zubehör dem Sieger zur Beute.

Balduin war außer sich vor Erstaunen und Freude, als ihm der Morgenstrahl die Pracht der zurückgelassenen goldenen und silbernen Geschirre nebst den Reichthum und Glanz der Juwelen zeigte, und ihm kein Zweifel blieb, daß dieser Nachlaß der gespenstischen Braut nichts anders sei als der verlorene Aarburger Brautschmuck. Er war noch mit Musterung seiner

Reichthümer beschäftigt, als der D´Burgvogt mit mehreren Knechten die Thür öffnete, und sich höchlich verwunderte, den Ritter nach dem fürchterlichen Brausen, das alle Schläfer im Schloß um Mitternacht aufgeschreckt und geängstet hatte, noch lebend und gar im Glanz solcher Umgebungen zu finden.

Denn der Schalk hatte nichts gewisser geglaubt, als der tosende Schwarm habe den verwogenen Geisterseher, wie Mephistopheles den Doktor Faust durch die Lüfte geführt. Ritter Balduin durchschaute auch bald das Herz des Vogtes, wie es nach der glänzenden Beute aus der Geisterwelt gelüstete. Er befahl ihm daher, Wagen und Rosse bereit zu halten, um den Schatz unter seinem Geleit auf die Aarburg zu bringen, mit dem Bedeuten, daß die Geister nicht mehr in dem Herrenzimmer hausen würden, dagegen der, welcher es wagen möchte, seine Hand an das geringste Stücklein dieser Kleinodien zu legen, alsbald von den höllischen Heerschaaren werde in die Lüfte geführt, und zur Speisung der Raben zerrissen werden. Da nun in der folgenden Nacht kein Geisterspuk mehr im Herrenzimmer gehört wurde, so galt Ritter Balduin für einen kräftigen Teufelsbanner und der Vogt gehorchte allen seinen Befehlen auf das pünktlichste.

Ritter Thimo war seit Balduins Abschied gar mißmuthig worden. Die schöne Bertha saß oft neben ihm, sang traurige lieber vom Scheiden und Meiden, und harfenirte gar trübselig dazu. Da bließ einmal der Thürmer des Morgens ein lustiges Stücklein, und die Edelknaben verkündigten, aus dem Walde nahe sich ein glänzender Zug von Wagen und Reisigen, und der Ritter, der den Zug führe, trage Ritter Balduins Feldbinde und Helmzeichen, sei auch der Gestalt nach kein anderer als er selbst. Da schlug dem Vater Thimo das Herz hoch vor Freude, und die holde Bertha lief, und trat eilend auf die Burgzinnen und deckte mit ihrer weißen Hand ihre Augen vor dem Licht der rothen Morgensonne. Vom Walde her aber blinkten ihr Helme und Schilder und hell polirte Harnische und Schwerter entgegen.

Er ist es! — rief sie herab und der alte Ritter befahl schleunigst die Burg zu öffnen. Da rasselten die Riegel der Thore und die Ketten der Zugbrücken klirrten, die Edelknechte schwangen sich zu Rosse, und der Thürmer intonirte ein Willkommen ohne Ende, daß es widerschallte in Wald und Gebirg und die Hirsche und

Eber waldeinwärts flohen. Die schöne Bertha aber stieg eilig vom Burgsöller herab und barg sich verschämt in ihr Kloset, wo sie geheim in den Fenstern lauschte nach dem Einzuge des Ritters. Der sprang fröhlich vom Rosse, umhalsete den Aarburger und sprach: Vater Thimo, so ich euch zurückbringe die Spende der Bergkönigin Saffira, die an Werth ihr gleich achtet allen euren Burgen, und dazu noch einen köstlichen Schatz von Gold und Silbergeräth, achtet ihr mich dann werth euer Eidam zu seyn und laßt ihr mich wohnen mit der holdseligen Bertha, auf einer eurer Burgen, dieweil ihr nun nicht nöthig habt sie hinzugeben um des Brautschmucks willen eurer Tochter?

Der Aarburger meinte in dieser Rede eitel Räthsel zu vernehmen, und hieß den Ritter Balduin mit sich in die Burg gehen, um bei dem Becher die Räthsel zu lösen. Als er nun alles gehört, und die Kleinodien mit Verwunderung betrachtet hatte, sprach er: Ihr wißt, daß mir das Herz nicht an schnödem Geld und Gut hängt, und daß ich darum euch meine Bertha nicht geweigert habe. Auch möcht' ich sie euch vielleicht nicht vorenthalten haben, hättet ihr nach einiger Frist nochmals um sie geworben, wiewol ich ungern sie minder reich gesehn hätte, als Hausfrau, denn als Dirne. Nun aber nehmt sie hin! Sie wird Saffira's Brautgeschenk mit Ehren tragen, und laßt eure Hochzeit seyn sobald es euch gefällt.

Balduin und Bertha säumten nicht lange, ihren Liebesbund durch die heilige Weihe der Kirche einsegnen zu lassen. Als nun die holde Braut, geschmückt, wie die Bergkönigin Saffira selbst, und doch ihren Schmuck überstrahlend, wie der edle Demant seine goldene Fassung, in das Brautgemach geführt ward, und an der Seite ihres Balduin sanft entschlummert war, da trat ein Traumbild an ihr Lager, und flüsterte ihr zu: Ich bin Uda, die Erlöserin. Bitte deinen Gemal, daß er meinen Leib aus der Berghöhle in die Gruft meiner Väter bestatten lasse. Von der Stimme erwachte Bertha, und sagte ihrem Gemal das Gesicht an. Dieser fand am Morgen alles, wie es das Traumbild angezeigt hatte, und brachte Uda's Gebeine in die Gruft zur Ruhe.

Dem Vogt von der Funkenburg aber verehrte Herr Thimo einen schönen, großen güldenen Pokal, von dem Bankett des gespenstischen schwarzen Hochzeiters, in welchen er eine

ausführliche Verzeichnung der sämmtlichen Kleinodien an Gold, Silber, Perlen und Edelstein zum Gedächtniß eingraben ließ, welche Ritter Balduin von den Geistern in dem Herrenzimmer erbeutet hatte. Hierdurch erhielt sich die Sage von einem großen, in der Funkenburg bei Leipzig verborgenen Schatze, wovon ein jeder Besitzer bis auf den heutigen Tag ein ausführliches Verzeichniß vorzuzeigen weiß. Aus unsrer Geschichte aber ergibt sich, daß es nur eitle Mühe seyn würde deshalb Nachforschung zu thun, indem Ritter Balduin den wahren Schatz längst von der Funkenburg abgeführt, und den Eigenthümern dieser weitbekannten Besizung nichts davon übrig gelassen hat, als die vollständige Beschreibung.

Kleine Sagen und Märchen.

I. Empusa Lamia.

Griechische Sage.

Phyllis, Chloe.

Phyllis.

Chloe, wohin?

Chloe.

Zu der Stadt!

Phyllis.

In der Nacht?

Chloe.

Kaum dämmt der Abend!

Phyllis.

Aber du gehst in die Nacht.

Chloe.

Süß ist ja die nächtliche Kühlung, Jetzt in der heißeren Zeit,
wo die Luft durchflammt Hyperion.

Phyllis.

Doch dir bleibt einsam in dem Hause das Kind?

Chloe.

Eryböa pfeget es mir, vormals mir Pflegerin auch in der
Kindheit.

Achtsam ist sie, und treu.

Phyllis.

Doch lieben den Schlaf die Bejahrten.

Stets unhold ist die Nacht und gefahrvoll schlummernden
Kindlein,

Lamien wandeln umher, und es schleicht in die Häuser
Empusa.

Chloe.

Hat dir ein Märchen erzählt die Thessalerin?

Phyllis.

Frage Komätho!

Kinderberaubt nun weint, die zuvor hohnlachte der Warnung.

Chloe.

Chloe.

Wahrlich es ängstiget mich was du sagst. Sprich, meinst du es ernsthaft?

Phyllis.

Ernsthaft sprech' ich vom Ernst, und erzähle die, lautere Wahrheit.

Nachbarhäuser, du weißt es, bewohnt mein Mann, und Komätho's,

Selten verstreicht ein Tag, wo nicht in geselliger Zweisprach
Säßen die Männer, und fröhliches Spiels sich erfreuten die Kinder,

Bald in des Einen Gehöft, bald auch, wie es trifft in des Andern.

Jüngst heimsuchte mich auch in den Dämmerungsstunden Komätho,

Manches Gespräch anspinnend entflohener Zeit, von der Jungfrau

Heiterem Loos, und dem rauheren Sinn vieljähriger Ehmanns.

Vielerlei hatten wir uns zu gestehn, nach Frauengewohnheit,
Wenn das entfesselte Wort einmal zu dem Munde sich aufdrängt.

Doch, rings saßen die Kinder; gewohnt frühzeitiger Nachtruh,

Gähnten die Kleineren oft, neugiervoll lauschten die Größern.

Da, zu der ältesten Tochter, begann unweise Komätho:

Phloe, führe zum Haue die Geschwisterchen: Klug und verständig

Bist du ja schon, du begingst sechsmal den bekränzten Geburtstag.

Bringe die Kleinen zur Ruh, heimkehrend lob ich die Tochter.

Sprach's, und küßte das Mädchen; vergebens warnt' ich die
Thörin,
Denn unheimliches nahet sich oft unberathenen Kindern.
Aber sie lachte des Worts und erhob die verständige
Tochter,
Welche, so jung, wirthschaftet' im Haus, gleich wackeren
Hausfraun,
Emsig stets und besorgt um das Nützliche, nimmer
geschäftlos.
Doch, als spät in der Nacht zu dem Haus rückkehrte
Komätho,
Furchtbar ward sie geschreckt um den kinderverderblichen
Leichtsinn!
Denn an dem Sessel, wo Schlummer umfing die gepriesene
Tochter,
Stand Empusa's Schreckengestalt, das entsetzliche Antlitz
Todtbleich, hager und welk, dem Gebild gleich grauser
Harpyien.
Aber vom Munde herab quoll schäumendes Blut, das der
Unhold
Kindern entsaugt und befleckte die Brust und den
scheußlichen Körper.
Uebergebeugt zu der Wange des Kinds und den röthlichen
Lippen
Lehnte der nächtliche Spuk, und berührt' es in gräßlichem
Kusse,
Ihm aussaugend im Blut die erfreuliche Blüte des Lebens.
Laut aufschrie, und zu helfen dem Kind hineilte die Mutter,
Aber es glitt das Gespenst hinweg, und bewegte den Fuß
nicht.
Fruchtlos küßte die Mutter des Kinds hinwelkende Lippen,
Rief es mit Namen, und wärmt an der Brust die erkaltete
Wange:
Nimmer ja kehret das Blut mit dem Leben zurück in den
Leichnam!

Chloe.

Gräßliches redest du traun! Ich entsage dem Gang, und zum
Hause schnell
Eil' ich, zu schützen das Kind vor blutigen Küssen Empusa's.

Hart, fürwahr! ist der Mütter Geschick. Kaum regt sich das
Kindlein,
Flugs droht Zaubergefahr, und es schlingen sich fesselnde
Knoten.

Hat dann Kinder gewährt die Geburtobwallerin Hera,
Aengstiget Hekate noch mit dem blutaussaugenden
Schreckniß

Lamia's! Eile mit mir, schon seh' ich den Spuk an dem
Kindbett.

Phyllis.

Aengstliche! Erst so beherzt und verzagt jetzt! Beides zur
Unzeit.

Kaum noch flimmert ein Stern, und ein leichtes Gewölk ist
Selene.

Setze dich hier an den Quell; bald füll' ich die blinkenden
Eimer;

Flugs dann kehren wir heim, und berathen die
schlummernden Kindlein.

Chloe.

Lamia, schone das Kind! bald blutet dafür dir ein Böcklein.

Phyllis.

Thörige! Nimmer gewährt doch Lamia frommen Gebeten.
Wild Anschreyn, Scheltwort' und Beschimpfung bannet den
Unhold.

Denn ungöttlich schweift sie umher voll gräßliches
Wahnsinns.

Belus zeugte sie einst in verbotener Brunst mit der Mutter
Libya.

Schön wie ein Göttergebild war Lamia's Jugend;

Göttin dünkete sie sich, und zu schön für sterbliche Männer.

Ihm, dem Kroniden gewährte sie nur, was sie allen versagte.

Aber er zürnte darob die olympische Königin Hera,

Fluchend jener, daß vor der Geburt hinstarben die Kinder,

Und nach grimmigen Wehn ihr starrt in den Armen ein
Leichnam.

Laut nun weinte die Arme, und schlug die ernährenden
Brüste

Wund, und den tragenden Leib, der Gezeugeten lebendes

Grabmal.

Hin auch welkte der Gram die vergötterte Blüte der Schönheit,

Wuth durchglühte den Geist, und in wahnsinnvoller Verzweiflung

Stürzte sie wild in des Volkes Gewühl; ein empörendes Scheusal

Riß sie die Kinder hinweg; liebkosend in grauser Umarmung
Saugte sie wüthend im Kusse das Blut, bis greuelempört,
Zeus

Tief in des Hades Nacht die Entsetzliche warf mit dem Blitzstrahl.

Nächtlich steigt sie nun, ein kinderverderbliches Schreckbild,

Blutig empor und gleitet umher nach schlummrenden Kindern.

Chloe.

Sieh, selbst füllt ich die Eimer, o komm! unfern ist die Nacht uns.

Bald nun steigen sie auf, die Gespenster des schrecklichen Hades;

Dort schon glänzet der Bär, und es zeichnet mit silbernem Lichtstrahl

Wandelnde Schattengestalten von uns an den Boden
Selene.

2. Asvit und Asmund.

Nordische Sage.

König Erich zog wol auf und ab,
Er traf an ein mächtiges Hünengrab.

„Wer wälzt mir vom Grabe den schweren Stein?
Drin ruft es, als litt' es viel grimmige Pein.“

O Herr, nicht gut ist's in Gräber schaun;
Drin wohnt Entsetzen und finsternes Graun;

Drin sitzen die Geister mit grimmigem Blick,
Und halten verborgene Schätze zurück.

„Die Geister zwinget mein Zauberschwert,
Den Eingang lassen sie unverwehrt.“

Da regt sich der Stein von der Männer Gewalt,
Und es öffnet sich langsam ein finsterer Spalt;

Und es öffnet sich weiter das finstere Thor,
Ein greuliches Schreckbild drängt sich hervor.

Bleich ist es zu schaun, wie der bleiche Tod,
Von triefendem Blut sind die Wangen roth.

Die Glieder sind zitterndes Todtengebein,
Und modernde Tücher hüllen sie ein.

Und der König entsetzet sich ob dem Gesicht,
Da hebt er die Händ' empor, und spricht:

O König, wende dein Aug nicht ab,
Ein Lebender bin ich, doch wohn' ich im Grab;

Mein Nam' ist dir und den Helden bekannt,
Asvit ward ich einst mit Ruhme genannt.

Da staunt der König, es staunt das Heer:
Asvit, wie kamst du ins Grab hieher?

O König, ich schloß den Freundschaftsbund
Auf Tod und Grad mit dem Held Asmund.

Wir trugen zusammen die Freud und das Leid,
Wir fochten zusammen den heißen Streit.

Und als Asmund zu sterben kam.
Seine Ross' und Hund' er mit sich nahm:

Seine Ross' und Hund' und das beste Kleid,
Und ich folgt' ihm ins Grab nach meinem Eid.

Die erste Nacht, und den ersten Tag
Beweinend den Todten ich traurend lag,

Den zweiten Tag und die zweite Nacht
Ergriff mich brennend des Hungers Macht,

Am dritten wühlt ich in Roß und Hund,
Doch graute vor solcher Speise dem Mund.

Am vierten erlag ich der gräßlichen Qual,
Ich schwelgt' in dem blutigen Leichenmahl.
Das störte den Todten in fünfter Nacht,
Und der modernde Leichnam Asmund's erwacht.
Gewendet war seine Lieb' in Haß,
Seine Stimme war grimmig, sein Blick war graß.
Er stürzt' auf mich mit entsetzlicher Wuth,
Er saugt' aus Gliedern und Wangen das Blut;
Aus Lippen und Mund er den Athem mir saugt
Und Grabesluft in die Brust mir haucht.
Allnachts ward grauser das Todtengebein,
Und grimmger sein Blick und wilder das Schreyn.
Allnachts mit dem Todten der Lebende rang,
Und doch nimmer die morschen Gebeine bezwang.
Drum seht ihr mich bleich, wie den bleichen Tod,
Von triefendem Blut nur die Wangen roth.
Drum sind meine Glieder wie Todtenbein
Und modernde Lumpen hüllen sie ein.
Da sprach der König: du treuer Mann,
Deinem Schwur hast du wahrlich genug gethan!
Der Lebendige sich nicht zu dem Todten gesellt,
Dem Todten der Lebende nicht gefällt.
Nun sollst du des Königs Gefährte seyn,
Und den Todten verschließe des Grabes Stein.

3. Alp.

Am Weidenbusch, an dem schilfigen Teich
Ging Martha mit ihrem Kind:
„Ach, Mutter, was wird dein Gesicht so bleich?
Was eilst du so bang und geschwind?“
Sei ruhig mein Kind, der Wind bläßt kühl,
Komm, hüll' in den Mantel dich warm.

Da krächzt es dumpf: Gib mir zum Spiel
Das Knäblein auf deinem Arm!

„Ach Mutter, hörst du die Eule schreyn,
Wie sie krächzt: Komm mit! komm mit!“
Sei ruhig mein Kind, bald sind wir heim,
Wir eilen mit schnellem Schritt.

Gib deinen Sohn mir, und willst du nicht,
So nehm ich ihn mit Gewalt.
Still zeichnet die Mutter des Kindes Gesicht
Mit des heiligen Kreuzes Gestalt.

Soll ich dein Kind nicht haben, so schau,
Wie Alp sein eignes dir bringt,
Und schnell aus dem Busche wälzt sich grau
Und auf den Nacken ihr springt.

Und sie ängtet sich ab und stöhnt, und keucht,
Gebeugt von der gräßlichen Last;
Und sie trägt bis sie mühsam den Hof erreicht,
Da sinket sie hin und erblaßt.

4. Der Rabe.

Griechisches Märchen.

Alexis, Daphne.

Alexis.

Daphne, sprich, warum so falsch und treulos!
Sollt' ich dein nicht warten heut im Buchhain,
Wenn zum Mittagsschlaf einnickt die Mutter?
Mittag war, die Mutter nickt' im Lehnstuhl,
Aber einsam blieb ich in dem Buchhain
Bis die Sonne sank und ich voll Unmuth
Trüb' und misgelaunt zum Hause kehrte.
Daphne, sprich, warum so falsch und treulos?

Daphne.

Zürne nicht auf mich. Leicht schief die Mutter,
Oft im Schlaf auffahrend. Durft ich's wagen
Aus dem Haus zu schleichen, wenn sie wachte?

Alexis.

Unwahr spricht dein Mund. Der Wangen Purpur
Zeugt der Lippen Falschheit: Fürcht' o Mädchen
Eros' Zorn; er straft der Liebe Täuschung
Wie Apollon einst die List des Raben,
Der zuvor schön war, wie Kypris' Tauben.

Daphne.

O geschwind, erzähle mir das Märchen!

Alexis.

Wie viel Küsse bringt es mir von Daphne?

Daphne.

Ist es hübsch, vielleicht wol einen halben.

Alexis.

Gut, so geb' ich selbst die zweite Hälfte,
Daß ein ganzer wird, du geiz'ges Mädchen.
Höre nun, und nimm es dir zur Warnung,
Wie es einst dem Raben ging Apollon's:
Weiß, wie Daphne's Arme war der Rabe,
Phöbus Liebling; aus dem Purpurschnabel
Hallte wollautvoll Gesang und Rede
Wie von Daphne's süßen Honiglippen
Schmeichelwort ertönt und Liebeszauber.
Flügel schwang er, weich und zart und rosig,
Eros hatte selbst sie überhauchet
Mit dem Rosenduft von Mädchenwangen.
Einst berief ihn Phöbus. Schnell, o Korax,
Sprach der Gott, entschwinde dem Olymp dich,
Und vom klaren Quell der Hippokrene
Schöpfe Wasser mir in goldner Schale.
Schnelles Flugs schwang Korax nun den Fittich.
Fand am Helikon den klaren Quellborn,
Kühl von Feigenbäumen rings umschattet.
Schön wie Mädchen, war er auch so naschhaft,
Eh' er Wasser schöpft, prüft er die Feigen,

Doch er fand die grünen herb' und unreif.
Zeit bringt Rosen, dacht er, bringt auch Feigen,
Und begann im dunklen Laub zu tändeln,
Buhlte mit den Blättern, mit den Wellen,
Und mit Vögeln, die vom Glanz der Schönheit
Angelockt süß mit dem Raben kos'ten.
So verweilt er an des Gottes Quellborn,
Bis die Frucht dem leckren Gaum behagte.
Vierzig Tage waren so verstrichen,
Da gedacht' er des versäumten Auftrags.
Schön wie Mädchen, war er auch so listig.
Schnell erfaßt' er einer mächtgen Schlange
Bunt geschuppten Leib und trug ihn rauschend
In behendem Flug zu Phöbus Goldthron.
Diese, sprach der Schlaue, lag am Brunnquell,
Und, mit unersättlich durstgem Munde,
Sog sie täglich aus die klare Feuchtung.
Heut erst schöpft' ich, als ich sie bezwungen.
Lügner! — sprach mit zornigem Blick Apollon,
Meinst du mich mit schnödem Trug zu täuschen?
Fleuch hinweg, ein schwarz verhaßt Geflügel,
Und verstummt sei dir die süße Stimme.
Todesruf und Nebel sollst du krächzen,
Jünglingen geflohn, und zarten Jungfraun.
Und wenn von des Sirius Entzündung
Jedes Leben durstig blickt nach Labung
Sei verschlossen dir die Näscherkehle,
Daß des Tranks beraubt die Zunge starre!
Also straft' Apollon seinen Liebling.
Ist nun Kypri nicht gerecht wie Phöbus?
Wird sie nicht des Mädchens Wange bleichen,
Ihr der Liebe süßen Laut verstimmen,
Wenn sie Täuschung sinnt im Dienst der Göttin?
Jetzt erst meinen Kuß, und dann bekenne:
Warum blieb ich einsam heut im Buchhain?
Welcher Buhle hat dich süß umflattert,
Mir die Stunde raubend und das Mädchen?

Daphne.

Erst bekenn' ich, dann den Kuß zur Sühnung.
Wohl umschwebte mich ein süßer Buhle,
Schön und schöner noch, wie du, Alexis,
Schmeichelnder zum wenigsten und sanfter.
Ach, unwiderstehlich war sein Schmeicheln!
Draußen war's so schwül, und süß umduftet
In der Geißblattlaube schwoll die Moosbank,
Lange sträubt' ich mich, und wollt' ihn scheuchen.
Endlich — ach Alexis, sieh nicht finster —
Endlich in des süßen Wahns Berausung,
Abgespannt von Blütenduft und Schwüle,
Ach — erlag ich seinem Drang und Schmeicheln,
Und ich sank in seine Liebesarme,
In den Arm des mohnbekränzten Schlummers.

5. Hildur's Zauberlied.

Nordische Sage.

Alwida.

Wohin? Hildur, wohin?
Nacht ist draußen!
Horch, in der Haide,
Mit hungrigen Wölfen,
Heulet der Sturm.
Er peitscht zerrißnes Gewölk
Und Hagel prasselt.

Hildur.

Folge mir nicht, Schwester!
Im Grauen der Nacht
Ist Hildur's Lauf
Zu blassen Gebilden der Luft.
Sturm ist ihr Ruf,
Blitz ihr Auge;
Es rasseln die Schilde
Wie Hagelschlag;
In den Wolken, blutigroth,

Schimmern die Funken
Des Schwertergemeng
In der Mitternacht.

Alwida.

Zurück, Hildur, zurück!
Walkyren reiten
Auf Zauberrossen.
Ihr Huf ist auf Spitzen der Wälder,
Ihr Schnauben in Hagelgewölk.
Geistergebilde wirbeln
Um den stammenden Speer,
Sie schwingt ihn empor und zischend
Fallen Sterne herab.

Hildur.

Bleib' o Schwester
Im Vaterhaus.
Mit Walkyren zu Nacht
Feiert Hildur
Das Totenfest.
Ich winke den Schatten,
Den wolkigen Bildern,
Ich rufe den Geistern
In Gräbern der Haide,
Sie hören den Ruf.

Alwida.

Hildur, Schwester, o komm,
Folg' Alwiden zum Vaterhaus!
Schwer von Geistern sinken die Wolken,
Dein Arm theilt die Gebilde der Luft,
Tödlich schallt das Geschrei der Geister,
Hildur komm in das sichre Haus!

Hildur.

Was soll ich im Haus des Vaters?
Schlug nicht Hogue den Gatten?
Traf nicht Hedin's Lanze
Blutig des Vaters Brust?
Hedin, Gatte, du bist gefallen,

Hogne, Vater, du sankst in dem Streit!
Zurück, Alwida, schlinge
Den Arm um die Schwester nicht!
Was soll ich im Haus?
Kehre zurück Schwester,
Dein harret der Bräutigam
Im Königsschmuck,
Dein harren Gesänge
Gürtel und Spangen,
Brautliche Decken
Und jegliche Wonne
Der jungen Braut!
Hildur's Luft ist im Grauen der Nacht/
Hildur's Schmuck ist der Thau des Grabes,
Hildur's Decke der Nebel der Haide,
Sturmwind heult mir den Brautgesang.

Zurück Alwida, fasse mir nicht
Das Gewand in dem Sturme der Nacht!
Hildur's Zauber beginnt,
Er schreckt die Götter,
Er fesselt Geister,
Er stürzt Wahnsinn
In Menschenbrust.

Empor, Empor!
Hedin, Hedin, empor!
Mit des Herzens Brunst,
Mit der Liebe Gewalt
Bannet dich Hildur's
Nächtlicher Ruf.
Hedin, Schöner, Gram des Mädchens,
Hedin, Lieblicher, Wonne der Braut!
Mit der Sehnsucht Zaubergewalt,
Mit der Treue Todesschwur
Weckt dich Hildur's liebender Ruf.
Hedin, Mächtiger, Lust der Gattin,
Hedin, Schwert in der Wittwe Brust.
Entsteige dem Grab, du Stern der Erde,
Liebliches Wolkenbild, steige herauf,

Schön wie du kamst aus dem Lande der Fremde,
Hildur's Liebe zog dich herbei.

Alwida.

Schwester, Schwester, laß ab!
Taub und fühlloschlummern die Todten,
Lieb' und Klagruf wecket sie nicht!
Nachtthau kühlt der Erschlagenen Wunden,
Sturmwind pfeift in den Binsen der Haide
Ueber den Gräbern das Schlummerlied.

Hildur.

Schweig, Alwida!
Ich banne die Todten
Mit Zaubersang.
Ich weiß die Lieder
Des Zaubervaters.
Ich sing' und es wendet
In der Luft sich der Pfeil,
Ich breche die Ketten,
Die eisernen Banden,
Ich stürze die Felsen
Mit Zaubergesang.
Ich fass' in Wolken
Das Roß der Walkyre
Und reiß' es zur Erde
Mit Zauberliedern.
Ich ängste den Mond
Und schüttle vom Himmel
Die Sterne wie Schloßen
Mit Zauberspruch,
Und sollte nicht brechen
Die Pforten Hela's
Und sollte nicht zwingen
Die Geister der Gruft?

Herauf, Herauf!
Hedin, folge dem Liebesruf!
Furchtbar schallet
Der Bann der Todten,
Graunvoll Hildur's Zaubergesang!

Wolan, wolan!
Steig' aus Gräbern
Kühlender Thau,
Verweh' in Nebel.
Ich bann' Erquickung
Hinweg von den Todten;
Ich dorre den Grund
Zu beissender Asche;
Ich schleudre den Blitz,
Den sengenden Strahl,
Mit grimmigem Schmerz
Hinab in das Grab,
Und brenne die Wunden
Der schlafenden Leichen.
Heule, Sturmwind!
Ich banne die Ruh
Von den Gräbern hinweg:
Heul' aus dem Schlaf die Todten
In den Gräbern der Haide.

Hedin, Hedin, herauf!
Folge dem Ruf der Betrübten,
Dich ruft die Gattin,
Zeig ihr noch einmal
Dein süßes Bild!
Soll ich dich zwingen
Mit größrem Zauber?
Soll ich dich bannen
Mit schlimmes Bannes
Wilderer Qual?

Wolan, wolan!
Ich singe die Lieder
Des Zaubervaters,
Die mächtig hallten
In Wola's Grab.

An Hela's Thor .
Heulet der Wolf,
Den die Riesenmutter
In Höhlen gebrütet
In der Nacht der Nächte.

Ich breche die Ketten
Dem heulenden Unthier,
Dem Sonnentödter,
Daß Hela zittert
In finstrer Burg.
Nag' an Todten
Du Höllenwolf,
Hauch' in Gräber,
Du Höllendrache,
Den giftgen Hauch,
Zur Pein der Todten.

Zittern die Gräber?
Regt sich der Todte
Mit dem luftigen Schild
Und der mächtigen Lanze
Von Feuergewölk?

Hedin, Hedin, du weilest?
Ich muß dich sehn,
Ich lasse nicht ab.
Den Busen Hildur's
Verzehrt die Sehnsucht,
Mir glüht ein Feuer
Durch Herz und Adern;
Und jedes Zaubers
Wilde Gewalt
Quält mich, die Rufende,
Sprach ich vergebens
Den starken Bann.

Wolan, wolan!
Ich singe die Lieder,
Die wilden Lieder,
Die meine Mutter
Mich einst gelehrt.
So mächtgen Zauber
Kennt Odin nicht.

Herbei, Walkyre, herbei!
Wirke Gewebe
Des Schattenkampfes.
Web' in blutigen Nordschein

Giftge Nebel der Haide!
Sturmwind, reiße das Weberschiff
Hinauf, hinab;
Schüttele das Gewirk,
Es beginnt auf der Haide die Schlacht.
Horch, bang ächzt der Mond,
Dreifach windet sich
Die alte Schlang um ihn,
Und Blut füllt sein Hörn.
Hinauf, Walkyre, hinauf!
Schütte den blutigen Todestrank
Auf die Haide der Schlacht.
Ringsum lauren die Schlingen des Tods,
Gewebt ist das Garn der Zwietracht.

Herab, herab,
Von dem Lauf im Gewölk!
Nieder Walkyren
Zum Land der Gräber.
Ich banne den Todten
Die Zwietracht zu.
Stampft mit den Hufen
Der Rosse die Gräber;
Pocht mit den Schäften
Der grimmigen Speere
Die Todten herauf.
Werft das Gewebe,
Das Garn der Zwietracht,
Auf Gräber der Haide
Zum Tottenkampf.

Hab' ich geweckt
Mit dem Zauberlied
Die Bewohner der Gruft?
Sie steigen empor
Auf luftigen Rossen,
Ihr Haar so finster
Wie Donnergewölk,
Ihr Schild wie der Mond;
Nordscheinflammen die Schwerter.

Hedin, Hedin, herbei!
Hildur öffnet die Arme;
Aber du kämpfest
Den Schattenkampf.
Gieriger, wüthender
Schwingst du im Streit
Den Helmspalter empor.
Nach dem Feind allein
Streckst du die Arme,
Nicht gegen Hildur.
Rief ich darum
Den Schatten empor?
Sang ich darum
Den wildesten Zauber,
Den Odin scheuet,
Der Göttervater?

Hedin's Geist.

Geh zu den Riesen,
Du Zauberschwester,
Nicht Hedins Weib.
Du hast mich gebannt
Mit mächtigem Zauber
Der Riesenmutter.
Allnächtlich nun,
— Fluch deiner Kunst! —
Muß ich erwachen '
Aus Grabesschlummer.
Allnächtlich muß ich,
— Fluch deinem Zauber! —
Mit Hogue fechten,
Bis Götterdämmerung
Den Zauber bricht.

Hildur.

Und mußt du fechten
Allnächtgen Kampf,
So wohnet Hildur
Auf deinem Grab,
Und sieht dich steigen,
Und sieht dich kämpfen.

Du Wonne Hildurs.
Hinweg, Alwida!
Verlaß die Schwester.
Hier auf der Haide
Wird Hildur wohnen
Bei Hedin's Grab.

Drittes Bändchen.

Leipzig. 1811.



Die Vorbedeutungen.

Im ersten Hotel der Residenz fiel bald die Aufmerksamkeit der Gäste sowohl als des Wirths auf einen gewissen Herrn von Eibengrün. So nannte sich wenigstens der junge Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, der vor einigen Wochen, mit allen Reisebequemlichkeiten versehen, angekommen war, seitdem die ganze Tageszeit gewöhnlich in der waldigen Gegend zubrachte und aller Ansprache möglichst auswich. Auch seinen Leuten ließ sich keine Auskunft über ihn abgewinnen. In einem benachbarten Lande an Einem Tage von ihm gemiethet, waren sie gleichfalls ohne alle Nachricht über Heimath und Herkunft ihres neuen Herrn.

Die Neugier stieg, als einmal des Morgens ein junger Mann vor das Hotel fuhr und in gebrochenem Deutsch hastig nach dem Herrn von Eibengrün fragte. Der Wirth war dem sichtbar höchst Zornigen nachgeschlichen und hörte bald vor Eibengrüns Zimmer ein Gepolter von italiänischen Worten, das ihm auf einen gefährlichen Ausgang zu deuten schien. Darauf eilte der Fremde zurück in seinen Wagen. Eibengrüns Bedienter wurde gerufen und kam mit ein Paar Pistolen kopfschüttelnd wieder heraus, um sie zu laden. Eine Stunde später fuhr auch Eibengrün ab, denselben Weg als der Fremde. Die Pistolen wurden mitgenommen, der Bediente zurückgewiesen. Mein Herr, mein guter Herr ist verloren! rief dieser und ward so ängstlich, daß es ihm nur noch kurze Zeit im Hause litt. Er nahm ein Pferd und jagte davon. Unfehlbar sollte ein Zweikampf Statt finden, das glaubte man im Hotel allgemein.

Man hatte nicht geirrt. Nachmittags kehrten beide Gegner in Einem Wagen zurück, Herr von Eibengrün aufs gefährlichste in den Unterleib geschossen. Uebrigens war sein Gegner in dem Grade sein Freund geworden, daß er durchaus nicht von ihm weichen wollte. Die Aerzte stellten dem Verwegenen vor, wie mißlich der sehr wahrscheinliche Todesfall für ihn werden könne. Der Kranke selbst beschwor ihn, auf schleunige Rettung bedacht zu seyn. Alles tauben Ohren gepredigt.

Die Neugier des Hauses wuchs immer größer und verbreitete sich endlich in der ganzen Stadt. Der Fürst selber erfuhr davon,

wollte aber, aus Mitleid, den Thäter wenigstens so lange in freiem Zustande lassen, bis der Verwundete wirklich seinen Geist aufgegeben. Wer hätte auch nicht Theilnahme mit dem Kranken sowohl als mit dem bitter Bereuenden bezeigen sollen, der mehr als Aerzte und Wärter that, um den so eben noch grimmig gehaßten Mann die letzten Stunden zu erleichtern und zu versüßen. Es findet sich oft, daß ein Zweikampf das gute Vernehmen der Kämpfer wieder herstellt. Aber auf den Grad des Hasses wie hier, eine bis zur Aufopferung gehende Liebe folgen zu sehen, das war allen eine so befremdliche als erhebende Erscheinung.

Wider jedermanns Erwarten überlebte der Kranke eine äußerst schmerzhaft Operation, und bald wiesen die Aerzte auf ihn als auf einen besondern Beweis ihrer Kunst hin, denn seine gute Natur hatte ihn wirklich wunderbar gerettet.

Jetzt schied endlich sein vormaliger Gegner. Der Gastwirth konnte nicht müde werden, die Herzlichkeit bei ihrer Trennung zu beschreiben.

*

Mit dem Winter, der ziemlich früh eintrat, schien in dem Genesenen das Bedürfniß eines geselligern Lebens zu entstehen. Ueberall bot man dem wohlgebildeten, interessanten Manne die Hand. Doch lag es außer seinem Plane, sich in allen guten Zirkeln der Residenz herumzutreiben. Ein einziges Haus, dessen Gesellschaft fast tagtäglich dieselbe blieb, wurde sein eigentlicher Zufluchtsort. Da hier eine schöne Tochter aufblühte, so gab es bald Vermuthungen von Absichten. Er dachte nicht an die schöne Blanka. Uebrigens schien ihm in diesem Hause eine Person, eine junge Verwandte, vorzüglich anzuziehen. Wenn sie nicht da war, hatte er meistens Langeweile.

Gleichwohl begriff man auch nicht, was er an ihr grade finden konnte, da sie weder hübsch noch besonders geistreich war, und zumal mit Männern gar kein Gespräch bei Seele und Leben zu erhalten wußte, ein Fehler, der von versäumter Erziehung in ihren frühern Jahren herrührte, und den die nachherigen günstigeren Verhältnisse nicht hatten verbessern können. Ihre Stimme war nicht ganz unrecht. Aber sie hatte schon einen Bräutigam, der regelmäßig alle Tage das Haus besuchte und manchmal über den Herrn von Eibengrün lächelte, wenn dieser

Sophien nachging, sich neben sie setzte und doch größtentheils von einer unbequemen Stummheit gefesselt wurde.

Der seltsame Gast hatte über seine eigene Geschichte bisher geschwiegen, und man ließ ihn gewähren, weil ihm jede Erinnerung an die Vergangenheit Kummer zu machen schien.

Er bemerkte jetzt eine traurige Spaltung in der Familie. Ein ausländischer Offizier war Veranlassung, der eine Zeitlang sein Quartier im Hause gehabt und das Herz der schönen Tochter gewonnen hatte. Der Vater war dagegen. Die Mutter schwankte zwischen beiden Partheien und schien von beiden ungerechte Klagen und Vorwürfe anhören zu müssen. Sophie war entschieden auf der Seite des Ausländers.

Die innere Gährung, welche daraus entstand, kam dem Herrn von Eibengrün sehr ungelegen. Am meisten fürchtete er das Zutrauen der Partheien in dieser ziemlich offen daliegenden Sache, weil er wohl wußte, wie schwer selbst der beste und einleuchtendste Rath bei solchen Gelegenheiten Zugang findet.

Der Abmarsch des Offiziers, der jetzt erfolgte, stiftete indessen wieder einigen Verein. Mitleid und Hoffnung neigten den Vater zu der Tochter herüber, welche dessen besondere Zärtlichkeit für eine Aufforderung zum Verdoppeln der ihrigen annahm. Allein das Mißverständniß kam bald an den Tag. Die Hoffnung des Vaters auf Blankens Vergessen des Abwesenden scheiterte, und der allgemeine Mißklang im Hause wurde immer vernehmbarer und unbehaglicher. Endlich fiel Sophie auf die Idee, Eibengrün zum Mittler zu machen und all ihren Einfluß anzuwenden, um ihn zu einem Sturme auf das Herz des Vaters zu vermögen.

Sie war wirklich so voll von dieser Sache und deren Gerechtigkeit, daß die Worte sich dießmal in ungewöhnlicher Menge einfanden. Allein, ob sie schon nicht aufhörte von Grausamkeit und einem ganz unväterlichen Herzen zu sprechen, ob sie schon ihre Ueberzeugung bekannte, daß nur ein ganz fühlloses Gemüth von dem schreienden Unrecht, das der armen Liebenden wiederfahre, nicht empört und zur Hülfe aufgefordert werden könnte, so zuckte Eibengrün doch die Achseln und erwiderte die finstre Miene, die sich ihm hieraufzeigte, durch die wenigstens eben so finstern Worte: Ich will und werde mich nie für eine so leichtsinnig beschlossene Verbindung verwenden,

vielmehr würde ich, wenn ich Parthie nehmen müßte, gewiß auf die Seite des verständigen Vaters treten.

Sie hatten in ihrer Leidenschaftlichkeit ganz überhört, daß der Vater unterdessen wirklich herbeigekommen, und dem Inhalte des hitzigen Gespräches zu Gefallen, ganz still in der Thüre stehen geblieben war.

Das heißt wie ein edler Mann sprechen! sagte er, Eibengrün umarmend, der über den Zeugen nicht viel weniger erschrak als Sophie, welche sich sogleich entfernte.

So groß war die Verstimmung noch nicht gewesen als diesen Abend; Sophie und Blanka vermieden Eibengrün, und dieser wich dem Vater aus, um nicht ohne Frucht tiefer in die Sache verwickelt zu werden.

*

Nach einigen Tagen, als sich die Aufwallung der jüngern Parthei ein wenig gelagert hatte, aber doch noch selten ein zusammenhängendes Gespräch Statt finden wollte, da sagte die Dame vom Hause: Lieber Eibengrün, Sie haben uns nun schon so lange ihre Geschichte versprochen, ja uns durch einzelne Andeutungen auf deren Sonderbarkeit nur noch wißbegieriger gemacht, warum länger mit der Erfüllung dieser Zusage zögern? Wir dürfen, glaube ich, zwiefachen Anspruch darauf machen, da Sie nach und nach im Besitz der meisten, neuerlich wahrlich nicht trostreichen Heimlichkeiten unsers Familienlebens gekommen sind.

Sehr wahr, antwortete Eibengrün. Ich trete auch grade jetzt um so lieber damit hervor, da meine Begebenheiten die anscheinende Härte erklären und entschuldigen können, mit der ich mich, wie Sie ohnfehlbar durch Ihren Gemahl wissen, in einer wichtigen Sache gegen Sophien geäußert habe.

Die Dame konnte einen schweren Seufzer nicht unterdrücken. Sie schien ihn mit einem Kommentare begleiten zu wollen, als Blanka's Eintritt die Veränderung des Gesprächs erheischte.

Endlich, fing die Wirthin an, da der Kreis beisammen war, endlich sollen wir unseres Freundes Schicksale in ihrem Zusammenhange erfahren.

Die wenige Empfänglichkeit für dergleichen, welche Eibengrün auf dm Gesichtern der jüngern Parthei bemerkte, machte ihm

wenig Lust dazu, allein die Dame sowohl als der Herr vom Hause ließen nicht nach, und der Gast fing also an:

Das Reisen hatte mich eine Zeitlang überaus glücklich gemacht. Jugend und Wohlhabenheit bahnten mir selbst die bedenklichsten Wege. Heute taumelte ich munter durch die glänzenden Reihen feiner Gesellschaft. Morgen saß ich nicht minder froh neben einem einfachen Hirtenstamme, auf der Alpe, die alle seine Kenntnisse, Erfahrungen und Wünsche beschränkte. Manche weitberühmte Merkwürdigkeit blieb ungesehen. Ich hüpfte gern regellos in der Welt umher, nicht grade mit dem Vorsatze, dem unmittelbaren Nutzen des Reisens aus dem Wege zu gehen, aber auch nicht mit dem Willen ihn mühsam und ängstlich aufzusuchen. Mein Vater nannte mich darum in manchem Briefe seinen Ueberall und Nirgends, war aber nicht unzufrieden mit diesem Herumschweifen. Vielleicht trugen sogar seine frühern Aeüßerungen dazu bei, mich zu dieser Art des Reisens zu bestimmen. Die sogenannten Denkwürdigkeiten der Orte, meinte er, wären größtentheils der Aufmerksamkeit kaum werth, desto nützlicher aber, das Leben in seiner tausendfachen Gestaltung aufzusuchen, und durch das Mannichfaltige unvermerkt zu seinem Einen und Nothwendigen zurückgeführt zu werden.

Festern Fuß als zuvor fing ich an in Italien zu fassen. Die ewig bleibende Größe dieses heiligen Landes schien auch mich zum Bleiben aufzufordern.

Jetzt fingen die Briefe meines Vaters an einige Unzufriedenheit zu äußern. Ich war ihm viel zu lange in Florenz und Neapel gewesen, und als ich nun gar nach Rom zum zweitenmale ging und mich hier gleichsam häuslich niederließ, da legte er mir die bedenkliche Frage vor, wer denn, wenn ich immer dort bleiben wollte, seine weitläufigen Besitzungen nach seinem Tode verwalten würde und ob ich nicht dächte, daß eine Abwesenheit zu dieser Zeit und die Unbekanntschaft mit seinen Gütern mir einen unendlichen Verlust zuziehen müsse.

Ein neuer Brief, der, als jene Aeüßerungen keinen großen Eindruck gemacht hatten, an mich erging, traf mein Herz um so gewaltiger. Er sprach die heftigste Sehnsucht meines Vaters aus, mich im Vaterlande an der Seite einer Gattin glücklich zu sehen.

Es mußte nun ein Entschluß gefaßt, die willkommene Gegenwart mußte aufgegeben werden. Sie war mir indessen so freundlich gewesen, daß ich, um wenigstens alle künftigen Augenblicke mich in ihrer Erinnerung berauschen zu können, auf die Idee gerieth, wenn nicht eine schöne Römerin selbst, doch eine Zeugin und Theilnehmerin an meinem hiesigen Wohlseyn als Gattin mit in mein Vaterland zu nehmen. Die Wahl bedurfte keines langen Nachsinnens. Die liebenswürdige Familie eines deutschen Grafen war der Kreis, der seit meiner Ankunft in Rom fast mein ganzes Leben umgränzte. Ich brachte Monate auf ihrem Landhause zu. Ich zeichnete mit den beiden Töchtern. Ich begleitete ihren Gesang bald mit der Guitarre, bald mit dem Pianoforte. Wir gaben in Gemeinschaft mit jungen Bewohnern benachbarter Villen kleine Schauspiele auf einem eigends dazu im Walde angelegten, wunderherrlichen Platze.

Wir veranstalteten kleine Bälle, die nicht eben dem Glanze, aber doch der anständigen Fröhlichkeit in ihrem ganzen Umfange gewidmet waren. Was Kunst und Natur in und um Rom besaß, alles dieß hatte ich mit dieser Familie genossen. Die jüngere Tochter, Julie, sollte meine Gemahlin werden. Immer hatte ich mich näher an das stille gelassene Herz dieser blonden, etwas kränkelnden Schönheit als an den kräftigen, fast gigantischen Wuchs der lebhaften Aimee hingezogen gefühlt. Julie schien auch mich vor andern jungen Männern auszuzeichnen. Die Augen der Aeltern ruhten ebenfalls wohlgefällig auf unserer wechselseitigen Freundlichkeit, so daß von ihrer Seite kein Widerspruch zu besorgen war, wenn ich, der künftige Universalerbe eines reichen und angesehenen Mannes, mich um ihre Hand gehörig bewerben wollte.

*

Schon war ich im Begriff, Julien meine Wünsche zu eröffnen, als eine unbekante Gestalt mein Auge berührte und der Sacke eine andere Wendung gab. Ich besuche einst mit Julien und Aimeen die Peterskirche. Andächtig hören wir der Begeisterung eines deutschen Architekten zu, der uns begleitet. Wir theilen sein Entzücken über die Offenbarungen, deren der Himmel und die Kunst den Erbauer dieses Tempels gewürdigt haben. Da tritt aus einem benachbarten Beichtstuhl ein hohes weibliches Wesen, schreitet wie die Königin des Himmels an uns vorüber

und läßt sich neben einer andern nicht mehr ganz jugendlichen, aber sehr reizenden Dame auf die Kniee nieder. Nach dem Rosenkranze, der sich durch kostbare Steine besonders auszeichnete, mußten die Damen von bedeutender Herkunft seyn, eine Vermuthung, welche durch ihr würdevolles Benehmen ein noch stärkeres Gewicht erhielt.

Ob mein Auge erst der Wegweiser von Juliens Blicken geworden war, muß dahin gestellt bleiben, doch entging es mir nicht, daß sie meine Aufmerksamkeit auf die Unbekannte theilte. Auch schien Julie die Erschütterung zu bemerken, die der Moment in mir hervorbrachte, wie die Betende den Schleier zurückwarf, der bis dahin die schönen Züge verborgen hatte. Nie hatte ich ein Gesicht von dieser Würde gesehen! Das mußte auf dem meinen zu lesen seyn. Der Kummer der erst aufgeblühten Dame beängstigte mich, von dem ein Paar große Thränen und die schweren Athemzüge zeugten, unter denen der herrliche Busen auf- und niederflog.

Auch ich wurde von ihr bemerkt und kein Mahnen meiner Begleiter war vermögend mich von dem Platze zu rücken. Eine Säule zu ihrem Ruhme aufgerichtet stand ich da, denn meine Augen hatten nicht einmal die Macht sich in den Schranken der Mäßigung zu erhalten. Der ernste Blick der älteren Dame — der Mutter, wie es schien — sah wie ein Verweis aus. Aber was kümmerten mich die Verweise der ganzen Welt, wenn die Gestalt, der ich huldigte, meine Opfer gnädig aufnahm, wie meine Wünsche mich wirklich überredeten.

Endlich veränderte sich die Scene. Die seidenen Mäntel der Damen rauschten vorüber. Ein leidender Blick der jüngern brachte mich so außer Fassung, daß ich, allen Anstand aus den Augen setzend, die Hand der nur völlig Fremden zu ergreifen suchte. Erschrocken entfernte sie sich und verlor darüber den Rosenkranz. Ihrer Begleiterin Unwille schien um so größer zu werden, da ich die Perlenschnur aufhob und mir dadurch einen dankbaren Blick von der Herrlichen verdiente.

Unbekümmert um meine beiden Freundinnen ging ich hinter den Unbekannten her. Fruchtlos. Denn der Wagen, der sie draußen erwartete, rollte so schnell mit ihnen davon, daß mir keine Spur weiter von den Damen blieb.

Seitdem wurde ich manchmal von Juliens Schwester mit diesem Vorfall aufgezogen. Julie schwieg darüber, woraus ich schließen konnte, daß sie weit weniger gleichgültig als jene dabei gewesen seyn mochte.

Indessen bewendete es bei der flüchtigen Erscheinung. Nirgends hatte ich die Fremde wieder entdecken können. Ich hielt es für lächerlich einem Bilde nachzujagen, das sich gleichsam in Dunst und Nebel verlor, und dachte nach einer kurzen Unterbrechung wieder in ganzem Ernste an die Sehnsucht meines Vaters und an Juliens Hand. Nur mit dem Unterschiede, daß ich vor dieser Erscheinung mich zuerst an die Geliebte selbst wenden wollte, nunmehr aber auf den Gedanken gerieth, die Sache recht, nach alter guter Methode zu betreiben, und vor allen Dingen meinen Vater von dem Vorhaben und den Hoffnungen zu benachrichtigen, die ich allem Anscheine nach fassen konnte.

*

Der wackere Alte war zu glücklich in dem Gedanken an meine Rückkehr, als daß er irgend eine Einwendung hätte machen sollen. Ich bekam den Brief der seinen Segen enthielt, als ich eben meine Wohnung in der Stadt besuchte, wohin alles abgegeben wurde, was vom Auslande an mich einlief.

Im Ganzen konnte mir die Sache nicht anders als willkommen seyn. Aber jetzt beunruhigte mich zum ersten Male die Schwierigkeit, mit der Sprache gegen Julien herauszugehen. So entschieden auch mir ihre Vorliebe für mich geschienen hatte, so war doch hierin eine Täuschung möglich. Dergleichen Täuschungen kommen häufig im Leben vor, und die einmal aufgewachte Besorgniß fing an mich immer mehr und mehr der Eigenliebe und eines viel zu festen Zutrauens auf meine Person und Verdienste zu beschuldigen. Wenigstens glaubte ich mich sicher setzen und auf eine Einleitung meiner Liebeserklärung sinnen zu müssen, von der ich allenfalls unkompromittirt in mein zeitheriges Verhältniß mit Julien zurücktreten konnte.

Gedankenvoll war ich lange schon in der hellen Nacht herumgestrichen. Ein Eingang nach den sogenannten Farnesischen Gärten, der vermuthlich aus Unachtsamkeit offen geblieben war, lockte mich. Das Mondlicht durchzitterte die welche herrliche Luft, und die grünenden Trümmer zweier

verschiedenen Vorzeiten schienen ihre jetzige Schmach inniger als jemals zu beklagen. Ich schaute umher, und von dem Gefühle der Nichtigkeit des Lebens ganz übermannt, fand ich den schlaun Einfall, auf den ich ausging, des Suchens ganz unwürdig. Mochte doch Julie meinen Antrag aufnehmen wie sie wollte. Ich war in diesem Momente geneigt, jeden Winkelzug zu vermeiden, und trat rascher den Rückweg an.

Da höre ich einen Pistolenschuß und zugleich den durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme. Unwillkührlich griff ich nach einem Messer, das ich immer heimlich bei mir trug, um auf meinen oft ganz einsamen Wanderungen im Nothfalle mich vertheidigen zu können. Dem Schalle nach war das Pistol dicht neben mir hinter einem kleinen Gebüsch abgebrannt worden, und ich beeilte mich, der Hülfbedürftigen beizustehen. In demselben Augenblicke schoß diese bei mir vorüber. Die schöne Andächtige in der Peterskirche war es.

Halt! rief ich ihrem Verfolger zu und schlug ihm das zweite Pistol, das er nachfeuern wollte, aus der Hand.

Er schäumte vor Wuth und beschwor, ein Stilet hervorreißend, meinen Untergang. Der Mann war ein Riese gegen mich und an seine Entwaffnung nicht zudenken. Bloß auf meine Gewandtheit und mein Messer konnte ich vertrauen. Die Furien waren mit mir. Ein Stich durch sein Herz verhinderte die Ausführung seines Vorhabens.

Ich hatte ihn so gut getroffen, daß ihm keine Regung übrig blieb. Sein feiner Anzug kündigte den vornehmen Mann an, und es war das Rathsamste, mich schleunig aus der Gegend zu entfernen. Von der Dame, die mir allein über das mißliche Abentheuer Aufschluß geben konnte, war nichts weiter zu hören noch zu sehen.

Ich war noch uneins mit mir, ob ich der Polizei Nachricht von dem Vorgange geben sollte. Der Zufall hatte mich in den Streit verwickelt und die Nothwehr allein eine so schauerliche Katastrophe herbeigeführt. Der Beweis meiner Unschuld war indessen so schwer, daß die Sache mich mit sehr nachtheiligen Folgen bedrohte. Ich beschloß des Grafen Rath darüber einzuholen und für's erste noch in Rom zu bleiben, weil nirgend ein Zeuge zu erblicken war, und auf mich schwerlich der

Verdacht des Mordes dieses mir ganz Unbekannten sogleich fallen konnte.

*

So wenig sich auch mein Gewissen beschwert fühlte, so hatte doch der unerwartete, blutige Auftritt mein ganzes Bewußtseyn dergestalt umnebelt, daß in den ersten Momenten die Veranlassung zu der Verfolgung der Dame und die Dame selbst mein Nachdenken unbeschäftiget ließ. Erst als ich in meiner ländlichen Behausung angelangt war und den Grafen abwesend fand, erst da fing mich die räthselhafte, auf jeden Fall unglückliche Situation der schönen Dame zu beunruhigen, um so mehr zu beunruhigen an, weil sie allem Vermuthen nach in sehr schlimmen Verhältnissen mit ihrem Verfolger gestanden haben mußte, und sein Tod sie daher leicht in gefährliche Händel mit der Justiz verwickeln konnte.

Aus diesem Grunde entschloß ich mich nunmehr, die That anzuzeigen, als eine dichtverschleierte Alte mir gemeldet wurde. Eine seltsame Zeit zum Besuch, da nach deutscher Uhr die eilfte Stunde eben vorüber war. Doch das Seltsame gehörte nun einmal in die heutige Nacht.

Herr, fing die Alte an, meine Gebieterin läßt Sie beschwören mir an den Ort ihres Aufenthalts zu folgen. Zu ihrer nähern Bezeichnung und zur Beglaubigung meiner Rede soll ich Ihnen diesen Rosenkranz einhändigen.

Es war der nämliche, den ich einst jener Dame aufgehoben hatte. Ich warf einen Mantel um und folgte der Alten, so viel ich auch Bedenken dagegen hätte haben können.

In einiger Entfernung von dem Landhause sagte sie: Jetzt haben Sie sich ganz meiner Führung zu überlassen! Dazu überreichte sie mir eine Maske, welcher die Oeffnung vor den Augen gänzlich mangelte.

Auf meine Weigerung erfolgte ein Achselzucken, auch erbat sich die Alte den Rosenkranz zurück.

Ich mußte mich schon zu der Beraubung meines Gesichts auf diesem Wege verstehen. Dazu nahm mir die Verhüllte das Wort ab, die Maske nicht eher anzurühren, als bis sie mich selber dazu auffordern würde. Drauf gab sie mir ihren Arm zur Leitung.

Ich suchte durch künstlich gestellte Fragen einige Auskunft über das Herkommen der Dame zu erlangen. Aber da hatte ich mich grade an die rechte Person gewandt! Ja, nein und vielleicht, weiter war wenig aus ihr zu bringen. Wir wanderten wohl schon eine Stunde, größtentheils über einsame Straßen und Plätze, als mich endlich die Ungeduld anwandelte. Meine Führerin tröstete indessen mit der Nähe des Ziels, und wirklich schloß sie bald nachher eine Thüre auf.

Ich fragte, ob die Maske noch immer unentbehrlich sey? Mehr als jemals! war ihre Antwort.

Wie mich dünkte, ging es über eine enge, schmale Treppe hinauf. Jetzt zum ersten Male seit der Verlarvung richtete meine Führerin ein Paar Worte an mich, die ich ihr nicht durch Fragen abgedrungen hatte. Leise, sagte sie, ganz leise; jeder Laut von uns auf diesem Wege könnte zu etwas Gräßlichem führen.

Mit unbefangenerm Gemüth würde ich vielleicht empfänglicher für ihre furchterweckenden Reden gewesen seyn. Doch das Opfer, das ich vor Kurzem erst dem Tode gebracht, hatte mich dermaßen mit diesem Erbfeinde des Lebens befreundet, daß ich in seinem öden Reiche schon ziemlich einheimisch war. Daher ging alles, was mir nachmals noch in der Erinnerung ein geheimes Grauen erregte, wie ein gleichgültiger Ton durch meine Ohren. Nur das verdroß mich, daß meine Neugier so lange auf der Folter liegen mußte.

Die Gemächer, durch welche ich jetzt geführt wurde, schienen zwar dem Schalle der Tritte nach sehr hoch und weit, mit Einem Worte nach vornehmer Art eingerichtet. Allein der starke Luftzug der hindurchstrich und mit Schadhaflichkeiten in der Decke zu korrespondiren schien, ließ auf schlechtverwahrte Fenster und ein verfallenes Gebäude überhaupt schließen. Auch wurde mein Fuß einigemal, wie mir däuchte, durch Grasbüschel aufgehalten.

So hoch ich erst eine Treppe hinaufgestiegen war, so tief führte mich jetzt eine hinab, welche den häßlichsten Moderduft aushauchte.

Hierauf wieder eine Thüre, und nun endlich auch die Erlaubniß die Maske abzunehmen.

Ich fand mich in einem ungeheuer großen Zimmer, dessen seltsames Geräth von einem Jahrhundert früher Zeugniß

ablegte. Die Fenster mit Brettern versetzt. Eine Oeffnung im Platfond der einzige Zugang für die äußere Luft. Zwei Fackeln erhellten das Gemach, in dem die schöne Dame sich wie in einer unnatürlichen Verzauberung befand.

Ihr Hierseyn, sagte sie, als die Alte sich entfernt hatte, beweist mir die Gerechtigkeit meines Vertrauens.

Fast hätte ich, erwiderte ich, nicht ohne Empfindlichkeit, aus der Art, wie ich hierher geführt worden bin, auf gänzlichen Mangel an diesem Vertrauen geschlossen.

Vergeben Sie. Mein Geheimniß hätte ich ihrem herzvollen Auge gern anvertraut, doch der Ort meines Aufenthaltes ist nicht das meinige allein. Entweder mußte ich auf diese, wie auf jede Zusammenkunft, mit Ihnen Verzicht leisten, oder das Geheimniß meiner treuesten Freundin dabei als ein heilig anvertrautes Gut sichern können.

Ich wußte bei dieser Rede kaum wie mir geschah. Die Worte waren es nicht, die mich entzückten, aber das Gemüth, wenn ich so sagen soll, das in ihnen lag, das von den anmuthigsten Tönen, wie das Hochheilige von der Monstranz, umgeben wurde. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nicht sprechen hören, so dünkte es mir in diesem Augenblicke. Auch wagte ich keine Erwiderung. Ich verlor mich die kurze Zeit, die mir dazu blieb, in den hohen Augen und der ganzen Kraft und Jugend stralenden Gestalt, die hier, wie eine schöne Rose, aus altem Schutt und Ruinen prächtig hervortrat.

Zuerst, fing Sie nun an, danke ich Ihnen für meine Rettung und dem Himmel für die Ihrige. Was aber ist aus unserm Gegner geworden?

Ein Nichts! Was allen Ihren Gegnern zu gönnen wäre. Mein Messer hat den Frevel, Sie zu verfolgen, mitten in seinem Herzen aufgesucht. Der wird kein Gewehr wieder nach Ihnen ausstrecken.

Gott im Himmel! rief die Dame außer sich, und bedeckte verzweiflungsvoll ihr Gesicht mit den Händen.

Nichts glich meinem Befremden. Das könnte Sie freisprechen, aber niemand vor den gewiß überall auflauernden Dolchen der Verwandten des Erblichenen in Schutz nehmen.

Bedauern eines Missethätters wäre durch die milde Natur der Frauen erklärbar gewesen. Aber das war ein weit tieferer Antheil.

Wer war Ihnen denn der Getödtete? fragte ich.

Mein Bräutigam!

Das Wort durchschmetterte alle meine Gebeine.

Ihr Bräutigam? Aus der letzten Situation war dieß Verhältniß nicht herauszufinden.

Er war — Doch wozu Ihnen, mein Herr, das Herz noch schwerer machen, das schon einen Todtschlag zu tragen hat? — Der böse Ausgang ahndete mir, daher ließ ich Sie zu mir bitten. Ihres eigenen Heils wegen! — Weiß die Obrigkeit schon von der That?'

Noch nicht!

Gott sei Dank! Dann suchen Sie alles, den Gräuel zu verheelen. Denn selbst die Entschuldigung eine auf den Tod Verfolgte zu retten, würde Sie nicht zu schützen vermögen. Bei allen Ihren Bekanntschaften nicht! Sogar dann nicht, wenn ich mich selbst entschlösse, Ihr Vorgeben zu bezeugen. Die Obrigkeit zwar könnte Sie reisprechen, aber niemand vor den gewiß überall auflauernden Dolchen der Verwandten des Erblichenen in Schutz nehmen.

Ich will Ihr Bestes! fügte sie sanft hinzu. Befolgen Sie darum meinen Rath. Jetzt verlassen Sie mich. — Allezeit den dritten Tag, sobald es dunkel ist, wird die Alte bei der Villa, die Sie mitbewohnen, vorübergehen. Liegt Ihnen daran mich noch einmal zu sprechen, so gehen Sie ihr nach und befehlen über sie. Immer werden Sie mir willkommen seyn, wenn Sie sich wie heute der Führung meiner Dienerin blind überlassen. — Leben Sie wohl!

Der letzte Wunsch war so seelenvoll ausgesprochen, daß ich kaum von der Stelle konnte. Allein mit einer an Zärtlichkeit grenzenden Wehmuth öffnete sie die Thüre und übergab mich der Alten Leitung, welche ganz auf die vorige Weise erfolgte.

Als mich die Führerin meinen Augen wieder überließ und von mir Abschied nahm, war ich in einem Gäßchen ohnweit dem Platze del Popolo.

Ein seltsameres Abenteuer als mein heutiges schien mir kaum ersinnlich. Ein Bräutigam, der seiner Braut nach dem Leben steht; eine Braut, die über den Verlust eines solchen Bräutigams außer sich geräth, und gleichwohl denjenigen, der sie von ihm befreite, sehr entschiedene Beweise ihres Wohlwollens giebt! Dieß alles, verbunden mit der ungewöhnlichen schauerhaften Wohnung ließ auf das Zusammentreffen außerordentlich widriger Begebenheiten schließen.

So wenig ich mir aber auch einen Begriff machen konnte, weder von den äußern Beziehungen, noch von dem, wie es schien, aus ganz widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzten Charakter der Dame, so sehr war ich dennoch für sie eingenommen. Gestalt und Haltung, Sprache und Stimme, alles kündigte mir eine innere Größe an, welche die Verworrenheit der Gefühle und äußern Ereignisse noch einmal gänzlich zu lösen versprach.

In diesen Gedanken eilte ich der Villa zu, wo meine späte Ankunft an sich nicht auffallen konnte, da ich ohnehin, wegen häufigen Herumschwärmens in schönen Nächten, der Nachtwandler genannt zu werden pflegte. Nur das, daß der späte Besuch der Alten vorausgegangen war, hätte die Sache verdächtig machen können. Doch hatte mein Bedienter und niemand sonst diesen Besuch, bemerkt, und auf seine Verschwiegenheit war immer zu bauen. Daher war auch am andern Morgen gar nicht von meiner nächtlichen Abwesenheit die Rede. Desto mehr aber von meinem Spleen, wie man das dumpfe, düstre Hinbrüten nannte, welches mich für die Gesellschaft unerträglich machte.

Als mein Bedienter beim Reinigen der Kleider ihre Taschen auf meinem Zimmer ausleerte, da erst ward ich inne, daß der Rosenkranz, den ich von der Alten unterpfändlich erhalten hatte, noch in meinen Händen war.

Um nicht mißfällige Scherze zu veranlassen, legte ich, ihn in mein Bureau. Zu spät. Julie hatte sich an dem Rebengeländer vor meinem Fenster etwas zu thun gemacht, und die Andacht, war ihr nicht entgangen, mit der ich, ehe ich den Rosenkranz bei Seite legte, ihn betrachtete. Sie pochte an's Fenster und bat mich, ihr ebenfalls die schöne Perlenschnur zu zeigen.

Sie schien den Rosenkranz wieder zu erkennen. Sprachlos gab sie ihn zurück. Auch bemerkte ich, daß sie in einiger Entfernung mit ihrem Taschentuche schnell über die Augen fuhr, auf denen ich einen, gewiß nicht schmerzlosen, Glanz hatte schwimmen sehen.

*

Der Brief meines Vaters war über den so anziehenden als grausamen Vorfällen des gestrigen Abends vergessen; die Villa mir zuwider. Ich gab Geschäfte für einige Tage vor und fuhr noch vor Tische in meine Wohnung auf dem spanischen Platze. Aber die Stadt bereitete mir nur neue Sorgen und Unruhe. Der Körper des Getödteten, eines Grafen Pignola, war gefunden worden und die That selbst das allgemeine Gespräch. Man glaubte sie der Eifersucht zuschreiben zu müssen, weil der Verstorbene in seinen letzten Tagen sehr reich an Liebesintriguen gewesen seyn sollte. Darum wurde er auch nicht sonderlich bedauert und das war mir ein Trost. Jedoch hörte ich zugleich, welche hohe Preise seine angesehenen Verwandten auf den Kopf des Mörders gesetzt hatten. Man hatte bereits einigen Verdacht geäußert. Zum Glück aber blieb die Unschuld der Personen, auf die er fiel, nur wenige Stunden unentschieden.

Uebrigens glaubte man allgemein, daß ein Bandit die Mittelsperson gewesen seyn müsse, weil der Dolchstoß, den der Zufall mitten durch die Wohnung des regesten Lebens geführt hatte, von einer festen und erfahrenen Hand zu zeugen schien. Der Dolch selbst, welchen man noch neben ihm liegen, gefunden, trug zwar die Aufschrift: Nothwehr, auf einem grünen Griffe mit goldenen Buchstaben. Aber das bewies freilich nichts gegen jenen sehr wahrscheinlichen Glauben. Ein Glück für mich war es, daß ich gewiß wußte, dieser so auffallende Dolch, den ich einmal in Lüttich gekauft und auf Reisen immer bei mir geführt hatte, sei, so lange ich ihn besaß, noch von niemand gesehen worden.

Ich besuchte, wie gewöhnlich in den Tagen, die ich in der Stadt zubrachte, einen großen Theil meiner Bekannten, hauptsächlich unter den Künstlern, kehrte aber dießmal, des überall herrschenden Gesprächs bald überdrüssig, bei Zeiten in meine Wohnung zurück. Doch was ich auch zu meiner Beschäftigung

vornahm, behagte mir nicht. Das Betrachten des Rosenkranzes der räthselhaften Dame gab mir noch die meiste Unterhaltung.

Der Abend verdoppelte meinen Unmuth. Ich warf mich in's Fenster. Die Nacht begann köstlich wie die gestrige, aber so lieblich die Luft auch wehte, so war sie doch nicht vermögend die gewaltige Gährung in meiner Seele zu stillen, oder auch nur zu mäßigen. In zwei ungeheuern Nebelgestalten stießen Furcht und Hoffnung einander ohne Aufhören an. Ein unermeßlicher Abgrund vor meinen Füßen, ein unergründlicher Himmel darauf. Ohne Flügel, die mich zu diesen hinauftragen konnten, mußte ich wahrscheinlich eine Beute des Abgrunds werden.

Die fröhlichen Gruppen des bunt belebten Platzes hatten durchaus keine Berührung mit mir. Desto tiefer und schauerlicher griff ein anderes Nachtgemälde, das sich jetzt langsam um die Ecke herumbewegte, in mein zitterndes Leben ein. Ein Leichenzug. Viele Fackeln, die ihn begleiteten, kündigten die Wohlhabenheit des Verstorbenen an. Da solche Züge sonst in Rom keiner großen Aufmerksamkeit gewürdigt werden, so erregte schon die ungewöhnliche Volksmenge eine bittere Ahndung.

Da bringen sie den gestern Ermordeten! sagte mein Bedienter, in diesem Augenblicke eilig hereintretend. Der Mörder, setzte er hinzu, wenn er den betrübten Zug mit ansähe, müßte wohl von seiner Reue allein zu dem Bekenntnisse angetrieben werden.

Kerl! rief ich aus, und mein Auge traf so schrecklich, daß er bat, ich möchte doch ihn um Gotteswillen nicht in dem abscheulichen Verdachte haben.

Wer weiß — sagte ich einlenkend, doch mit baldiger Hinzufügung des Trostes, daß ich ihn nur auf die Probe gestellt hätte.

Indessen war der Zug bis unter meine Fenster gekommen. Die rothauflodernden Fackeln schienen mich mit Blut besprengen zu wollen. Der schwarze Rauch um sie her nahm die Gestalt von Furien an, die der Todte, der, nach Landessitte, unverhüllt getragen wurde, in so leisen als gräßlichen Tönen zu meiner Qual aufzufordern schien. Dazu der leichenfarbige Mond nicht nur über mir, sondern auch unten auf dem Platze in dem Brunnen, die Barcaccia genannt, gleich als hätte sich der furchtbare Zeuge meiner blutigen That nur verdoppelt, um

meinem Auge weder im Himmel noch auf der Erde einen Ruhepunkt zu vergönnen.

Du hast Recht, mein ehrlicher Franz! rief ich, ein Schauspiel, wie dieses, kann der Mörder ohnmöglich aushalten!

Ich war auch in diesem Augenblicke fest entschlossen, den gestrigen Vorfall zu Papiere zu bringen und von richterlicher Entscheidung den Ausspruch meiner Schuld oder meiner Unschuld zu erwarten.

Je tiefer aber das furchtbare, lebendige Gemälde in den Hintergrund wich, desto lebhafter trat auch wieder mein Bewußtseyn hervor, daß bloß Nothwehr mich zu dem Schritte vermocht, und der Zufall, nicht ich, die Sache zu verantworten habe.

Bei alledem hatte der Zug einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht im Stande war, die Nacht in meinem Quartiere zuzubringen. Der Kutscher mußte sogleich anspannen.

*

Alles auf dem Landhause schien in tiefen Schlaf versunken. Nur Julie sah noch zum Fenster heraus und lief sogleich um Leute zu wecken.

Ich merke wohl, sagte sie, mir auf der Flur entgegenkommend, ich merke, was Sie so über Hals über Kopf uns zurückbringt. Ihre Briefftasche ist oben liegen geblieben.

Meine Briefftasche?

Ja. Sie hat aber in mir eine gutmüthige Person gefunden, die von den Wechseln darin keinen übeln Gebrauch machen wird. — Denn, setzte sie hocherröthend hinzu, da Sie erst gestern Briefe vom Hause erhalten haben, so sind vermuthlich auch die Wechsel mit angekommen, welche Sie schon vor einigen Wochen erwarteten. Ich muß Sie nur sogleich außer Sorge setzen.

Mit diesen Worten eilte sie auf ihr Zimmer, um mir bald darauf die Briefftasche selbst zu übergeben.

Das war wieder ein trefflicher Streich! Mit ganz andern Gedanken erfüllt, hatte ich an diese Briefftasche nicht im mindesten gedacht. Gleichwohl enthielt sie auch den Genehmigungsbrief von meinem Vater, den, allem Anscheine

nach, Julie nun selbst gelesen hatte. Ganz unbezweifelt gelesen! Denn nur mit sichtbarer Gewalt unterdrückte sie am folgenden Tage einen Frohsinn, der ihr bei meinem Abgange nach der Stadt gänzlich gefehlt, und ein Zuvorkommen, das sie mir noch niemals in solchem Grade bewiesen hatte. Sie schien sogar Aimeen den Brief gezeigt zu haben. Denn diese, weniger auf ein Geheimniß haltend, was ja doch, wie sie glauben mochte, nächstens an's Licht kommen müßte, versuchte ein Paarmal mich mit meinem Tiefsinn aufzuziehen, ja sie erbot sich sogar — nur halb im Scherze — die Vertraute meiner heimlichen Unruhe zu werden, und versprach ihr Mögliches zu thun sie zu mindern, oder gänzlich zu heben.

Sie können sich meine so unangenehme als verworrene Situation denken. Ich fand tausend Gründe in mir, um von dem Briefe, dessen Inhalt durch meine Nachlässigkeit so unverantwortlich Preis gegeben war, wenigstens für den Augenblick den Gebrauch nicht zu machen, den man allaugenblicklich zu erwarten schien.

Der Tiefsinn, der mir schon vorgeworfen war, artete allgemach in ein unleidliches Benehmen aus, weil ich auf andere Weise die guten, aber unwillkommenen Rathgeberinnen und Trösterinnen nicht ferne von mir zu halten vermochte. Kein Mensch wußte, wie er mit mir dran war, und was so mysanthropische, mir zeither ganz fremd gewesene Launen hervorgebracht haben könne.

*

Ich war in der Gegend umhergelaufen, um nur aller Anrede auszuweichen, und kam erst Abends im Dunkeln zurück. Mein Franz sagte, daß nach mir gefragt worden wäre.

Von wem?

Von der alten — Teufelskünstlerin.

Ich betrachtete ihn wild und ungeduldig.

Nun, die vorgestern Nacht auch hier war. Ihr Schleier blieb heute an der Thüre hängen, und da sah man wohl, weiß Geistes Kind sie ist. Um's Himmelswillen, lassen Sie sich mit der nicht ein, gnädiger Herr! Denn wenn das Thier mit den rothen Augen in dem weißgesottenen Todtenkopfe nicht so ein Beest ist, was wir in Deutschland eine Hexe nennen, so giebt es gar keine

Hexen mehr. Und wer mit solchen Leuten zu thun hat, dem geht auch gar bald Muth und Blut und Leib und Seele verloren.

Zum ersten Male in zwei Tagen mußte ich jetzt herzlich auflachen. Allein das nahm er vollends übel auf. Er und das ganze Haus merke schon, daß etwas Wichtiges mit mir müsse vorgegangen seyn. Er bitte mich daher, was er nur bitten könne, diese unfehlbare Ursache meines Mißtrauens und meiner melankolischen Stimmung überhaupt, so bald sie wieder käme, fortzuweisen.

Er hatte kaum ausgeredet, als auch die Alte schon neben uns stand.

Ich winkte ihr nach meinen Zimmern. Dieses brachte den Bedienten so außer Fassung, daß er sich ganz vergessend, ihr den Schleier vom Gesichte zog, und weinerlich sagte: So sehen Sie doch nur, gnädiger Herr!

Ich bekenne, daß mich wirklich vor der Person ein Grauen überlief. In meinem ganzen Leben war mir nichts Abschreckenderes vorgekommen, als dieses pergamentfarbige, fleischlose Gesicht und der schwarze Abgrund, aus dem ein Paar kleine rothgeschwollene Augen halb hervortraten, zumal wenn der aschgraue Mund ohne Zähne sich im Sprechen hin und her bewegte.

Franz seufzte tief, als ich sie dennoch mit auf mein Zimmer nahm.

Meine Gebieterin, sagte sie leise, wünscht, daß Sie ihr entweder durch mich den bewußten Rosenkranz überschicken, oder ihn noch heute selbst überbringen, da sie schon in dieser Nacht Rom zu verlassen gedenkt.

Diese Nachricht, und der gleichsam in Thränen eingeweihte, widerwärtige Ton, in dem sie vorgetragen wurde, machte mich dieser Person nur noch abgeneigter. Folgen mußte ich ihr jedoch unter solchen Umständen. Denn wie wäre es mir möglich gewesen, die Dame aus Rom zu lassen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, da dieses in meiner Macht stand.

*

Franzen, der mir an der Hausthüre mit unschicklicher Gutmüthigkeit den Weg vertrat, mußte ich mit Gewalt auf die Seite schieben.

Der Pfad dünkte mich heute unter der Maske noch eins so lang und unheimlich als das erste Mal. Uebrigens endete er grade wie vorgestern.

Die Dame kam freundlich zwar, aber mit tiefer Bewegung auf mich zu. Es freut mich, Sie noch einmal zu sehen! sagte sie. Vermuthlich das letzte Mal in meinem Leben. Des Verstorbenen Angehörige haben aus seinen Papieren Argwohn gegen mich geschöpft. Sie vermuthen mein Hierseyn und forschen nach meinem Aufenthalte. Ich darf die Freundin, die mir diese Zuflucht gewährte, durchaus nicht in mein bitteres Geschick verflechten. Noch vor Tagesanbruch werde ich daher mich zu retten versuchen.

Das ist zu viel! rief ich. Mit diesem herrlichen Leben wäre mein schuldiges allzu theuer erkaufte. Der Mörder soll sogleich zum Richter eilen.

Um Gotteswillen nicht, sprach die Dame, mich, der ich schon die Thür aufhatte, mit einer Kraft zurückhaltend, die der Verzweiflung ähnlich sah. Sie zog mich an die hochaufschlagende, schöne Brust.

Ihr Unglück wäre unfehlbar auch das meinige, sagte sie, und die hellen Blicke, der warme runde Arm, das alles erklärte vollends, was die Worte dunkel gelassen hatten. Wenig Minuten später küßte ich ihr die Thränen aus dem braunen Auge. Es war ausgemacht, daß unser Schicksal von nun an eins und dasselbe seyn und bleiben sollte. —

Bei alledem that sie mir gegen mein Erbieten, ihr Begleiter aus Rom zu werden, die lebhaftesten Vorstellungen, die ich auch so wohlgegründet fand, daß nichts dagegen vorzubringen war.

Uebermorgen Abend, sagte sie als ich scheiden mußte, da sollen Sie den ersten Brief erhalten.

Und bis dahin leben? rief ich, die reizende Hand krampfhaft an mein Herz pressend, leben, mit dem schrecklichen Bilde deiner Gefahren?

Das Bewußtseyn eines göttlichen Besitzes, der vielleicht nach wenig Stunden für immer verloren war, blies den Sturm in meinem Blute mächtiger an. Ich umfaßte sie mit wilder Leidenschaft und taumelte von ihr, zugleich mit Schonung und

Unwillen, hinausgestoßen, der harrenden Alten in die häßlichen Arme.

*

Was hatte ich gethan? An eine Person mich gebunden, von der ich nichts wußte als abschreckende Abenteuerlichkeiten! Nichts? Hatte ich nicht durch ihre Augen bis in die heiligen Tiefen des schönsten Herzens geschaut, nicht in ihren Worten und Tönen die Sprache der Engel kennen gelernt? Meine Vernunft, wenn sie allein redete, wollte mich einen berauschten Knaben schelten, aber mein Bewußtseyn, zu dem sie doch ebenfalls beitrug, strafte ihre einseitige Ansicht Lügen und pflichtete meinem Herzen darin bei, daß es allen meinen geistigen und körperlichen Eigenschaften nach, unter diesen Umständen und bei dieser Person, nicht anders mit mir habe kommen können.

In dieser Stimmung fand mich Olivia's Brief, der zur versprochenen Zeit richtig eintraf.

Sie war glücklich bei ihren Verwandten in Spoleto angelangt und äußerte den Wunsch, daß ich recht bald eine Reise dahin möchte unternehmen können.

Ein Wunsch, der so sehr mit meinen Wünschen übereinstimmte, konnte nicht unbefriedigt bleiben. Ich machte Anstalt am andern Morgen abzureisen. Im Hause stand ich zwar schon von längerer Zeit her auf dem Fuße, für ein solches Vorhaben eine Ursache angeben zu müssen. Seit den letzten Tagen aber, in denen mein Verhältniß mit dieser Familie merklich gelitten hatte, brauchte ich nicht grade um einen wahrscheinlichen Vorwand der Reise verlegen zu seyn, sondern bloß im Allgemeinen Geschäfte vorzuschützen, unbekümmert ob das Vorgeben Glauben fand oder nicht.

Julie dauerte mich herzlich. Ich sah ihre Bekümmerniß. Sie kommen doch wieder? fragte sie am andern Morgen als ich schon aus dem Hause trat. Gewiß, antwortete ich mit Innigkeit und sprang in den Wagen, um nur ihren nassen Augen baldmöglichst zu entkommen.

Ein allerliebstes Komteßchen! sagte Franz, der wie gewöhnlich den Rücksitz inne hatte. Sie hat sich, fügte er hinzu, in diesen Tagen erschrecklich abgehärmt!

Worüber? fragte ich finster.

Er schwieg und ich hatte auch keine Lust ihn zur Fortsetzung eines Gesprächs zu ermuntern, von dessen Anfänge ich mich schon durch, aus verstimmt fühlte. Ob ich gleich gar nicht anders handeln zu können glaubte, als wirklich geschah, auch der Hoffnung lebte, daß ich die Einwilligung meines Vaters in die neue Parthie so gut als in die aufgegebenen erhalten würde, so konnte ich mir doch die Nachlässigkeit, seinen Brief in Juliens Hände gelassen zu haben, gar nicht verzeihen, denn unfehlbar nur diese Nachlässigkeit hatte das Mädchen in ihren Erwartungen von mir bestärkt.

*

Gegen Abend kam ich zu Spoleto an. Das Haus, in dem Olivia sich aufhielt, zeugte von Wohlhabenheit und Anstand. Erst durch diese erfreuliche Umgebung trat sie auf eine Stufe des Lebens mit mir. Ihr zeitheriger Zustand hatte einer fabelhaften Verzauberung geglichen, deren nunmehr erfolgte Lösung mir sehr wünschenswerth war, wiewohl ich noch von dem halbzertrümmerten Zauberschlosse selbst und den Umständen, durch welche Olivia hineingerathen, keinen Schlüssel besaß.

Hierüber und über ihre Person einige Auskunft zu erhalten, das mußte mir nochwendig am nächsten liegen. Daher nahm ich von dem schönen Abende Anlaß sie zu einem Spaziergange in den Garten aufzufordern, dessen Orangenbäume ihre goldenen Früchte bis dicht an die Fenster herauftrugen.

Ich war nur erst in den Vorhallen meines heutigen Himmels gewesen, wie ich unter den duftenden Alleen sogleich inne ward. Wegen der aufmerksamen Verwandten hatte Olivia's Herz oben nur in leisen, verstohlenen Tönen aus ihren Augen gesprochen, hier rauschte es ihr mit Gewalt über die köstlichen Lippen. Nicht kleinliche Worte, die ganze Seele der Geliebten dankte mir für die ungesäumte Erfüllung ihres Verlangens mich bald zu sehen, die, wie ich ihr auch sagte, von meiner Seite nichts weniger als Verdienst, sondern nur Befriedigung der eigenen, übermächtigen Sehnsucht war.

Wir sprachen manches; meist einzelne Laute der Liebe, nur den Liebenden vernehmlich. Allgemach kam die Rede auf Olivia's Schicksale, und sie erschrak, daß sie den Eigenthümer oder wenigstens Mitbesitzer ihrer Zukunft, bis dahin einzig dem Glauben an ihre Reinheit und Güte überlassen, und ihm nicht

wirklich auch schon die Geschichte ihrer Vergangenheit als Bürgin für diesen Glauben erzählt hatte.

Wir setzten uns auf den Rasensitz unter einer immergrünen Eiche, wo uns von den benachbarten Spitzen der Berge, deren untern Theil schon der Dämmerung welche Nebel umwallten, der letzte Sonnenblick liebe reich anlachte.

Merkwürdig kann ich es nennen, daß mir bei einem Gedächtnisse, welches sich sonst nicht über das Mittelmäßige erhebt, auch die geringste Kleinigkeit von Olivians Mittheilungen im Andenken geblieben ist.

Der Anfang unserer Bekanntschaft, sagte sie, war so plötzlich und kurz, ihre Erneuerung so tragisch, und das bald darauf erfolgte süße Einverständniß von einem solchen Rausche umfassen, daß über meine Person noch wenig oder nichts zur Sprache gekommen ist, und ich kaum weiß, ob meine Abkunft dem liebsten Freunde bekannt seyn möchte.

Auf mein stilles Verneinen fuhr sie fort:

Ich stamme von dem alten Geschlecht der —conti, das bekanntlich in Mailand zu Hause ist. Mein Vater, der sich mit seinen Aeltern wegen des Mädchens erzürnt hatte, die er zur Gemahlin haben wollte, wandte sich nach Rom, dieser herrlichen Hauptstadt der Welt. Er heirathete die Geliebte, eine Römerin, und behielt, da seine Aeltern ihn deßhalb enterbten, nur noch so viel Vermögen, um bei möglichster Eingezogenheit ein bequemes Leben führen zu können, und dabei auch den Stolz seines Namens nicht ganz verläugnen zu dürfen.

Leider starb er, als ich, das einzige Kind, erst die Jahre der Jungfrau erreichen sollte und meine Mutter noch in voller Blüthe stand. Ihre Trauer gränzte an Wahnsinn. Sie glaubte seinen Aufopferungen um ihretwillen das Gelübde steter Witwenschaft schuldig zu seyn, und hat es auch, ohngeachtet vieler sehr vortheilhaften Anträge, mit der ängstlichsten Treue in Erfüllung gebracht.

Ueberhaupt war meine Mutter die trefflichste Frau, die es geben kann. Ihr ganzes Bestreben ging auf meine Bildung und wie sie dabei jeden Wink des verstorbenen Gatten benutzen wollte. In dieser Rücksicht war sie, wenn ich so sagen darf, bis zur Schwäche pünktlich, und ein Theil meines nachherigen

Mißgeschickes kann wohl mit davon herrühren. Doch ist gewiß die meiste Schuld auf meiner Seite. Mein seliger Vater hatte nämlich eine unaufhörliche Angst über das schlimme Verhältniß, worein er mit seinen Aeltern gerathen war, und hätte sein Leben drum gegeben, um mich wenigstens wieder mit seiner mailändischen Familie auszusöhnen. Ein Mittel dazu glaubte er in dem jungen Grafen, Pignola zu sehen, dessen Vater mit ihm sowohl als mit seinen Aeltern in recht traulichem Vernehmen stand. Eine Verbindung zwischen mir und dem jungen Pignola schien ihm um so zweckmäßiger, da der alte Graf ihm auf solchen Fall sein Wort gegeben hatte, die gewünschte Aussöhnung vollkommen zu bewirken.

Beide, mein Vater und meine Mutter, sprachen daher von diesem Bräutigam mit mir, als, meiner Jugend wegen, noch nicht die Rede seyn konnte, mich zu verheirathen. Ueberdieß hatte ich auch den jungen Mann, der seine Bildung auf Reisen zu vollenden suchte, gar nicht einmal gesehen. Doch lobte man ihn außerordentlich, wodurch sich unvermerkt ein Bild von ihm in meiner Seele entwickelte, so schön und reizend, daß das Original vielleicht nur in einem Feenlande anzutreffen seyn möchte.

Inzwischen ging mein Vater aus der Welt.

Der junge Pignola kam nicht lange nachher zu Rom an. Aber wie wenig fand ich meine Erwartungen befriedigt. Seine Gestalt völlig unbedeutend, sein Geist arm und kokett zugleich. Uebrigens war er, was man im gemeinen Leben einen guten Menschen nennt, in recht vorzüglichem Grade.

Allein so sehr auch meine Mutter mich auf diese Güte hinwies und, vielleicht mit Recht, behauptete, daß ich bei ihr das Uebrige bald würde entbehren können, mein Widerwille gegen den jungen Grafen ging in eine Abneigung über, die immer heftiger wurde, je angelegener er seine Bewerbungen um meine Hand betrieb.

Seine Leidenschaft wuchs größer. Die alte Gräfin Pignola sprach mit meiner Mutter von einer baldigen Verbindung. Meine Mutter drang in mich, aber Thränen waren ihr keine gnügende Antwort. Ein Augenblick — der übrigens meinem Bewerber nicht zu Schulden kam, verwandelte jetzt meine Abneigung in eigentlichen Abscheu. Dir, Geliebter, kann ich es nun mit Freude

entdecken, es war der schöne Moment Deiner Bekanntschaft. Dein Bild haftete fest in meiner Seele. Es glückte mir auch, daß ich etwas Näheres über Deine Verhältnisse und Deinen Aufenthalt erfuhr.

Unvorsichtig genug entdeckte ich einmal der Mutter meine Neigung. Aber höchst entrüstet sprach sie von Luftschlössern, von Ideen, die sich nicht mit den Einrichtungen in der Welt vertrügen, von kindischen Regungen alberner Gefühle. Ich durfte mich dagegen nicht auslassen, weil meine Mutter, ihrer immer zunehmenden Kränklichkeit halber, äußerst reizbar geworden war. Destomehr mochte es wohl, mir selber unbewußt, Pignola entgelten müssen, der bald nachher seinen Besuch machte. Wenigstens datirt sich von dieser Zeit eine vollkommene Aenderung seiner Lebensweise. Er, der sonst der stillste, ordentlichste Mensch gewesen war, verfiel auf einmal in ein wüstes, unwürdiges Leben. Aus Verzweiflung über mein Zurückweisen seiner Leidenschaft! sagten seine Verwandte, und diese und meine Mutter beschworen mich, durch Aufgeben meiner Härte ihn auf den guten Weg zurückzuführen.

Besonders stellte auch meine Mutter mir vor, wie so selten ein Plan gelinge, den Kinder gegen den Willen der Aeltern unternähmen, Sie stellte mir ihre eigene Ehe vor, die bei aller wechselseitigen Liebe doch den Keim des Unfriedens in sich getragen hatte, der mit den Jahren immer höher und giftiger emporgeschossen war.

Hatte sie meinen Bewerber rufen lassen, oder kam er zufällig, ich weiß es bis diese Stunde nicht. Das aber erinnere ich mich, daß er nach dieser Rede hereintrat und sein bleiches verstörtes Gesicht mein Mitleid vollends in Anspruch nahm, das die kranke Mutter zuvor geflissentlich aufgeregt hatte.

Mein gütigeres Benehmen gegen Pignola machte sie in der That zusehends gesünder, so daß sie am andern Tage außer dem Bette bleiben konnte.

Kind, sagte sie, ich glaube fast, daß mein Wiederaufkommen in Deiner Macht steht. Dein gestriges Betragen ist gar heilsam für mich gewesen.

Man muß die herrliche Frau haben leiden sehen, um mein Uebermaß des Glückes bei diesen Worten zu empfinden. Ich kniete vor ihrem Lehnstuhle nieder, und wäre im Stande

gewesen, alle irdische und himmlische Ruhe aufzugeben, um nur sie beim Leben zu erhalten.

Sprich ganz aufrichtig mit mir, sagte sie endlich. Keine Täuschung. Hat mein Rath Frucht getragen in Deinem Herzen? Soll Pignola Deine Hand erhalten?

Er soll sie erhalten, ja! rief ich.

Merke wohl auf, Olivia. Kein Zwang ist es, der Dich auffordert.

Nein, nein, mein freier Wille.

So sei mir gesegnet, fromme Tochter, welche die Wünsche der Aeltern höher achtet als die Grillen ihres schwankenden Herzens; die mir gleichsam das Versprechen mit in die Gruft giebt, das Band wieder anzuknüpfen, was meine und meines Gatten Liebe so leichtsinnig zerrissen hat! — Jetzt ist mir wohl, Olivia, mit Deiner Zusage werde ich dem verewigten Gemahl entgegengehen.

Nur so bald noch nicht! rief ich, ihre Hand ängstlich an mein Herz ziehend und mit den Lippen auf das Gesicht sinkend, das bei den letzten Worten schon gleichsam vom Glanze der Verklärung überstrahlt wurde.

Warum nicht jetzt? antwortete sie, jetzt wo ich im vollen Genusse der Liebe und des Gehorsams meines einzigen Kindes scheiden kann? — Nein, nicht scheiden, gute Olivia. Nur mein Sterbliches wird Dir entzogen werden. Ich selbst, diese Ueberzeugung beseligt mich, ich werde Dir nahe bleiben, und wo möglich, Deine künftigen Entschlüsse zu leiten suchen.

O Mutter, rief ich, vor ihr auf die Kniee sinkend, darum, ja darum flehe ich Sie. Bleiben Sie auf immer mein Schutzgeist, wie Sie es von jeher gewesen sind.

In demselben Momente erschien Pignola.

Sie kommen zur rechten Zeit! sagte sie schon ganz schwach. Dabei ergriff sie meine Hand und legte sie in die seinige.

Jetzt erwachte ich aus der Betäubung. Mein Arm zuckte zurück von dem schauerlichen Vorgefühle der Folgen dieses entscheidenden Aktes. Pignola schien mein Widerstreben gewahr zu werden und hielt die Hand so fest, daß mir meine Zukunft im Bilde erschien und die Brust davor fast zerspringen wollte. Dennoch suchte ich, der geliebten Mutter wegen, meine

Mienen wenigstens, im Gleichgewicht zu erhalten. O es war ein Zustand, dessen Entsetzen nur durch den kurz darauf erfolgten Hintritt der Mutter übertreffen wurde.

Pignola mischte sich nun in die nothwendig zu treffenden Anstalten. Ich konnte es ihm um so weniger wehren, da mein Vormund, der Herr dieses Hauses, noch nicht in Rom zugegen war. Dazu nannte er mich vor allen Menschen seine Braut, und sprach schon von unsrer Abreise nach Mailand. Nein, so etwas muß man erlebt haben, um die Fülle meines Jammers und meiner Verzweiflung zu begreifen!

Am dritten Tage kam mein Onkel und Vormund in Rom an. Kaum war der Leichnam meiner Mutter bestattet, so eilte ich ohne Abschied von dem verhaßten Bräutigam hierher. Obschon aber dadurch sowohl, als überhaupt durch mein Benehmen, meine Gesinnung gegen ihn am Tage lag, so verfolgte er mich doch auch bald bis hierher, und selbst meine tiefe Trauer hielt ihn nicht ab, von der künftigen Hochzeit zu sprechen und mich zu ihrer Beschleunigung anzutreiben. Weder mein Zorn noch mein Flehen brachte ihn auf andere Gedanken. Seine Sinne vollkommen entbrannt, schienen nicht auf Anstand oder irgend etwas länger Rücksicht nehmen zu wollen.

Nicht einmal mehr vor seinen Beleidigungen sicher, verschwand ich einmal bei Nacht und ließ eine schriftliche Entschuldigung an den Onkel zurück, die von Thränen fast ausgelöscht war. Dem verhaßten Bräutigam schrieb ich die Worte: Heilige Mauern werden mir Schutz vor Ihren Nachstellungen gewähren. Wir sehen uns nie wieder.

Es war mein fester Vorsatz in ein Kloster nach Rom zu gehen. Auch schien der Himmel meine Schritte stärken zu wollen, denn mit dem anbrechenden Morgen hatte ich so viel Weg zurückgelegt, daß ich mich völlig in Sicherheit glaubte. In welches Kloster aber? Eine Freundin, die selbst Schwestern in zwei verschiedenen Klöstern hatte, sollte meine Rathgeberin werden. Mein erster Weg in Rom war zu ihr. Aber wenig Trost. Sie schilderte mir die Klöster, welche sie kannte, ganz anders, als ich sie mir gedacht hatte, vertröstete mich jedoch auf die Zeit, wo eins derselben sich gänzlich umwandeln müsse, weil die künftige Aebtissin eine vortreffliche Person sei. Bis zu ihrer bald

bevorstehenden Wahl wurde jedoch niemand in diesem Kloster aufgenommen.

Wohin nun indessen? Meine Freundin durfte sich am wenigsten mit meinem Unterkommen befassen, da ein großer Theil ihres Vermögens von ihren nahen Verwandten, den Pignola's abhängig, auch überhaupt der Haß dieser rachgierigen Familie sehr zu fürchten ist. Grade aber auf die Unwahrscheinlichkeit, daß ich bei ihr Zuflucht suchen würde, konnte hier meine Sicherheit gebaut werden. Die edle Freundin selbst äußerte dieß gegen mich, und ließ nicht nach, bis ich in ihr Erbieten, mir einen Aufenthalt zu verschaffen, gewilligt hatte. In ihren eignen Zimmern wollte sie mich verbergen. Allein bei aller Zuverlässigkeit ihrer Dienstleute, die sie mir anrühmte, durfte ich das nicht annehmen, weil ein einziger geschwätziger Mund ihr lebenslangen Jammer hätte zuziehen können.

Auf ein seiner Baufälligkeit halber schon lange unbenutzt liegendes Hinterhaus aber, war mein Absehen gerichtet, da die alte Aufseherin darüber von jeher für ein Muster der Treue gegolten und überdieß, wegen eines in frühern Jahren unvorsichtig ausgestoßenen Wortes, das Gelübde gethan hatte, durchaus von nichts, als dem zu ihrem Dienste oder Leben Nothwendigen zu sprechen; ein Gelübde, worauf sie so strenge hielt, daß viele Leute bei dieser Seltsamkeit, die durch ihr leichenfahles Gesicht noch mehr herausgehoben wurde, sich eines Grauens vor der bejahrten, auf den Füßen aber noch ziemlich rüstigen Person gar nicht erwehren konnten.

Das Räthsel meines letzten Aufenthaltes in Rom wäre Dir hiermit gelöst. Das übrige soll sich Dir ebenfalls aufhellen.

Pignola hatte, wie ich seitdem erfahren, dem Vormunde und dessen Familie wegen meines Entweichens gewaltig zugesetzt. Er glaubte es sei mit ihrem Vorwissen geschehen, und entblödete sich nicht, so unsinnige als boshafte Drohungen gegen sie und mich auszustoßen. Bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft würde es ihm nicht schwer, alle Klöster in der Gegend nach mir durchsuchen zu lassen. Denn selbst den heiligen Mauern drohte er mich wieder zu entreißen.

Da ich nirgends gefunden worden, war er nach Rom gegangen, vermuthlich ebenfalls um mir nachzuspüren.

Nur mein Vorhaben, die Gruft der Mutter zu besuchen, verrieth mich ihm. Des Versprechens der Seligen eingedenk, immer um mich seyn zu wollen, war ich schon oftmals niedergesunken sie beschwörend, mir ein Zeichen zu geben, ob mein Entschluß in ein Kloster zu gehen, dem Himmel nicht wohlgefälliger seyn müsse, als die mir so herzinnig verhaßte Vermählung. Vergebens; der ersehnte Aufschluß unterblieb. Da gerieth ich endlich auf den Gedanken, bei einbrechender Nacht an ihr und meines Vaters vereintes Grabgewölbe in der Kirche della ** zu gehen, weil ich hier mein heißes Verlangen eher erfüllt zu sehen hoffte.

Der Aufseher war durch die Alte vorbereitet. Aber ob Pignola schon früher diesen Besuch, bei meiner Liebe zur Mutter, vorausgesetzt und den Kirchenaufseher bestochen, oder ob der bloße Zufall ihn mir in den Weg geführt hatte, genug, nicht weit von der Kirche selbst steht Pignola plötzlich dicht vor mir. Der Schrecken fesselt mich einen Augenblick, auch kann es wohl seyn, daß mir ein verrätherischer Laut entschlüpft ist. Kurz, obschon wohl maskirt, bin ich ihm verdächtig. Er spricht meinen Namen aus und geht mir nach. Wohin weiß ich nicht. Der offene Eingang zu den Farnesischen Gärten bietet sich dar. Vielleicht hier irgendwo ein Verbergen. Aber nur zu bald ereilt er mich. Entsetzliche Vorwürfe von seiner Seite: Er will meine heimliche Zuflucht wissen. Auf mein hartnäckiges Schweigen sagt er, daß er schon dahinter kommen wolle, und fügt mit der frechsten Wildheit hinzu: Niemand solle mich wieder ihm von der Seite reißen. Ich müsse sein werden, lebend oder todt. Dazu zeigt er auf Waffen, mit denen er reichlich versehen war, die mir es auch wahrscheinlich machen, daß ein Verrath Statt gefunden hatte.

Nur mit halbem Bewußtseyn schwanke ich sprachlos neben ihm her. Sein Fall mit dem einen Fuße in einen tiefen Graben giebt jetzt meinem einzigen Gedanken, dem Versuche zur Flucht, neue Stärke. Lebendig oder todt! ruft er, sich wieder aufraffend und seine Pistolenkugel fährt dicht bei meinem Ohre vorbei in einen Baumstamm.

Welche Wendung die Sache nun nahm, ist Dir bekannt. Auch kannst Du Dir meine verworrenen Gefühle bei der That, die mich von ihm befreite, zu erklären. Noch bleibt mir aber die Erwähnung des Argwohns übrig, als ob Pignola's Verwandte

böse Absichten gegen mich gefaßt hätten. Er kommt aus sehr wahrhaftiger Quelle. Am Tage vor meiner nächtlichen Abreise schrieb nämlich meine gütige Wirthin mir aufs ängstlichste die Nachricht, daß Pignola's Mutter bei ihr gewesen und aufs Begierigste zu wissen verlangt habe, wo ich mich aufhalte, auch daß sie, als meine Freundin Unwissenheit vorgegeben, mit vielem Kaltsinne von ihr geschieden sei. Zwar scheine man meine eigentliche Zuflucht noch nicht entdeckt zu haben, aber aus des Grafen nachgelassenen Papieren so viel gewiß zu vermuthen, daß ich nach Rom geflüchtet sei. Auch hätte man meinen letzten Zettel an Pignola gefunden, welcher dessen Verwandte auf den unseligen Argwohn gebracht, daß ich die Anstifterin seines Todes gewesen. Meine Freundin fügte hinzu, daß sie nach allen Reden der entrüsteten Dame besorgen müsse, man werde keine Mühe scheuen mich aufzuspüren. Vermuthlich nicht, mich vor Gericht zu ziehen, denn dazu fehle es an Beweisen, sondern bloß um Pianola's Tod durch einen gedungenen Bravo blutig an mir rächen zu lassen.

Ich konnte kein Mißtrauen in meine Freundin setzen, und es wäre heillos gewesen, meine Beschützerin in das Unglück mit hinabzureißen. Daher entschloß ich mich zur schleunigen Entfernung.

*

Meine Frage, ob Olivien hier von Nachstellungen etwas vorgekommen sei, beantwortete sie zwar mit keinem bestimmten ja, doch äußerte sie, daß ein Mann in rothem Mantel gestern Abend nach dem Fenster heraufschielend ums Haus geschlichen sei, dem sie wenig Gutes zugetraut habe.

Heute sollte er an mir seinen Mann finden, sagte ich, und plötzlich antwortete eine rauhe Stimme: das laßt uns sehen. Ein nerviger, gedrungener Kerl trat dazu mit gezogenem Dolche aus dem Gebüsch hervor. Er schien auf unser Erschrecken gerechnet zu haben, auch war Olivia wirklich ohne Bewußtseyn zurückgesunken.

Seid klug und laßt mich mein Stück Arbeit ungehindert verrichten! sagte der freche Bravo sich Olivien nähernd.

Schurke! rief ich, das für dein schamloses Verlangen.

Er wich meinem Messerstiche aus und sagte mit einer empörenden Kälte: Geht, Herr. Ich habe Gewissen, und verlange kein überflüssiges Blut. Ihr könnt dieser nicht Beistand leisten. Denn im Ernste werdet ihr euch wohl schwerlich mit einem vom Handwerke messen wollen? Auf diese Rede warf ich mich über den mir weit überlegenen Kerl her. Ich hatte bald zwei Stiche, aber ich ließ nicht ab, brachte ihn auch endlich in der That zu Boden. Ein glücklicher Zufall und die Verzweiflung hatten mich seiner Meister werden lassen.

Kein Laut von Seiten des Banditen. Er war entweder todt oder in der tiefsten Ohnmacht.

Mit dem schönen Gefühle mein einziges Glück im Kampfe gerettet zu haben, trug ich die noch nicht wieder ins Leben zurückgekehrte Olivia dem Hause zu. Zugleich rief ich nach Leuten, den Todten oder schwer Verwundeten in Empfang zu nehmen und der Obrigkeit den Vorfall anzuzeigen.

Als Olivia zu sich kam, zog sie mich heftig an ihr Herz. Ihre Freude war zu gebieterisch, als daß die Gegenwart der umstehenden Verwandten sie hätte unterdrücken, oder auch nur beschränken können. Indessen kamen die Leute mit der Nachricht zurück, daß sie keine Spur von dem Banditen gefunden hätten. Er müsse entweder geflohen oder von Spießgesellen weggebracht worden seyn. Beides war mir unbegreiflich, denn wenn er Kameraden bei der Hand gehabt hätte, so wären diese bei meinem nicht sogleich beendigten Kampfe mit ihm unfehlbar zu seiner Hülfe herbeigeeilt und zum Davongehen glaubte ich ihn zu gut getroffen.

Gleichwohl mußte mich dieser Glaube getäuscht haben. Das machte Olivien und mir große Sorge. Der Kerl hatte vermuthlich unser ganzes Gespräch mit angehört und wir erinnerten uns, daß bei den Reden, die ich zwischen Olivia's Erzählung geworfen, des Grafen Todesfall durch mich, erwähnt worden war. Die Sache konnte sogar noch vor Gericht gezogen werden und mir hauptsächlich die lange Verheimlichung ein gar böses Spiel machen.

Meine von mir ganz vergessenen Wunden, welche Olivien jetzt das hervorquellende Blut entdeckte, stürzten meine Braut in neue nicht minder peinliche Unruhe. Doch gab der Arzt gar bald

den Trost, daß beide Verletzungen nur seitwärts in's Fleisch gegangen und von keinem Belange wären.

Ueber den Banditen erhielt man am folgenden Tage nähere Auskunft. Er war nämlich bis in einen mit Strauchwerk überwachsenen Graben gekrochen, wo er am Morgen gefunden und von der Obrigkeit aufgehoben wurde. Sein Tod verursachte viel Freude in der Gegend, weil man in ihm einen der gefährlichsten Meuchelmörder erkannte, auf dessen Kopf schon vor mehrern Jahren ein hoher Preis vergebens gesetzt worden war.

Nebst andern angesehenen Personen wurde auch wirklich Pignola's Mutter durch seine Briefftasche kompromittirt. Sie war des Frevels Anstifterin und konnte der gerichtlichen Nachfrage ohnmöglich entgehen. Wenn schon ihre gewichtigen Konnexionen die förmliche Untersuchung abwendeten, so durfte sie doch nicht ohne große Gefahr künftige Anschläge gegen Olivia's Leben fassen, daher denn der Vorfall, der erst auf so finstere Folgen hinwies, in der That die erfreulichsten für uns hatte.

Deßohngeachtet war wohl eine baldige Heirath und Abreise das Rathsamste. Nur mußte mein Vater um so mehr davon im Voraus unterrichtet werden, weil ich wegen meines frühern von ihm gebilligten, nunmehr aber zurückgethanen Schrittes seiner Verzeihung zuvor bedurfte. Daß er mir sie vorenthalten würde, schien mir nicht glaublich, da er Julien so wenig als Olivien kannte, und es ihm, wenn ich mich nicht ganz irrte, um weiter nichts, als um meine Rückkehr und eine junge, gesunde Schwiegertochter zu thun war. Nur ein Vergessen der hergebrachten Form würde er, auf alte löbliche Sitten haltend, nicht ungeahndet gelassen, und es mir zum Beispiel niemals vergessen haben, wenn ich mit der Heirath hätte anfangen und ihn erst hinterher davon unterrichten wollen.

Ich that daher sogleich den ersten zu meinem Vorhaben nöthigen Schritt, indem ich an ihn schrieb. Ich nahm mir die Mühe, die Ereignisse alle in einer umständlichen Erzählung so mitzutheilen, wie sie aus einander gefolgt waren, weil ich ihn auf diese Weise am leichtesten den unvermeidlichen Stufengang meiner Liebe gleichsam mit hinanzuführen hoffte. In meinem

Leben habe ich keinen Brief abgeschickt, mit dem ich zufriedener gewesen wäre.

*

Nach einer vom Glück überströmten Woche kehrte ich endlich nach Rom zurück. Obschon die Umstände meinen Unmuth gänzlich gehoben und mich fröhlicher als jemals gemacht hatten, so erfuhr ich doch hier eine viel kaltsinnigere Behandlung als sonst. Die gute Julie allein war in ihrer Gesinnung unverändert geblieben, und kam mir, wie immer, überall mit herzlicher Zuneigung entgegen. Sie schien zu errathen, was in mir vorgegangen war, und mit heiterm Anstande das tragen zu wollen, was ein unfreundliches Geschick ihrem schönen Herzen auferlegte.

Nur ihr Wunsch hielt mich länger in dieser Landhause, wo mir fast alle Spur meiner vormaligen harmlosen Genüsse durch den gestörten, in leere Ceremonie ausgearteten Ton der Uebrigen ausgelöscht worden war.

Schon hatte ich Lust ihr mein ganzes Vertrauen zu schenken, weil die Lage der Dinge ihre vormaligen Gefühle gegen mich in das Verlangen nur von meinem Herzenszustande irgend etwas Gewisses zu erfahren, verwandelt zu haben schien, als meines Vaters Antwort anlangte, die dieß, bei meinen festen Vorsätzen, nicht möglich machte, wenigstens nicht, ohne Julien auf das empfindlichste zu betrüben.

So viel ich nämlich auch auf die überzeugende Darstellung meines Briefes an ihn gerechnet hatte, so wenig war damit ausgerichtet worden. Mein Vater zeigte großes Erstaunen über die Abänderung meines Vorhabens um Julien anzuhalten.

Von der Ueberlegung, sagte er, die meinen Jahren zukäme, hätte er durchaus keinen so raschen Sprung erwartet. Er hätte geglaubt, der frühere Entschluß beruhe auf einem reiflich erwogenen Lebensplane, nun aber müsse er leider sehen, daß ich im Stande sei meine ganze Zukunft dem ersten besten, blendenden Augenblicke aufzuopfern. Der Enthusiasmus, mit dem ich Olivien lobe, bewaise ihm unter solchen Umständen nichts weiter, als daß mein fünf und zwanzigjähriger Kopf noch unter dem Drucke eines leichtsinnigen Herzens stehe. Kurz, so schloß er, er würde weit lieber sehen, daß diese durch Abentheuer herbeigeführte Leidenschaft für eine Ausländerin

aufhöre und dafür die Neigung zu Julien wieder fortgesetzt werde, die wenigstens den Anschein einer bessern Besonnenheit gehabt hätte.

Der Brief vernichtete mich ganz. Ich sah das Alter und dessen Ansichten darin so unverkennbar, daß ich an einer Widerlegung seines Inhalts verzweifelte. Eine Leidenschaft aufhören lassen, eine Neigung fortsetzen! Was war darauf zu sagen, da das Eis der Jahre die Begriffe von der Kraft der Leidenschaft und dem Eigensinne der Neigung meinem Vater genommen zu haben schien. Hier war nichts zu thun, meinte ich, als sich bescheiden zu erklären, daß die neuen Verhältnisse zu weit gediehen und die frühern nicht mehr zu berücksichtigen wären. Nur Olivia, keine als sie, könne jemals die Meinige werden. Sobald sein Segen zu dieser Verbindung einlange, solle auch der priesterliche und darauf die Rückkehr ohne Verzug erfolgen. Das letztere Versprechen, bildete ich mir ein, werde bei meinem Vater gewiß alle das Bittere aufwiegen, was das Beharren auf meinem Willen für ihn haben konnte.

*

Olivia, mit der ich, wie sich versieht, eine starke Korrespondenz regelmäßig unterhielt, erfuhr so wenig als Julie von dem Inhalte dieses Schreibens, wie sehr sie auch den jetzt so düstern Ton meiner Briefe beklagte, und die Ursache zu erfahren trachtete.

Ihr Umgang würde dazu gehört haben, mir die Zeit, welche bis zu meines Vaters Antwort verstreichen mußte, erträglich zu machen. Dennoch ließ ich mich hierdurch nicht zur Reise nach Spoleto verleiten, weil mein Mißmuth über die väterliche Sonderbarkeit in Briefen immer noch eher zu umschleiern war, als im steten Beisammenseyn, und ich Olivien, die alles Recht hatte, über meine veränderte Stimmung Aufschluß zu verlangen, weder durch eine Unwahrheit hintergehen, noch durch die Wahrheit betrüben mochte.

Endlich kam der Brief an. In zwei Zeilen enthielt er die abgedrungene Genehmigung, jedoch unter der Bedingung baldigster Rückkehr, weil, setzte mein Vater hinzu, seine Güter bei längerem zwecklosen Herumschlendern ihres Erben unstreitig sehr zurückkommen und die Unterthanen der Willkühr gieriger Verwalter unterliegen müßten, da ihm die Kraft abgehe, sie wie

vormals zu bereisen und ein wachsames Auge überall mitzubringen.

Ich vergaß den Unmuth, der unter diesen Zeilen lauschte. Guter Vater, dachte ich, ein Blick auf Olivien und du wirst meine Neigung williger als in diesem Briefe gutheißen. Ihre Person und ihre Eigenschaften werden dich überzeugen, daß es mir unmöglich gewesen wäre, ihre Hand aufzugeben!

Um nach der Trauung mit Olivien die Rückkehr ohne Verzug antreten zu können, traf ich im Voraus alle hierzu nöthige Maßregeln. Ich brachte meine Angelegenheiten in der Stadt in Ordnung, und ließ schon vorläufig die Kunstsachen und andre zum Mitnehmen eingekaufte Dinge packen und bereit legen.

Das schöne Vorgefühl künftig stets um Olivien zu seyn, träuflte Balsam in den Schmerz bei dem Gedanken der Entfernung aus diesem heitern Götterlande.

Nur Julie beunruhigte mich. Meine Reiseanstalten bewegten sie tief. Das gute, an mir seit so langer Zeit innig theilnehmende Wesen hatte die häufigen Briefe, deren Inhalt ihr nicht fremd bleiben konnte, hin und her laufen sehen, ohne ihren Unwillen darüber auch nur durch eine Miene zu äußern. Die Trennung aber, die ihr nun bevorstand, konnte sie nicht ohne zahllose Thränen verschmerzen.

Julie, sagte ich, sie zu trösten, wir sehen uns ja wieder, wir müssen uns ja wiedersehen. Ihr Leben in Italien wird auch am längsten gedauert haben und das Vaterland uns wieder vereinigen. Gern entschieße ich mich dort meistens auf dem Gute zuzubringen, das Ihrem künftigen Aufenthalte am nächsten liegt, auch wohl den Winter der Residenz Ihres Hofes zu widmen. Gewiß, Julie, wir werden noch recht glücklich mit einander leben.

Alles dieses aber stillte die Weinende nicht.

*

Der Brief von Olivien blieb dießmal ungewöhnlich lange aus. Schon war ich im Begriff ihn nicht erst zu erwarten, sondern sogleich zu ihr zu reisen und ihr die väterliche Einwilligung mit Uebergehung der Art, wie sie erfolgt war, in Person zu bringen. Schon hatte mein Franz die Pferde vorgeführt, als der Brief doch noch ankam und also lautete:

Leben Sie wohl, Guido. Ich kann die Ihrige weder seyn, noch jemals werden. Forschen Sie nicht nach der Ursache, nicht nach meinem Aufenthalte. Alles ist vergebens.

Olivia.

Zugleich war ein Brief von ihrem Vormunde gekommen, der alle Spuren der äußersten Unruhe trug. Olivia war abermals verschwunden und ich ward ängstlich ersucht ihm Auskunft darüber zu geben, weil ich doch unfehlbar davon wissen müsse.

Gott, was ist Ihnen? rief Julie, als ich auf mein Reitpferd schwankend, mich nur mit Mühe darauf erhalten konnte.

Nichts ist mir, weiß ich doch kaum, ob ich selber noch bin! rief ich laut auflachend und flog mit dem Pferde wie rasend von dannen.

In Spoleto hatten alle Mitleid mit mir; ich war ganz zum Kinde geworden. Doch raffte ich mich bald ein wenig auf, um Nachforschungen anzustellen, die indessen, wie Olivia vorausgesagt hatte, ohne Erfolg blieben.

Keine Seele errieth die Ursache von ihrem plötzlichen Verschwinden.

Ein wahrer Menschenfeind kam ich in Juliens Nähe zurück — Selbst in diesen Tagen that sie alles, mich mit der Welt auszusöhnen. Ihr Verlangen etwas Bestimmtes von der Veranlassung zu meinem innern Unglück zu wissen, konnte nicht länger zurückgewiesen werden. Ich entdeckte ihr das Hauptsächlichste. Dagegen erfuhr ich von ihrer Dankbarkeit für dieses Zutrauen alles. Selbst, daß sie jenen ersten Einwilligungsbrief meines Vaters wirklich gelesen hatte, verschwieg sie mir nicht.

Offen vor mir lag das liebende, zarte Gemüth, das ich verscherzt, um einer Andern willen verscherzt hatte, deren Charakter mir jetzt in manchem Momente zweideutig vorkam.

Gleichwohl hatte meine Rückkehr zu Julien große Schwierigkeiten. Meine Neigung ging noch immer mit Ungestüm zu der Andern hinüber, die es wirklich ihrem Herzen hatte abgewinnen können, mir einen so kurzen Absagebrief zu schreiben. Sollte ich Julien eine Hand versprechen, die unwillkührlich nach der Verschwundenen in die leere Luft hinauslangte?

Auf der andern Seite stürmte mein Vater in Briefen auf mich ein. Er berief sich darauf seine Einwilligung nur bedingungsweise gegeben zu haben, und drohte sie ganz zurückzunehmen, wenn ich länger im Auslande verweilen wollte. Ihm den Zusammenhang der Sache mitzutheilen, dazu fehlte mir der Muth. Ei war natürlich, daß er, der Olivien nie gesehen, der den Zauber ihres Geistes und Körpers nie vor sich gehabt hatte, mich eines gränzenlosen Leichtsinnes bezüchtigen mußte, wenn ich ihm sagte, wie dieselbe Person, um derentwillen ich die Hand der ihm zuvor so angerühmten Julie aufgegeben, nun auf Einmal mit mir umgegangen war.

*

Was zu thun? Ich hatte schon zu viel und überall vergebens einer Spur von Olivien nachgeforscht um noch Hoffnung zu haben sie aufzufinden. Und wenn ich sie fand, womit wollte sie jene abscheulichen Zeilen entschuldigen?

Nur Eine Entschuldigung blieb mir denkbar, nämlich, daß irgend ein Zwang der Beweggrund seyn könne. War aber dieß der Fall, so mußte ich besorgen, daß sie damit zwar von dem blutgierigen Menschen, die ihr schon nach dem Leben getrachtet, das letztere eingelöst, doch nur darum eingelöst hatte, um es in einem tiefen, unzugänglichen Kerker vergraben zu sehen.

In dem tollen Wahne mir selbst entfliehn zu können, suchte ich jetzt in der umliegenden Gegend Zerstreuung und blieb oft ganze Nächte im Freien. Der Himmel war zu mild. Nordische Stürme würden mir willkommener gewesen seyn.

Hauptsächlich begab ich mich gern auf hohe Berge. Indem ich die weite Gegend übersah, glaubte mein Auge zwar bewußtlos, aber doch gewiß auch auf Oliviens Wohnung sich zu senken und auszuruhen. Als ich eben wieder gegen Untergang der Sonne eine ziemliche Anhöhe erstiegen hatte, zog ein Ungewitter näher und näher. Der Regen trieb mich unter einige Bäume. Nie habe ich dem Donner mit so inniger Freude zugehört, nie mit solchem Verlangen in die kreuzenden Blitze geschaut.

„Warum nur den kummerlosen Baum?“ rief ich, als wenig Ellen weit von mir eine Pinie durch den Wetterstrahl zu Boden gestreckt wurde. Bald loderte auf einem Berg gegenüber die

Flamme aus einem Gebäude, einem Kloster, wie es schien. Das Feuer war jedoch noch vor Ende des Gewitters wieder gelöscht.

Im Wirthshaus unten, wo ich übernachtete, sprach man viel von diesem Brand und der tätigen Hilfe, die man dem Kloster geleistet hatte. Auch bedauerte man unter anderen eine dabei umgekommene Person, eine Novizin, die nach der Aebtissin Versicherung die Ablegung des Gelübdes gar nicht habe erwarten können. Alle wollten so etwas Schönes lange nicht gesehen haben.

Unfehlbar war es weit mehr meine Ueberzeugung, daß so vieles Rühmen von Schönheit niemand außer Olivien verdiene, als eine eigentliche Ahndung, was mich zu der Vermutung brachte, sie möge doch wohl selbst diese Novizin sein. Meine Vermuthung ward immer lebendiger, so daß ich auch am anderen Morgen sehr früh eine Gärtnerin aufsuchte, die mit im Wirthshaus gewesen war und von ihrem Auftrag gesprochen hatte, den folgenden Tag Blumen zum Kloster hinaufzubringen, womit die Abgeschiedene bei ihrer Ausstellung in der Kirche bekränzt werden sollte.

Aber sie machte große Schwierigkeiten, als ich sie ersuchte, mich, als ihr Mädchen verkleidet, mitzunehmen. Auf ein gutes Versprechen zeigte sie sich indessen ungleich williger. Nur, meinte sie, daß ich den Abend, wo sie nochmals Blumen hinaufzutragen habe, dazu abwarten müsse. Dann, fügte sie hinzu, sei auch zugleich die feierliche Beerdigung zu sehen.

Unter solchen Umständen mußte ich mir die Folter jeder ewigen Minute dieses unglücklichen Tages gefallen lassen.

*

Am Abend ging ich als Gärtnermädchen mit zum Kloster hinauf.

Eine neue qualvolle Ewigkeit, während die Blumen zusammengebunden wurden, da die Kirche, worinnen die Erblaßte lag, bis zu der Feierlichkeit verschlossen blieb.

Endlich rückten, erst die Aebtissin, dann die übrigen Nonnen, je zwei und zwei, mit brennenden Kerzen aus dem Klosterthore hervor. Die bleichen, weißgekleideten Gestalten glichen selbst Abgesandten des Todes, gekommen um einen Raub für ihn in Empfang zu nehmen. Ihre Gesänge, dumpf, wie Töne der

Unterwelt, drangen tief in mein innerstes Mark. Ein Paar heftig weinende Novizen, welche den Zug beschlossen, trugen die Guirlanden, mit denen die Erblichene in's Grab gesenkt werden sollte. Als der Zug in die Kirche gelangt war, und, während die Novizen die welkgewordenen Blumen ihrer verblichenen Schwester mit den frischen vertauschten, der Chor einen Halbkreis um den Sarg bildete, fand ich, daß der Platz, den man mir angewiesen hatte, mich seiner Entfernung und Tiefe halber, um die Hauptsache, die Entseelte zu sehen, brachte. Daher eilte ich, ohne meiner Begleiterin Aengstlichkeit zu achten, bis in die Mitte der Kirche dicht hinter die Nonnen.

Sie ist es! Mit diesen lauten, männlich ausgesprochenen Worten drang ich bis dicht an den Sarg hinan.

Welche Gottlosigkeit! rief die Aebtissin. Die Nonnen schauderten. Die heilige Handlung war gestört.

Ich stand ein Marmor, ohne Furcht und ohne Muth, das starre Auge auf den Sarg geheftet, dessen Deckel die Aebtissin vor allen Dingen zu schließen befahl.

In demselben Augenblicke aber, als man damit theils, und theils mit meiner Entfernung beschäftigt war, zeigte sich eine Regung der Entseelten. Und auf meinen Ausruf: Sie lebt, ihr heiligen Mächte! richtet sie sich wie durch einen elektrischen Schlag aus dem Sarge empor.

Nun war keine Kraft der Welt vermögend mich lebendig von der Stelle zu bringen. Mein Herz brannte hoch auf. Die Hoffnung leuchtete meiner Sehnsucht vor. Olivia! rief ich, und die herrlichen Augen traten in's Leben, die schönen Arme breiteten sich nach mir aus, nach mir!

Mit dem Wunder, die Todte wieder erwachen zu sehen, war das allgemeine Erstaunen zu sehr beschäftigt, als daß an mich weiter hätte gedacht werden können. Alles suchte der Erwachten Erleichterung zu verschaffen und hülfreiche Hand zu leisten. Es kamen Betten, aber Olivia bedürfte deren nicht einmal, so sehr hatte sie sich schon von dem Scheintodte erholt.

Die Umgebungen erst schienen ihr zu verrathen, was vorgegangen war. Guido, sagte sie, Ihre Stimme hat mich in's Leben gerufen. Ich fühle tief, wie weh ich Ihnen gethan habe,

und bin durch mein Gewissen zur Entdeckung der Ursachen aufgefordert. Morgen Vormittag.

Sie wendete deßhalb ein Paar Worte an die Aebtissin. Aechte Religiosität ruht allezeit auf einem fühlenden Herzen. Die heilige Frau beurtheilte, seit ihr mein Verhältnis zu Olivien klar wurde, den Frevel, mich verkleidet unter den Chor gedrängt und die ehrwürdige Stimmung durch meinen Ausruf unterbrochen zu haben, weit milder als zuvor. Sie gestand mir für den andern Tag ein Gespräch mit der Novize zu, deren Wiederkehr in's Leben ihr Freudenthränen hervorlockte.

Ein beruhigender Blick Oliviens erfrischte mein abgemattetes Herz. Er berauschte mich noch auf dem Rückwege. Ich schloß die alte Gärtnerin, die mir meine Unvorsichtigkeit vorrückte, lautlachend in die Arme. Die ganze Nacht verlebte ich in göttlicher Trunkenheit.

*

Die Aebtissin empfing mich am andern Morgen im Sprachzimmer. Dann erschien Olivia. Ein Strom von Liebe floß aus ihren Augen. Du bist blaß und krank geworden! rief sie. Meine Schuld! Aber ich will auch vergelten! Ein neues Leben beginnt, indem ich Dir angehöre, nur Dir.

Die Aebtissin, aus Diskretion zurückgetreten, eilte auf diese lauten Aeußerungen der Leidenschaft herbei, um ihrer Pflicht gemäß die Vorschriften des Hauses in Erinnerung zu bringen.

Verzeihung, heilige Frau! rief Olivia. Mein junges Leben ist zu einem Bewußtseyn erwacht, zu dem es die ganze Zeit meines Hierseyns nicht gekommen war. Er hat mich aus des Todes Armen selbst zurückgeholt. Meine Zukunft gehört sein. Beklagen Sie Ihre dankbare Tochter, daß sie in die Bande der Welt aufs neue verflochten wird, aber entziehen Sie ihr Ihren Segen nicht.

Die Aebtissin theilte unsre Rührung. Zu mir sagte Olivia: Die fromme Frau ist Zeugin meiner Zusage an Dich. Da diese einmal erfolgt ist, so kann die Entdeckung der Ursache meines Dir gewiß unbegreiflich gewesenem Schrittes bis zu dem veränderten Aufenthalte verschoben werden. Benachrichtige nun schleunigst meinen Vormund von allem, daß er Anstalten treffe, mich abzuholen, weil ich mir und Dir schuldig bin das Kloster mit Anstand zu verlassen.

Ich billigte das und kehrte am vierten Tage mit dem Onkel zurück.

Die Verlegenheit, womit sie dem Manne alle Entschuldigungsgründe, auf die er doch ebenfalls ein großes Recht hatte, während unsrer gemeinschaftlichen Rückreise verschwieg und nur im Allgemeinen um Verzeihung bat und sagte, besondere Umstände hätten sie zu der Flucht bewogen, schienen ihn zu verstimmen. Ich selber wußte nicht recht was ich denken sollte, und das tiefe Gefühl in ihrem großen, leuchtenden Auge gehörte dazu, mir den Verdacht irgend eines Leichtsinnes meiner Braut aufs neue zu benehmen.

Auch seine Gattin erfuhr bei unserer Rückkehr nichts Bestimmtes über Oliviens seltsames Entweichen.

*

Nachdem die Zurückgekehrte ihre Briefftasche zu sich gesteckt hatte, winkte sie mir in den Garten:

Je näher ich dem Augenblicke meiner Rechtfertigung komme, sagte sie hier, desto größer erscheint mir auch das Schwierige davon. Wie wollen Worte ausreichen Dich in die Mitte der düstern Vorstellungen zu führen, die meinen Entschluß nach ihrem tyrannischen Willen leiteten? — Und doch! Du wirst mich verstehen, aber Du allein. Du, selbst ein unzertrennbarer Theil meines innersten Wesens. Darum will ich auch lieber die Andern in Ungewißheit lassen über mich, als meine trüben Geheimnisse Gemüthern Preis geben, die mir weniger verwandt sind.

Dein Reisewagen hatte sich kaum aus meinen Augen verloren, als mir die kurze Zeit bis zu Deiner Wiederkehr ganz unabsehlich dünkte. Nur anhaltende und wo möglich ungewohnte Beschäftigungen konnten Linderung versprechen. Ich drängte mich daher zu häuslichen Arbeiten. Ich half der Tante in Besorgung der Oekonomie, ihrer größten Liebhaberei. Ich suchte mein ziemlich vernachlässigtes musikalisches Talent zu bilden und gerieth endlich auch auf den Gedanken, den Nachlaß meiner Aeltern, und besonders ihre Papiere, in bessere Ordnung zu bringen.

Welche ungeahndete Schätze fand ich bei genauerer Ansicht dieser Papiere! Ich fand, daß mein Vater über sein ganzes Leben gleichsam Buch gehalten hatte. Ich war gewissermaßen umringt

von seinen tiefsten Gefühlen, die er der Schrift anvertraut haben mochte, um so die flüchtigen Augenblicke, in denen sich dem Leben ein höheres Verständniß aufschließt, gleichsam zu fesseln und zu Wegweisern für die Zukunft zu machen. Was mich am meisten bewegte, war ein nur halb verhaltener Mißklang, der fast in allem tönte, was er niedergeschrieben hatte, und der mir lange Zeit nur durch das erklärbar wurde, was meine selige Mutter über seine ihr zwar verschwiegene, aber der Scharfsichtigen nicht unbekannt gebliebene Reue wegen des Zwiespalts mit den Verwandten gesagt hatte.

Als ich alles im ganzen Bureau untersucht zu haben glaubte, machte mich der Onkel noch auf ein verborgenes Fach aufmerksam, welches mir ganz entgangen war. Nur Papiere darin. Versiegelt und unter der Aufschrift: Für niemand auf der Welt als meine Olivia. Selbst die selige Mutter schien das Fach nicht bemerkt zu haben, weil ich sonst das Packet unfehlbar durch sie erhalten hätte. Von Vaters Hand war darauf bemerkt, daß er es mir kurz vor seinem Tode einhändigen wolle. Sein plötzliches Ableben halte die Ausführung des Vorsatzes verhindert.

Die wichtigsten Bruchstücke enthält diese Briefftasche. Hier die Anrede an mich, welche im Innern sich vorfand:

Theures, innig geliebtes Kind, gegenwärtige Fragmente sind bei ihrem Entstehen nicht für Dich bestimmt gewesen. Es sind Eingebungen und Ergießungen der momentanen Stimmung, größtentheils den Schlüssel zu meinem innern Unfrieden enthaltend. Verbirg sie Deiner Mutter, weil ihr Inhalt ihr keinen Nutzen gewähren kann. Desto mehr Dir, mein Kind. Vielleicht sind grade diese Papiere das kostbarste Vermächtniß. Betrachte sie so, und gönne Deinem Vater seine Rune nach langem Leiden.

Für heute, lieber Guido, nur diejenigen Bruchstücke, welche vorzüglich auf unsre Verbindung Anwendung leiden. Hier sind sie beisammen.

Der Erzähler trug sie noch in seiner Briefftasche und las sie vor.

— —Nun habe ich doch erlangt, wonach alle, meine Wünsche sich müde jagten! Der Priester hat unsre Hände in einander gelegt. Aber was will der Vater dort mit seinem drohenden Gesichte, die Mutter mit ihren Thränen? Wie kann ich die

Wohnung meines Glückes beschreiben, wenn diese Schreckbilder ihre Schwelle bewachen? — —

— — Ja, es ist aus mit mir. Was mich erheben sollte, hat seine Hand plötzlich von mir abgelassen, und nun liege ich hier unten in der schauerlichsten Oede. Mein Sturz hat der Mutter das Herz zerdrückt, unter dem die Gütige mich getragen und des Vaters gellender Fluch ist nicht gemacht, mich mit diesem schaurigen Gedanken auszusöhnen. — Und was soll mir das schöne, herrliche Weib in solchem Abgrunde, wo meine eigene Gemüthlosigkeit zermalmend auf mir liegt und der Theuern den tückischen Gift mitten im Kusse der Liebe reicht? — —

— — Die Zeit sollte heilen. Gewissenlos vertraute ich diesem Wahne. Die Zeit das Gefühl des schreiendsten Undanks? Nein, überall und immer wird dieses bittre Gefühl zwischen mich und mein Weib treten und eine Verworrenheit in uns nähren, die auf baldige Zerstörung hinarbeitet. — —

— — Der harmonische Verein meiner Kindheit mit den spätern Jahren ist verloren. Mein Leben und das Leben meiner Frau in zwei fremde Hälften zerfallen, die der Rausch der Liebe vergebens an einander zu passen strebt — Ach, daß die junge Liebe so eitel auf ihre flüchtige Lust seyn, daß sie so leichtsinnig mit den Erstlingsgefühlen des Lebens, mit den Gefühlen umgeht, welche die Vorsicht um Kind und Mutter geschlungen hat! — —

— — O des thörichten, unseligen Glaubens der Jugend, daß ihr ganzes Herz in Einem irdischen Wesen sein Heil finden könne, daß gewisse Menschen für einander geschaffen wären, wie Seele und Leib! Als ob die Vorsehung darauf sänne, den Menschen an's Irdische so zu ketten, daß er darüber der Ewigkeit ganz vergessen sollte. O es ist der frevelhafteste Wahnsinn, so schnöden Begierden die Kindespflicht aufzuopfern. Der Fluch ereilt jeden, der ihm huldigt. Auch mich wird bald unter die Erde treiben. — —

Olivia — so lautete die Nachschrift, beherzige diese Worte und das Unglück meines Lebens überhaupt. Gedenke der Lehren und Weisungen Deiner Mutter immer in Liebe und Gehorsam. Dein Band mit Pignola ist mein sehnlischer Wunsch und der ihrige. Du müßtest denn das Kloster wählen wollen, wo sich auch Gelegenheit findet, für Dein und Deiner Aeltern Heil zu leben.

Durchbohrt von der Spitze dieser Worte, fuhr Olivia fort, war mein Muth völlig dahin. Ich mied die Verwandten, um nur ihren Fragen nach der Ursache meines Trübsinnes zu entgehen. Ich verschloß mich. Darüber kam der Abend heran und vermehrte meine Schauer. Der blutrothe Mond schien die Züge meines zornigen Vaters zu tragen.

Bei der Mutter glaubte ich Zuflucht suchen zu müssen. Du kennst ihre wohlgetroffene Bildsäule, die auf meinem Zimmer stand. Ich warf mich davor nieder. Ich beschwor sie ihr Wort zu erfüllen und mich zu umschweben, aber auch sich mir kund zu thun. Meine Gefühle für Dich brachen in Worten und Thränen hervor. Ich berief mich auf die Notwendigkeit selbst, die unsre Geister zusammengefügt, auf den ewigen Willen, der gewiß alles so geordnet habe. Ich beschwor sie um Antwort, fest überzeugt, daß wenn ein jenseitiges Leben Statt finde, und die Erblichene nicht um ihren ganzen Muttersinn gekommen sei, sie von meiner Seelenangst herbeigezogen, mir ihre Meinung durch Laut, Blick oder Wink offenbaren müsse.

O Theuerste, rief ich endlich, kannst Du mich in dieser Zerstörung hier liegen sehen und mir doch Deinen Willen vorenthalten? Die Verzweiflung treibt mich von Dir an sein liebes theilnehmendes Herz. Soll ich dem Rufe nicht Folge leisten?

Und wie ich meine verweinten Augen jetzt nach der Bildsäule aufschlage, sehe ich deutlich eine Regung, eine verneinende Regung. Ja, der Arm sogar scheint, beweglich geworden, sich drohend nach mir erheben zu wollen.

Dieß dünkte mich die empörendste Ungerechtigkeit. Ich bedeckte meine Augen um die grausame Mutter nicht mehr zu sehen, und der Entschluß Dich selbst aufzusuchen und in Deinen Armen Vaterland, Aeltern, Welt und Himmel zu vergessen, riß mich vom Boden auf. Doch kaum bis zur Thüre geeilt, höre ich einen Fall, der mir die Glieder lähmt. Die Bildsäule der Mutter! Zertrümmert liegt sie auf der Erde.

Den Eindruck dieses Ereignisses wird keine Zeit jemals verlöschen. Als ob ich meine Mutter selbst ermordet hätte, so schwankte ich zurück die Trümmer der Bildsäule anstarrend. Keine Spur mehr von dem liebeichen Gesicht. Es war mir unverkennbar, daß sie mich ihres Anblicks nicht länger werth geachtet habe. Ach, Guido, Welch ein gräßlicher Abend! Die

Verwandten hatte der Fall auch in mein Zimmer gelockt. Sie kamen mit dem Troste, daß die Statue gar leicht zu ersetzen sei, weil noch ein Exemplar davon im Atelier des Bildhauers stehe.

Um sie nur los zu werden, stellte ich mich als hierdurch vollkommen beruhigt, schlich aber noch in derselben Nacht aus dem Hause nach dem Kloster zu, wo Du mich so wunderbarer Weise wieder gefunden hast. Es ist das nämliche, auf das ich schon früher mein Absehen gerichtet, und wo mich meine römische Freundin damals vorläufig empfohlen hatte. Die Veränderungen, denen man zu jener Zeit entgegensah, waren seitdem eingetreten, und ich fand in der neuen Aebtissin eine so herrliche Frau, daß ihr bloßer Anblick mich zuweilen wegen der Nachricht an Dich beruhigte, die darum so nackt und ohne alle Beweggründe gegeben war, weil ich, wohl nicht mit Unrecht, besorgte, jede nähere Erklärung der Sache werde Deine Leidenschaft alles aufbieten machen, wieder in meinen Besitz zu gelangen. Dir und Deinen Briefen ausharrenden Widerstand zu leisten, dazu floß ein viel zu heftiges Feuer einzig für Dich in meinen Adern. Gleichwohl war es, als ob mich unaufhörlich eine mahnende Stimme aus der Unterwelt Dir, der Todesursache des mir bestimmten, und eigentlich nur durch mein Widerstreben in thörige Wildheit gestürzten Bräutigams, abwende, und meinen im halben Wahwitz geschriebenen Zettel billige.

Die furchtbare Schwermuth, die ich zur Begleiterin hatte, machte es nothwendig, daß ich die Aebtissin einen halben Blick in mein zerrissenes Gemüth, in die Kämpfe thun ließ, zwischen meiner Liebe und meiner Pflicht. Ach, die fromme Frau war die Theilnahme und Milde selbst. Auch sie hatte vor dem Sturme widerstrebender Verhältnisse in den heiligen Mauern Schutz gesucht und gefunden. Sie äußerte bloß Mitleid, wenn sie hörte, daß mein Herz noch immer wach und träumend das Heiligthum verlasse und verbrecherische Hoffnungen auf Dich setze. Um ihm diese Hoffnungen gänzlich zu benehmen, wünschte ich mein Noviziat abgekürzt und mir vor der festgesetzten Zeit, durch förmliche Einkleidung, die Pforte nach der Welt hinaus auf ewig verschlossen zu sehen. Hierein aber zu willigen, das stand nicht in der Macht der Aebtissin. Auch sträubte sie sich sehr gegen mein Verlangen eine besondere Erlaubniß für diesen besondern

Fall auszuwirken. Doch ließ ich nicht ab mit Bitten, bis sie endlich nachzugeben versprach.

Das Ungewitter, das so große Veränderungen hervorbrachte, kam dazwischen. Durch lange Fasten, mir zu Bezaͤhmung meiner frevelnden Gedanken auferlegt, ganz kraftlos, war es kein Wunder, wenn ich von dem Blitze, der in meine Zelle fuhr, betäubt niedergeworfen und mein anhaltendes Erstarren für den Tod selbst gehalten wurde. Jetzt bin ich Dein. Mein früheres Leben ist zu Grabe getragen. Dein Ruf hat mir ein neues Seyn abgerungen, dessen Regungen alle Dir zugehören. Nun habe ich kein Bedenken weiter und wäre bereit, sogleich mit Dir zum Altare zu treten.

Eine Umarmung schloß sich an Olivia'e Rede.

*

Morgen denn! rief ich, das süße Wort rasch ergreifend.

Ja, morgen!

Wir kehrten zurück zu den Verwandten, um sie davon zu benachrichtigen, die über der Freude an unserm Glücke die Neugier nach Olivians Veranlassung zur Flucht vergessen zu haben schienen.

Späterhin erinnerte sich meine Braut im Vorbeigehen bei der Stelle, wo die zerbrochene Bildsäule gestanden, an die erlebte Scene, und die Schauer jenes Abends erneuerten sich in ihr. Sonderbar genug traf das Mondlicht grade auf diesen Platz und nur auf diesen, so daß mich selbst einige Schauer anwandelten.

Laut maß ich indessen ihrer gereizten Phantasie allein die trostlose Vorstellung bei, suchte auch zugleich das Übernatürliche, das sie dem frühern Ereignisse zuschrieb, aus derselben Quelle zu erklären. Wirklich hatten die Fragmente ihres Vaters sie damals gleichsam mit Gewalt vor der Bildsäule der Mutter niedergestürzt. Die schon sehr aufgeregte, hier immer heftiger entzündete Einbildungskraft konnte ja leicht ihre eigene Unruhe den Augen der Bildsäule untergeschoben und sogar den leblosen Arm im Verdachte der Bewegung gehabt haben. Der Fall der Statüe erklärte sich so ziemlich durch eine Berührung mit dem Kleide der plötzlich Aufstehenden. Denn in ihrem damaligen gewaltsamen Zustande war an einige Aufmerksamkeit hierauf nicht zu denken.

Olivia wünschte zu eifrig jene Schrecknisse entkräftet zu sehen, als daß mein Bestreben sie davon zu überzeugen nicht schon gebahnten Weg hätte finden sollen. Selbst die Bruchstücke aus den Papieren ihres Vaters, die sich durchaus nicht verläugnen ließen, konnten noch in ein unserm Plane günstigeres Licht gestellt werden. Der verstorbene Mann war in der letzten Zeit, worein diese Fragmente größtentheils fielen, der Aesthetik so eifrig ergeben gewesen, daß man alle seine Ansichten der Dinge aus ihr herleiten konnte. Ich suchte Olivien zu beweisen, daß nur ein freies Urtheil etwas gelte, die Abhängigkeit ihres Vaters aber von seinen religiösen Seltsamkeiten ein solches schwerlich erlaubt habe.

Die Liebe sprach; die Liebe glaubte. Olivia war völlig beruhigt, als sie mir gute Nacht sagte.

*

Ich lag vor Schlafengehen noch ein wenig im Fenster, als ein bestürztes Mädchen herbeieilte, um mich zu Olivien zu holen, welche an heftigen Phantasien leide.

Das befremdete mich, da sie mich eben ganz gesund verlassen hatte. Ich fand sie auf ihrem Sopha mit starren Augen und bewegten Lippen. Erst nach einer Menge Fragen deutete sie mir an, daß ich ganz still neben sie niedersitzen möchte. Dann wollte sie wissen, ob ich nichts höre.

Ja wohl. Das Brausen eines starken Luftzuges zwischen Thür und Fenster, der Deiner Gesundheit schaden kann.

Ich stand auf um das Fenster zuzumachen, aber sie rief: Keine Beschränkung! Wie sehr auch die Stimme von dorthin mich ängstigt, so darf ich sie doch nicht mit Gewalt von mir abwehren.

Erstaunt fragte ich, was sie höre.

Jetzt nichts, aber ehe Du kamst dreimal ein lautes Ach! von der Stimme der Mutter.

Vergebens suchte ich ihr das Unwahrscheinliche zu zeigen. Doch faßte sie sich, da die Stimme nun ausblieb und beruhigte mich beim Abschiede einigermaßen mit den Worten, daß selbst diese Stimme nicht vermögend seyn solle, unser ewiges Bündniß zu zerreißen.

Das öftere Wiederkehren von dergleichen Erscheinungen war mir bedenklich. Es ließ, wie ich meinte, auf eine Reizbarkeit des

Gemüthes und der Phantasie schließen, die von zerstörenden Folgen für Olivien's Leben seyn konnte. Doch vielleicht, daß die Reise nach Deutschland, die Zerstreungen überhaupt, und das Aufhören ihres jetzigen einsamen Zustandes die besten Hülfsmittel darboten. Dieser Gedanke stillte meine Unruhe wenigstens so weit, daß ich endlich zur Betäubung, zum Schlafen kam.

Da überfiel mich aber ein Traum, so klar und zusammenhängend, und dabei so gräßlich, daß der Schreck darüber mich aus dem Bette warf. Er ist zu auffallend, greift auch in meine Geschichte zu wesentlich ein, als daß ich dessen Mitteilung unterlassen könnte. Mir war nämlich, als ginge ich mit Olivien in Begleitung ihrer Verwandten zur Kirche. In der vollen Blüthe der Reitze steht sie schon neben mir am Altare, als auf Einmal hinter uns ein Todtengesang erschallt. Befremdet und erschrecken über die so unpassende und unwillkommene Störung wende ich mein Gesicht nach der Gegend hin, und siehe da ein Leichnam von Fackelträgern umringt wird langsam und feierlich herbeigetragen. Die Zeugen staunen schweigend. Der Priester verstummt. Der Leichenzug schreitet unterdessen immer weiter und weiter vor. Gerade nach dem Altar zu. Es ist, nun entdecke ich es, dieselbe Prozeßion, die ich auf dem spanischen Platze mit ansah; Pignola, der seinen Tod durch mein Messer fand. Nur mit dem Unterschiede, daß der grüne Heft des letztern hier noch wirklich in einem furchtbaren Glanze daraus hervorragt.

Olivia kann ihre Thränen, ich mein Entsetzen nicht verbergen.

Die vordern Leichenträger stehen schon dicht an mir und scheinen ihr Ziel noch nicht beendigt zu haben. Da scheidet der Priester mich und Olivien mit der Hand von einander, damit sie Platz erhalten. Und grade zwischen uns setzen sie den Leichnam nieder, aus dessen Herzen in diesem Momente der Dolch und mir dabei ein Blutstrom in's Gesicht springt.

Dieses furchtbare Ereigniß scheint allen Anwesenden meine Anklage auszusprechen. Alle werfen mir schreckliche Blicke zu, bis auf Olivien, welche lauschend ihre schönen Augen verschlossen hält.

In demselben Momente richtet der Todte sich empor, sieht mit einem Hohnlachen auf mich, von dem die Wölbung der Kirche

schauerlich wiederhallt, und ihre Säulen schwankt, bis der Priester durch einen Blick in die Höhe die Unordnung beschwichtigt.

Der noch immer aufgerichtete Todte kehrt sich darauf zu Olivien. Er reicht beide Arme zu ihr empor und der Priester scheint es wohlgefällig mit anzusehen. Das ist mir zu viel. Ich will den auflebenden Leichnam zurückstoßen, aber der Geistliche hält den Gekreuzigten zwischen uns, und sogleich fühle ich mich aller Regung beraubt, während der Todte Olivien, die schon keinen Blutstropfen mehr im Gesichte hat, zu sich hinunter zieht. Da will ich mit Gewalt die Banden sprengen, worein der Priester mich gelegt hat und — falle aus meinem Bette um zu erwachen.

Bis diese Stunde noch ist es mir, als ob ich auch zuvor nicht geschlafen, sondern nur in einem ganz andern Bewußtseyn als nachher mich befunden hätte.

*

Das Traumgesicht, von dem ich Olivien natürlich nichts entdecken konnte, kam mieden ganzen Tag nicht aus dem Sinne, und je mehr am Abend das Licht erstarb, desto lebhafter und schreiender ward das Kolorit jenes schauerlichen Bildes.

Die Trauungen im Gebiete des vormaligen Kirchenstaats pflegen meist in der Nacht zu geschehen. So auch die unsrige. Beim ersten Schritt in die Kirche prallte ich zurück. Das war allzu grauenvoll! Keine Säule, nicht die mindeste Verzierung anders darin als in dem Bilde meines Traumes. Selbst die Beleuchtung traf bis auf die kleinsten Eigenheiten zu. Gleichwohl erinnerte ich mich nicht je zuvor diese Kirche gesehen zu haben. Auch der Geistliche, der mich in der vergangenen Nacht durch Vorhalten des Kruzifixes versteinert hatte, glich dem völlig, der nun hervortrat, um die heilige Handlung zu verrichten. Doch nahm mich dieses weniger Wunder, da mir der Mann schon früher im Leben vorgekommen war. Nur das, daß wie mir es schien, alle seine Bewegungen Kopien seines Abbildes auf die vorige Nacht waren, auch selbst die Rede ganz denselben Inhalt hatte. Ich sage, wie mir schien, denn meiner aufgeregten Phantasie mußte es jetzt ein Geringes seyn, Aehnlichkeiten wahrzunehmen, die sonst vielleicht niemand gefunden hätte.

Es ging noch weiter. Jeden zufälligen Schall bis auf das Räuspern der Anwesenden, glaubte ich schon vorige Nacht in

dem Kirchengewölbe wiederhallen gehört zu haben. Zufällig hustete Olivians Vormund, wie sein Ebenbild in der Nacht gleichfalls, und zwar damals grade vor dem Todtengesange. Dieser Umstand zwang jetzt mein Gesicht sich über die Schultern zu wenden, weil es mir unglaublich schien, daß sich alles reproduziren solle und nur der Leichenzug nicht. Ich wiederholte bald darauf dieses Umsehen. Denn jeden Augenblick besorgte ich die Töne zu hören und die Fackelträger eintreten zu sehen.

Alles Aufmerken auf die heilige Handlung war verloren. Ich verfiel in eine gänzliche Gedankenlosigkeit.

Als der Priester das Ja von mir erwartete, und weil ich seine wiederholte Anfrage, die mir ganz entgangen war, unbeantwortet gelassen hatte, mich mit seiner Hand berührte, stieß ich einen Laut aus, der auch Olivien mein Entsetzen mittheilte. Ich glaubte, der Geistliche wolle, wie in voriger Nacht, mich von der Braut trennen, und der Todte werde nun sogleich zwischen uns hereingesetzt werden.

Daß nichts von dem allen der Fall war, beruhigte mich in diesem Momente nur wenig. Denn was der Wirklichkeit an Schrecklichem abging, das fügte meine blutige Phantasie hinzu.

Die Handlung war zu Ende, ohne daß ich eigentlich wußte was geschehen war.

*

Mein Gott, Olivia! rief ich, im Fortgehen an der Kirchthüre ihr Gesicht beim Lampenschein betrachtend. Denn grade so starr und blutlos war es, wie in der vorigen Nacht. Ohne Antwort auf meinen Ausruf, ging sie still und geisterähnlich neben mir hin. Den Verwandten war ebenfalls kaum ein Wort abzugewinnen.

Zu Hause stürzten Strome von Thränen über das Gesicht meiner todtenblassen Braut. Das war ein Trost für mich. Denn Thränen hatte ihr Auge in der vorigen Nacht keine gehabt.

Was fehlt Dir, Olivia? fragte ich.

Alles! antwortete sie leise. O warum war ich schwach genug, bei dem Tone, der Deinen Abscheu vor dem Jaworte so deutlich aussprach, nicht sogleich Dir ein Band zu ersparen, das schon im ersten Augenblicke Deine Brust zusammenzog!

So befremdend mir auch Anfangs diese Ansicht war, so natürlich fand ich sie doch bei einiger Betrachtung der Umstände. Olivia, die nichts von meinem Traume wußte, konnte gar keine andere als die gefaßte Idee von der Sache haben. Die Andern ebenfalls nicht. Und in der That fielen sie auch aus Rache gegen meinen unmännlichen Wankelmuth, dem sie das anstößige Benehmen zuschrieben, mit der ganzen Last ihres beleidigten Nationalstolzes über mich her. Kaum daß sie den Fremden, der um ein Glied ihrer ursprünglich römischen Familie mühselig gebuhlt und dasselbe, nun es sein war, öffentlich am Altare erniedriget hatte, eines Wortes, ja eines Blickes mehr werth hielten.

An ihnen lag mir wenig. Nur Olivien suchte ich durch meine Liebkosungen vom Gegentheile ihres Argwohns zu überzeugen und mich mit einem heftigen Kopfschmerze zu entschuldigen, der mir alle Besinnung geraubt hätte.

Die eigentliche Veranlassung ihr mittheilen, hätte Hand an die Grundpfeiler unseres beiderseitigen Glückes legen heißen.

*

Zwei Tage kosteten die Anstalten zu unserer Abreise, in denen der erste Taumel der Liebe uns beseligte. Der Abschied war erschütternd. Ich mußte dem Umarmen zwischen ihr und den Verwandten noch durch eine halb unwillig ausgesprochene Bitte ein Ende machen.

Für's Erste ging es nach des Grafen Landhause. Bei der Freundschaft, die ich in seiner Familie genossen, konnte ich die Vorstellung meiner Gattin nicht umgehen, so viel Verdrüßliches auch diese Ceremonie, hauptsächlich Juliens halber für mich hatte.

Niemals in meinem Leben ist mir etwas rührender gewesen, als dieser Eintritt in jenes Landhaus; Julie war die erste Person, die wir antrafen. Die ganze Liebe ihres schönen Herzens schien sie zusammenzunehmen, um sich gegen den Schmerz zu waffnen, mit dem mein Verhältniß zu Olivien ihr weh that. Ich sah, wie meine Gattin einige Augenblicke aufmerksam von ihr betrachtet und dann an das Herz der Guten heftig gezogen wurde.

Die Scene veränderte sich beim Eintritt der Uebrigen, die jetzt von einer Spazierfahrt nach Hause kamen. Ein feierlicher Hofton trat an die Stelle der Empfindung. Die kalten Glückwünsche der Gewohnheit drängten sich mechanisch auf uns zu. Julie allein zog sich zurück, um wie es schien nicht in den Verdacht der Fühllosigkeit mitzukommen.

Ich kürzte den lästigen Aufenthalt möglichst ab. Nur Julien hätte ich gern noch einmal gesehen. Aber mein gutes Auge ging überall vergebens nach ihr aus. Erst beim Einsteigen in den Wagen wurde ich ihr gütiges Gesicht hinter einem fernen Oleanderstrauche gewahr. Ich konnte mich nicht enthalten ihr einen freundlichen Abschiedsblick zuzuwerfen und sie eilte herbei, mir zum letzten Male die Hand zu reichen, die ich mit dem Gefühle des bittersten Schmerzes an meinen Mund drückte.

*

Olivia saß eine Zeitlang stumm neben mir im Wagen. Endlich sagte sie — von meinem Verhältnisse mit Julien bereits unterrichtet — ich begreife noch nicht, Guido, wie es Dir möglich gewesen ist, dieses herrliche Mädchen vorüberzugehen, um nach mir Deine Hand unbedachtsam auszustrecken. Jetzt sollst Du mir Deine Reue am Trauungsabende nicht wieder wegerklären!

Ich hatte zu thun um Olivien die Sache von neuem auszureden. Auch gelang es nicht auf lange Zeit. Denn jene trübe Vorstellung war so tief in ihr Gedächtniß eingewachsen, daß sie, wenn ich auch einmal ihre Wurzel ausgerissen zu haben wähnte, auf Einmal wieder frische kräftige Zweige mächtig emportrieb.

In Rom war alles Nöthige in einem Tage abgethan. Dann ging es ziemlich vergnügt an die Reise.

Olivia billigte meinen Wunsch des Vaters wegen unterwegs so wenig als möglich, zu verweilen. Daher wurden die schönsten Gegenden nur durchflogen und ihr eigentlicher Genuß einer künftigen, bessern Zeit aufgespart.

*

Ein großer Verdruß, den mein Vater just vor unserer Ankunft mit einem seiner Verwalter gehabt hatte, raubte dem Augenblicke des Wiedersehens die rechte Innigkeit. Auf mein

Bedauern äußerte er sogar in der ersten Hitze: Und das alles wäre mir erspart worden, wenn Du früher darauf gedacht hättest, den bösen Folgen meines unbeweglichen Alters durch eine kräftige Oberaufsicht über Dein künftiges Besitzthum vorzubeugen. Genau genommen, fügte er noch rauher hinzu, bin ich ein Thor, mich über den Betrug meiner Dienstleute zu ärgern. Was ich auf dieser Welt noch brauche, so viel wird mir gewiß bleiben, und warum für die Güter eines Erben ängstlich sorgen, dessen eigne Schuld es ist, wenn sie zu Grunde gehen?

Olivia stand zitternd neben mir. Es mußte ihr bei dem hochrothen, finstern Gesichte meines Vaters und seinen polternden Worten um so unheimlicher werden, da sie solche bei ihrer gänzlichen Unkunde der deutschen Sprache mit auf sich bezog.

Zwar suchte er sogleich mit Gewalt eine freundlichere Rolle — denn mehr als Rolle kann ich es bei seinem hitzigen Charakter nicht nennen — gegen sie anzunehmen und entschuldigte die Aufwallung mit milden Worten. Allein Olivia faßte den Sinn seiner Rede nicht. Ich mußte den Dollmetscher zwischen ihr und dem Vater abgeben, bis letzterer sich zur französischen Sprache bequemte, die ihm seltsamer Weise von jeher so zuwider gewesen war, daß er, bloß um ihr auszuweichen, den Hof seit Jahren vermieden hatte. Durch lange geflissentliche Vernachlässigung derselben obendrein um alle Geläufigkeit darin gekommen, brach er das Gespräch baldmöglichst ab und entfernte sich unter ganz nichtigem Vorwande mit ziemlich merkbarer Unzufriedenheit.

*

Olivia konnte sich sonach nicht anders als sehr unbehaglich in ihrer neuen Heimath fühlen. Ich war dazu ein schlechter Tröster, denn der Gedanke ließ nicht von mir, daß diese ersten schlimmen Eindrücke dem ganzen Grunde, auf dem das Bild ihrer Zukunft ausgeführt werden sollte, einen widrigen Ton zu geben drohten!

Auch in den folgenden Tagen sprach mein Vater nur dann mit meiner Gattin, wenn er es durchaus nicht umgehen konnte. Ich mußte gemeiniglich, wie beim ersten Eintritt, die Mittelsperson abgeben, ein Umstand, der die allgemeine Unterhaltung überaus spröde und schwerfällig machte.

Aus diesem Grunde vermied der Vater jetzt Gesellschaft ins Haus zu bitten und wenn — was ihm sonst immer viel Freude gemacht hatte — der Zufall einen Bekannten, oder interessanten Fremden zur Tischzeit zu uns führte, so war ihm dieß gemeiniglich unangenehm. Die französische Sprache, die dann gewählt werden mußte, wollte weder seinem Munde noch seinen Ohren zusagen.

Bei alledem war Olivia zu gut in jeder Hinsicht, als daß ihm ihre Person hätte mißfallen können. Doch hatte er sich darüber nicht geäußert. Grade an dieser beruhigenden Aeußerung aber war mir gelegen, daher redete ich ihn eines Abends, wie eben die Erlernung der deutschen Sprache sie auf ihrem Zimmer beschäftigte, deßhalb an, machte ihn auf den Eifer, womit sie die Sache betrieb, aufmerksam, und fragte endlich gradezu, wie ihm meine Gattin gefalle.

Ich bin vollkommen mit ihr zufrieden, mein Sohn, antwortete er. Das würde ich Dir schon längst erklärt haben, wenn ich nicht, um mich ganz über den Punkt auszusprechen, noch eine Dir weniger willkommene Erklärung hinzuthun zu müssen geglaubt hätte. Mit ihr vollkommen aber — verzeihe — mit Dir und Deiner Wahl durchaus nicht. Ich bin gewiß kein Grillenfänger. Habe ich Dir zum Beispiel je ein unschönes Wort gesagt, als Du in der Welt sorglos herumschwärmtest? Nein. Was er nicht absichtlich lernen will, dachte ich, wird ihm beiläufig gleichsam in Fleisch und Blut übergehen. Er wird mit dem Gange des allgemeinen Lebens bekannt werden, und seine eigene Straße künftig unwillkürlich gut und bequem einrichten. Das hast Du aber gar nicht gethan. Nur eins. Du konntest Dir Deine Verhältnisse in meinem Hause ungefähr vorstellen. Du konntest wissen, welche schlimme Wirkung es auf Deine Gattin und mich hervorbringen müsse, daß das schöne Band gemeinschaftlicher Sprache zwischen uns nicht Anfangs vorhanden war. — Du übersahest alles um ihrer Reitze willen. Es ist nicht das erste Mal, mein Sohn, daß die Reitze, selbst der trefflichsten Frau, dem Hause, worein sie widernatürlich gerieth, und ihr selbst nachtheilig geworden sind.

Widernatürlich! rief ich aus. Dieses Wort sollte hier anwendbar seyn? Mein Vater zuckte die Achseln und ich fuhr etwas hitzig fort: Weil meiner, gewiß in jedem Betracht liebenswürdigen

Gattin die Ansprache an Sie, für die erste Zeit fehlte, eigentlich nur wegen Ihrer, doch auch etwas sonderbaren Abneigung vor dem Französischen, fehlte, darum kann wohl meine Verbindung mit ihr nicht sogleich widernatürlich gescholten werden!

Und doch! sagte mein Vater. Das Wort ist mir entschlüpft und Dein Einwurf zwingt mich tiefer in die Sache zu gehen. — Auch ich habe in meiner Jugend Italien und die dortigen Gewohnheiten und Gebräuche kennen gelernt. Ich mißbillige die wenigsten, da sie meist alle mit Klima und Verfassung zusammenhängen. Aber, mein Sohn, wie wenig paßt unser auf einen rauhern Himmelsstrich berechnetes Leben zu ihnen, und muß nicht eine dort Eingeborne hier von dem schlimmen Gefühl in eine unwirthbare Fremde verstoßen zu seyn, ewig verfolgt werden? Ich sehe die Einwendung voraus, die so eben Deine Lippen bewegt. Sie hat sich freiwillig dazu entschlossen, meinst Du. —

Vielleicht, sage ich, aus gänzlicher Unbekanntschaft mit unserm Lande, oder unter der Voraussetzung, daß dieser Wille stets der ihrige bleiben werde. Oder auch möglich, daß sie gar keinen Gedanken dabei hatte. Im Rausche der Liebe ist dem Weibe wohl der Glaube an dessen Ewigkeit erlaubt. Aber der Mann muß weiter hinaus denken, wie denn überhaupt der Mann bei jeder guten Liebe die Verbindlichkeit auf sich hat, seiner Geliebten Zukunft von allen Seiten zu berücksichtigen und zu sichern. Das hast Du nicht gethan, mein Sohn. Gott gebe, daß der schöne Orangenbaum nicht zu Grunde gehe, den Du seinem milden Himmel entzogen hast! — Es ist nun heraus, was mir lange das Herz beschwerte, und kein Wort weiter über die geschehene Sache. Von jetzt an fühle ich mich Dir wieder ganz nahe gerückt. Laß uns das Uebrige schweigend ertragen.

*

Liebreiche Augenwinke und eine herzliche Umarmung vertraten meiner Entschuldigung den Weg. Auch erkannte ich das Wahre in meines Vaters Aeußerungen, das sich in der Folge, leider, mehr und mehr bestätigte. Olivia konnte in der That nicht recht eingewöhnen. Ich merkte das, so eifrig sie sich auch bemühte, mich vom Gegentheile zu überreden.

Zum Unglück trat grade ein ächtnordischer Winter ein, der Olivia's Körper empfindlich angriff. Noch ein besonderes Uebel

verbannte sie jetzt gradezu aus meines Vaters Gesellschaft. Von Jugend auf bei der Armee, war die unsaubere Gewohnheit des Tabakrauchens ihm dermaßen zur andern Natur geworden, daß er die Pfeife fast den ganzen Tag nicht entrathen konnte. Im Sommer, wo die freie Luft einen großen Theil des widerwärtigen Rauches sogleich hinwegnahm, hatte Olivia nur selten kleine Uebelkeiten bekommen. Allein in den festverwahrten Winterzimmern war ihr dieser verhaßte Dampf so unerträglich, daß sie ihn kaum eine halbe Stunde auszuhalten vermochte, ohne heftig an Krämpfen zu leiden.

Das machte meinem Vater wieder einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Er hatte auf die Winterabende am Kamine schon lange gehofft. Meine Reiseabentheuer hatte ich ihm da zum Besten geben sollen. Ohne die Pfeife im Munde konnte er aber auch unmöglich nur Zuhörer seyn. Oder sollte ich mich mit ihm zum Feuer setzen und meine Gattin der ganzen Unannehmlichkeit eines ihr ungewohnten Winterabends in der Einsamkeit Preis geben? So viel verlangte mein Vater nicht. Um so weniger konnte er es auch, da Olivia unter allen Gutsnachbarinnen keine Freundin zu ihrem Umgange gefunden hatte. An die gewandte Lebensart ihres Vaterlandes gewöhnt, waren ihr die mannichfachen, steifen Formen der meisten dieser Frauen zuwider, und einige wenige, mit denen sie wohl eher hätte seyn mögen, hatten von fremden Sprachen so unvollkommene Kenntniß, daß der Umgang beiden Theilen viel zu schwierig wurde, um ihn sonderlich wünschen zu können. Künftig änderte sich das vielleicht, wenn Olivia mit der deutschen Sprache vertrauter geworden war. Allein bei all ihrem Fleiße hatte die Sache solche Schwierigkeiten, daß sie bisweilen ganz verzweifelte es jemals zu einiger Fertigkeit darin zu bringen.

Das Alles zusammen versetzte mich wohl manchmal in einen Mißmuth, den zu unterdrücken ich nicht Meister blieb. Ob ich zwar, wenn Olivia darüber jammerte, alles einzig auf das Gefühl ihrer unbehaglichen Situation schob, so glaubte sie doch, wie ich späterhin erfuhr, mein Mißmuth habe schon viel früher angefangen und mein Benehmen am Altare wich nicht mehr aus ihren Gedanken. Mein erwähnter Laut bei der Trauung hallte in grauenhaften Schwingungen durch unsre ganze Ehe.

Oft fand ich sie beim unerwarteten Eintritt in ihr Zimmer vor dem Gemälde ihrer Mutter liegen um, wie mir vorkam, der hochverehrten Frau den Schritt zum Altare mit mir abzubitten. Bei alledem konnte ich Olivien keinen Mangel an inniger Liebe vorwerfen und wünschte nur erst den Winter vorbei, um sodann durch Reisen und dem Wechsel der Gegenstände eine andre Stimmung und fröhlichere Bilder in ihr aufzuregen.

*

Eine zu frühe Niederkunft entkräftete ihren Körper. Der Umstand, daß sie grade ein Jahr später an demselben Abend erfolgte, wo ihr bestimmter Bräutigam durch meine Hand gefallen war, gab der Sache ein schauriges Gewicht. Obendrein fanden wir beide in dem todtgebornen Sohne die Züge des getödteten Mannes wieder. Vermuthlich nur Täuschung, wie denn ohnehin die Aehnlichkeiten zwischen Neugeborenen und erwachsenen Personen gemeinlich nur in der Einbildung beruhen. Aber wie oft ist nicht schon eine trügliche Einbildung weit gefährlicher als selbst die trostloseste Wahrheit geworden.

Hier war dieß abermals der Fall. Meine Gattin wurde bei der sorgfältigsten Pflege immer schwächer und schwächer, und meine Unruhe über ihren Zustand nahm mit jedem Tage zu.

Einmal bei Nacht, wie ich, um einer Schlaflosigkeit, die mich seit einigen Wochen regelmäßig allezeit in den ersten Morgenstunden ängstigte, durch langes Wachen, wo möglich vorzubeugen, noch über einem Buche gesessen hatte, kam es mir auf Einmal vor als ob auch Olivia, die doch schon vor einigen Stunden schlafen gegangen war, wieder auf dem Stuhle neben mir säße. So tiefsinnig aber und starr, daß ich vor ihr erschrak. Mein Blick verfolgt das Ziel ihres weit geöffneten Auges, und ich sehe, wie der Boden erst zu wanken, dann ganz zu verschwinden anfängt, und an dessen statt, dicht vor unsern Füßen Pignola's blutendem Leichnam aus der Tiefe sich immer weiter heraufhebt. Olivien den furchtbaren Anblick zu ersparen, will ich sie hinwegreißen, doch ehe mein Arm sie ergreifen kann, wird er von den schrecklichen Augen plötzlich gelähmt, die der Tod jetzt nach mir aufschlägt. Drauf richtet sich dieser wie in dem Traume vor der Trauung empor, faßt meine Gattin und zieht sie, trotz ihrem Widerstreben, zu sich in die Tiefe hinab.

Mein Name, der in diesem Momente von Oliviens Stimme im Schlafzimmer ängstlich ausgestoßen wird, verjagt auf einmal das ganze Bild von meinen Augen. Ich raffte mich in die Höhe und eile an das Bette meiner Frau, die sich krampfhaft an mich anhängt und ausruft: Laß mich wenigstens an Deinem Herzen verbluten.

Verbluten! erwiederte ich durch das Wort grausam in der Freude gestört, die Widerlegung jenes trostlosen Blendwerks in meinen Armen zu halten.

Ja, mein Geliebter! antwortete sie leise. Drauf erzählt sie mir, daß so eben Pignola vor ihr Bette getreten sei, und ihr Herz durchbohrt habe.

Dieses wunderliche Zusammentreffen ihrer Vorstellung mit meiner Erscheinung oder meinem Traume — denn in der That ich kann es bis diese Stunde nicht entscheiden, ob jenes Schreckenbild mich schlafend oder wachend überraschte — dieses Zusammentreffen brachte mich fast von Sinnen. Ich hatte zu thun um wenigstens einigen Schein von Fassung zu behalten.

Ein bloßer Traum, liebste Seele! tröstete ich.

Doch sagt, entgegnete sie, der heftige Schmerz in meinem Herzen, daß es kein leerer Traum gewesen ist.

Wirklich ging ihr Puls in äußerster Unordnung, so daß der Hausarzt herbeigeholt wurde. Sein Trost, daß ein böser Traum gar oft das Blut unregelmäßig bewege, und daß seine Medicin die Wallung schon heben werde, war nicht lange haltbar. Denn trotz der eingenommenen Arznei wurde Oliviens Unruhe immer heftiger und ihr Athemholen schwerer. Auch wollte das Traumbild, das sie dahin gebracht hatte, gar nicht aus ihrer Seele weichen.

Unter mehrern Umständen, die ihr davon im Gedächtnisse geblieben waren, befremdete mich besonders der eine außerordentlich. Der Griff des Dolches nämlich, mit dem sie sich umgebracht glaubte, war ihrer Aussage nach grün, und eine glänzende Schrift darauf befindlich gewesen.

Da ich mich genau erinnerte, niemals ein Wort von dem erwähnten Dolche gegen sie fallen gelassen zu haben, so war mir in der That recht schauerlich bei diesem, wie es schien, mehr als zufälligen Zusammentreffen der Dinge zu Muthe. An ihrem

Bette versank ich in eine gänzliche Betäubung über ihren und meinen Schmerz.

Ein krampfhaftes Anfassen von ihrer Hand brachte mich zu mir selbst. Das schrecklichste Erwachen, weil seinem ersten Blicke der Tod der Geliebten begegnete.

Mein Vater war fast so erschüttert von dem Falle als ich. Er maß seinem Betragen einigen Antheil daran bei. Daß der Mensch doch, sagte er, auch in den wichtigsten Momenten seiner innern Bewegung nicht Meister wird! Wer weiß ob die Treffliche schon jetzt geopfert wäre, wenn ich nicht die Stunde ihrer Ankunft sogleich durch unselige Aufwallungen vergiftet oder auch nur späterhin mich weniger ihrem Umgange entzogen hätte!

Er ging so weit in seinen Vorwürfen, daß ich, der Zertrümmerte, ihn zu beruhigen suchen mußte. Aber selbst der Umstand, daß bei der Untersuchung ihres Körpers ein Polyp im Herzen als die Todesursache gefunden wurde, selbst dieser Umstand vermochte nichts über ihn. Weißt denn Du, fragte er bitter, wenn und woher die Entstehung dieses Gewächses gekommen? Erkundige Dich bei Deinen weisen Aerzten, und jeder wird vielleicht eine andre, wahrscheinliche oder unwahrscheinliche, Hypothese dafür bei der Hand haben.

Meine Antwort konnte nicht viel mehr als ein Achselzucken seyn. Leider, fiel am Ende auf mich die meiste Schuld.

Der Vater überlebte Olivien kaum einen Monat, einen Monat, dessen Pein und Schrecknisse ich unberührt lasse. Noch in seinen letzten Minuten mußte ich ihm meine Wiedervermählung mit einer deutschen Frau zusagen. Er schien sich näher erklären zu wollen, als das Leben ihm von der Lippe floh.

*

Kaum standen die ehrwürdigen Reste des Vaters in dem Kirchengewölbe neben dem Opfer meiner Liebe, so trieb mich die heftigste Unruhe aus dem Kreise meiner letzten unglücklichen Wirkungen. Jeder Schritt in jener Gegend führte ja über den Leichnam einer untergegangenen Seligkeit. Die Erinnerungen waren noch zu frisch, um nicht tödtlich zu werden, und mich sonach von dem Gelübde abzuhalten, das ich meinem Vater

gethan, mit dem blutendsten Herzen, aber doch gethan hatte. Diese entfernte Residenz war mein erster Gedanke.

Um unbekannt zu bleiben, reisete ich unter dem Namen eines meiner Güter, schickte auf der hiesigen Gränze alle meine Leute zurück und vermied die Menschen so viel als möglich.

Aber weder die Entfernung von der Heimath, noch mein seltsames Leben konnte mich vor der Vergangenheit in Schutz nehmen, die wie mein böser Genius mir überall auf der Ferse stand.

In diese Zeit fiel die Geschichte, die mich zum Gegenstande der allgemeinen Neugier machte. Ein Fremder, jung und schön von Ansehen — doch Sie kennen ihn ja — der meinen wahren Namen ausgespürt hatte, reißt einmal hastig mein Zimmer auf und sagt auf italiänisch: Sie haben ein Messer in Rom zurückgelassen, ich bringe es Ihnen hier nach. Zugleich zog er wirklich den bekannten Dolch mit grünem Griffe hervor.

Ha, Bösewicht! rief er, als der Schauer, der mir bis in's Mark drang, seinem blitzenden Auge nicht entging. Mein Argwohn bestätigt sich.

Noch bei so viel Bewußtseyn, um einzusehen, in welchem abscheulichen Labyrinth mich das Geständniß einem rachsüchtigen Ankläger gegenüber, zu einer Zeit verwickeln könnte, wo Olivia, die einzige Mitwisserin von jenem unglücklichen Vorfall nicht mehr am Leben war, stellte ich mich völlig fremd. Hierauf sagte der erhitzte junge Mann: Gut, ich will es aufgeben dem Schneckengange der hiesigen Justiz, die Sache anzuvertrauen. Ihre tausend Schlupfwinkel würden meine gerechte Sache nur verspäten. Aber ich erkläre, daß ich Sie für einen Bösewicht halte. Sie werden wissen, was die Gesetze der Ehre in Ihrem Lande auf eine solche Erklärung erheischen. —

Nach dieser Rede konnte ich einem Zweikampfe um so weniger ausweichen, da mein Gegner alle Erläuterungen über Pignola's Tod gradezu von der Hand wies.

Mir war's willkommen, weil mich nichts von dem gethanen, lästigen Gelübde rechtmäßig entbinden konnte, als ein unfreiwilliger Tod.

Mit Kugeln? fragte mein Bedienter, der die Pistolen laden sollte. Diese alberne Frage brachte mich erst auf die Idee, das

Leben des jungen Mannes in keinem Falle zu gefährden.

Es kam zum Duell. Mein blinder Schuß hatte natürlich keine Wirkung. Wie der Gegner mich verwundete, wissen Sie. Jetzt hält sich mein wackerer Bedienter, der uns heimlich nachgeritten ist, nicht länger. Von dem Unglücke seines Herrn empört, bestürmt er während meiner Ohnmacht den Mann, der im Begriff steht seine Sicherheit in der Flucht zu suchen. Die Aussage des Bedienten, daß mein Pistol ohne Kugel gewesen, erschüttert den Gegner. Er selbst untersucht mein zweites Pistol und auch diesem fehlt die scharfe Ladung.

Ich fange an mich zu regen. Der, der vor Kurzem noch mein unversöhnlichster Feind war, stürzt zu mir nieder, voll Verzweiflung über meinen Zustand. Ich reiche ihm die Hand, bittend, daß er sich schleunig entfernen möge. Standhafte Weigerung von seiner Seite. Er ist ein junger Pignola. Nach dem Verbande eröffne ich ihm die Umstände von seines Oheims Tode, den zu rächen er hergeeilt ist, in wenig Worten. Er geräth in Verzweiflung mich nicht früher darum befragt, oder auch nur angehört zu haben. Sein Vorsatz bis zur entscheidenden Stunde bei mir zu bleiben, ist unerschütterlich. Das Uebrige wird Ihnen bekannt seyn.

Wie gern hätte ich den neuen, wahren Freund nach Rußland begleitet, wohin seine Angelegenheiten ihn riefen! Allein der Glaube, mich dadurch von meiner Bestimmung zu entfernen, ein Glaube, dessen Ursprung ich selbst durchaus nicht auffinden kann, hielt mich zurück. Vielleicht ruht dieses dunkle Gefühl zunächst auf dem Wunsche meines verstorbenen Vaters, daß ich unsre Güter immer im Auge behalten möchte. Auch denke ich in der That dem Widerwillen, der mich aus der eigentlichen Heimath trieb, meine Pflicht gebietend entgegen zu setzen, und die Ruhestätte zweier geliebten Entschlafenen in der nächsten Woche aufzusuchen.

*

Die Geschichte war von dem altern Theile der Gesellschaft mit Interesse angehört worden. Unter den Jüngern hatte Sophie, die Anfangs einigen Unwillen nicht verbergen konnte, gar bald sichtbar großen Theil daran genommen. Obschon der Erzähler Juliens Familiennamen nicht genannt hatte, so schien Sophie sie doch zu kennen und von ihrem Verhältnisse mit Guido

unterrichtet zu seyn. Auch sah es nach dem Schlusse der Geschichte grade so aus, als hätte sie ein Wort an ihn auf dem Herzen. Allein die Tochter vom Hause, der Nutzenanwendung feind, welche der Vater, sehr zur Unzeit, förmlich aus der Geschichte zu ziehen suchte, nahm sie mit sich aus dem Zimmer.

Guido trat am andern Morgen mit auffallender Unruhe in die Wohnung seiner Freunde, wo er ebenfalls eine sehr widersprechende Stimmung fand. Blanken und Sophien hörte man im Nebenzimmer laut weinen. Die anwesende Mutter hatte rothe Augen und der Vater feierte, wie es schien, in stillem Auf- und Abgehen einen großen Triumph.

Die Sache enträthselte sich bald. Vor einer halben Stunde war die Nachricht gekommen, daß der bewußte Officier seinen Tod in der Schlacht gefunden hatte.

Die Thränen der Dame vom Hause flössen bei der Erzählung von neuem.

Gnädige Frau, sagte Guido, fassen Sie Sich. Denken Sie an meine Geschichte und deren innern Zusammenhang. Denken Sie Sich das Glück Ihrer Familie von dem Unglück der Kugel, die den Officier tödtete, als unzertrennlich. Diese Kugel gehörte vielleicht dazu ihre Ruhe so bald wieder herzustellen.

Der Hausherr faßte dankbar seine Hand und Guido fuhr fort: Lassen wir indessen die blutige Wirklichkeit: Ein Traum besserer Art mag sie für die nächsten Momente verdrängen, ein Traum, der die seltsamsten Gefühle in mir erregt und mich eben so früh schon in ihr Haus geführt hat. Sie sind gestern aufmerksame Zuhörer meiner Begebenheiten gewesen und der Traum ist so natürlich an jene angewachsen, daß seine Mittheilung mir Bedürfniß wird. Bei manchem leicht Erklärlichen, das er hat, ist ihm auch zugleich recht viel Sonderbares eigen.

Daß unter andern Julie eine Hauptheldin desselben war, darf man der gestrigen lebhaften Erinnerung an sie beimessen. Daß Julie in diesem Hause, in dem ich jetzt meine meiste Zeit zubringe, sich wiederfand, das wird durch das Wesen der Träume im Allgemeinen erklärt, welche Zeit und Ort nur gar zu gern zu verwirren pflegen. Das Ganze aber hatte in der That den Anstrich von höherer Bedeutung, und ich weinte beim Erwachen wie ein Kind, daß — die beruhigenden Umgebungen des

Traumes mir wieder entrissen waren. Doch zur Sache. Mir träumte, in diesem Zimmer mit Ihnen am Tische zu sitzen. Wir und Fräulein Blanka waren ganz allein. Auf einmal sehe ich auch die verstorbene Gattin am Arme meines Vaters mir gegenüber stehen. Er liebkosete ihr so, als ob er alles im Leben vielleicht Vernachlässigte wieder gut machen wolle. Mich sahen beide mit den zärtlichsten Blicken an, und zeigten dann aus die Thüre. Sie öffnet sich und Julie tritt an Sophiens Arme herein.

Meine Freude übersteigt alle Beschreibung. Drauf blicke ich wieder nach der Gegend, wo die Entschlafenen standen. Sie sind verschwunden. Alles aus dem Zimmer außer Julien, mit der ich die Ringe wechsele. Nun erwachte ich und es war heller Morgen.

*

Der Traum gab Stoff zu einer Unterhaltung über Träume, die sich bis gegen Mittag verlängerte. Guido blieb zur Tafel, an der, sonderbar genug, die gewöhnliche Tischgenossin, Sophie, heute wirklich fehlte, ohngeachtet sie nichts hatte absagen lassen.

Die Dame vom Hause setzte Guido'n absichtlich grade so, wie er im Traume gesessen hatte, und er blickte unwillkürlich von Zeit zu Zeit nach der Erscheinung seiner Verstorbenen, das Eine Mal ganz plötzlich und wie von einer Stimme in seinem Innern aufgerufen.

Da öffnete sich in der That die Thüre und — Julie trat an Sophiens Arme herein. Die ganz unvorbereitete Ankunft der gräflichen Familie hatte Sophien bis dahin zurückgehalten.

Juliens und Guido's Erstaunen ging sogleich in Entzücken über. Die Andern nahmen herzlichen Antheil.

Jetzt fand Guido sogar einen geheimen Zusammenhang mit seiner Neigung, in dieser Residenz zu verweilen. Auch seine besondere Vorliebe für Sophien, über die er selbst nicht hatte in's Klare kommen können, enträthselte sich nun. Sophie hatte vor Juliens Reise nach Italien tagtäglich mit der letztern gelebt, auch in ihrem Umgange, wie das nicht selten zu geschehen pflegt, gar viele Eigenheiten in der Art sich auszudrücken, im Gange, im Anzuge, ohne daran zu denken, von der geliebten Freundin entlehnt, und diese Eigenheiten waren es, von denen Guido an sie gefesselt wurde.

Uebrigens hatte Sophie die ganze Geschichte von Juliens Liebe in eine Menge vertrauter Briefe in Händen, war aber erst gestern bei der Erzählung darauf gefallen, daß der sogenannte Herr von Eibengrün der Gegenstand der Sehnsucht ihrer inniggeliebten Julie seyn könne.

Der Schluß ist zu errathen. Vorläufig war das erfreute Paar schon durch den Traum verlobt. Der Segen der Aeltern und des Priesters folgte in Kurzem. Guido ging der Bestimmung nach, die ihm sein Vater vorgezeichnet hatte, und wenn dieser und Olivia auch nicht wirklich erschienen, so war es dem jungen Manne doch oft neben seiner glücklichen Gemahlin, als ob heilige Gefühle aus einer würdigeren Welt die segnende Nähe der Abgeschiedenen verkündigten.

Klara Montgomery.

Aus den Papieren des Chevaliers St. **ge.

Zehn unruhvolle Jahre hatte ich fern von meinem Vaterlande durchlebt. Der Auftrag des **er Hofes war mir willkommen, so bedenklich er auch an sich war. Ich nahm ihn mit raschem Entschluß an, weniger, um die feingesponnenen Fäden des Kabinetts eben so fein zu verweben, als vielmehr meiner eignen Sehnsucht wegen, die mich schon lange unwiderstehlich nach dem geliebten Frankreich zog.

Ich hatte im Fluge die schönen Ufer des Rheines erreicht. Mit Mühe nur lernt' ich mich wieder finden, so sehr hatte der Krieg Alles verändert, Vieles auch entstellt. Um so liebender nahte ich mich nun jeder Stelle, welche mir in der alten befreundeten Gestalt entgegengrünte. Es war eben Weinlese. Wie heißt das Dorf, unten am Berge? fragte ich einen rothbäckigen Schwarzkopf von Winzer, der neben seiner Butte an einen volltraubigen Weinstock sich gestreckt hatte und vesperte. Montremy, war die Antwort, aber ihr müßt dort seitwärts fahren, bei St. Maurice vorbei, sonst habt ihr ein böses Stück Weg. Ist's möglich, rief ich in frohem Erstaunen, bin ich bei Montremy, lebt wol der alte ehrwürdige Pfarrer zu St. Maurice noch? Hier wendete mir der Junge ein paar große blitzende Augen zu. Ei freilich — sagte er — ihr wollt ihn wol besuchen? Laßt mich nur meine Butte voll schneiden, dann führ' ich euch hin, wenn ihr wollt.

Ich sprang rasch aus dem Wagen und wollte dem freundlichen Burschen helfen, aber er legte mir so viel Trauben vor, und nöthigte wich zuzulangen, daß er früher fertig war, als ich. Nun wollen wir gehen, sprach er, und tanzte singend mit seiner Butte vor mir her.

Es währte nicht lange, so klopfte er an ein weißes Gartenpförtchen; es war schon geöffnet, und er schob mich hinein. Dort sitzt der Herr Pfarrer, sagt' er, nickte freundlich, und war mir aus den Augen, eh' ich Zeit hatte, ihm zu danken.

Ich erkannte augenblicklich in dem aufstehenden Greise, der sein schwarzes Sammtkäppchen von dem silberweißen Haar

abzog, meinen alten Freund und Wohlthäter. Er hieß mich freundlich, aber als einen Fremden willkommen und nöthigte mich bei ihm auf der Gartenbank Platz zu nehmen.

Kennen Sie mich nicht mehr? — fragt' ich und faßte seine Hand.

Er sah mich nachdenkend an, schüttelte dann lächelnd den Kopf und entschuldigte seine Vergeßlichkeit mit Altersschwäche.

Erinnern Sie sich nicht mehr — fuhr ich fort — eines vormaligen Officiers der königlichen Garde, der verwundet, entkräftet und hülflos bei Ihnen Sicherheit und Pflege fand?

Meines Wirthes Augen wurden blitzender. Er umarmte mich lebhaft und schmälte auf sich, daß er mich nicht gleich erkannt habe, dann besah er mich von allen Seiten, strich mir die Haare von der Stirn und zeigte mir die Narben, die damals bedeutende Wunden waren, und blutige Denkmale der Versailler Schreckensnacht. Er hatte nichts vergessen. Der Greis von einigen und achtzig Jahren wiederholte mir die Scenen, die er aus meinen Erzählungen kannte, treuer, als mein eigenes Gedächtniß.

Wir saßen bis spät in die Nacht. Ich mußte meine Schicksale seit meiner Flucht erzählen, und dazwischen redeten wir mancherlei über die öffentlichen Verhältnisse. Mein Wirth lächelte oft, wenn ich begeistert von der schönen Frucht republikanischer Freiheit sprach, die der vergangenen Schreckensperiode nur zu ihrer Reife bedurft habe.

Reifen — sprach er — wird allerdings eine Frucht, und unser Glaube gebietet uns zu hoffen, eine heilsame; ob aber ihr Name republikanische Freiheit heißen werde, dürfte vielleicht noch zweifelhaft seyn. Unser Klima scheint ihr nicht günstig.

O Sie ewiger Zweifler! — rief ich etwas ungeduldig.

Erinnern Sie sich — fuhr er fort, und ward im Sprechen immer ernster — an Ihre Hoffnungen vor zehn Jahren. Sie wollten das Schwert damals nicht sehn. Es ist gefallen.

Ich sah ihn schweigend an. Auf seinem Gesicht lag ein tiefer Ernst, und seine Augen suchten eine Thräne zu verbergen.

Wunderbarer Mann — sagt' ich — ja, ich erinnre mich, wie Sie den Tod des unglücklichen Königs ahndeten. Doch jetzt begreife ich Sie noch weniger.

Die Zukunft wird mich rechtfertigen, wie damals — erwiderte er, und stand auf. Mitternacht war nah. Mein Wirth wies mir ein Schlafzimmer an und entfernte sich.

Ich lag kaum in dem ersten Schlaf, als ein starkes Pochen und Klingeln mich aufweckte. An dem Fenster hörte ich, daß man den Pfarrer abrief, um ein Sterbenden das letzte Sacrament zu reichen. Das halbe Dorf war in Bewegung. Mein, sonst in seinem hohen Alter noch so rüstiger Wirth, trat mit wankendem Schritt aus seiner Wohnung und mußte sich wegen seiner Schwäche auf einen jungen Burschen stützen. Im Augenblick brachten die Nachbarn einen gepolsterten Lehnstuhl, und Männer und Jünglinge drängten sich, den herrlichen Greis wie einen Apostel durch das Dorf zu tragen. Die Kinder und Frauen gingen neben dem Stuhl und faßten Lehne und Arme um nicht leer auszugehen, und den geliebten Greis auch vor jedem möglichen Schwanken zu schützen.

Er blieb lang' aus. Am Morgen hörte ich, die Kranke sei kurz nach ihrer Beichte während seiner Einsegnung verschieden.

Ich wollte meinen Freund in der ihm so nöthigen Morgenruhe nicht stören, und machte einen Spaziergang in die Weinberge. Ueberall standen die Dorfbewohner in kleinen Gruppen und unterredeten sich, wie es schien, über den Vorfall der vorigen Nacht.

Ich mischte mich in das Gespräch und fragte heilnehmend nach den nähern Umständen des plötzlichen Todesfalles. Die Leute sahen sich bedenklich an, endlich nahm einer von den Aeltesten das Wort:

Man darf heutzutage von solchen Dingen nicht sprechen — sagte er — aber ich weiß, was ich davon denke. Gestern Abend war Colette noch frisch wie Sie, und es that ihr kein Finger weh. Vom Tanzen soll es kommen und von der Erkältung. Freilich, der Tod will seine Ursache haben. Ich weiß am besten, daß sie nach dem Abendbrot keinen Schritt getanzt hat. Schlug Sie es doch dem Matthieu ab. Hätte sie getanzt, sie lebte vielleicht noch.

Ich bat um nähern Aufschluß. Nach einigen Weigerungen fuhr der Sprecher fort:

Sagen es doch mehre, so kann ichs ja wol auch sagen! Colette saß mit den andern Mädchen, die nicht mehr tanzen mochten,

unter den Linden, und da wurde mancherlei geschäckert. Endlich fällt's ihnen ein Versteckens zu spielen. Wie nun das junge Volk in allen Winkeln herumsucht, es war aber kaum so lange, als wir davon sprechen, so klatscht Colette in die Hände und ruft: Gefunden, gefunden! aber in dem Augenblicke schreit sie laut auf und fällt vor todt zur Erde.

Ich wollte eine Frage thun, aber der Alte fuhr gleich beantwortend fort:

Ja, was ihr widerfahren ist, das hat sie niemand gesagt. Gesehn hat sie etwas, das ist ausgemacht, denn warum hätte sie sonst gerufen: Gefunden? aber Manon, die sich versteckt hatte, konnte es nicht seyn, denn die kam auf den Schrei ganz wo anders hergelaufen. Ich bleibe dabei, sie hat die verschleierte Braut gesehn, die ist ihr begegnet.

Die verschleierte Braut — fragte ich — was ist das?

Nun — fuhr er fort — meinen Glauben dring' ich niemand auf, aber ich hab' es von meinen Großältern erzählen hören, daß die sich manchmal sehn läßt, und vor sechs oder sieben Jahren wollte sie auch der alte Thomas gesehn haben. Man sollte damals nicht davon sprechen, unser Herr Pfarrer sah es nicht gern; aber der alte Thomas ist darauf gestorben.

Weiter konnte ich nichts erfragen, denn der Mann hielt mich für ungläubig und meinte, ich lachte ihn wol im Stillen wegen seiner Treuherzigkeit aus. Ein altes Mütterchen wollte gehört haben, diese sogenannte verschleierte Braut habe Zauberei getrieben und einem König mehr von der Zukunft sehen lassen, als sie erlaubt bekommen, dafür habe sie nun keine Ruhe bis alles was sie ihm vorgezaubert erfüllt sei. Ich hätte gern mehr gewußt, aber je angelegentlicher ich fragte, um so verschlossener wurden die Landleute. Ich mußte also ohne Befriedigung meiner Neugierde zu meinem Pfarrer zurück. setzte er hinzu — Sie hat wirklich etwas gesehn, was die Leute hier die verschleierte Braut nennen.

Ich fand ihn wohl auf, und nur etwas ermattet. Sein Geist aber war zu meiner Verwunderung lebhafter als gestern, und er sprach über verschiedene Gegenstände mit einer Wärme, die oft sein Gesicht mit einem flüchtigen Jugendschimmer röthete.

Unser Gespräch lenkte sich bald auf das schnelle Ende des jungen Mädchens, und da ich bemerkte, daß ihn dieser Todesfall von neuem erschütterte, so wendete ich das Gespräch ans den Gespensterglauben des alten Bauers, und fragte nach der verschleierte Braut.

Es ist mir lieb — sagte der Pfarrer — daß Sie diesen Glauben nicht genährt haben. Ich sehe es ungern, wenn solche Dinge in meiner Gemeinde zur Sprache kommen, und fürchtete schon gestern das Aufleben aller alten Sagen, die ich oft mit Mühe bekämpft habe, weil sie durchaus nicht für das Volk gehören.

Schon gestern? — wiederholte ich fragend.

Bei der Nachricht von Colette's Zufall — setzte er hinzu — Sie hat wirklich etwas gesehn, was die Leute die verschleierte Braut nennen, und der Schreck hat ihr den schnellen Tod verursacht.

Sonderbar! — rief ich und sah ihn zweifelhaft an — Wie konnten sie aber gleich auf eine Erscheinung rathen? Hier muß in der That ein sehr räthselhaftes Geheimnis; verborgen liegen!

Mein Wirth schwieg. So wenig seine Miene Verlegenheit zeigte, so glaubte ich doch das Gespräch möchte ihm unangenehm seyn und lenkte es auf andre Gegenstände. Allein er unterbrach mich bald selbst.

Sie sind mir schon bei unsrer ersten Bekanntschaft lieb geworden — sagte er mit einem unbeschreiblich liebeichen Blick — daß Sie nach Verlauf von zehn Jahren sich eines alten Mannes noch so freundlich erinnern, macht Sie mir doppelt theuer. Wollen Sie mir wol eine Bitte nicht abschlagen?

Ich gab ihm die herzlichsten Versicherungen.

Sie stehn — fuhr er fort — im Begriff nach der Hauptstadt abzureisen — Verschieben Sie diese Reise einige Zeit. Nehmen Sie mit einer Wohnung verlieb, so gut ich sie Ihnen bei mir anbieten kann.

Ich war etwas überrascht, und erinnerte ihn an die Absicht meiner Reise, die keinen Aufschub und keine Verzögerung verstatte.

Er lächelte.

Ihre Reise ist vergebens — erwiderte er — doch ich weiß, daß der Auftrag Ihres Hofes wenigstens den Versuch ihn zu

vollziehen nöthig macht. Reisen Sie also, nur aber heut, und wo möglich morgen nicht, sonst ist Ihre Reise nicht allein unnütz für Ihren Hof, sondern auch verderblich für Sie.

Er sagte die letzten Worte mit einem Ernst, der mich erschütterte. Indem er aber diese Wirkung seiner Rede auf mich bemerkte, fuhr er sanfter fort:

Ihr Zweifel, den ich in Ihren Augen lese, ist sehr natürlich. Allein, erinnern Sie sich, es ist nicht das erstemal, daß das Unwahrscheinliche doch wahr wird.

Ich dachte an unsre frühern Gespräche. Seine Reden waren, wie Weissagungen vom Erfolg wunderbar bestätigt. Die Schnelligkeit, mit welcher ich gereiset war, übertrug reichlich die Verweilung von ein paar Tagen. Nach einigem Besinnen sagte ich ihm zu bis morgen zu bleiben. Er umarmte mich und dankte mir, als hätt' ich ihm eine Wohlthat erzeugt.

Aber — setzte ich hinzu — werden Sie mir nun die Bitte gestatten, um einigen Aufschluß über Ihre Vermuthungen? Wie kann diese Reise verderblich für mich seyn, und warum eben nur heut und morgen?

Sie sollen alle Befriedigung haben — sagte er — die ich Ihnen geben kann, und die in dergleichen Dingen möglich ist. Die Zeit unsres Zusammenseyns wird hinreichen, Sie mit einer Begebenheit bekannt zu machen, die seltsam genug ist, um einen Zweifler zur Aufmerksamkeit zu bewegen. Doch, ich will Ihnen nicht erzählen, Sie sollen selbst sehen und untersuchen, worauf meine Voraussagungen und zugleich die Sagen von der verschleierten Braut sich gründen. Kommen Sie!

Er nahm seinen Knotenstock und faßte mich unter den Arm. So gingen wir durch dasselbe Gartenpörtchen, durch das ich gestern hereingetreten war.

Unser Weg führte uns bald aus den Weinbergen in einen reizenden Grund. Wir gingen den grünen Ufern eines klaren Baches nach, der durch die Mitte des Thales rauschte. Oftmals war der Weg so eng, daß die Bäume auf den Bergen über uns mit den Aesten in einander griffen, und unsre Stimme zwischen den nahen Felswänden schwirrend widerhallte. Bald aber erweiterte sich das Thal, und unter dem wilden Buschwerk zeigten sich hier und da Spuren vormaliger Regelmäßigkeit.

Buchenwände, die seit vielen Jahren der Scheere des Gärtners entwachsen waren, breiteten sich aus und hatten die Statuen, die sonst in ihren ausgeschnittenen Nischen standen, mit den hervorwachsenden Zweigen umschlungen und nicht selten umgestürzt. Trockene Bassins zeugten von vormaligen Bädern und Wasserkünsten und die künstlichen Blumenstücke von buntem Glas und Porzellan ließen keinen Zweifel, daß ein Garten mit aller symmetrischen Eleganz des Geschmacks früherer Zeiten hier geglänzt hatte.

Die freie Natur siegt doch überall! — sagt' ich zu meinem Führer, als wir eben bei einem Taxus vorübergingen, der seinen vormaligen Pfauenschnitt in eine lächerliche Karikatur ausgebreitet hatte.

Nur etwas ungraziös und zerstörend — antwortete mein Wirth — und zeigte mir eine schöne Jupiterstatue, welcher der Pfauenschweif im Ausbreiten die blitzende Rechte mit dem olympischen Haupte abgestoßen hatte.

Schade — rief ich — führt denn hier Niemand einige Aufsicht?

Er lächelte.

Dieser Garten — sagte er nach einer kurzen Pause — gehört zum Schlosse Montremy. Es empfand in jener Schreckenszeit das Schicksal mehrer Gebäude, die der Reichthum ihrer Besitzer seit Jahrhunderten verschönert hatte. Wir werden bald die Ruinen davon sehen, denn anders ist das Vorhandene, so weitläufig und groß es auch noch ist, gegen die frühere Pracht nicht zu nennen. Seit jener Zeit steht alles hier wüst. Montremy mit seinen schönen Umgebungen, ward eine Wildniß, die jeder dem es beliebt nach seinen Einfällen benutzt, wie er es eben kann und vermag.

Wir hatten uns mühsam durch die dichtverwachsenen hohen Büsche gedrängt. Eine steile Wand schien uns den Weg zu versperren. Wenden Sie sich nur wenig Schritte zur Linken, rief mein Führer mir zu, indem er das Gestripp zurückbeugte. Eine schmale Oeffnung zeigte sich. Der Pfarrer faßte meine Hand, und fühlte mich einige Schritte durch dichtes Dunkel, das bald von oben durch matt einfallendes Licht erhellt wurde. Ich erkannte in dieser Dämmerung eine ziemlich verfallene Treppe, wir stiegen hinauf, nicht ohne einige Beschwerde. Aber das Ende

unsers Weges belohnte reichlich die aufgewendete Mühe. Wir standen auf der Anhöhe von Montremy.

Vor uns breitete sich die herrliche Gegend, als hätte sie die Natur wie ein Panorama für diesen Gesichtspunkt gebildet. Weinberge im lebendigen Gewühl der Erndte; neben den Bergen hier fruchtbeladene Thäler, dort furchtbare Gründe zwischen wolkenhohen Felsen; in der Nähe rauschende Bäche mit schäumenden Fällen unter lachenden Gärten und Wiesen, in der Ferne der breite, majestätische Strom, und hinten am Horizont die nimmergrünen, weitleuchtenden Berggipfel von Eis und Schnee — ich wurde nicht müde die Pracht zu bewundern, und hätte noch lange in Entzücken verloren gestanden, wenn mein Führer mich nicht erinnert hätte, auch die andre Seite unsrer Umgebung zu betrachten. Ich wendete mich, und vor meinen Blicken lag das Schloß Montremy.

Die schwarzen, mit Moos und Dornen durchwachsenen Trümmer zeugten noch unwidersprechlich von der ehemaligen Pracht des Schlosses und dem bedeutenden Reichthum seiner Besitzer. Ein großer Theil des Innern war vom Feuer verzehrt, das der wilde Pöbel aus blindem Haß gegen alles, was auf ererbten Wohlstand und hergebrachte Vorzüge deutete, auch in dieses Schloß geworfen hatte. Aber selbst die wilde Gewalt der Flammen schien in dem weiten starken Gebäude ermattet zu seyn, und bei weitem der größte Theil stand noch unversehrt, und bloß durch mehrjährige Verödung eingewildert. Wir besahen verschiedene Zimmer, einigemal glaubt' ich am Ende zu seyn, aber eine verborgene Thüre führte dann in eine neue Reche von Gemächern, die durch größere Verborgenheit besser vor der Zerstörung und Plünderung geschützt gewesen waren.

Sie sollen nun die verschleierte Braut sehn — sagte mein Freund, indem er in einer kleinen Kapelle eine verborgene Thür öffnete, die durch einen schmalen Gang zu einer ziemlich geräumigen Halle führte.

Wir traten ein. Meine Augen mußten sich erst an die Dämmerung gewöhnen, denn das sparsame Licht, das einzig durch eine Oeffnung in der Kuppel die Halle beleuchten konnte, war durch überhängendes Gesträuch zum ganz matten Schimmer abgestumpft. Endlich sonderten sich die Gestalten vor meinen Augen aus der Dunkelheit. Die Wände der Halle waren

in dem Geschmack der vorigen Zeit mit düstern Bildern und Emblemen des Todes verziert. Dem Eingang gegenüber stand, in einer, der Wand eingehauenen Nische auf einem ziemlich hohen Fußgestell eine Statue. Die dumpfe Luft in dem feuchten verschlossenen Gewölbe war ihrer Erhaltung nicht günstig gewesen, doch schien sie mir bei näherer Betrachtung von guter Arbeit und nicht so gar alt. Neben ihr in der Nische lehnte der zerbrochene Schaft einer starken Lanze, an der andern Seite war eine Verzierung angebracht, in der man mit Mühe einen zerrissenen Kranz und einen Nonnenschleier errathen konnte.

Ist das die sogenannte verschleierte Braut? fragte ich meinen Freund.

Sie ist es — war die Antwort — Lesen Sie die Inschrift.

Das Postament enthielt nichts als die einfache Aufschrift Klara Montgomery. Indem ich aber mich beugte, bemerkte ich, daß wir auf einer glänzenden Metallplatte standen. Die Schriftzüge darauf waren deutlich erhalten. Ich las: Klara Montgomery aus dem Hause Limeuil, geboren 1543, gestorben 1559. Unter dieser Aufschrift waren mehre Zeilen von verschiedenen Händen eingegraben. Ich glaubte die gewöhnliche Gattung von Inschriften zu finden, mit welchen manche Reisende ihre Anwesenheit an merkwürdigen Orten zu bezeichnen pflegen; allein, wie erstaunt' ich, als ich las: ist gesehn worden den zwanzigsten des Julius 1589, erschien den vierzehnten des May 1610. Dergleichen Nachrichten folgten noch einige. Voll Verwunderung sah ich meinen Führer an.

Soll ich das für Scherz oder für Ernst halten — fragte ich.

Der Scherz — erwidert' er — wär diesem Orte nicht angemessen.

Aber der Ernst — fuhr ich fort — noch weniger unsrer Zeit. Sollen wir anfangen wieder Ammenmärchen zu glauben, die gesunde Philosophie längst lächerlich gemacht hat?

Muthe ich Ihnen denn an, irgend etwas zu glauben? — gab er mir zurück — Ich zeige Ihnen hier Monumente der Geschichte, deren Aechtheit freilich der Kritik zur Untersuchung überlassen bleibt, die aber vor dieser Untersuchung eben so wenig für unglaubwürdig als für glaubwürdig angesehen werden können.

Sonderbar! — erwidert' ich — Wenn hier eine Inschrift gefunden würde, in welcher Cyrus dem Alexander ein Denkmal weiht, würden Sie es für ächt halten, oder auch nur der Untersuchung würdig finden.

Nein — antwortete er kurz und entschieden.

Ich deutete fragend auf Bild und Schrift. Er fuhr fort:

Warum also diese Inschriften, wollen Sie sagen. Weil, antwort' ich, ihre Unächtheit nicht durch sichere historische Monumente, sondern durch unsichere, schwankende, veränderliche Meinungen und Ansichten von einer uns fremden Welt, angedeutet wird. Oder, soll mir die gestrige Erfahrung, die von mehreren, Ihnen unbekannt gebliebenen bestätigt wird, nicht wenigstens eben so viel gelten, als das Raisonement unserer Philosophen, das sie nach ihren, eben nicht unveränderlichen und sich fast immer widersprechenden Systemen über Dinge hören lassen, von welchen sie selbst keine Erfahrung zu haben versichern? — Doch ich habe Ihnen nur eine Erzählung versprochen. Die Prüfung ihrer Möglichkeit bleibe Ihnen selbst überlassen.

Nur noch Eine Frage — fiel ich ein. — Wenn Sie an der Wahrheit oder Möglichkeit dieser Dinge nicht zweifeln, warum sprechen Sie zu Ihrer Gemeinde wider Ihre bessere Ueberzeugung? Ein aller Bauer versicherte mich, daß Sie schon früher sich gegen die Meinung von dieser Erscheinung erklärt haben.

Mein Freund — erwidert' er ernst — der Quell der Wahrheit ist so lauter und heilig als die Natur. Durch falschen Gebrauch werden Erzeugnisse der Natur für den Körper zerstörend, sollte es Sie befremden, wenn auch bei Wahrheiten für den Geist dieselbe Vorsicht nöthig wär, die wir, zum Beispiel, bei Giften für den Leib anwenden? Durch meinen Widerspruch werde ich überhaupt niemand vom Geisterglauben abbringen. Dieser liegt zu tief in der menschlichen Natur und Eine Erfahrung schlägt alles Raisonement dagegen nieder, wie Sie selbst an den Sprechern in meiner Gemeinde bemerkt haben. Wollte ich aber, als Geistlicher, diesen Glauben in Schutz nehmen, wie bald würd' er unter Leuten von mehr Einbildungskraft als Verstand, in den verderblichsten Aberglauben ausarten.

Ich blickte nochmals nach den Inschriften. Kennt man wol — fragt' ich — die Personen, welche diese wunderbaren Erscheinungen hier bezeugen?

Mein Führer lächelte, wie es mir schien über die letzten Windungen meines Unglaubens.

Die letzten beiden Nachrichten— sagte er — habe ich eigenhändig eingegraben, die unmittelbar vorhergehende schrieb mein unvergeßlicher Freund Monthollon. Er war Sekretär bei dem letzten Besitzer von Montremy, ein Mann von hellem Geist und festem, treuem Gemüth. Es ist billig, daß ich seinem Andenken, in der Erzählung, die ich Ihnen schuldig bin, einige Worte widme. Zuvor aber lassen Sie uns unsre Wanderung vollenden.

Wir durchstrichen noch einige Gemächer des Schlafgemaches, und gelangten endlich wieder auf die Anhöhe, wo mich bei dem Eintritt in das Schloß die herrliche Aussicht entzückt hatte. Wir setzten uns auf eine dunkelbemooßte Steinbank, und mein alter Pfarrer fing ohne Einleitung seine Erzählung an:

Auf dieser Bank saß ich in den bessern Zeiten von Montremy fast täglich mit meinem Freund Monthollon, wenn an heitern Abenden die Sonne hinter dem Schlosse sank, und die Schneehäupter der fernen Berge über den dunklen Thälern in den letzten Strahlen des Abendrothes glühten. Dann verjüngten wir unser Alter mit Erinnerungen aus den frohen Jugendjahren, und, da wir beide in unserm thätigen Leben Stoff genug zur Mittheilung gesammelt hatten, so wurden wir uns täglich unentbehrlicher. Was in des Einen Erfahrungen sich noch chaotisch darstellte, wußte die Einsicht des Andern zu gestalten, und hätte auch einer zuweilen etwas trübe Laune mitgebracht, so schied er gewiß beim Abschiedshändedruck mit heiterem Sinne. Mit einem Wort: die ächtteste und innigste Freundschaft war zwischen uns.

Es war mir daher sehr befremdend, als er eines Tages — ungefähr ein Jahr vor den Greuelszenen in dieser Gegend — mit den Zeichen der tiefsten Bekümmerniß neben mir saß, und plötzlich als ich auf die heitern Umgebungen deutete, sein Gesicht verhüllte, um einen Strom von Thränen zu verbergen, den sein männlich festes Gemüth nicht bezwingen konnte.

Monthollon, was ist dir! rief ich höchst erschrocken und fast außer mir. Er umarmte mich, und deutete still, ich sollte nicht in ihn dringen; so schwebt' ich lange in peinlicher Erwartung, bis die Heftigkeit seiner Empfindung sich so weit gemäßiget hatte, daß er sprechen konnte.

Traurige und furchtbare Zeiten nahen sich, sprach er mit bebender Stimme, unsre glücklichen Tage sind vorüber. Armes, unglückliches Land!

Mein Erstaunen wuchs. — Was ist geschehn? rief ich, welche Nachricht hat dich so heftig erschüttert?

Keine Nachricht — erwidert' er mit schmerzlichem Lächeln — die Zeit ist erfüllt. Frankreichs furchtbare Tage beginnen. Unglückliches Land! Unglücklicher König!

Für mich waren diese Worte damals Räthsel. Die Zeit wird bald Alles aufklären, sagte Monthollon. Zu weiterem Aufschluß konnten meine Bitten ihn nicht bewegen. Er blieb düster, sprach wenig, und jedes seiner Worte klang wie das dumpfe Wehe! eines Propheten. Wir schieden zum ersten Male bekümmert von einander.

Noch diesen Abend hörte ich unter meiner Gemeinde halblaute Aeüßerungen über die Erscheinung der verschleierten Braut. Ich hatte diesen Glauben als eine dunkle Tradition schon bei Antritt meines Amtes vorgefunden. Alte Landleute wollten von ihren Eltern und Großeltern Sagen von solchen Erscheinungen gehört haben. Selbst hatte niemand etwas gesehen, und die meisten lachten über die Schleierbraut, wie über andre ähnliche gespenstische Wesen in alten Volkssagen. Jetzt wollte ein Knabe etwas in einem Hofe des Schlosses gesehn haben, das er selbst nicht genau zu beschreiben wußte. Ein alter Winzer erinnerte an die vormaligen Erscheinungen der verschleierten Braut und so ward die Vision des Knaben zu einer neuen Erscheinung gestempelt, daß ich Mühe genug hatte, der Verbreitung unzähliger Gespenstergeschichten entgegen zu arbeiten, die aus der zweideutigen Erzählung des Knaben zusammengedichtet wurden.

Die Aufmerksamkeit der Landleute wurde aber bald von diesen Spielen der Fantasie auf wichtigere Gegenstände gelenkt. Nachrichten aus der Hauptstadt deuteten auf Abstellung mancher Mißbräuche und auf den erwachenden Muth im Volke

sein Recht gegen die Anmaßungen der höhern Stände geltend zu machen. Unser lebhaftes Völkchen vergaß alles andre über den glänzenden Aussichten, welche die Zulassung von Deputirten des dritten Standes bei der Reichsversammlung zu eröffnen schien, und wen hätte auch nicht damals die Hoffnung auf eine große Revision der wichtigsten Angelegenheit der gesammten Menschheit mit Enthusiasmus erfüllt! Nur Monthollon wurde immer düsterer: oft schien er mit sich zu kämpfen, ob er mir ein ungern zurückgehaltenes Geheimniß anvertrauen sollte, aber immer, wenn ich auf Mittheilung hoffte, fertigte er mich mit der Hinweisung auf eine andre Zeit ab.

Diese Zeit kam nur zu bald. Die Zerstörung der Bastille gab das Signal zu den furchtbaren Scenen, die bald darauf das ganze Land erfüllten. Auch in unsrer Gegend brach die gräßliche Gährung los. Ohne es selbst zu wollen, wurden die Einwohner von Montremy von dem Strom ihrer Nachbarn fortgerissen. Lassen Sie mich die Schrecken jener Nacht verschweigen! Montremy stand in Flammen. Blutige gemißhandelte Leichname lagen umher, der wüthende Haufe tobte im Innern des Hauses durch die Zimmer und suchte den Schloßherrn. Schon waren die Wilden an seinem Schlafgemach, die Thüren splitterten von Kolbenstößen und Beilschlägen, kaum konnte der Unglückliche halb bekleidet mit wankenden Knien durch eine geheime Thüre entweichen. Jetzt sprengte der letzte Schlag das Schloß, da warf sich der brave Monthollon dem wüthenden Schwarme entgegen, er kämpfte mit übermenschlicher Kraft, bis er von Wunden zerrissen, erschöpft zu Boden sank, aber der Schloßherr hatte indessen Zeit gewonnen zu entfliehn, er war gerettet.

Der Morgen dämmerte, als ich meinen sterbenden Freund, vom Blutverlust ohnmächtig, auf dem Boden fand. Ich verband seine Wunden. Der wilde Haufen hatte seine Wuth in Zerstörung abgekühlt und zog mit dem Morgenroth lärmend weiter. Unbekümmert um das Feuer, das, sich selbst überlassen, in dem Schlosse wüthete, beschäftigte ich mich einzig mit meinem Monthollon. Es gelang mir, ihn zur Besinnung zurückzubringen, ach! nur auf wenig kurze Minuten. Er sah wich lange an. Ich hab' es dir zuvor gesagt — sprach er schwach — und dieses sind nur Vorboten größerer Greuel. Ist der Marquis gerettet?

Ich bejahte es.

Gottlob! — rief er — So muß ich dir also das Geheimniß entdecken. Eile jetzt auf mein Zimmer. In meinem Arbeitstisch findest du ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift: Klara Montgomery, die verschleierte Braut. Eile — rief er nochmals, als ich etwas zögerte — Eile, eh' vielleicht die Räuber oder die Flammen das Papier ergreifen.

Ich that, wie mein Freund wünschte und brachte das bezeichnete Papier. Monthollon schien sich etwas zu erholen. Einige von den treuesten Dienern und mehre wohlwollende Landleute kamen aus den Schlupfwinkeln, in welche sie sich vor der Rotte verborgen hatten, hervor. Mit ihrer Hülfe gelang es mir, die Flammen zu dämpfen, und meinem Freunde seine letzten Stunden wenigstens zu erleichtern. Nach einem kurzen Schlummer winkte er mich an sein Bette, entfernte die Umstehenden, und fragte angelegentlich nach dem bewußten Packet.

Ich versicherte ihn, daß es wohl aufgehoben sei.

Glaube nicht — erwiderte er — daß ich dir unwichtige Papiere vertraue, weil die Aufschrift auf etwas märchenhaftes zu deuten scheint. Diese verschleierte Braut ist keine leere Volkssage, kein Fantom aufgeregter Einbildungskraft. Ich habe sie selbst gesehn. Jene Papiere werden dich überzeugen, daß ich nicht in Fieberfantasien spreche. Erinnerung dich an jenen Abend, wo ich zum erstenmal die traurige Zukunft beklagte, die dem Lande bevorsteht. Damals hatt' ich zum zweitenmal die unglückdrohende Erscheinung jener Klara gesehn.

Zum zweitenmal? — wiederholt' ich.

Das erstemal — fuhr er fort — war es vor dem Tode des vorigen Königs. Frage mich nicht, jene Papiere unterrichten dich über alles, und ich habe dir wichtigeres zu entdecken:

In einer unbekanntten Halle des Schlosses: er beschrieb mir den Weg, den wir vorhin gingen — steht ein steinernes Bild mit der Unterschrift: Klara Montgomery. Die letzten Besitzer des Schlosses, die selten und immer nur auf kurze Zeit hier wohnten, waren selbst unbekannt mit der alten Tradition von diesem Bilde. Mancher hatte es vielleicht niemals gesehn. Einst aber, als ich einige Urkunden im Archiv ordnete, fand ich die Originale jener Papiere, welche dir vertraut sind, und dadurch geleitet, entdeckte ich nach manchem vergeblichen Suchen die Halle mit dem Bilde.

Meine Philosophie, die bisher alles Wunderbare, dem Geist, oder vielmehr der Frivolität unsers Zeitalters gemäß, verlacht hatte, war beschämt. Denn zwei inhaltreiche Jahrhunderte lagen profetisch aufgedeckt vor mir. Könige fallen, Throne werden Blutgerüste, die Ungeheuer steigen auf ...

Die Rede Monthollon's ging hier in wilde Fantasien über, welche sie mir unverständlich machten. Vergebens suchte ich ihn zu besänftigen. Er kannte mich nicht mehr, nannte mich Thronräuber und stieß mich mit Heftigkeit von sich. Endlich ward seine Fantasie milder, er sprach von wiederkehrendem goldenen Zeitalter, wo die Eisenkrone sich in Gold umwandeln und über die ganze Erde leuchten werde. Dann verschied er mit dem heitersten Lächeln auf dem erblaßten Gesicht.

Der ehrwürdige Greis von St. Maurice schwieg hier und weihte dem Andenken seines Freundes eine stille Thräne.

Lassen Sie uns sein Grab besuchen — sagte ich gerührt, und er drückte mir mit einem Blick der wärmsten Freundschaft die Hand.

Das Vermächtniß meines Freundes — fuhr er nach einer kleinen Pause fort — zog nun meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es bestand in einer Sammlung von Briefen und einigen alten Nachrichten. Sie sollen das Ganze sehn und lesen; ich gestatte Ihnen sogar, wenn Sie die Mühe nicht scheuen, eine Abschrift davon zu nehmen. Denn da der Marquis in der Schlacht von Quiberon mit seinen beiden Söhnen geblieben ist, so darf ich dieses Familiengeheimniß nun wol als mein Eigenthum betrachten. Sie werden in diesen Papieren den Wahrsagergeist finden, der meine Reden gegen Sie zu Prophezeihungen machte, und Sie in den Stand setzen wird, mit einiger Sicherheit in die Begebenheiten der nächsten Jahre zu blicken.

Meine Neugierde war gespannt. Doch glaubt' ich, die Wichtigkeit, welche mein Wirth auf jene Papiere legte, mehr dem Enthusiasmus für seinen geliebten Monthollon, als den Urkunden selbst zuschreiben zu müssen.

Den ganzen Tag hinderten Amtsgeschäfte den Pfarrer, sein Versprechen zu erfüllen. Erst am Abend übergab er mir die versprochenen Papiere. Ich glaubte meinen Augen kaum, als ich statt der gehofften Wichtigkeiten eine Art Roman in Briefen eines

jungen, verliebten Mädchens fand. Ich blätterte einige Zeit, und endlich, überzeugt, mein Wirth müsse sich vergriffen haben, legte ich die Papiere etwas verdrüsslich über die getäuschte Erwartung bei Seite.

Der heitre Morgen weckte mich frühzeitig, und zum Zeitvertreib nahm ich jene Briefe wieder zur Hand. Ich fand bald, daß ich gestern zu schnell geurtheilt hatte. Mein Erstaunen wuchs, als ich auf die Stellen kam, die meinem Wirth und seinem Freunde die Aussicht in die Zukunft geöffnet hatten, und ohne langes Besinnen ergriff ich Feder und Papier, froh der gestatteten Freiheit, mir Abschrift dieser wundervollen Briefe nehmen zu dürfen. Die Nothwendigkeit meine Reise bald fortzusetzen, beschränkte mich indessen auf Auszüge und eine Auswahl dessen, was auf meinen Zweck die nächste und unmittelbarste Beziehung hatte.

1. Klara an Frau von Limeuil.

Deine Besorgnisse um mich sind ungegründet, meine gute Mutter. Frau von Brissac wird dir dasselbe geschrieben haben, aber, wie ich mir einbilde, in anderer Rücksicht, als du es gern hörst. Du weißt, sie athmet nur in der großen Welt, und nichts scheint ihr tadelhaft, oder nur bedenklich, als was vor dem Hofe nicht bestehen kann. Sie mag in ihrer Art auch Recht haben. Die Königin schätzt sie sehr und hat mir einigemal gesagt, ich könnte in keinen bessern Händen seyn. Halte du dich aber nur an das, was ich dir selbst über mich schreibe. So gut ich der Frau von Brissac bin, so kann ich doch mit ihr nicht so von Herzen weg plaudern, als mit dir, meine Mutter. Ich weiß, du gönnest mir jeden Genuß, zu den meine Jugend und meine Verhältnisse berechtigen, darum bin ich ängstlicher, daß ich dir etwas verschweige, als daß ich dir zu viel entdecke. Laß aber die Brissac von meiner Offenherzigkeit nichts merken, sie lacht sonst über mich und fragt mich aus, denn du glaubst nicht, was sie vor eine kluge Frau ist.

Daß die Königin mir sehr gewogen ist, hast du schon oft gehört. Natürlich bemerken das auch andre und zeichnen mich aus. Anfangs, wie mir das bunte Hofleben noch neu war, kam es

mir gar drollig vor, wenn die großen Herren, die ich mir immer wie die Bilder auf unsrem Schlosse mit wichtigen Mienen gedacht hatte, sich um mich kleines Ding drängten und mir Artigkeiten sagten. Jetzt finde ich mich schon besser drein, und die Brissac ist mit mir zufrieden.

Die Königin läßt mir auch Zutritt zu ihren Privatzirkeln, wo Gelehrte und Künstler sich bei ihr versammeln. Sie findet nämlich sehr viel Geschmack an Wissenschaften und hat sogar einen Sterndeuter in ihrem Dienst. Er heißt Roger und ist ein Florentiner von Geburt. Mir könnt' er nicht den Augenblick gefallen. Weil aber die Königin viel auf ihn hält, so gehört es zum guten Ton sich von ihm die Nativität stellen zu lassen. Manche sagen gar, er sei ein Zauberer, und er läßt sich solche Vermuthungen gefallen, ohne zu widersprechen. Ich glaube aber nichts davon, denn er ist der eitelste Mensch von der Welt, und ließ sich wol noch schlimmere Dinge nach, sagen, nur, um für etwas ungewöhnliches zu gelten. Er wollte mir auch die Nativität stellen, und weil ich ihm auf seine wunderlichen Fragen nicht antworten wollte, ward er böse, und wollte mir weiß machen, er sah an meiner Stirn, daß ich ein paar Jahrhunderte leben würde. Da siehst du gleich, daß es mit seiner Kunst nur Tändelei ist. Er ward auch tüchtig ausgelacht.

Indessen gab dieser drollige Vorfall Veranlassung zu den fatalen Versen auf mich, die ich aber nur fatal nenne, weil sie dir, mein gutes Mütterchen, Besorgnisse gemacht haben. Du mußt indessen bedenken, daß hier am Hofe alles Verse macht, und alles beverselt wird. Sage ich dir nun zum Ueberfluß, daß die beiden verrufenen Sonets nicht etwa von ein paar galanten Rittern herrühren, die sich deine Klara zur Dame ihres Herzens ausersehn haben, sondern von den berühmten Dichtern Ronsard und Jodelle, die den Sterndeuter mit auslachen halfen, so gönnt du mir wol den kleinen Triumph über die andern Hoffräuleins, die um ein Sonet von diesen Lichtern des poetischen Siebengestirns gern ihren besten Kuß zahlten. Ich habe sie aber umsonst.

Bei Hofe und in den Privatzirkeln der Königin sind, wie du leicht denken kannst, nicht lauter Damen, und eben so wenig lauter alte mürrische Herren. Man spricht, scherzt und tändelt mit einander, und deine Klara ist nicht die letzte unter den fröhlichen und muntern Fräuleins. Aber eine Herzensangelegenheit, wie sie

es nennen, hab' ich wahrhaftig nicht. Du schreibst mir darüber so bedenklich, als drohete mir die größte Gefahr. Alle Hoffräuleins haben ihre Anbeter, und man will es mir gar nicht glauben, daß ich keinen, wie man hier sagt, heimlich begünstige. Aber ich gestehe dir, es macht mir peinliche Langeweile, wenn ich zu Zeiten die Unterhaltungen solcher Begünstigten mit ihren Damen anhöre. Ist denn darin etwas so Anziehendes, daß du mich so ernsthaft vor solchen Verbindungen warnst?

Sei versichert, ich bin so aufmerksam auf mein Herz, daß mir nicht das geringste darin entgehen kann, und von Allem, was in seinem geheimsten Kabinet sich ereignet, erhältst du auf der Stelle treuen Bericht.

2. Klara an dieselbe.

Ich werde der Brissac recht gram. Sie bringt mich am Ende noch um dein Vertrauen. Zwei Kavaliers sollen um mich Lanzen gebrochen haben! Ich möchte darüber lachen, wenn mir nicht so weinerlich ums Herz wär, weil du schon wieder um mich besorgt seyn wirst. Hör' also geschwind die lächerliche Geschichte vom Anfang bis zum Ende:

Bei der Königin hatt' ich das Glück mit der Gemahlin des Dauphins, der jungen Königin Maria bekannt zu werden. Was der Ruf von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit sagt, gibt dir keinen Schatten von ihrem wirklichen Bilde. Neben ihr besteht kein andrer Reiz, und gleichwol sind die Frauen fast eben so verliebt in sie, als die Männer. Weil ich fast von gleichem Alter und von demselben Temperament mit ihr bin, so hat sie mich gern um sich und wir sind ziemlich vertraut mit einander. Ihr Gemahl, der Dauphin, liebt sie mit einer Glut, die ihn selbst verzehrt, allein er hat so viel Schwäche gegen seine Mutter, und diese halt ihn in so strenger Abhängigkeit von sich, daß Maria alle Feinheit ihres Geistes nöthig hat, um ein erträgliches Verhältniß gegen die Königin, die gern allein herrschen möchte, zu behaupten.

Du solltest sie hören, wenn sie zur Laute alte schottische Balladen singt! Zuweilen wählt sie dazu einen nationalen

schottischen Anzug und der Kontrast dieser rauhen nordischen Tracht mit der zaubergleichen Lieblichkeit ihres Gesichtes, erhöht nur, wenn dieß möglich ist, ihre Schönheit. Gewöhnlich kleidet sie sich bei mir um, denn sie beträgt sich mit einer lebenswürdigen Unbefangenheit, und nennt mich oft ihre kleine Schwester, wenn sie mich zur Schottin herausgeputzt hat, und dann gehen wir zusammen zu der Königin.

Unter den Herren, welche dieser Schönheit ihren Verstand geopfert haben, ist auch ein gewisser Chastelard. Seine Bekannten haben ihm weiß gemacht, er gleiche seinem Ahnherrn, dem berühmten Ritter Bayard. Darauf ist er so eingebildet, daß er sich für unwiderstehlich hält, und sich in den Kopf gesetzt hat, die Dauphine Maria zu erobern. Er drängt sich bei allen Gelegenheiten an sie, bringt ihr Verse, die er sich von Ronsard machen läßt, und erhebt seine Göttin darin bis über die Sterne. Die Königin Maria, die gegen jedermann leutselig ist, spricht dann wol mit ihm, und läßt sich seine poetischen Huldigungen gefallen, ich weiß aber recht gut, daß sie ihn nicht leiden kann, denn sie geht ihm aus dem Wege, so oft sie ihn von weitem merkt, und nennt ihn nur ihren Ueberlästigen.

Seit einiger Zeit suchte nun dieser alberne Mensch meine Bekanntschaft, und muthete mir an, für ihn bei meiner königlichen Freundin zu sprechen. Ich wieß ihn, wie du denken kannst, damit rund ab, aber einmal trieb er es so weit, daß er, unter dem Vorwande mich zu sprechen, sich in meinem Kabinet versteckte, als ich eben der schönen Maria einen Scherz bei der Königin ausführen half.

Wir kamen beide lachend zurück, und legten unsre Verkleidungen ab, als Chastelard die Verwegenheit hatte, hervortreten und der jungen Königin von Schottland fußfällig seine Liebe zu gestehn. Sie wies ihn mit äußerster Strenge zurück und befahl ihm, augenblicklich sich zu entfernen. So erschrocken ich selbst war, so konnt' ich sie doch kaum von meiner Unschuld an diesem Vorfall überzeugen, denn sie blieb dabei, ich habe Chastelard zu diesem frechen Schritt mein Kabinet erlaubt.

Die Sache war indessen nicht verschwiegen geblieben, und Chastelard, der die üblen Folgen seiner Verwegenheit fürchtete, hatte die Niedrigkeit vorzugeben, sein Besuch habe mir

gegolten. Der König gab eben ein kleines Turnier als Vorbereitung des großen, zur Vermählungsfeier der Prinzessin Elisabeth, und als ich mit der Königin erschien, nahmen die Seitenblicke und das Gezischel kein Ende. Ich dachte vor Schaam zu vergehn. Am Schluß des Turniers, als der König sich schon mit einem Theil des Hofes entfernt hatte, drängte sich Chastelard, mit dem Schein der Vertraulichkeit, an mich, aber ich kehrte ihm vor allen Leuten mit Verachtung den Rücken. Er lächelte mit der fadesten Verlegenheit, und stotterte etwas von früherer Gunst, worauf ich ihn laut einen Lügner schalt und fortging. Er schrie mir mit erzwungener Hitze in gellendem Ton nach: Fräulein, das fordert Genugthuung! und sogleich trat der junge Graf Montgomery zu mir, und bat, ihm diese Genugthuung zu überlassen.

Ich konnte vor Aerger kein Wort sprechen, und Montgomery nahm mein Schweigen für Zusage. Einen Ritt zum Beschluß, Chastelard, rief er, und sprang in den Sattel. Chastelard mußte wol ein Gleiches thun, wollte er nicht beschimpft werden. Aber die Königin Katharina rief dem Grafen zu: Montgomery, das Turnier ist aus. Für heut ist es zu spät eine Lanze zu brechen! Der erhitzte Montgomery erwiderte sogleich: Ew. Majestät hat recht, dieser nichtswürdige Verläumder verdient keine ritterliche Lanze. Damit stieß er in vollem Rennen mit seiner Lanze auf den Boden, daß sie splitterte, und mit dem Ende des Schaftes stieß er den Chastelard so mächtig auf die Brust, daß er sechs Schritte weit aus dem Sattel flog. Alle Zuschauer applaudirten, die Königin küßte mir die Stirn, und die schöne Maria umarmte mich und bat mir den kränkenden Verdacht so rührend ab, daß ich weinen mußte. Das Zischeln hatte nun auf einmal ein Ende, und Chastelard machte eine Reise um dem Gelächter zu entgehen.

Hierbei wirst du nichts zu tadeln finden, meine gute Mutter, aber nun vernimm ein Bekenntniß, wobei es mir nicht so ruhig und kühl um das Herz bleibt. Wie fang' ich es nur an, daß ich dir alles entdecke? Ich weiß selbst nicht, was ich dir gestehn soll, und doch fühl' ich, daß ich dir viel, viel zu sagen habe.

Dieser Montgomery, der so tapfer meine Ehre gegen den schlechten Chastelard verfocht — Mutter, wahrhaftig ich glaube, daß ich ihn liebe, oder, damit ich dir kein falsches Wort schreibe;

ich bin nichts, als Liebe zu ihm. Sei mir nicht böse darum, liebe Mutter! Ach, ich bin so froh, daß es aus der Feder ist; nun kann ich dir alles schreiben. Oder weißt du es schon von der Brissac? O, glaub' ihr nicht! ihr gilt jede klebe nur als Galanterie oder Intrigue, wenn es hoch kommt, als Herzensbelustigung. So ist es mit meiner Liebe nicht; und gewiß Montgomery empfindet darüber ganz wie ich.

Ich wollte dir gern erzählen, wie wir nach und nach bekannt wurden, aber ich würde nicht fertig. Es sind kaum acht Tage, daß ich ihn zuerst sah, doch welch ein Reichthum in diesen wenigen Tagen! Mutter, wenn die Liebe einem jungen Mädchen so gefährlich ist, wie unser alter Abbee immer sagte, so bin ich unglücklich! Aber, nicht wahr, er hat es nicht verstanden?

Wir sahen uns zum erstenmal in einem Privatzirkel bei der Königin, wo Jodelle eine neue Tragödie vorlas. Montgomery kam zuvor selten an den Hof, wenigstens bei der Königin hatte ich ihn noch niemals angetroffen. O Mutter, könntest du ihn nur einmal sehn! Er ist der Sohn des berühmten Ritters Delorge, der bei einem Thiergefecht den Handschuh einer Dame zwischen einem Löwen und einem Tiger aufhob, und sähest du meinen Montgomery, du zweifeltest nicht, daß er seinem Vater es gleich thue, oder zuvor. Über dabei ist er so sanft und fühlt so zart, daß ihn die Damen eben so gern in galanten Angelegenheiten als Richter anerkennen, wie die Männer in Ehrensachen. Mit einem Wort: was die Schottenkönigin Maria unter den Frauen ist, das ist Montgomery unter den Männern.

Wir kamen bald in ein interessantes Gespräch bei Gelegenheit von Jodelle's Trauerspiel; ich habe gewiß nicht viel Kluges gesagt, aber es kam mir vor, als sprach er recht gern mit mir, denn er fand immer einen neuen anziehenden Gegenstand der Unterhaltung, so daß wir nicht fertig wurden mit Hin- und Herreden. Die Brissac, die immer ihre eignen Bemerkungen macht, behauptet, er sei im Gespräch mit mir etwas verlegen gewesen, und schließt daraus weiter, er sei in mich verliebt. Ich habe nichts von Verlegenheit an ihm bemerkt, aber daß er mir gut ist, merkte ich bald.

Er kommt auch seitdem regelmäßig zur Königin, und weiß es immer so einzurichten, daß wir ungestört zusammen sprechen können, was ich ihm freilich nicht schwer mache. Von Liebe

haben wir gewiß noch nicht zusammen gesprochen, aber, Mutter, wenn wir uns nicht aus innerster Seele und mit voller Glut lieben, so weiß ich nicht was Liebe ist, und mag es auch nie wissen!

Wir sprechen sehr oft von dir, und er erkundigt sich nach Allem, als ob er dich nächstens besuchen wollte. Er fragte mich, ob ich es ihm gestatten würde? und als ich mich darüber freute, küßte er mir so lebhaft die Hand, daß ich erschrak und die Königin aufmerksam wurde. Es war doch natürlich, daß ich dir seine Bekanntschaft wünschte.

Ich habe dir viel vorgeschwatzt. Gib mir nun bald einen mütterlichen Rath. Ich brenne vor Begierde auf deine Briefe, und wenn einer kommt, fürcht' ich mich ihn zu öffnen, weil ich denke, du möchtest Unzufriedenheit mit mir bezeigen; und betrübteres kenn' ich nichts für mich, besonders jetzt, wenn du meine Liebe zu Montgomery tadeltest.

3. Klara an dieselbe.

Wie froh bin ich, meine Mutter, daß ich dir in meinem letzten Briefe mein ganzes Herz aufgeschlossen habe! Du wirst nun ruhig alles anhören, was dir über meine Verhältnisse am Hof und über die Gefahren der Verführung, in welchen ich schweben soll, gesagt wird. Was nur die Leute davon haben, jeden meiner Schritte zu beobachten und zu deuten! Meinetwegen brauchte sich niemand um mich zu bekümmern, als Montgomery und nächst diesem die liebenswürdige Maria von Schottland. Diese ist gewiß meine beste Freundin. Mit ihr kann ich so offen wie mit dir von Montgomery sprechen. Sie billigt meine Liebe zu ihm und verspricht mir all' ihren Einfluß für unser künftiges Glück.

Wie soll ich mir aber das erklären, daß die Königin von meiner Liebe zu ahnden und sie zu mißbilligen scheint? Sie hat mich schon einigemal gefragt, ob ich jemals geliebt habe, und warnt mich mit bedeutenden Worten vor jedem heimlichen Einverständnis Die Dauphine Maria hält diese Warnungen für Allmütterlichkeit. Die Königin, meint sie, komme in die Jahre, wo man gern moralisirt, um mit Festigkeit zu glänzen, wenn die

Lebhaftigkeit und der Scherz un gelenk werden, aber, sie scheint es mir zu leicht zu nehmen, denn die Königin sprach unverkennbar mit einem andern als allgemeinem moralischen Interesse. Die Brissac, die dabei stand, lächelte wichtig, und meinte, die Königin scheine mit mir besondere Absichten zu haben. Was es indessen sei, ich bin auf meiner Hut. Montgomery meint auch, wir müssen vorsichtig seyn, er kennt den Hof, und will, daß wir uns Verbindung in aller Stille vollziehen, und dann den Hof mit der Bekanntmachung überraschen.

Ueberhaupt fühl' ich jetzt eine besondere Aengstlichkeit, wenn ich um die Königin bin. Du wirst sagen, ich fürchte die Entdeckung meiner Liebe, aber das ist es nicht allein. Es ist sicher noch etwas andres, was mich so in ihrer Nähe beklommen macht, nur daß ich mir nicht bestimmt davon Rechenschaft geben kann. Sie scheint manchen Kummer zu haben, das sollte mich aber mehr an sie ziehn, denn, ob ich gleich lieber lache als weine, so gäb' ich doch gern den fröhlichsten Tag darum, wenn ich einen Unglücklichen trösten könnte, und besonders eine so große Königin. Sie scheint mit dem König etwas gespannt, die Brissac meint wegen der Herzogin von Valentinois. Sollte aber die Königin eifersüchtig seyn? Man spöttelt ja bei Hofe allgemein über die Eifersüchteleien der Ehleute. Erkläre mir das, Mutter, ich finde mich in diese Widersprüche nicht. Neulich auch, als die Königin etwas in Affekt war, hörte ich, daß sie zu ihrer vertrautesten Dame, der Gräfin Usez sagte: und das thut er mir, ohne die er nicht auf diesem Throne säß! Verstehst du das? Der König war ja durch die Geburt für den Thron bestimmt, denn sein älterer Bruder starb noch vor König Franz. Wie kann Heinrich also seiner Gemahlin die Krone danken? Ich begreife nichts davon.

Alles ist jetzt hier in Bewegung wegen der Doppelhochzeit in der königlichen Familie. Der König will alle Pracht aufbieten um die Feste glänzender zu machen, als sie jemals am Hofe gesehn worden sind. Es trifft sich jetzt oft, daß er zu der Königin kommt, die sehr viel Erfindungsgeist hat, besonders wo es darauf ankommt Glanz und Pracht mit Festlichkeit und, Eleganz zu vereinigen. Gleichwol fragt mich der König fast allezeit noch um meinen Rath. Ich war erst etwas schüchtern, aber die Königin selbst munterte mich auf und bat den König, ihre kleine Nonne,

wie sie mich nennt, etwas zu säkularisieren. Du siehst also, daß sie gewiß nicht so sehr eifersüchtig ist, und daß die Brissac Unrecht hat.

Die Anstalten zu diesen Festen würden mich mehr freuen, wenn nicht eine der Hauptpersonen ihnen mit gebrochenem Herzen entgegensah. Du wirst errathen, daß ich die Prinzessin Elisabeth meine, der statt des lebenswürdigen Infanten, der alte finstre Tirann Philipp sich zum Gemahl aufdringt. Der König hätte es nicht zugeben sollen! Die Prinzessin liebte den Infanten mit der glühendsten Schwärmerei. Sie lag zu den Füßen ihres Vaters und beschwor ihn, sie nicht dem alten Ungeheuer zu opfern. Die Dauphine Maria bat mit ihr. Umsonst! Der König antwortete mit einer, des künftigen Eidams würdigen Härte: Prinzessinnen gehören dem Staat! O Mutter, da erhob sich die Prinzessin, blaß wie eine Todte: König, sagte sie langsam, wie eine Profetin, der Tag dieser Verbindung ist ein Trauertag für Viele, und mit der letzten Silbe sank sie ohnmächtig zu Boden. Der König war erschüttert; aber in den Zerstreungen ewiger Feste vergaß er bald die bedeutenden Worte der Prinzessin, die mich noch immer, wie Orakelstimmen umhallen. Ich fürchte, Elisabeth will jenen furchtbaren Tag nicht überleben. Sie geht umher, wie eine Träumende, spricht selten ein Wort, und ihr Kummer vereitelt alle Versuche sie aufzuheitern. Ach, Mutter, das Leben der Großen ist wol nur in der Ferne so glänzend, ich möchte mit keinem von ihnen täuschen. Bin ich nur erst Montgomery's Gemahlin, dann eilen wir, so schnell wir es vermögen, aus diesen Umgebungen, und fliehen zu dir, in die Wohnung des ruhigen freundlichen Glückes.

4. Frau von Brissac an Frau von Limeuil.

Du verwirrst mir unsre Klara mit deinen wunderlichen Bedenklichkeiten. Ohnehin hast du das Mädchen mit einer Ausstattung von moralischen Provinzialismen an den Hof geschickt, daß sie so hübsch seyn muß, als sie eben ist, um nicht ausgelacht zu werden. Man muß wissen, was man will, meine Gute! Soll das Kind am Hofe Glück machen, so muß es nicht dem Kloster Ehre machen sollen. Deine zweite Tochter,

Isabelle, schlägt mir weit besser ein. Ich habe sie noch nicht bei Hofe vorgestellt, damit sie zuvor in guter Gesellschaft sich betragen lernt. Sie wird einmal uns alle verdunkeln. Der alte Connetable macht der Kleinen schon den Hof, und Prinz Condé gäb sein bestes Lebensjahr darum, wenn er ihrer unreifen Kindheit eins zulegen könnte. Aber an Klara, bitt' ich dich, schreib ein verständiges Wort. Das Glück liegt zu ihren Füßen, sie darf nur die Hand danach ausstrecken, um es zu ergreifen, aber das einfältige Kind wird zaudern und Bedenklichkeiten haben, bis Alles zu spät ist.

Die Königin und die Poitiers-Valentinois sind mehr als jemals gespannt. Jene möchte gern herrschen, aber diese hält den König durch die alte Gewohnheit von ihr abzuhängen, noch so fest, das, jene immer nur als zweite Herrscherin gilt. Eine neue Geliebte allein kann der Sache eine Wendung geben und die verhaßte Diana verdrängen. Dieses Glück ist unsrer kleinen Klara beschieden. Der König hat sie gesehn, er ist entzündet, entzückt, verliebt, bezaubert, aber die kleine Närrin thut, als verstünd sie die, allem Lebendigen unverfehlbare Sprache der Liebe nicht. Eile mithin, Mamachen, und lies dem albernen Töchterchen tüchtig den Text. Sie hat den König in ihrer Hand; sie verbindet sich, wenn sie die Gefälligkeit hat, ihr Glück anzunehmen, die Königin. Hat man jemals unter so glänzenden und vortheilhaften Verhältnissen eine königliche Geliebte ihre Laufbahn eröffnen sehn? Ich habe ihr vorgestellt, daß deiner Söhne und deiner ganzen Familie Wohl von ihrem klugen Benehmen in dieser Sache abhängt, da hat die Närrin geweint und mich gebeten, sie gegen die Liebe des Königes zu schützen. Ich habe meine Beredsamkeit gegen sie erschöpft, versuche du nun, was du vermagst, und schreib' es niemand, als dir selbst und deiner verkehrten Erziehung zu, wenn diese glänzende Gelegenheit, deine Familie auf einmal zu der angesehensten im Reiche zu machen, verloren geht.

5. Klara an dieselbe.

Mutter, Mutter, in welche Hände bin ich gerathen! Die Brissac ist falsch, o sie ist gefährlich, und ich fliehe sie von jetzt an, wie

die giftigste Schlange. Sie hat mir Anträge gemacht, daß ich vor Scham zu vergehn dachte. Was hab' ich begangen, daß diese Frau es wagen darf, in solch einem Tone mit mir zu sprechen? Dem König — nein, nein, ich kann es nicht schreiben! Was du dich scheuen würdest, nur auszusprechen, das wollte sie deine Klara überreden. Sie schalt mich eine Närrin, als ich sie bat, vielmehr mich zu schützen, als mein Verderben selbst zu befördern; sie hatte sogar die Dreistigkeit mir zu sagen, sie vertrete deine Stelle, und du selbst würdest mich erinnern, was ich meiner Familie schuldig sei.

O Mutter, niemals hab' ich mich so verlassen und einsam gefühlt, als an diesem Abend! Wem sollte ich mich vertrauen! Montgomery dieses Gespräch entdecken? Unmöglich! Wie könnte ich einem Manne, und wär es mein Vater, jene abscheulichen Worte wiederholen! Und wie soll ich es wagen der Königin vor die Augen zu treten? Ich habe Montgomery gebeten unsre Verbindung zu beschleunigen, unter seinem Schutze werd' ich sicher seyn. Er war entzückt über meine Bitte. Das Vermählungsfest der beiden Prinzessinnen soll auch unser Fest seyn. Ein Geistlicher wird uns in aller Stille in Fontainebleau kopuliren. Und dann fort, fort von diesem Ort der Verführung! Bete an dem bezeichneten Tage für deine glückliche Tochter.

Dürfte ich der Wahrsagung eines ehrwürdigen Greises trauen, von dem ich dir nächstens mehr erzählen will, so steht mir das Glück bevor, von meiner Vermählung an in deiner Nähe zu verweilen. Montgomery hat mir versprochen zuerst zu dir zu reisen. Vielleicht gefällt ihm die anmuthige Gegend, und er wählt sie zu seinem Wohnsitz. Erfüllt mir der Himmel diesen Wunsch, dann giebt es kein glücklicheres Wesen auf der Welt als deine Klara.

6. Klara an dieselbe.

Ich bin nun beruhigt, meine Mutter. Die Königin muß mit der Brissac ein Gespräch gehabt haben. Diese stand mit hochrothen Wangen und in auffallender Verlegenheit vor ihr, als ich eintrat. Die Königin schloß mit einem so entschiedenen Tone, als ich selten von ihr gehört habe, das Gespräch, und trat dann

freundlich zu mir und küßte mich. Seitdem ist die Brissac fremd gegen mich, und ich bin es sehr wohl zufrieden.

Ich erwähnte gegen dich eines Greises, der mir etwas angenehmes geweissagt habe. Es ist der vormalige Bischof Gauric, der aus Liebe zu den Wissenschaften sein Bisthum niedergelegt hat, und jetzt unter dem einfachen Namen Meister Lukas an den Hof gekommen ist. Der Ruf erzählt Wunderdinge von seinen geheimen Kenntnissen und seiner Macht über die Geister. Die Königin ließ ihn sogleich bei sich einführen und unterhielt sich lange mit ihm. Der Sterndeuter Roger schien eifersüchtig darüber zu werden, und windbeutelte gegen die Gesellschaft ziemlich laut von seinen tiefen Einsichten in die weiße und schwarze Magie, die Königin aber that als hörte sie es nicht, und bat endlich den Meister Lukas der jungen Königin Maria die Nativität zu stellen. Er lehnte es mit einer Bescheidenheit ab, gegen welche Roger's Pralerei sehr widrig abstach. Dieser eingebildete Mensch mochte wännen, der alte Mann scheue sich vor seiner größern Weisheit und ward immer übermüthiger. Das Nativitätstellen, sagte er, sei nur der Anfang der Kunst, er wolle der Dauphine ihre ganze Zukunft in einem magischen Spiegel zeigen, den er auch sogleich aufzustellen anfang.

Während er seine Gaukeleien machte, trat Meister Lukas zu der Dauphine, die neben mir stand. Im Gespräch ergriff er einmal, wie von ungefähr, ihre Hand, ich sah aber, daß er schnell hineinblickte, vielleicht um ihre Linien zu beobachten, doch äußerte er nichts davon. Im Gegentheile, sagt' er, man thue nicht wohl sich die Zukunft durch magische Mittel bekannt zu machen, und er befriedige äußerst ungern eine solche gefährliche Wißbegierde. Mir schien diese Rede eine bloße Ausflucht, und ich fragte ihn etwas voreilig, warum er sich denn bei solchen Grundsätzen mit diesen Wissenschaften abgebe? Er ward nicht im geringsten verlegen. Meine junge Freundin, sagte er ernst, aber sehr liebevoll, die Wissenschaft ist groß und heilig, aber ihre Anwendung, zu Befriedigung der Neugierde, entweicht die Wissenschaft, und ist den Menschen gefährlich. Die Zukunft ist durch hohe Weisheit von der Gegenwart getrennt. Wir haben eine Führerin, die uns sicher zu ihr leitet, die Zeit. Diese beleidigt der Neugierige und zugleich erzürnt er die Geister der Zukunft.

Darum erscheinen sie zornig, reißen den Menschen in ihre Gewalt, und lassen ihn nicht los, bis sie selbst Geister der Gegenwart geworden sind, und die Zeit ihre langsamen Schritte vollbracht hat. Das macht es sehr gefährlich die Geister ferner Zeit zu rufen, und es gehört strenge Vorbereitung dazu, denn sie sind unerbittlich, und der Tod selbst befreit nicht aus ihrer Gewalt.

Ich hätte gern noch einige Zeit zugehört, aber Roger hatte seinen Zauberspiegel aufgestellt und lud die Königin Maria ein, ihre Zukunft darin zu sehn. Indem sie sich umwendete, sagte Meister Lukas: Wißt ihr auch schon, Meister Roger, was die Königin sehn wird? Nein — antwortete jener stolz — haltet ihr mich für einen Betrüger? Das nicht, erwiderte Lukas, aber für einen Unbesonnenen. Auf dieses Wort wollte niemand in den Spiegel sehn, denn jeder fürchtete einen traurigen Anblick. Roger fühlte sich dadurch sehr beleidigt, und verlangte Lukas solle selbst in den Spiegel sehn. Gern, erwiderte dieser, doch zuvor gönn' ichs euch, Meister Roger, ihr dürftet weniger Zeit dazu behalten.

Indem nun alle auf den Spiegel sahen, erblickten sie darin Rogern mitten unter Häschern, die ihn gefangen führten, und ein lautes Gelächter erschallte. Eh' aber Roger Zeit hatte seinen Unwillen zu äußern, trat wirklich ein Lieutenant des Königs mit Wache herein, der unter vielen Entschuldigungen den Befehl zu Rogers Verhaftung der Königin überreichte, und den Sterndeuter abführte, weil er zauberischer Anschläge auf das Leben des Königs verdächtig sei.

Die Königin war in äußerster Bestürzung als man den Roger gefangen nahm, sie scheint sehr für ihn eingenommen, aber Meister Lukas gewann dadurch nicht wenig an Ansehn. Er bediente sich des zurückgelassenen Zauberspiegels noch zur Belustigung der Gesellschaft, aber nichts konnte ihn bewegen, ein eigentliches magisches Stück zu zeigen. Auch lehnte er den Antrag der Königin ab, die ihn gern in ihre Dienste genommen hätte.

Die Königin blieb seit jenem Abend in sonderbarer Spannung. Sie hat einigemal lange geheime Unterredungen mit Montgomery gehabt, und auch dieser hat seine Heiterkeit verloren. Er scheint

über etwas zu brüten, und über einen Entschluß mit sich selbst nicht einig werden zu können.

Morgen wird Herzog Alba, der Stellvertreter des spanischen Bräutigams, erwartet. Ich wollte die Feste wären vorüber, und meine Vermählung wär nicht mit diesen Feierlichkeiten verbunden, vor welchen mir grauet. Immer umtönen mich die Worte der Prinzessin Elisabeth: der Tag meiner Verbindung wird ein Trauertag für Viele. Es ist mir als könne nichts glückliches an dem Tage vollzogen werden, den Thränen unglücklicher Liebe trüben.

7. Klara an dieselbe.

Mutter, wo soll ich Worte hernehmen, dir das furchtbare Schauspiel zu beschreiben, das ich gesehn habe! Noch sträuben sich meine Haare empor, und jedes Glied zittert mir vor Angst und Fieberschauer. Ich fürchte, eine Krankheit wirft mich nieder, eh' ich eine ausführliche Erzählung vollende, darum will ich kurz seyn.

Die Königin ließ mich gestern Abend spät zu sich rufen. Ich fand sie allein. Sie wollte mir etwas entdecken, ich sah aber an ihrer Miene, daß es sie einige Ueberwindung kostete. Endlich wendete sie es in Scherz und erzählte mir, Meister Lukas habe ihr auf diesen Abend ein magisches Schauspiel versprochen, und weil sie nicht gern mit ihm allein bleiben wolle, so möchte ich in dem Nebenzimmer mich aufhalten, wo ich durch den Vorhang, wenn ich Lust hätte, die Erscheinungen würde beobachten können. Ich durfte es ihr nicht abschlagen und war auch selbst neugierig, vergleichen Dinge, von denen ich immer viel wunderbares gehört hatte, einmal mit anzusehn. In dem Saal, der durch einen Vorhang von dem Kabinet abgesondert war, worin wir uns befanden, ließ sich zuweilen ein seltsames Getön hören, nach einiger Zeit schlug eine Glocke siebenmal an. Die Königin sagte mir, Meister Lukas operire in dem Saal, und die Glockenschläge seien das Zeichen, daß er sie abrufe. Sie verließ mich nun und ging in den magischen Saal, ich aber blieb hinter den Vorhängen, wo ich alles bequem übersehn konnte.

Meister Lukas bat die Königin einigemal, sie möchte von ihrem Verlangen abstehen. Er stellte ihr vor, sie könnte vielleicht Dinge zu sehn bekommen, die den Geist zu sehr erschüttern möchten. Sie blieb aber unbeweglich auf ihrem Vorsatz, und jetzt erfuhr ich zuerst, daß sie das Schicksal des Reiches und seiner Könige zu sehn verlangt habe.

Nach langem Hin- und Herreden versprach ihr endlich Meister Lukas Befriedigung. Sie werde — sagt' er — die Reihe der Könige sehn, wie sie nach einander den Thron besteigen würden, auch zeige die Dauer ihrer Erscheinung die längere oder kürzere Zeit ihres Regimentes an. Würde einer sitzend verschwinden, so bedeute ihm dieses einen natürlichen Tod, fiel er aber vom Thron herab, einen gewaltsamen.

Hierauf fing Meister Lukas seine Beschwörungen an. Er räucherte, daß eine dichte Rauchwolke den Saal erfüllte, und als diese sich nach und nach verzog, sah ich im Hintergrunde den königlichen Thron mit Wappen und Krone, aber blaß, wie ein schwacher Widerschein auf trübem Wasser. Ein König saß auf dem Sitz, aber kaum hatte ich in seiner Gestalt den König Heinrich erkannt, als er mit fürchterlichem Geprassel herabfiel. Mich schauderte, aber die Königin ertrug diesen entsetzlichen Anblick mit einer Fassung, die mich befremdete, ob ich gleich ihren festen Charakter kenne.

Bald nach diesem Gesicht kam eine Gestalt wie der Dauphin. Er setzte sich auf den Thron, verschwand aber sehr bald. Sogleich kam ein Kind, wie der Schatten des Prinzen Karl. Es stieg auf den Thron, saß länger als die vorige Erscheinung und verschwand.

Ein gekrönter Jüngling bestieg nur den Thron. Ich glaubte in seinem Gesicht die Züge des jüngern Prinzen Heinrich zu erkennen. Er saß einige Zeit, da prasselte es, wie ein Donnerschlag, und die Erscheinung fiel plötzlich vom Thron.

Die Königin bedeckte sich hier das Gesicht und schien heftig bewegt. Jetzt winkte der Meister, und alles verschwand im Augenblick. Wirst du aber es glauben, Mutter, die Königin hatte des Schrecklichen noch nicht genug, sie drang in den furchtbaren Mann, er solle seine Beschwörungen erneuern, denn sie wolle das fernere Schicksal ihres Reiches und seiner Könige sehn.

Meister Lukas ließ nun von neuem den Thron erscheinen. Ein junger, schöner Mann, auch mit einer Krone auf dem Haupte, ging mit raschen Schritten auf den Thron zu, doch stand er einige Zeit auf den Stufen, eh' er sich setzte. Die Königin schien den jungen Heinrich von Navarra in ihm zu erkennen, den sie, seiner Mutter wegen, bitter haßt, denn sie rief heftig: Was, der kleine Bearn auf meinem Throne? Meister Lukas eilte sogleich auf sie zu, und bat sie, um ihres Lebens willen, keinen Laut zu sprechen. Er schien auch viel Mühe zu haben, als er die Beschwörung fortsetzen wollte; denn die ganze Zaubererscheinung zitterte in einander, wie ein Bild im Wasser, wenn der Sturm hinein weht. Endlich aber, als er durch viele und starke Beschwörung alles wieder hergestellt hatte, sah ich den König fröhlich auf dem Throne sitzen, und erkannte auch die Aehnlichkeit mit dem Prinzen von Navarra. Er saß aber nicht sehr lange, da stürzte auch er mit einem gewaltigen Donnerschlag vom Throne.

Nun stiegen noch drei Könige nach einander auf den Thron, der jetzt immer glänzender ward, und jeder dieser Könige saß lange, viel länger als einer der vorigen, auch verschwanden sie alle sitzend. Als aber ein vierter König den Thron bestiegen hatte, ließ Meister Lukas abermals das Gesicht verschwinden, und wollte der Königin durchaus nichts weiter von der Zukunft zeigen, so sehr sie auch ihn bat. Endlich da sie mit ihrer und des Königs Ungnade drohete, ward Meister Lukas entrüstet und rief: Weil ihr nicht ruhen wollt, so schaut denn hin, bis euch Angst das Haar emporsträubt und Entsetzen alle Glieder lähmet, und findet keine Ruhe bis Alles erfüllet ist! Dabei sah er so schrecklich, daß ich umzusinken fürchtete vor seinem Anblick, und ich wär gern weit von diesem Ort des Grauens geflohen, hätte mich nicht die Furcht entdeckt zu werden, gehalten. Die Königin muß einen eisernen Muth haben, denn sie blieb standhaft und sagte, sie wär vorbereitet, daß die Geister keine Gewalt über sie haben könnten. Dann hieß sie ihn nochmals weiter operiren.

Meister Lukas fing nun seine Beschwörungen wieder an. Der Thron erschien von neuem mit dem König, der zuletzt darauf Platz genommen hatte. Aber ein dumpfer Donner rollte immer über dem Thron, und ward stärker und immer stärker, je länger

der König saß. Dann — o Mutter, wo nehm' ich Worte her, dir das Entsetzliche zu beschreiben! — ein gräßlicher Donnerschlag, furchtbarer, als alle frühern, ward gehört, das Lilienwaben und die Königskrone fiel herab, und bald darauf stürzte der ganze Thron in Trümmer. Der König stand noch, aber nach wenig Augenblicken fiel er mit schrecklichem Geprassel und Krachen von den Stufen herab. Ungeheuer stiegen nun auf, von gräßlicher Ungestalt, wie sie noch niemals mir auf Bildern der Hölle vorgekommen sind. Sie stritten sich auf den Stufen des Thrones, die von Blut gefärbt wurden, denn die Ungeheuer zerfleischten sich und Geschrei der Wuth und Geheul von Sterbenden war rings um sie her. Endlich erhob sich aus dem Ruin ein Stuhl, auf dem saß ein Mann in glänzendem Waffenschmuck und mit allen Zeichen eines Helden, und der Stuhl ward zum Throne, aber weit prächtiger als der vorige, seine Arme waren von verschlungenen Kronen gearbeitet, und er selbst ruhte auf Kronen.

Mehr konnt' ich nicht sehn, denn die Königin war von den furchtbaren Vorzeichen so erschüttert, daß ihr die Sinne vergingen, und sie ohnmächtig zu Boden sank.

Ich eilte hinzu, ihr zu helfen. Aber Meister Lukas riß mich mit Gewalt zurück und rief mir zu: Fräulein, ihr seid des Todes, wenn ihr einen Schritt näher tretet. In demselben Augenblick fühlte ich mich wie von Funken umsprüht, die Luft glühte um mich, und in tödtlicher Angst eilte ich in das Vorzimmer zurück, wo ich mich erst lange nachher durch den Beistand der Königin und des Meister Lukas erholte.

Die Königin sprach mir zu und wollte mich bereden, es sei alles ein optisches Blendwerk gewesen, aber Meister Lukas schwieg dazu mit strengem Ernst, und sah mich nur zuweilen mit sehr traurigen, wehmüthigen Blicken an, ich fühlte mich auch recht krank, und eine wilde Fieberfantasie plagte mich diese Nacht mit der entsetzlichen Vorstellung: ich müsse, wie Meister Lukas der Königin gedroht hatte, die in dem Zauberbild gesehenen Begebenheiten alle selbst noch erleben, und werde selbst im Grabe nicht ruhen, bis alles erfüllt sei. Noch jetzt fühle ich mich sehr matt, doch muß ich mich stark machen, denn die Königin schickt unaufhörlich zu mir, und schrieb mir sogar eigenhändig einen Zettel, sie könne nicht ruhen, bis sie mich

wieder munter sah. Nach einem Stündchen Schlaf werde ich mich auch schon wieder erholen.

8. Klara an dieselbe.

Sorge nicht, liebste Mutter, kein Mensch erfährt von mir das furchtbare Geheimniß jenes Abends. Könnt' ich es nur ganz aus meiner Erinnerung austilgen! Dir mußst' ich es aber entdecken; wie könnt' ich dir etwas verbergen, was mein Herz so gewaltsam tief erschütterte! Bei dir ist ja das Geheimniß auch gewiß besser verwahrt, als bei mir. Jetzt ist mir das Ganze wie ein Traum, und überzeugte mich dein Brief nicht, daß ich dir alles als wirkliche Begebenheit erzählt habe, ich mißtraute meiner eigenen Erinnerung.

Mongomery macht mir jetzt einige Sorge. Er hat nun seit geraumer Zeit fast täglich geheime Unterredungen mit der Königin, und wenn er aus ihrem Kabinet kommt, sieht er ganz sonderbar verstört. Er antwortet mir verlegen, und gibt vor, die Königin habe geheime Pläne zu Verschönerung der Vermählungsfeierlichkeiten. Ich glaub' es aber nicht. Mit solchen Mienen sinnt niemand auf Vergnügungen. Der König sieht ihn nicht mehr so gern als vormals; das ist unverkennbar. Allein das sollte ihn nicht bekümmern, da wir doch bald den Hof verlassen. Auch setzen ihn die geheimen Verhandlungen mit der Königin gewiß nicht fester in der Gunst des Königs, denn die Spannung zwischen beiden vermehrt sich fast mit jedem Tage.

Morgen nehmen die Vermählungsfestlichkeiten ihren Anfang. Alles was frühere Zeiten geleistet haben, soll überboten werden. Aber wird alle Verschwendung von Pracht und Glanz dieses unglückliche Fest beleben können?

9. Klara an dieselbe.

Ich sende dir diese Zeilen durch einen Eilboten, meine Mutter. Die Vorbedeutungen sind furchtbar und über alle Erwartung

schnell erfüllt. Der König ist todt. Und deine unglückliche Klara muß mit Montgomery flüchtig werden, um nicht als verhaßtes Opfer der Rache vielleicht zu fallen. Vergönne deinen Kindern einen sichern Zufluchtsort an deinem mütterlichen Herzen. Ich eile mit Montgomery zu dir, aber auf Umwegen, um Nachforschungen zu verwirren.

10. Montgomery an Klara.

Im Flug nur zwei Worte, dich zu trösten, meine Geliebte! Der König lebt, aber seine Stunden sind gezählt. Gott ist mir Zeuge, und bei deiner süßen Liebe schwör' ich dir's: so viel Stimmen gegen mich sprechen mögen, ich bin schuldlos an seinem Tode, schuldloser, als vielleicht Heinrich seyn würde, wenn mir das Todesloos gefallen wär. Er hat mir vergeben, und mich jeder Verantwortlichkeit entbunden. Aber dennoch, mein geliebtes Leben, müssen wir eilen. Halte dich zu jeder Stunde bereit, dem Knaben zu folgen, welcher dir diesen Zettel bringt, er führt dich auf sicheren Wegen in ein verborgenes Heiligthum, wo ein Priester uns erwartet, unsern Bund zu segnen. Dann führe ich meine Gemahlin von diesem Hof voll Verbrechen, nach dem stillen Zufluchtsort unserer Liebe.

Noch Eins: Vermeide die Königin. Meine Liebe zu dir könnte dich verderben. Es ist gefährlich um dunkle Geheimnisse zu wissen. Laß mich also dir verschweigen, was dein junges, reines Herz nur gewaltsam erschüttern würde; traue meiner Liebe so viel, als beweisenden Gründen. Ich lasse dich mit banger Ahndung in jener Nähe zurück. Vergib mir deswegen die wiederholte Bitte um Vorsicht. Entdecke dich niemand, als deiner treuen Cäcilie, welche dich auf unsrer Flucht begleiten soll. Morgen, vielleicht schon diesen Abend, begrüße ich meine Klara als meine Gemahlin.

11. Klara an Frau von Limeuil.

Noch bin ich hier, meine Mutter, in der peinlichsten Erwartung, wie Alles noch enden wird. Ich fühle mich, wie in einer weiten Oede, aus der ich vergebens den Ausweg suche. Höre nun die Geschichte der unglücklichen letzten Tage, damit nicht entstellende Nachrichten dich vielleicht noch mehr über deine Tochter beunruhigen, als die Wahrheit selbst, die keines Zusatzes bedarf, um höchst traurig für mich zu seyn.

Mongomery hatte wieder eine geheime Unterredung mit der Königin in ihrem Kabinet, und im Vorzimmer befand sich niemand als die Usez, die Brissac und ich. Nach einiger Zeit kam der König. Er fing ein Gespräch mit mir an, und sagte mir nach seiner Gewohnheit einige Galanterien. Unterdessen entfernte sich die Brissac mit der Usez ganz still. Der König ward immer lebhafter, und bat mich sogar um eine Schleife von meinem Kleide, die er auf seinen Hut befestigen wollte, um, wie er sagte, bei dem Turnier als mein Ritter die Farbe seiner Dame zu tragen. In der Verlegenheit gab ich vielleicht die albernste Antwort, daß meine Rosaschleife zu seiner schon gewählten Farbe nicht stimme. Er hat nämlich schwarz und weiß, um die Wittwenschaft seiner geliebten Diana anzudeuten. Der Himmel weiß, wie er meine Worte auf eine Scheu vor der Valentinois deutete! Er vergaß den Ort, wo wir uns befanden, umfaßt, mich, und indem er mir eine Schleife raubte, rief er: die Frühlingsrose besiegt die herbstliche Malve! und küßte mir die Stirn. In diesem Augenblicke trat Montgomery aus dem Kabinet der Königin. Er ward feuerroth, doch hatt' er Fassung genug, mit einer leichten Verbeugung vorüber zu gehn. Aber der König, der in der heftigsten Spannung war, rief ihm zu: Montgomery, man sagt, ihr liebet Fräulein Limeuil? Montgomery antwortete mit erzwungener Kälte: Sie ist meine Braut. Gut, rief der König, so gebührt euch Genugthuung, und diese Schleife mag als euer Ritterhandschuh gelten. Mit diesen Worten befestigte er sie an seinen Hut.

Die Damen der Königin traten jetzt herein, und der König ging mit einiger Heftigkeit zu ihr in das Kabinet. Laß uns bald fliehen, Montgomery, sagt' ich, wenn du mich nicht gegen solche Zudringlichkeiten schützen kannst. Er blieb hierauf im Vorzimmer, bis ich mich mit Anstand entfernen konnte.

Der König versuchte nachher noch einigemal, mich zu sprechen, aber es gelang mir jedesmal ihm auszuweichen, ohne

daß er meine Absicht merken konnte. Ich erlangte indessen wenig dadurch, denn am Morgen vor dem Turnier erhielt ich ein Billet voll Galanterieen von ihm, worin er mich bat, mich zum Zeichen einiger Gunst bei dem Turnier weiß mit Rosa zu kleiden. Ich beschloß sogleich, Montgomery das Billet zu zeigen und ganz andre Farben zu wählen. So erschien ich auch im Gefolg der Königin. Der König machte mir einige Vorwürfe über meine Ungefälligkeit, und schien mir empfindlicher als er es äußern wollte. Bald nachher, als ich mit Montgomery darüber sprach, kam die Königin in meine Nähe. Schämt euch, Limeuil, sagte sie im Vorbeigehn, ihr betragt euch wie ein Kind, man wird euch künftig wie Kindern euren Anzug anbefehlen müssen. Montgomery wollte statt meiner antworten, aber die Königin wendete ihm den Rücken. Mein Freund — sagte sie verächtlich — eure Thorheit verdient kein anderes Schicksal. Montgomery glühte vor Zorn. Nach einigen Schritten aber wendete sich die Königin wieder zu ihm, und sprach freundlich, doch mit einem gewissen bedeutenden Accent: Ich hoffe, Graf, ihr begreift endlich, daß ich eure Freundin bin. Darauf ging sie schnell vorüber.

Als ich gegen Abend nach dem Beispiel der andern Fräuleins meine Kleidung wechselte, schickte mir die Königin einen sehr prächtigen und äußerst geschmackvollen Anzug von den Farben, welche der König wünschte. Ich vermuthete, das Geschenk sei von ihm selbst, und die Königin werde nur zum Schein genannt, indessen blieb hier nichts übrig als zu gehorchen. Kaum war ich auf dem Balkon wieder erschienen, als der König vom Turnier aufbrach, und mich mit den feurigsten Schmeicheleien unterhielt. Er dankte mir für die Aufmerksamkeit auf seine Bitte, wegen meines Anzuges, und zeigte mir meine Schleife an seinem Helm. Der ganze Hof ward aufmerksam, und die Königin blickte mit einem spöttischen Lächeln auf Montgomery, der außer den Turnierschranken hielt. Sein Pferd mochte den Unwillen seines Herrn fühlen und bäumte. Unglücklicherweise bemerkte der König die Bewegung und vielleicht auch die Schleife von meiner Farbe, die Montgomery seit unsrer ersten Bekanntschaft stets an Hut und Helm trug. Graf Montgomery, rief der König, ihr habt heute nicht turnirt; noch eine Lanze zu Ehren unsrer Dame! Ihr seid der Preis, schöne Klara, flüsterte er mir im Abgehn zu, und eh noch meine Angst

mir ein Wort erlaubte, saß er schon zu Roß. Ich glaubte zu vergehen, denn bei der heftigen Erbitterung zwischen beiden ahnete mir Unglück.

Mongomery lehnte die Ausforderung einigemal ab, er schien die Bitte in meinen Augen zu lesen. Die Königin schickte den Herzog von Savoyen an den König und ließ ihn bitten, sich mit dem erworbenen Ruhm im Lanzenbrechen zu begnügen, aber wer den König kennt, der weiß, daß Vorstellungen ihn allezeit nur noch eigenwilliger machen. Er bestand auch jetzt auf seinem Vorhaben, und Mongomery mußte in die Schranken reiten. Im ersten Rennen strich die Lanze des Königs hart an Mongomery's Helm vorbei, im zweiten riß die Spitze ein Stück des Helmschmuckes ab. Ich litt tödtliche Angst, denn es war unverkennbar, daß der König absichtlich nach Mongomery's Haupt seinen Stoß richtete. Der Graf hatte beidemal gegen seinen Gegner die Lanze gesenkt. Dieser schien darüber entrüstet und rief ihm einige Worte zu, die ich nicht verstand. Beide sprengten nun wild auf einander. Mongomery traf den König auf die Brust, daß die Lanze splitterte, und im Augenblick sank der König blutend und ohnmächtig aus dem Sattel. Ein Splitter des abgebrochenen Schafts von Mongomery's Lanze war ihm durch das Auge tief in den Kopf gedrungen. Was nach diesen schrecklichen Augenblicken vorgegangen, weiß ich nicht.

Mongomery schickt mir eben einen männlichen Anzug zu Erleichterung unsrer Flucht. Die nächste Nacht ist dazu bestimmt. Ein dunkler Himmel begünstigt uns. Wenn du diesen Brief erhältst, meine Mutter, ist deine Klara dir vielleicht schon nahe.

12. Cäcilie Fleury an Frau von Limeuil.

Ich muß die schmerzliche Pflicht erfüllen, Ihnen, Madame, die nähern Umstände der traurigen Begebenheit zu berichten, die Ihr mütterliches Herz schon mit dem tiefsten Schmerz erfüllt hat. Trost werden Sie von mir nicht erwarten, die selbst durch den Verlust ihrer Freundin und Wohlthäterin auf das tiefste gebeugt ist. Ihre Klara genoß das seltene Glück ihr Leben zu beschließen im Augenblick seiner schönsten Blüthe. Sie verschied in den

Armen ihres Geliebten, dessen Leben sie durch ihren Tod rettete. Ich sollte das Glück nicht haben für Klara zu fallen, denn der auf mich gerichtete Angriff mißlang.

Ich wiederhole nicht, was Sie von unsrer Klara selbst ohne Zweifel erfahren haben, wie ihre Flucht mit dem Grafen Montgomery verabredet war. Mit einbrechender Nacht führte uns einer von des Grafen Dienern ungestört aus der Stadt. Klara war in männlicher Kleidung. und ich saß in weiblichem Anzug an ihrer Seite. In der Nähe der bezeichneten Kapelle stiegen wir aus, und ließen den Wagen weiter an den von dem Grafen bestimmten Ort fahren, wo frische Pferde unsrer warteten.

Der Graf kam uns entgegen, ein Geistlicher wartete schon in der Kapelle, und in wenig Minuten war die Kopulation vollzogen. Die jungen Gatten überließen sich den süßesten Hoffnungen. Sie ahndeten nicht die Nähe des feindlichen Verhängnisses! Graf Montgomery war einige Stritte vorausgegangen, um wegen der Reise Befehle zu ertheilen, und seine Gemahlin, die nun alles Leiden überstanden zu haben glaubte, umarmte mich mit allem Feuer der seligsten Freude. Im Augenblick ward ein Schuß gehört, und ich fühlte eine Kugel bei mir vorüber zischen, ein zweiter Schuß, und die Gräfin sank blutend neben mir zu Boden.

Der Graf eilte sogleich herbei und schickte seine Leute den Mördern nach; allein sie waren so schnell entflohen, daß keine Spur von ihnen zu finden war. Ohne Zweifel galt wenigstens Ein Schuß den Grafen und der Mörder ward durch Klara's männliche Kleidung gemißleitet. Wer seinen Tod verlangte, gebührt mir nicht zu vermuthen. Der Graf scheint um ein Geheimniß gewußt zu haben, das sein Tod versiegeln sollte.

Die Gräfin drang nun mit der letzten Kraft ihrer sterbenden Stimme in ihren Gemahl, daß er in schleuniger Flucht seine Rettung suchen solle: sie mußte ihn endlich mit der Hoffnung täuschen, ihre Wunde sei mehr schmerzlich als gefährlich, um ihn zu bewegen, daß er für sie sein Leben sicher stellen möge. Nie werde ich diesen Abschied vergessen! — Als der Graf sich losgerissen hatte, brachte ich die Sterbende mit Hülfe des Geistlichen in ein nahes Nonnenkloster. Sie bat vor ihrem Ende, das sie nicht fern fühlte, unter die Zahl der frommen Schwestern aufgenommen zu werden, und die Aebtissin erfüllte diesen Wunsch.

Sie, Madame, hätten jetzt ein Recht auf die gränzenlose Dankbarkeit, mit welcher ich Ihrer verewigten Klara verpflichtet war. Wer aber, wie ich, die schönsten Freuden der Welt in so furchtbarer Zerstörung sah, der sehnt sich aus dem Kreise betrüglicher Hoffnungen in die stillen Wohnungen des klösterlichen Friedens. Dort werde ich, in frommen Uebungen und Gebeten für das ewige Heil unserer Klara, mein Leben beschließen. Möge es mir da auch gelingen, für Ihren gerechten Schmerz den Trost des Himmels zu erstehen.

13. Archiv-Nachricht.

Am Tage Mariä Himmelfahrt im Jahr unsers Herrn Eintausend Fünfhundert Neun und Funfzig, ist ein Fremder, so sich Lukas von Florenz genannt, zu Montremy angekommen, und hat mit der Frau Marquise zu sprechen verlangt, worauf dieselbe sich mit gedachtem Florentiner mehrere Stunden in ihr geheimes Kabinet verschlossen, woselbst sie verschiedene Briefschaften und Papiere emsig durchgesehn, ohne daß man jedoch erfahren können, worüber sie sich unterhalten, daher denn viele den gedachten Florentinischen Meister für einen Goldmacher oder Adepten halten wollen, besonders da die Frau Marquise am nächstfolgenden Tage eine sehr starke feuerfeste Halle in dem Schlosse anlegen lassen, welche jedoch von denen, so sie in ihrer fertigen Gestalt betrachtet haben, wol mehr vor eine Todtengruft, denn vor ein alchymisches Laboratorium gehalten werden möchte.

Es ist auch kurze Zeit darauf, nachdem die erwähnte Halle ausgemauert gewesen, ein Todtensarg aus einem Kloster auf das Schloß abgeholt und in diese Halle, nachdem sie vorher von dem Priester geweiht, jedoch bei nächtlicher Stille, und bloß in Beiseyn der Frau Marquise, des Pater Aymar, und meiner, des Kastellans, versenkt, auch darüber eine Bildsäule der Frau Gräfin Montgomery aus dem Hause Limeuil aufgerichtet worden, woraus nicht uneben zu vermuthen, daß deren todter Leichnam in diese Halle versetzt worden. Was aber die Frau Marquise bewogen habe, dem Leichnam diese veränderte Ruhestelle anzuweisen, solches hat dieselbe niemand

entdeckt, sondern dieses Geheimniß mit sich in die Gruft genommen. Es will aber der Herr Pater Aymar von einer Nonne, welche die Vertraute der Gräfin Montgomery, und bei ihrem traurigen Ende zugegen gewesen, vernommen haben, wie die Gräfin einmal eine furchtbare Vorstellung künftiger Ereignisse gesehn, und daher im Grabe nicht Ruhe finden könne, bis alles erfüllt sei, was der Schwarzkünstler ihr im Bilde gezeiget. Was davon zu halten, überlasse ich den Gelehrten auszugrübeln; der armen Seele aber wünsche ich die himmlischen Freuden, und dem Leib eine sanfte Ruhe im Grabe, so wiedermaleins eine fröhliche Auferstehung.

*

Der größte Theil des Tages war über dem Abschreiben dieser Nachrichten verstrichen. Ich beschloß daher mit den, nächsten Morgen meine Reise fortzusetzen. Mein Wirth sprach noch einiges mit mir über jene sonderbare magische Vorschau und ihr wunderbares Zusammentreffen mit der Geschichte. Ich gestand ihm, daß ich die Thatsachen, die hier ziemlich begründet schienen, nicht läugnen könne, daß ich aber eben so wenig solche Begebenheiten mit den Gesetzen der Natur in Übereinstimmung bringen könne, und erbat mir seine Ansicht der Sache.

Geht es uns — erwidert' er — nicht mit vielen, fast den meisten natürlichen Phänomenen so, daß wir sie für wahr annehmen, ohne sie erklären zu können? Denn was man im gemeinen Leben Erklärung nennt, ist ja gewöhnlich nur Veränderung des Wortes, die uns der eigentlichen Einsicht um keinen Schritt näher bringt.

Erklärung — fuhr er fort, als ich ihn mit fragendem Blick ansah — verlangen und erwarten wir nur dann, wenn eine Sache mit einer andern, die uns für unbezweifelt gilt, in Widerspruch zu stehen scheint. Die Erklärung soll den Widerspruch aufheben, das heißt, sie soll nachweisen, daß das Bezweifelte mit dem Unbezweifelten in seinem Wesen Eins und Dasselbe, und nur in Form, Richtung, Ansicht, oder andern Beziehungen verschieden sei. Dieses Licht über den dunklen Ursprung der Dinge ist die wahre Aufklärung. Unstreitig wird die Erklärung immer schwieriger, je weiter die in Widerspruch scheinenden Dinge von ihrem gemeinschaftlichen Ursprung entfernt sind. Nehmen Sie

dazu, daß der größte Theil der Menschen, auch der Gelehrten, ihre Geisteskraft bloß mechanisch geübt haben, daß sie daher das Erklären bloß als mechanisches Zergliedern und Zusammenstellen betrachten und handhaben.

Daher die Unsicherheit in allen Ansichten solcher Dinge, die nicht durch bloß mechanische Kräfte von der Natur hervorgebracht werden, und die vielen verfehlten Theorien, welche dergleichen Wirkungen mechanisch erklären wollten. Wir müssen ein höheres Denkvermögen kultiviren, um die chemischen Durchdringungen, wieder ein höheres, um das organische Leben zu begreifen, aber natürlich hält die mechanische Denkweise diese Forderung sowol, als die Aussprüche jener höhern Fähigkeiten, für Schwärmerei, wiewol sie wenigstens zu der Einsicht gelangen könnte, daß, weil in der Natur Wirkungen sind, die mechanischer Weise nicht begreiflich sind, es auch im Geist analoge Fähigkeiten geben müsse, welche jene Wirkungen unmittelbar und ohne Beihülfe des mechanischen Denkens auffassen können.

Ein noch höheres Denken als selbst das organische, würde uns erst über das, was wir Geisterwelt nennen, vollen Aufschluß geben können, indessen gibt uns die chemische und organische Natur in vielen unbestrittenen Erscheinungen den Schlüssel zu den Wundern der Geisterwelt; denn was ist Prophezeiung anders als das Vorgefühl künftiger Veränderung, z. B. des Wetters, in einer höhern, geistigen Sphäre? So haben alle Wunder der Geisterwelt ihr Vorbild in der organischen Natur, so wie diese wiederum ihre analogen vorbildlichen Erscheinungen in der chemischen Reihe von Wirkungen findet.

Unsre Unterhaltung, die ich gern fortgesetzt hätte, wurde hier abgebrochen. Meine Reise litt keinen Aufschub, und unter den herzlichsten Danksagungen trennte ich mich von meinem Freunde.

Ich ahndete damals noch nicht, wie viel ich ihm zu danken hatte. Die Partei, deren Pläne mein Hof begünstigte, war in einem schnellen und heftigen Kampf untergelegen, ihr mächtigstes Haupt war gestürzt, und der geheime Geschäftsführer einer andern Macht war als ein Opfer der siegenden Partei gefallen. Ich würde einem gleichen Schicksal

nicht haben entgehen können, wär meine Reise nicht durch die Warnung meines Freundes verzögert worden.

Die veränderten Verhältnisse gaben meiner Wirksamkeit nun eine andre Richtung, und erst nach mehreren Jahren führte mich eine neue Reise in die Gegend von Montremy. Mein ehrwürdiger Freund lebte nicht mehr, die Reste des Schlosses und mit ihnen jene Halle waren durch den Krieg völlig verwüstet, die Einwohner waren geflüchtet, und ich fand niemand, der mir Nachricht geben konnte, ob die verschleierte Braut nun ihre Ruhe gefunden habe.

Der Gespensterläugner.

Die Vokation.

Der Advokat Gerstensaft lag eben mit der sechsten Frühstückspfeife im Fenster, und überlegte sich, daß ein großer Mann an ihm verdorben sei. Oder vielmehr nicht verdorben! Wußte er doch was er wußte. Was man zu Ruhethal, seinem Geburtsorte, ganz verkannte, das wurde darum nicht auch anderwärts übersehen. Er hatte bei seinem letzten Aufenthalte in Klatschhausen dort eine besonders gute Reputation hinterlassen. Die Stadtdirektorin hatte ihm beim Abschiede die Taschen mit Eßwaaren, und ihr Gatte das Herz mit Hoffnungen vollgestopft. Die Schwester der Stadtdirektorin, des letzten Prokonsuls Wittwe, war noch weiter gegangen. Sie hatte ihm zu Liebe das schwarze Band, welches dem Andenken ihres Seligen gewidmet war, den zahlreichen Lastermäulern zum Trotz, eine ganze Woche zu früh von der Haube genommen, ja sogar mit dem Ringe des Seligen hatte sie den Advokat Gerstensaft schon auf dieser Erde selig gemacht. Er für seine Person war noch auf keine Rathswahl so begierig gewesen, als auf die nächste zu Klatschhausen. Dem Kalender nach war sie vorbei, und er ärgerte sich nur über die Langsamkeit der Post, durch die er erst morgen um diese Zeit von ihrem Ausfall unterrichtet werden konnte. Aber sein Verdruß ging bald in Entzücken über. Ein Reiter erschien in der Straße, der, so hörte er deutlich, nach Sr. Hochedelgeboren dem Herrn Advokat Gerstensaft fragte. Der Reiter sprang vom Pferde und die Treppen herauf. Es war ein Expresser, den E. E. Rath zu Klatschhausen an den neugewählten Prokonsul abschickte, um diesem die glückliche Wahl zu notificiren, und die Sehnsucht nach seiner baldigen Ankunft auszudrücken.

Die Abreise.

Am Morgen vor der Abreise warf der designirte Prokonsul aus seinem Dachstübchen noch einiges stilles Mitleid auf die tief unter ihm liegende Stadt. Sie soll hören, sagte er tief sich selbst, was ihr an mir für ein Mann verloren gegangen ist, da sie nicht hören wollte, was sie an mir für einen Mann hatte. Vergebens habe ich gegen Exorcismus und Aberglauben gepredigt, vergebens den Anbau des vaterländischen Kaffees und Tabaks dringend anempfohlen. Die Anzeiger haben meine einsichtsvolle Stimme durch ganz Deutschland mit vielem Erfolg, wie ich hoffe, getragen. Nur hier hat sie taube Ohren gefunden. Das Wochenblatt von Klatschhausen soll mich fürchterlich rächen. Es soll kund thun, was mein Geist für Umwandlungen hervorbringt und welches Gewicht auch eine kleine Stadt in der glänzenden Wagschaale der Aufklärung erringen kann, wenn große Männer an ihrer Spitze stehen.

Der Postillon unterbrach seine Freuden an der Zukunft nicht unangenehm. Herr Gerstensaft veranstaltete das Nöthige, versicherte beim Abschiede seinen Wirth, daß er von ihm hören werde, und ärgerte sich noch beim Einsteigen in die Kalesche über die Gleichgültigkeit, womit dieser seine schätzenswerthe Zusage aufgenommen hatte.,

Herr Gerstensaft, nicht? fragte die Schildwache im Thore.

Prokonsul Gerstensaft vielmehr, antwortete er ziemlich erboßt, daß noch ein Mann in der Stadt lebte, der von der Krone nichts wußte, welche E. E. Rath zu Klatschhausen seinen Verdiensten gespendet hatte.

Gefahren.

Die Postillons hatten aber in den ersten beiden Tagen ihre Pferde so sehr geschont, daß der Prokonsul bei der letzten Station Abend und Nacht zu Hülfe nehmen mußte, wenn er zur versprochenen Zeit in Klatschhausen eintreffen wollte.

Die Straße ist doch auch sicher? fragte er mit Herzensangst den Postillon, als es stockfinster geworden war.

So, ziemlich! hieß die Antwort. Dann und wann sind freilich Leute hier im Walde todtgeschlagen worden, wie die drei

Spitzbuben am Galgen bezeugen können.

Mache Er wenigstens dann, daß wir hier vom Flecke kommen.

So was ist bald gesagt! Auf so bösem Wege findet sich das: eile mit Weile, von selber. Auch kommen wir ohnehin nur aus dem Regen unter die Traufe, mein lieber Herr. Denn dort über dem Hohlwege, da liegt, so zu sagen, der Hund begraben. Ich meine, dort steht, mit Ehren zu melden, der Galgen und die drei Spitzbuben hängen daran, mit denen der Wind am Tage klappert. Die spazieren dann bei Nacht bisweilen auf die Straße herunter, um ihrem infamen Metier auch im Tode noch nachzugehen und Postillons und Passagiers wacker zu necken. Schon mancher Wagen ist durch diese vermaledeiten Bursche umgeworfen und in tausend Stücke geschlagen und gewiß, auch gar manchem armen Teufel, wie ich und der Herr sind, das Lebenslicht ausgeblasen worden.

Lieber Mann, erwiderte hierauf der aufgeklärte Passagier, lasse Er sich doch nicht solche Ungereimtheiten weiß machen.

Weiß machen! Erst gestern ist ein Wagen grade unterm Galgen verunglückt und der Herr will vom Weißmachen reden. Ich lasse mir von niemandem etwas weiß machen. Auch von dem Herrn nicht. Aber Gott danken will ich, wenn der Hohlweg, der nun eben angeht, glücklich überstanden seyn wird. — Da haben wir den Teufel, setzte er bald hinzu, als der Wagen einen Stoß bekam, wodurch dem Prokonsul der Mangel gehöriger Polster auf dem Sitze und an seinem Leibe überaus fühlbar wurde.

Nicht wahr, fing nun der Postillon wieder an, nun wird der Herr nächstens eine andre Sprache führen. Und was für eine Eisluft von dem Elementsgalgen herüberweht!

Gespenster.

Ein neuer Stoß, der den Rossebändiger aus dem Sattel hob und dem Prokonsul das falsche Haar unmanierlich vom Hinterhaupte streifte, war das Signal zu neuen Ereignissen.

Der Himmel stehe uns bei! rief der Postillon, als die Pferde hoch aufbäumten und weder dem Zureden noch der Peitsche

einigen Einfluß auf sich gestatteten.

Was giebts denn? fragte der Reisende ängstlich.

Was wird's geben? Eine Parthie schloß, weiße Gespenster haben uns ganz den Weg vesperrt.

Nur zugefahren!

Ei, so fahren Sie doch. Hier ist die Peitsche.

Der Prokonsul sprang hierauf aus dem Wagen und wollte schon die Peitsche ergreifen, als er in der That des Postknechts Aussage bestätigt, die Gespenster im Wege liegen und die Pferde bei dem Hiebe, den ihr Mentor noch einmal versuchte, abermals hoch aufbäumen sah.

Es könnte ja wohl auch etwas anders als Gespenster seyn. Wenn man nun auf die Seite zu schieben suchte, Postillon!

Schieben Sie, meinetwegen. Ich vergreife mich nicht daran. Es thut mir schon leid genug, daß ich vorhin solche ungezogene Reden ausgestoßen habe, gegen die drei lieben, gnädigen Herren oben am Galgen. Ich widerrufe auch auf der Stelle jedes unschöne Wort und will mich mein Lebtag nicht wieder mit solchem Vorwitz einlassen.

Was denn aber anfangen? fragte der Passagier.

Gar nichts, da die unvernünftigen Pferde selber so viel Vernunft haben und bei so bewandten Sachen nicht weiter wollen.

Neue Schrecknisse.

Du mein Himmel! rief der Prokonsul und sah schon im Geiste die nahen schönen Hoffnungen mit seinem ganzen Leben in diesem Hohlwege zu Grunde gehen.

Der Postillon stimmte endlich ein geistliches Lied an. Der Prokonsul suchte ihm begreiflich zu machen, daß das uralte Lied die Censur nicht mehr passire, weil es von dem neuen Gesangbuche ausgeschlossen worden, aber der Pferdelenker versicherte, seine Großmutter habe das Lied in der Gespensterstunde sehr probat gefunden. Darauf entschloß sich

der Prokonsul selbst den Gesang durch seinen wohlgenährten Bierbaß zu verschönern und zu verstärken.

So standen die Sachen, als ein Licht immer näher und näher rückte.

Der Postillon setzte dem Prokonsul umständlich aus einander, was von Lichtern zu halten sei, die um solche Zeit in der Nähe der Hochgerichte herumflankirten. Gemeiniglich wären Männer, die ihre eigenen Köpfe unterm Arm trügen, oder ähnliche Unholde von der Parthie und kräftige Stoßgebete noch die besten Präservative, wo nicht gegen den Tod, doch gegen den Teufel.

Und der Prokonsul war in diesem Augenblicke von seiner Liebe zur Aufklärung dermaßen zurückgekommen, daß er wirklich mit lauter vernehmlicher Stimme alle die Stoßgebete nachsagte, wodurch der Postillon seine Seele zu retten suchte.

Der Schimmel.

Als endlich das wandelnde Licht ganz nahe kam, entdeckte man einen Wagen dabei, dessen Geräusch durch das fürchterliche Geheul des Sturmes überschrien worden war. Der Wagen sollte einen Schimmel abholen, der den Tag zuvor an derselben Stelle ein Opfer der abscheulichen Straße hatte werden müssen.

Dem Postillon wurde sein Herz um viele Centner leichter, als mit dem Schimmel auch zugleich die Gespenster verschwanden.

Herr Gerstensaft war schon weniger zufrieden. Zwar dankte er ebenfalls dem Himmel, doch verdroß es ihn auch erstaunlich, daß der Postillon nicht einmal so viel Ambition hatte, um zu verschweigen, wie sehr sie beide von einem todten Pferde in's Bockshorn waren gejagt worden. Obendrein war der Postillon aus Klatschhausen. Wenn der Kerl plauderte, so konnte es um des Prokonsuls Ansehen und zugleich um seine Reformationsplane geschehen seyn.

Bei reiferm Nachdenken aber beruhigte er sich etwas. Des Prokonsuls Worten, dachte er, wird man doch eher glauben, als der Aussage eines miserablen Postillons. Auch werde ich gewiß

durch die That beweisen, daß er gelogen haben muß. sobald sich irgend Gelegenheit darbietet. Zugleich bat er der Aufklärung den eben begangenen Fehltritt von Herzen ab, und gelobte ihr seine Treue von nun an auf ewige Zeiten.

Neuerungen.

Der Prokonsul that, wie er gesagt hatte. Ganz Klatschhausen konnte sich ein Paar Wochen lang vor seinen Gedanken über den Mann gar nicht mehr verhegen. Trug er doch, wahrhaftig, weder Zopf noch Haarbeutel, sondern ging mit abgeschnittenem und ungepudertem Haar in den Rath. Dazu schien er sich um alles bekümmern und Schul- und Brauwesen, Kirche und Küche der gesammten Stadt auf Einmal völlig umarbeiten, mit Einem Worte, er schien Berge umreißen zu wollen.

Weil er sich dabei nun auch in die Geschäfte der übrigen Senatoren mischte, so sagte der Syndikus: Das geht nicht, Herr Kollege. Aber der Prokonsul erwiederte trotzig: ich setze es durch, und sollte ich mich an den König wenden. Wo alles schläft, da wird es Pflicht zu wachen und thätig zu seyn.

Dem Stadtdirektor, der die meiste Schuld an der neuen Wahl hatte, wurde deßhalb erschrecklich von seinen Kollegen mitgespielt. Dem guten Stadtdirektor. Denn was würde damals seine liebe Frau gesagt haben, wenn er ihrer leiblichen Schwester nicht den Gefallen gethan hätte. Bei der Prokonsulin Jahren und Aeußerm fanden sich nicht alle Tage Männer. Mit einem simplen Advokaten aber zum Altar zu treten, das durfte doch wohl kein Christenmensch der Wittwe eines Prokonsuls zu Klatschhausen zumuthen wollen! Der Stadtdirektor konnte sich indessen mit der Neuverehelichten trösten. Denn auch sie hatte ganz andre Dinge von der Liebe und Dankbarkeit ihres zweiten Gatten erwartet. Sie hatte geglaubt, er werde für das artige Vermögen, das sie ihm mitbrachte, so artig seyn, und ihr in allen Stücken den Willen lassen. Darin aber war ihre Rechnung ganz ohne den Wirth gemacht. Herr Gerstensaft war als Kandidat und Bräutigam aus lauter Höflichkeit und Ergebung zusammengesetzt gewesen, um als Prokonsul und Gatte den

Spieß umkehren und Ergebung und Höflichkeit gegen Senat und Gattin ganz an den Nagel hängen zu können.

Lottchen.

Es gab Leute in Klatschhausen, welche behaupteten, daß so ein Donnerschlag aus heiterm Himmel dem schlafsüchtigen Senate schon zu gönnen wäre, und der Frau Prokonsulin dazu. Denn es war ein Spektakel wie die böse Frau ihrem ersten Manne den Daumen aufs Auge gesetzt hatte, und wie sie noch bis diese Stunde ihre einzige Tochter plagte und peinigte. Und letzteres bloß darum, weil das hübsche Kind Geschmack hatte. Lottchen wollte nämlich statt des alten höckrigen Kammerers, den sie heirathen sollte, einen jungen, kerzengraden Springinsfeld zum Manne haben, der freilich keine vollen Geldkasten, wie der Alte, aber doch ein volles Herz für sie besaß. Und ein Herz, das auch Geschmack hatte, wie Lottchen besser als irgend jemand einsah.

Denn der Springinsfeld hatte vor Kurzem in der Ressource gradezu erklärt, daß die zum Ideal erhobene mediceische Venus für eine wahre Satire auf den Schönheitssinn der Alten und Neuen gelten könne, weil ein Ideal für weibliche Reitze ohne ein schalkhaftes Stumpfnäschen nicht denkbar sei. Und wer grade so ein schalkhaftes Stumpfnäschen besaß, darüber gab unserm Lottchen jeder ehrliche Spiegel Auskunft. Außerdem hatte der Schönheitskenner bei andrer Gelegenheit auch erklärt, daß Lottchen und sonst kein Mensch je die Seinige werden könne, und dabei hatte er so erbärmlich gethan, als ob er das ganze Tischen Leichtfertigkeit, welches ihm angeboren war, seiner unglücklichen Liebe zu Gefallen für immer aufgeben wolle.

Doch das alles nur beiläufig. Herr Gerstensaft wollte aber doch Figur machen und konnte unmöglich dulden, daß der Gleitsmann gegenüber auf steinernen Treppen in sein bequemes Quartier stolzierte, während er, der Prokonsul auf einer Treppe von Holz in einen engen winkelichen Käfig poltern mußte. Das war freilich ein vernünftiger Grund. Auch die Frau Prokonsulin, die dem Hochmuthe der Frau Gleitsnannin schon längst gern eins angehangen hätte, sah das vollkommen ein. Wenn man aber,

meinte sie, dergleichen Dinge nicht auf eine geschickte Weise ändern kann, so muß man sich doch darein ergeben. Und es stand jetzt grade kein Haus in der Stadt zu Kaufe, welches steinerne Treppen und sonst die erwünschte Bequemlichkeit gehabt hatte.

Ein einziges ausgenommen, vor dem aber die Frau Prokonsulin einen entschiedenen Abscheu hatte, so vornehm es auch wirklich aussah. Es ging nämlich die Rede, daß die Abend- und Nachtstunden in diesem Hause gar nicht plaisirlich zuzubringen waren, weil dann die verstorbenen Besitzer einzusprechen und allerlei unfertige Späße zu treiben pflegten, aus denen einigemal sogar völliger Ernst geworden seyn sollte. Wenigstens behauptete man, daß die Gespenster vor langen Jahren einmal im Keller dieses Hauses gegen Mitternacht jemanden den Hals auf den Rücken gedreht hätten.

Und grade dieses Haus hatte der Prokonsul gekauft. Grade dieses Haus paßte auch am besten in seine Plane und war fast noch, mehr Ursache zu seinem Wunsche, die alte Wohnung aufzugeben, als der Vorzug, den der Gleitsmann ungebührlicher Weise vor dem Prokonsul voraus hatte. Denn die natürliche Auflösung jener Gespenstergeschichte im Hohlwege, hatte den Prokonsul dermaßen in seinem damals wankenden Glauben, daß jede ähnliche Geschichte entweder auf fremdem Betrug oder dem Betrüge durch die eigene Einbildungskraft beruhen müsse, bestärkt, daß er nur auf Gelegenheit lauerte, um die Wahrheit dieses Glaubens allem Volke klar zu beweisen.

Ein Beweis dieser Art sicherte ihn auch vor den Erzählungen seines nunmehrigen Mitbürgers des bewußten Postillons, an den er manchmal mit Schrecken dachte. Denn wenn er eben nach Ausführung einer hohen Idee den Postillon vorbeireiten sah, so fiel ihm allemal sein Muth wieder, und es war ihm, als ob der freche Kerl zu ihm sagte: Prokonsulchen, Prokonsulchen, wenn ich reden wollte! —

Der Vertrag.

Ich garantire Deinen Hals! sagte der Prokonsul zu seiner Gattin, die in dem verwünschten Hause darum zu kommen fürchtete. Es wäre ja ein wahrer Schildbürgerstreich gewesen, wenn wir das schöne und wohlfeile Gebäude aus den Händen gelassen hätten. Um eines so albernen Aberglaubens willen!

Vergebens suchte die Frau Prokonsulin Himmel und Erde zu bewegen. Jedermann wurde von ihr um Rath in der Sache gefragt, und selbst eine Frau, welche am äußersten Ende der Vorstadt die Schicksale der Menschen aus Kaffeetassen verkündigte, nicht übergangen. Nirgends Hülfe. Endlich gab ihr noch jemand den Einschlag, daß sie mit ihrem Gatten die Abrede nehmen möchte, er solle das Gespensterhaus zuerst allein beziehen. Lief es gut ab, nun so würde sie nachkommen. Im Gegenfalle bleibe ihr doch wenigstens die Beruhigung, sein Unglück nicht verschuldet zu haben.

Der Prokonsul war mit ihrem Vorschlage zufrieden und versprach ganze acht Tage allein in dem neuen Hause zuzubringen, und die Gespenster, wie er sagte, ruhig zu erwarten. Ja, er war übermüthig genug, die Wette mit seiner Gattin einzugehen, daß er einen silbernen Becher, der beim Einräumen des Weines in den Keller des Gespensterhauses stehen geblieben war, sogleich in der ersten Nacht zwischen elf und zwölf Uhr heraufholen und ihr ihn überbringen wollte.

Um jedoch auch einige Gesellschaft zu haben, so wurde der Rathsaktuar Blond, auf den er große Stücke hielt, dazu auserlesen. Ueberdies gestand ihm die Frau Prokonsulin recht gern ihre Köchin zu und behalf sich indessen so gut sie konnte. Abgehen, meinte sie, wolle sie ihm nichts lassen. Möchte der Himmel selber über ihn verhängen, was er für gut finde.

Beruhigt war sie darum aber doch ganz und gar nicht, so viel ihr auch von verständigen Leuten zugeredet wurde. Denn — — sagte sie, doch die Zukunft wird es ja wohl von selbst lehren, was sie damals ohngefähr gesagt oder gedacht haben kann.

Die Obskuranten.

Am Abend vor dem Einzuge des Prokonsuls in das neue Haus, kam die Rede in der Ressource zufällig vom Gespensterhause auf das Gespensterbuch, welches jemand mitgebracht hatte.

Der Prokonsul durchblätterte den Anfang des ersten Theils und rief entrüstet aus: Was, eine Gespenstergeschichte ohne natürliche Auflösung? Und das im neunzehnten Jahrhunderte? Will man uns wieder in das Zeitalter der Barbarei und des Aberglaubens zurückwerfen? Morgendes Tages muß in den Leihbibliotheken nach dieser Obskurantenschrift gesucht, sie muß weggenommen und wenn nicht verbrannt, doch wenigstens über das Weichbild unserer guten Stadt hinausgeschafft werden. Denn in einer Stadt, wo ich Prokonsul seyn soll, da darf die Aufklärung keine so unverschämten Backenstreiche erhalten.

Aber, fiel ein Fremder ein, der zum ersten Male in der Ressource erschien, das scheint gar nicht der Wille des Verfassers zu seyn, wie der Herr Prokonsul bald sehen würden, wenn sie die Nachrede zu lesen belieben wollten.

Doch damit kam der naseweise Neuling dem Prokonsul grade recht. Was Nachrede! sagte er. Ist in der Nachrede eine Auflösung für die Historie von dem sogenannten Freischützen?

Das wohl nicht. —

Nun also. So was, mein Herr, kann durch keine Nachrede entschuldigt werden. Auch sollte dergleichen niemand in Schutz nehmen und wenn er der leibliche Bruder des Verfassers wäre. Es giebt keine Gespenster! Daher müssen die Geschichten davon Lügen seyn und gelogen soll nicht werden, weil das schon die zehn Gebote nicht haben wollen. Womit wäre denn wohl ein so unbefugter Schriftsteller zu rechtfertigen, heh?

Ich darf erinnern, erwiederte der Fremde, daß dann gar keine Gedichte überhaupt existiren könnten.

Ei, Gedichte! Nur nicht das Hunderte ins Tausende gemengt. Gedichte, das ist wieder etwas anders, das sind Dinge, die sich reimen oder die doch in gewissen Absätzen gedruckt werden. Uebrigens möchte man in Gottes Namen auch die Gedichte verbieten, denn ich begreife nicht, was für reellen Nutzen sie haben. Mit all ihren Gedichten werden die unnützen Verfasser wahrhaftig keine einzige Kartoffel oder Runkelrübe

hervorbringen, auch weder Kaffee noch Zucker wohlfeiler machen, das sage ich.

Aus diesen Aeufferungen nahm die Frau Prokonsulin seufzend ab, daß ihr Gemahl sich während der Probewoche im neuen Hause tüchtig gegen die Gespenster zusammennehmen würde, und daß er, wenn sie's nicht überaus bunt mit ihm machten, doch leicht die acht Tage aushalten, und sie nachher das Unglück haben könnte, mitten unter das pochende, scharrende und sonst handthierende unsichtbare Gesindel ziehen zu müssen, das bei übler Laune den Leuten nur gar zu gern die Köpfe auf den Rücken drehte.

Der Aktuaris.

Der Prokonsul saß am Abende des folgenden Tages richtig in dem Gespensterhause und kuckte bei jedem Knistern der Tische und Thüren sich herzhaft um, ohne irgendein Gespenst gewahr zu werden. Endlich erschien der Aktuaris Blond, nach des Prokonsuls Meinung der einzige Mensch in Klatschhausen, mit dem ein recht vernünftiges Wort zu reden war, und den er auf eine Suppe eingeladen hatte.

Es ist sehr schön und rühmlich, begann der Aktuaris, es verdient in den Annalen unserer guten Stadt Mit goldenen Lettern aufgezeichnet zu werden, wie Sie in der kurzen Zeit, daß hiesige Einwohner so glücklich sind, einen ächten Vater und Versorger in Ihnen, Herr Prokonsul, zu verehren, schon so viel Gutes und Großes gestiftet haben. Durch die Wahl dieses verrufenen Hauses erwerben Sie Sich ein neues, unsterbliches Verdienst um die Aufklärung von ganz Klatschhausen. Es soll kein Aberglaube mehr seyn! rufen sie kräftig damit aus, daß sie ihr eigenes folgenreiches Leben gleichsam zum Pfande für die Nichtexistenz der Gespenster und Kobolde einsetzen.

Ich gestehe gern, daß ich, meines Orts, schwerlich so viel über das angeborene Vorurtheil gewonnen hätte. Denn so oft ich mir auch sagen mag: Ohnfehlbar ist alles, was man von den Vorfällen in diesem Hause erzählt, durch Betrüger veranstaltet gewesen, so kann ich mich doch niemals zugleich des

entgegengesetzten Gedankens an die Möglichkeit überirdischer Einwirkungen ganz erwehren, wie ich denn zum Beispiel durchaus nicht an nächtliche Geistervisiten auf den Kirchhöfen glaube und doch zur Nachtzeit um keinen Preis dahin gehen möchte. So etwas hat man aber auch nicht nöthig. Und Sie, Herr Prokonsul, würden sich wohl auch bedenken, bei Nacht zwischen elf und zwölf Uhr in den berüchtigten Keller dieses Hauses hinabzusteigen.

Keinesweges, mein lieber Blond. Habe ich doch sogar mit meiner Frau gewettet, ihr einen silbernen Becher, zum Beweise, daß ich in dieser Stunde unten gewesen bin, noch heute zu überbringen. Um elf Uhr wird sie mir den Schlüssel zum Keller herüberschicken Und Sie, guter Aktuarium, müssen mich wahrhaftig begleiten. Nicht als ob ich Anstand nähme, mich auch allein hinunter zu wagen. Gott behüte! Aber es befördert die gute Sache, wenn zwei glaubwürdige Personen versichern können, daß sie an einem so berüchtigten Orte durchaus nichts Ungewöhnliches gesehen und gehört haben.

Herr Prokonsul, sagte der Aktuarium, ich gestehe gern meine Schwäche, und bitte daher, mich von diesen, Gänge zu dispensiren.

Aber vergebens, der aufgeklärte Mann faßte ihn bei der Ambition und ruhte nicht eher, bis der Aktuarium ihm die Begleitung zugesagt hatte. —

Ich darf von der allumfassenden. Klugheit des Herrn Prokonsuls hoffen, sprach der Aktuarium, ich darf hoffen, daß Sie allem möglichen Betrüge hinlänglich vorgebaut und darauf gedacht haben, daß niemand Verdächtiges weder von außen herein kommen noch im Innern sich aufhalten könne?

Alles besorgt! Vorsicht ist ja die Mutter der Weisheit. Der bewußte Rathsdienner steht an der Hauptthüre und der Frohn am Gartenthore Schildwache.

Der Hagel.

Was ist das? rief der Aktuarium aufspringend, als jetzt auf Einmal ein starker Hagel an die Fenster schlug. Und dazu der

Himmel mit Sternen übersät!

Eine sehr merkwürdige Naturerscheinung! sprach der Prokonsul. Das Erstaunen stieg noch um vieles höher, als die Köchin hereinkam, und man hörte, daß auf der entgegengesetzten Seite des Hauses, wo die Küche sich befand, der Hagel gar einige Fenster eingeschlagen hatte.

Wunderbar genug! sprach der Aktuarium mit einer Stimme, die nicht von allzugroßem Muthe zu zeugen schien. So ist denn dieser Hagel in zwei ganz verschiedenen Richtungen herabgefallen!

In Stücken wie die Hünereier! sagte die Köchin, eine große Portion Eis aus der Schürze hervorzeigend.

Als sie wieder hinaus war, sprach der Aktuarium: Ich will nicht läugnen, daß mich dieser Umstand ein wenig aus dem Koncepte gebracht hat. Das Ungewöhnliche —

Freilich, fiel der Prokonsul ein, das Ungewöhnliche thut das. Doch ist das Ungewöhnliche in der politischen Welt an der Tagesordnung, warum sollte sich nicht die Natur auch zuweilen etwas ungewöhnlich aufführen können?

Die Märchen.

Sehr wahr und schön gesagt. Aber, so weit geht die menschliche Schwäche, indem ich die Wahrheit und Schönheit zugebe, kann ich mich doch eines tüchtigen Schauers nicht erwehren. Denn dabei fällt mir immer eine Historie ein, die ich in jüngern Jahren gehört habe. Der Aktuarium erzählte hierauf die Geschichte eines übernatürlichen Hagels, der sich alle Tage und so lange erneuert hatte, bis das Haus, dem er gegolten, vor Schrecken ganz ausgestorben war.

Das sind eben solche Märchen, sagte der Prokonsul, die zuweilen aus ganz natürlichen, nur, wie so vieles andere, nicht im Augenblicke sogleich erklärbaren Ereignissen, gleich unserm vorhin erlebten, entstehen und die dann von müßigen Köpfen in's Wunderbare übersetzt werden. Wenn ich Kinder hätte, so dürfte denen niemand von meinen Leuten mit solchen Dingen kommen, der nicht sogleich aus dem Hause gejagt seyn wollte.

Denn so was prägt sich den jungen Gemüthern zeitig ein und verwächst dann gleichsam in ihre Einbildungskraft. Unfehlbar, lieber Aktuarium, sind dergleichen Ammenmärchen auch Ihrer vernunftgemäßen Ausbildung in der eben besprochenen Rücksicht etwas in den Weg getreten.

Der Sturm.

Als es zehn Uhr schlug, äußerte der Prokonsul seine Verwunderung, daß das Abendessen noch nicht aufgetragen wurde. Doch in demselben Augenblicke kam auch der Aufschluß. Die Köchin eilte nämlich herzu und sagte, daß sie bei dem ungeheuern Winde, der durch die eingeschlagenen Fenster blase, nicht im Stande sei, das Feuer beisammen zu halten. Ueber diese Nachricht aber mußten Wirth und Gast um so mehr erstaunen, da sich, wie man nun das Fenster öffnete, durchaus kein Lüftchen bewegte.

Davon müssen wir uns doch selbst überzeugen, sagte der Prokonsul kopfschüttelnd, und man ging hinaus. Aber auch in der Küche kein Lüftchen.

Es wurde sogleich wieder Feuer gemacht. Doch kaum hatte man die Kasterolle übergesetzt, so blies auf einmal ein heftiger Wind, jetzt aber nicht zum Fenster herein, sondern aus dem Schornstein dermaßen herunter, daß alles wieder auseinander flog.

Das geht wirklich über meinen Horizont! sagte der Prokonsul, weil der Baum draußen noch immer kein Blatt bewegte.

In der That mußte der Abendtisch anders arrangirt und mit kalter Küche vorlieb genommen werden, weil der Wind durchaus nicht zu bändigen war.

Es ist doch überaus seltsam! sagte der Aktuarium bei Tische, und ich erinnere mich hier einer Geschichte, an die ich sonst immer nicht sonderlich geglaubt habe. Er erzählte darauf wieder eine Anekdote von ähnlichen unerklärlichen Winden, die durchaus kein Feuer in einem gewissen Hause gelitten und sogar jedes Licht ausgelöscht hätten.

Der Prokonsul schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: Wer weiß, mit welchen schauerlichen Zusätzen morgen die Stadt den heutigen Wind unsrer Küche beehren wird!

Wohl möglich, antwortete der Aktuarus. Aber sonderbar bleibt mir doch der Wind bei völlig ruhiger Luft, der erst durch das Fenster, dann durch die Esse kommt, auch schon an sich und ohne alle Zusätze.

Concedo, antwortete der Prokonsul. Bei einigem Nachdenken aber läßt die Sache gewiß eine natürliche Erklärung zu, wenn wir auch heute nicht sogleich darauf fallen.

Das Scheuern.

Was ist denn das wieder? fragte der Aktuarus, indem er Messer und Gabel weglegte und hastig vom Tische sprang. Zugleich zeigte er mit furchtsamer Geberde auf die Dielen.

Lassen Sie sich durch das Geräusch unter unsern Füßen nicht stören. Unfehlbar läßt meine Frau unten scheuern.

Das klingt mir doch gar nicht so! erwiderte der Aktuarus. Auch fand sich bei näherer Untersuchung, daß an kein Scheuern gedacht worden war.

Gleichwohl fing, sobald man wieder saß, dasselbe Geräusch von vorne an. Der Aktuarus erwähnte hierbei die bekannte Geschichte auf jener Pfarre in Schlesien, wo immer unter den Füßen der Familie von unsichtbarer Hand gekehrt wurde, und fügte noch hinzu: Ich für meine Person weiß überhaupt bei manchen Ereignissen gar nicht wie sie natürlich auszulegen sind, und möchte wohl, da wir jetzt über dergleichen Dinge sprechen, die Meinung eines so aufgeklärten und einsichtsvollen Mannes, wie der Herr Prokonsul sind, darüber vernehmen.

Aber der aufgeklärte und einsichtsvolle Prokonsul schien auch allmählig etwas toleranter und empfänglicher für das Uebernatürliche zu werden. Denn während der Aktuarus ihm einige Geisteranekdoten, worein ein Paar Verwandte verwebt waren, vortrug und dann hinzufügte, daß an der Glaubwürdigkeit der Personen gar nicht zu zweifeln sei, sah sich sein furchtloser Freund schon so häufig im Zimmer um und zog die Füße, unter

denen noch immer von Zeit zu Zeit gescheuert wurde, so hoch heraus, daß er das einmal vor lauter Unachtsamkeit auf seine Person, sicher vom Stuhle gefallen wäre, wenn ihn der Gast nicht noch ergriffen hätte.

Ob sie wohl gehen?

Endlich wurde der Kellerschlüssel gebracht und der Aktuarium zündete das Licht an. Da sagte der Prokonsul: Wissen Sie auch, lieber Blond, daß wir unsre Unterhaltung für diesen Abend gar übel gewählt haben? Die Einbildungskraft findet sich durch die Märchen — denn anders werde ich die Gespensterhistörchen bei kalter Ueberlegung schwerlich nennen — so genährt. Eine berüchtigte Stunde ist es obendrein und es giebt Stimmungen, in denen man kaum für sich selber stehen kann.

Sie nehmen mir das Wort aus der Seele, Herr Prokonsul. Lassen wir den Keller. Ihre Frau Gemahlin wird so viel Freude über die gewonnene Wette haben, daß Sie schon im Gedanken daran den Verlust derselben wohl verschmerzen können.

Allein grade bei der Erinnerung an die Wette rekolligirte sich der Prokonsul und sagte: Nein, gehen wir lieber. Es ist kein Frevel, den wir vorhaben.

Ich glaube, sagte der Aktuarium auf der Treppe, daß alles gut zu beseitigen ist, sobald wir nur den ersten Schauer überwinden. Wunderbar, wie alle Bagatellen diesen Schauer vermehren können! So ist der starke Wiederhall auf dieser gewölbten Treppe das Natürlichste von der Welt. Gleichwohl zuckt mir nach jedem Tritte der Fuß vor Schrecken ganz fieberhaft.

Hören Sie einmal, lieber Aktuarium, ehe Sie mir krank werden, wollen wir lieber die Sache unterweges lassen, sagte der Prokonsul, trat eine Stufe zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

O behüte, meinetwegen nur nicht. Man muß für jeden Grundsatz, zu jeder Zeit, sein leben aufs Spiel setzen können. Ich, meines Orts, will Ihnen die, freilich etwas gefährliche, Wette gewiß nicht verloren machen.

Der Keller.

Was mir von dem Glase Wein für ein Zittern in die Glieder gekommen ist! sagt, der Prokonsul, wie er das Schlüsselloch der Kellerthüre gar nicht treffen konnte. Der Aktuarus mußte aufschließen.

Was ist das? rief dieser, als beim Eintreten in den Keller ein lautes Stöhnen zu vernehmen war.

Das weiß der liebe Gott! erwiderte der Prokonsul, weinerlicher als es dem aufgeklärten Manne zukam.

Darauf geschah ein heftiger Knall. Die Lichter verlöschten. Rings umher feurige Totenköpfe. An der Wand die stammende Schrift: Verloren, wer einen Schritt weiter wagt.

Das alles verschwand jedoch sogleich wieder und eine weißverschleierte Gestalt von hohen, blauen Flammen umgeben, stieg aus dem Boden auf.

Der Aktuarus sank zur Erde. Der Prokonsul so wenig um ihn als um den silbernen Becher bekümmert, eilte, Hülfe rufend zurück, und schätzte sich überaus glücklich, als er die Hausthüre ohne irgend einen Unfall gewonnen hatte.

Eheglück.

Die Frau Prokonsulin lag mit Lottchen voll langer Erwartung im Fenster, wie der Geflüchtete vor der alten Wohnung anlangte.

Nun? so fragten zwei Paar Lippen und Augen, als er noch an der untersten Stufe stand, von oben begierig herab.

Nur ruhig. Antwortete er, es wird sich alles finden und die beiden Damen meinten, daß sein sichtbarer Verdruß nicht mit vielem Gelde zu bezahlen sei.

Bringst Du den Becher mit, Männchen? fragte die Frau Prokonsulin in ihrem Innern schon hoch triumphierend.

Still vom Becher und allem. Ich bin gut, darum sollst Du Deinen Willen haben. Wir wollen hier wohnen bleiben. Nun laßt mich aber auch mit Fragen ungeschoren, denn ich kann vor Schläfe die Augen nicht mehr aufthun.

Nur diesen einzigen Kuß noch, liebstes Männchen, sagte die entzückte Frau Prokonsulin, zog den Theuern so fest wie am Hochzeittage an ihre abgelebte Brust und eilte dann mit Lottchen Arm in Arm aus dem Zimmer.

Muthmaßungen.

Die Stadt war zu klein und die Gespenstergeschichte zu merkwürdig, als daß sie nicht schon am folgenden Tage hätte bekannt seyn sollen. Alle Einwohner waren davon allarmirt. Der Prokonsul wurde in der Ressource mit lausend Fragen bestürmt. Einen Schleier darüber! pflegte er zu sagen, da er weder erzählen wollte, noch läugnen konnte. Wer gar zu arg ihm zusetzte, den wies er an den Aktuarium, welcher trotz der Ohnmacht, wobei ihn der Prokonsul im Stiche gelassen hatte, den Gespenstern ebenfalls glücklich entronnen war.

Kein Wunder, wenn man einigen vernünftigen Personen im Städtchen Glauben beimessen will. Nach diesen Personen war der Aktuarium, der sich von jeher viel mit sogenannter natürlicher Magie abgegeben hatte, die Seele dieser Spukerei. Er hatte eine geheime Aktenrepositur unter seinem Verschlusse, die seit Menschengedenken von niemand durchblättert worden war als von ihm. In dieser Repositur soll nun ein ganz natürlicher Aufschluß über die vormalige Spukgeschichte in jenem berüchtigten Hause zu finden gewesen seyn. Man hatte aber da»als das Publikum lieber in der Gespensterfurcht lassen, als einen angesehenen Mann, der in die Historie verwickelt war, kompromittiren wollen. Daß der Aktuarium bei Gelegenheit einer Rügensache von dem Postillon, der den Prokonsul hergebracht, die Geschichte mit dem todten Schimmel erfahren hatte, das wußte man so gut, als daß er auf der Universität wegen seiner Neigung zu lustigen Streichen zuweilen des Teufels Vorlauf genannt worden war. Auch hielten der Rathsdienner und der Frohn, welche die Wache gehabt hatten, zu große Stücke auf den Aktuarium, um den Gespenstern, die er veranlaßte, nicht eher hülfreiche Hand zu leisten, als ihnen voreilig entgegen zu wirken.

Ursachen.

Für eine so ausgezeichnete Treulosigkeit des Aktuariums aber an seinem Gönner, dem Prokonsul, müßten immer sehr wichtige Ursachen anzugeben seyn, wenn man diesen Muthmaßungen Glauben beimessen sollte. Es gab aber auch solche Ursachen. Der Aktuarium war nämlich jener junge Springinsfeld selber, mit dem Mamsell Lottchen lieber Hochzeit machen wollte als mit dem alten Kämmerer. Wohl möglich daher, daß die Frau Prokonsulin in ihrer Verzweiflung über das Gespensterhaus endlich den schlaun Liebhaber Lottchens zu Rathe gezogen, und dieser auf den Fall, daß seine Anschläge gelängen, sich die siebzehnjährige Hand ausgebeten hatte, die zeither seine verliebte Natur tagtäglich mit zärtlichen Briefen genährt hatte, welche an der Köchin, die ebenfalls in den Geisterspuk verwickelt seyn mochte, eine allezeit fertige Bestellerin fanden.

In der That mußte der alte Kämmerer, der lange Zeit für Lottchens Bräutigam gegolten hatte, bald nachher mit langer Nase abziehen, weil der Aktuarium Lottchens Gatte wurde.

Als das junge Ehepaar in der Folge gar das Gespensterhaus selber kaufte und bezog, nachdem die Gespensteranstalten darin völlig zerstört waren, da begann auch der Floh, den der verschmähte Kämmerer dem Prokonsul wegen des Gespensterstreiches bald darauf in's Ohr gesetzt hatte, sich recht mächtig zu regen.

Der Prokonsul spannte nun seine ganze Kraft an, um den verschmitzten Schwiegersohn aus der Rathsstube hinauszubeißen. Umsonst. Die Gespenstergeschichte in der Stadt und die, welche der Postillon jetzt häufig als Gegenstück erzählte, diese beiden Historien hatten den hartnäckigen Lügner der Geisterwelt um alle Autorität gebracht.

Bei der nächsten Rathswahl offenbarte sich dieß noch mehr dadurch, daß der Aktuarium Blond zum Senator ernannt und ausdrücklich dem Prokonsul zur Unterstützung an die Seite gesetzt wurde.

E. E. Nach schöpfte schon wieder Athem, weil nun alles beim Alten blieb, wenn der Schelm, der neue Senator, nicht künftig einmal neue Späne machte.

Was den Prokonsul anlangt, so durfte der zu Hause seinen aufgeklärten Mund auch kaum noch aufthun, wenn er nur einige Ruhe vor seinem zweiten Ich haben wollte, welches bald gar eine Klage gegen ihn beim Konsistorium einreichte. Die Scheidung erfolgte endlich, und man kann als Notiz für Ehestandekandidaten hinzufügen, daß die Frau Prokonsulin sich seitdem so jugendlich bunt und durchsichtig kleidet, auch die erfahrungsvollen Augen so schamhaft niederschlägt, daß man auf die Idee geräth, als habe die unglückliche zweite Ehe ihr den Gedanken an eine glückliche dritte noch gar nicht aus der hoffenden Seele genommen.

In der Stadt behandelte man den Herrn Gerstensaft ebenfalls unartig genug. Brauer, Bäcker, Schulmeister, kurz alle diejenigen, die anfangs, wie er noch Berge umreißen wollte, unter seinen Neuerungen gelitten hatten, stellten sich ihm selbst bei hellem Tage mit aufgehobenen Fäusten in den Weg. Abends wagte er gar nicht mehr auszugehen.

Fast alle Professionen hatten etwas wider dm Mann einzuwenden. Am glimpflichsten noch gingen die Glaser mit ihm um, weil er ihr bester Kunde war. Denn die Zeterjungen, die sonst immer am Dreikönigstage mit dem Sterne durch die Stadt gezogen, auf seine Anordnung aber aufgehoben worden waren, litten durchaus kein ganzes Fenster in seinem Hause. Am Ende hätte er seine Besoldung der Glaserinnung völlig abtreten müssen, daher entsagte er lieber der Prokonsulstelle selber.

Seitdem soll er in einem andern Städtchen bei schwunghaftem Umtriebe seiner Gesundheitskaffee-, Thee- und Tabaksfabrikation durch Flugschriften der Aufklärung neuen Vorschub thun, und in dem Bewußtseyn verkannter Große, sich seinen Umständen nach, ziemlich wohl befinden.

Anekdoten.

1. Das Geisterschloß.

Hellmuth's, des Dorfrichters Wohnung, hatte sich mit Kirmesgästen gefüllt. Die Alten saßen am Tisch bei Kuchen und Bier, und sprachen von Welthändeln und nahtlosen Zeiten; das junge Völkchen schwärmte in der Stube herum, und vertrieb sich die Zeit mit muntern geselligen Spielen. Man, hatte Fenster und Thüren fest vermacht, denn es war schon dunkler Abend, und der Hauswirth meinte, die ausgebliebenen Gäste scheuten sich vor dem Nachtfrost und dem herbstlichen Surrwind, der draußen mit Schneegestöber und Graupelwetter sauste, und in den Strohdächern des Dorfes wühlte.

Da pocht' es noch spät an Thür und Laden.

Das wird Matthes seyn — sagte der Richter — ich dacht' es wol, daß der nicht ausbleibt.

Zugleich rief er Röschen, die eben den Kirmesbauer neckte, aus dem Spiel, und schickte sie fort, dem Klopfenden zu öffnen. Tummle dich! rief er drohend, als sie etwas verdrüsslich zögerte. Wer weiß denn, wer es ist, Vater! wendete sie halb weinerlich ein, aber der Vater fühlte sie mit Ernst zu der Thüre: der Bräutigam ist's, entgegnete er streng, und du wirst ihm sogleich aufmachen. Röschen schlich mit hängendem Köpfchen hinaus, aber sie kam bald munter zurück, und führte den alten Klaus, ihren Pathen, in das Zimmer.

Willkommen, Gevatter! willkommen! rief Hellmuth dem eintretenden Greise freundlich entgegen, ob er gleich seine Erwartung getäuscht sah. Ihr habt lange pochen müssen, die eigensinnige Dirn wollte nicht aufmachen. Schmält sie nur aus.

Hätt' ich nur gewußt, daß es der Pathe war — flüsterte Röschen.

Ja, denkt nur — setzte Vater Hellmuth erhitzt hinzu — ich glaubte doch es wär Matthes, ihr Bräutigam, und dem wollte sie nicht aufmachen. Aber ich will's ihr schon lernen!

Was? — fiel Klaus ein — ist denn der Matthes noch nicht hier? Hört, das ist mir ein kalter Bräutigam! Da müßt ihr die Tochter nicht schellen, wenn sie nicht gleich ihm entgegenläuft. Hab' ich alter Siebenziger mich doch auf den Weg gemacht, und habe mich weder vor dem Sturm gefürchtet, noch vor dem Spuk im alten Schlosse, wo ich nahe vorbei muß.

Es soll neulich wieder Leute dort bethört haben — sagte einer von den Gästen.

Ich habe mir auch davon erzählen lassen — setzte Hellmuth hinzu — Habt Ihr nichts gemerkt, Gevatter?

Ich muß euch sagen — erwiderte Klaus — ich halte eigentlich wenig von solchen Geschichten, gewöhnlich ist's Einbildung oder gar Betrug. Aber zu Nacht grauset michs doch. Man wird die Furcht nicht los, man mag sich darüber vorschwatzen was man will. Am Ende thut es auch nichts. Wenn Einer auf rechten Wegen geht, da kann ihm kein Bethörniß etwas anhaben. Vorhin, als ich bei jenem alten Schloß vorbeiging, da heult' und piff es drin; es war sicher der Wind, aber mich schauderte doch, und es überlief mich eiskalt. Ich sah mich vor Furcht überall um, und kam darüber vom Weg ab, der Wind blies mir das Schneegestöber ins Gesicht, und ich fühlte in der Dunkelheit, daß ich in dichte Gebüsche gerathen war, da doch an der Straße nichts von Buschwerk steht. Endlich, wie der Mond einmal aus den Wolken trat, sah ich, daß ich mitten in dem alten Schloßgemäuer war. Ich hatte Noch, mich wieder auf den Weg zu finden, aber außer dem bischen Furcht und Schreck hat es mir nichts geschadet.

Ihr könnt von Glück sagen, Nachbar Klaus — sagte ein andrer Kirmegast — In solchen alten verfallenen Gebäuden ist es mein Tage nicht geheuer. Es wär' manches davon zu erzählen. Wie ist es denn dem Edelmann in Birkenfeld gegangen! Ihr wart ja dabei, als es Matthes neulich erzählte.

Klaus konnte sich nicht besinnen, und die Andren, welche die Geschichte kannten, meinten, so Etwas höre sich schon zweimal an. Jener fuhr also fort:

Der Edelmann war einmal in die Stadt geritten, und hatte sich verspätigt, daß es finstrer Abend ward, eh' er nach Haus kam. Nun führt der Weg dort bei einer alten verfallenen Kapelle vorüber, wo vielleicht auch Todte begraben liegen mögen. Wie

der Edelmann in die Gegend kommt, so wird er ein Licht in dem alten Mauerwerk gewahr. Das befremdet ihn, er steigt vom Pferde, und will nachsehn, was das zu bedeuten hat. Wie er aber näher kommt, sieht er, daß drei Gestalten wie Todte in Sterbekleidern aus der Erde steigen und auf ihn loskommen. Da mag ihn nun doch bei dem Anblick der Muth verlassen, er steigt geschwind wieder auf, gibt dem Pferde die Sporen, und jagt zu, was das Pferd laufen kann. Er hat sich aber von dem Schreck kaum etwas erholt gehabt, da sieht er die drei Gespenster nur wenig Schritte vor ihm hergehn, und nun mag er gerade aus, oder seitwärts reiten, so wird er dieses Geleites nicht los, bis er in den Edelhof einreitet, und ihm die Leute mit Licht entgegen kommen.

Er hat aber anfangs der Edelfrau nichts erzählen wollen, ob sie gleich ihn sehr gebeten, weil sie an seinem verstörten Ansehn gleich gemerkt hatte, daß ihn etwas auf der Reise bethört haben müsse. Endlich aber, wie er sich zeitig zur Ruhe gelegt, hören ihm die Leute auf einmal ganz ängstlich um Hülfe schreien, und wie sie nun alle zulaufen, da erzählt er, was ihm bei der Kapelle begegnet war, und daß eben jetzt die Gespenster wieder bei ihm gewesen wären. Diesesmal aber hätten sie sich die Erde von den Händen gekratzt und ihm in die Augen geworfen, daß er fast blind davon sei. Daraus merkten nun Alle, wie jene Erdgespenster ihrem Herrn nichts anders andeuten wollten, als daß er bald die Augen schließen und in der Erde liegen sollte. Und so hat es sich auch hernach begeben, denn in drei Tagen ist der Edelmann gestorben, und hat keine Arznei bei ihm angeschlagen. Die drei Tage nämlich hatten die drei Gespenster bedeutet.

Klaus hatte aufmerksam zugehört. Als der Erzähler geendigt hatte, sprach Jener: Eure Historie von dem Edelmann habe ich zwar nicht von Matthesen gehört, ich erinnere mich aber, daß ich sie schon in der Schule in einem alten kuriosen Buche gelesen habe. Da hatte sie sich aber mit einem spanischen Herrn zugetragen, und die Gespenster hatten auch nicht die Tage bedeutet, denn der Edelmann sollte am siebenten Tage erst gestorben seyn. So geht es mit solchen Historien immer. Jeder, der sie weiter erzählt, setzt etwas zu.

Da seht ihr's, Vater — rief Röschen — daß der Matthes ein Lügner ist! Mir wollt ihr es niemals glauben, da hört ihr es doch

vom Pathen selbst.

Nun — erwiderte Klaus freundlich — wenn du sonst nichts gegen Matthes hast, das kannst du ihm hingehen lassen. Ihr nennt ihn ja immer einen halben Gelehrten; die ganzen machen es noch schlimmer.

Nein, nein! — rief Röschen nun ärgerlich — redet mir nicht auch zu! Ich kann einmal den Matthes nicht nehmen, es mag mir gehn wie Gott will.

Vater Hellmuth ward aufgebracht, und bestand um so mehr auf seinem Willen. Die Gäste suchten ihn zu besänftigen, und viele, die dem Matthes nicht recht gewogen schienen, traten auf Röschens Seite. Klaus stellte dem Vater ernsthaft vor, daß Zwang in Heirathssachen niemals gut thue. Allein dieser blieb dabei, gegen Matthes lasse sich nichts einwenden, er habe ein hübsches Vermögen, das sich bei ihm zusehens, wie durch einen besondern Segen vermehre, dabei sei er weit und breit bekannt, und man könne nicht wissen, was noch aus ihm werde, besonders jetzt in Kriegszeiten. Eine Zigeunerin habe ihm schon prophezeit, daß er auf einen hohen Posten werde gestellt werden. Alle Mädchen im Dorfe würden es für ein Glück achten, aber Röschen sei ihm nur entgegen, weil sie sich in den Jägerburschen Felix verliebt habe.

Man stritt sich noch einige Zeit herum. Röschen weinte und die Heiterkeit war gestört. Da vermißte Klaus ein zusammengebundenes Tuch, das er mitgebracht haben wollte. Alles ward durchsucht, aber man fand nichts. Der alte Mann ward unruhig. Es ist der ganze Martinszins von meinem Dorfe drinnen, sagt' er, ich wollt' euch bitten, Nachbar Hellmuth, ihn morgen dem Schösser zu geben. Es ist nicht anders möglich, wenn das Tuch nicht hier ist, so muß ich es vorhin bei dem alten Schlosse verloren haben.

Er wollte hinaus und das Verlorne suchen. Alle hielten ihn zurück und stellten ihm die Gefahr vor bei seinem Alter in der stürmischen Nacht. Haben muß ich's, sagt' er, ich könnte den Schaden nicht ersehen, ich besinne mich auch, es muß nahbei dem runden Thurme liegen, denn da braucht' ich beide Hände, mich durch das Gesträuch zu winden, und Hab' es gewiß in der Angst und Furcht fallen lassen.

Nein, ihr dürft nicht gehn — rief Röschen, als der alte Klaus nach der Mütze griff. Es ist ja nicht weit, ich laufe geschwind und bring es euch.

Klaus wollt' es nicht zugeben. Die Gäste machten bedenkliche Mienen, und meinten, es sei Vorwitz, in der Nacht sich an einen so verrufenen Ort zu wagen. Aber Röschen lachte sie aus. Bin ich doch — sagte sie — schon oft bei Nachtzeit über den Kirchhof gelaufen. Wer auf rechten Wegen geht, meint Pathe Klaus, dem kann kein Bethörniß etwas anhaben, und ich gehe nicht auf unrechten Wegen. Damit nahm sie schnell die Laterne und eilte hinaus.

Die meisten Gäste rühmten nun den Muth des raschen Münchens, einige aber tadelten ihren Frevel, wie sie den nächtlichen Ausflug nannten. Klaus war von der Gutmüthigkeit Röschens gerührt, und sprach ernst und kräftig mit ihrem Vater, daß er sie nicht gegen ihre Neigung zwingen möchte, Felix sei ein braver Bursch, der allgemein das beste Lob habe und gewiß sein Auskommen finden werde. Hellmuth stimmte ihm bei, meinte aber, er habe dem Matthes einmal sein Wort gegeben, und über dieses sei der Felix ganz arm, die Dienste aber im Lande schlecht, so daß ein Einzelner kaum als ehrlicher Mann leben könne, und noch weniger mit Frau und Kindern.

Ich hätt' es dem Felix gegönnt — sagte einer von den Gästen — wenn er den großen Diebstahl entdeckt hätte, wo Fünfhundert Thaler Belohnung drauf gesetzt sind. Das hat nun den Straßenbereitern geglückt.

Haben sie endlich die Diebe? — fragte Klaus.

Der Sprecher erzählte nun wie die Straßenbereiter vor kurzem ein paar Reisende eingebracht hätten, die jenes Diebstals verdächtig und beinah ganz überwiesen wären, nur fehlte es noch an ihrem Eingeständniß.

Viel Mühe hat sich der Felix gegeben — sagte Klaus — Er dauert mich. Nun, vielleicht glückt es ihm auf eine andre Art.

Während dieser Gespräche trat Felix ein. Er sah sich überall nach Röschen um und fragte endlich schüchtern nach ihr. Man hatte über dem angelegentlichen Gespräch ihr langes Ausbleiben nicht beachtet. Jetzt wurde man aufmerksam. Es wird ihr doch nichts widerfahren seyn — sagte Klaus ängstlich

und wollte aufstehn. Felix erhielt kaum einige Antwort auf seine dringenden Fragen, indem hörte man heftige Schläge an Thüre und Fensterladen. Man eilte hinaus und öffnete. Todtenbleich und athemlos stürzte Röschen herein, ein Bild des tödtlichen Schreckens, und sank sogleich ohnmächtig zu Boden.

Der Wind verlöschte ihre Laterne bei den ersten Schritten aus dem Hause. Gleichwohl setzte das muthige Mädchen ihren Weg bei dem spärlichen Mondlicht fort. Sie fand auch glücklich die von dem Alten bezeichnete Stelle. Indem sie aber im Dunkeln nach dem Verlorenen suchte, und im Begriff war, es aus dem Gestripp loszumachen, kam es ihr vor, als hörte sie ein Geräusch von Tritten. Sie erschrak heftig, und alle Erzählungen von den Geistern in dem alten Schlosse, gestalteten sich vor ihren Augen zu furchtbaren Schreckbildern. Sie fand auch bald, daß keine leere Einbildung sie getäuscht hatte. Das Geräusch näherte sich, und bald sah sie deutlich den Mondstral auf zwei schwarze Figuren fallen, die einen Leichnam bei ihr vorübertrugen. Der Wind wehte ein Tuch, womit der Körper leicht überdeckt war, nach ihr zu, und sie erblickte große blutige Wunden an Kopf und Brust des Todten. Fast bewußtlos griff sie nach dem Tuche, das sie zurückbringen wollte, und von Schrecken und Furcht gejagt, floh sie, ohne zurückzublicken, nach der väterlichen Wohnung.

Mit Mühe hatten die Anwesendem die unzusammenhängende Erzählung von Röschen erfragt, und sie machten nun daraus eine Auslegung auf bevorstehendes großes Sterben durch Pest und Seuchen. Aber Felix ergriff behend sein Gewehr. Schämt euch, sprach er, das sind keine Gespenster, das sind Mörder und Räuber. Wer keine Memme ist, der kommt mit mir.

Es hatte aber keiner das Herz den muthigen Felix zu begleiten. Er machte sich allein auf den Weg, und fand die beiden gespenstischen Todtengräber noch in voller Arbeit den Leichnam zu verscharren. Halt! — rief er ihnen mit kräftiger Stimme und mit angelegtem Gewehre zu — daß keiner sich rühre! Die Gräber erschranken, einer wollte entfliehen, als er aber auf den wiederholten Zuruf nicht stund, schoß Felix auf ihn. Ein lauter Schrei des Getroffenen nahm dem Andern allen Muth. Er bat um Gnade, versprach alles zu bekennen und folgte dem Jäger in das Dorf.

Hier hatten sich indessen alle Einwohner bei dem Richter versammelt, und Röschen mußte jedem ihr Abenteuer wiederholen. Da trat Felix mit seinem Gefangenen ein. Dieser sollte zuvörderst seinen Gefährten nennen, mit dessen Verfolgung Felix sich nicht aufgehalten hatte, aber die erste Bestürzung war vorüber, der Räuber versuchte der Sache eine vortheilhafte Wendung zu geben und wollte den Entflohenen nicht nennen. Bald indessen brachten einige mitleidige Wanderer einen Verwundeten, den sie auf der Straße gefunden und in das Dorf begleitet hatten. Alle, selbst Felix und Röschen waren vor Erstaunen außer sich, als der Verwundete hereingeführt wurde, und sie Matthesen erkannten. Er konnte sein Verbrechen nicht läugnen, und das Tuch, das Röschen in der Bestürzung statt des Verlorenen ergriffen hatte, zeugte noch mehr wider ihn, denn es enthielt den Namen des beraubten und ermordeten Kaufmannes, dessen Angehörige jenen hohen Preis auf die Entdeckung des Raubes gesetzt hatten.

Alle Gespenstererscheinungen in den Ruinen des alten Schlosses waren nun aufgeklärt. Bei der Nachsuchung fand sich, daß dieser verrufene Ort schon lange den Räubern gedient hatte, Raub und Mordthaten darin zu verbergen. Felix erhielt nicht allein den versprochenen Preis für die Entdeckung des Raubes, sondern die verdächtigen Reisenden, deren Unschuld nun offenbar geworden war, beschenkten ihn ebenfalls so reichlich, daß er bald sein geliebtes Röschen zum Altar führen konnte. An Matthes aber ward die Zigeunerprophezeiung von dem hohen Posten, in einem andern Sinn, als er sich es gewünscht hatte, erfüllt.

2. Der Geisterruf.

Der schöne Frühlingstag hatte Julien mit ihren Freundinnen auf das Land gelockt. Daß doch unsre Antonie uns nicht begleiten konnte! riefen sie einstimmig bei jedem neuen Reiz, mit welchem die erwachende Natur ihren Blicken entgegen kam. Sie gewöhnt sich zu zärtlich, sagte Meta, wem soll die herrliche, kräftige Frühlingsluft schaden. Ich kann mir den Frühling nicht anders denken, als wie einen recht lebenslustigen muntern Jungen, so

eine Art von Amor, aber weder so schwärmerisch noch so schelmisch, sondern recht aus Herzensgrunde frisch und froh. Sagt mir einmal, ob ein Veilchen oder so ein niedliches Krokusblümchen aufblühen würde, wenn es sich so verzärteln wollte. Ist's nicht wahr, Grünewald?

Eins vor dem Andern, Mamsellchen — erwiderte der Gärtner. — Wenn ich zum Exempel die Orangerie aus dem Hause nehmen wollte, vor Pankrätius und Servatius, da würd' ich übel ankommen. Erfriert doch jetzt noch manch Krokusblümchen in den kalten Nächten. Ja, so ein Adonis, der verträgt Frost und Schnee, und blüht darum nur rüstiger.

Die Mädchen kicherten. Merk dir die Lehre — sagte Julie — ich will's Antonien auch stecken, die hält ihren Adonis viel zu warm.

Das haben Sie nicht nöthig— fuhr der Gärtner mißverstehend fort — er wird nur gern faul, wenn man ihn zu sehr hätschelt.

Im Ernst— sagte Julie, als sie weiter gingen — ich glaube, Antonie ist mehr des Grillenfängers wegen zu Haus geblieben, als wegen ihres Kopfwehs, wiewol sie gewiß zu den zarten Blumen gehört, die nur unter dem Schutz zweier Heiligen sicher in die Welt treten. Der Mensch mag recht brav seyn, aber so ein zartes Wesen, wie Antonie, versteht er nicht zu behandeln.

Mein Mann wär' er nicht —fügte Cäcilie hinzu — Ich begreife nicht, wie Antonie so an ihm hängen kann.

Wir machen die beiden Leute manche trübe Stunde — erwiderte Julie — Ich wette, Antonie liebt ihn nicht, und ihr schwärmerisches Hingeben ist nichts als eine Ueberspannung ihres Gefühles. Sie zwingt sich zu dieser Liebe, und ich sehe nicht, wie ein solches Verhältniß anders als höchst traurig für sie enden kann.

Wer zwingt sie denn aber? — fragte Meta— ist es denn nicht ihre eigene Wahl?

Freilich zwingt sie niemand — versetzte Julie mit einem Seufzer — Ist denn aber das nur Zwang, wenn ein Vater oder ein Vormund poltert und peiniget? Ihr kennet Beide Antonien so gut als ich. Sie fühlt sich an Normann gebunden, weil sie glaubt ihn lieben zu müssen, weil sie einmal ihn geliebt hat, vielleicht auch nur sich eingebildet hat, ihn zu lieben.

Ich glaubte — verbesserte Cäcilie — sie habe einem Sterbenden ihr Wort darauf gegeben.

Auch dieses — bejahte Julie — doch, wie ich Antonien kenne, wär dieß nicht einmal nöthig, und sie würde sich dennoch an Normann gebunden fühlen. Sie glaubt in der flüchtigen Neigung zu ihm, ein Verbrechen an ihrer ersten Liebe begangen zu haben, das sie nun durch ewig duldende Anhänglichkeit abbüßen muß.

Gesteht nur aber — fiel Meta ungeduldig ein — daß Antonie ihre Schwärmerei doch wahrlich zu weit treibt. Kein Mensch wird solche Aufopferungen von ihr fordern. Wer kann verlangen, daß sie um eines vorübergehenden Wohlgefallens willen, das sie an einem Manne findet, sich nun diesem hingeben, und sich um Jugend, Frohsinn und ein ganzes Leben bringen soll? Ich dürfte nicht an ihrer Stelle seyn. Mit einem beherzten Entschluß wollt' ich mich bald aus dieser peinlichen Lage reißen.

Wir thäten es wol alle, liebe Meta — versetzte Julie — wenn wir in Antoniens Lage wären, ohne zugleich Antonie selbst zu seyn. Bedenke aber nur, daß sich dann auch unsere Lage wahrscheinlich nach uns selbst gebildet hätte, und wir also nicht in den Fall kommen könnten, in Antoniens Lage, unserm Charakter und unserem Temperament nach zu handeln. Es geht hier auch, wie der Gärtner vorhin von den Blumen sagte. Wenn ich Rose wär, denkt vielleicht der Krokus, wie wollt' ich in den ersten schönen Frühlingstagen mit den Aepfelblüten wetteifern! Wenn er aber Rose wär, so macht' er es eben wie die Rose, und verhüllte die weiche Knospe. Ich fühle, daß ich nicht handeln könnte, wie Antonie, aber ich finde ihre Zartheit — ja, wenn ich sage höchst liebenswürdig, so sag' ich viel zu wenig. Ihr Charakter ist ein lebendiger Harmonikaton; ich möchte nicht, daß jedes Instrument eine Harmonika wär, ist sie aber deswegen nicht etwas höchst vortreffliches, und fast überirdisches?

Darum spielt auch Antonie die Harmonika so himmlisch — sagte Cäcilie — Aber sie macht sich jetzt so selten damit. Ich glaube wol in einem Jahre hab' ich keinen Ton von ihr gehört.

So geht mir's auch — fiel Julie ein — und Allen. Seit ihr Ewald gestorben ist, bitt' ich sie vergebens um das kleinste Lied. Sie vertröstet mich immer, und verspricht mir, ich solle sie wieder spielen hören, aber sie schiebt es von einer Zeit zur andern auf.

Neulich sollte sie mir nur eine Stelle vorspielen, mit der ich nicht fertig werden konnte, auch das schlug sie mir ab.

Vielleicht macht es sie zu wehmüthig — entgegnete Cäcilie — ich vermeide darum auch immer, mit ihr von Ewald zuzusprechen, aber deswegen bin ich auch selbst noch sehr im Dunkeln über dieses Verhältniß. Du könntest uns Aufschluß darüber geben, Julie, wenn es kein Geheimniß ist.

Ewald — fing Julie an zu erzählen — war meiner Einsicht nach so wenig ein Mann für unsre Antonie, als Normann. Jener glich ihr mehr an Zartheit, aber es fehlte ihm gerade die Festigkeit, auf die ein so ätherisches Wesen, wie Antonie, sich muß stützen können, um glücklich zu seyn, und dieser Mangel verursachte auch die traurige Wendung in Antoniens Schicksal, Sie liebten sich beide, ich möchte sagen, nicht wie Menschen, sondern wie Geister, und spannten gegenseitig ihr Gefühl und ihre Fantasie zu solcher Höhe, daß wenigstens Ewald, dem diese Exaltation vielleicht weniger natürlich war, als Antonien, zuweilen zu schwindeln schien. In diesem Zustand lernte Normann, Ewalds Unversitätsfreund, Antonien kennen, und die heftigste Liebe folgte bald der Bekanntschaft.

Antonie mag vielleicht auch eine flüchtige Neigung für Normann empfunden haben, indessen lebte sie zu sehr in ihrem Ewald, und ich bin überzeugt, daß sie für jenen nichts als recht wohlwollende Freundschaft und Achtung gefühlt hat, die auch niemand seinem festen Charakter versagen kann. Ewald bemerkte bald Normanns Liebe; er glaubte auch in Antonien eine verborgene Leidenschaft für diesen zu sehn, und in seiner Ueberspannung, die überdieß durch eine Krankheit erhöht wurde, beschloß er, für seinen Freund der Geliebten zu entsagen.

Er schrieb einen höchst schwärmerischen Brief an beide, verfiel darauf in Wahnsinn, und beschleunigte wahrscheinlich seinen Tod durch übermäßigen Gebrauch starker Mittel. Bei seinem Ende war Antonie und Normann gegenwärtig, und hier legte der Sterbende, vielleicht mit Bewußtseyn, vielleicht auch in verworrener Fantasie, beider Hände in einander, dann bat er Antonien um ein Lied auf der Harmonika, und während ihres Spiels verschied er. Darum mag sie wol seit der Zeit ungern dies Instrument spielen, das sie an den Tod ihres Geliebten erinnert.

Du mußt uns aber heute etwas spielen — sagten beide Mädchen.— Drinn im Hause steht eine Harmonika, und der Abend wird ohnedies bald in dem Garten zu feucht und zu kühl.

Julie versprach es, und die drei Freundinnen schwärmten noch ein paarmal durch den Gatten, und eilten dann in den Saal, den ein flackerndes Kaminfeuer wärmte und aufhellte.

Kein Licht, kein Licht — rief Meta, als ein Diener Licht brachte — das Feuer im Kamin ist gerade genug, und die Harmonika hört sich am besten im Dunkeln!

Dabei setzten sich die beiden Mädchen in ein entferntes Sofa, und rückten im Dunkeln dicht an einander, während Julie das Instrument öffnete und die nöthigen Vorbereitungen zum Spiele machte.

Man sollte die optischen Geistererscheinungen allemal mit Harmonikatönen einleiten — sagte Cäcilie — schon die Vorbereitungen, ehe man noch einen Ton zu hören bekommt, machen einem bang. Das Gefilster des Schwamms auf den Glocken und das matte Blinkeln des Glases, wenn das Licht sich darauf spiegelt, alles ist wie Vorboten, daß nun etwas fremdartiges eintreten solle.

Julie griff den ersten Ton. Sie ließ ihn langsam anschwellen, und vereinigte nach und nach mit ihm die Töne des vollstimmigen Akkordes. Jetzt sprangen mit einem lauten Schrei beide Mädchen vom Sofa auf.

Die Spielerin sah sich um, und wollte schmälen, aber Vetter Arnold, der, um nicht zu stören, leise eingetreten war, besänftigte sie, und beide Mädchen, die ihn für ein Gespenst angesehen hatten, wurden tüchtig ausgelacht.

Nun — sagte Arnold— wird man auch von Ihnen, schöne Julie, wie von Antonien erzählen, daß Ihr Harmonikaspiele die Geister heranziehe. Zum Glück sind die Geister, die Sie herbeizaubern, nicht so gespenstischer Natur, als Antoniens.

Antonien? — wiederholte Julie — Was bedeutet das?

Ich verbürge es nicht — erwiderte Arnold — man sagt sich aber ins Ohr, wenn Antonie Harmonika spiele, trete ein Schatten zu ihr und seufze.

Gewiß Ewalds Schatten! rief Meta.

Das weiß ich nicht — antwortete Jener — wahrscheinlich aber Ewalds so wenig, als irgend eines Andern. Indessen klingt das Märchen allerliebste, dem geistigen Harmonikaton könnte man schon eine solche anziehende Kraft gegen Geister zutrauen.

Besonders wie Antonie ihn behandelt — setzte Julie hinzu — Ihr Ton ist gleichsam noch ein geistigerer Klang als der geistige Harmonikaton an sich. Er ist, so zu sagen, ganz entkörperlicht, und scheint aus einer fremden Welt herüberzuklingen. Ich wenigstens habe ihn von niemand außer ihr so gehört.

So sprechen alle — versetzte Arnold mit Galanterie — die das Glück gehabt haben die schöne Julie zu hören. Darf ich bitten?

Er deutete hierbei auf die noch offene Harmonika.

Heute nicht — sagte Julie — Sie haben mich furchtsam gemacht mit Ihrer Erzählung von dem Schatten bei Antoniens Harmonika. Und sonderbar ist es, daß Antonie seit einiger Zeit durchaus nicht zum Spielen zu bewegen ist.

So? — fiel Arnold ein — Ich hörte doch, daß sie eben heut Abend einem Zirkel von Normanns Freunden diesen Genuß zugesagt habe.

Unmöglich! — rief Julie — Oder der fühllose Mensch hat das arme nachgiebige Geschöpf mit seinem Eigensinn so lang gequält. Die arme Antonie! Nicht einmal heut, wo sie ohnedieß Schmerzen fühlt, schont er sie.

Arnold und die Mädchen führten Julien wieder zur Harmonika, und baten, sie möchte spielen.

Ihr quält mich — sagte diese — ich setze mich wahrhaftig mit einer Furcht an das Instrument, als rief ich selbst Geister damit herbei, und wenn ich denke, daß Antonie vielleicht eben jetzt mit einem Herzen voll Wehmuth sich an die Harmonika setzt, und vergebens um Schonung ihrer Schmerzen bittet, so überfällt mich eine Angst, daß mir die Hände zittern und der Fußtritt stockt. Ich werde euch mit meinem Spiel schlecht erbauen.

Sie fing einen ernsten Satz an, mit langausgehaltenen Tönen, die in dem weiten leeren Gartensaal wunderbar widerhallten. Dann wollte sie in einem Kirchenchoral übergehen, aber es war als könnte sie den rechten Gesang nicht finden, denn sie bewegte sich nur in ähnlichen Melodien, ohne die gewöhnliche festzuhalten.

Cäcilie erinnerte dieses.

Ich weiß es wohl — sagte Julie — Antonie spielte diesen Choral oft, aber ich fürchte mich heut vor der Melodie, wiewol sie mir vom frühen Morgen an immer vor dem Gehör tönt. Ueberhaupt mag es nun gut seyn.

Sie endigte stark und stand auf.

Wie schön es in diesem Saale aushallt! — rief Cäcilie.

Was ist das? — fragte Julie zusammenschauernd.

Die Glocken hallten noch immer zitternd nach. Es war als würde der Ton vom Wind herangeweht; er schwoll leise an und verhallte flüsternd.

Gott im Himmel! — schrie Julie laut auf— Antoniens Töne, ihr Choral! die Harmonika klingt von selbst.

Der Nachhall verklang in einer leisen vorüberschwebenden Melodie. Julie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Freundinnen. Sie blieb, als sie sich erholt hatte, dabei, die Harmonika habe von selbst Antoniens Lieblingschoral gespielt, bei dessen Klang Ewald verschieden sey. Die andern hatten einen ungewöhnlichen Nachhall der Glocken und eine Art von Melodie gehört, aber in der Bestürzung über Juliens Ausruf hatten sie die fremdartigen Töne nicht genau genug unterschieden. Arnold behauptete, eine Aeolsharfe, welche in dem obern Stockwerk aufgestellt war, habe getönt, aber bei der Untersuchung fanden sich die Saiten zerrissen.

Man fuhr nun in banger Unruhe nach der Stadt. Julie, so schwach sie vom Schreck war, eilte sogleich zu Antonien. Die Ahndung hatte nicht getäuscht. Antonie hatte den dringenden Bitten nicht widerstehen können; sie hatte den Choral gespielt, den Julie so sorgfältig vermied. Bei dem zweiten Vers war sie mit einem leisen Schrei zusammengesunken, und keine Bemühungen hatten sie dem Leben zurückrufen können.

Normannen wollte man schon einige Minuten früher, in heftigem Entsetzen nach einer nahen Thüre haben hinstarren sehen, allein ehe noch die Anwesenden ihn fragen konnten. Hatte Antoniens Zufall die Aufmerksamkeit von ihm ab, und allein auf hie Sterbende gelenkt. Späterhin suchte er allen Fragen darüber auszuweichen; man hielt aber allgemein dafür,

daß die fremde Gewalt, die Antonien aus dem Leben rief, ihm nicht unbemerkt geblieben sei.

3. Der Todtentanz.

In das schlesische Städtchen Neisse, am Flusse gleiches Namens gelegen, wanderte — so erzählt die alte Chronik — vor langen Jahren ein alter Musikant mit seiner Sackpfeife ein. Er lebte schlecht und recht, blies Anfangs sein Stückchen einsam für sich, aber weil die Nachbarn ihm gern zuhörten, und sich in stillen Nächten unter seinem Fenster versammelten, wenn er oben schalmeite, so macht' er bald Bekanntschaft, war wohl gelitten und beliebt bei Alt und Jung, und ging mit seiner Kunst mehr zu Weine als nach Brot. Die jungen Stutzer, die erst unter seinem Fenster gehorcht hatten, führten ihn jetzt unter die Fenster ihrer Herzgeliebten, ließen ihn zärtliche Weisen aufspielen und kommentirten seine Serenaten mit Seufzern und Geberden; die Hausvater riefen ihn zu ihren Gastereien, und es hätte keine Hochzeit im Städtlein können gefeiert werden, ohne daß Meister Wilibald den Brautreihen dazu geblasen hätte.

Zu diesem vornehmlich hatt' er eine recht innige Weise erfunden, in der Ernst und Scherz, Liebliches und Mühseliges, als in einem Vorspiele des ehelichen Lebens wechselten und sich ablöseten, und es hat sich davon eine, wiewol nur schwache Spur in dem alten deutschen Großvatertanz erhalten, ohne welchen noch zu unsrer Väter Zeiten keine Hochzeit begangen wurde. Wenn er diese Weise anhub, so schlug die sprödeste Schöne den Tanz nicht ab, die gebückteste Matrone regte noch einmal die Füße, und die silberhaarigen Großväter dreheten sich mit den blühenden Enkelinnen im Kreise umher, daher denn auch dieser Tanz, weil er die alten Väter verjüngte, erst scherzweise und dann allgemein der Großvater genannt wurde.

Meister Wilibald hatte aber noch einen jungen Menschen bei sich, der ein Maler war und für des alten Sackpfeifers Sohn oder Pflegsohn galt. Au diesem wollte die frohe Kunst des Alten nicht anschlagen. Er blieb schweres Muthes bei den lustigsten Weisen, welche dieser ihn vorbließ, tanzte auch bei den Gelagen, wozu er oft geladen wurde, nur seiten, trat vielmehr

stumm in einen Winkel, und starrte die holdseligste Tänzerin an, traute sich aber gleichwol nicht sie anzureden oder ihr die Hand zum Tanze zubieten, denn der Stadtvogt, ihr Vater, war ein harter störriger Mann, der seine Würde im Städtchen verletzt glaubte, wenn ein ungraduierter Maler nach seiner Tochter ein Auge gerichtet hätte.

Die schöne junge Emma hingegen dachte hierin nicht ihrem Vater gleich, sie war dem jungen Maler hold, und hielt ihm zu Gefallen ihr bewegliches Köpfchen oft eine Zeitlang still, wenn sie merkte, daß Wido im Verborgenen lauschte, um ihre Gesichtszüge heimlich aufzufassen. Dann erröthete sie wol, wenn sie in seinen Blicken den stummen Dank las, und wendete sich weg, aber die Gluth auf ihren Wangen entzündete nur ein neues Feuer der Liebe und des Verlangens in Wido's des Malers Herzen.

Pfeifer Wilibald hatte dem liebekranken Jüngling lange seine Hülfe versprochen. Bald wollt' er dem Stadtvogt als ein zweiter Oberen und Papageno so lang mit seiner Tanzmusik zusetzen, bis er vor Erschöpfung das Beste versprach, nämlich die Tochter zu Wido's Braut. Bald wollt' er, wie ein neuer Orpheus mit seiner Musik, die Braut aus der Hölle des väterlichen Verschlusses entführen, aber Wido hatte immer Einwendungen, wollte dem Vater seiner Schönen kein Herzleid anthun, und meinte vielmehr ihn durch Ausdauer und Gefälligkeit für sich zu gewinnen.

Du bist ein Geck, sagte dann Wilibald, wenn du hoffst einen reichen stolzen Narren für ein ehrliches, menschliches Gefühl, wie deine Liebe ist, zu gewinnen, der fügt sich nicht, du wirst es sehen, ohne ein paar von den Plagen Egypti. Hast du nur erst die Braut, und kann er das Geschehene nicht ändern, so wirst du sehn, daß er freundlich wird. Ich bin ein Thor gewesen, daß ich dir versprochen habe, nichts ohne deinen Willen zu thun, aber der Tod macht quit, und ich helfe dir doch noch auf meine Art.

Maler Wido war indessen nicht der einzige in dem Städtchen, welchem der Stadtvogt Steine und Dornen in den Lebensweg warf. Die ganze Bürgerschaft war ihrem Oberhaupte wenig gewogen, und hatte schon mehrmals versucht, in Ernst und Schimpf ihm mancherlei Tort anzuthun, denn er strafte die Bürger oft um geringen Muthwillen mit hartem Gehorsam, wenn sie nicht durch reichliche Bußen sich zu lösen vermochten, und

nach dem jährlichen Wein-Markt im Jenner mußten sie gewöhnlich für die gehabte Kurzweil den ganzen Jahrmartsgewinn zu Rathhaus und in die Stadtvogtei tragen.

Einsmals als der Neissische Despot ihre Geduld zu hart prüfte, riß auch der letzte Faden. Die Bürger rotteten sich zusammen, und ängstigten ihren Peiniger bis zum Tode, denn sie droheten nichts geringers, als sein Haus anzuzünden, und den Stadtvogt mit allem Gewinn seiner Bedrückung darin zu verbrennen. Da trat Wido zu Meister Wilibald und sprach: Alter Freund, jetzt ist es an der Stunde, wo eure Kunst mir helfen kann, wie ihr es mir oft angeboten habt. Sind eure Töne so wirksam als ihr behauptet, so geht und befreiet den Stadtvogt, indem ihr die zornigen Gemüther beschwichtigtet.

Er wird euch zum Lohn gewiß alles bieten, was ihr begehrt, dann sprecht ein Wort zu seiner Zeit für mich und meine Liebe, und verlangt meine Emma zum Lohn für eure Hülfe. Der Pfeifer lachte über die Rede, und sagte: man muß schon den Kinder den Willen thun, daß sie nicht schreien. Damit nahm er seine Sackpfeife und ging langsam auf den Markt, wo das Volk mit Speißen und Stangen, Fackeln und Pechkränzen vor dem Hause des Stadtvogtes lärmte und auf die Thüre Sturm lief.

Hier stellte sich Meister Wilibald an eine Säule und fing gar lieblich seinen Großvater zu blasen an; und kaum erklang diese Lieblingsweise der gesammten Bürgerschaft, da heiterten sich die erbitterten Gesichter auf, die Augbraunen entwölkten sich, Speiße und Pechkränze entsanken den grimmig aufgehobnen Fäusten, und die wilden Sturmfläufer marschirten im gemessenen Menuettschritt nach dem Takte. Endlich tanzte der ganze Haufen und der Markt mit seinem Tumult war in einen frohen Tanzplatz verwandelt. Der Pfeifer zog nun mit seiner Zaubersackpfeife vorwärts durch alle Straßen, der ganze Zug folgte ihm nach, und jeder Bürger ging tanzend in sein Haus zurück, das er noch vor kurzem mit ganz andern Absichten verlassen hatte.

Der gerettete Stadtvogt wußte nun seines Dankes gegen Meister Wilibald kein Ende und versprach ihm zum Lohn was er nur bitten würde, und wenn es die Hälfte seiner Habe wär. Der Pfeifer lachte dazu, meinte, so hoch woll' er gar nicht hinaus, brauche auch für seine Person nichts von zeitlichem Gut, weil aber der gestrenge Herr sein Wort gegeben, und ihm geheissen,

er solle etwas bitten, so wolle er geziemend um die Hand der schönen Emma für seinen Wido ansuchen.

Das gefiel nun dem Stadtvogt sehr übel. Er machte Winkelzüge und Flausen allerlei Art, und weil ihm Meister Sackpfeifer sein Versprechen vorrückte, so machte er es, wie es die Machthaber in jenen finstern Zeiten zu machen pflegten; er fand seine Würde beleidigt, erklärte den Meister Sackpfeifer für einen Störenfried und Feind bürgerlicher Ordnung, und gab ihm in dem Stockhause Zeit die Versprechungen des Bürgeroberhauptes zu vergessen. Dabei beschuldigte er ihn der Zauberei und machte ihm einen peinlichen Proceß, als sei er niemand anders, als der berüchtigte Hamelische Pfeifer und Rattenfänger, der dort die Kinder und hier die Erwachsenen nach seiner Pfeife habe tanzen lassen.

Durch diese Vorspiegelungen wendete der Stadtvogt alle mitleidigen Herzen von dem Gefangenen ab. Die Furcht vor der Zauberei und das Beispiel der Kinder zu Hameln wirkte so mächtig, daß Schöppen und Schreiber Tag und Nacht nicht vom Arbeiten abließen, der Kämmerer überschlug schon die Kosten des Scheiterhaufens, der Glöckner bat um ein neues Seil an das Armesünder-Glöcklein, die Zimmerleute richteten Breter zu Erhöhungen für die Zuschauer der künftigen Exekution zu, und die Gerichtspersonen probirten den Akt des Hochnothpeinlichen Halsgerichts. Meister Wilibald kam aber den schnellen Schritten der Justiz zuvor, denn als er sich einmal über die Wichtigkeiten der Vorbereitungen zu seinem Ende recht satt gelacht hatte, legte er sich auf sein Strohlager und starb.

Kurz vor seinem Tode redete er seinen Wido an: Junger Mensch, sprach er, du siehst, daß ich dir, nach deiner Art die Dinge und Menschen zu betrachten, nichts helfen kann. Ich habe die Possen satt, die ich deiner Thorheit wegen habe treiben müssen. Du hast genug erfahren, um endlich zu begreifen, daß man auf die Güte der menschlichen Natur wenigstens keine Pläne bauen muß, wenn man auch selbst zu gut ist, um überhaupt den Glauben an fremde Güte aufzugeben. Ich möchte nicht einmal auf die Erfüllung meiner letzten Bitte an dich rechnen, müßte nicht dein eigener Vortheil dich dazu antreiben. Wenn ich todt bin, so Sorge, daß meine alte Sackpfeife mit mir begraben wird. Dir würde sie nichts helfen, wenn du sie

behieltest, sie kann aber dein Glück machen, wenn sie mit mir unter die Erde kommt. Wido versprach, seines alten Freundes letztem Willen nachzukommen, und drückte ihm die Augen zu.

Das Gerücht von diesem plötzlichen Todesfall hatte sich in der Stadt kaum verbreitet, als Alt und Jung gelaufen kam, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Am meisten war der Stadtvogt über diesen Ausgang erfreut, denn die Kaltblütigkeit, mit welcher der Delinquent die eröffnete Aussicht auf den Scheiterhaufen angenommen hatte, ließ ihn vermuthen, der Sackpfeifer werde sich einmal durch Zauberkunst im Gefängniß unsichtbar machen, oder auf dem Scheiterhaufen statt seiner Person einen Strohwisch auflodern lassen und die Justiz der Stadt verlachen.

Man beschloß daher, weil es zum Verbrennen des Körpers noch am Endurtel fehlte, mit dem Leichnam möglichst geschwind unter die Erde zu eilen, und ihn auf einem Winkel des Gottesackers nahe der Mauer zu verscharren. Der Stockmeister, als observanzmäßiger Erbe des Verstorbenen, fragte, indem er dessen Nachlaß inventirte, was mit der Sackpfeife, als einem Corpus delicti, vorgenommen werden sollte, und Wido wollte schon seine Vorbitte anbringen, als der Stadtvogt voll Eifers die Resolution gab: das schlechte werthlose Werkzeug möge billig, um allem Mißbrauch damit zu steuern, zusammt dem Leichnam begraben werden. Man schob sie also zu dem Todten in den Sarg, und früh in aller Stille wurden Pfeifer und Pfeife hinausgetragen und begraben.

Aber in der folgenden Nacht trugen sich gar seltsame Dinge zu. Die Thurmwächter schauten nach Gewohnheit umher, ob etwa ein Feuer in der Gegend aufging. Da sahen sie gegen Mitternacht bei dem Scheine des Mondes, wie Meister Wilibald aus seinem Grabe an der Kirchhofsmauer emporstieg. Er hielt seine Sackpfeife im Arm, lehnte sich an einen hohen Leichenstein, daß ihn der Mond hell anleuchtete, und fing an zu blasen, fingerte auch dazu auf den Pfeifen, wie man es bei seinem Leben an ihm gewohnt war.

Indem sich nun die Wächter, über dies Gesicht befremdet, ansahen, thaten sich mehrere Gräber auf dem Kirchhof auf, die beinernen Bewohner steckten ihre kahlen Schädel heraus, schauten sich um, nickten nach dem Takte, stiegen dann ganz heraus, und regten die klappernden Glieder in flinkem Tanz. Aus

den Gräften und Schwibbögen gukten ebenfalls leere Augenhölen nach dem hügelichen Tanzplatz, die dünnen Arme rasselten an den eisernen Gitterthoren, bis Schlösser und Riegel aufsprangen und den tanzlustigen Gerippen den Weg zum Todtenball öffneten. Nun stelzten die leichten Tänzer über Grabhügel und Leichensteine und wirbelten im luftigen Schleifer umher, daß die weißen Sterbegewänder im Winde um die dünnen Glieder flatterten, bis die Glocke auf dem Kirchthurm Mitternacht schlug. Da kehrten Tänzer und Tänzerinnen in ihre engen Behausungen zurück, der Spielmann nahm seine Sackpfeife unter den Arm, und begab sich gleichfalls zur Ruhe.

Die Thurmwächter pochten noch vor Tage den Stadtvogt aus den Federn und hinterbrachten ihm mit zitternden Lippen die Kunde von dem gespenstischen Todtentanz. Er legte ihnen zwar strenge Verschwiegenheit auf, und verhieß, in der nächsten Nacht die Thurmwache selbst mit ihnen zu theilen; aber die Sage verbreitete sich bald durch die Stadt, und vom Abend an waren Thüren und Dächer in der Gegend des Kirchhofes mit Kandidaten der Geisterseherei besetzt, die alle vorläufig über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Dinge stritten, welchen sie in der Mitternacht entgegen sahen.

Der Spielmann ließ nicht lange auf sich warten. Mit dem ersten Glockenschlag der elften Stunde stieg er gemächlich empor, lehnte sich an einen Leichenstein und spielte auf. Die Ballgäste schienen ans die Musik schon gewartet zu haben, denn bei dem ersten Ton drängten sich aus Gräbern und Gräften, aus Grashügeln und unter schweren Grabsteinen, Leichen und Gerippe, bekleidet und bloß, Groß und Klein hervor, liefen durch einander, und tanzten und wirbelten, und wälzten lustig um den Spielmann her, schnell und langsam nach der Weise die er ihnen aufspielte, bis die Thurm-glocke Mitternacht schlug und Tänzer und Pfeifer zur Ruhe gingen. Die lebendigen Zuschauer auf Thürmen und Dächern gestanden sich nun, daß es Dinge gebe, von welchen der gesunde Menschenverstand nichts begreife, der Stadtvogt aber ließ noch in derselben Nacht den Maler Wido gefangen setzen und hoffte von ihm, nöthigenfalls peinlich, zu erfragen, wie man dem Unwesen seines todten Pflegvaters steuern möge.

Wido unterließ nicht den Stadtvogt an seinen Undank gegen Wilibald zu erinnern, und behauptete, der Todte beunruhige die Stadt, und raube ihren Todten die Ruhe und ihren Lebendigen den Schlaf nur darum, weil er, statt des verheissenen Lohnes für die Errettung des Vogtes eine abschlägliche Antwort und überdies unverdientes Gefängniß und ein schnödes Begräbnis erhalten habe. Diese Rede hatte auch so viel Gewicht, daß der Magistrat beschloß, den Körper des Sackpfeifers an einen anständigeren Ort des Kirchhofs zur Ruhe bestatten zu lassen.

Der Todtengräber wollte dabei ein übriges thun, nahm die Sackpfeife aus dem Sarg, und hängte sie hinter seinen Ofen auf, damit der gespenstische Musikant, wenn er ja nicht unterlassen könnte, noch aus dem Grabe seiner Profession nachzugehn, wenigstens ohne Instrument nicht zum Tanze spielen könnte. Allein, als es elf Uhr auf dem Thurme geschlagen hatte, pocht' es vernehmlich bei ihm an die Thüre, und als der Todtenbettmeister, der eine einträgliche Bestellung vermuthete, öffnete, da stand der begrabene Sackpfeifer leibhaftig draußen. Meine Sackpfeife! sagte er ganz gelassen, ging vor dem bebenden Todtengräber vorbei und nahm seine Pfeife von der Wand hinter den Ofen weg. Dann stellte er sich an einen Leichenstein und bließ. Die Ballgäste kamen, wie in den vorigen Nächten und gruppirteten sich zum mitternächtlichen Kirchhofstanz, aber diesmal setzte sich der Musikant in Marsch, zog mit dem ganzen langen Zuge durch das Gottesackerthor in die Stadt, und führte seine nächtliche Wachparade durch alle Straßen bis die Glocke zwölf schlug, wo sie alle wiederum zu ihrer Ruhestätte zogen.

Die Einwohner fürchteten nun bald in ihren eigenen Häusern diesen nächtlichen Besuch zu sehn, und einige der ältesten im Rache drangen schon in den Stadtvogt, er solle dem Unwesen steuern, und sein Wort gegen den Pfeifer lösen. Aber hierzu hatte der Vogt weder Ohren noch Sinn, meinte auch, dem Wido, der an den Zauberkünsten des alten Sackpfeifers vermuthlich Theil habe, gezieme wol eher die Anwartschaft auf dessen Scheiterhaufen, denn auf eine schöne reiche Braut. Aber in der nächsten Nacht kam der gespenstische Todtenreihen wieder in die Stadt, und, wiewol man die Musik nicht vernahm, so sah man doch an der Bewegung, daß die Tänzer nach der Weise des

Großvaters tanzten. Diesesmal trieben sie es auch noch schlimmer als in der vorigen Nacht.

Denn vor Häusern, wo eine mannbare Jungfrau oder eine Braut war, hielten sie still, dreheten sich im Wirbeltanz und man sah deutlich ein Schattenbild unter ihnen, das der Jungfrau glich, welcher sie den nächtlichen Brautreihen tanzten. Am andern Morgen war die Stadt wie ein großes Leichenhaus, denn alle Jungfrauen, die man im Schattenbild sich hatte drehen sehen, waren plötzlich hingestorben. So ging es auch die folgende Nacht. Die tanzenden Gerippe dreheten sich vor den Häusern, und wo sie getanzt hatten, da lag am Morgen eine todte Braut oder Jungfrau.

Mehr Nächte wollten die Bürger nicht ihre Töchter und Bräute solcher Gefahr aussetzen. Sie droheten dem Stadtvogt ihm die Tochter mit Gewalt zu nehmen und dem Wido als Braut zuzuführen, wenn er nicht selbst augenblicklich die Verlobung und noch vor Einbruch der Nacht die Hochzeit vollzieh'n lassen wollte. Beides wurde dem Stadtvogt in gleichem Grad schwer zuzugestehen, und da er sich also in dem seltenen Falle befand, wo der Mensch mit vollkommener Freiheit wählen kann, so zeigte er sich als freies Wesen, und gab dem Maler Wido selbst seine Emma zur Braut.

Noch vor der Gespensterstunde saß man bei der Hochzeittafel. Der erste Glockenschlag tönte dumpf, und sogleich hörte man die bekannten Töne des beliebten Brautreihens. Voll Schrecken, daß der nächtliche Spuk noch nicht zu Ende sei, eilten die Gäste an das Fenster, und sahen den Sackpfeifer mit einer langen Reihen von Gestalten in weißen Sterbekleidern nach dem Hochzeithause zu ziehn. Er selbst blieb unten an der Pforte stehn und bließ, der Zug aber ging langsam hinauf bis in den Hochzeitsaal. Hier rieben sich die fremden blassen Gäste die Augen, und sahen sich wie erwachte Nachtwandler verwundert um.

Die Hochzeitleute flohen hinter Stühle und Tische, bald aber rötheten sich die Wangen der Angekommenen, ihre blassen Lippen blühten auf wie junge Rosenknospen und Granatblüthen. und begrüßten sich mit bekannten Tönen und Namen. Man erkannte sich nun gegenseitig, denn die todtenbleichen und jetzt neu aufblühenden Gestalten in Sterbekleidern waren die schnell

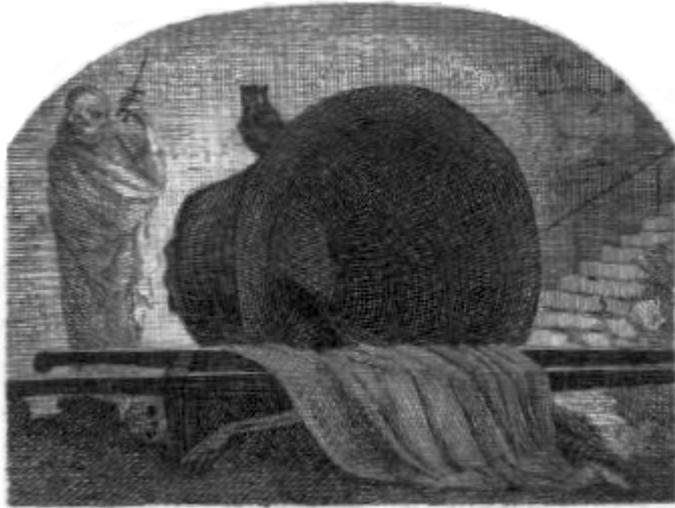
entschlafenen Neissischen Jungfrauen, die von ihrem Zauberschlaf erwacht und von Meister Wilibald mit der Zauberpfeife in den Hochzeitsaal geführt worden waren. Der Magus bließ ihnen noch ein lustiges Stückchen zum Abschied vor und verschwand.

Ich muß fast glauben, sagte Wido, daß der Sackpfeifer Niemand anders gewesen ist als der Gebirgsgeist des schlesischen Landes. Ich machte seine Bekanntschaft mitten im Gebirge, und erwarb mir, ich weiß nicht wodurch seine Gunst. Er versprach mir Beistand in meiner Liebe, und hat redlich Wort gehalten, wiewol auf seine eigenthümliche neckende Art, die man ihm schon zu gut halten muß.

Wido blieb zeitlebens in der Gunst des Berggeistes. Sein Wohlstand wuchs täglich, seine Gattin brachte ihm jährlich frische Kinder, seine Bilder wurden weit und breit nach Welschland und England verschrieben, und die Todtentänze, mit wichen nicht allein Basel, Dresden und Lübeck, sondern eine große Anzahl deutscher Städte prunkten, sind nichts als Copien und Variationen von Wido's Original, das er dem Neissischen wirklichen Todentanz zum Andenken malte, das aber leider noch kein grübelnder Gemäldesammler und Connaisseur zu Bereicherung der Kunstgeschichte hat auffinden und bekannt machen können.

Viertes Bändchen.

Leipzig. 1811.



Zwei Neujahrsnächte.

Erste Neujahrnacht.

Es schlug Elf.

Laßt uns dem scheidenden Jahre ein Glas bringen — rief der Wirth — und dem Andenken aller frohen Stunden, die es uns brachte!

Die Gläser klirrten munter zusammen, und in aller Augen glänzte der Widerschein genossener Freuden.

Es ist doch eine wunderliche, heiter ernste Sache um den Augenblick des Jahreswechsels — sagte Hermann — Im Grund' ist jeder Augenblick Anfang und Endpunkt eines Jahres; wenn ihr wollt, eines Jahrhunderts und Jahrtausendes, und bloß die Konvenienz macht uns die Mitternachtsstunde zwischen dem letzten December und dem ersten Januar so feierlich.

Das ist es eben — entgegnete Falk — die Uebereinstimmung ganzer Nationen, die sich überdies auf religiöse Beziehungen gründet, giebt das Feierliche; und was wollen wir mehr? Die Jubelepochen in dem Leben eines Menschen mögen ihn selbst, den Einzelnen, oft näher angehn, und ich helfe gern in Lust und Fröhlichkeit sie feiern. Allein ihr werdet mir recht geben, daß die Feier von Familienfesten, wo sie aus der Freude in Ernst übergehn will, leicht in süßliche Sentimentalität ausartet. Denn, so schön der Name des Festes klingen mag, so ist es doch immer nur ein frohes glückliches Ereigniß, dessen Erinnerung gefeiert wird. Das Glück aber, welches das häusliche Leben erheitert, so welch es auch jedem fühlenden Menschen seyn wird, ist doch für den hohen Ernst der Feierlichkeit zu wenig.

Es ist wahr, wir freuen uns alle, daß wir jetzt wieder in gemeinschaftlicher Lust zusammensitzen, wie vor dem Jahre, und daß der alte Jahrgreis uns in seiner Sterbestunde noch anlächelt, als hätt' er sich nichts Böses gegen uns vorzuwerfen; aber, was diese Stunde feierlich macht, ist nicht unsre Fröhlichkeit, sondern etwas Höheres. Die große Uebereinstimmung vieler Menschen gestaltet sich uns zur Allgemeinen. Wie die Kirche ihr Allerheiligen- und Allerseelenfest

hat, so wird die Jahrmitternacht eine Allerfreunden- und Allerleidenfeier für die ganze Menschheit, und, weniger egoistisch, als bei Familienfesten, feiert jeder des Nachbars Feier andächtig mit. Das alte Jahr gestaltet sich uns zur ernstlächelnden, hinscheidenden Mutter, und das neue zum frohlächelnden Kinde, und zwischen dem Sarg des Einen und der Wiege des Andern wandeln Ahndungen, die in dem Munde der Menschen zu bedeutungsvollen Wünschen werden.

Laßt mir die Wünsche ruhn bis Mitternacht — fiel der Wirth dem Sprecher ein — Uebrigens möchten wir gern annehmen, daß Neujahrswünsche ausgesprochene Ahndungen seyn. Denn da wir uns gewiß alle von Herzen Gutes wünschen, so wär es der Mühe werth zu glauben, daß unsre Wünsche sich wie rechte Ahndungen durch Erfüllung bewähren. Aber leider wirst die Erfahrung deine Theorie um, wie manche andre.

Wenn ihr Leute doch vorsichtiger über Erfahrung spricht — entgegnete Falk — oder wenn ihr euch wenigstens erst darum bekümmert, was ihr eigentlich erfahren habt! Einer betrinkt sich und schläft schlecht, gleich hat er aus Erfahrung, daß ihm der Wein Abends nicht bekommt. Das Beispiel belehrt wahrscheinlich nur Männer — sagte die Wirthin hin — Wir Frauen möchten aber gern mit Ihnen an die Magie, der Neujahrswünsche glauben. Belehren Sie uns also, aber hübsch faßlich für Frauen und Mädchen, warum bleiben so viel Wünsche unerfüllt?

Wahrscheinlich — entgegnete Hermann neckend — weil Falks Ahndungs- und Wunschtheorie nur Präludium zu den Wünschen seyn soll, die wir bald intoniren werden. Das Thema hat sich etwas gemein gemacht, Freund Falk will ihm deswegen durch Wahrscheinlichkeit ein neues Interesse geben, wie manche Erzähler ihren Anekdoten durch den Zusatz: wahre Geschichte.

Falk that als hört' er nicht auf die Neckerei, und wendete sich zur Wirthin.

Ich könnte — sprach er — Ihnen erwidern, daß die Mehrzahl der Neujahrswünsche unnützes leeres Ceremoniell ist, von dem Sie selbst keine Erfüllung erwarten. Ich könnte hinzusetzen, daß ich die magische Kraft nur den Wünschen beigelegt habe, die in der eigentlichen Neujahrsstunde gesprochen werden, und so hätt' ich schon die Zahl der unerfüllten Wünsche um ein

beträchtliches verringert, aber ich thue am besten, ich trete auf Hermanns Seite und gebe zu, daß ich nur präludirt habe. Den allgemeinen Vorbereitungswunsch, daß alle unsre Wünsche für einander ausgesprochene Ahndungen seyn mögen, darf ich wohl mit Erlaubniß unsres Wirthes in dieser Vorbereitungsstunde vorläufig aussprechen.

Das ist“ Ihr Ernst nicht — versetzte die Wirthin — Sie möchten nur gern Ihr Wort wieder zurück haben. Entweder Ihr Publikum gnügt Ihnen nicht zu Mittheilung Ihrer Ansicht, oder Sie empfinden eine Art Scheu vor Ihrer eigenen Meinung. Wählen Sie selbst, welchem Verdacht Sie ausgesetzt seyn wollen.

Ohne Zweifel dem letzten — erwiderte Falk — mit diesem sind Sie auch der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Eine Stunde vor dem Eintritt des Neuenjahres scheint es wirklich etwas unschicklich mit einer Meinung hervortreten, welche die Wünsche in etwas zweideutigem Lichte zeigt. Uebrigens war meine ganze Behauptung nur ein Einfall des Augenblicks, im Lauf oder Sprung des Gespräches erzeugt.

Um so eher vermuthen wir — fiel die Wirthin ein — daß sie den Ahndungen ihren Ursprung dankt, die, wie Sie selbst sagen, zwischen Wiege und Sarg der beiden Jahre wandeln, und vielleicht nicht bloß in Wünschen, sondern auch in Meinungen, Urtheilen und mehrern Formen sich aussprechen. Sehn Sie, wie unser junges Brautpaar aufhorcht, es lebt in der rechten Blüthenzeit der Glückwünsche. Bitten Sie den Professor, schöne Braut, daß er uns die Magie der Wünsche enthülle. Einer Braut darf nichts abgeschlagen werden.

Elisa stimmte der Wirthin bei, und Falk wurde bald von mehrern Seiten aufgefordert.

Sie haben, vielleicht durch mein Verschulden, Ihre Erwartung zu hoch gespannt — sagte Falk — und werden dafür unbefriedigt bleiben. Mir fiel im Gespräch der alte Glaube ein an die Bedeutsamkeit, unwillkührlich zu gewissen Zeiten ausgesprochener Worte oder beobachteter Zeichen. Das Alterthum hing bekanntlich sehr fest an diesem Glauben, und bis zu uns haben sich Spuren davon erhalten. Das: Glückauf! der Bergleute deutet darauf hin, und viel andre Gewohnheiten, die man noch in Dörfern, vorzüglich gebirgiger Gegenden findet. Die Menschen hüten sich da mit der größten Vorsicht für Worten von

böser Bedeutung, noch mehr aber, und ganz vorzüglich vor doppelsinnigen, die vielleicht in guter Meinung ausgesprochen, von feindlichen Schicksalsdämonen im entgegengesetzten Sinne aufgefaßt, und in verderbliche Erfüllung gebracht werden könnten. So dachte ich, geht es vielleicht mit manchen Wünschen. Sie werden erfüllt, aber, wie Macbeths Weissagungen, dem Buchstaben nach, der hier tödtet. Diesen hat aber der Wünschende längst vergessen, und glaubt mithin, sein Wunsch sei vereitelt.

Ist das Ihr Ernst? fragten mehrere Stimmen und sahen den Professor mit zweifelhaftem Lächeln an.

Seltsame Erscheinungen dieser Art giebt es wirklich — sagte Anselm, als der Professor nicht sogleich zwischen Ernst und Scherz entschied, und alle schweigend seiner Antwort entgegen sahen.

Endlich — rief Hermann lachend — läßt sich doch das wortkarge Repertorium aller Wundergeschichten auch vernehmen. Ich glaube, es giebt keine Wundersage und keinen Volksglauben, wo du nicht im Stande wärst Beispiele zur Erläuterung nachzuweisen. Also geschwind her mit einem Beleg für die magische Kraft der Worte!

Ein interessantes Histörchen der Art zu erfinden — erwiderte Anselm — wär vielleicht nicht die schwerste Aufgabe. Ich soll aber, so wollt ihr, den experimentirenden Famulus bei des Professors Vorlesungen machen. Ihr müßt also blos darauf sehn, ob meine Belege beweisen, nicht ob sie eben Prachtstücke sind und sich brillant ausnehmen. Ich gebe, was ich selbst erlebt und angesehen habe.

Vor mehrern Jahren macht' ich in Karlsbad die Bekanntschaft der Geheimräthin Amalie von Kulm. Sie war seit einigen Monaten Wittve und besuchte das Bad mit ihrer fünfjährigen Tochter, nur um einem bejahrten Oheim Gesellschaft zu leisten, denn sie selbst stand in der schönsten Blüthe der Gesundheit und Jugend. Dem Oheim bekam indessen das Bad nicht nach Wunsch. Der Brunnenarzt betrieb daher seine Abreise sehr, und da meine Badezeit eben auch abgelaufen war, so gab ich dem Wunsch der Geheimräthin nach, mit ihr zugleich abzureisen, und den unbedeutenden Umweg über das Gut des Oheims zu machen. Sie fürchtete, was sie aber nicht gestehen wollte, schon

unterweges einen tödtlichen Zufall für den Oheim, denn ihre Hauswirthin, die für eine Art von Leichenseherin galt, hatte einigemal bedenklich geäußert, die Herrschaft werde wol unterweges eine Leiche bekommen.

Die Schwachheit des Alten gestattete uns nicht, die Reise ununterbrochen fortzusetzen. Wir beschlossen daher in einem Dorfe Rasttag zu halten, dessen freundliches Ansehn uns ein bequemes Unterkommen zu versprechen schien. Wir hatten Ursache zufrieden zu seyn. Die Wirthin war lauter Sorgfalt für den alten Herrn, und da er die beste Abwartung und einige Unterhaltung an ihrem muntern lebhaften Gespräch fand, so bat er am folgenden Morgen seine Nichte, einen Spaziergang in meiner Begleitung zu machen, und ihn einstweilen der Sorge der jungen Frau zu überlassen. Wir gingen einen anmuthigen Weg hinter den Gärten des Dorfes.

Die ruhige Nacht des Oheims hatte auch die Geheimräthin etwas aufgeheitert, und sie erzählte mir, mit einer Laune, die ich an ihr gar nicht gewohnt war, Scenen aus ihrem Leben und von ihren Bekannten. Auf einmal hörten wir volles Glockengeläut aus dem Dorfe. Gewiß eine Leiche, sagte die Geheimräthin. Kommen Sie, ich habe lang niemand auf dem Lande begraben sehn. In meiner Kindheit hätt' ich um keinen Preis ein Leichenbegängniß versäumt. Die kleine Minna weinte und bat, die Mutter sollte doch nicht auf den Gottesacker unter die Todten gehn, aber diese schalt die Tochter wegen ihrer Furchtsamkeit, und wir traten auf den Kirchhof. Der Sarg wurde, wie es auf Dörfern gewöhnlich ist, neben das Grab gesetzt und noch einmal geöffnet. Eine schöne jugendliche Leiche ward sichtbar.

Bald trat ein alter Landmann mit einem kleinen Mädchen, gleich ihm in Trauer gekleidet, hinzu, und legte der Todten eine Frucht unter das Kinn, das Mädchen gab ihr Todtenblumen in die gefalteten Hände. Schlaf sanft, sagte der Alte, Ich hoffte, du solltest mir den letzten Dienst erweisen; nun, es hat nicht seyn sollen. Dann trat der Pastor hinzu, ein etwas bejahrter, doch kräftiger Mann, und hielt eine Leichenrede voll Würde und Trost.

Die Geheimräthin wendete kein Auge von ihm, bis er geendet hatte. Sie war entzückt von dieser Rede, und äußerte ihr Wohlgefallen einigemal in abgebrochenen Worten gegen mich. Kurz vor dem Schluß erschien auch der Oheim, der sich von der

Wirthin auf den nahen Kirchhof hatte führen lassen. O, daß Sie die herrliche Rede nicht ganz gehört haben! rief ihm die Geheimiräthin zu, und als nun der Geistliche herzutrat, um nach geendigtem kirchlichen Akt dem fremden Zuhörern seine Achtung zu bezeigen, rief sie ihm entgegen: Herr Pastor, keinen andern als Sie wünsche ich mir zum Leichenredner, nehmen Sie herzlichen Dank.

Die kleine Minna, ihre Tochter, faßte bei diesen Worten ängstlich ihre Hand; Mutter, sagte sie halb weinend, Mutter, sprich doch nicht so 'was! Der Wunsch liegt mir wol näher, liebe Nichte, sagte der Oheim, aber jetzt rief Minna noch ängstlicher: Großonkel, wie kannst du noch so eine Auslegung machen! Der Geistliche sah mich und ich ihn betroffen an, aber die Geheimiräthin nahm lächelnd das Wort. Dieser Ort, sagte sie, gestattet mir nicht eine Erläuterung meiner übereilten Rede, schenken Sie uns aber diesen Mittag Ihre Gesellschaft im Gasthofe. Der Geistliche sagte zu, und es klärte sich nun auf, daß die Geheimiräthin ihm die vakante sehr einträgliche Predigerstelle auf ihrem Gute zugedacht hatte. Der Pastor erbat sich Bedenkzeit, weil ihm, ungeachtet seines geringen Einkommens, doch seine Gemeinde lieb sei, und man ward einig, die Sache in Briefen abzuthun.

Allein die Briefe wurden nicht gewechselt. Man wollte am andern Morgen eben die Pferde einspannen, als die Geheimiräthin über heftiges Kopfweg klagte, und Aufschub wünschte. Der Schmerz ward bedeutender, und in kurzer Zeit zeigte sich eine gefährliche Krankheit, der die Kunst der Aerzte, wenigstens in jener Gegend, nicht gewachsen war. Der Ausgang war tödtlich, und acht Tage nach jenem Leichenbegängniß hielt der Pastor die Trauerrede am Sarge der Geheimiräthin. Erschütternd wirkte es auf mich, den alten Oheim und Minna am geöffneten Sarge, und so die treue Wiederholung jenes Begräbnisses zu sehen, welches zu diesem gleichsam ein Vorbild gewesen war. Der Oheim lebte nach diesem Vorfall noch einige Jahre, und wir haben uns oft der seltsamen Erfüllung des Wunsches seiner Nichte erinnert.

Noch seltsamer wär es gewesen — sagte Hermann — wenn ihr Tod durch einen Zufall erfolgt wär. Die Krankheit läßt immer noch eine natürliche Erklärung zu. Vielleicht erschrak die

Geheimrätin selbst über ihr schnelles Wort, und noch mehr über die breite Bemerkung des Oheims. So erregte der Schreck wahrscheinlich erst die Krankheit und hernach den Tod.

Nehmt mir's nicht übel — fiel der Professor ein — ich muß allemal lachen, wenn von natürlicher Erklärung die Rede ist. Als ob irgend etwas in der Natur unnatürlich zugehn könnte? Was geschieht ist allemal natürlich, sonst könnte es nicht geschehn.

Treibt nur nicht alles gleich auf die Spitze — erwiderte Hermann — Unnatürlich nennen wir, was wir nicht begreifen, wofür sich kein Erklärungsgrund auffinden läßt.

Wär ich nicht Professor der Philosophie — sagte Falk lachend — so frag' ich, wie viel denn bei eurer Ansicht natürlich blieb? Unser Doktor hier kurirt seine Kranken doch wol nicht unnatürlich? Frag' ihn aber einmal auf das Gewissen, ob er begreift, wie's zugeht, wenn einer von seiner Medicin gesund wird? Wo er's am wenigsten begreift, wo es also am unnatürlichsten zugegangen seyn müßte, sagt er gerade: die Natur hat das Beste gethan.

Ich bitt' euch, ihr Herren — rief die Wirthin — laßt eure Wortstreite ruhn! Von natürlich und unnatürlich ist am Ende hier auch, so viel ich einsehe, gar nicht die Frage. Anselm's Erzählung scheint mir deswegen nicht ganz zu passen, weil sie zweifelhaft läßt, ob die Krankheit nicht weniger durch die Worte, als vielmehr durch das Aufmerken auf die Worte, entstand.

Eigentlich wol keins von beiden — erwiderte Anselm — Ich habe, dünkt mich, nicht unbemerkt gelassen, daß Amalie schon vor jenen Worten in exaltirter Stimmung war. Selbst ihr ungemessener Beifall, den sie jener, zwar recht braven, aber doch nicht so ganz ungemein vortrefflichen Rede schenkte, zeugte von ungewöhnlicher Spannung. So waren vielleicht jene Worte selbst Erzeugniß der Krankheit, und erhielten einen Schein des Profetischen durch das sonderbare Zusammentreffen der Umstände.

Sie gestehn also selbst — versetzte die Wirthin — daß nichts Wunderbares oder Unnatürliches dabei Statt gefunden habe?

Unnatürliches gewiß nicht — antwortete Anselm — Ich bin Falk's Meinung, daß es überall in der Natur, wo doch alles

geschieht, was wir wahrnehmen, nichts unnatürliches geben kann. Aber wunderbar bleibt die Sache immer.

Das scheint wieder auf einen Wortstreit hinauszulaufen — sagte die Wirt hin — und wir erfahren darüber von der Sache selbst nichts Bestimmteres.

Ich wollte Sie schon vorhin ersuchen — setzte Elise hinzu — uns zu sagen, was es mit dem sogenannten Unnatürlichen für Bewandniß habe. Sollte es nicht Erscheinungen geben, die Sie selbst unnatürlich nennen müßten, die gleichsam die Natur verkehren und nur unwillig von ihr, wie Machtsprüche einer fremden Gewalt, ins Werk gesetzt werden? Ich bin nicht geübt genug, um meine Meinung ganz deutlich auszusprechen, vielleicht aber verstehn Sie aus meinen verworrenen Worten den Sinn zu finden.

Sir sprechen klar genug — gab Falk ihr zurück — über Dinge, von welchen, wie Sie Meinen, die Natur selbst nur gezwungen spricht. Nennen Sie uns indessen eine solche Erscheinung, wir sprechen dann mit mehr Sicherheit.

So kämen wir am Ende gar auf Gespenstergeschichten — versetzte Elise lächelnd.

Was thut das? — sagte Hermann — die hört jedermann gern. Sehn Sie, wie Anselm sich schon zum Aufhorchen zurechtsetzt.

Alle drangen in Elisen, sie möchte die Wunderbegebenheit erzählen, die sie im Sinn habe. Allein sie entschuldigte sich und behauptete, so gern sie auch solche Geschichten erzählen höre, so fühle sie doch eine gewisse Scheu vor dem Selbsterzählen. Ihr Verlobter lächelte, und sagte, er könne wol vermuthen, was für einen Vorfall seine Braut meine. Wenn sie blos das Selbsterzählen scheue, so sei er erbötig die Erzählung zu übernehmen. Elise gestattete es, nur bat sie, die Namen zu verändern.

Das versteht sich — erwiderte der Baron, und begann:

Eine sehr nahe Verwandte meiner Elise und eine kleine Schwärmerin wie sie — wir nennen sie indessen Karoline — hatte mit ihrer Gutsnachbarin Angelika den innigsten Freundschaftsbund geschlossen. Beide Mädchen waren unzertrennlich, die Eltern freuten sich selbst darüber, und gewöhnlich wohnten sogar beide Freundinnen abwechselnd bei

einander, vorzüglich war dies im Winter der Fall, wenn lange Nächte und üble Wege die täglichen Besuche beschwerlich machten.

Angelika's Vater war in frühern Zeiten mit dem bekannten Cagliostro in Verbindung gewesen, und hatte, mancher Aufschlüsse über jenen Wunderthäter ungeachtet, noch eine große Anhänglichkeit an Mystik und Wunderglauben beibehalten. Seine Büchersammlung enthielt daher, neben den besten Werken der Literatur, eine große Anzahl von Wundergeschichten, Legenden und allen Chroniken, an denen Angelika von Kindheit an sich nicht hatte satt lesen können.

Jetzt saßen beide Mädchen oft bis spät in die Nacht, und erhitzen ihre Fantasie mit Geister- und Erscheinungsgeschichten. In einer solchen Exaltation gaben sie sich einmal das heilige Versprechen, die früher aus der Weltgehende solle der Ueberlebenden erscheinen. Sie hatten eben einige Beispiele eines solchen gegebenen Wortes gelesen, und um sich recht fest zu binden, gelobten sie sich, daß selbst Erlassung dieses Versprechens sie nicht von seiner Verbindlichkeit lösen sollte. Indem sie noch feierlich ihre Hände zusammen geschlossen hielten, schlug die Glocke Mitternacht.

Meine Sterbestunde schlägt, rief Angelika wie begeistert, in dieser Stunde muß das Gelübd' erfüllt werden. Karoline fuhr, über diese Rede erschrocken, mit einem heftigen Schrei auf. Was erschrickst du? sagte Angelika sich sammelnd, sei ruhig, ich versprach mich, meine Geburtsstunde, wollt' ich sagen, schlägt. Vor sechzehn Jahren in der Mitternacht ward ich geboren. Doppelt heilig ist mir also das gegebene Wort, und wahrscheinlich ist es mir bestimmt es zu lösen. Die Mädchen verloren sich noch in ihre Schwärmereien bis die abgebrannten Lichter sie in das Bett verwiesen.

Einige Zeit nach diesem voreiligen Gelübd' ward Karoline krank. Angelika kam nicht von ihrem Bett, nach einigen Tagen aber erklärte der Arzt die Krankheit für ein bösesartiges, ansteckendes Fieber, und Angelika, die noch nicht diese Krankheit überstanden hatte, wurde von ihren Eltern genöthiget, Karolinens Haus zu meiden. So lang' man keine Gefahr für das Leben befürchtete, gehorchte Angelika. Als aber die Nachrichten

bedenklich klangen, hielt nichts sie zurück, zu der kranken Freundin zu eilen.

Jenes Versprechen übte jetzt eine furchtbare Gewalt, und nach zwei Nächten eilte Angelika zu Karolinen, entschlossen lieber den Tod in ihrer Krankheit sich zu holen, als diese Angst länger zu dulden. Sie beschwor die Kranke um Zurücknahme jenes Gelübdes, und diese, die ohnehin sich weniger gebunden glaubte, weil die Zeit nur für Angelika so feierlich gewesen war, nahm es gern zurück, da sie die Angst ihrer Freundin gewahr ward. Diese Scene, von der die Anwesenden die größte Gefahr für die Kranke befürchtet hatten, war indessen von günstigen Folgen gewesen.

Die Anstrengung hatte wohlthätig gewirkt, und Karoline genas schnell, zur Verwunderung der Aerzte. Sie sah nun in Angelika ihre Retterin, aber gleichwol betheuerten sich beide Mädchen nun öfters, daß sie nie wieder einen Wunsch oder eine Frage an die unbekannte Welt wagen wollten, und der Hang zum Mysteriösen, wenn auch nicht der Glaube daran, schien aus ihrem Gemüth verdrängt.

Krankheit und Gelübd' wurden nach und nach vergessen, und die Herzen der beiden Freundinnen fanden sich von andern Seiten mehr angezogen. Angelika war eines Tages mit ihren Eltern zu einem Ball in der benachbarten Stadt gefahren. Karoline hatte wegen häuslicher Abhaltung die Freundin nicht begleiten können, vornehmlich aber hatte sie die Lustbarkeit ausgeschlagen, um Angelika mit einer Festlichkeit zu überraschen, die sie zu ihrem morgenden Geburtstage veranstaltete. Sie saß spät in der Nacht mit ihrem Mädchen bei der Arbeit, und wollte diese eben aus der Hand legen, weil die Uhr Mitternacht schlug.

Indem weht sie eine sonderbare Zugluft an, daß die auf dem Tisch zerstreute Nähterei sich bewegt und umherkräuselt, und im Aufblicken sieht Karoline das Schattenbild Angelika's sich vor ihr drehen und zusammensinkend verschwinden. Auf ihr Geschrei läuft ihr Mädchen herzu, der Karoline vor Schreck ohnmächtig in die Arme fällt. Das Mädchen hatte nichts bemerkt, als jene Bewegung der Luft und das Umherflattern der Nähterei. Angelika war wirklich in derselben Nacht mit dem Glockenschlag Zwölf während des Tanzes todt hingsunken.

Es ist gräßlich — sagte die Wirthin.

Was mir das Graunhafteste ist — setzte Falk hinzu — ist ebenfalls das Dunkle, Ahndungsvolle der Worte: das ist meine Sterbestunde. Angelika sprach unwillkürlich gegen ihr Wissen ihre Todesprofezeihung.

Wie erklären Sie aber das natürlich? — fragte Elise.

Bringen Sie mich doch nicht in den Ruf eines Alleserklärers — erwiderte Falk — Erklären will und kann ich jene sonderbaren Vorfälle nicht. Aber sind sie geschehen, so sind sie auch ganz gewiß der Ordnung und den Gesetzen der Natur gemäß geschehen, nur daß wir jene Gesetze noch nicht kennen. Ich weiß nichts anmaaßenderes, als den Schluß: das kann ich nicht begreifen, folglich kann es nicht seyn. Gleichwol ist dieser egoistische Satz die Basis aller Kritik über ähnliche Vorfälle.

Der Jurist Höpfner gab noch vor wenig Jahrzehenden die Erfindung des Luftschiffs als Beispiel einer Unmöglichkeit und mußte in den spätem Ausgaben seines Buchs widerrufen. So urtheilte man von Steinregen und ähnlichen Dingen, die unsre Ureltern Wunder nannten und glaubten, unsre Eltern Märchen schalten und verlachten, und die uns weder Wunder noch Märchen, sondern anerkannte, wahre Naturerscheinungen sind.

Der Volksglaube oder der sogenannte Aberglaube ist eine volle Fundgrube für den Naturforscher. Freilich liegen die Wahrheiten nicht immer gediegen zu Tage, aber sagt denn ein Verständiger, in einer Grube sei blos taubes Gestein, weil das Erz daraus erst durch Kunst gewonnen werden muß? Was hätte der treffliche Ritter noch entdeckt, hätt' er Zeit dazu gefunden und ein günstigeres Geschick!

Ich erinnere mich wol an seine Versuche mit dem Schlüssel — sagte der Wirth — Anselm und ich haben sie oft nachgemacht, und von auffallender Richtigkeit befunden.

Haben Sie aber nicht bemerkt — unterbrach der Baron — daß der Wille auf das Gelingen viel Einfluß hat? Man macht wenigstens diese Einwendung gegen die Resultate.

Ganz dem Geiste unsrer Kritik gemäß! — fiel Anselm ein — Ich ärgere mich so oft ich ein Wort über den Verfall unsrer Literatur lese. Verfällt sie wirklich, wer ist Schuld daran, als eben die Kritik, diese böse Blätter am Körper der Literatur. Persiflage

ist ihr Wesen, sobald sie einmal parteilos erscheinen will. Denn weil die Kritiker gewöhnlich nicht wissen, was vortrefflich ist, so meinen sie, es sei auf jeden Fall das Rathsamste zu persifliren. Ist der Meßkatalog dick, so wird über seine Dicke schlechter Witz gemacht, ist er dünn, über seine Dünne.

So versündigte man sich auch an Ritter, das Märchen von seiner angeblichen Bekehrung auf dem Todbette nicht ausgenommen. Ganz sicher hat der Wille Einfluß auf Gelingen und Mißlingen jener Versuche und soll ihn haben, denn der Versuch soll ja eben nichts anders als das psychische Phänomen — die Richtung des Willens — im physischen Phänomen nachweisen. Nur unterscheiden Sie den Willen, der sich absichtlich dem Körper mittheilt, und seine Bewegungen im Voraus dem erwarteten Erfolg gemäß leitet, von dem Willen, der nicht absichtlich, sondern nach innern Naturgesetzen auf den Körper wirkt.

Etwas dem ähnliches ist das Erbleichen bei dem Schreck, das Zittern der Furcht, das Erglühen in heftigem Affekt. Es giebt Menschen, die willkührlich sich ein Erröthen abzwängen können, ist aber deswegen jedes Erröthen ein Akt der Willkühr? Wer experimentiren will, muß freilich kein Kind seyn, das sich selbst im Spiele gewinnen läßt. Denn eben diese unwillkührliche und unabsichtliche, ja unbewußte Einwirkung des Willens auf den Körper und sogar auf fremde Wesen, ist der Hauptpunkt, den jene Versuche nachweisen und anschaulich machen, und welcher den Aufschluß über das giebt, was man allein Magie nennen sollte. Die Unfähigkeit mancher Menschen solche Wirkungen zu äußern oder auch aufzunehmen, giebt der Sache noch einen besondern Schein des Uebernatürlichen.

Ich sollte aber meinen — wendete Hermann ein — wenn die Sache ganz in der Natur gegründet wär', so müßte jedem Menschen die Fähigkeit dazu angeboren seyn.

Ich bitte dich Bruder — nahm Falk das Wort — rede nicht so verkehrt! Du behauptetest vorhin, als wir sangen, wir intonirten beinah einen Viertelton zu hoch gegen die Stimmung im Concert. Wir stritten, aber du bewiesest deinen Satz mit der Stimmgabel. Hast du denn das mit Hexerei bewirkt, weil wir bei gleicher Uebung doch nicht so fein hören konnten als du, oder ist dein gutes Gehör ein Märchen, weil es nicht alle Leute so fein haben?

Können wir alle so eine Madonna malen, wie dort die Rafaelsche mit dem Kinde, und war deshalb Rafael ein Hexenmeister? —

So seid ihr Leute! Zu Dingen, für die ein gewisser Respekt als schicklich angenommen ist, statuiert ihr ohne Bedenken eine besondere Fähigkeit und nennt sie Talent und Genie. Dinge hingegen, die bei Weltleuten nicht in der Mode sind, achtet ihr gering, und meint, jeder müßte von Natur Geschick dazu haben. Von der andern Seite gesteht ihr den Thieren unbedenklich Kräfte zu, die eben so magisch sind, z. B. Vorgefühl von Regen, Kälte, Ueberschwemmungen, und bei Menschen erklärt ihr alles Aehnliche für unmöglich.

Das ist Instinkt! — sagte Hermann und lachte.

Und das — fuhr Falk fort — ist ein Wort, über das du selbst lachen mußt. Bewirkt der Instinkt magische Kraft, und ist er natürlich, so ist auch die Magie natürlich. Angenommen, daß der Instinkt dem Menschen abgehe, wie er denn schon in den ausgebildeteren Thiergattungen immer schwächer wird, so ist dieser Verlust Folge der höhern Ausbildung, oder, was dasselbe ist, der größern Selbstständigkeit. Je selbstständiger ein Wesen ist, um so weniger wird es von der Natur afficirt.

Das gilt im Physischen, wie im Moralischen. Der Egoist fühlt kein Mitleid und kennt keine Sympathie. So wirkt auch die ahndende Kraft nicht in allen Menschen, und selbst in den damit begabten Individuen nicht immer, sondern hauptsächlich in solchen Momenten, wo der physische und moralische Egoismus schweigt, und der Mensch sich gleichsam in das Allgemeine verliert. Greisen, Sterbenden, Kindern, Frauen, schrieb daher immer der Volksglaube ein Ahndungsvermögen zu, nicht rüstigen Männern.

In Abenden und stillen Nächten glaubt man die ahndende Kraft am thätigsten, und in Augenblicken der Exaltation, die den Egoismus verstummen machen. So rechtfertigt die Ansicht der Natur den Volksglauben und auch nebenbei meine Meinung von der Magie der Wünsche in bedeutenden Stunden.

Nun — sagte die Braut lächelnd — so sei die Magie der nahenden Stunde recht kräftig! Sie wünschen mir und meinem Louis gewiß auch recht viel Gutes.

O nur Geduld — rief Hermann — Falk bringt Ihnen gewiß einen solennen Neujahrwunsch. Er hat heute den ganzen Nachmittag gedichtet und komponirt.

Es ist aber auch sündlich— fiel die Wirthin ein— daß wir das Jahr ohne Gesang schließen. Geben Sie etwas heraus Falk, gewiß haben Sie etwas mit.

Ich hab' nichts bei mir — entgegnete dieser — das Gespräch ist uns ja auch noch nicht ausgegangen.

Gieb nur heraus — wiederholte der Wirth — ich weiß ja doch du hast etwas mitgebracht.

Das gehört dem Neuen Jahre — antwortete jener.

Aha! gewiß der Glückwunsch, von dem Hermann sagte — rief Elise und nahm ihr Glas — Nun auf seine magische Kraft als ausgesprochene Ahndung! Stoßen Sie an.

Alle stimmten ein und stießen mit der Braut an.

Die reinen Gläser klangen, und die großen Pokale, in welchen der Wirth seinen ältesten, weitduftenden Wein spendete, summten wie Feiergeläut in den Klang.

Horch! Glockenklang! — sagte Hermann leise.

Still! — rief der Wirth und öffnete das Fenster.

Vom Stadtthurme tönte der Schlag des letzten Viertels. Tiefer und stärker schloß sich der Klang der mitternächtigen Stundenglocke an: Die Gesellschaft saß lautlos und horchte mit stillem Ernst, wie die letzten Töne des scheidenden Jahres verhallten. Noch voller, tiefer und schauerlicher wiederholte die Glocke vom hohen Kirchthurme die Abschiedsklänge. Elisa neigte sich sanft gegen ihren Verlobten. Ihr Blick sprach einen Himmel voll Ahndungen, Hoffnungen und Wünschen aus. Alle sahen mit froher Rührung auf die schöne Braut in der Verklärung der reinsten Liebe. Die Wirthin beugte sich zu ihr und küßte die weiße umlockte Stirn, aber keiner sprach ein Wort, um die Feier nicht laut zu unterbrechen. Noch kräftiger tönte nun der Glockenkoloß vom zweiten Kirchthurme den mitternächtigen Stundenruf nach. Falk entfaltete geräuschlos sein Papier und begann mit gedämpfter Stimme:

Horch, das sind Todtenglocken ...

Elise schauderte sichtbar zusammen. Ein durchdringender Schrei durchschnitt wunderbar das Zimmer. Elise blickte auf, und im Augenblick sank sie selbst mit einem Ausruf des Entsetzens zusammen. Der Baron und die Wirthin hielten die Ohnmächtige blaß, gleich einer Todten in den Armen.

Was war das? — schallte es von allen Seiten. Jeder halte den schreienden Laut gehört, aber ewige wollten ihn für Elisens Stimme halten, deren Zusammenschaudern schon vorher bemerkt worden war, andre behaupteten, er sei aus der Ferne gekommen, und Elise habe erst später den Ausruf des Schreckens hören lassen. Während man sich darüber besprach, hatte Elise durch Beistand der Aerzte in der Gesellschaft sich erholt. Sie behauptete, jener Schrei, den auch sie gehört, habe sie erschreckt, und dieser Schreck sei wahrscheinlich die Ursache gewesen, daß sie beim Aufblicken ein Fantom zu sehn gemeint habe. Es sei ihr nämlich vorgekommen, als blicke das Marienbild sie mit einem blassen, entstellten Todtengesicht an, und dieser Anblick habe eigentlich die Ohnmacht bewirkt.

Ueber dieses Fantom — sagte der Wirth — kann ich Sie ganz beruhigen. Meine Maria hängt für das Tageslicht gewiß an der vortheilhaftesten Stelle, aber bei der Abendbeleuchtung in diesem Zimmer bekommt sie, von manchen Standpunkten aus, ein so widerliches Ansehn, daß ich sie oft lieber mit einem Vorhang bedecken möchte. Sie sollen sich selbst überzeugen.

Er fühlte die noch etwas erschöpfte Braut nach ihrem vorigen Sitz und wirklich erschien von hier aus das Bild ganz verändert. Die Mutter war fast farblos, und durch den Kontrast des Kindes, das in vortheilhafterer Beleuchtung kräftig hervortrat, beinah schattenähnlich. Das Todtengesicht erkannte Elise nun selbst für Zugabe der aufgeregten Fantasie.

Den Schrei müssen wir auch untersuchen — sagte nun die Wirthin und rief nach den Domestiken.

Es war nichts von Bedeutung — berichtete das Kindermädchen, als sie befragt wurde. Das Nachtlicht löschte aus, und als ich eben es anzünden wollte, wachte der kleine Emil auf und schrie, weil er sich im Finstern fürchtete. Er schläft schon wieder ruhig.

Gottlob! — sagte Falk heimlich zu Anselm — mir war bange, und indem ich anfing zu lesen, fiel mir die Beziehung meines

Anfangs zu unserm Gespräch zentnerschwer auf das Herz. Es scheint ihr aber entgegen zu seyn.

Die netten Neujahrwünsche, die auf Veranstaltung des Wirthes nun herumgegeben wurden, erheiterten die Gesellschaft vollkommen.

Jeder bekam eine anmuthige oder neckende Anspielung auf sein Verhältniß oder seine Lieblingsneigung. Der Baron bekam eine alte Ritterburg, die sich in einen Tempel Hymens verwandelte, Anselm ein Weinglas, das zu einer niedlichen Hebe wurde, und Falk gar einen Tanz berauschter Zecher um ein Weinfäß, das bei Licht besehn zum Helikon mit dem Musenchor ward. Der Braut ward eine Rosenknospe zu Theil, die einen kleinen Amor, mit verschiedenen Spielwerken für Kinder umgeben, Platz machte. Man sang und scherzte nun noch einige Zeit, Falk las ohne Störung sein unterbrochenes Neujahrsgedicht, und als man aus einander gehn wollte, lud der Baron die ganze Gesellschaft für den nächsten Jahreswechsel auf sein Gut ein. Alle versprachen zu kommen und leerten die Gläser auf frohes Wiedersehn.

Halten Sie Wort — rief Elise beim Scheiden — keiner von uns darf in der nächsten Neujahrsnacht fehlen. Das erste Versprechen im Jahre duldet durchaus keine Entschuldigung, es muß unausbleiblich gehalten werden.

Zweite Neujahrsnacht.

Das Weihnachtsfest war unter mancherlei flohen Zerstreungen vorübergegangen, und beiden Geschenken, mit welchen die Anwesenden sich gegenseitig erfreuten, vergaß man nicht manchen kleinen Scherz für den abwesenden Baron vorzubereiten, um ihn damit zum Neujahrsabend auf seinem Schloß zu überraschen, wo er mit seiner jungen Gemahlin die glücklichsten Tage verlebt. Wiederholte Einladungen und Zusagen hatten mehrmal das Jahr über gewechselt, und man freute sich gegenseitig auf den geselligen Genuß einiger Wintertage auf dem Lande.

Die letzten Tage des Decembers begünstigte das Vorhaben der Freunde durch Frost und heitern Himmel. Man war übereingekommen, den letzten Tag des Jahres auf des Barons Schlosse einzutreffen, und mit der Feier des Jahresschlusses die Reihe fröhlicher Tage anzufangen, die man dort zu verleben hoffte.

Schloß Hartenstein liegt auf einem nicht unbedeutenden Felsen, unter schönen, romantischen Umgebungen. Seine Bauart zeigt, wenn auch nicht alte Nachrichten es verbürgten, daß sein erster Ursprung in die ältesten Zeiten des Faustrechtes fällt. Oeftere Befehdungen mögen die Gebäude, sofern man den bis in seine Tiefe zu Kellern und Gängen verarbeiteten Felsen nicht dazu rechnet, mehrmals theilweise zerstört haben; wenigstens unterscheidet man deutlich, sowol in den Formen, als in der Anordnung des Raumes zur Vertheidigung und Bewohnung die Anforderungen verschiedener Jahrhunderte.

In neuern Zeiten hatten die Besitzer mit möglichster Schonung des alten Aeußern sich im Innern bequemer einzurichten gesucht, und so war allerdings hier und da ein sonderbarer Kontrast zwischen der noch sichtbaren vormaligen Bestimmung eines Platzes und seinem jetzigen Gebrauch entstanden, der dein Fremden auffallend aber zuweilen nicht unerfreulich war. Man konnte nicht läugnen, daß Alles mit Ersparniß von Raum und Kosten von Grund aus weit besser und bequemer hätte aufgeführt werden können, doch söhnte man sich bald mit der zerstückelten, schwer zu übersehenden Einrichtung aus, die bei mancher angenehmen Ueberraschung im Einzelnen, dem bloßen Besucher täglich unbekannt und gleichsam von ihm neu zu entdeckende Partien des weitläufigen Schlosses darbot. Selbst dem Besitzer waren noch manche Gegenden fremd geblieben und vielleicht von manchen Generationen nicht besucht worden.

Die feste Schneebahn hatte die Fahrt beschleunigt, und die Gesellschaft kam in der besten Laune bei hellem Tage auf dem Schlosse an. Fast alle waren hier noch Fremdlinge, und das Ungewohnte der Umgebung zog ihre Augen abwechselnd von einem Gegenstand zu dem andern, indem der Baron sie durch weitläufige Gänge und Säle in das warme freundliche Zimmer führte.

Wo ist denn die Frau vom Hause? — fragte Falk nach den wiederholten Begrüßungen — Gewiß kommen wir zu zeitig, aber die gute Bahn brachte uns schneller an das Ziel, als wir selbst erwarteten.

Leider bin ich Stroh Wittwer — antwortete der Baron — und daher muß ich besonders die Damen um Nachsicht bitten, wenn sie in meiner Bewirthung die Sorge der Hausfrau vermissen. Indessen, hoff' ich, noch heut' oder doch gewiß morgen wird meine Frau das Versäumte nachzuholen suchen. Ich besuchte zum Weihnachtsfest meine Schwiegermutter mit ihr, und wollt' ich der guten Alten ihre Freude nicht verderben, so mußt' ich schon einwilligen und die Tochter ein paar Tage länger bei ihr lassen.

Also heute kommt sie doch noch — riefen mehrere von den Gästen.

Sie soll es freilich — versetzte der Baron — indessen weiß ich, wie schwer es halten wird, sich loszumachen. Die Mutter wird die Tochter nicht fortlassen, für die sie ohnedies wegen ihrer nicht weit entfernten Entbindung etwas besorgt ist. Der Arzt lacht zwar über jede Bangigkeit und will nicht von der entferntesten Gefahr wissen, indessen Sie fühlen gewiß Alle, wie wenig man mit Gründen gegen den billigen Wunsch einer besorgten Mutter ausrichten kann. Morgen aber ist sie ohn' allen Zweifel unter uns.

Den Männern hatte der Baron für den Abend noch eine kleine Jagdpartie veranstaltet. Bloß Falk blieb bei den Frauen am Theetisch, wo Cäcilie, eine nahe Verwandte Elisens in Abwesenheit der Hausfrau die Stelle der Wirthin vertrat. Er hoffte am zuversichtlichsten auf die Rückkehr der Baronin, und bei jedem Geräusch, das sich auf dem Schloßhof hören ließ, sprang er auf und sah aus dem Fenster. Seine Ungeduld ging am Ende so weit, daß ihn die Gesellschaft einigemal damit neckte.

Sie haben gut necken — sagte er — Ich bin Elisen vom vorigen Jahre her eine Genugthuung schuldig, und mir kann es am wenigsten gleichgültig seyn, wenn sie heut' ausbleibt.

Man fragte, welche Genugthuung Falk meine, und er erinnerte an den Anfang seines Neujahrs Gedichtes, der doch vielleicht in den damaligen Verhältnissen auf Elisen schreckhaft gewirkt habe, wiewol sie schonend genug gewesen sei, den Grund ihres Schreckens zu verschweigen.

Cäcilie ließ sich das Nähere erzählen.

Sie haben wol Ursache — sagte sie, als sie alles vernommen hatte — der armen Elise die Bangigkeit zu vergüten, die Sie an jenem Abend ihr verursacht haben. Wie es scheint, wissen Sie aber selbst nicht, warum eben der Anfang Ihres Gedichtes so erschütternd auf Elisen wirken mußte.

Alle sahen Cäcilien voll gespannter Erwartung an, und baten um nähern Aufschluß.

Nach dem, was Sie mir erzählt haben — versetzte Cäcilie — war es schwerlich die Geschichte von der Erscheinung Angelika's, welche Elise damals sich scheute zu erzählen. Hätte sie den Vorfall erzählt, an den sie nach meiner Ueberzeugung dachte, Sie wären vielleicht aufmerksam geworden und hätten ihr Gedicht in Elisens Gegenwart nicht gelesen.

Sie machen mich höchst unruhig — sagte Falk — und gewiß uns Alle äußerst begierig auf das, was Elise damals verschwiegen haben könnte.

Die Sache ist nicht grade ein Geheimniß — erwiderte Cäcilie — doch vermuthete ich, daß der Baron davon nicht unterrichtet seyn mag. Ich bitte Sie daher, mit dem, was ich Ihnen anvertraue, vorsichtig umzugehen. In der Familie unsrer Freundin soll eine alte Sage gehn, welche indessen, wie mehrere dergleichen Sagen, durch die lange mündliche Ueberlieferung ziemlich verändert und entstellt seyn mag. Ihr zu Folge stirbt jedes Glied dieser Familie unter Glockenschall, und der letzte soll sogar seine Sterbeglocke sich selbst läuten.

Den Grund dieser sonderbaren Auszeichnung habe ich niemals erfahren können, indessen ist es gewiß, daß in den Kirchenbüchern von einigen aus dieser Familie angemerkt ist, sie seien während des Geläutes gestorben. Von einem erzählt sogar eine alte Nachricht, wie er viel Tage in Todesangst gelegen, und endlich befohlen habe, sein Sterbeglöcklein zu ziehen, bei dessen Schall' er entschlafen sei. Wie viel Wahrheit oder Fabel in diesen Nachrichten enthalten sei, will ich nicht entscheiden, ich erzähle Ihnen blos das sonderbare Zutreffen jener Sage bei dem Tode von Elisens Vater.

Der Major war, wie Sie wissen, der letzte seiner Familie, und dieser Umstand weckte das Andenken an die erwähnte Sage

wieder auf, die in den letzten Zeiten fast vergossen war. Ohne grade abergläubisch zu seyn, schien der Major doch eine kleine Scheu vor aller Berührung mit Glocken zu haben, doch gestand er dieses nicht zu, und hörte überhaupt ungern von jener Sage sprechen. Indessen ließ er, wiewol unter anderem Vorwand, eine mäßige Glocke, mit welcher dem Hofgesinde das Zeichen zum Mittagstisch gegeben ward, abnehmen, und die Handklingel, welcher er sich in seinem Zimmer bediente, war so klein, daß es unmöglich war dabei an eine Glocke zu denken.

Als ihn seine letzte Krankheit befiel, gaben die Aerzte bald alle Hoffnung auf, ihn zu retten; die Bauern in seinem Dorfe hingegen gaben ihren Glauben nicht auf, und behaupteten, so lang' ihr Herr nur nicht Glöckner werde, habe es mit seinem Leben keine Noth. Ein Zufall, der alle Glocken noch mehr aus des Kranken Nähe zu entfernen schien, vermehrte diese Hoffnung. Bei einem Festläuten nämlich ward eine Glocke des Kirchthurms beschädigt, und um das Geläut' zu verschönern, beschloß man, die andern alten Glocken ebenfalls in ein besseres Verhältnis umgießen zu lassen. Sie waren kaum abgenommen und zerschlagen, als es sich mit des Majors Gesundheit täglich mehr zu bessern schien. Nur machten ängstliche Vorstellungen, die sich bei ihm festsetzten und ihn oft bis zur Selbstvergessenheit beunruhigten, den Aerzten noch etwas bange.

Besonders setzte ihn der Gedanke in Furcht, daß Feuer entstehn, und bei dem Mangel an Sturmglocken die Hülfe fehlen könnte. Die Furcht war in der That nicht grundlos, und man fand rathsam, einstweilen die alte Mittagsglocke wieder aufzuhängen. Der Major schien dadurch beruhigt, allein in der folgenden Nacht bekam er einen so heftigen Anfall seiner Krankheit, daß er seine Wächter übermannte. Er rief Feuer! Feuer! durch das Schloß, und sein Schicksal führte ihn zu der kurz vorher aufgehängten Glocke. Da faßte er das Seil und stürmte ohne Aufhören alles aus dem Schlaf herbei, und ließ sich nicht abhalten, bis er leblos zu Boden sank.

Wenn Sie mir Recht geben — fuhr Cäcilie nach dieser Erzählung fort — daß Elise vielmehr an diesen Vorfall gedacht habe, als an Angelika's Erscheinung, so werden Sie begreifen, wie sehr die Erwähnung der Todtenglocken sie erschüttern mußte.

Sie haben vollkommen Recht — sagte Falk — und ich wünsche jetzt doppelt, daß ich meinem ersten Gefühl gefolgt, und jenes Gedicht nach unserm Gespräch nicht gelesen hätte. Ich werde Mühe haben, jene böse Erinnerung wieder auszugleichen.

Aber, wer steht Ihnen dafür — versetzte Cäcilie — daß nicht der Zufall doch Ihre besten Absichten wieder vereitelt?

O, dasmal hab' ich mich in Acht genommen — erwiderte Falk.

Wer lernt in solchen Dingen aus — gab Cäcilie ihm zurück — Gewiß erwarteten Sie vor dem Jahre auch keine solche Wirkung.

Nach einer solchen Erfahrung ist man vorsichtiger — antwortete Jener.

Können Sie das seyn? — fragte Cäcilie — Ich berufe mich auf Ihre eigne Meinung, so viel ich davon aus der Erzählung von der vorigen Neujahrsnacht gefaßt habe. Gesetzt, ein böses Verhängniß wär' in dieser Mitternacht verborgen, würde nicht, gegen Ihre beste Absicht, auch das überlegteste Wort jene dunkle Zweideutigkeit annehmen, und möchten Sie auf solche Gefahr es aussprechen?

Ich wollte wirklich — sagte Falk etwas betroffen — ich hätte im vorigen Jahre die ganze Sache nicht zur Sprache gebracht. Es war, wie Sie denken können, Anfangs durchaus nicht ernstlich gemeint, aber der sonderbare Zufall Elisens gab den leichthingesprochenen Worten einen so schweren Gehalt, daß ich ihren Druck das ganze Jahr durch gefühlt habe. Doch lassen Sie uns lieber von diesen und allen ähnlichen Gegenständen schweigen. Leicht aufzuwecken — sagt der Dichter — ist das Reich der Geister,

sie liegend harrend unter dünner Decke,
und, leise hörend, stürmen sie herauf.

Ich will auch so prosaisch als möglich der jungen Erstlingsmutter heut' nichts anders wünschen, als einen kernfesten Jungen zum Stammhalter, das übrige mag das Schicksal fügen.

Das Beste ist wol — erwiderte Cäcilie — daß Sie heut' gar nichts werden wünschen können, denn ich wollte wetten, was Sie verlangen, Elisa kommt erst morgen.

Und ich wollte Alles verwetten — entgegnete Falk — sie kommt heut, ich kenne Elisen, und weiß, wie gewissenhaft sie Wort hält.

Cäcilie lenkte das Gespräch, etwas verstimmt abbrechend, auf die Jäger, die wahrscheinlich bald zurückkommen würden, und entfernte sich, indem sie ein Fortepiano öffnete, und die Gesellschaft bat, sich einstweilen mit Musik zu unterhalten.

Geben Sie Achtung — sagte Falk — das ist auf eine Ueberraschung abgesehn. Wir sollen erst alle Hoffnung auf Elisen aufgeben, und dann, wenn wir es am wenigsten erwarten, wird sie sich zeigen. Ich merk' es an allem, wir wollen aber den Scherz nicht verderben, und uns nichts merken lassen.

Während man sich mit Gesang und Musik unterhielt, war es spät geworden, und die Jäger kamen mit guter Beute aus dem Wald zurück. Der Baron führte seine Gesellschaft bald in das Speisezimmer, wo Cäcilie den Abendtisch hatte bereiten lassen.

Da säßen wir denn alle zusammen, ganz wie vor dem Jahre — sagte Hermann — Aber daß gerade die Frau vom Hause fehlt, ist ein häßlicher Uebelstand. Unser runder Tisch sieht wie ein schönes Gesicht, an dem das eine Auge fehlt. Kommt sie denn nicht vielleicht noch?

Laßt doch das ewige Fragen, lieben Freunde — erwiderte der Baron — Glaubt mir, ich vermisse meine Frau mehr als ihr, aber unter solchen Verhältnissen konnt' ich ja nicht auf der größten Pünktlichkeit bestehen.

Ah»! — rief Falk — da hat sich auch einer schon unter das Pantöffelchen gebeugt! Aber symbolisch muß sie wenigstens ihren Platz unter uns haben. Laßt mich machen. In manchen Klöstern ist die schöne Gewohnheit: wenn der Abt auswärts speißt, so steht vor seinem Sitz statt der Speise ein schöner Blumenstrauß. So!

Indem er sprach hatte er schnell einen Stuhl an den Tisch getragen, und einige Rosen, die einen Fruchtkorb schmückten, in ein Glas vor den leeren Tisch gestellt.

Der Baron ward etwas verlegen. Laßt uns doch froh seyn — sprach er — und nicht immer bedauern, was nicht zu ändern ist. Meine Frau dankt es euch wahrhaftig nicht, wenn ich ihr erzähle, daß sie durch ihre Abwesenheit unsre Freude gestört hat. Jetzt

laßt uns trinken. Der Wein ist Sonnenschein und Regen zusammen für die Freude. Dabei muß sie sprossen und blühen.

Die muntre Laune der Gesellschaft erwachte immer mehr, je mehr die Männer der Mahnung ihres freigebigen Wirthes nachgaben. Die Frauen theilten die allgemeine Stimmung, nur der Baron und Cäcilie warfen sich zuweilen einen bedeutenden Blick zu, und stunden oft wechselsweise auf. Nicht selten sah eins von ihnen auch wol durch das Fenster, als erwarteten sie jemand. Falk flüsterte den neugierigen Nachbarn seine Vermuthung zu, Elise werde die Gesellschaft mit ihrer Ankunft überraschen, und hinderte so wiederholte Nachfragen, die der Baron schon einigemal abzulehnen versucht hatte.

Es schlug eben Elf, als das Schloßthor einem Reiter geöffnet wurde, der schnell abstieg und in das Gesellschaftszimmer trat. Er brachte dem Baron Nachricht von dem Wohlbefinden seiner Gemahlin, und die Bitte, sich mit seinen Gästen in der Freude nicht stören zu lassen. Morgen mit dem frühesten hoffe sie vergnügt unter ihnen zu seyn. Ein eigenhändiges Billet der Baronin von einigen Neujahrswünschen begleitet, bestätigte die Nachricht des Boten.

Nun will ich herzlicher froh mit Ihnen seyn — sagte der Baron, als der Bote entlassen war — Jetzt kann ich's Ihnen gestehn, daß ich in peinlicher Angst die Abendstunden zugebracht habe. Morgen will ich den Grund davon erzählen, und Alle werden mir Ihre Nachsicht schenken, wenn ich bis jetzt die Pflicht des Wirthes seine Gäste aufzuheitern sehr schlecht erfüllt habe.

Man drang in den Baron, er möchte sich näher erklären.

Ich will es thun — sagte er nach einigem Weigern — wiewol wir sonderbar genug dadurch auf einen Gegenstand kommen, der uns auch in der vorigen Neujahrsnacht unterhielt.

Hast du eine Vision gehabt? — fragte Falk — Unmöglich!

So etwas ähnliches — erwiderte der Baron — wiewol nicht ich, sondern meine Frau. Ihre lebhaftige Fantasie führt sie zuweilen nahe an etwas Schwärmerei, und so machte ich Anfangs wenig aus der Sache, aber jetzt, da die bedenkliche Zeit heranrückte, peinigte mich der Gedanke an den Vorfall so, daß ich mich selbst fürchtete wie ein Kind. Sie erinnern sich vielleicht noch unsrer Gespräche in der vorjährigen Sylvesternacht. Wir kamen zuletzt

noch auf das dunkle aber interessante Thema von Ahnungen und Vorbedeutungen, und meine damalige Braut erschreckte uns durch eine, zum Glück unbedeutende, Ohnmacht.

Ich erinnere mich wol — sagte Adolf — die falsche Beleuchtung meines Marienbildes hatte sie mit einem Fantom getäuscht.

Richtig — fuhr der Baron fort — Ich besuchte meine Braut am andern Morgen so früh, als es dem Bräutigam erlaubt war. Sie hatte sich völlig erholt, war heiter, und wir verloren uns bald in das Lieblingsgespräch junger Verlobter von möglichster Beschleunigung unserer Wünsche. Auf einmal schien sie etwas nachdenkend zu werden. Sie stimmte nicht mehr ein, wenn ich ihr von meinen Plänen zu kleinen Reisen und andern Vergnügungen für den nächsten Sommer erzählte, und als ich endlich ihr meine Befremdung äußerte, erwiderte sie bedeutungsvoll: Wir wollen uns nicht so sehr freuen; wahrscheinlich vereinigt uns dieses Jahr noch nicht.

Das war brav von dem alten Jahre — rief Hermann — daß es diese Profezeihung zu Nichte gemacht hat.

Es hat mich aber darum doch geängstigt — sagte der Baron.

Wie war das möglich — unterbrach Hermann nochmals — Sie vermählten sich ja, als noch Winter und Frühling mit einander stritten.

Sie werden mir beistimmen — fuhr der Baron fort — wenn Sie alles gehört haben, Elise wollte mir durchaus nicht entdecken, worauf jene mir räthselhaften Worte gegründet waren. Nach und nach kamen sie von selbst in Vergessenheit, da sich alles, auch die Wünsche meiner Schwiegermutter, mit den meinigen zu Beschleunigung unserer Verbindung vereinigten. Auch nicht der Schatten eines Hindernisses trat uns in den Weg, und in den ersten Tagen des Frühlings führte ich meine Elise in meine Behausung ein. Ich saß nun zum erstenmale mit ihr allein in den Abenddämmerungstunden, und unter mancherlei Gesprächen erwähnte ich auch scherzend ihrer nicht bewährten Profezeihung. Sie erblaßte und ward höchst ernst. O hätten wir das Jahr abgewartet, sprach sie tief bewegt. Mein Traum wird sich bewähren, aber viel trauriger für uns.

Elise war zu feierlich, als daß ich nicht alle Bitten und Ueberredungsgründe hätte aufbieten sollen, um sie zur

Entdeckung ihres Geheimnisses zu bewegen. Es gelang mir nur nach vieler Mühe. In jener Neujahrsnacht hatte Elise im Traum die künftige Neujahrsnacht, also die Heutige, gesehn. Unsre Verabredung, sie bei mir zu feiern, hatte ohne Zweifel ihren Traum veranlaßt, und so erschien ihr also der Schauplatz ihrer Fantasien wirklich hier auf Hartenstein. Sie befand sich in der ihr bekannten Gesellschaft, aber noch als meine Braut, nicht als meine Gemahlin. Die kleine Schwärmerin hatte sich daraus die Deutung gemacht, daß sie bei dem nächsten Jahreswechsel noch meine Braut seyn werde, aber jetzt da sie, gegen ihre Auslegung doch lang vor dem Ende des Jahrs nicht mehr Braut, sondern Frau war, fand sie die furchtbare Vorbedeutung in jenem Traum, sie werde in dieser Nacht als — eine Todte unter uns seyn.

Nun verstehe ich — unterbrach Falk — darum ist also die gute Elise nicht unter uns.

So ist's — fuhr der Baron fort — Ich suchte ihr oft diese Vorstellung auszureden, und machte sie auf den natürlichen Zusammenhang des Traums mit unserm Gespräch aufmerksam. Es gelang mir auch sie zu beruhigen, und im Sommer war Traum und Furcht vergessen. Wir freuten uns sogar auf manchen Scherz bei dem Jahreswechsel und wiederholten unsre Einladungen. Allein in dem letzten Monate behauptete die Fantasie ihr altes Recht über den Verstand, und ich will es gestehen, ich bat Elisen selbst, diese zweideutige Nacht bei ihrer Mutter zuzubringen, um so die Erfüllung des Traumes ganz unmöglich zu machen. Auch wurde ich nicht ruhig, bis ich jetzt Nachricht von ihrem Wohlseyn und von ihrem festen Entschluß bekam, vor Morgen nicht zurückzukehren. Denn sie blieb dabei, sie dürfe nicht ausbleiben, da sie selbst hauptsächlich unsre Freunde geladen habe.

Das glaub' ich — sagte Falk — es ist ein treues, wahrhaftes Gemüth. Sie hält Wort bis ins Grab.

Das ist sie — wiederholte der Baron — Nur ihre Schwärmerei macht mir oft sehr bang um sie.

Mit der Zeit verliert sich diese von selbst — fiel Hermann ein — Jugend ohn' etwas Schwärmerei hat immer etwas Kaltes und Todtes.

Das läugn' ich nicht — fuhr der Baron fort — ich sage nur, es macht mir zuweilen bange. Dergleichen Naturen lassen zu leicht auf sich einwirken. Was Andere nur geistig berührt, und auf Gedanken oder Empfindung wirkt, erschüttert sie schon in der Wurzel des Lebens. Jener Traum verursachte meiner Frau einige Wochen lang ein Uebelbefinden, das sich nur durch Zerstreungen auf unsern kleinen Reisen hob.

Vielleicht weniger der Traum als die Deutung — sagte Hermann — An sich hatte dieser Traum gar nichts furchtbares, nur das konventionelle Vorurtheil, daß Träume ihr Gegentheil bedeuten, giebt ihm ein erzwungenes Unheimliches.

Es ist doch wol nicht so ganz und bloß konventionell — fiel Falk ein — Liebe und Tod, Brautfeier und Todtenfeier sind sich verwandt wie Frühling und Herbst, oder wie Morgen und Abend. So kann wol die symbolische Vorstellung des Einen im Traum auf die Wirklichkeit des Andern im Leben deuten, wie schon Morgenroth auf Sturm, Abendroth auf Heitre deutet. So hat wirklich jener Traum etwas Unheimliches an sich, das einem schwärmerischen Geist, dem überall alles zum Symbol wird, leicht Unruh erwecken kann.

Ich habe noch das Seltsamste dabei verschwiegen — setzte der Baron hinzu — indessen mag es als Beispiel dienen, welche seltsame Wirkungen eine solche Schwärmerei hervorbringen kann. Meine Frau war, bis ich sie als Herrin hier einführte, nie auf Hartenstein gewesen, und ich weiß, daß ich ihr niemals eine genaue Beschreibung des Lokals gemacht habe, weil ich manches einrichten ließ, um sie zu überraschen. Denn vor alten Zeiten hatte dieses Schloß ihrer Familie gehört, und sie sollte, meinem Wunsch nach, gleichsam in ein altes Eigenthum zurückkehren. Gleichwol hatte ihr jener Traum alles genau in dem Zustande gezeigt, wie sie es bei ihrem Einzuge wirklich fand. Sie zeigte mir sogar eine Seltsamkeit meines Schlosses an, die mir selbst, und vielleicht vielen meiner Vorfahren unbekannt gewesen war.

Die Versammlung sah den Baron fragend an.

Ich glaube wol — sagte Falk, als jener im Schweigen beharrte — daß dieses alte Felsennest manche Seltsamkeit der Vorwelt beherbergt, ich habe mir schon von langen unterirdischen

Gängen erzählen lassen, und von Mönchen, die darin bei verborgenen Schätzen wachen. Laß uns etwas hören.

Die andern stimmten bei.

Es ist — fuhr der Baron fort — als sollten wir allemal in der Neujahrsnacht auf das Thema von Geister- und Wundergeschichten kommen. Indessen mag es seyn. Am besten thue ich vielleicht, wenn ich gleich eine alte Sage, wie ich, durch Nachfragen und Nachsuchen in alten Papieren des Archives, sie aufgefunden habe, erzähle.

Daß unsre Ahnen in den alten Ritterzeiten sich öfters mehr durch wilde Rohheit auszeichneten, als durch menschliche Empfindungen, ist ziemlich allgemein bekannt. Von dieser Sinnesart war auch Ritter Wolf, der vor mehrern hundert Jahren hier auf dem Hartenstein haußte. Er war reich, tapfer und von allen Nachbarn gefürchtet. Deswegen meinte er, ihm sei Alles erlaubt, dagegen aber kannte sein Zorn keine Gränzen, wenn sich Andre gegen ihn nur das geringste erlaubten.

Einmal hatten ein paar junge Leute aus der benachbarten Stadt in des Ritters Forsten ein Wild erlegt. Die Knappen hatten sie aufgefangen, und Ritter Wolf ließ sie nach damaliger Gewohnheit in das Burgverließ werfen, und befahl, sie nach einigen Tagen mit Pfeilschüssen zu tödten. Der Vater der beiden Gefangenen, ein nicht ganz unbemittelter Mann, bot vergebens ein großes Lösegeld, der Ritter blieb unerbittlich und höhnte den Alten noch obendrein.

Da regte sich denn die beleidigte Menschheit in dem Unglücklichen, er vergaß, daß die Macht auf der Seite des Ritters war, und verging sich gegen ihn durch einige Scheltworte. Der Ritter kannte sich vor Wuth nicht. Er befahl, den Greis in das tiefste Gefängniß zu werfen, und sann auf die ausschweifendste Bestrafung. Endlich gelang es aber doch der Bürgerschaft den Alten und einen der beiden jungen Leute wegen ihrer Kunst vom Tode loszukaufen; sie waren nämlich als Glockengießer weit und breit berühmt. Allein der Ritter machte in frevelhaftem Uebermuth die grausame Bedingung: der alte Vater sollte noch zum Lösegeld eigenhändig eine Glocke gießen, die zum erstenmal zu seines Sohnes Tode geläutet werden sollte. Dabei bestimmte er eine äußerst kurze Frist, um den Vater selbst zu

recht geschäftiger Eilfertigkeit bei der Arbeit an dem Todeswerkzeug seines Sohnes anzuhalten.

Um wenigstens den einen Sohn zu retten, sah sich der Alte genöthigt, in die gräßliche Bedingung zu willigen und die Todtenglocke des Sohnes zu gießen. Die Knechte und Unterthanen des Ritters wurden selbst von dem Anblicke des Greises erschüttert, der zitternd und gebeugt durch die Last der Jahre und des Kummers mit seinem Arbeitsgeräth umherwankte. Sie trösteten ihn und halfen ihm bei der Arbeit. Viele brachten ihm sogar, was sie selbst von Metall besaßen, um es mit einzuschmelzen, denn die gegebene Frist war so kurz, daß der Meister das nöthige Metall von seinen gewöhnlichen Handelsleuten nicht herbeibringen konnte. Manch metallenes Heiligenbild brachten seine armen Verwandten aus der Stadt und entzogen es ihrer Andacht, indem sie es zum Guß dieser Trauerglocke ablieferten. So ward unter Thränen und Wehklagen und gewiß unter vielen Verwünschungen das traurige Werk vollbracht und die verderbliche Glocke gegossen.

Die Mitbürger des Alten und fast alle Unterthanen des Ritters versuchten nochmals eine Vorbitte. Alle glaubten Ritter Wolf werde sich an der Angst, die der unglückliche Vater bei seiner Arbeit ausgestanden hatte, gnügen lassen, und die gräßliche Vollziehung seines Urtheils nicht fordern. Allein die Vorbitte blieb fruchtlos. Die Glocke ward im Gefängnißthurm aufgehängt, und kaum war sie mit Klöppel und Seil versehen, als der Ritter gebot, sie zum Tode seines Gefangenen zu läuten. Da verließen den alten Vater die Sinne. Außer sich rannte er selbst auf den Thurm, faßte das Seil und zog die verhängnißvolle Glocke. Man hörte ihn wild in das schreckliche Geläut schreien.

Er beschwor die Heiligen, deren Bilder er in den unseligen Guß verschmolzen hatte, um Rache, und verfluchte die Glocke, daß jeder Schlag von ihr Unglück dem Hause des Ritters läuten, und ihr Todtenruf nicht verstummen sollte, so lange der Name seines Geschlechts genannt werde. Die Verwünschung bewährte sich auf der Stelle. Des Sohnes Blut war geflossen, aber oben auf dem Thurm stürmte der alte Vater noch wahnsinnig fort. Der Sturmwind braußte in sein Geläut und trieb eine Donnerwolke heran. Der Blitz zündete die Burg, und ein ansehnlicher Theil der Gebäude ward ein Raub der Flammen, die nicht gelöscht werden

konnten, bis der wahnsinnige Glöckner entseelt zu Boden sank, und sein Geläut verstummte.

Wenn auch das Läuten den Blitz heranzog — sagte Hermann — so bleibt doch das Zusammentreffen des Unglücks mit der Schuld und der Verwünschung höchst sonderbar.

Der Fluch des Alten bewährte sich noch kräftiger — fuhr der Baron fort — Nach Jahren, wo wahrscheinlich jener Vorfall vergessen war, feierte der Ritter das Hochzeitfest seiner Tochter. Der einziehende Bräutigam sollte mit dem festlichsten Prunk empfangen werden, und auch Glockenschall sollte ihn verherrlichen. Das Fräulein stand in bräutlichem Schmuck auf dem Balkon, und sah den prächtigen Zug ihres Verlobten. Da ertönte die Trauerglocke, und indem das Fräulein sich dem herwinkenden Geliebten zuneigt, schaudert sie zusammen, und sinkt über das Gitter des Balkons in die Tiefe hinab. Ein Sturmwind rauschte durch die erschrockenen Brautbegleiter, und man fand das Fräulein unbeschädigt aber leblos in den Büschen am Fuße des Bergfelsens.

Mehr Unglücksfälle ähnlicher Art machten die Burgbesitzer aufmerksam. Man hätte vielleicht die Glocke zerschlagen, wenn nicht eben jene Verwünschung den Schein gehabt hätte, als binde sie die Dauer des Geschlechtes an jene Glocke. Man begnügte sich, deswegen den Klöppel abzunehmen, und zum Ueberfluß alle Öffnungen jenes Thurmes zu vermauern. Allein der Fluch des wahnsinnigen Vaters war dadurch noch nicht gehoben. So oft ein Unglück den Besitzern dieser Burg drohte, regte sich die einsame Glocke in dem Thurme, und ihre dumpfen profetischen Töne drangen furchtverbreitend durch die Mitternacht.

Die stete Bangigkeit vor diesem, metallenen Käuzlein — so nennt es eine alte Schrift — bewog endlich die Besitzer ihre Stammburg zu veräußern, und seit mehr als drei Jahrhunderten, so lang' besitzt meine Familie das Schloß, hat sich die Glocke auch nicht wieder hören lassen. Ihr Andenken ist sogar in dem langen Zeitraum erloschen, wenigstens erinnere ich mich nicht, jemals von dieser Sage etwas gehört zu haben. Der alte vermauerte Thurm galt immer für ein altes Gefängniß, das wegen lang' verschlossener Luft und ziemlicher Baufälligkei niemand zu untersuchen Lust hatte.

Erst durch den Traum meiner Frau wurde ich zu Nachforschungen veranlaßt. Denn wie sie das ganze Schloß wieder erkannte, das sie im Traume gesehn hatte, so war ihr auch eine Glocke ohne Klöppel erinnerlich, die sich doch nirgends fand. Ich fragte lange vergebens bei den ältesten Leuten, und gab schon alle Hoffnung auf, als ich endlich in dem Archiv einige Spuren fand, und nach und nach den Zusammenhang entdeckte. Meiner Gemahlin sagte ich nichts davon, und ich wünsche auch nicht, daß sie davon höre. Ihre Schwärmerei könnte dadurch eine nachtheilige Nahrung erhalten.

Höchst sonderbar! — riefen Alle.

Hu! das sind Trauerglocken! — sagte Falk schauernd, und sah Cäcilien bedeutungsvoll an.

Komm nicht in dein profetisches Neujahrslied — unterbrach Hermann — Die Freudenglocke wird bald schlagen, die das neugeborne Jahreskindlein begrüßt.

Sie läutet doch zugleich die Mutter des Kindleins zu Grabe — sagte Falk ernst. — Mir grauset, es und die Geschichte hat mich düster gemacht. Ich sehe den wahnsinnigen Glöckner oben im Thurm, wie der Sturmwind ihm den grauen Profetenbart durchweht, und seinen Vaterschmerz und Fluch mit dem gräßlichen Glockenschall zum kräftigen Zauber zusammenwirkt, und sein Geläut einen Sohn in den Tod und den andern an das Licht ruft! Mir könnte nicht wohl werden in der Nähe dieses metallenen Käuzleins. Ich ließ es vergraben, und statt seiner hing ich eine freundliche Sühnungsglocke auf den Kirchthurm.

Du sprichst meinen Vorsatz aus, Falk — sagte der Baron — Sobald der Frost es nicht mehr hindert, soll die letzte Spur jener Unthat vertilgt werden. Ich lasse die Glocke in den Fluß versenken, der alte Thurm soll einem freundlichen Pavillon Platz machen, und du fertigst mir die Inschrift zu der Sühnungs- und Freudenglocke, die wir an einem frohen Feste taufen und einweihen wollen.

Das wollen wir bald thun — erwiderte Falk — Gott weiß, was für Unglück diese Trauerglocke noch in das Haus brächte!

Ich bin eurer Meinung nicht — entgegnete Anselm — So klug hätten die vorigen Besitzer auch seyn können, eh sie die Burg

der Glocke wegen verkauften. Aber sie fürchteten jene dunkle Verbindung dieser Unglücksprofetin mit der Dauer ihres Geschlechtes.

Darum soll sie auch nicht zerschlagen werden — unterbrach der Baron — Sie soll fort dauern, aber an einem Orte, wo sie nicht klingen und die Einwohner des Schlosses schrecken kann. Uebrigens, genau genommen, hat jene Verwünschung nun ausgewirkt. Der Name jenes grausamen Ritters ist nicht mehr vorhanden. Mein Schwiegervater war der letzte jenes Stammes, und meine Frau führt zum Glück jenen Namen nicht mehr.

Ich bin Anselms Meinung — sagte Cäcilie — In solchen Dingen führt man oft durch seine Vorsicht das Uebel herbei, das man abwenden will.

Laßt mir jetzt die Glocke und das ganze düstre Gespräch ruhen — rief Hermann — die alte Jahrmutter hat kaum eine kleine Viertelstunde noch zu leben, und wir müssen ihr das Abschiedslied und ihrem Kind seine Vigillen singen. Still! Erst vierstimmig, dann im Chor die Schlußworte wiederholt.

Alle horchten, und Herrmann, Falk, Adolf und Julie fingen vierstimmig den Gesang an:

Lieb' freundliche Mutter, du fährst nun dahin,
Willst scheidend die Freunde verlassen;
Wir blicken dir nach mit treuem Sinn,
Wir sehn dich so ungern erblassen:
Die Freuden, die all' deine Lieb' uns gab,
Sie behüten gleich Engeln dein Muttergrab.

Alle begleiteten im Chor die Wiederholung der letzten Zeilen. Dann fuhren die vier Stimmen fort:

Und hast du nicht jegliches Sehnen gestillt,
Ward jegliches Auge nicht trocken,
So schenkst du uns scheidend dein Ebenbild,
Bald grüßen es feirende Glocken;
Und im Tode verklärt sich dein Muttergesicht:
Dein lächelndes Kind tritt tröstend ans Licht.

Der Chor hatte die Wiederholung noch nicht geendet, als ein gewaltiger Schall das Haus beinah erschütterte. Alle fuhren erschrocken von ihren Sitzen auf. Der Baron öffnete das Fenster, denn von außen schien der wunderbare Schall gekommen zu

seyen. Indem man sich nach der Ursache des seltsamen Vorfalles umsah, wiederholte sich jener Schall noch gewaltiger und ein lautes Geschwirr zitterte lange nach.

Das klang wie Glockenton — sagte der Baron bebend. Einigen von der Gesellschaft schien der Schall Aehnlichkeit mit dem Krachen einstürzenden Mauerwerks zu haben. Das Hofgesinde lief aus den Häusern, denn alle hatte das furchtbare Getös aufgeschreckt.

Der Baron wollte eben fragen, ob Jemand wisse, woher das Getös entstanden sei, als noch ein Schall gehört wurde, wie wenn mit ungewöhnlicher Gewalt an eine Glocke geschlagen würde. Der Klang tönte gellend fort, endlich folgte wieder ein dumpfes Krachen, und mehrere Stimmen auf dem Hofe riefen ängstlich, der alte Thurm stürze ein.

Der vermauerte Glockenturm — setzte der Baron schauernd hinzu.

Jetzt schlug die Uhr Mitternacht. Der furchtbare Schall ließ sich nicht wieder vernehmen, aber indem die Gesellschaft sich von dem Fenster wendete, erblickten sie auf dem Stuhle, den Falk im Scherz für die Baronin in gesetzt hatte, die Schattengestalt der Abwesenden. Sie verschwand mit dem letzten Glockenschlage, ehe die Bestürzten Zeit hatten, mehr als einen Ausruf des Schreckens vernehmen zu lassen.

Von dem Hofe brachte man indessen die Nachricht, das Dach des alten Thurmes sei beinah ganz eingestürzt, und man sehe in dem Schutt Stücken einer Glocke, die wahrscheinlich durch den Fall zerschlagen sei und das Getös verursacht habe.

Es trifft furchtbar zusammen — sagte der Baron mit banger Ahndung. Die Glocke zerspringt in dem Augenblick, da meiner Frau Schatten sich uns zeigt. Ihr Traum von dieser Mitternacht ... Ich kann an meinem Verlust nicht mehr zweifeln.

Ein reitender Bote ward sogleich abgeschickt mit dem Befehl, eiligst mit Nachrichten von der Baronin zurückzukehren. Untergelegte Pferde sollten seine Rückkehr beschleunigen.

Noch ehe die Sonne heraufstieg, kam der Bote zurück. Seine Miene verkündigte schon die Trauerbotschaft. Unzeitige Wehen hatten die Baronin überfallen, und kurz vor Mitternacht hatte sie zwar ein gesundes Kind zur Welt gebracht, aber in der zwölften

Stunde war sie selbst, aller Bemühung der Aerzte ungeachtet, verschieden.

Alles bekommt seine Bedeutung — rief der Baron im bittersten Schmerz — auch jener Schrei und das profetische Erblassen des Marienbildes in voriger Neujahrsnacht.

Niemand versuchte mit eitlem Trost den Schmerz des Barons zu entweihen. Er verschloß sich, und sprachlos lebte er nur seiner tiefen Trauer. Am folgenden Tag ward Elisens Sohn ihm gebracht. Die Wärterin erzählte, wie die Selige im Augenblick des Todes noch einmal freundlich gelächelt, und im Scheidekuß auf des Neugeborenen Stirn entschlafen sei. Da nahm der traurende Vater das Kind in seine Arme, leise sprach er:

Im Tode verklärt sich dein Muttergesicht,
Dein lächelndes Kind tritt tröstend ans Licht!

küßte des Kindes Stirn, und die tröstende Zusprache seiner Freunde durfte wieder zu seinem Herzen sprechen.

Der verhängnißvolle Abend.

Das Glück einer vereinten Zukunft, welches Rudolph und Agnes jahrelang, erst dunkel geträumt, dann im hellsten Zusammenhange gedacht hatten, scheiterte an dem harten Willen der Verwandten. Rudolphs Aeltern war Agnes nicht begütert genug, und Agnes stolze Verwandte wollten in kein näheres Verhältniß mit einer Familie treten, die aus der untersten Volksklasse sich zu Ansehen und Vermögen heraufgearbeitet hatte. Rudolph und Agnes glaubten zu Grunde zu gehen, als sie ihre sehnlichsten Wünsche so plötzlich vernichtet, und sogar ihren Umgang ganz abgebrochen sehen mußten.

Ein Jahr verstrich, in welchem beide alles vergebens aufboten, die Ihrigen auf andere Gedanken zu bringen. Da erschien Theodor von seinen Reisen wieder in der Residenz. Agnes machte Eindruck auf ihn. Der gebildete Mann fand Zutritt im Hause, und bald hieß es in der Stadt, gestern haben sie ihren Hochzeitstag gefeiert.

Rudolph selbst hatte seinem akademischen Freunde zu dieser Verbindung gerathen; eines Theils, weil er Agnes einen so trefflichen Mann wünschte, andern Theils, weil er nur auf diese Weise hoffen konnte, zuweilen wieder mit ihr zusammen zu kommen. Der letztern Absicht lag übrigens keinesweges ein unrechtlicher Plan zum Grunde. Um sogar allen Argwohn dieserhalb von sich und Agnes abzuhalten, suchte er ebenfalls eine Lebensgefährtin, und fand sie, ohngefähr eilf Monate später in Konstanzen, deren innige Liebe er aus Pflicht und Neigung zu erwiedern sich bestrebte.

Schon vor seiner Verheirathung war er zu einem Kränzchen gezogen worden, das Theodor gestiftet hatte. Jetzt freute er sich, die gemeinschaftlichen Freunde auch in seinem Hause sehen zu können. Rudolphs und Agnes Aeltern wurden in diesen Versammlungen wider Wissen und Willen mit einander bekannt, und fanden sich nun, wie das oft zu geschehen pflegt, umgänglicher als sie geglaubt hatten. Ja, Rudolphs Vater gewann sogar eine große Vorliebe für Agnes und äußerte unverholen, daß er sie seinem Sohne gewiß gegönnt haben würde, wenn er sie so gekannt hätte. Indessen war sie auch so

gut versorgt, wie sein Sohn selbst; denn beide Ehen trugen alle Kennzeichen einer wechselseitigen Zufriedenheit. —

Hauptsächlich des freundschaftlichen Kränzchens wegen veränderte Theodor — durch einen Glücksfall begünstigt — jetzt seine alte, eingeschränkte Wohnung. Er glaubte der besondern Heiterkeit, welche die Gesellschaft in der Regel zu ihm mitbrachte, seinen Dank, durch geräumigere und schönere Umgebungen abstaten zu müssen.

Agnes war diesmal nicht seiner Meinung gewesen. Ihren Gedanken nach hätte man keine Veränderung treffen sollen. Die Heiterkeit, sagte sie, ist in gewissem Betracht ein höchst eigensinniges Wesen. Sie ist einheimisch in der alten Wohnung geworden. Wer weiß, ob die neue ihr so behagen wird? Indessen that die nachgiebige Frau nachmals doch alles, die neuen Gemächer schön und lieblich auszuschnücken, so daß auch Theodor sagte: Nun wahrlich, Du hast das Deinige redlich beigetragen, meinen Plan zu unterstützen und Dich selber zu widerlegen. Du hast ein häusliches Elysium hergezaubert. Nur die ausgemachtste Schwermuth könnte in diesen Zimmern sich nicht gefallen.

Um noch sicherer die Heiterkeit zur fortdauernden Freundschaft zu beschwören, veranstaltete er einen solennen Einzugschmaus, zu welchem auch sein eben erst wieder einmal angekommener, alter Schulfreund Edgar gezogen wurde, der seit der Akademie in der weiten Welt herum lebte und überall für den fröhlichsten Menschen galt.

Alle Ankommende fühlten sich überrascht von den weiten, hohen Zimmern und deren Einrichtung. Fußboden, Tapeten, Spiegel, kurz alles Einzelne, erhielt sein besonderes Lob. Die Damen fanden die Anordnung der Gardinen ganz ungemein schön, und auch den Stoff zu diesen sowohl als zu den Stühlen, dem auserlesenen Geschmacke der Wirthin angemessen.

Aber nachdem nun so manches bewundert worden war, wurde auch manches in den neuen Gemächern vermißt. Auf der schönen Leerheit der neuen Tapeten schienen mehrere nach den Figuren der alten zu suchen, die trotz ihrer entschiedenen Geschmacklosigkeit gar sehr vergnügten Abenden beigewohnt hatten.

Das altmodische Thürfenster fehlte, wodurch man im vorigen Quartiere Rudolphs und Konstanzens zärtliche Blicke und Küsse mehreremal belauscht hatte. Hier war kein Gartenhund, der, wie sonst immer geschah, durch sein Bellen die Kommenden im Voraus ansagte. Vorzüglich bedauerte man auch die Brustbilder von Theodors verstorbenen Großältern, welche in ein entferntes Zimmer verwiesen worden waren. Die freundliche Miene des würdigen Alten hatte mit Liebe auf seine Nachkommen herabgesehen und das seltsam aufgethürmte Haar seiner Gattin nicht vermocht, eine Lächerlichkeit auf die Frau selbst zu werfen, deren musterhafter Wandel zum Sprichworte in der Stadt geworden war.

Eine wesentliche Unvollkommenheit der neuen Wohnung fand man in dem Mangel eines Kamins, den die vorige, in minder holzarmer Zeit erbaut, gehabt hatte. An diesem Kamine war gar mancher Schwank erzählt und gemacht worden, und so schön der Apoll war, der hier als Ofen dienen mußte, so konnte er doch, sein lebendigeres Bild, das heilige Feuer, für den Winter keinesweges ersetzen. Man dachte im Voraus daran, wie sehr in der Dämmerung des Spätherbsts das trauliche Knistern und Lächeln der Flammen fehlen würde, und es währte ziemlich lange, ehe eine fortlaufende Unterhaltung zu Stande kam.

Bloß Edgar, der die alte Wohnung nur ein einziges Mal gesehen hatte, konnte nicht aufhören sein Wohlgefallen an der neuen zu äußern; auch war er es, dessen gesellige Gewandtheit das Gespräch der Übrigen, durch das Ungewohnte der Umgebung gefesselt, zu befreien und zu beleben verstand. Edgars Reiseabentheuer, die er mit glücklichem Humor erzählte, brachten fast jedermann auf das Kapitel der Reisen. Die meisten waren — wenn auch nur auf die Akademie — gereist und hatten manches Drollige erlebt.

Bis dahin ging alles recht munter in dem Zirkel her. Aber jetzt fing Edgar an: Ich begreife gar nicht mehr wie man immer und ewig an Einem Orte aushalten kann. In den meisten Lebensverhältnissen verlangt es zwar die Nothwendigkeit. Auch mag es recht gut und löblich seyn, daß die Mehrheit der Menschen sich mit der Scholle begnügt, worauf sie eben vom Zufalle gesetzt worden ist. Bei meiner Gesinnung aber ist es ein wahres Glück, daß ich im Stande bin meinen Hang nach ewigem

Wechsel befriedigen zu können. Denn ich würde gewiß noch die erste beste Pistole gegen mich selbst kehren, wenn ich jemals meine unstäte Lebensweise sollte aufgeben müssen. —

Sie mißbilligen diese Aufrichtigkeit, wandte er sich an Konstanzen; und diese, die erst drei Monat verheirathet, wirklich einen offenbaren Widerwillen gegen den Reiselustigen zeigte, erwiderte mit großer Lebhaftigkeit: Nicht Ihre Aufrichtigkeit mißbillige ich, aber wohl diese Gesinnung. Das ewige Reisen hat Ihrer Neigung eine unnatürliche Richtung gegeben. Sie haben dadurch die Heimathlosigkeit lieb gewonnen, und müssen bei dieser Liebe auf die nächste Bestimmung des Menschen, auf das Familienleben, Verzicht thun.

Recht wahr, meine schöne Freundin. Auch stieß Ihre Mißbilligung sehr natürlich aus dem jungen Glücke Ihres reihenden Eheverhältnisses. Wenn aber im Allgemeinen die Häuslichkeit gewiß das Zutrüglichste für das Glück der Welt sowohl als für den Einzelnen seyn möchte, so lassen sich doch eine Menge Beweggründe denken, aus denen dieser und jener seine Zufriedenheit auf einem andern Wege suchen muß. Sie schütteln Mit dem Kopfe, Liebe? — Erlauben Sie, daß ich meinen Satz weiter durchführe.

Basta, Edgar, rief Theodor, das Gespräch nimmt ohne alle Frucht einen viel zu ernsthaften Gang. Mit deinen besten Gründen wirst du diese Glückliche schwerlich überzeugen, die sich aus ihrer allerdings schönen Situation nicht so weit herausdenken kann, um für deine Gründe Sinn zu bekommen.

Auch Sie also, lieber Theodor, glauben, daß es wirklich gute Gründe für dieses herzlose Herumflattern unsers ausgearteten Freundes geben könne?

Allerdings glaube ich das. Ihre eben geäußerte Leidenschaftlichkeit bestärkt mich aber auch in dem Glauben, daß alle Gründe bei Ihnen in dieser Sache nichts fruchten würden. Laßt euch die Schlichtung jedes Streites dieser Art durch den Dichter gefallen, der so einfach als sinnvoll sagt:

Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer sieht, daß er nicht falle.

Es ist vom Reisen gesprochen worden, sagte Kuno, Theodors Bruder, als jetzt eine Pause entstand, während der sich Konstanze und Edgar lächelnd die Hand reichten. Gern hätte auch ich das meinige zu dem Gespräche gethan, wenn nur mein Reisen, oder meine Ansicht desselben das Alltägliche einigermaßen überschritte. Die Druckereyen haben sich über diesen Gegenstand in der Trivialität bereits erschöpft. Sollten wir jedoch einander in einigen Jahren wieder sprechen, so kann ich vielleicht von Dingen erzählen, über die uns selbst Freund Edgar vielleicht keine Auskunft zu geben vermag. Ich habe mir nämlich fest vorgenommen, eine weite, weite Reise über See zu meinem Bruder nach Surinam zu wagen. —

Alle sahen den kränklichen kaum von einem starken Nervenfieber wieder etwas hergestellten Mann mit Erstaunen an.

Das wird doch Ihr Ernst nicht seyn, lieber Bruder? fragte Agnes erblassend. Allerdings! antwortete er. Ich habe das lebhafteste Vorgefühl, daß diese Reise allein mein geistiges und körperliches Wohlseyn wird befestigen können. Ich strebe darnach, wie der ermattete Schwimmer nach dem grünen Rasen des Ufers.

Aber, mein Gott, rief eine der Freundinnen, was ist Ihnen, liebe Agnes? Woher Ihr Erbleichen, die hellen Thränen in Ihren Augen?

Seht Ihr wohl, sagte Theodor, den Arm um Agnes geschlungen, das kommt alles von dem leidigen Ernste her, womit heute jedes Wort verfolgt wird. Da sind wir denn vom Reisen überhaupt auf die weiten Reisen gekommen, von denen meine Agnes keine Freundin ist.

Dein Wort in Ehren, Theodor, sagte Edgar, aber eine bloße Abneigung vor weiten Reisen erklärt mir diese gänzliche Veränderung unserer lieben Wirthin noch lange nicht. Die Uebrigen schienen Edgars stillschweigend beizustimmen und Theodor sagte: Begnügt Euch, liebe Freunde, vor der Hand mit dieser Erklärung, und gebt, mir zu Gefallen, dem Gespräche eine andere Wendung. Wenn es gar nicht zusammenhalten will, so sollt Ihr auch allenfalls Karten herbekommen. Nur laßt mir das Reisen für heute.

Lieber Kuno! sagte Agnes, als dieser mit sichtbarem Verdrusse aufstand und seinen Hut zu verlangen schien. Wollen Sie

gehen?

Ja, Sie wissen, Schwester, daß ich die Abendluft noch nicht vertrage.

Aber schon jetzt?

Aufrichtig zu gestehen, Ihre und Ihres Mannes Empfindlichkeit umsonst und um nichts, hat mich früher aufgestört, als ich es wollte. Aber ein Viertelstündchen eher oder später bleibt immer eins und dasselbe, da es das erste Gesetz unseres Kränzchens ist, einander in solchen Dingen nicht zu beschränken und jeden gehen zu lassen, wenn er will.

Nur nicht in Unwillen? sagte Agnes zutraulich, und Kuno versicherte, daß dies keinesweges der Fall sey, die Reizbarkeit eines Rekonvaleszenten aber wohl auch einige Nachsicht verdiene.

Theodor drückte ihm noch in der Thür einen Kuß auf die Lippen, der, wie die Miene, welche er zurückbrachte, kund that, der unwillkührliche Ausbruch eines heftig bewegten Busens war.

Allgemeine Stille schien allgemeine Unbehaglichkeit zu erkennen zu geben.

Theodor nahm zuerst das Wort wieder und wandte sich damit an seine Gattin. Deine sichtbare Veränderung, meine Liebste, und was darauf erfolgte, hat einen Mißlaut in unsern harmonischen Verein gebracht. Darf ich ihn zu lösen versuchen, nun da Kuno uns verlassen hat?

Agnes gab ihre Zustimmung und Theodor begann: Ich sprach vorhin von Agnes Abneigung vor weiten Reisen im Allgemeinen, weil ich anstand, deutlicher zu werden. Die Sache verhält sich so. Bekanntlich hat das Gefühl des nahe bevorstehenden Todes schon sehr viele auf den Gedanken an eine zu ihrer völligen Herstellung nöthige weite Reise gebracht. Und nun trifft es sich nach einer Beobachtung, die meine Mutter gemacht und mir vor Kurzem mitgetheilt hat, daß fast alle bereits ruhende Glieder meiner Familie eine solche Reise noch in ihren letzten Tagen nothwendig geglaubt haben.

Mein Vater zum Beispiel, der sonst große Abneigung vor der Unbequemlichkeit der Reisen hatte, wollte noch vom Sterbebette aus Anstalten zu einer Entdeckungsreise um die Welt treffen. Er

bestellte und verschrieb eine Menge kostbarer Instrumente, und fühlte sich glücklich, seine mannichfachen, naturhistorischen Kenntnisse nun noch in seinem hohen Alter zur Beförderung der Wissenschaft benutzen zu können. Seine Familie, an der er lebenslang mit Innigkeit gehangen hatte, fing an ihm gleichgültig zu werden. Er sprach nur immer von dem großen Ganzen und von den Entdeckungen, die er für dieses zu machen hätte. Er lechzte, wie er sagte, nach einem neuen Himmel und nach einer neuen Erde, und gar bald wurde dies Verlangen, wenn auch nicht in seinem Sinne, erfüllt. Als fast alles bis zum Einsteigen in den Wagen bereit war, ward er einmal des Morgens todt im Bette gefunden. —

Aber, mein Himmel, rief Edgar, warum dergleichen Sonderbarkeiten nicht vorüberlassen, wie andere vergängliche Dinge? Warum sie mit dem Geiste festhalten, bis ihr Andenken in Mark und Blut übergeht? Hätten Sie, liebe Agnes, die sonderbare Reiselust Ihres sterbenden Schwiegervaters nicht so sehr im Gedächtnisse gepflegt, so würde es Ihnen heute ganz gleichgültig vorgekommen seyn, daß Kuno zufällig auch ein Reiseprojekt gemacht hat. Es ist ja wohl natürlich genug, daß einen, der die mannichfachen Völker und Gegenden noch nicht gesehen hat, auch einmal die Lust dazu anwandelt. —

Das ist allerdings nicht unnatürlich, versetzte einer, aber gewiß ist es auch, daß oft schon Sterbende die Reise in das unbekanntes Land für eine gewöhnliche irdische angesehen haben.

Zubegeben, erwiederte Edgar, wie viel andere Seltsamkeiten aber überraschen uns ebenfalls zuweilen in der letzten Zeit des Lebens. So weiß ich allein mehrere Beispiele von Männern, die am Rande des Grabes von einer plötzlichen Baulust überwältigt, Häuser für sich und ihre Launen hinsetzten, als ob sie noch eine Ewigkeit auf der Erde zubringen wollten.

Auch das, sagte Theodor, habe ich selbst einmal an einem Bekannten erlebt. Wenn du mich übrigens ausgehört hättest, so würde dir meiner Agnes Erschrecken schon etwas weniger wunderlich vorgekommen seyn. Du weißt, daß es mit meinem Bruder in Surinam, aller seiner Bemühungen ungeachtet, in unserm Welttheile nicht fortwollte. Dort ist er gar bald in die besten Umstände gerathen, so daß er eine unbeschreibliche

Anhänglichkeit an dieses sein zweites Vaterland bekommen hat. Er sprach auch in jedem Briefe, daß er nicht ohne Schrecken an unsere unseligen Gegenden zurückdenken könne. Nur mich und den hiesigen Bruder versicherte er zu vermissen. Doch wären seine Erinnerungen zu trostlos, als daß er dieserhalb in ein Land zurückkehren möchte, wo er auf jedem Schritte einen Kampf mit dem Unglücke zu bestehen gehabt hätte.

Wirklich mußte man seine hiesige Lage ganz kennen, um seine steten Ausfälle gegen Deutschland und Europa verzeihlich zu finden. Von diesem Bruder nun träumte mir vor einiger Zeit. Er war hier angekommen, und schien so leichenfahl, daß ich heftig vor ihm erschrak. Nach der ersten Umarmung fragte ich sogleich nach seiner Frau und seinen Kindern, deren er in seinen Briefen immer mit großer Liebe gedacht hatte. — Ja, antwortete er, die sind in Amerika zurückgeblieben. — Dann, erwiderte ich, denkst du wohl auch dahin zurückzukehren? — Gott behüte mich davor, sagte er. Ich bin froh, daß ich so glücklich aus dem Lande entkommen bin, von dem ich nun endlich einsehe, wie wenig es für mich gepaßt hat. Frau und Kinder mögen auch bleiben, wo sie sind, die würden hier sich unheimisch befinden. Jetzt begehre ich nur dich, um mit dir das Grab unserer geliebten Aeltern zu besuchen. Nur allzulange und allzuweit bin ich von ihnen entfernt gewesen. Kuno wird uns nachkommen.

Dabei drängte er mich zur Thüre hinaus. Ein Spiegel, in den mein Blick kurz zuvor gefallen war, gab mir mein Bild gerade so krank und fahl wieder, wie der Bruder mir erschienen war.

In diesem Augenblicke klirrte ein Glas auf den Boden herunter. Wir wachten davon beide auf, Agnes und ich, und ehe ich noch daran dachte, daß es bösen Eindruck auf sie machen könnte, hatte ich ihr auch schon den Traum erzählt, der sie in die heftigste Unruhe versetzte.

Agnes, liebe Agnes! rief Theodor, und diese stürzte sich schluchzend an seine Brust. Nur nicht vor mir, Theodor, sprach sie im heftigsten Schmerze, nur nicht früher als ich!

Edgar trat, theilnehmend zwar, aber doch auch sichtbar befremdet zu ihnen, und faßte beide am Arme. Liebe Kinder, sagte er, Ihr seid ja zu ganz ordentlichen Traumdeutern geworden, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben! Wie könnt Ihr nur so schwach seyn, einem nichtigen Traume, wie diesem,

solche Gewalt über Eure Vernunft einzuräumen. Weil Euch dergleichen geträumt hat, so muß auch die Wirklichkeit sich darnach gestalten? Besinnt Euch doch, wie viel ängstliche Träume Ihr gewiß schon in Eurem Leben gehabt habt, die nicht von der geringsten Folge gewesen sind. Warum gerade dieser? Und das Glas, das unfehlbar eine Maus herabgeworfen hat, wirst du wohl nicht als eine große Prophezeihung gelten machen wollen?

Ich habe dich gebeten mich auszuhören, sagte Theodor, aber du stürmst sogleich mit deinen Belehrungen auf uns ein, die jetzt noch gar nicht an ihrem Platze sind. Du mußt nur wissen, daß auch Agnes zwar, wie schon gesagt, allerdings sehr ängstlich nach diesem Traume, aber keinesweges so trostlos war, als mehrere Monate später, wo ein Brief von Surinam ankam, der in manchen Stücken, sonderbar genug, mit meinem Traume auffallend zusammentraf. Sie war anwesend, als ich den Brief erhielt, und so konnte ich ihn nicht verheimlichen, was außerdem zu ihrem Besten geschehen seyn würde. Hier ist er, sagte Theodor, als er ihn aus seinem Schreibtische geholt hatte. Der Brief ging zum Lesen herum und hieß wörtlich also:

„Geliebter Bruder!

Sehnsuchtsvoll strecke ich meine Hände nach Dir aus und der Muttererde. Seit ich das Glück in meinen Armen zu halten glaubte, ist es mir völlig entflohen. Ich Thor, statt durch Ertragung der kleinen Unfälle mir in der Heimath ein besseres Geschick zu verdienen, riß ich mich voll Ungeduld aus dem Boden, worein die Natur mich gesetzt hatte. Aber die verwundeten Wurzeln meines Daseyns heilten, nur für den Augenblick in der weiten Fremde. Alles geht mir unter, wenn ich nicht eiligst zu den Meinigen zurückkehre. — —

Diese Zeilen sollen meine Vorläufer seyn. Sobald ich meine Sachen in Richtigkeit und für Frau und Kinder gesorgt habe, schiffe ich mich selber ein, um bei dir zu leben, mein trauter Bruder. Der Hügel unserer Aeltern soll unser Wohnplatz werden. Kuno wird uns nicht lange allein lassen.“

Der Brief, nach Theodors Aussage, in Zügen geschrieben, weit größer als seines Bruders gewöhnliche, machte auf die mehresten einen tiefen Eindruck. Seine Uebereinstimmung mit dem Traume, der exaltirte, verworrene Zustand, der daraus

hervorleuchtete, und so laut einen innern Unfrieden ankündigte, besonders aber sein zweideutiger Schluß, in welchem dem Armen Leben und Tod eins und dasselbe zu seyn schien, veranlaßte die meisten, ihn erst nach wiederholtem Lesen und Betrachten aus der Hand zu geben. Selbst Edgar bat sich ihn zum zweiten Male aus und gestand, daß die Handschrift des Mannes, die er wie seine eigene kenne, zwar im Hauptwerke noch ähnlich, aber doch auffallend verändert sei.

Was sagst du nun? fragte Theodor.

Daß allerdings einige Verwandtschaft des Inhalts zwischen Brief und Traum da, ist. Zufällig aber, wie so manches andere Zusammentreffen! Das behaupte ich immer noch und bitte Euch der Sache nur nicht nachzuhängen, weil dies leicht zu Trübsinn und Melancholie führen kann. — —

Die Fröhlichkeit war und blieb entfernt, was auch Edgar thun mochte, sie durch ein gewaltsames Abbrechen der zeitherigen Unterhaltung und die Anordnung von allerlei Spielen in's Gleis zu bringen. Nur Konstanze und Rudolph, welche mitten unter den Uebrigen sich und ihrer Liebe am meisten lebten, theilten die ernste, trübselige Stimmung der Andern nicht immer.

Agnes, die ihren Thränen nicht zu gebieten vermochte, glaubte den Freunden und sich Entfernung schuldig zu seyn, als es nach dem Tafelzimmer ging, das auf der entgegengesetzten Seite des Hauses lag.

Die Suppe dampfte schon, aber die anmuthige Dekoration des Gemaches ließ die Gäste nicht sogleich dazu kommen. Daher sagte Theodor endlich: Setzt Euch doch, liebe Freunde. Nachher habt Ihr noch Zeit genug, das Zimmer zu betrachten und die herrliche Mondlandschaft draußen obendrein.

Alle kamen Theodors Wunsche nach, Edgarn ausgenommen, der Italien und die Provence wiederholt besucht hatte, und nichts so sehr liebte, als die ungerechte Vergleichung der nordischen Natur mit jenen Gegenden.

Schon hierüber war der Wirth verdrießlich. Sein Verdruß ging jedoch in Verwunderung über, als Edgar, nachdem er kaum zum Fenster hinausgesehen hatte, wieder zurückkam, und sich mit einer nichts weniger als Befriedigung aussprechenden Miene, ohne ein Wort zu sagen, an den Tisch setzte. Ganz gegen seine

Art beharrte er auch beim Schweigen, so daß Theodor endlich ihn selber also anredete:

Du hast, das sehe ich dir an, an meiner Landschaft viel auszusetzen. Unfehlbar haben dich die Reihe der südlichen Landschaften für den Charakter unserer Gegend unempfindlich gemacht?

Gewiß nicht, antwortete Edgar.

Nun, dann so erkläre mir dein sichtbares Mißbehagen.

Nach Tische.

Alles war jedoch so neugierig geworden, daß eins nach dem andern seinen Sitz verließ und an's Fenster ging. Die Bewunderung der Landschaft war bald allgemein. Ein Einziger sagte: Nur etwas möchte ich wohl davon wegwünschen, den — ziemlich nahen Todtenacker.

Endlich, Gott Lob! fing Edgar an und schlug in die Hände, endlich hat doch außer mir auch noch jemand die Augen offen! Aufrichtig zu gestehen, Theodor, ich weiß nicht, was du gedacht hast, eine Wohnung zu wählen, die gewissermaßen an das Gebiet der Todten anstößt. Ich, meines Orts ehre die Todten und ihre Behausung gewiß so sehr als einer. Aber beim Essen und Trinken und Leben überhaupt, will ich so wenig wie möglich erinnert seyn, daß ich auch bald einmal nicht mehr essen und trinken und leben werde. Der Gedanke raubt mir im Voraus schon alle Lust an einem so hinfälligen, armen Leben.

Ei, lieber Bruder, wenn ich das gewußt hatte, so wäre ein anderes Zimmer auch noch für unsern Tisch im Hause gewesen. Leider aber habe ich nicht die mindeste Ahndung von deiner Abneigung gehabt, wie du schon daraus schließen kannst, daß grade dieser stille Ort der Todten mir die Landschaft recht lieblich und sinnvoll erscheinen läßt. Schon manchen hellen Abend habe ich mit Agnes hier am Fenster zugebracht, um über jenen Grabhügeln die Phantasie eine selige Zukunft aufbauen zu lassen.

Mich wenigstens nehmt nicht mit zu solchen Ergötzlichkeiten. Kein Jahr würde ich in diesem verdrüßlichen Zimmer überleben können.

Drum bewährt sich das Wort auch hier: Eines schickt sich nicht für alle. Verzeihe mir nur, Lieber, wenn ich, sehr wider Willen und

Wissen, dir einen unruhigen Abend bereitet habe. Und jetzt, bitte ich, keine Silbe weiter über den Gegenstand.

Man setzte sich wieder, suchte auch alles Anstößige möglichst bei Seite zu lassen.

Aber schon der Umstand, daß die Wirthin nicht Theilnehmerin seyn konnte, und ihre Mutter die Stelle derselben vertrat, brachte einige Störung hervor, so daß sich auch nach Tische mehrere sogleich verloren. Edgar war unter diesen.

Unfehlbar würde bald niemand mehr dagewesen seyn, wäre nicht Agnes, deren Stimmung sich gebessert hatte, jetzt zurückgekommen.

Laßt uns der schönen Nacht noch ein wenig genießen, sagte die Wirthin, und man setzte sich an die Fenster. Zuvor aber liebe Freunde, fuhr sie fort, vergebt mir meine vorige Unart. So muß ich es nennen, doch auf mein Wort, ich konnte mich durchaus nicht besser benehmen. Unstreitig hatte körperliche Disposition großen Antheil an meiner Angst. Denn wie möchte ich sonst nun sogar ruhig und vergnügt die Todtenhügel da drunten betrachten, unter denen ja auch der am meisten von mir gefürchtete ist?

Theodor drückte sie an sein Herz und sagte dann: Sprecht Freunde, ist es nicht ein schönes feierliches Leben, was der Mondschein dort unten auf den stillen Feldern des Todes verbreitet? Am meisten interessiren uns immer die frischen Gräber; zumal am Morgen, wenn sie, wie das in diesen Wochen einigemal geschehen ist, von dem Schmerze der Hinterlassenen besucht und gepflegt worden. Seht Ihr dort den neuen Hügel mit lauter Rosenstöcken umgeben? Die hat der unglückliche Wittwer seiner guten Entschlafenen selbst gepflanzt. Er kommt täglich zweimal sie zu begießen und sich ihres Wachsthums zu erfreuen.

Dergleichen Denkmäler, sagte einer, welche gewissermaßen von dem geheimen Athem des Verstorbenen belebt werden, müssen die Zurückgebliebenen auch weit inniger ansprechen, als die todten Steine mit ihren oft so großsprecherischen Inschriften!

Allerdings, sagte Theodor. Und sie erhalten sich zuweilen lange genug. Dort zum Beispiel auf einem der ältern Hügel der Syringenstrauch! Seht nur wie viele köstliche Blüten er trägt!

Man bewunderte allgemein den schönen Strauch, dessen Düfte herüberdrangen.

Konstanze und Rudolph, die in einem entfernten Fenster bei fröhlichen Träumen von der Zukunft das Gespräch der Andern nicht sehr beachtet hatten, wurden jetzt ebenfalls aufmerksam auf den schönen Strauch, und Konstanze zeigte ein solches Verlangen nach einer Blüte davon, daß Rudolph sich schon dazu aufmachen wollte.

Laß das. Lieber, sagte Theodor, da es die Nothwendigkeit nicht erheischt. Zwar zweifle auch ich, daß irgend etwas Unheimliches dir auf dem Wege begegnen werde. Das Vorurtheil aber gegen die Nacht auf Gottesäckern, ist nun einmal da. Wie leicht konnte dir ein ganz natürliches Geräusch oder Bild, wie etwas aus der bezweifelten Wunderwelt vorkommen! Der hartnäckigste Lügner selbst wird bei solchen Gelegenheiten zuweilen von der Grenzenlosigkeit seiner Phantasie überrascht. Erinnerung dich nur der ziemlich bekannten Geschichte:

Eine Gesellschaft guter Bekannter ist in einem Hause beisammen, wo eben ein Todter auf der Bahre liegt, der bei Lebzeiten mit allen Anwesenden vertraulichen Umgang gehabt hatte. Man denkt seiner mit Bedauern und Liebe. Man äußert den Wunsch, seinen Geist wenigstens noch einmal unter sich zu haben. Die Gläser klingen darauf an, und man wird mit dem Gedanken, den Abgeschiedenen wieder zu sehen, immer vertrauter. Ja, man glaubt endlich gar daran, daß es der allgemeinen Sehnsucht gelingen werde, den Schatten zu einem Besuche zu beschwören. Man hat dazu seinen gewöhnlichen Stuhl am Ofen leer gelassen. Aber eilf Uhr ist vorüber und er kommt noch nicht. Endlich schlägt es Mitternacht und aller Augen sind starr und erwartungsvoll auf den Stuhl gerichtet. Kein Schatten kommt. Jetzt äußert sich der allgemeine Unmuth darüber auf mannichfache Weise. Endlich tritt einer aus der Versammlung auf und spricht: Es verdrießt mich, daß der Verblichene unsrer Freundschaft und Sehnsucht so wenig eingedenk ist. Ich gehe hinunter in's Leichengewölbe, um ihn deshalb zur Rede zu stellen. Wer begleitet mich?

Aber so standhaft man den Geist des Verstorbenen in der Mitte der Uebrigen erwarten wollte, so wenig hatte man zu dieser

Begleitung Lust. Vielleicht auch mit darum, weil das zur „Rede stellen“ doch etwas frevelhaft erscheinen mochte.

Gut, sagte der Beherzte, so gehe ich allein. Und zum Beweise, daß ich wirklich bei dem Todten gewesen bin, mag morgen diese Gabel dienen, die ich in die Bahre zu stecken denke.— Er ging.— Als er nach geraumer Zeit noch immer nicht zurück gekehrt war, so macht sich die ganze Gesellschaft auf den Weg in das Gewölbe. Hier findet sich denn der Beherzte, selbst ohne Leben, am Boden, dicht neben der Bahre. Durch heftige Reizmittel wieder zu sich gebracht, erzählt er mit schwacher Stimme, daß ihn beim Anblick des Erblichenen ein heftiger Schauer befallen. Als er nun seinem Versprechen nach die Gabel in die Bahre gesteckt habe und wieder davon eilen wollen, so sei er von der Hand des Todten zurückgehalten worden und sogleich bewußtlos aufs Angesicht niedergestürzt.

Wirklich steckte die Gabel bereits in der Bahre. Ein abgerissener Zipfel des Oberrocks daran erklärte das Uebrige. Der Unglückliche hatte, vom Entsetzen übermannt, mit abgewandtem Gesicht die Gabel in die Bahre gestoßen, dabei unversehens seinen Oberrock mitgefaßt und sich sodann von dem Todten selbst zurückgehalten geglaubt.

Man suchte ihm dies alles begreiflich zu machen. Allein der Schreck war zu groß gewesen, und alle Versuche ihn länger als einige Stunden noch beim Leben zu erhalten, vergebens.

Dem allen, sagte Veit, wäre vorgebeugt worden, wenn eine? sich zur Begleitung entschlossen hätte, wie ich. Kommen Sie Rudolph, ich gehe mit auf den Gottesacker.

Konstanze, die in Verfolg einer sehr aufgeklärten Erziehung keinen Begriff von der Furcht vor einer unsichtbaren Welt hatte, nickte Veit ihren Beifall zu, und schon machte er sich mit Rudolph auf den Weg, als Agnes Mutter sagte: Geben Sie doch lieber den überflüssigen Gang gänzlich auf, meine Herren. Ich habe immer gehört, daß die Todten jeden Raub an einer Sache, die ihnen gewidmet worden, mit dem Tode zu bestrafen pflegen. Meine verstorbene Großmutter wußte davon viel Anekdoten zu erzählen, die mir aber wieder entfallen sind. Nur darauf besinne ich mich noch, daß sie jenen Todtengräber immer sehr glücklich pries, der eine Scheintodte, die er am Tage in die Gruft gesenkt, Abends um ihren Schmuck hatte bestehlen wollen. Der Kerl,

pflegte sie zu sagen, konnte dem Himmel danken für ihr, im Augenblicke freilich ihm sehr unwillkommenes, Wiedererwachen. Bei einer Todten hätte ihm sein Wagstück binnen Jahresfrist das Leben gekostet.

Vielleicht hätten die Reden von Agnes Mutter wenigstens einigen Eindruck auf Konstanzen und Rudolphen gemacht, wenn sich nicht beide jetzt der frühem Zeit erinnert hätten, wo diese Mutter grade das meiste zu Hintertreibung des Plans zwischen Rudolph und Agnes gethan hatte. So aber schlichen sich Rudolph und Veit, die ohnehin ihres Lachens nicht mehr Meister blieben, hinaus, während sie fortfuhr den angefangenen Text mit Noten zu versehen.

Es würde noch manche Bemerkung gegeben haben über den Leichtsinne der heutigen Jugend und ihren Ungehorsam gegen die Stimme der Erfahrung, wenn Agnes Mutter sie vermißt hätte. So aber nahm sie, an frühes Schlafengehen gewöhnt, die erste Gelegenheit wahr, sich aus dem Zimmer zu verlieren.

Da kommen sie wirklich! rief Konstanze, als Rudolph und Veit jetzt Arm in Arm auf dem Kirchhofe sichtbar wurden. Schnellen Schrittes gingen sie nach dem Syringenstrauche.

Konstanze sank leblos in Agnes Arme, als Rudolph den Strauch gefaßt hatte, und mit dem Zweige, den er davon gebrochen, zu Boden gestürzt war. Denn es schien kein unbedeutender Fall zu seyn und Veit erst nach langer Mühe dem Freund wieder aufhelfen zu können.

Schon wollten Konstanze und Agnes selbst hinunter. Aber man zeigte ihnen, daß der Fall von kelenen Folgen gewesen war, da die beiden jungen Männer zurückkehrten.

Aller Erwartung war auf's Höchste gespannt.

Ich bin ganz müde geworden! fing Rudolph im Hereintreten an, und setzte sich mit Konstanzen, die ihn innig umfaßte, auf das Sofa.

Du fielst, mein Lieber! sagte sie.

Allerdings, versetzte er: — Du hast wohl Recht gehabt, Theodor, mit deinem Mißtrauen gegen die Phantasie. Schon der Weg nach dem Grabhügel war nicht der anmuthigste. Es war mir als ob alles um uns her zur Sprache gekommen sei. Die Grüfte hallten, das Gras rauschte, und ich kann sagen, daß der

häßliche Ton, den eine Kröte von sich gab, mir diesmal ein Wohllaut war, weil er doch von einem lebendigen Wesen herrührte, da die übrigen Laute sämmtlich dem Tode und seinen Genossen anzugehören schienen. So waren wir denn am Ziele angelangt. Kein Wunder, daß ich bei meiner Spannung in den Blüten des Strauches lauter Todtenschädel erblickte, und daß ich darüber die Besinnung verlor. Indessen hielt ich doch, als ich wieder zu mir kam, den abgebrochenen Zweig so fest in meiner Hand, als ob ich ihn, selbst gegen den Tod, hätte vertheidigen wollen. Hier, liebe Konstanze!

Konstanze ergriff die schöne Blüte. Aber kaum daß es geschehen war, so warf sie sie weit von sich und verwahrte sich mit dem Tuche vor ihrem Dufte. Leichengeruch, lauter Leichengeruch! sagte sie, und wollte jedermann abhalten, es zu versuchen.

Auch wieder bloße Phantasie! sagte Theodor, und reichte die Blüte den übrigen Anwesenden. Alle ergriffen sie voll Neugier, und niemand, Rudolphen und Veiten nicht ausgenommen, fand Konstanzens Aeüßerung bestätigt.

Nur mit vieler Mühe war diese zu einem zweiten Versuche der Blume zu bewegen, und behauptete dann sogar, daß der Geruch immer widriger werde.

Während sich die Uebrigen alle bemühten, die höchst niedergeschlagene Konstanze zu beruhigen, rief Theodors Bedienter seinen Herrn auf die Seite. Da hat man, sagte der Diener, über den mancherlei heutigen Geschäften einen Brief vergessen, der schon Nachmittags angekommen ist. Ein Herr, der ihn selbst aus Amerika mitgebracht hat, wird morgen früh seine Aufwartung machen.

Theodors ahndende Miene erregte Agnes Aufmerksamkeit um so mehr, da der Brief ein schwarzes Siegel hatte. Sie eilte hinzu und kam eben, wie ihr Gatte von der Gewalt des Schmerzes zu Boden gedrückt wurde. In demselben Augenblicke hörte man von freien Stücken ein Glas zerspringen, welches alle sogleich an das erinnerte, das Theodoren und Agnes durch sein Herunterfallen aufgeweckt hatte.

Mein Bruder, Agnes, hat Recht gehabt, sagte Theodor noch schwach, er nimmt mich mit sich hinüber.

Vergebens wurde sogleich die Hülfe einiger Aerzte aufgeboten, und der Abend, an dem die Heiterkeit gar nicht hatte einheimisch werden wollen, endigte mit der Trauer über den Verlust des von allen seinen Bekannten aufrichtig geschätzten Theodor.

Nach der trostlosen Wittve waren Konstanze und Rudolph die betrübtesten. Der Zusammenhang zwischen des Verstorbenen Traume und dem Briefe des Bruders mit dem was sich nun wirklich zugetragen hatte, goß einen Schauer über das Paar aus, der durch den Vorfall mit der Blüte vom Kirchhofe immer wieder erneuert wurde.

Der Fremde, der den Brief aus Surinam gebracht hatte, überreichte am andern Tage auch das Herz des daselbst Verstorbenen, welches dieser durchaus unter dem Hügel seiner vaterländischen Verwandten hatte wissen wollen. Auch darin bestätigte sich übrigens das Wort des Briefes, daß Theodors zweiter, kränklicher Bruder den Ruhenden bald zur Seite gelegt wurde.

Konstanzen stand jetzt Theodors Begebenheit wie ein in sich vollendetes Ganzes da, wie eine Prophezeihung, daß die Geschichte vom Kirchhofe ebenfalls noch im Wachsen begriffen sei und ein für sie, die Veranlassung zu der Beraubung des Todten, schauerliches Ende haben werde. Je näher ihre Niederkunft rückte, desto größer ward auch ihre Bangigkeit. Nach großem Schmerz der Mutter erblickte ein Knabe endlich das Licht, auf dessen linker Brust, zum Schrecken der Aeltern, eine Syringenblüte deutlich abgebildet war.

Das Kind ging mit Sonnenuntergang wieder zur Ruhe.

Konstanze ward immer schwächer und schwächer. Agnes blieb ihre treueste Wärterin und äußerte, daß sie ihr, leider, noch frisches Leben gern gegen Konstanzens nahen Tod vertauschen möchte. —

Nein! sagte diese noch im letzten Augenblicke, auch ich sterbe gern. Denket der Verschiedenen und seid glücklich! Dazu legte sie Rudolphs Hand in die Hand ihrer treuen Pflegerin.

Zauberliebe.

Einige Scenen.

1.

Hyolda. Lucian.

Lucian.

Es drängt die Zeit, mein süß geliebtes Leben!
Der Kriegsgesellen Ungeduld erwacht
und rauscht in Schwertgeklirr und Schildgerassel
unwillig zu dein Zögernden herauf. —
Ihr lichten, liebehellen Augensterne,
euch soll ich lassen! nicht Leitsterne mehr
dürft ihr mir seyn, des Abschieds Trauerwolke
verhüllt euch mir: doch, Sterne meines Schicksals,
strahlt ihr aus euren blauen Himmeln noch
unsichtbar mir unwandelbares Glück.

Hyolda.

O wären Sterne diese Augen! Nachts
zum mindesten beschauten sie von fern
des lieben Kriegers schönes Heldenbild,
und senkten sich, wie einst Diana that,
allnächtlich nieder, seine Stirn zu küssen.

Lucian.

Nein, sprich so holde Zauberworte nicht!
Entbinde mich der weichen Liebesfessel,
denn dorthin ruft mit ehrner Stimme Pflicht
und Ruhm, sie sind des Mannes ernste Götter.

Hyolda.

Wol mächtger rufen sie, als sanfte Liebe!

Lucian.

Nein, mächtger nicht, du süßer, sanfter Mund!
Sie leihen nur das starke Wort dem Willen,

den tief in zarter Brust die Liebe trägt:
daß euer Held, mit Ruhmesglanz sich schmücke,
wie euch Natur mit Schönheitlicht verklärt.
Das soll der Mann. Er sucht den Hort der Schönheit;
und jede wilde Schreckgestalt des Kriegs
ist ihm der Wächterdrach, den er begierig
aufsucht den holden Schatz ihm abzukämpfen.

Trompeten.

Horch! wieder tönt's herauf! der Kriegstrompete
gewaltger Machtruf schallt. — s'ist Ruf zur Hochzeit!
Der Bräutigam flicht sich nur den Lorbeerkranz,
indeß die Braut den Mirtenkranz der Unschuld
mit treuem Liebesinn bewahrt. — Leb wohl!

Hyolda.

Leb wohl mein Held! Mein fromm Gebet soll stündlich
gleich ehre dem Schild die theure Brust bewahren.
Nichts mehr! — Die starken Engel schützen dich!

Lucian ab.

Hyolda allein.

Sie grüßen ihn mit lautem Kriegsgetön!
Es ist Hochzeitruf: du hast es recht genannt.
So will ich's deuten. Kurze Zeit ja nur
verzögert sich das Fest, bis seinen Kranz
der Bräutigam vom Lorbeer hat gebrochen.
So kurze Zeit geziemt der treuen Braut
in stiller Einsamkeit zu warten. Leicht
entkeimt des Argwohns allverstreutem Saamen
ein wuchernd, schweraustilgbar giftiges Unkraut.
Cardenio folgt auf allen Schritten mir,
der unverschämt zudringlich tolle Mensch.
Jetzt wagt er's wol, da Lucian entfernt,
von der verhaßten Liebe mir zu sprechen.
Ich höre nicht darauf, doch besser ist's
daß er mich nicht erblickt. Ich bleibe heim
nach Frauenart, wenn aus dem Haus der Gatte
in fremdes Land gezogen. So vergeht
in schöner Täuschung mir die Einsamkeit.

2.

Freier Platz mit Bäumen vor Hyolda's Hause.

Cardenio singt zur Gitarre.

Schling um scheuer Liebe Worte
Deinen Reiz, du holder Klang;
Oeffne meinem Ruf die Pforte,
Sanfter, schmeichelnder Gesang!

Was sie stolz versagt zu hören
Von dem lieberglühnden Mund,
— Thu', von goldnen Saitenchören
Sanft umrausch't, das Lied ihr kund.

Lauschet doch im Mai die Rose
Nächtlich holdem Liebeshall,
Und erschließt sich dem Gekose
Sehnsuchtvoller Nachtigall:

Hallt nun lauter zu den Tönen,
Worte, flüstert nicht so bang!
Euch die Herrin zu versöhnen,
Schwebt um euch der holde Klang.

Sie hört mich nickt! Kein Schatten regt sich oben;
kein Vorhang zuckt, und matter wird der Schimmer
des unbewachten Lichts — Sie ruht im Schlaf.
O Schmach, o Schmerz! — Verstumme Saitenspiel,
untreuer Diener deines Herrn! Du schmeichelst
in Schlummer sie, und mir im Innern weckst
du den Tirannen wilder Leidenschaft. —
Hyolda! Jeder Stern glänzt lieblicher
und hallt mit schönem Licht den süßen Namen
am Himmel wieder: nur dein Auge blickt
bei seinem Klange dunkel. Du verachtest
und höhnt mit Spott und eisig kaltem Gleichmuth
der Liebe zarten Dienst. Nicht länger trag' ich's!
Der fühllos harte Fels giebt Widerhall,
und lügt doch schonend Antheil an dem Schmerz.

Bist du fühlloser noch als Felsen? Nein!
Du fühlst die Liebe, Jener Lucian,
der seine Erstlingswaffen noch versucht —
Ha! regt sich nicht etwas? Er naht vielleicht,
den letzten Abschied noch einmal zu küssen.
Heraus, mein Schwert! mein oftbewährter Freund!
Warum gedacht ich früher nicht an dich?
Brautwerber sollst du seyn. Zum Ehrentrunk
Geb' ich das Herzblut dir von Lucian!

Lysander

*(kommt singend, von einem Knaben mit der Fackel
begleitet.)*

Vom nächtlichen Schmause
Geht keiner nach Hause,
Bei Liebchen kehret er ein.
Er findet die Kammer,
Er öffnet die Klammer

Cardenio (mit vorgehaltne Degen.)

Geduld ein wenig, hier ist noch ein Riegel!

Lysander.

Was Teufel ficht euch an? Ist's Spaß, ist's Ernst?

Cardenio.

Wie's euch beliebt: In jedem Fall ein blutger.

Lysander.

Cardenio! Bist du von Sinnen? Willst
du fechten, wähl' bequemre Zeit. Ich steh
nicht allzufest auf meinen Füßen jetzt.

Cardenio.

Lysander, du?

Lysander.

Nun freilich bin ich's selbst.
Ich glaub, du hast ein Räuschchen. Schlaf es aus!
Wir gehn zusammen.

Cardenio.

Bist du ganz allein?

Lysander.

Bis auf den Burschen mit der Fackel, Ja!

Cardenio.

Und Lucian?

Lysander.

Vermuthlich spukte der
in deinem Kopf. Was soll dir Lucian?

Cardenio.

Mein Schwert versuchen.

Lysander.

Hier? auf diesem Platz?
Vor'm Hause seiner Braut? Schlaf aus, Cardenio!
Hier wohnt Hyolda, nicht Febronia.

Cardenio.

Drum soll er fechten, oder mir Hyolden,
die holde Himmeleblüte jeder Schönheit
abtreten.

Lysander.

Dir? für dich, Cardenio?

Cardenio.

Und weißt du nicht, daß sie mein Licht, mein Leben,
mein Lied, mein Traum, mein Gott, mein Alles ist?
Hyolda! dieser Nam' ist Harmonie,
in dem mein Geist lebt, athmet, fühlt, wie Sterne
in Himmelsharmonien bestehn und leben.

Lysander.

Hyolda? und was ist Febronia?

Cardenio.

Ein Komet,
ein Sterngespenst, das mich mit Graun erfüllt,
wenn ich nach meinem Liebeshimmel blicke.

Lysander.

Febronia!

Cardenio.

Nenne diesen Namen nicht!

Lysander.

Der einst dir klang wie Nachtigallenton?

Cardenio.

Soll Knabenlust dem Jüngling noch genügen?
Begehrt die Jungfrau noch das Puppenspiel?
Ein Kind war meine Liebe, als Febronia
die junge Flamme nährte. Jetzt, entwachsen
der Kinderzeit, begehrt sie andre Schönheit.
Febronia kann nicht meine Liebe seyn,
Vergiß auch du, daß ich jemals sie liebte.

Lysander.

Und liebt Hyolda dich mit gleicher Glut,
da Lucian —

Cardenio

Drum eben soll er sterben,
weil sie mich nicht liebt, und nur ihn beglückt.
Fruchtlos verseufz' ich Tage, wache Nächte
vor ihrem Fenster, doch weit eher weckt'
ich Blüten aus den Knospen mit Gesang,
als ihr im Busen meiner Liebe Blüte.

Lysander.

So traurig sieht es noch um deine Liebe?
Da scheinst du wahrlich mir ein großer Narr,
mein guter Freund! Wer wird den eignen Garten,
den köstlich blütenprangenden verlassen,
weil über Nachbars Mauer wol ein Knöspchen
von Blütenlauben spricht und Blumenbeeten?

Hast nicht Hyolda's kleinste Gunst gekostet
und opferst ihr die liebliche Febronia,
die zarte Liebesgöttin, deren Altar
rings unsre Jugend sehnsuchtvoll umkniet!
Dreifacher Thor! hör ein vernünftig Wort.

Cardenio.

Schweig von Vernunft, ich bitte dich! Es giebt
so wundersame Dinge, daß Vernunft
und alle Weisheit schamerröthend schweigen,
und sich der dunklen Macht demüthig beugen,
die grausam trennt, und grausamer vereint.
Besteht die Weisheit gegen Liebeszauber?
Neigt sich Vernunft nicht gern vor holder Schönheit,
und ehrt in ihr des Denkens und des Wollens
unwiderstehlich mächtige Königin? —
Ich liebe! Dieses Wort stürzt deine Weisheit,
mit Einem Zauberschlag in leeres Nichts.
Es ist so, weil es ist. Warum und Wie?
ergründet Niemand, als durch gleiche Liebe.

Lysander.

Dir ist nicht leicht zu helfen. Bist ja wahrlich
ganz wie von ihr bezaubert.

Cardenio.

Freilich bin ich's.

Lysander.

Und weißt es selbst, wodurch?

Cardenio.

O eitler Schwätzer!
Wodurch? durch ihrer Augen süßes Gift,
durch ihrer Locken goldne Liebesringel,
durch ihrer Stimme Zaubermelodie,
durch ihrer Wohlgestalt, von aller Götter
kunstreicher Hand geformten Talisman:
Brauch' ich dir mehr zu nennen?

Lysander.

Schon viel!
Ich deutete dein Wort auf andern Zauber,
und träumte schon von Arznei für dich.

Cardenio.

Von welcher? Nenne sie!

Lysander.

Am Ende wär
auch der Versuch zuerst zu machen. — Hör:
Bezaubre selbst die spröde Widerspenstige.

Cardenio.

O daß ich's könnte! Aber wie vermag ich's?
Der Liebe Macht, der Schmeichelei Gewalt,
und jede Kunst die Mädchenherzen kirt —
Hab' ich nicht fruchtlos Alles schon versucht?

Lysander.

Von solchen Künsten red' ich nicht. Des Zaubers
geheime Macht mußst du an ihr versuchen.

Cardenio.

Du nennst ein Märchen, nicht zu rechter Zeit.

Lysander.

Mehr als ein Märchen ist, was ich dir rathe.
Ich kenn' ein Weib, eine arge Zauberschwester,
die viel geheime Wunderkünste treibt.
Für guten Lohn ist ihre Kunst auch feil.
Vertrau dich ihr. Ich hörte oft von Tränken,
die stolzer Jungfrau eisig kalte Brust
zu glüher Liebe Brunst entzündeten.
Ich führ dich zu ihr, bitt' um ihre Hülfe.

Cardenio.

Du hast den Rausch im Kopf, sonst sprächst du nicht
was bei dem Spinnrad Ammen sich erzählen.
Verdirb mit solchem Unsinn nicht die Zeit!

Lysander.

Geschwätzig macht der Rausch, doch spricht er wahr:
Was ich Dir rathe, hat sich oft erprobt.
Wie vorhin du, so sag' ich jetzt: Es giebt
so wundersame Dinge, daß Vernunft
und alle Weisheit schamroth schweigen muß.
Wie von der Liebe, so von Zauberkunst

läßt nichts sich sagen, als: es ist: Wodurch
und Wie? ergründet nur die gleiche Kunst.

Cardenio.

Ich glaube nicht, daß du jetzt spotten könntest.

Lysander.

Ich sage dir: ich kenne jenes Weib,
und führe dich, verlangst du's, gleich zu ihr.

Cardenio.

Jetzt nicht. Die Sache hat mich überrascht.
Ich bin selbst einem Magier bekannt,
der, sonst mein Lehrer, oft in dunklen Worten
von tief geheimer Weisheit mit mir sprach;
doch leichten Sinns vernahm ich davon wenig.
Bei diesem will ich forschen, ob sich Liebe
durch Zauberwerk und Kunst entzünden läßt,
daß nicht vielleicht mit leerem Gaukelspiel
und eitlem Wortschwall uns die Hexe täuscht.
Komm jetzt, der Morgen kämpft schon mit der Nacht.

3.

Zimmer.

Febronia. Blanka.

Febronia, die Gitarre weglegend.

Nein, sanfte Zittersaiten,
der Liebe Klage könnt ihr nicht begleiten!
Zu süß sind eure Laute
für bittren Schmerz, den ich dem Lied vertraute.
Und ob ich euch verwirre,
durch rauhe Klänge wildverzweifelnd irre,
doch bleibt ihr viel zu milde!
Ihr seid kein Spiegel solchem Trauerbilde
als in der Brust ich trage;
drum töne klanglo, einsam meine Klage.

Wem sollt' ich sie vertrauen?
Konnt' ich auf Liebestreue doch nicht bauen!

Blanka eintretend.

Immer noch das Aug' in Thränen?
Kind, laß endlich ab zu weinen!
Die verzehrt die herbe Trauer
und die Rosenwangen bleichen.
Mußt um keinen Mann dich härmen,
laß ihn fliehn, will er nicht bleiben:
Um so schöne Mädchenblüte
sammeln sich viel tausend Schmeichler.
Laß die einsam finstren Mauren,
die von deiner Schönheit schweigen;
Komm, heut ist der Mai geboren,
Mußt dich unter Blüten zeigen!

Febronia.

Weh! du mahnst mich an Vergangnes!
War es nicht der erste Maitag,
als er, blühend selbst wie Frühling,
in die Lande zu mir eintrat?
Anfangs schüchtern noch und wortkarg
scheut er dich, die ernste Aya;
aber bald gewann er schmeichelnd
deine Gunst und deinen Beifall.
Kühner stets ward nun sein Kosen,
durch der Liebe Zaubermacht
war mein Herz von ihm gefangen,
eh', ich's glaubt', in junger Einfalt.
Konnt' ich zweifeln, als er tändelnd
meinem Haar die Mirten einwand?
Liebend nannt' er seine Braut mich,
nannte selbst sich meinen Bräutigam.
Wie die Nacht dann, gleich Minuten
schnell den Liebenden vorbeischwand,
wenn, durchweht von Liebesdüften,
dunkle Geisblattlaub' uns einnahm,
und der Nachtigallen Zauber
durch die Blütenwand hereinklang! —

Jahren gleichen jetzt Minuten,
denn verlassen traur' ich einsam.

Blanka.

Kind, so sind die Buhler: Niemals
lieben sie, was bald erreichbar.
Fliehen, soll er lang ihm folgen,
muß das schöne Wild den Weidmann.
Ist auch bitter jetzt die Lehre,
künftig wird sie doch dir heilsam,
hilft dir Männertreue fesseln
bis zum frohen Tag der Heirath.

Febronia.

Mutter, schweig mit solchen Worten!
Wahre Liebe liebt nur einmal,
liebt die Qual noch des Verlustes,
drum ist Liebesschmerz unheilbar.
Glaube nicht, weil er mir treulos,
daß ich Groll ihm heg' und Feindschaft:
Ist für mich auch todt der Liebling,
Lieb' ich noch den theuren Leichnam.

Blanka.

Das ist Sprache deiner Krankheit,
aber mir kein gültger Einwand!
Höre, wie zu deiner Rettung
mir die Lieb' ein Mittel eingab.

Febronia.

Kannst du ein Mittel finden,
den holden Flüchtling wieder neu zu binden?
O, hast du es ersonnen,
Dann ist die Seligkeit mir neu gewonnen!
Nenn' es, o brich das Schweigen!
Kannst du noch zögern mir mein Heil zu zeigen?

Blanka.

Laß mich nur zur Rede kommen!
Also war es nicht gemeinet,
sollst den Flüchtling ganz vergessen,

nimmer an ihn denken weiter.
Darum ließ ich gestern schon
mir den Zaubertrank bereiten,
der mit Lachen froh getrunken,
Liebe gleich der Brust entreißet,
denn, wie junger Rosen Glut
vor des Schwefels Hauch muß weichen,
muß im Herzen vor dem Zauber
jedes Liebesbild erbleichen,
und getilgt aus dem Gedächtniß
ist der Liebe Freud' und Leiden,
daß dem Dienst der zarten Neigung
neu sich kann der Busen weihen.

Febronia.

Sprichst du wahr? Giebt's solche Mischung,
die mit grimmger Glut so grausam
in die Seele dringt, daß sterbend
welkt der Liebe zarte Aussaat?

Blanka.

Zweifle nicht an meinem Worte:
Prüfe selbst die Macht des Zaubers;
hast du erst den Trank gekostet,
wirst du länger nicht mehr trauern.

Febronia.

Nein! zu feindlichem Beginnen
ist mir deine Kunst nicht brauchbar.
Will die Liebe sie vertilgen,
ist sie furchtbar mir und graunhaft.
Aber, wenn sie so gewaltig,
daß der Liebe Keim sie ausrafft,
kann sie nicht sein Herz erwärmen,
daß in Liebesglut es aufflammt?

Blanka.

Kind, was hegst du für Gedanken
gegen allen Stolz der Frauen!
Ging ein Buhler dir verloren,
find'st du hundert bald und tausend.

Freilich lehrt geheime Kunst
mächtige Zaubertränke brauen,
die der Männer Herz und Sinne
fest an uns zu fesseln taugen;
aber theuer sind die Mittel,
die zu solchem Trank zu brauchen,
und du brauchst nur eigne Schönheit,
alle Männer zu bezaubern.

Febronia.

Laß mich das Mittel kennen!
Unmögliches mag deine Lippe nennen,
und war in dunklen Nächten,
zu ringen mit des Grabes finstren Mächten,
ja, würd' es nur gefunden,
wo nie ein Fuß zu gehn sich unterwunden:
kein Mühsal werd' ich scheuen,
in Graus und Dunkel meines Werks mich freuen.

Blanka.

Selber nicht kann ich dich's lehren:
doch ich kenne von der Heimath
her noch eine Zauberschwester,
denn mein Bruder war ihr Eidam.
Häßlich ist sie, wie ein Nachtbild,
bucklig, schief, geduckt und steinalt,
wie ein Pfefferkorn voll Runzeln,
von Gestalt ein wahres Scheusal;
aber klug und wohlerfahren
jeder Kunst im Zaubereifach,
und für gute Wort' und Münze
dient sie gern mit Hülf' und Beirath.
Sicher ist auch das Geheimniß,
jederzeit fand ich sie schweigsam:
Jenen Trank, den du verschmähtest,
dank ich selbst der Alten Beistand.

Febronia.

Mich faßt ein kaltes Schaudern,
doch will ich nicht mir Trost zu suchen, zaudern.
Nur laß es bald vollbringen,

denn mit dem eignen Wollen muß ich ringen,
so dunkel schweres Ahnen
fühl ich mich bald zur That, bald von ihr mahnen.

Blanka.

Laß uns gleich die Alte suchen:
Sicher ist sie auf der Heimfahrt
von dem Fest des Junker Voland,
wo sie tanzt zur ersten Mainacht.

4.

Cardenio. Fulcado.

Cardenio.

Du weißt es nun, mein alter Freund und Meister,
welch eine Krankheit schmerzhaft mich verzehrt.
Nun rathe mir: ich weiß von früher Zeit,
daß viel geheimer Kunst du wohl erfahren;
Ich sah dich oft in wolkenloser Nacht
des Himmels goldne Sternenschrift entziffern;
mir selbst beschaute wol dein Forscheraug
auf Stirn und Hand die krausverschlungenen Züge.
Doch unreif war mein Geist, ich achtete,
des Meisters weisheitvolles Wort zu wenig.
Jetzt sage mir, nun, da verständge Lehre
des manngewordnen Zöglings Geist vernimmt:
Giebt's Kräuter, Talismane, dunkle Sprüche,
und was der Zaubermittel Name sei,
die mit unwiderstehlich mächtger Kraft
des Menschen Herz und Sinn zur Liebe zwingen?
Die selbst den Haß und kalten Gleichmuth schnell
zu brünstger Neigung heißer Glut entzünden?

Fulcado.

Was, die Natur vermag, mein theurer Sohn,
das leistet sicher Alles auch die Kunst.
Sie ist ja selbst die Blüte der Natur,
wie sollt' in ihr nicht Alles sich vereinen,

was sonst Natur zerstreut und einzeln bietet?
Hegst du des heissen Orientes Blume
durch künstlich Feuer doch im kalten Nordland,
und in dem Herzen sollte nicht das Feuer
zu wecken seyn für junger Liebe Keim?

Cardenio.

Das mein' ich nicht. Kann durch die Kunst der Mensch
an sich allein des Menschen Liebe bannen,
daß, wer zuvor gleichgültig war und kalt,
nun jenen liebt, der ihn durch Kunst gefesselt;
ihm angehört, Leibeignen gleich; durch ihn
nur einzig lebt, und ohne ihn verschmachtet:
Vermag die Kunst so starken Zauber wol?

Fulcado.

Frag die Natur mein Sohn, sie wird dich's lehren.
Neigt sich mein Griffel wol nach deinem Schwert?
Sie sind sich fremd, bis die geheime Kraft,
Magnet von uns genannt, ihr Innres aufschließt.
Nun fühlen sie den starken Geist der Liebe,
dem auch, was leblos uns bedünkt, gehorcht.
Kennst du die zarten Vöglein nicht, die Niemand
noch einsam lebend sah? Eins folgt dem Andern
von Zweig zu Zweig, ihr Leben ist nur Liebe,
die selbst der kalte Liebesfeind, der Tod
noch ehrt, denn Eine Lebensflamme brennt
in beiden, und verlischt zugleich in beiden.
So heisse Sehnsucht, wie Natur hier schuf,
vermag auch Kunst im Herzen aufzuregen,
und möglich wär's, daß solche Kunst auch dich
zu dieser brünstgen Liebesglut entflammt.

Cardenio.

Willst du mir solches Mittel wol bereiten?
Um jeden Preis; kein Lohn ist mir zu kostbar.

Fulcado.

Was forderst du!

Cardenio.

Was deine Kunst vermag;
du sagst es selbst.

Fulcado.

Die Kunst vermag zu tödten,
darf sie darum ein Werkzeug seyn dem Mord?

Cardenio.

Ist Liebe Sünde, wie der blutige Mord?

Fulcado.

Der Zwang ist Sünd' im Lieben und im Tödten.

Cardenio.

Und doch lehrt ihn die Kunst?

Fulcado.

Dem Weisen bloß:

Der eitlen Selbstsucht hat sie streng die Pforte
zu so gefährlich hoher Macht verhüllt,
durch dunkler Räthsel deutungsschwere Formel,
und tiefer Nacht abschreckendes Geheimniß.
Dir, Sohn, am wenigsten taugt solche Kunst!

Cardenio.

Warum nicht mir?

Fulcado.

Ruft dir nicht dein Gedächtniß
manch Wort zurück, das ich vordem gesprochen,
als meiner Leitung man dich anvertraut?

Cardenio.

Nein! ganz ist mir entfallen, was du sagtest.
Wie dumpfe Klänge nur kehrt mir's zurück,
indem ich jetzt dein Angesicht beschaue,
das trüb' und schwerer Ahndung voll mich dünkt.
So hast du vormals oft mich angeblickt,
wenn du, vielleicht profetisch, zu mir sprachst.
Nur was du sprachst, versagt mir das Gedächtniß,
doch klingt es mir wie Trauerglockenton
herüber aus der Kindheit Rosengarten.

Fulcado.

Ich warnte dich für Liebe; Liebe bringt
dir großes Leid.

Cardenio.

Erfahr' ich das nicht jetzt?

Falcado.

Die Zukunft bringt es.

Cardenio.

Giebt's wol größere Pein?

Fulcado.

O frevle nicht, die Lieb' ist unheilvoll;
abgünstig oder günstig bringt sie Schmerz.

Cardenio.

O Schicksal, gönne mir das süße Gift!

Fulcado.

Ich warne dich: entsage deiner Liebe;
du wirst beglückt und bleibst doch unbeglückt.

Cardenio.

Beglückt durch Liebe? Was begeh'r ich mehr!
O schöne Weissagung, du sollst mich leiten.

Fulcado,

Dein Glück ist Täuschung, giftig seine Blüte,
und tödtlich bitter seine schwarze Frucht.

Cardenio.

Nun fällt mir's bei, so sprachst du ehemals schon,
du wunderbar aufrichtger Zukunftspäher.
Das Ritterkreuz von Maltha's frommen Helden
empfehlst du mir zum Schutz für sündge Liebe.

Fulcado.

O möchtest du den treuen Rath befolgen!

Cardenio.

Es wär zu spät, denn die Gefahr verschwand.
Hör' an: Mich rief des Vaters Tod vom Heer,
wo ich nicht ohne Ruhm die Waffen übte.
Dem wilden Sinn, der sich im Kampf erfreute,
blieb lange Zeit die sanfte Regung fremd.
Jetzt, im Genuß der väterlichen Schätze
ward weicher mein Gemüth, ich sah die zarte
Febronia, wie Lilien schlank, und blühend
wie Rosenknospen in dem Morgenstral.
Wir liebten uns mit voller Jugendglut,
doch mit der Jugend frommer Unschuld auch,
mit Augen nur und leisem Mund genießend.
Indessen blieb so holder Jugendschimmer
den lauersamen Blicken nicht verborgen,
und rings umgarnt war bald mein schlankes Reh
von manches Weidmanns lüsterner Begierde.
In meinem Schloß nur glaubt' ich sie gesichert,
und, wo die Mutter sonst gewaltet, da
bereitet ich der künftgen Herrin sorgsam
des schöngeschmückten Raums bequeme Wohnung.
Schon nannt' ich fröhlich die Geliebte: Braut;
da plötzlich traf des Schicksals Donnerschlag
in meines Glücks beneidetes Gebäude.
Indem ich schon für das geliebte Haupt
aus Perlen und jungfräulichen Demanten,
— der Muttersorgfalt zärtlichem Vermächtniß —
des Kranzes schönverschlungne Zier bereite,
wird mir ein grausendes Geheimniß kund:
Mit Eines Wortes Schreckensklang zermalmt
es all mein Glück und macht mein Haus zur Oede.
Ich floh Febronien, sah sie niemals wieder
und wild verzweifelnd sucht ich mir den Tod.
Da fiel des Himmelslichtes schönster Strahl
in meine Brust, gab mich dem Leben wieder
durch neuer Liebe neue Lebenslust.
Durch Liebe leb' ich: für die Liebe nur
will ich jetzt leben, oder untergehn! —
Du siehst, was dein Profetenblick geschaut,
es ist erfüllt durch jene Schreckensliebe.

Die neue Liebe bringt ein neues Schicksal
und neue Sterne führt sie mir herauf.

Fulcado.

Doch stehn noch alle wirre Schreckenzeichen,
wie vormals, unglückschwer, auf deiner Stirn.
Noch rath' ich dir, nimm jenes Ritterkreuz,
eh' schwere Schuld auf deine Brust es heftet.

Cardenio.

Nicht jenes Kreuz sollst du mir ferner nennen.
Ein solches Kreuz fand ich bei altem Schmuck,
als mir das gräßliche Geheimniß kund ward,
seitdem ist mir der Anblick tief verhaßt. —
Ganz hab' ich dir mein Innerstes enthüllt;
ich glaubte Hülf' in deiner Kunst zu finden,
du gabst mir nur zweideutig dunkles Wort,
und mit des Greisenalters Furchsamkeit
hältst du die That, die helfende, zurück.
Auf anderm Weg muß ich nun Rettung suchen.

ab.

Fulcado.

Sohn, höre mich! — Du zwingst die Sterne nicht,
dein wilder Trotz beschleunigt nur das Unglück.

5.

*Enge, rauchschwarze Stube; hinten ein Kamin mit
Töpfen und Kesseln, vorn sitzt Bärbel am Spinnrade.*

Bärbel singend.

Ueber Stock und Stein, über Stein und Stock,
Hurrah!

Frau Trude fährt auf dem schwarzen Bock:

Wer da!

Lallallerala,

Feins Liebchen ist da,

Mein Jägersmann laß mich ein!

Ich mag dich nicht, du stinkender Schatz,
Huhu!
Wart, wart ich schicke dir Bock und Katz,
Du, du!
Hubbuberubuh,
Mein Böckchen nur zu!
Holst bald mein Liebchen mir heim.

Der Jäger wacht auf, es bellt sein Hund:
Wau, wau!
Und Kater und Katzen heulen zur Stund:
Mau, jau!
Wau, wau, miau, wauf!
Frisch Jäger steh auf!
Husch, rennt ihm der Bock in die Bein.

Flugs gehts nun fort über Stein und Stock,
Hurrah!
Zur Hexe trägt ihn der schwarze Bock:
He da!
Lallallerala,
Feins Liebchen bist da?
Mußt ewig mein eigen seyn!
Heidi! Das nenn' ich mir einen Bock!
Gäb gleich dafür meinen Sonntagsrock.
Da klappert's draußen 's ist sicher Käthel.

Käthel draußen.

Mach auf, mach auf du Wettermädel!

*Bärbel öffnet, Käthel tritt ein mit der Mandragorawurzel in
der Form eines Menschen.*

Bärbel.

Hast du gefangen den schwarzen Hund?

Käthel.

Der ist krepirt in der zwölften Stund.
Hatt' ihn schon gestern vor der Nacht
ganz still zum Rabenstein gebracht.
Da hat er bis Mitternacht gehungert,
nach faulen Knochen vergebens gelangert.
Um elf schlich ich bei Mondesschein

in das alte Galgengemäuer hinein.
Hu! thaten die alten Gerippe klappern,
von Rad und Galgen zusammen plappern!
Eins rief mich hier, das andre dort,
ich sagt aber kein sterbendes Wort,
suchte nach dem Alrunenkraut,
das fand ich mit Blut und Schaum bethaut,
recht unter dem frischgehenkten Bauer
zu seinen Füßen an der Mauer.
Nun pattelt ich beherzt und munter
bis an die Wurzel tief hinunter,
band an das Kraut den Galgenstrick, d
er zwei Dieben schon brach das Genick,
den schwarzen Hund an das andre Ende,
hielt nun vor beide Ohren die Hände,
daß ich nicht hörte den wilden Schrei,
wenn Alraun die Wurzel sprengt entzwei.
So lief ich davon, der Hund mir nach,
bis das wilde Geschrei ihm das Herz zerstach.
Da hab ich mir so das Alraunchen gefangen,
das bringt mir alles was ich kann verlangen.

Bärbel.

Ich habe gesponnen am Zauberkleid,
dem thut Schuß, Hieb und Stich kein Leid,
mag einer unter Räuber, Soldaten,
oder Meister Morgensterns Hände gerathen.
Auch hab' ich gebraut aus aller Kraft
an dem neuen köstlichen Wundersaft,
aus Spinnenfett und Milch von Kröten,
jegliche Liebe damit zu tödten.
Wer's getrunken dem wird alles gleich,
er zählt sein Geld auf des Bruders Leich,
sieht Menschen und Vieh gelassen schlachten,
verkrummen, verkrüppeln und gar verschmachten.
's ward sonst aus fremdem Land gebracht,
wir habens seit kurzem erst nachgemacht.

Käthel.

Horch, der Bock meckert ober: Meck, meck, meck!

Hexe, draußen.

Das Feuer aus! die Kessel weg!

Käthel.

Geschwind, geschwind, die Alte keift.

Bärbel.

Das mir mein Saft nicht überläuft!

Sie löschen das Feuer und machen im Kamin Platz.

Die Hexe kommt herunter.

Hexe.

Puh! das war 'ne saure häßliche Fahrt,
wie trabte der alte Bock so hart!

Wie muß ich mich tummeln und eschern und zauen.

Hörten die Katzen nicht auf mit Miauen,
trieben zu Haus, als wär was versäumt,
war der Fisch noch nicht einmal abgeräumt.

Käthel.

Guten Tag, Frau Baubo, seht ihr uns nicht?

Hexe.

Ich seh dich wol du Affengesicht.

War jemand bei euch in dem Haus?

Käthel.

Keine Seele.

Hexe.

Horch, esklopft was draus.

Bärbel.

's ist ein junger, feiner Officier.

Er fragt nach Frau Baubo; da ist er schon hier.

Cardenio kommt.

Cardenio.

Ich habe viel von eurer Kunst gehört.

Hexe.

Mein feiner Herr, da hat man euch bethört.
Ich bin ein arm elendes altes Weib,
und meine Kunst ist bloßer Zeitvertreib.

Cardenio.

Doch sagt man allgemein, ihr seid sehr klug.

Hexe.

Ja, viele treiben mit der Kunst Betrug,
und fordern für die Arbeit schweren Lohn,
das kann ich nicht, drum halt' ich mich davon.

Cardenio.

Nun, billig ist's, daß man den reich belohnt,
in dessen Haupt ein tiefes Wissen wohnt.
Schon kostbar acht ich des Gespräches Zeit,
und zeige gern zuvor die Dankbarkeit.

Hexe.

Ach guter Herr, ihr lohnet mich zu sehr.

Cardenio.

Könnt ihr mir rathen, geb' ich zehnfach mehr,
wol hundertfach, wenn ihr mich ganz beglückt,
daß mich der Liebe Himmelslust entzückt.
Hört denn: ich liebe mit des Wahnsinns Wuth,
ein sengend Feuer quillt in mir das Blut,
mein Herz ist Flamme, die mich wild verzehrt,
von ewger Sehnsucht Liebespein genährt;
denn sie, die solche Glut mir angefacht,
ist fühllos für der Liebe zarte Macht.
Nicht fühllos zwar, sie kennt die Allgewalt
der Liebe wohl, für mich nur ist sie kalt.
Kannst du mir schmelzen ihres Busens Eis,
daß sie mich liebt, so fordre jeden Preis.

Hexe.

Ja, Herrchen, das ist gar ein schweres Stück!
Gelingt es uns, fürwahr, dann nenn' ich's Glück.
Wenn nicht ein Anderer schon besaß ihr Herz,
dann ließ ich's gelten, dann wär's purer Scherz.

Cardenio.

Ist nicht zerreißbar ein geschlungnes Band?
Wird doch ein Ro durch Reiters Kunst gewandt.

Hexe.

Ich will's bedenken. Solchem feinen Herrn
verweigert man den größten Dienst nicht gern.

Cardenio.

Es sei gefährlich, sei noch so gewagt,
ich scheue nichts, niemals hab' ich verzagt.
Den blutgen Tod sah ich kühn in der Schlacht,
und unter Leichen hab' ich oft gewacht.

Hexe.

Hier reicht nicht zu das krftge Wunderkraut
vom Grabeshgel der verlanen Braut,
Froschbeinchen nicht benagt vom Ameisschwarm
fhrt euch das Liebchen liebend in den Arm.
Hier brauchen wir des Zaubers stärkstes Band,
sonst wird niemals zu euch ihr Herz gewandt.

Cardenio.

So nennt es schnell! Hegt's Wasser oder Luft,
Wohnt's in den Flammen oder in der Gruft?

Hexe.

Aus Haß kommt Groll, vom Wasser kommt die Flut,
aus Liebe Lieb', aus Flammen heisse Glut.
Ein liebend Herz nur lenkt des Herzens Gunst,
wird es verzehrt von heisser Flammen Brunst,
wißt ihr ein treues liebendes Gemüth,
das heiß für euch in brnstgen Flammen glüht,
so reißt inmitten süßer Liebeslust
das warme Herz aus der gespaltnen Brust.

Cardenio.

Unmenschlichs Ungeheur! Die Hlle sinnt
in aller Teufel hohem Rathe selbst
so furchtbar namlos grauses Bubenstck
nicht aus, als dieses Frauenbildes Witz!

Trägst du ein menschlich Antlitz? Mißgeburt!
Warst du aus Frauenschoos geboren, oder
aus giftgem Moder auf dem Hochgericht
vom Basilisk gebrütet, und vom Alp
gemästet mit dem Blut des Vatermörders?

Hexe.

Nun, strenger Herr, wollt ihr des Teufels Rath,
so scheut euch nicht für etwas kühner That.
Will einer neu der Blüten Pracht beschaun,
muß er der reifen Frucht Gehäus zerhaun,
den Saamen reißt er aus dem Innern los,
und zieht aus ihm die jungen Keime groß.
So ist die Ordnung einmal in der Welt,
um euch wird wahrlich anders nicht bestellt.
Brennt ihr ein solches Herz zu Aschenstaub,
wer davon kostet, wird der Liebe Raub,
und will er nicht in grimmer Qual vergehn,
muß er zu euch und brünstig Liebe flehn.
Ihm hilft kein Arzt, ihm wächst kein Gegengift;
gebunden bleibt, wen solcher Zauber trifft.

Cardenio.

Und wär es sicher, wie der Hölle Witz,
um solchen Preis meid ich gern den Besitz.
Viel lieber leid' ich selbst die grause Qual,
als daß ein liebend Herz durchbort mein Stahl.
Kannst du nicht anders stillen meine Noth,
Für solche Hülfe wähl' ich gern den Tod.

will ab.

Hexe.

Ei, junger Herr, was ihr bedenklich seid!
Euch nicht zu dienen thät mir wahrlich leid.
Geduldet euch, wir finden wol was aus,
was euch vergnügt, ohn solchen blutgen Graus.

bei Seite.

Das junge Fantchen denkt, es hält sich rein,
flieht es von schwarzer That den blutgen Schein.
Am Ende übt die Hand noch gern den Mord,

sprach nur der Mund zuvor ein Tugendwort.
Sucht einer erst des Teufels Hülff und Rath,
dann ist er bald bereit zu jeder That.

Cardenio.

Was murmelt ihr so heimlich vor euch hin?

Hexe.

Ich denke nach, ob ich wol was ersinn.
Um euch, mein schöner Herr, thät ich gar viel,
doch muß ich wagen ein bedenklich Spiel.
Vor allem nennt die sprödeste der Fraun,
die euch betrübt, ihr dürft mir keck vertraun.

Cardenio.

Hyolda heißt sie.

Hexe.

Braut des Lucian?

Cardenio.

Gewesen! mir gehört sie künfftig an.

Hexe

Habt ihr kein Liebeszeichen, keinen Ring,
kein Tüchlein, Band, es sei noch so gering?
Wenn in den Händen, an der Brust sie's trug,
am Anzug nur, so ist mir's schon genug.

Cardenio.

O daß sie je so große Huld gewährt,
mit solchem Pfand die Hoffnung mir genährt!
Verstohlen nur ward einst von ihrem Haupt
durch mich der Locke goldne Pracht geraubt.

Hexe.

Gebt mir die Locke!

Cardenio.

Ueberlassen sollt'
ich dir dies Kleinod, werther mir als Gold?

Hexe.

Es ist ja bloß zu eurer Liebe Heil.
Mit diesem Haar schnell ich den Liebespfeil
in eures Liebchens eisigkalte Brust,
und öffn' euch drin den Quell der Liebelust.
Doch, das beschwör ich euch, raubt mir kein Haar
von eures Liebchens Haupt, sonst bringts Gefahr.
Schwört ihr mir das?

Cardenio.

Ich schwör es.

Hexe.

Nun so hört:

Noch heut wird euch so süßes Glück gewährt.
Zu eures Lufthains kühlsten Lieblingsplatz
send' in der Mittagsstund ich euren Schatz.
Da kos't mit ihr, nehmt Küsse oder gebt,
und seid gewiß, daß sie für euch nur lebt.
Doch dieses sag' ich euch: benutzt die Zeit;
so schönes Glück währt keine Ewigkeit.
Denn wenig Haare sind ein schlechtes Band,
und nur der kurzen Liebe sichres Pfand.

Cardenio.

O, hast du mich nur einmal erst beglückt,
dann, Liebliche, wirst du mir nie entrückt!
Ein mächtger Band webt dann die Liebesbrunst
um uns als jedes Zaubers dunkle Kunst.

Hexe.

Es ist nur, junger Herr, daß ihr es wißt!
Sprecht nicht hernach von Täuschung oder List,
wenn ihr verliert die kaum errungne Huld.
Es ist nicht mein', es ist bloß eure Schuld.

Cardenio.

Sorgt nicht für mich. Uebt euren Zauber bald;
Ich harre meines Glücks im kühlen Wald.

Käthel.

Hihi! Hab mich heimlich bald krank gelacht,
was habt ihr nur wieder ausgedacht?

Gelt, ihr laßt den jungen verliebten Narren
bis auf den Tag Sankt Nimmermehr harren?
und habt ihn um sein schönes Geld
gar tüchtig betrogen und geprellt?

Hexe.

Du Einfalt, du Pinsel, du dummer Tropf!
Kommt niemals was Kluges in deinen Kopf?
Würde mich wol mühn mit bloßem Harren
so 'nen Gecken zu drillen und zu narren,
um so 'nen lumpgen schnöden Sold,
ist's doch nur Silber und nicht einmal Gold!
Für sein hochgelehrtes Moralisiren
müssen wir ihn sonderlich divertiren.
Gelt, Bärbel, wir schaffen ihm eine Braut,
vor der's dem Urian selber graut.
Soll seine Lust an 'nem Scheusal büßen,
daß er nüchtern nimmermehr trät mit Füßen.
Ich zaubr' ihm die Augen voll Höllenschein
und schick' ihm die Braut von dem Rabenstein.

Bärbel.

Hei! das ist lustig du alte Mutter!

Hexe.

Jetzt schafft mir geschwind 'was Drachenbutter,
und vom Kindesfinger ein Stümpfchen Licht,
wir müssen unsichtbar zum Hochgericht.

Käthel.

Nimm Irrwischschmalz mit, die Braut ist defekt,
hat den Raben schon gar so gut geschmeckt,

Hexe.

Braucht nur bis morgen früh zu halten,
dann ist Alles ja wieder ganz beim Alten.
Drum hab' ich ihm kurzes Glück versprochen,
Hätte sonst vielleicht den Braten gerochen.
Bringt Ofengabel und Besen her,
und salbt euch geschwind mit dem Hexenschmeer.

Alle drei.

Hurrah! drei von Neun ist Sechs,
auf dem Besen reitet die Hex,'
der Besen unten, die Hexe oben,
das Roß muß man und den Reiter loben.
Hurrah ...

Hexe.

Wer pocht schon wieder an der Thür.

Käthel.

Es ist ein schönes Fräulein hier,
mit einer Alten, 's ist wol die Amme.

Hexe.

Weis schon, die plagt auch die Liebesflamme.
Nur herein, wir können nicht lange ruhn,
haben bis Mittag noch viel zu thun.

Febionia und Blanka kommen.

Blanka.

Nur herein, sei nicht so schüchtern;
Mutter Baubo kennt das Alles,
was verliebte Mädchenherzen
fühlen in so jungen Jahren.

Hexe.

Schönes Kind, ihr könnt mir trauen;
ob es gleich ein wenig lange,
daß ich jung und hübsch gewesen,
weis ich doch, was ich erfahren.
Aber kaum kann ich es glauben,
seh' ich eure Rosenwangen,
euren Mund und eure Augen,
daß ihr ungeliebt sollt schmachten.
Ist so eben ein verliebter
junger Herr von mir gegangen,
den viel mindre Frauenschönheit,
als die eure, hält gesungen.

Febronia.

Ohne Trost ist euer Schmeicheln!
Was ist Schönheit, was ist Anmuth,

hegt im Herzen der Geliebte
statt der Liebe nur Verachtung.

Blanka.

Laß mich selbst dein Leid erzählen.
Wenig hilft dir jetzt das Klagen,
liebes Kind, von Mutter Baubo
kannst du Trost und Hülfe erwarten.
Glaubt auch sicherlich, Frau Baubo,
hilft ihr uns, ist's euer Schade
wahrlich nicht. Das schöne Fräulein
stammt, ich weis, von reichem Vater.
Gleichwol, ob sie jung und schön,
und so reich, wie wenig Damen,
hat sie treulos der Geliebte
vor der Hochzeit noch verlassen,
hat sich, wie durch bösen Zauber,
in viel mindren Reiz vergaffet,
und kränkt nun mein armes Fräulein
durch abstoßendes Betragen.

Febronia.

Womit hab' ich's nur verschuldet,
daß er solches Leid mir anthut!
Liebt' ich doch so treu und innig,
nimmer ahnt' ich solche Wandlung!

Hexe.

Schönes Fräulein, soll ich helfen,
nennt getrost mir euren Namen,
auch den seinen und von jener,
welche jetzt ihn hält gefangen.
Scheltet auch nicht Neubegier,
daß ich mit so kühnen Fragen
dring in eurer Brust Geheimniß,
nöthig ist's zu gutem Rathe.

Blanka.

Wie mein Fräulein heißt, das dürftet
ihr so leicht wol nicht erfahren,
ob sie gleich sehr hoch geboren,

fast von königlichem Stamme.
Denn ein Fürst, doch aus der Zahl
frommer Ritter Sankt Johannes,
ward, zuwider dem Gelübde,
dieser holden Schönheit Vater.
Auch die Mutter hielten schon
unlösbarer Ehe Bande:
Kaum geboren, ward die Tochter
fortgescheucht aus Mutterarmen.
Doch der Vater forschte heimlich
nach der liebe zartem Pfande,
kam auch oft das Kind zu schauen,
bracht ihm fürstlichreiche Gaben.
Und als endlich in der Schlacht
siegend er als Held gefallen,
ward mein Fräulein einzge Herrin
von des Ritters ganzer Habe.
Nun begreift ihr wohl: sie soll
nicht des Ritters Namen tragen,
und wer Mutter ihr gewesen,
hab' ich selbst noch nicht erfahren.
Jener doch, der sie geliebet,
heißt Cardenio mit Namen,
und Hyolda von Ferillas
heißt, die jetzt sein Herz gefangen.

Hexe.

Heisa, lustig, schönes Fräulein,
sollt den Buhler sicher haben!
Käthel, Bärbel, bleibt zu Hause,
können heut den Weg uns sparen.

Febronia.

Seid ihr so gewiß der Hülfe?
Mich schreckt euer freudger Anruf,
und es mischt sich in mein Hoffen
düstre, grauenvolle Ahnung.

Hexe.

Seid getrost, ich weis ein Mittel
euch den Flüchtgen fest zu bannen,

und es braucht nicht vieler Künste,
schnell und leicht gethan ist Alles.
Liebt ihr wol den schönen Mann
so, daß ihr es möchtet tragen,
eurem reichen Schmuck der Schönheit
Tag und Wochen zu entsagen?

Febronia.

Kannst du zweifeln, ob ich's möchte?
Theuer ist mir solche Wandlung:
Nimm mir jeden Reiz, für Liebe
trag ich gern so süße Armuth.

Hexe.

Ganz sollt ihr euch nicht entäußern.
Gebt nur eignen Reiz für andern:
Laßt mich euch zu der Geliebten,
zu Hyolda umgestalten.

Febronia.

Kannst du das? Wird er mich lieben
in der täuschenden Verwandlung?
Wandelt sich mit meinem Anblick
auch zu Gunst in ihm die Abgunst?
Nein, wenn er zu mir sich wendet,
in der feurigen Umarmung,
liebt er doch in mir Hyolda
nur, des fremden Reizes Abdruck.

Blanka.

Sei nicht so genau und wählig!
Aendertest du doch den Anzug,
wenn's der Freund von dir beehrte.
Nimmer weiß ich, daß du's abschlugst.
Was du oft gethan, weil Mode
dir es rieth, oft auch Gefallsucht
Warum scheust du jetzt für Liebe
deines Ansehns Umgestaltung?

Febronia.

Scheuen wollt' ich nicht Gefahren,
würd' es wieder ganz wie vormals,
und weil du es selbst gerathen,
nehm' ich die Gestalt Hyolda's.
Doch, wie kann ich sie erreichen,
die so hoch an Reiz hervorstrahlt?
Wie gewinn ich solche Anmuth,
solcher Stimme süßen Wohlklang?

Hexe.

Daß uns solches Werk gelinge,
müßt ihr selbst es ernstlich wollen.
Ohne Willens Kraft und Stärke
ist des Zaubers Macht verloren.
Habt ihr jetzt von diesem Tranke
wenig Tropfen nur gekostet,
dann verbergt, in euren Haaren
eingeflochten, diese Locke.
Eilt nun schnell, als rief euch Liebe
— ob's euch schwer dünkt — zu Hyolden,
und mit ihr als einer Schwester
müßt ihr zärtlich tändelnd kosen.
Gleich als wärt ihr selbst der Buhler,
sparet nicht die Schmeichelworte,
in die Augen saugt ihr Bildniß,
spielt im blonden Gold der Locken,
küßt des Mundes zarten Purpur
und der Wangen junge Rosen,
und mit liebender Umarmung
sei sie oft von euch umschlossen.
In euch wird aus ihrem Herzen
so der Lebensgeist ergossen,
und er formt sich euer Bildniß
nach dem Vorbild von Hyolda,
ähnlich, als wärt ihr ein gleiches
Zwillingschwesterpaar geboren.
Bald könnt ihr auch selbst gewahren,
ob das Bildniß wohl getroffen,
wenn das braune Haar sich wandelt
in Hyolda's goldne Locken;

eilt dann fort, ihr werdet sicher
Mutter Baubo's Künste loben.
Aber laßt das fremde Haar
stets dem euren eingeflochten;
raubt Gewalt es oder Liebe,
ist des Zaubers Kraft verloren.

Febronia.

Wunderbar ist solch Beginnen,
doch ich bin euch gern gehorsam.
Gebt den Trank, gebt mir die Locke,
nichts ist mir gleich ihnen kostbar.
Nehmt dies Gold! Gewiß ich zürne
selbst auf meines Dankes Ohnmacht,
denn so mächtige Kunst und Hülfe
ist mit Schätzen nicht belohnbar.
Und das seid gewiß: die Locke
wahr ich als ein Kleinod sorgsam:
Wunderbar belebt der Trank mich!
Flugs nun eil' ich zu Hyolda.

ab mit Blanka.

Hexe.

Hahaha! das braußt,
das jubelt, das saust,
und Baubo von beiden gedoppelt schmaußt.

Bärbel.

Ja, wenn's gelinget
das Teufelsding!
's ist viel gewagt,
hast's schlecht bedacht,
hätt's anders gemacht.

Hexe.

Was soll der Brei?
Ist klüger das Ei?

Bärbel.

So lang sie roth
hat's keine Noth,

aber wenn das Weib
in fremdem Leib
zum Teufel geht,
weißt, was drauf steht?

Hexe.

Pozz Urian!
Nun denk ich dran.
Au weh, au weh,
's juckt Daum und Zeh,
Du Katzengesicht,
was hindert'st du's nicht?

Bärbel.

Ihr jagt uns ja fort,
spricht eine ein Wort!
Seid sonst ja klug,
wißt allein genug.

Hexe.

's geht sicher jetzt
mit mir zuletzt.
Muß sehn, wie ich's wende,
sonst bin ich am Ende.
Das bringt mir Noth,
wol gar den Tod.

6.

Brunnen im Walde.

Cardenio. Lysander.

Cardenio.

Es muß sich bald bewähren, ob sie Wahrheit
zu mir gesprochen, oder schnöden Trug.
Die Zeit ist da, wo meiner Liebeskrankheit
aus hoher Schönheit reinem Wunderquell
die langersehnte Labung rinnen soll.
Hier soll ich harren auf mein süßes Glück! —

Was half der Hexe wol so grober Trug?
Ich wendete die mächtige Begierde,
aus Lieb' in Haß und Racheglut verkehrt,
jetzt gegen sie, und stieß das alte Scheusal
mit allem Zauberkrum hinab zur Hölle.
Vielleicht ist's nicht so spät: die Ungeduld
greift stets zuvor dem trägen Schritt der Zeit —
Ha, sieh! Weht nicht Hyolda's Schleier dort?
Sie kommt, sie naht! fort, fort! laß mich allein.
Sie naht, die ich mit wildem Schmerz erwarte.

Lysander.

Besinn' dich doch, es ist Febronia.

Cardenio.

Febronia? was will die hier? Ist's Spott
der alten Hexe, oder böser Zufall?

Lysander.

Ein böser nicht, ein warnender vielleicht.
— Sei uns begrüßt, holdselige Dryade!

Cardenio.

Bei meinem Zorn, sei still, was soll sie hier?

Lysander.

Sei unbesorgt! Sie eilt, und wendet nicht
den flüchtgen Blick nach uns.

Cardenio.

Was sucht sie hier?

Lysander.

Dort öffnet sie das Haus Hyolda's. Richtig,
sie geht hinein.

Cardenio.

Verdammt! nun hält sie mir
den langersehnten Augenblick noch auf!

Lysander.

Das macht dein Tollkopf. Hätt'st du nicht gewehrt,
ich rief sie her; für dich war's keine Störung:

Wenn deine Göttin kam, so zog ich kosend
die holde Nymfe fort zum Sitz der Liebe.

Cardenio.

Elender! wagst du dich, so freches Wort
von diesem reinen Engelsbild zu sprechen?

Lysander.

Ich meine nicht Hyolda.

Cardenio.

Von Febronien
sollst du mit tiefer Achtung sprechen, Mensch!

Lysander.

Nun seh mir einer solches Wunder an!
Harrt hier des neuen Liebchens, und dabei
war er im Stand, um's alte sich zu schlagen.

Cardenio.

Und thut's, wenn du ein halbes Wort noch wagst.
Was ist die Zeit?

Lysander.

Der Nachmittag ist eben
drei Stunden alt. Die Hexe hält vielleicht
vornehmen Herren gleich, zu Abend Mittag.
Dann haben wir noch lange nichts versäumt,
und können Mittagsruh vor Mittag halten.

Cardenio.

Die Mittagsstunde hat sie mir genannt,
und diesen Platz, den kühlsten dieses Hains.
Soll mir des Glücks kostbare kurze Zeit
vorübergehn, so ungenutzt und leer?
Ich eile hin zu ihr, ich muß sie sehn!

Lysander.

Febronia ist dort.

Cardenio.

Ich scheuche sie:

der Zauber giebt mir Muth, Allezu wagen.
ab.

7.

Hyolda's Wohnung.

Hyolda. Febronia.

Hyolda.

Mein süßes Mädchen, wie so wunderbar
du mich bewegst mit deiner holden Rede!
Wir sahen uns, so dünkt es mich, wol niemals,
doch ist als bänd mich alte Kinderfreundschaft
seit langer Zeit an dich. Fühlst du das auch
so gegen mich? Ich hört' es gern von dir.

Febronia.

Mich zieht es an dich, wie mit Liebeszauber.
So muß es Schwestern seyn. Heil mir, daß heut
ich nicht dem Drange widerstand, der mich
zu dir unwiderstehlich mächtig zog.

Hyolda.

Es war der Schwesterliche zarte Ahndung.

Febronia.

Nein, süße Schwester; jetzt wol hält mich Liebe
in deinen Arm, an deine Brust gebannt,
doch früher war's ein wilder Trieb. Erschrick nicht
mein sanfter Schutzgeist. Einst, wenn deine Schwester
sich glücklich fühlt, gesteht sie alles dir.
Nicht wahr, du zürnst auch nicht mit mir, wenn ich
aus deiner Liebe mir mein Glück bereite?
Man sagt, wen Engel lieben, dem erblühn
auch dieses irdschen Lebens schönste Blüten:
So wird auch mir, aus deiner süßen Liebe
ein wunderbar, geheimnißvolles Glück.
Zürnst du darum?

Hyolda.

Du holde Schwärmerin!
Sieh mir ins Auge; bist du nicht zu jung
der Augen stumme Sprache zu vernehmen,
und tief hinein durch diese lichten Pforten
in eines Herzens Heiligthum zu schaun;
so sieh den frohen Geist der Schwesterliebe,
wie er sich sehnt im Kuß dir auszusprechen,
was Wort' und Töne genügend nicht bezeichnen.
O könnt' ich dich mit tausend Herzen lieben,
wenn meiner Lieb' ein Glück für dich entkeimt.
Du hast mich wunderbar an dich gezogen,
mir ist's als würd' ich eins mit dir. Dein Glück
dünkt mich das meine, nicht durch Antheil bloß,
der mit der Freundin selbst sich glücklich fühlt,
in dir, in deinem Selbst schein ich's zu fühlen.

Febronia.

Es naht mir auch mein Glück! So sicher fühl' ich's,
als daß mein Haupt an deine Brust sich schmiegt.

Hyolda.

Wie wunderbar! Indem ich dich umfange,
wird mir, als wärst du Schwester mir in Wahrheit;
mein eignes Bild glaub' ich in dir zu sehn,
und selbst in deiner Stimme, dünkt es mich,
hör ich die meine schöner wiedertönen.
So hat die junge Freundschaft innig uns
in wenigen Minuten schon vereint.

Febronia.

O selges Glück, wenn alles Fremde weicht!
Mich dünkt es auch, als wollte die Natur
durch äußre Gleichheit unsern Bund besiegeln.

Hyolda.

Du siehst es auch? So ist es wol gewiß!
Dem eignen Sinne wollt ich nicht vertraun,
denn Wünsche täuschen leicht, und wunderbar
fühl' ich mich kraftlos, und die Augen senken
die Wimper, wie von nahem Schlaf befangen.

Febronia.

An meine Brust, du holdes, liebes Haupt!

Hyolda.

Ist das dein Haar, das auf der Brust sich ringelt?

Febronia.

Das meine: hindert's dich? — Wirf es zurück!

Hyolda.

Die lieben Locken! — sind ja blond, wie meine;
ich hielt dich erst für braun. — Welch schönes Haar!
In seiner Fülle schien es dunkler mir,
doch ist es blond, als hätt' ein Gnom sein Gold
von diesen seidnen Ringeln abgelauscht! —
Wer spricht doch draußen! Ungelegne Störung!

Febronia.

Cardenio's Stimme!

Hyolda.

Kennst du den Cardenio?

Febronia.

Ich kenn' ihn, ja.

Hyolda.

Ich bitt' dich, weis' ihn ab.
Ich wünsche nicht, daß er mein Haus besuche,
besonders jetzt, wo Lucian im Feld.
Willst du mir den Gefallen wol erzeigen?
Ich bin nicht wohl, du kannst's in Wahrheit sagen,
in jenem Zimmer leg ich mich aufs Ruhbett,
wenn du ihn abgefertigt, komm mir nach.

Febronia.

Ich geh mit dir, mein krankes Schwesterchen.

Hyolda.

Du tiefes blaues Aug, wie lieb du blickst!

beide ab, Cardenio tritt ein.

Cardenio.

Das Zimmer leer? — und draußen wehrt man mir
beinah den Eintritt! — Dennoch soll ich glauben?
Verfluchte Gauklerin! — Wie konnt' ich Thor
aus solcher Hand ein solches Kleinod hoffen!
Still! draußen regt sich's — Ob die Thür' ich öffne?
Es nahn sich Schritte— wär's vielleicht sie selbst?

Febronia kommt zurück in Hyolda's Gestalt.

Febronia bei Seite.

Jetzt halte dich, mein Herz! zerspreng nicht
gleich ungeduldgem Roß, wem, es der Heimath
sich wieder naht, vor wilder Lust den Zügel. —
Was führt euch her zu mir, Cardenio?'

Cardenio.

Was einen Kranken aus des Zimmers Oede
zum heitern Licht der goldnen Sonne führt.
An ihren Stralen hofft er zu genesen.

Febronia.

Seid ihr so krank, so möcht' ich Sonne seyn
um euch zu heilen — Sprach ich wol zu viel? —

Cardenio.

So laßt zu euren Füßen mich gesunden,
in euren Armen gebt mir Seligkeit!

Febronia.

Zurück! was wagt ihr? ziemt dem Kranken das?

Cardenio.

Der Liebesgöttin Mund heilt solche Krankheit.
Und von dem süßen Lebensquell verjagt
mich keine Macht. Mit Himmel und mit Hölle
kämpf' ich um diesen köstlichen Besitz.

Febronia.

Mich fragt ihr nicht, ob solchen Herrn ich dulde?

Cardenio.

Du süßer Mund gabst ja mir küssend Antwort: Dein Ritter
soll ich seyn, du meine Herrin.

Febronia.

Der Kuß war stumm, du hast ihn falsch gedeutet.

Cardenio.

So frag ich ihn zum zweiten, drittenmal —
Er spricht dasselbe. Dieser Göttermund,
was nennt' er anders, als das Glück der Liebe?

Febronia.

Ein kurzes Glück! Oft wandelt sich's in Schmerz,
wie Morgenroth in schwarzes Sturmgewölk!

Cardenio.

Willst du in Leid es wandeln?

Febronia.

Niemals, niemals!

Cardenio.

Du hast's gesprochen: Niemals, niemals endet
mein Liebesglück, ich bin der Welt gestorben,
und, selgen Geistern gleich, leb' ich bei dir
in deinem Himmel ewges Götterleben,
Hyolda, süßes, zartes Engelbild!
— du wendest dich, du fliehst aumeinem Arm? —
O Hölle! — kurzes Glück! — du sagtest wahr!

Febronia.

Verlaß mich!

Cardenio.

Dich verlassen? jetzt verlassen?
Welch böser Geist verdunkelt mir mein Glück!
Warum auf einmal dieses Aug' in Thränen?
Mein sanftes Mädchen, darf die dunkle Wolke
des Grams auf diesen blauen Himmeln schweben?
Laß sie der Liebe Sonnenblick verscheuchen!
So — lächle wieder! — sieh, die Wolke schwindet,
ein Kuß, und ganz bist du jetzt wieder mein.
Sprich, was bewegte dich so schnell, so tief?

Febronia.

Frag' nicht danach: ich möcht' es gern vergessen.
Es zieht mich ja von dir, denk' ich daran.

Cardenio.

Vergiß es ganz, mein zartes, holdes Mädchen,
und denke bloß, daß du mich liebst.

Febronia.

Dich lieb' ich!

Cardenio.

O sing noch einmal, meine Nachtigall,
Du süße, liebe Sängerin, Hyolda!

Febronia.

Cardenio, ich bitte dich, verlaß mich!

Cardenio.

Schon wieder fern von mir? Ich fass' es nicht!
Was strebst unwillig du von mir hinweg?
Sprach ich ein Wort, das zarte Liebe scheuet?
Hyolda, meine liebliche Hyolda,
ist meiner Liebe Melodie verstummt?

Febronia.

Laß mich allein! Leicht würden wir verrathen.

Cardenio.

Ich fürchte nichts. Mag Welt und Himmel hören,
daß mich Hyolda liebt! Ich weiß die Braut
zu schützen und mir tapfer zu erkämpfen.
Drum hab' ich kein Geheimniß zu bewahren.

Febronia.

Ich bitte dich, wenn du mich liebst, verlaß mich.
Um meinetwillen schone mein Geheimniß,
selbst hier darfst du mich ferner nicht mehr finden.

Cardenio.

Nicht hier? wo sonst?

Febronia.

Am Waldborn, wo ich heut ...

Cardenio.

Du warst am Waldborn?

Febronia.

Himmel was verrieth ich!

Cardenio.

Was bestürzt dich, Liebchen?

Febronia.

Kühlung sucht' ich dort.

Cardenio.

So warst du's wirklich?

Febronia.

Hast du mich gesehn?

Cardenio.

O Blindheit, die mein Glück verzögerte!
Darf ich es glauben, daß du mich gesucht?
Du liebevolles, himmelschönes Mädchen!
Und ich, verblendet, mein' in dir Febronien
zu sehn, und zürne, wo ich jubeln sollte.

Febronia.

Sie ist — so hört' ich — mir nicht ganz unähnlich.

Cardenio.

Dir?— Ganz vielmehr von dir verschieden. Ganz!
Schön seid ihr beide, dann seid ihr gleich;
doch sanfter Reiz ist dein, du schöne Heilge.
Dein blaues Aug' ist klarer Tageshimmel,
dein Lockengold der Mittagsonne Licht:
Wie Stern' in schwarzer Nacht sind Jener Augen,
und dunkles Haar umwallt sie wie Gewölk.
Unmöglich fast ist Täuschung.

Febronia.

Doch galt heute die
Eine für die Andre dir.

Cardenio.

Was thut das?
Bist du doch mein, hab' ich doch deine Liebe!

Febronia.

Genügt dir das?

Cardenio.

Es hebt zu Göttern mich.

Febronia.

So nimm den Abschiedkuß, mein süßes Leben:
Vergiß den Waldborn nicht. Jetzt fort, fort, eilig!

Cardenio.

Ich geh. Ob träumend oder wachend, weiß ich's?
ab.

Febronia.

Ich hab' ihn wieder! — Ich? — ich hab' ihn nicht!
Hat mir sein Kuß, sein Liebeswort gegolten? —
Bin ich's die seiner Liebe Blüten bricht?
Mein falsches Bild— der Schatten von Hyolden! —
Was hilft es mir, daß ich den Schein errang?
Ist mir gestillt der Liebe heisser Drang?
In Liebesschmerzen war ich fromm gestorben;
Nur Schuld hab' ich und neue Qual erworben!
geht ab.

8.

Hexenwohnung.

Cardenio. Die Hexe.

Cardenio.

Ihr habt gelös't das mir gegebne Wort,
Hyolda war an dem bestimmten Ort.
Errungen hab' ich ihres Herzens Gunst,
versprochenen Lohn auch zoll' ich eurer Kunst.
Nun hört: ich finde Ruh nicht Tag nicht Nacht,
bis ich zu meiner Gattin sie gemacht.

Drum müßt ihr mir des Zaubers Kraft erneun,
dann soll euch doppelt reicher Lohn erfreun.

Hexe.

Das kann ich wol, doch es bekäm mir schlecht,
wenn ihr mir nicht mit Hand und Mund versprecht,
— ich weiß ihr Herrn seid oft vor Liebe toll —
daß euer Liebchen eh'r nicht sterben soll,
bis die Magie, die euch mit ihr verband,
zuvor gelöset ward durch meine Hand.

Cardenio.

Was fällt euch ein? Aus welchem Winkel droht
dem holden Leben Krankheit oder Tod?

Hexe.

Man weiß doch nicht! Ein altes Sprichwort sagt:
Viel besser ist bewahret als beklagt.
Ihr könntet wol in toller Eifersucht
verzweifeln an des holden Kindes Zucht.
Da könnt' im Zorn ein Unglück leicht geschehn,
daß uns hernach die Augen übergehn.

Cardenio.

Wann ward der Teufel so gewissenhaft?
Ich geh es ein, doch haltet mir die Kraft
des Liebeszaubers, daß er nicht entweicht,
bis uns der Tod die scharfe Hippe zeigt.

9.

Vor Lucians Zelt.

Lucian. Marino.

Lucian.

Nun, tapfrer Kriegsgesell, bereitest du
dich auch zur Rückkehr nach der lieben Heimath?
Das waren heisse Tage, voll von Blut
und blutentsproßnem, sieggekröntem Ruhm.

Marino.

Das waren sie, ich wollt, sie wären noch!
In freier Luft fühlt sich die Klinge wohl,
rauscht gern im Sturm und blitzt im Sonnenlicht,
mag ungern nur im engen Häuslein ruhn:
So geht mir's auch. Möcht lieber im Gefecht
mich länger tummeln, als zum Hause ziehn.

Lucian.

Du braver Degen, glaub' dir's wol, du findest
daheim ein leeres Haus. Kein zartes Liebchen
lauscht an dem Fenster, harrt am Pförtchen dein.
Du lachst? blüht dir vielleicht dein Glück im Stillen?

Marino.

Soll ich nicht lachen? Mein zernarbtes Antlitz,
das Feindesklingen manches Jahr gestreichelt,
das wär' ein Fund für zarte Frauenhände!

Lucian.

Des Helden Narben liebt ein braves Weib.
Sie sind die leserlichste Schrift des Ruhmes.
Ich habe brav gekämpft, du weißt es selbst,
doch theurer als des Königs Gnadenzeichen,
ist mir des Kampfes Denkmal auf der Stirn,
und lieber zeig' ich's meiner Braut als jenes.

Marino.

Der Braut ? So! also bleibt es bei der Heirath?

Lucian.

Nun freilich! Hast du je daran gezweifelt?

Marino.

Das eben nicht. Du sprichst doch von Hyolda?

Lucian.

Zum Teufel, ja! Was willst du mit der Frage?

Marino.

Ich mag gern ehrlich sprechen, mag auch wieder
nicht Feuer schüren, wo's mein Amt nicht ist.

Doch, halb ist mir das Wort entflohn, und halb
darf weder That noch Wort des Mannes seyn.
Man munkelt, deine Braut heg' andre Liebe.

Lucian.

Beweis' das mit der Klinge.

Marino.

Bin's zufrieden,
sobald wir mit dem Wort' erst fertig sind.

Lucian.

Vollend' es schnell!

Marino.

Man sagt, Cardenio ...

Lucian.

Cardenio?

Marino.

Dieser sagt man buhlt mit ihr.

Lucian.

Gehört noch mehr zum Wort?

Marino.

Nun kommt die That.

Lucian.

So zieh dein Schwert!

Marino.

Das ist die zweite Hälfte.
Zuerst zieh heim, und forsch' ob ich gelogen;
Was dann noch dunkel bleibt, erklärt die Klinge.

Lucian.

Er liebte sie schon längst! Wär's ihm gelungen,
da ich entfernt, ihr schmeichlerisch zu nahn?
Marino!

Marino.

Was?

Lucian.

Zieh mit mir, hilf mir forschen,
und theile dann der Rache Lust mit mir,
die einz'ge Lust, die noch das Leben bietet.

Marino.

Es sei.

Lucian.

Doch tummle dich.

Marino.

Mein Mantelsack
ist schnell gepackt, mein Roß sehr bald gesattelt.
Mehr brauch' ich nicht. Du findest mich bereit.

ab.

Lucian.

Er sieht nicht aus, als hört' er auf Geschwätz.
Und doch — Unmöglich ist es, unbegreiflich!
Hyolda treulos! darf sich die Verläumdung
an eines Engels reine Unschuld wagen?
Nein, nein! — Und wagt sich das Gerücht daran,
ist's dann Verläumdung? — Holla, Gonzalez!

Gonzalez kommt.

Wir ziehen morgen heim.

Gonzalez.

Schon morgen?

Lucian.

Ja! —

Auch an gesunder Blüte nagt der Wurm.
— Bereite alles, ordne das Gepäck,
die Schaaren sollen fertig seyn zum Aufbruch —
Es kann nicht seyn, drum ist es sicher nicht.
Kenn' ich sie besser nicht als das Gerücht?
Von wem spricht dieses gut? Der Schatten wird
zum Fehler, dieser wächst zur Riesengröße
von solchem giftgen Hauch und wird Versprechen.
Und alles ist ein Schatten, ein Gespenst,

nicht wirklicher als ein Gebild im Spiegel,
in dem die Larve, Mißgunst, sich beschaut.
— Mit Tages Anbruch halt' die Rosse fertig,
Marino zieht mit uns. — Ich will es lösen
das grause Räthsel, das die arge Sphinx,
Verläumdung, aussann, und das Ungeheuer
soll grinsend in ohnmächtgem Grimm zerbersten.

10.

Waldbrunnen.

Febronia. Cardenio.

Febronia, in Hyolda's Gestalt.

Laß ab, du lieber Schmeichler! Sieh schon röthen
des Abendhimmels Wangen sich vor Schaam
das beim Geliebten noch die Jungfrau weilt.

Cardenio.

Wie sagst du? Nein, sie glühn gerechten Zorn,
den nun, wo Dämmerung alles mild vereinet,
das spröde Mädchen vom Geliebten eilt.

Febronia.

Wie gern mit dir wacht' ich den Tag herauf.
Zu gut nur weist du, wie dein holdes Bitten
des Willens gernbezwungne Kraft mir bändigt.
Drum bitt' ich dich, laß ab, mein süßer Liebling.
Du mußt nicht schmeicheln: sei mir etwas streng
im letzten Augenblick. Sei nicht so freundlich,
daß nicht der Abschied mich zu bitter schmerzt.

Cardenio.

Wie du so lieb bist, meine zarte Braut,
so sanft und mild, und doch so warm und glühend! —
So blond Gelock wär' andren Mädchen nur
ein Liebesnetz, dir wird's zum Diadem,
das golden deine Herrscherstirn umschließt:
Mein zartes Mädchen, meine Königin!

Febronia.

Du sollst nicht schmeicheln.

Cardenio.

Ist's denn meine Schuld,
wenn meiner Göttin Nähe jedes Wort,
was Andern schmeichelt, schnell in Wahrheit wandelt,
weil jeder Reiz sich freut an ihr zu prangen? —
Es liebt wol Sanftmuth, taubenhafte Milde
und zartes Sinns begeistrungvolle Andacht
aus blauem Aug' zum blaugewölbten Himmel
der frommen Seele heiligen Blick zu tragen,
doch solcher Geist, der, Adlern gleich, der Sonne
das königliche Aug' entgegenträgt,
der bald ins Innerste des Herzens dringt,
und dort ein ewges Opfer sich entzündet,
bald mit des Witzes schnellbewegter Fackel
ein neckend Licht auf ernste Dinge blitzt,
pflegt sonst aus dunklem Spiegel nur zu glänzen.
In dir allein wohnt beides ungetrennt:
In deines Augs azurnen Himmel bauten
andächtge Heilge sich den frommen Dom,
und frohe Götter jeden Freudentempel.

Febronia.

Du scheinst den dunklen Augen doch nicht abhold.
Febronia — mich dünkt, du sagtest mir's —
hat solche Augen — nicht? — und dunkles Haar?

Cardenio.

Von seltner Schönheit beides.

Febronia.

Wirklich schön?

Cardenio.

Nur du bist schöner. Was dem blauen Aug',
den blonden Locken eignet, ist bei dir
um vieles herrlicher — du bist Febronia ...
Was deckst du mir dein liebes Angesicht?

Febronia.

Du sagst: ich bin Febronia. Weißt du das?

Cardenio.

So sagt' ich, ja, mein süßes Mädchen. Zürne
darum mir nicht, Du bist Febronia
in holder Sanftmuth schönem Heilgenschein.
Wenn ich dich höre, wie du mit mir kosest,
wenn Liebesworte du wie Flammen hauchst,
erzitr' ich oft, vor solcher Aehnlichkeit.
So liebend, so voll innrer Glut war sie.

Febronia.

Das sagst du mir?

Cardenio.

Du weißt, was sie mir war.
Könnst' du mich lieben, schmähst' ich früh're Liebe?
blieb sie nicht theuer mir so lang ich athme?

Febronia.

Liebst du sie noch?

Cardenio.

Du nur bist meine Liebe.

Febronia.

Ich wehr' es nicht, mein liebes, treues Herz!
Bist mir nicht treulos, wenn du jene liebst.

Cardenio.

Du weinst?

Febronia.

Febronia weint, und ich mit ihr.

Cardenio.

Mein sanftes Mädchen!

Febronia.

Nenne mich Febronia!
Ich weinte mit ihr, will mit ihr mich trösten.
Schlag mir's nicht ab.

Cardenio.

Du liebe Schwärmerin!
Febronia, mein Liebchen, meine Braut,
o weine nicht, du liebliche Febronia!
Wie gleichst du ihr, der Schwester, süßes Mädchen.
Noch nicht getröstet, immer noch in Thränen
Febronia?

Febronia.

Ist dir der Name lieb?
Gieb mir ihn immer! nicht Hyolda mehr,
Febronia will ich seyn, da du sie liebst.
Wie konntest du die Liebende betrüben!

Cardenio.

Ich war nicht treulos.

Febronia.

Sie gewiß noch minder.
Schien sie's vielleicht?

Cardenio.

Sie? diese zarte Knospe?
von keiner Luft berührt, vom Licht des Mondes
kaum noch bestrahlt? Nicht Engel lieben reiner!

Febronia.

Und doch?

Cardenio.

Ein unglückseliges Mißgeschick
straft oft an Kindern, was sie nicht verbrochen,

Febronia.

Nicht eigne Schuld büßt also die Verlassne?

Cardenio.

Wie käm die Schuld in einer Heiligen Brust!

Febronia.

O Dank! Dies Wort giebt neues Leben mir.

Cardenio.

Wie seltsam doch bewegt dich jene Fremde!

Febronia.

Ist sie mir fremd? dieselbe Lebensflamme
brennt in uns beiden; Eine Liebesglut.
Doch, war's wol recht, mein liebstes Herz, daß du
ihr streng verheelst, was dich von ihr geschieden?

Cardenio,

Sie soll es wissen, wenn die Zeit erscheint,
wo dieses Wort, das mich, den Mann, erschüttert,
mit leiserm Schmerz die zarte Brust berührt.
Sind wir erst ganz vereint, und lernt sie dich
als Schwester, mich als Bruder, sanfter lieben,
dann nenn' ich einst in feierlicher Stunde,
das Trennungswort, das dann uns doppelt bindet.

Febronia.

So warst du treulos nicht! Wirst mir's auch nie,
und liebst in mir die liebende Febronia.
O, sag mir alles, was an ihr du liebtest,
du sollst gewiß an mir es wieder finden,
bis auf der Locken nächtlich braune Fülle,
und ihrer Augen dunkle Liebesflammen,
die siehst du nicht mehr, die sind umgetauscht.

Cardenio.

Hyolda!

Febronia.

Nein, so sollst du mich nicht nennen.
Ich will Febronia seyn, du ließest ungern
von ihr, du nanntest selbst es Mißgeschick.
So bilde dir denn ein, ich sei Febronia,
und liebe treu die frühe Liebe fort.
Die erste Liebe ist ja einzig Liebe.

Cardenio.

Bin ich der erste dir, mein süßes Mädchen?
War Lucian ...

Febronia.

O, weg mit diesem Namen?
Schon darum mag ich nicht Hyolda seyn:
Du denkst an Lucian, und wahrlich, wahrlich,
fremd ist er mir, so fremd, als nur ein Fremdling
mir seyn kann, niemals hab' ich ihn geliebt.
Du warst der erste Liebling meiner Brust,
und deine erste Liebe will ich heißen.

Cardenio.

So sei mein erste Liebchen: sei Febronia!

Febronia.

O süße«, süßes Glück! — Nun brich mein Herz!

Cardenio.

Was ist dir Liebe? — wie du mich erschreckst!
Sei nicht so heftig, liebe zarte Seele!

Febronia.

Es ist vorüber, deiner vollen Liebe
fühlt' ich mich sicher. Es war süßes Weh —
Sieh, wie es dunkel wird. Jetzt soll ich scheiden,
wo du mit neuen Banden mich gefangen.

Cardenio.

Bleib noch! Wir dürfen heut schon etwas wagen:
Es ist das letztemal, daß wir uns trennen.

Febronia.

Das letztemal? Wie böse Worte sprichst du!
O, scherze nicht mit so furchtbarem Wort!

Cardenio.

Nimm's nicht so ernst, mein Liebchen, deut' es froh.
Du willst ja selbst, daß ich schon morgen reise,
in fernem Land die Wohnung uns zu wählen.

Febronia.

Wie gut du bist! Gewiß es taugt uns nicht
in dieser Stadt zu bleiben, wo so Manches
der Liebe schönes Glück uns stören könnte.

Cardenio.

Du fürchtest Lucian, ich weiß es wol.

Febronia.

Ich fürcht' ihn nicht. Doch warum soll man wagen,
wo nichts gewonnen wird, als nur Verdruß?
Wer aufsucht, was er meinen kann, der frevelt,
und Frevel hat das Unglück zum Gefolg.

Cardenio.

Bist eines Kriegers Braut und sprichst so furchtsam.

Febronia.

Bin deine Braut; mein Krieger wird mich schützen,
wo Schwert entscheidet. Wo es Warnung gilt,
da hört der Krieger gern das treue Wort.

Cardenio.

So that ich auch, und alles ist bereitet,
wie meine treue Warnerin geboten:
Durch Briefe ward das Meiste schon besorgt,
auch mancher Diener ist voraus geeilt,
doch besser ist, mit eignen Augen sehn,
als fremder Meinung alles überlassen.
Denn würdig nicht allein so theures Gastes
soll meine Wohnung meine Braut empfangen,
darbieten soll sie Alles was das Leben
bequem erheitert und gefällig schmückt.
Sei's königliche Pracht, sei's ländlich Spiel,
es soll zu deinem Dienst sich schön vereinen.
Drum muß ich selbst der Diener Werk betrachten,
ob auch der Pracht die Anmuth sich vermählt.

Febronia.

Du holder Liebling! Führe mich nur bald
aus dieser Gegend. Ach du glaubst es nicht,
wie bange Ahndung überall mich anweht. ^

Cardenio.

In wenig Wochen kann ich es vollenden.

Febronia.

Doch Wochen? ach ein Tag kann manches ändern.

Cardenio.

Mit Liebessehnsucht fördr' ich meinen Lauf.

Febronia.

Ach, Unglück schreitet schneller als die Liebe.

Cardenio.

Wenn du mich liebst, laß dieses bange Ahnden:
wie soll ich gehn, laß ich dich so zurück.

Febronia.

Ich will mich fassen. Lebe wohl Geliebter.

Cardenio.

Leb wohl mein Leben, meine Braut, Hyolda!

Febronia.

Den Namen nicht! mich dünkt, er bringt mir Unglück.
Laß mich doch stets dein erstes Liebchen bleiben,
Hyolda liebt dich nicht, dich liebt Febronia.

Cardenio.

Wie mit dem Schein du tändelst! Gieb mir denn
den Abschiedkuß, du liebliche Febronia.

Febronia.

Dort auf dem Scheideweg. Ich seh dir dann
noch weit im Mondlicht, lange lange nach.

11.

Hyolda's Zimmer.

Hyolda. Laura.

Hyolda.

Dort blinken Waffen in der Sonne Strahl:
Sie sind's, sie sind's! Der liebe Krieger naht.
Horch! schon vernimmt man ferne Kriegsmusik.
Der Riesenpauke abgemeßner Schlag
hallt dumpf heran, wie Kriegesdonnerschläge.

Jetzt tönt der Schlachttrompete laut Geschmetter
voraus. Horch, welch ein wildverworrner Lärm.
Es mißfällt mir, daß der zuerst uns anspricht.
So mag sich's gut dem Feind entgegenzieh'n,
die Heimath sollte sanfter Ton begrüßen,
zumal die Mädchen, Frau'n und Kinder, die
sich liebevoll dem Zug entgegen drängen.
Horch, näher schallt's. Wie langsam sich das fortwälzt!
Dem Feind' entgegen fliegt's wie Donnersturm,
zu Freunden dünkt's euch immer Zeit genug. —
Jetzt Hufschlag! Reiter sprengen durch die Straßen.
Bei ihnen ist gewiß auch Lucian.
Er eilt zu mir. Die Thür ist doch geöffnet?
Nein, andre waren's! — Er hat nicht viel Eile.

Laura.

Der Dienst hält oft den regsten Willen auf:
Er wär' gewiß schon hier, wär's ihm gestattet.

Hyolda.

Dort wendet sich der Zug. Er kommt hieher:
Schon voller schallt der Marsch. Wie prächtig tönt's.
Mit welcher Donnerkraft, daß alles Niedre
in jeder Brust sich bückt und schweigt, und nur
der Muth die königlichen Schwingen weit
ausbreitet und mit Götterkraft den Menschen
emporträgt über Furcht, Gefahr und Tod.
Jetzt sanfte Töne, zart wie junge Liebe:
Erst Heldenwerk, dann süßer Heldenlohn!
Das ist der Ruf zur Hochzeit, sprach er scheidend.—
Sieh, wie die Krieger von den Rossen grüßen.
Da hebt die Mutter dem ein Kind entgegen,
O Laura, siehst du's? Sieh' er schüttelt jetzt
auf seiner Brust das goldne Ehrenzeichen
dem Kinde zu, das tändelnd danach langt.
Wenn Lucian — Ob er wol auf der Brust
auch solch ein Zeichen trägt? — Wol kaum, es ist
sein erster Feldzug — Himmel! — ja, er ist's!
Er ist's, er ist's! sieh' an des Haufens Spitze,
er ward Feldhauptmann! Sieh', auf seiner Brust
das große Ordenszeichen! O, willkommen,

willkommen Lucian, mein junger Held!
— Was ist das? — blickt er nicht herauf? erkennt
er nicht Hyolda mehr? — Er zieht vorüber!
Was soll das? — Keinen Blick? nicht einen Gruß,
den seiner Magd der harte Krieger gönnt!
Nein solches Wiedersehn begreif' ich nicht!

Laura.

Mein Fräulein, faßt euch. Vieler Augen blicken
zu uns herauf. Bezwingt jetzt den Verdruß.

Hyolda.

Begreifst du's, Laura?

Laura.

Tretet doch zurück,
ihr seid zu sehr bewegt, ihr zittert, setzt euch.

Hyolda.

Solch Wiedersehn! — Wer hätte das geahndet!
O hättet ihr vor diesem Anblick doch
die Sehkraft ausgeweint, ihr armen Augen!
Sprich Laura — hast du nicht ein einziges Wort?
Sprich doch es war nicht so, er war's nicht selbst.
Tritt an das Fenster, 's war vielleicht ein Andrer,
wie käm er, noch so jung, zu solchen Ehren!
Er konnt's nicht seyn. Gieb Acht, er kommt erst nach,
ganz einfach nur, doch mit der ersten Liebe.

Laura.

Es kommt schon das Gepäck. Sie sind vorüber.

Hyolda.

Besinnst du dich wol auf ein schönes Fräulein,
die, wie mich dünkt, vor nicht gar langer Zeit
mich hier besucht? Ich sah sie niemals wieder.
Wer ist sie wol? ich spräch sie jetzt recht gern.
Sie kommt wol? nicht? ich höre sie ja schon.

Laura.

O Gott mein Fräulein, sprecht ihr wieder so?

12.

Gonsalvo's Zimmer.

Lucian. Marino. Gonsalvo.

Marino.

Du bist aus altem, edlem Stamm, mein Bruder,
obschon verarmt, doch adlichen Gemüths.
Sprich, bei der tapfern Anherrn Angedenken
beschwör' ich dich, uns jetzt die lautre Wahrheit.
Und hätt'st du früher Wort und Treu gegeben,
der ritterlichen Ehrbarkeit zuwider
zu sprechen, wär's auch um der Frauen Gunst,
so wär das Schmach, die mir dem eignen Blut
du löschen mußt, wenn ritterlich du fühlst;
doch mit der Wahrheit mußt du dich versöhnen.
Sprich, was dir von Hyolda von Ferillas
bekannt, du bist ihr Arzt, du kannst es wissen.

Gonsalvo.

Ich führ' den Degen nicht wie Du, mein Bruder,
doch ritterlich fühlt mein Gemüth, wie deines.
Ich schwör's bei unfrer Ahnen edlem Blut,
du kennst mich, was der Eid mir stets gegolten.
Nach eurem Abzug wenig Tage nur,
vielleicht den andern schon, rief man als Arzt
zu dieser Dame mich. Sie lag danieder
an seltner Krankheit, die ich nicht begriff,
denn ungewöhnlich waren ihre Zeichen.
Sie wandelte mit festgeschloßnen Augen
zu ganzen Tagen still umher, und schien
doch alles wohl zu wissen, was sie that.
Auch that sie nichts was von Verirrung zeugte.
Nur eins war sonderbar von ihr zu hören:
Wenn sie der Wunderschlaf befiel, so träumte
sie laut von einem schönen Fräulein, sprach
mit ihr verständig, ja fast seltsam klug,
sogar von künft'gen, weit entfernten Dingen,
und immer traf, was sie davon gesprochen,
gleich Weissagungen, unausbleiblich ein.

Marino.

Das ist sehr seltsam.

Gonsalvo.

Wol unglaublich wär's.

Drum führt' ich Don Fulcado, ihren Beichtger,
den glaubhaft ehrenwerthen Bischof hin.
Der sah mit seinen Augen solche Wunder,
und, weil er tiefer Weisheit wohl erfahren,
so mahnt' er mich an alter Aerzte Brauch
im Heidenthum, die solchen Wunderschlaf
dem Kranken selbst erregten zur Genesung,
auch wol der Zukunft Traum ihm abzufragen.

Marino.

Befreitest du sie bald von solcher Krankheit?

Gonsalvo.

So hoher Kunst rühm' ich mich nicht, mein Bruder.
Ich sorgte blos für Kleidung, Speis' und Trank,
daß Luft, und was den Menschen sonst bedroht,
den kranken Leib nachtheilig nicht berühre.
Durch solche Pfleg' und Gottestarken Beistand
konnt' ich seit gestern endlich ihr gestatten
in ihres Hauses Garten lustzuwandeln.

Lucian.

Seit gestern?

Gonsalvo.

Wol vielleicht etwas zu früh.

Perillo schnell eintretend.

Donna Hyolda läßt euch eiligst fordern.

Gonsalvo.

Da seht ihr meine Ahndung; dacht' ich's doch!
Sie bat so sehr. Wer nur den Weibern nachgiebt!

Marino.

Ein Wort noch Bruder!

Gonsalvo.

Nichts! Kommt, kommt ihr Herren!
alle ab.

13.

Wirthshaus.

Cardenio. Lysander.

Cardenio.

Verdammte Zögerung! Dauerts lange wol?

Lysander.

Bis morgen mußt du warten, sagt der Schmid.

Cardenio.

Der Pfuscher! Aufschub mitten in der Eil,
und so langweilig abgeschmackter Ort!
Wie heften wir der Zeit wol Flügel an?

Lysander.

Ich schlafe! Schlafend kommt man vogelschnell
über heut und morgen weg, man weiß nicht, wie?

Cardenio.

Du sollst nicht schlafen! Plaudre mir was vor:
Ich hör' dich lieber plaudern noch als schnarchen.

Lysander.

Mir fällt was ein. Vorhin, da ich mich unten
nach Speis' und Trank erkundge, schwatzen drinn
die Mädchen von 'ner klugen Frau, die Künste
soll können trotz den Hexen und Zigeunern.
Sie schlägt die Karten, gießt Kaffeesatz, wahrsagt
aus Stirn und Hand, zeigt Geister im Krystall,
und was der Wunder sonst von ihr sie rühmten.
Laß diese rufen, da giebt's Unterhaltung.

Cardenio.

Ein schlechter Spaß; doch besser noch als keiner.

Lysander geht.

Ich hab' das Hexenvolk zur Gnüge satt.
Ihr dunkles Wer? ist wesenloser Schatten,
der, selbst ein Nichts, doch unsers Glückes Knospe,
die sich nach Sonne sehnt, verbleicht und abwelkt.
Der Teufel merkt, nach Astrologenart,
wenn bald ein Glückegestirn dem Menschen aufgeht,
schlau beut er dann ohnmächtige Hülfe an,
und reißt zu blutger, greuelvoller That,
zu Meuchelmord des liebentglühnden Herzens
den wildempörten Sinn des Menschen auf,
daß mit der Hölle Gift er selbst das Heil
verpестe, das der güt'ge Himmel spendet.
Es hatte ganz des Zaubers nicht bedurft,
verwarf ich nicht der Zauberschwester Rath?
und doch, obgleich die Hölle nicht den Lohn,
den Ungeheuern, blutigen, empfing,
ward mir vom Schicksal selbst mein süßes Glück.
Hyolda liebt mich, hätte mich geliebt,
hätt' ich auch nimmer solchen Rath gesucht.
Das göttlichschöne liebevolle Weib!

Lysander zurückkommend.

Ich hab' nach ihr geschickt: Sie soll bald kommen.

Cardenio.

Wen lassen wir uns zeigen?

Lysander.

Still, ich weiß es.

Du hast gehört, daß man Febronien
seit einiger Zeit vermißt.

Cardenio.

Vermißt? Febronien?

Wer sagt das?

Lysander.

Weißt du das noch nicht?

Cardenio.

Seit wann?

Lysander.

Du weißt das nicht? Seit deiner neuen Liebe.

Cardenio.

Wo ist sie hin?

Lysander.

Wer weiß das? Wol entflohn,
aus Schaam, aus Kummer, niemand kann es sagen.

Cardenio.

Febronia! Hat man nicht überall
nach ihr geforscht?

Lysander.

Ja, überall vergebens,
man weiß nicht, weint sie noch bei Lebenden,
oder hat der Tod die Augen ihr getrocknet.

Cardenio.

Ward sie vielleicht von frecher Hand geraubt?
Viel Liebeslieder nannten ihren Namen,
und alte Vetteln sollen oft um Sold
die jungen Mädchen kirren, aus den Häusern
mit Schmeichelein verlocken, und dem Räuber
hingeben. Finden maß ich dich, Febronia,
du seist des Räubers, seist des Grabes Beute!

Lysander.

Drum, mein' ich, fragen wir die Hex' um Rath.

Cardenio.

Die Hexe? — Gott, o das wär' fürchterlich!
Wär' gräßlich, noch weit mehr als Raub und Tod.
Febronia! Febronia! Ja, du
hast mich geliebt mit glühend heißem Herzen —
Du blutges, schwarzes Höllenungeheuer,
dies Herz hat deine Teufelskunst gemeint,
Febronia's Herz, zum wilden Liebeszauber!
Hast du gethan, was mir bei bloßem Wort
zu Eis das bangerschrockne Blut erstarrte?
Ja, ja! Es ist, es ist! Drum liebt sie jene

zugleich mit mir. O furchtbar grause That!
Mein warmes liebevolles Herz — Verfluchte!
Jetzt Hölle, gieb mir Antwort, nenne Martern,
lehr mich den Fluch, der deines Abgrunds Schrecken
und jede Qual in dieses Scheusal bannt.

Lysander.

Bist du verrückt, Cardenio? Was treibst du?

Cardenio.

Du liebliches, du zartes Opferlamm!
Die weiße Brust von deinem Blute roth,
dein zuckend Herz der Höllenflamme Raub.
O gräßlich, gräßlich! Liebliche Febronia!

Lysander.

Versteh ein andrer dein Geschwätz! Mich schwindelt.

Cardenio.

Das ist die Hülfe, die der Teufel leistet!
Verfluchtet, höllischer Betrug. — Hyolda,
o deine Lieb' ist theuer mir erkauft!
Darf ich um solchen Preis mein Glück behalten?
Wie ahndungvoll verlangt das zarte Mädchen
des theuren Opfers Namen! Ja, du bist
Febronia mir, du trägst Febronia's Herz.
Hu, gräßlich Bild! O zürne nicht Febronia!
So lebst du mir, lebst meiner Liebe noch,
jetzt darf ich dich, mein süßes Mädchen, lieben.

Lysander.

Nun sag mir endlich, was der Lärm bedeutet!
Bist du toll, oder ich? Wer von uns beiden?
Da kommt die Alte.

Cardenio.

Schick' sie fort.

Die Alte.

Wie Herr,
ließt ihr mich rufen, nur um mich zu höhnen?

Seid nicht so stolz, euch steht ein blutges Zeichen
auf eurer Stirn.

Cardenio.

Ich kenn' es ohne dich,
im Herzen sieht's mit leserlichen Zügen.
Kannst du mir zeigen, wen ich sehen will?

Die Alte.

Lebendg' und Todte, was ihr nur begehrt.
Seht diese Kugel von Krystall, die stellt
euch alles klar und deutlich vor die Auge.

Lysander.

's ist Schattenspiel, Laterna magica.

Die Alte.

Zwar Schatten ist's, zum Spiele doch zu ernst.

Lysander.

Nun schmolle nicht! wen willst du uns denn zeigen?

Alte.

Wen wollt ihr sehn?

Lysander.

Muß ich den Namen nennen?

Alte.

Schreibt ihn mit Bleistift nur auf Pergament,
haltet's ins Feuer, und gebt mir die Asche.

Lysander hat geschrieben.

Hier.

Alte.

Streut sie nur auf diesen Teppich.
Kennt ihr von Angesicht, wen ihr verlangt?

Lysander.

Wie dich.

Alte.

Gebt Acht, wenn ich die Kappe vom Krystall
erhebe — jetzt seid still und kreuzet euch:

Alle guten Geister walten!

Asche soll das Wort gestalten,

durch der guten Geister Band:

Asche, sprich, wen du genannt.

Wort ist Geist und ruft hervor,

was in Asche sich verlor,

Geister baun aus Flamm' und Luft,

Wasserschaum und Gräberduft.

Asche trägt des Lebens Spur,

Asche zeig' uns die Figur

im krystallinen Kugelspiegel

durch der Geister Bann und Siegel.

Was seht ihr nun? Ist es, was ihr verlangt?

Cardenio.

Schriebst du Hyolda? Wunderbar! ihr Bild.

Sie sitzt und schreibt. Wie lächelt sie so süß!

Lysander.

Das ist ja toll, ich schrieb Febronia.

Das ist Febronia nicht, das ist Hyolda.

Cardenio.

Sehr sonderbar! Kennt sie die Hölle schon

bei diesem Namen? Hölle, ja, du hast

zu diesem Namen selbst sie eingeweiht.

Lysander.

Ich weiß nicht, was du willst. Ich schrieb Febronia.

Und hier steht klar Hyolda's Bild.

Cardenio.

Hör' Alte!

Es giebt noch eine die den Namen führt,

zeig diese mir»

Alte.

Sagt selbst es dem Krystall.

Cardenio.

Zeig mir der Andern deutliche Gestalt,
die sonst Febronia hieß, eh' diese hier
den Namen trug. — Was ist das? — Im Krystall
verschwindet Alles, und ein trüber Nebel,
gestalt- und farblos schwebt nur auf der Kugel!

Alte.

Du bist ein fürchterlicher Mensch! Mit wem
stehst du im Bund? Der, den du jetzt verlangst,
ist nicht bei Lebenden, bei Todten nicht,
er ist und ist auch nicht: das ist sehr seltsam!

Cardenio.

Bei Gott, das ist's! — Sie lebt, und lebt auch nicht,
ist todt und lebt, sie ist und ist auch nicht.
Der tolle Widersinn ist dennoch wahr:
Denn leblos selbst, lebt sie in einer Andern,
und liebt noch fort in einer fremden Brust. —
Verfluchte Zauberkunst! Was toll der Mensch
mit hellem Geiste nennt, das machst du wirklich
und treibst ein teuflisch Spiel mit der Vernunft,
daß dieses Himmelslicht zum Irrlicht wird,
und von der Wahrheit den bethörten Geist
abführt zu Wahn und wildverworrner Tollheit! —
Gieb mir das Pergament, ich schreibe jetzt.

Alte.

Hast du noch nicht genug? Frag mich nicht mehr!
Aus deinen Augen fragt ein finstrer Geist.
Du könntest Dinge sehn, die deine Sinne
zerrütten, den Verstand verwirren und
dein Herz zu wilder Raserei entstammen.

Cardenio.

Mit diesem Namen nicht, der bringt das wild
empörte Herz zur Ruh. Nimm hin den Zettel.

Alte.

Verbrenn ihn erst.

Cardenio.

Rufst du mir auch das Wort?

Alte.

Erschreckt es dich? Laß ab von deinem Vorsaß!
Frag mich nicht mehr. Sieh der Krystall erzittert,
als scheut' er dich. O, das sind böse Zeichen!

Cardenio.

Ich will noch diese sehn.

Alte.

So muß ich selbst
die Schrift verbrennen, wenn du drauf bestehst.

Cardenio.

Sie that es auch. O Hölle!

Alte.

Schweig und sieh.

Cardenio.

Mein sanftes Engelsbild, wie mich dein Anblick
erheitert, daß die grausen Bilder schwinden.

Lysander.

Das ist Hyolda wieder.

Cardenio.

Ja, so schrieb ich.

Lysander.

Was hat sie vor sich?

Cardenio.

Stoffe, wie es scheint,
sie wählt ihr Brautkleid. Sieh ein Perlenkranz
liegt neben ihr. Nein, meine süße Braut;
dies Kleid gieb dem geringsten deiner Mädchen.
So reich es ist, doch ist es würdig nicht
der schönsten Braut am schönsten Lebenstage
die anmuthvollen Glieder zu verhüllen.
Wer tritt ins Zimmer? Lucian! Er selbst!
Er naht sich ihr, umschlingt sie, sie erwidert

den Kuß in seinen Armen — Höllenblendwerk!
Hinab, zersplittre!

Lysander.

Was beginnst du?

Alte.

Wehe!

Cardenio.

Fort, Alte, oder ich zerschmettre dich
wie dort dein Gaukelwerk. Fliehe oder stirb!

Die Alte ab.

Lysander.

Bist du bei Sinnen, Mensch?

Cardenio.

Das blut'ge Herz
wär' so verhöhnt durch solcher Untreu Frevel?
Darum wärst du zerrissen, treue Brust?
Ja, Teufelsblendwerk, oder Teufelstrug.
Sahst du's, Lysander? war es nicht Hyolda,
nicht Lucian, in dessen Arm ... O Hölle!

Lysander.

Sie war es. Wärest du nicht vor Liebe toll,
du hättest andre Treue nie gehofft.
Ließ sie von jenem, wird an dir sie halten
mit fester Treu? und wird nicht Lucian
um diesen zweiten Treubruch eben so
sie zärtlich trösten, wie du bei dem ersten?

Cardenio.

Schweig, du hast Frauenliebe nie gekannt,
der Buhlerinnen Küsse nur, die jeder
um Gold sich eintauscht, wie an Wechselbanken
die schlechte Münze. Ihre Treue war
gleich ihrer Schönheit rein und fleckenlos.
— Ich will's nicht glauben. 's ist der Hölle Blendwerk,
die mir den Schatz, den seltenen, beneidet,
und jetzt die Krallen streckt nach meinem Kleinod.

Lysander hör: wir kehren schnell zurück.
Selbst will ich sehn, zweideutig spricht die Hölle,
und Wahrheit kommt niemals aus Teufels Mund.

Lysander.

Doch, wenn die Wahrheit schwarz ist wie der Teufel.

Cardenio.

Komm, unsre Diener bleiben hier zurück
auf schnellen Rossen sind wir bald am Ziele.

14.

Hyolda. Lucian. Marino.

Lucian.

Du sanftes liebes Herz, ist's denn auch möglich?
Kannst du mich lieben nach so bittrem Undank?
Noch hab' ich mein Verbrechen nicht gebüßt,
und schon beut mir dein süßer Mund Versöhnung.
Nein laß mich büßen, eh' du mir verzeihst.

Hyolda.

Bedenk dich wol. Ich könnte strenge Buße
verlangen, die du nimmer wol gewährtest.

Lucian.

Was du verlangst, und sei's auch noch so streng,
sei's noch so schwer, ich will es gern vollbringen.

Hyolda.

So schnell wird solche Schuld nicht abgebüßt,
nicht strenges Fasten, nicht Kasteiung löscht
den Frevel aus, und ob du mir gelobtest
gleich Eremiten dich in Wüstenein
zu flüchten und nur Leid und Schmerz zu sinnen,
das Alles gnügt zur Buße mir noch nicht.

Lucian.

So nenne Härtres, nichts ist mir unmöglich.
Unmöglich ist nur ohne dich zu leben.
Doch, wenn der Buße Werk vollbracht, dann nimmt
versöhnte Liebe gern den Büßer auf?

Hyolda.

O nein!

Lucian.

Nicht?

Hyolda.

Dann verläßt er sterbend sie.

Lucian.

Hyolda!

Hyolda.

Büßen sollst du deinen Argwohn
dein ganzes Leben durch mit festem Glauben
an meine Lieb' und ewig feste Treue.
Die Buße sei dem Sünder aufgelegt.
Willst du sie dulden?

Lucian.

Himmlisch sanfter Engel!
Wie war es möglich, solches Herz zu lästern.
So höllische Verläumdung ward noch nie
seit giftige Zungen lästern ausgedacht.

Marino.

Du bist befriedigt, Lucian, doch ich,
das schwör' ich dir, ich gönne mir nicht Ruh,
bis ich der Lästung ersten Quell gefunden.

Hyolda.

Ich bitt' euch, laßt den bößen Handel ruhn.

Marino.

Nicht eurer Ehre wegen, Donna, diese braucht
mein Schwert nicht mehr, die glänzt wie reines Gold.
Mein Bruder gab sein ritterliches Wort,
das gnüget mir, und jedem muß es gnügen,

sonst drückt mein Schwert das blutige Siegel drauf.
Doch wissen will ich, wie der Teufel sich
aus leerer Luft ein Lügenbild erzeugt.
Ihr lagt hier krank, drum wart ihr nicht am Waldbrunn,
denn zweimal seid ihr doch nicht in der Welt.

Hyolda.

Ich bitt' euch, schweigt davon.

Lucian.

Warum, du Liebe?

Hyolda.

Es macht mir bange. Sonst wol, in der Kindheit
hört ich von Menschen, die, — es klingt entsetzlich —
ein doppelt Wesen haben, denn als Schatten
gehn sie noch einmal in der Welt umher.
Wer sie erblickt, weiß nicht, sieht er den Menschen,
sieht er das Schattenbild, so sind sie gleich.
Zwillingsgeschwister scheinen sie, nur daß
der eine von der Mutter nicht geboren
ein Schattenleben führt. Sieht dann der Mensch
sein Schattenbildniß selbst, so bringt's ihm Tod.
Es klingt wol schrecklich, gleichwol ist mir's dunkel,
als wär' ein solches Bild mir schon erschienen.

Lucian.

Was sagst du? Täuschung war's des kranken Sinns.

Hyolda.

So spricht Gonsalvo auch, doch weiß ich deutlich,
daß ich gesund, mit wachem Aug' es sah.
Ein schönes Fräulein war's zuvor, der Nam'
ist mir entflohn, ich sinn' auf ihn vergeblich.
Wir wurden bald recht innig zu einander,
es zog mich an sie mit geheimer Kraft,
und im Gespräch und freundlichem Gekose
ward sie mir immer gleicher, bis sie endlich,
mein leiblich Bild, mir vor den Augen stand.

Lucian.

Entsetzlich!

Hyolda.

Nein, mir war es innig wohl.
Ruft solch ein Bild mich einst aus diesem Leben,
dann sei willkommen, fremde Zwillingschwester!

Lucian.

Hat sie noch jemand außer dir gesehen?

Hyolda.

Nein, darum nennen sie's Gaukelbild der düstren,
krankgeworonen Fantasie. Doch Hab' ich deutlich noch dies
Bild vor mir, und was ich sonst von wunderbaren Dingen im
Fiebertraum gesprochen, ward mir fremd und nichts von
allem find' ich im Gedächtniß.

Lucian.

Es war der Krankheit Anfang. Bunt verwirrt
wie Dämmerungsschatten sind dann Traum und Wahrheit.
Laß jetzt die Fiebertraume ruhn, sie sollen
das Glück der schönen Wirklichkeit nicht stören.
Komm, laß das nahe Fest uns fröhlich ordnen.

15.

Febronia. Blanka.

Febronia singt zur Gitarre.

Saß die Braut beim frohen Feste
schön geschmückt im Rittersaal,
kam ein Sänger mit der Harfe,
spielt den Gästen bei dem Mahl.

Blanka.

Was singst du doch die traurige Romanze!
Wär ich wie du, ich säng mir frohre Weisen.'

Febronia.

Laß nur, ich hab sie von der Kindheit lieb.
Singt dem Brautpaar manche Weise
von der Liebe Schmerz und Lust,

und der jungen Braut im Kranze
bebt voll Ahndung bang die Brust.

Nur ein Wort laß mich dir sagen,
flüstert er zu ihr hinan;
und sie winkt mit scheuen Blicken
ihn zum einsamen Altan.

Blanka.

Du wolltest dir zum Brautschmuck Perlen wählen,
hier ist das Kästchen aus des Vaters Nachlaß.

Febronia.

Gieb nur! Ach dürft ich ihn doch Vater nennen.

Blanka.

Führst ja bald süßern Namen, holdes Kind.

Febronia.

Sieh das Kreuz des Heiligen Orden,
das mich trennt von Liebeslust,
seit du Schwester mir geworden,
trag ich's auf der öden Brust.

Blanka.

Ich bitte dich, sing dieses Lied nicht aus.

Febronia.

Warum? — mein Vater hört' es sonst so gern,
er sang es oft, und hat mich's selbst gelehrt.

Blanka.

Thu's mir zu Lieb, es macht mich bang und furchtsam.
Gieb die Gitarre. Laß uns Perlen suchen,
sind sie doch auch des Vaters Angedenken.

Febronia.

Der gute Vater, welch ein reicher Schmuck!

Blanka.

Ja, Kind, wol manche Fürstin tauscht' ihn ein:
er war auch fürstlich, der ihn dir verließ,
dazu der schönste Ritter, den ich sah.

Febronia.

Sieh hier sein Bild in ein Maltheserkreuz
gefaßt. Sieht's ihm wol gleich?

Blanka.

Zum Sprechen ganz.

Febronia.

Warum darf ich's nicht tragen! Hier im Haus
dürft' ich es wol, wer sieht es denn? Ich thu's.
Du lieber Vater, darf ich doch einmal
an's Herz dich drücken, wie sonst in der Kindheit.
O, warum durftest du geheim nur lieben!
Dein Bild auf diesem liebunholden Kreuz,
es soll mir deuten, ich vernehm es wol,
warum ich deine Tochter nicht darf heißen.
Darum erhielt ich ein solchen Rahmen
und dein Geheimniß ehr ich bis zum Tod.

Sieh das Kreuz des Heiligen Orden,
das mich trennt von Liebeslust.
Mich dünkt, es kommt jemand, wer ist es wol?
seit du Schwester mir geworden,
trag ich's.

Blanka.

Cardenio!

Febronia.

Unmöglich!

Blanka.

Wo versteck'
ich mich? er kennt mich noch von sonst,
als du Febronia warst.

ab.

Febronia.

Wie ist das möglich?
Schon jetzt zurück! — Er ist's. Cardenio!

Cardenio.

Ich bin es, liebstes Herz! Freust du dich drüber?

Febronia.

Ich weiß noch nicht, soll ich mich freun; du kommst so unverhofft.

Cardenio.

Vielleicht wol unwillkommen?

Febronia.

Welch häßlich Wort! Willkommen bist du stets, nur, fürcht' ich, trieb ein Unfall dich zurück.

Cardenio.'

Du ahndest etwas.

Febronia.

O geschwind, was ist geschehn? Dir selbst doch nichts? du bist doch wohl? Recht blaß kommst du mir vor, und bist doch heiß: Komm, ruh bei mir, und mach der Sorge Luft.

Cardenio.

Ist's denn wol möglich!

Febronia.

Was denn, liebes Herz? Laß mich so lange doch nicht ungewiß!

Cardenio.

Weißt du nichts Neues?

Febronia.

Neues? wie käm' ich zu Neuigkeiten in der stillen Klause.

Cardenio.

Gar nichts von Lucian?

Febronia.

Was soll mir der?

Cardenio.

Er feiert heut sein Hochzeitfest.

Febronia.

Wol möglich.

Cardenio.

Hyolda heißt die Braut.

Febronia.

Das kann wol seyn.

Was geht das uns denn an?

Cardenio.

Was uns das angeht?

Nun wahrlich, wenn die Braut das fragt!

Febronia.

Die Braut?

Cardenio.

Die Braut! Hyolda! — Bist du nicht Hyolda?

Febronia.

O Gott!

Cardenio.

Weicht jetzt die heuchlerische Schminke!

Febronia.

Cardenio!

Cardenio.

Sprich: Lucian! Liegt hier
nicht schon der Brautschmuck für die treue Braut?

Febronia.

Du glaubst mich treulos!

Cardenio.

Nein, mein schönes Liebchen,
bist treu wie Gold, liebst ganz nur mich allein,
bist nur des Andern Braut, was will das sagen!

Febronia.

Hör mich Cardenio. Sei nicht Geliebter,
sei Ritter blos und übe Ritterpflicht.
Hör mich, dann handle wie dich's recht bedünkt.
Ich bin nicht Braut von Lucian, vermählt er
Hyolden sich, ich bin nicht die Hyolda.

Cardenio.

Und warum bebtest du vor Schreck zusammen,
Verbrechern gleich, die plötzlich überführt,
als ich vorhin dich seine Braut genannt?

Febronia.

Weil mir Hyolda's Name fremd geworden,
kaum weiß ich noch, daß ich ihn einst geführt,
und wie ein Traumbild ist mir jene Zeit.
Dir will ich nichts seyn als Febronia,
an diesen Namen hab' ich mich gewöhnt,
selbst deine Briefe haben ihn bestätigt.
Sollt' ich nicht schaudern, als mein anderer Name
verderblich, wie ein Blitzstral mich berührte?

Cardenio.

Woran erkenn' ich, daß du Wahrheit sprichst?

Febronia.

Die Braut ist bei der Hochzeit, ich bin hier.
Verlangst du mehr Gewißheit, fordre sie.

Cardenio.

Ich fühle mich verwirrt, ich kann nicht hell
durchschauen, was hier Täuschung ist, was Wahrheit.

Febronia.

Sieh doch mein Auge: Blickt dich's an wie
Täuschung?

Cardenio.

Bist du mir treu, so hab' ich viel zu büßen.

Febronia.

Nein, liebes Herz, der Schein ist gegen mich.
Mir ist's recht lieb, daß du so wild dich anstellst,

wenn deine Lieb' auch nur der Schein bedroht.
Nur hör mich immer, eh du was beschließt,
das Wort ist weich, die That ist todtenstarr.

Cardenio.

Du süßes Mädchen!

Febronia.

Bin ich noch dein Liebchen?

Cardenio.

Hyolda!

Febronia.

Die gehört dem Lucian.
Vergiß das nicht. Ich bin ...

Cardenio.

Febronia!
Du bist's vielleicht mehr, als du selbst es wünschest.

Febronia.

Wie meinst du das?

Cardenio.

Ein andermal davon.
Es ist entsetzlich, gräßlich, doch geschehn.

Febronia.

Was? weißt du ...

Cardenio.

Nichts. Ich ahnde bloß das dunkle
blutvolle Höllenwerk, und nimmer nenn' ich's.

Febronia.

Nein, nenn' es nicht, wol stört' es unser Glück.

Cardenio.

Es riß dich grausam weg von meinem Herzen,
du zartes Mädchen, spräch das Wort ich aus.
Dich bindet tief geheime stille Macht
an diesen Namen, den du dir gewählt.

So lange du mich liebst, bist du Febronia,
wirst du mir treulos, dann muß ich den Namen,
den du entehrst, furchtbar und blutig rächen.

Febronia.

Das wirst du nie.

Cardenio.

Bleib treu Febronia!
Genug davon, ich hab' dich treu gefunden,
und morgen eil' ich, die versäumten Tage
durch rastlos schnellen Flug uns zu ersetzen.
Willst du mir eine Bitte wol gestatten?

Febronia.

Du mußt nicht fragen, mußt die Bitte nennen.

Cardenio.

Laß mich die Nacht dich sehn. Der Morgenstral
trifft mich zu Roß und flüchtig auf der Straße.

Febronia.

Cardenio, dies fordre nicht! Wie leicht
entdeckt ein neugiervoller Späher dich,
dann keimt des Argwohns Saamen neu hervor
und dir und mir wächst seine giftge Frucht.
Laß davon ab. Ich sah dich selbst so gern,
mich schmerzt es minder nicht, wenn ich's verweigre.

Cardenio.

Nur wenig Augenblicke bei dem Waldborn.

Febronia.

Bleib lieber jetzt.

Cardenio.

Die letzte Zeit gebührt dir,
mein Liebchen, komm, Febronia, komm zum Waldhorn!
Die Nacht ist lau, die Nachtigallen locken
und tausend Blüten feiren Liebesfeste.
Nicht wahr, du kommst, Febronia, mein Leben?

Febronia.

Du bist ein Schmeichler, dem nichts widersteht.

Cardenio.

Leb wohl!— Um Mitternacht, mein süßes Liebchen.

16.

Saal mit vielen Gästen. Maskentanz.

Vorn Cardenio und Lysander.

Lysander.

Siehst du dein Liebchen dort im Perlenschmuck?

Cardenio.

Sie ist ihr ähnlich an Gestalt. Die Maske bedeckt vielleicht ein anderes Gesicht. Es ist unmöglich.

Lysander.

Was ist Fraun unmöglich!
Versteht sich treue Liebe ausgenommen,
die nur bleibt stets unmöglich jeder Frau.

Cardenio.

Sie nähert sich. Ha, solche Perlen lagen
heut vor ihr. Seltsam war der Zufall: doch
der Perlen Schmuck ist vielen Frauen werth.

Lysander.

Nun, sind es nicht Hyolda's goldne Locken?

Cardenio.

Sie sind sich ähnlich, hab' ich schon gestanden;
sehr ähnlich, zum Vertauschen fast, doch diese
ist eine andre, ist nicht meine Braut:
Oft täuschte ja mit Aehnlichkeit der Zufall.

Lysander.

Viel Zufall, wahrlich! diese Aehnlichkeit,
der gleiche Name, jene frühe Liebe

mit Lucian, und dieses Hochzeitfest,
der Perlenschmuck und dann die Liebesscene
in dem Krystall — Ein seltnes Spiel des Zufalls.

Cardenio.

Was plagst, du dich, mich mit Verdacht zu plagen!
Was wirfst du Flammen in mein siedend Blut!

Hyolda und Laura kommen vorwärts.

Hyolda.

Warum stehn solche liebe Gäste fern?

Cardenio.

Es ist ihr Ton! O Hölle, wär' es Wahrheit?

Hyolda zu Laura.

Es ist Cardenio! zurück, zurück!

Cardenio.

Ja, 's ist Cardenio, dein böser Engel!
Wie sie zusammenbebte, wie sie forteilt!

Lysander.

Hegst du noch Zweifel, ob sie's wirklich ist?

Cardenio.

O, daß nur Eine andre Stimme noch
für ihre Unschuld spräch, als meine Liebe.

Lysander.

Du liebst sie noch? Nun, wahrlich, nicht das Weib,
dich hat die Hex' mit Liebeswuth bezaubert.

Cardenio.

Vor wenig Stunden noch so liebend fromm,
so treuer Unschuld voll das blaue Aug'!
Wo soll ich glauben?

Lysander.

Wo nichts dich besticht!
Kein Schmeichelwort, kein heuchelnd frommer Blick:
Wo aus des unbewachten Herzens Pforte
die Wahrheit flüchtet, daß der Wächter bleich

zusammenbebt, wie vorhin, als sie dich erblickend, aufschrie und bestürzt entfloh.

Cardenio.

Hyolda!

Lysander.

Komm, dort spricht sie mit dem Bräutigam, vielleicht sehn wir das schöne Angesicht.

Cardenio und Lysander ziehn sich in den Hintergrund. Fulcado, Marino, Gonsalvo kommen vorwärts.

Gonsalvo.

Der würdige Greis, mein Bruder, wird dir mehr davon berichten, als ich selbst vermag.

Fulcado.

Es giebt noch manches dunkle, junger Freund,
was keines Menschen Forscherblick ermessen.
Doch scheint mir das, was ihr von Schatten sagt,
die nächst dem Menschen selbst noch einmal leben,
auf unsre Braut so völlig nicht zu passen.
Denn solche Bilder, wie die Sage lehrt,
sind ernster Art, sie wandeln ungern nur
in dieser Welt, und sehnen sich nach jener.
Drum gehn dem Zwillingmensch sie voraus,
mit Schattenvorspiel seines Thuns und Wirkens;
Nur bei dem letzten Werk ergreift sie Wehmuth,
sie zögern, daß der Mensch sie oft ereilt
und schaudernd sieht, wie sein Gebild die That,
die er beginnen wollte, schon begann;
darum bringt solche Selbstschau stets den Tod.
Doch Gaukelspiel treibt niemals solcher Schatten,
noch lebt er eignes unabhängigs Leben.
Wie soll Hyolda's Schattenbildniß wol
mit jenem Jüngling buhlen, den sie haßt?
Ich fürcht' ein böser Zauber ist im Spiel,
ein Höllenblendwerk, das den tollen Jüngling
hat äffen sollen, und euch selbst geöffft hat.

Marino.

Dann sieht Cardenio Rede meinem Schwert.

Fulcado.

Nur nicht zu vorschnell! Alles löset sich
vielleicht von selbst. Cardenio's Sterne deuten
ein andres Schicksal ihm. Von eurem Schwert
wird er nicht fallen, nur von Feindeshänden
fällt in der Schlacht er rühmlich schönen Tod!

Marino.

Cardenio, der Zauberkünstler, der
schmachvollern Tod verdient, Hyolda's wegen,
als durch des Ritters gutes Schwert zu fallen?

Fulcado.

Der Sterne Rathschluß, junger Freund, steht fester,
als eines Jünglings brausender Gedanke.

*Sie gehen nach hinten, Lysander und Cardenio kommen
auf der anderen Seite vorwärts.*

Cardenio.

Sie ist's! ich hab' ihr Angesicht gesehn!

Lysander.

Was willst du thun?

Cardenio.

Mein blutend warmes Herz,
mein liebeglühend, mir geopfert Herz!
Febronia, du lieblich stilles Kind,
wie Mondesstralen mild, wie Sonne glühend,
dich will ich rächen, dein verhöhnet Herz,
das einer Buhlerin zur Beute ward.
Für meine Liebe bleibt mir keine Rache.
Was ich verübe, deine Rache ist's,
mein liebes Schwesterherz Febronia.

Lysander.

Was sind das jetzt für Träume von Febronia!
Hyolda gilt's. Was denkst du von der Treue?

Cardenio.

Wo ist sie?

Lysander.

Wer?

Cardenio.

Hyolda!

Lysander.

Lucian's?

Cardenio., Zum Teufel, ja!

Lysander.

Vielleicht zum Teufel, ja.

Siehst du sie hier? Das Liebesstündlein schlug.
Vielleicht für dich, für Lucian, für wen!

Cardenio.

O Hölle, Hölle! Mitternacht, am Waldborn!

Lucian kommt vorwärts.

Ihr nehmt nicht Theil am Tanz, nicht an dem Spiel;
mich kränkt's, wenn ihr nicht Unterhaltung findet.

Cardenio.

Ich wart' auf eure Braut.

Lucian.

Entschuldigt sie;
sie tanzt nicht mehr, sie wollte sich entfernen.

Cardenio.

So harrt sie schon auf mich? Das ist ja schön!

Lucian.

Auf euch? was soll das heißen?

Cardenio.

Liebesglück.

Lucian.

Verwegner! Doch, ihr seid berauscht.

Cardenio.

Von Liebe!
Mein Liebchen, eure Braut, will ich jetzt küssen.

Lucian.

Seid ihr nicht toll, und läßt der Rausch ein Schwert
euch fassen, zieht!

Cardenio.

Versteht sich, Bräutigam!
Ganz ohne Blut läßt so 'was sich nicht enden.

Lucian.

Zieht!

Cardenio.

Halt, noch nicht. Ich könnt' im Kampfe fallen,
dann käm mein Liebchen um die Nacht, und euch
blieb eure Braut ein ungelöstes Räthsel.

Lucian.

Wer bist du Mensch mit diesem Höllenblick,
und diesen heiß und kalten Teufelsworten?

Cardenio.

Der Freund von deiner zärtlichen Hyolda.

Lucian.

Du lügst!

Cardenio.

Schilt deine Augen Lügner. Fort,
das Liebchen harrt, fort, fort, zum Liebesspiel.
Ich führ' dich, wo in meinem Arm die Braut
du siehst, mein süßes, treues Herzensliebchen.

Lucian.

So führe mich! doch einer von uns kehrt,
bei meinem Schwert, lebendig nicht zurück.

Cardenio.

Fort, fort, zum Waldborn!

Lucian.

Zu dem Waldborn, sagst du?

Cardenio.

Hat das gezündet? Komm! dort löscht sich's leicht.
beide ab.

Marino.

Es gab hier Lärm! Wasist's, was ist geschehn?

Gonsalvo.

Ein Unbekannter sprach mit Lucian,
sie stritten, schien es mir, dann eilten beide
zum Saal hinaus.

Marino.

Wir müssen eiligst nach.

Hyolda.

Was giebt es hier? was ist mit Lucian?

Gonsalvo.

Er ging erhitzt mit einem Unbekannten.

Hyolda.

Wohin? o laßt uns schnell ihm folgen!

Fulcado.

Eilt!

Mich dünkt der Unbekannte war Cardenio,
ich hört' ein Wort vom Waldborn. Eilt ihm nach.

Marino.

Zum Waldborn! Auf! Licht, Fackeln, Diener, Fackeln!
Alle eilen ab.

17.

Am Waldborn.

Lucian. Cardenio.

Lucian.

Du logst, wo ist Hyolda? Zieh dein Schwert!

Cardenio.

Sie läßt uns warten: Gebt euch nur zufrieden,
beim Liebesstündchen fehlt sie sicher nicht,
die Augen sollen euch genug noch schmerzen.
Hier, haltet still euch hinter diesem Baum.
Seht zu wie weit es geht. Wird's euch zu warm,
so brecht hervor und holt die treue Braut. —
's ist schön, die Nacht, zur Liebe recht geschaffen.
Hu, kalt ist's doch! — Komm, zartes Bräutchen, komm!
Dein Käuzlein ruft. Du meinst 's sind Nachtigallen.
So irrt der Mensch! Mir klang dein Buhler-ton
wie Unschuldlied und Melodie der Treue.
Wer hätt' ihm nicht geglaubt! O schöne Schlange' —
's ist furchtbar kalt, als hätte sich der Tod
den Ort geweiht, und schritt schon un-gesehn
um diese Bäume. Bald, Febronia,
fällt dir das Opfer von der Hand des Rächers.
Da kommt sie — liebliche Gestalt! Du eilst
zum Tode — ha! den Perlkranz noch im Haar!

Febronia.

Schon hier? du liebes ungeduldiges Herz!

Cardenio.

Du läß'st mich warten? Tausend Küsse schnell
zur Buße, bis die Lippen glühen, flammen,
und blaß erstarren, wenn der Tod sie faßt.

Febronia.

Was sprichst du da?

Cardenio.

Nah ist der Tod der Liebe,
dein Brautkranz mahnt mich an den Todtenkranz.

Febronia.

Wie bist du heut?

Cardenio.

Zum Tod vergnügt, mein Mädchen!

Febronia.

Geh, du bist fürchterlich! Sprich, bist du krank?
Dir glüht die Stirn und deine Wangen zucken.

Cardenio.

Bin liebekrank, heil' mich mit Küssen, Liebchen.

Febronia.

Die Nachtluft schadet dir. Geh doch zu Haus.

Cardenio.

Möcht'st auch gern heim, mein süßes Bräutchen, nicht?

Febronia.

Ich wollt dich pflegen, dürft' ich nur mit dir.

Cardenio.

Der Perlkranz ziert dich zum Anbeten schön.

Febronia.

Es ist der Brautkranz, hab' ihn selbst geflochten.
Was regt sich dort? War's nicht als lachte Jemand?

Cardenio.

's ist's Wasser in dem Waldborn. Kauzlein plätschert.

Febronia.

Was du auch heute sprichst!

Cardenio.

Du willst nicht küssen,
bist kalt wie Leichen in dem Perlenkranz.

Febronia.

O sprich nicht so! — Sind's nun Her Küsse gnug?

Lucian vortretend.

Zu viel, Meineid'ge! Stirb!

Febronia.

Wer bist du? Mörder!

Lucian.

Dein Bräutigam Lucian. Stirb Falsche!

Cardenio.

Halt!

Mein ist die falsche Brust, mein ist die Rache:
Stirb! — So, das traf!

Febronia.

Cardenio, was that'st du!

Cardenio.

Schön bist du doch, du falsche Doppelbraut!
Noch sterbend schön! — Was ist das? drängt dies Kreuz
sich überall in fürchterlicher Stunde
an mich? Wie kommt es an Hyolda's Brust,
das einst mich trennte von Febronia?
Liegt hier ein neues furchtbares Geheimniß?
Wer lös't es mir?

Febronia.

Cardenio! Dieses Bild —
Er war — mein Vater.

Cardenio.

Auch Hyolda's Vater?

Lucian.

Dein Vater, dies?

Cardenio.

Zurück da Lucian!
Mein ist das schöne Weib.

Febronia.

Auch sterbend dein.

Cardenio.

Jetzt kämpfen wir. Ich nahm dir deine Braut,
du mir mein Liebchen! Prüfe jetzt dein Glück.

*Indem sie fechten, kommen Hyolda, Fulcado, Marino,
Gonsalvo und mehre Gäste und Diener mit Fackeln.*

Hyolda zwischen die Fechtenden tretend.

Halt, was beginnt ihr!

Cardenio.

Hölle, ist das Wahnsinn,
was meine Augen zwingt, zweimal zu sehn,
was Einmal da ist, oder — bin ich Mörder?

Hyolda.

Gott! Seht — mein Bild — mein zweites Selbst voll Blut!

Gonsalvo.

Entsetzlich! wer hat das gethan?

Fulcado.

Ein dunkles Geheimnis löst sich hier.

Lucian.

Du bist Hyolda!
Und wer ist jene dort?

Cardenio.

O Höllenblendwerk!
Wer bist du, deren Blut mich Mörder nennt?
Hyolda bist du nicht!

Febronia.

Ich bin Febronia.
Der Zauber gab mir die Gestalt Hyolda's.

Hyolda.

Du liebe, sanfte Blume! Ja, du warst es,
nach der ich mich so oft, so innig sehnte.
Wie lieb' ich dich! Kein böser Zauber war's,
du hast durch Liebe mich in dich gezogen.
O rettet sie! Gonsalvo, gieb sie mir.

Gonsalvo.

Des Lebens Brunquell ist ihr abgegraben,
bald rinnt der letzte Tropfen.

Febronia.

Holde Schwester
vergieb mir!

Cardenio.

Du Febronia! Klar wird alles
mir jetzt, und furchtbar seh ich meine Schuld,
gleich einem Riesen, drohend vor mir stehn.
O frommer Bischof, wie sprachst du so wahr: —
Ihr seht allein die blutge That des Wahns;
auf welche Brust der Hölle Gaukelwerk,
mir unbewußt, die Mörderhand bewaffnet,
das wißt ihr nicht: ich mach' es offenbar,
denn jegliches Geheimniß lös't der Tod.
Mein blasses Mädchen, du bist meine Schwester,
der gleichen Mutter stillgebornes Kind,
vom heißgeliebten, ihr versagten Manne,
darum verließ ich dich, du holder Engel.
Ich fand, was sie verborgner Schrift vertraut,
beim Ritterkreuz mit des Geliebten Bildniß
sein Abbild — oh — es ruht auf dieser Wunde!

Febronia.

O süßer Trost im letzten Augenblick!
Schön ist der Tod. Dir durft ich ja nicht leben!
Beklagt mich nicht, mein Lebenstraum zerrinnt,
da seine schönen Liebesbilder schwinden —
Leg mich in deinen Arm, geliebter Bruder,
und ist mein letztes Wort dir heilig, wende
nicht gegen dich den blutgen Rächerdolch,
versprichst du mir's, so reich mir deine Hand —
Nun laß mich still an deiner Brust erblassen.
Bald ist's vorüber, denn mit starkem Arm
hat der Tirann des Lebens mich gefaßt. —
Wie wogt es um mich — meine Augen brechen —
O dunkel, dunkel, wird's.

Gonsalvo.

Sie hat, vollendet.

Fulcado.

Ein ewges Licht glänzt jenseits deinem Auge.

*Die Hexe eilt herbei mit wildzerstreutem Haar von Bärbel
und Käthel verfolgt.*

Bärbel.

Haltet sie auf! Sie raset, haltet auf!

Gonsalvo.

Welch wilder Lärm naht sich der stillen Feier?

Hexe.

Laßt sie nicht sterben,
ich muß verderben!
Mir reißt der Schmerz
entzwei das Herz!

Lucian.

Was sucht das grimme Scheusal unter uns?

Hexe.

Die Locke heraus!
O Tod und Graus,
mit mir ist's aus!
sie sinkt todt nieder.

Bärbel.

Ich hab's gesagt, daß es so kommen wird.
Die Alte hat das Fräulein dort verwandelt,
nun sticht der Arge ihr das Herz entzwei,
weil vor dem Tod der Zauber nicht gelöset.

Fulcado.

Was ist der Zauber?

Bärbel.

Eine blonde Locke
in ihren Zöpfen. Lös't ihr diese auf,
so ist des Zaubers feste Macht gebrochen.
Doch für die Alte dort ist's nun zu spät,
der hat der Böse schon das Herz zerstoichen.

Fulcado.

Tragt diesen ungestalten Leichnam fort.

Bärbel und Käthel tragen die todte Hexe davon.

Hyolda.

Ich löse dir den Zauber, blasse Schwester —
So warst du, als ich dich zuerst erblickte.

Cardenio.

Febronia, dein Mörder hält dich noch
in seinem blutgen Arm. Du hast vergeben;
doch rachefordernd blickt dein Vater nieder,
denn mit dem Blut der Tochter hab' ich ihm
mein Blut verschuldet. Nimm was dir gebührt.

Fulcado.

Halt Sohn!

Cardenio.

Wer bist du?

Fulcado.

Kennst du mich nicht mehr?

Cardenio.

Mein frommer Lehrer! Du hast mich gewarnt!

Fulcado.

Denk an mein Wort: Nimm das Maltheserkreuz,
eh schwere Schuld auf deine Brust es heftet.

Cardenio.

O dunkles Schicksal, das die Menschen leitet!
Umsonst nicht drängt sich immer dieses Kreuz
und immer gegen mich. Der Mutter Schuld
sollt ich vielleicht mit diesem Kreuze büßen,
jetzt heftet eigne Schuld mir's an die Brust.
Es sei, wie du gesagt, ehrwürdger Bischof.
Die theure Todte ruht in meinem Herzen,
ihr Denkmal sei auf meiner Brust dieß Kreuz.

Fulcado.

So sei es dir, mein Sohn! Geh hin mit Frieden.
Ihr aber gebt auf dieser kalten Brust
die Hände euch, Hyolda, Lucian.
Und wenn des Argwohns böser Dämon euch

umrauscht, so denkt an dieses edle Paar,
und haltet fest im Glauben und in Liebe.

Die Braut im Sarge.

Ein junger Mann aus S—n — er mag hier Arnold heißen — lebte nach beendigten Studien im Hause des mehr als wohlhabenden Kammerraths * zu **, einer bedeutenden sächsischen Stadt. Er hatte die wissenschaftliche und moralische Bildung von des Kammerraths einzigem Sohne zu besorgen, und erfreute sich eines recht angenehmen Verhältnisses mit der so geachteten, als achtungswerthen Familie.

Ueber der sorgenlosen Gegenwart vergaß er indessen auch seine Zukunft nicht, und diese war es hauptsächlich, was ihm eine Reise in seine Vaterstadt Dr—n wünschenswerth machte. Als Theolog, hoffte er nämlich mit der Zeit auf eine Predigerstelle in S—n, und fand es rathsam, sich nach zweijähriger Abwesenheit seinen Gönnern im Konsistorium wieder einmal persönlich zu zeigen.

Der Kammerrath, dem er diesen Wunsch äußerte, gewährte ihn sogleich. Arnold reisete und kehrte in drei Wochen nach ** zurück, wo man indessen seine fast immer gleiche Heiterkeit und einen Humor, der manchen einförmigen Abend glücklich umzugestalten und zu beleben pflegte, außerordentlich vermißt hatte. Seine Rückkehr war ein häusliches Fest. Die Kammerräthin hatte einen kleinen Zirkel Bekannter zusammen gebeten, und die jugendliche Ungeduld hatte Fritz, ihren Sohn, einmal über das andere nach dem Thore geschickt, um seinem Lehrer das erste Willkommen entgegen zu bringen.

Dieser traf jedoch, durch allerlei zufällige Verhinderungen unterwegs aufgehalten, viel später ein, als er erwartet worden war. Die deshalb unwillkürlich entstandene Verstimmung wurde auch durch seine Ankunft nicht gehoben, weil man sich schon auf eine Menge angenehmer Reiseabentheuer gefaßt gemacht hatte, der Angekommene aber grade diesmal so einsilbig erschien, wie noch niemand sich erinnerte, ihn gesehen zu haben. Wenn indessen auch das Zusammentreffen mehrerer unbefriedigter Erwartungen ein stilles Mißbehagen veranlaßte, so war doch niemand unbillig genug, um solches auf Arnolds Rechnung zu setzen, am wenigsten die Familie, welche die

tausend Hindernisse, wodurch Reisende oft aufgehalten werden, aus Erfahrung kannte, und übrigens die Wortkargheit des jungen Mannes aus seiner Müdigkeit, über welche er obendrein klagte, sich recht natürlich zu erklären wußte.

Allein nach acht Tagen reichte diese Erklärung freilich nicht weiter hin. Gleichwohl vermißte man Arnolds vormals so glücklichen Humor noch immer. Der sonst ohne eigentliche Bekümmerniß um die Zukunft der Gegenwart genießende Jüngling beschwerte sich jetzt zuweilen darüber, daß es in S—n eine Ewigkeit daure, ehe der Kandidat eine leidliche Predigerstelle erlange. Er gerieth durch diese Klagen um so mehr in Widerspruch mit sich selbst, da er, vor seiner letzten Reise, zufrieden gewesen war, in vier bis fünf Jahren eine solche Stelle zu erhalten, und er jetzt aus Dr—n die ziemlich gewisse Versicherung mitbrachte, schon in zwei Jahren dazu zu gelangen.

Den meisten Aufschluß hierüber glaubte der Kammerrath und dessen Gattin noch in den Briefen zu finden, welche jetzt fast posttäglich gingen und kamen. Die Liebe schien im Spiele zu seyn. Arnolds Freude über die ankommenden Briefe, die Hast, mit der er danach fragte und auf die Post schickte, alles dies verstärkte das Gewicht dieser Muthmaßung. Wenn auch die Briefe, welche er absendete, jederzeit an einen Mann adressirt wurden, so war dies doch allem Anscheine nach nur eine Vermäntelung der Sache, auch überdies die weibliche Hand auf denen, welche an ihn eingingen, unverkennbar.

Da er sich indessen nicht im mindesten über die so plötzlich eingetretene starke Korrespondenz äußerte, so erwähnte auch derselben im Hause niemand. Selbst der sonst in solchen Fällen so gewöhnlichen Neckereien enthielt man sich, eines Theils, weil die Sache auf Arnolds Stimmung einen zu verdrüßlichen Einfluß gehabt hatte, andern Theils, weil sein Prinzipal sowohl, als dessen Gattin, sich zu einem größern Vertrauen des jungen Mannes, selbst in einer solchen Angelegenheit, für berechtigt hielten, und sie zu stolz waren, diese Rechte, die ihnen sonach verweigert wurden, auch nur mit einem Laute zu berühren. Diese Resignation kostete ihnen um so mehr Ueberwindung, da sie fast auf eine unwürdige Neigung schließen mußten. Allein sie freuten sich ihres zeitherigen Schweigens gar bald recht sehr, als sie gewahr wurden, daß die Korrespondenz allmählig immer

mehr an Eifer und Stärke zu verlieren schien, und schon ein Monat verstrichen war, ohne daß Briefe ankamen oder abgingen. Die Heftigkeit der Leidenschaft schien vorüber, und man hoffte, daß Arnolds alte Heiterkeit nach und nach wieder erwachen werde.

Allein auch diese Hoffnung starb gleich mancher andern in ihrer Blüte.

An einem ungewöhnlich warmen und schönen Herbstabende, als er mit seinem Zöglinge vom Spaziergang nach Hause kam, hörte er, daß Kammerraths und einige ihrer Freunde das Abendessen in der Gartenlaube einnehmen wollten, und daß er und Fritz ebenfalls dort erwartet würden. Als er den Zirkel in der Laube in einer recht frohen Stimmung fand, war es ihm grade, als ob er weinen solle, ein Zustand, worein ihn neuerlich die Fröhlichkeit Anderer gar oft versetzte. Bald strömten ihm die Thränen wirklich aus den Augen.

Er wünschte sich der Beobachtung der Anwesenden einen Augenblick zu entziehen und unbemerkt die Augen zu trocknen, daher trat er mit seinem Hut aus der Laube, um diesen draußen an einen hervorstehenden dürrn Ast derselben zu hängen. Als aber der Hut wieder herunter gefallen war, wiederholte er es, doch er blieb eben so wenig. Verdrüsslich, daß der Ast, den er oft zu demselben Zwecke benutzt hatte, diesmal so widerspenstig erschien, wollte er schon den dritten Versuch machen. Da stürzte er plötzlich mit einem Tone des Entsetzens zur Erde. Wer in der Laube war, eilte erschrocken heraus. Aber die gänzliche Erstarrung, in der er lag, war nicht zu heben, so daß er hinweg auf sein Bette getragen werden mußte.

Hier entdeckte der herbeigerufene Arzt erst nach Anwendung eines heftigen Reizmittels wieder einige Regung in dem jungen Manne. Auch schlug dieser endlich die Augen, jedoch nur langsam auf, und als ob er eine sehr gewagte Probe damit versuche, indem er beide Hände so vor sich hinstreckte, wie einer, der etwas Furchtbares abhalten will.

Der Ort und die Umgebung schienen ihn wenigstens in etwas zu beruhigen. Er richtete sich im Bette auf. Nachdem er alle Ecken des Zimmers mit Blicken durchsucht hatte, grüßte er den Arzt und bestrebte sich aufzustehn. Jedoch so weit reichten seine Kräfte noch nicht. Der verwunderte Arzt wünschte zu

wissen was ihm wiederfahren sei. Arnold ergriff seine Hand, drückte sie, und bat mit den Augen um Vergebung, daß er die Antwort zurückhalten müsse. Zugleich äußerte er seine Zweifel gegen die Wirkung aller ärztlichen Mittel auf seinen Zustand.

Schon diese Zweifel, erwiederte der Arzt freundlich, können vielleicht mit zu Ihrer Krankheit gehören.

Arnold zuckte die Achseln. Der Doktor sagte hierauf, daß er für diesmal nicht weiter in ihn dringen wolle, verschrieb indessen einige Beruhigungsmittel und bat, daß der Kranke seine Zweifel wenigstens soweit bei Seite setzen möchte, um diese Mittel, nach denen sogleich geschickt wurde, nicht unbenutzt zu lassen. Arnold versprach es.

Von der Gesellschaft in der Laube kamen indessen ebenfalls Besuche. Mitleid und Neugier, oder vielmehr beide zugleich, veranlaßten jedermann zu Fragen. Aber Arnold befriedigte keine davon. Nur dem Hausherrn, sagte er, könne er das Geheimniß unter vier Augen entdecken.

Auf diese Aeußerung stellte sich sogleich der überaus theilnehmende Kammerrath bei dem Kranken ein. Die Herzensgüte in seiner Anrede stärkte das Vertrauen des jungen Mannes zu ihm noch mehr.

Was Sie mir auch zu offenbaren haben, lieber Arnold, sprach er, sagen Sie es getrost und in der festen Zuversicht, daß Ihr Geheimniß nicht über meine Lippen kommen soll.

Nur bis zu meinem Tode wünschte ich wohl, daß Sie es bei sich behielten, erwiederte der Kranke, und der Kammerrath sagte: Wunderlicher Mann! Bis zu Ihrem Tode? Also glauben Sie wohl gar, daß mein hinfälliges Alter Ihre Jugend und Kraft überdauern werde? —

Gewiß! Ich fühle es zu lebhaft, daß der heutige Abend mich so ziemlich an die Grenze meines Lebens gebracht hat.

Der Kammerrath beschwor ihn, solchen finstern Vorstellungen keinen Raum zu geben. Ziehen Sie, sagte er, Ihre Vernunft zu Rathe, und vor allen Dingen entdecken Sie mir das Geheimniß, das Sie mir zgedacht haben. Vielleicht kann ich Ihnen dann mit einem bestimmten Worte des Trostes Beistand und Linderung verschaffen. —

Ich habe Ihnen — sing der Kranke an — blos den letzten Theil der Geschichte meines Lebens zu erzählen. Auch brauche ich nicht weit zurückzugehen, da Sie mich, wie ich glaube, in der Zeit, daß ich in Ihrem Hause bin, beinahe so gut kennen gelernt haben, als ich mich selbst.

Von der Reise in meine Vaterstadt muß ich anfangen. Der schönste Frühling begleitete mich, wie Sie wissen, dahin. Je näher ich ihr kam, desto inniger fühlte ich, daß die mir befreundete Gegend besondere Ansprüche auf mich hatte. Tausend holde Erinnerungen aus den harmlosen Tagen der Kindheit schossen gleichsam mit jedem Schritte, den der Wagen weiter vorrückte, vor mir aus dem grünen, heiligen Boden auf.

Erst beim Eintritt in die Stadt selbst quälte mich der Gedanke, daß sie mir durch den Tod der geliebten Aeltern völlig verödet war. Je länger der Gedanke gezögert hatte, desto schmerzlicher verwundete er mich nun. Besonders traurig wirkte der Umstand auf mich, daß ich grade in der vormaligen Wohnung meiner Aeltern etwas zu verrichten hatte. Von allen Eigenheiten derselben fand ich nichts wieder als Gemäuer und Thüren. Das mir so wohl bekannte Hausgeräth war mit ihren Besitzern verschwunden, und die eisige Idee der Vergänglichkeit schüttelte mir ein paar Thränen aus den Augen, die ich, um sie nicht etwa gar dem Spotte Preis zu geben, einer Anwandlung vom Schnupfen zuschreiben mußte.

Von meinen nähern Jugendbekannten fand ich auch niemanden mehr in Dr—n. Dieser war noch auf der Akademie, jener im Auslande; den liebsten von allen hatte der Tod erst acht Tage zuvor hinweggerafft. Daher beeilte ich mich meine Gönner zu besuchen, und brachte die Tage, an denen ich keine Einladungen von ihnen zu berücksichtigen hatte, gemeiniglich auf dem Lande zu. Ein akademischer Freund, den das Glück mir im Gasthofs zuführte, und der, weil die übrigen Zimmer alle besetzt waren, mit der Hälfte des meinigen vorlieb nahm, begleitete mich gemeiniglich auf meinen Streifzügen in die Gegend.

Eines Abends, wie ich einige Augenblicke vor ihm zurückkehre, kommt mir beim Eintreten ins Zimmer eine schöne, weibliche Gestalt entgegen, und sinkt entzückt in meine Arme. Ehe ich noch recht weiß, wie mir geschehen ist, macht sie sich

aber auch schon wieder mit einem Schrei los. Die Umarmung hatte meinem Freunde, ihrem Bruder, gegolten, und sie hatte nicht gewußt, daß noch ein Anderer auf dem Zimmer wohnte, als er. Ihr Bruder Heinrich, der bald darauf hereintrat, mußte sie entschuldigen, da sie vor Schrecken ganz stumm geworden war. Als jedoch in Kurzem Heinrichs Geliebte dazu kam, und die Schwester nun eine so überflüssige Rolle zu spielen anfang, wie ich, so näherten wir uns unwillkührlich.

Der Eindruck der vorhergegangenen Umarmung schien indessen auf uns beide stärker und dauernder zu seyn, als er sich aus der Sache selbst erklären ließ. Es kam durchaus nicht zum zusammenhängenden Gespräch. Ich hörte aber doch so viel, daß Mariane, so hieß Heinrichs Schwester, dessen Geliebte und deren Mutter nach Dr—n begleitet hatte, welche letztere ihren alten Vater besuchen wollte, auch daß sie die nächsten Tage in den lieblichen Gründen an der Elbe gemeinschaftlich zuzubringen gedachten.

Die ganze folgende Nacht kam das Mädchen nicht aus meinen Gedanken und Träumen. Auch wagte ich am andern Tage die Gunst eines meiner Gönner, dadurch, daß ich ein auf den Abend schon angenommenes Engagement wieder absagte, bloß um die Gesellschaft in die schönen Elbgründe nicht zu verfehlen.

Zwei Tage und eine Nacht war ich hier mit Marianen und den Uebrigen. Das schöne Herz des schönen Mädchens entfaltete sich bei jedem Anlasse, und der Frühling, der das Wort der Liebe über Himmel und Erde ausgesprochen hatte, wurde Zeuge auch unsers wechselseitigen Geständnisses. Ich kann wohl diese beiden Tage die schönsten meines Lebens nennen. Die Gegend theilte mit unsern Gefühlen und Ansichten die glücklichen Zauber des Paradieses.

In einem Vergißmeinnichtstrauße — o Sie fühlen es gewiß, theurer Mann, daß das an sich Abgenutzte, Alltägliche gar oft durch eine schöne Stimmung bedeutend, ja unvergänglich werden kann! — in einem Strauße von Vergißmeinnicht empfing sie meinen Wunsch und das leuchtende Auge, worauf ihr Blick fiel, kam meinem Munde zu Hülfe, dem kein einziges Wort zu Gebote stand. Das sah ich wenigstens daraus, daß sie meine, vor dem klaren Verstande so ganz mangelhafte Erklärung in

ihrem ganzen tiefen Sinne genommen hatte. — Auf ewig? fragte ich nunmehr leise und sie antwortete eben so: auf ewig!

Jetzt erst löste sich gleichsam uns die Zunge. Wir sprachen hauptsächlich auch viel von dem seltsamen Momente der ersten Bekanntschaft. Ich hielt ihn für die sicherste Andeutung des Schicksals auf unsre Bestimmung für einander und für eine Gunst, welche es nur seinen Auserwählten zu Theil werden läßt. Ich äußerte, daß wir sogleich auf den ersten Blick alles an ihr theuer und werth gewesen sei und bat sie, das weiße Kleid, in dem sie mir damals eine himmlische Erscheinung gedünkt hatte, bis zu unserm Hochzeittage aufzubewahren.

Dieß alles fiel ans dem letzten Spaziergange am zweiten Tage vor. Das Abendgold erhöhte die Freuden des Himmels, in dem wir wandelten.

Aber schon der folgende Morgen warf mich grausam in die Prosa des Lebens zurück. Ich hatte wieder einige sogenannte Aufwartungen zu machen. Zwar wurde ich mit Hoffnungen entlassen, die meine frühern Wünsche noch weit übertrafen. Aber was war seit diesen Wünschen mit mir vorgegangen? Ich war plötzlich Bräutigam geworden — denn Heinrich verbürgte mir im Voraus die älterliche Einwilligung — und fand den doch um die Hälfte abgekürzten Termin bis zur künftigen Pfarre unter diesen Umständen unerträglich. Mariane, gegen die ich mich darüber herausließ, suchte mich mit dem um so schönern Augenblicke des künftigen Vereins und durch das Versprechen zu trösten, mich inzwischen in fleißigen Briefen von ihrem ganzen Thun und Treiben fortdauernd zu unterrichten.

Ich versprach ihr hierauf ein Gleiches, und bald gefielen wir uns sogar in dem Gedanken an den reingeistigen Umgang, der uns zwei ganze Jahre bevorstand.

Im Schmerze des Abschieds verschwand freilich dieses Wohlgefallen, doch empfahlen wir einander noch wechselseitig das Halten des gegebenen Versprechens, als das einzige Mittel, uns unsre Trennung erträglich zu machen.

Unser Briefwechsel kann Ihnen nicht entgangen seyn. Ich sah dieß. Gleichwohl scheute ich eine Erwähnung der Sache, weil meine Vernunft fast mit jedem Posttage lauter dagegen wurde. Marianens Briefe zeugten von der schönsten Ausbildung. Zudem konnte ich aus dem, was ich daraus nach und nach erfuhr,

abnehmen, in wie glücklichen Verhältnissen und unter welchen prächtigen und bequemen Gewohnheiten sie aufgewachsen war.

Von dieser Seite erschien mir daher unser Bündniß äußerst tadelhaft. Wenn ich sie nun — nach zwei Jahren — — vielleicht! — in eine ärmliche Landpfarre einführte, in der, außer mir, nichts war, was sie erfreuen, was sie für die verlorne Familienfeste, Verbindungen und Bequemlichkeiten, auch nur einigermaßen schadlos halten konnte! Es schien mir unmöglich, daß nicht gar bald die bitterste Reue von Marianens Seite hätte eintreten sollen.

Ich konnte mich nicht enthalten, dieses selbst in meinen Briefen an sie zu äußern. Aber obschon sie mir alles mit der einnehmenden Beredsamkeit eines liebenden Herzens zu widerlegen wußte, so traute ich ihr doch keinesweges und gestand mir ein, daß bei dieser Liebe die Vernunft von meinem Herzen gar sehr überrascht und gemißbraucht worden sei.

Einer solchen Ueberzeugung glaubte ich einen Versuch gegen unsre Verbindung schuldig zu seyn, so sehr sich auch meine Gefühle auflehnen mochten. Ich fing nämlich an, unsern Briefwechsel mit geringerer Thätigkeit und kürzer als zuvor zu betreiben. Die gezwungene Zurückhaltung des Gefühls gab meinen Briefen eine Steifheit, worin die zärtliche Mariane eine Abnahme meiner Liebe zu finden glaubte. Ihre Vorwürfe erschwerten meiner Vernunft ihr grausames Alleinherrschen nur um so mehr. Aber mein Herz sollte — der Pflicht, wie ich glaubte — geopfert werden.

Schon war die Sache so weit, daß auch Marianens Briefe seltener wurden, und einigen Zwang verriethen. Ihr letzter Brief bestand nur aus wenigen Zellen, und gestern sind es vier Wochen gewesen, daß sie mir Antwort schuldig ist.

Endlich habe ich diese, leider aber auf einem so ungewöhnlichen als fürchterlichen Wege erhalten, und fluche der Anmaßung meiner Vernunft, die in ihrem gottlosen Wahne der Unfehlbarkeit zwei glückliche Herzen zerrissen, ja gemordet hat!

Gemordet? rief der Kammerrath. Woher kommt Ihnen die schleunige Nachricht auch nur von dem einen? Wenigstens war vorhin, wie Sie in die Laube traten, Ihnen so etwas nicht anzumerken.

Ich dächte doch! erwiderte der Kranke. Meine Ohnmacht hat allzutruagig in Ihren Freudentag gegriffen, als daß Sie solche schon Vergessen haben könnten.

Vergessen freilich nicht. Aber was war die Veranlassung zu dieser seltsamen Ohnmacht!

Sie wissen, Herr Kammerrath, daß ich aus der Laube hinausging, um meinen Hut aufzuhängen, oder daß ich vielmehr von Thränen hinausgenöthigt wurde, die sich sehr zur Unzeit einstellten. Daß mein Hut an dem verdorrten Aste nicht bleiben wollte, der sonst sein gewöhnlicher Nagel ist, wird erklärbar durch den gewaltsamen Zustand, der sich schon meines ganzen Wesens bemächtigt hatte und mich die rechte Stelle einigemal verfehlen machte.

Gleichwohl befremdete mich der Umstand ungemein, und wie ich eben zum drittenmal aufblicke, sehe ich meine Braut dicht vor mir mit offenen, betrübten Augen im Sarge liegen, angethan mit dem weißen Kleide des ersten Abends, das ihr Hochzeitleid werden sollte. Dazu hatte sie die verwelkten Vergißmeinnicht vor ihrer Brust. Indem ich noch auf die Erscheinung hinstarre, schließen sich ihre Augen und der Sargdeckel fliegt zu. Das dumpfe Geräusch, womit es geschah, und mein Schrei, war die Sache eines einzigen Augenblicks.

Hier hielt der junge Mann, den die Erzählung ganz erschöpft hatte, etwas inne. Sein Prinzipal bat, daß er sich diese Phantasie, die sich aus seiner Situation aufs Natürlichste herleiten lasse, ja aus dem Sinne schlagen und nur an das Unmögliche von dergleichen Erscheinungen denken möchte. Aber ganz vergebens.

Ich bin, sagte der Kranke, nicht nur von der Erscheinung selbst, wie von meiner eignen Existenz, sondern sogar davon überzeugt, daß dieser Augenblick auch der Augenblick ihres Todes gewesen ist. Merken Sie Sich's. Es hatte kurz zuvor 8 Uhr geschlagen. —

Welche unglückselige Träumereien? rief der Kammerrath, der bei solchen Behauptungen einigen Unwillen nie verbergen konnte. Wie nun wieder diese Ueberzeugung?

Arnold zuckte die Achseln und sein Prinzipal sagte zu ihm: Ruhen Sie hübsch und schlagen Sie Sich dergleichen aus dem

Sinne. Nehmen Sie dazu die Schlaf befördernde Medizin, die hier eben ankommt, und morgen werden wir uns, denke ich, eher über die Geschichte vereinigen. Gute Nacht, lieber Arnold! —

Aber diese Vereinigung, an die der Kammerrath fest geglaubt hatte, fand am andern Morgen so wenig Statt, daß er böse zu werden anfang, und den Kranken, welcher, seiner Behauptung nach, die gesunde Vernunft, sehr zur Unzeit, bei Seite setze, der Behandlung des Arztes allein überließ. —

Nach fünf Tagen erschien Marianens Bruder vor dem noch immer Bettlägrigen.

Vergab sie mir, Herzensbruder? rief er Heinrichen entgegen.

Der Angekommene, der seiner Schwester hatte versprechen müssen, zu Arnold zu reisen, aber ja nicht ohne sehr behutsame Einleitung ihren Auftrag auszurichten, war sehr erstaunt über diese Anrede.

Was meinst du damit? fragte er.

Als ob ich nicht wüßte, daß deine Schwester vorgestern Abend um 8 Uhr gestorben ist! —

Hm! — Nun, da du so viel weißt, so bleibt mir nichts übrig, als dir auch ihre letzten Zeilen einzuhändigen, wie ich ihr versprochen habe. Das Zittern ihrer Hand macht sie etwas undeutlich. — Ihre lange Krankheit! —

Lange wäre sie krank gewesen?

Zehn ganze Wochen. Dich zu schonen schrieb sie nichts davon.

Mich zu schonen! — Während ich mit Tigerklauen in ihrem Herzen wüthete! —

Beruhige dich, Bruder! das, was du mir über das Verhältniß und deine Ansicht desselben vor Kurzem schriftlich mitgetheilt hast, ist mir Bürge für die Rechtlichkeit deines Verfahrens. Auch Mariane hat es noch zuletzt anerkannt. Doch lies selber.

O gieb doch, gieb!

Der Kranke nahm hierauf den Brief, riß ihn auf und las:

Lebe glücklich, Arnold. Ich gehe Dir voran, um Dich dort zu empfangen, wenn Du noch mein bist!

Dein, dein auf ewig! rief Arnold im höchsten Entzücken. Das Gefühl des baldigen Wiedervereins erhebt mich schon im Voraus bis hinauf zu den Sternen. — Jetzt erzähle mir, Bruder Heinrich, erzähle, und recht viel von ihren letzten Stunden.

Dies geschah. Unter andern hörte der Kranke, daß Mariane auf ihr Verlangen in dem weißen Kleide und mit dem welken Vergißmeinnichtstraube in den Sarg gelegt worden war, und noch im letzten Augenblicke Arnolds Gegenwart sehnlich gewünscht hatte.

So haben die Engel selbst ihren Wunsch erfüllt und sie hiehergetragen! sprach Arnold.

Marianens Bruder kündigte ihm hierauf ein kleines Vermächtniß von der Verstorbenen an.

Wozu dies grade? rief der Kranke, und er hatte nicht Unrecht. Denn Heinrich, der acht Tage in ** verweilte, ist noch in dieser Zeit mit dem ruhig Entschlafenen zu Grabe gegangen.

Das unterirdische Glück.

Ein Ruthengänger hatte fast das ganze, wohlhabende Dorf nach unterirdischen Schätzen lüstern gemacht. Die meisten Einwohner grollten auf den Gerichtsherrn, daß er dem Manne, sei es nun aus Ueberzeugung oder aus Vorurtheil, durchaus keinen Aufenthalt auf seinem Grund und Boden gestattete. Mehrere waren sogar dem Kunstgeweihten nachgegangen, welcher behauptet hatte, daß er noch in keinem Orte so viel Anzeichen von verborgenen Schätzen wahrgenommen, als in diesem. Alle ihre Bemühungen aber nach Fingerzeigen von ihm waren vergebens. Seine persönliche Anwesenheit, behauptete er, könne allein von Nutzen seyn. Daher traf man auch schon geheime Verabredungen, daß sobald der Gerichtsherr seine gewöhnliche Badereise würde angetreten haben, der Ruthengänger im Stillen herbeigeholt werden solle. Einige der Bemitteltesten, die sich bei gutem Wetter Abends am Kretscham unter einer großen Linde einzufinden pflegten, waren eben wieder da beisammen und unter ihnen diesmal auch Herr Grund, der Käufer eines bedeutenden Gutes, welcher erst ganz neuerlich der Gemeinde beigetreten war und eine Bildung verrieth, die über seinen Stand hinausging.

So gut und gesprächig sich der Mann sonst zeigte, so mißvergnügt und stumm hörte er die Reden an, welche abermals die Schatzgräberei zum Gegenstande hatten. Er wehrte alle Fragen über einzelne Gebräuche bei derselben von sich ab und erklärte am Ende gradezu, daß er einen eigentlichen Abscheu davor habe, und außer den ungesuchten Glückszufällen und den in Schachten natürlich aufwachsenden Schätzen, blos diejenigen Schätze leiden möge, welche durch Arbeit und Geschick auf der Oberfläche der Erde sich gewinnen ließen. Die Schatzgräberei, sagte er, führe die meisten zu einem arbeitsscheuen Leben und von diesem zum Bettelstabe, oder zu noch schlimmern Dingen. Nicht zu gedenken, daß auch oft irgend ein anderer, geheimer Zusammenhang den nachtheiligsten Einfluß auf Ruhe und Leben der Schatzgräber äußere, und daß es außerordentlich gewagt sei, einen Schatz, der lange in den Tiefen der Erde geschlafen habe, wieder an das Tageslicht herauf zu holen. —

Hm, versetzte der Schulze kopfschüttelnd, das sollte mich nicht abhalten, einen Schatz zu heben, den ich auf meinem Grund und Boden wüßte. Das hat zwar seine Richtigkeit, daß gar mancher schon durch fruchtloses Schatzgraben zum Taugenichts und Diebe geworden ist. Wer aber das Glück haben soll, einen Schatz auf rechtem Wege zu entdecken, der kann ihn, glaube ich, in Gottes Namen zu sich nehmen und genießen, wenn er das mit Verstande thut.

Das, erwiederte Herr Grund, das meinen freilich die meisten. Doch ist es darum nicht weniger zweifelhaft. Ich rede aus Erfahrung, lieben Leute, und würde schwerlich unter euch hier wohnen, wenn meine Erfahrung hierin nur etwas tröstlicher gewesen wäre.

Die Versammelten waren um so begieriger mehr davon zu hören, da über Herrn Grund's Umstände noch ein tiefes, niemandem als dem Gutsherrn einigermaßen enthülltes Geheimniß schwebte, und sein Nachbar, ein junger, wackerer Mann, ergriff treuherzig seine Hand, und äußerte, daß er, wie die übrigen, auf ein nützlichcs Wort der Erfahrung begierig sei.

Nach einigen Weigerungen fing denn hierauf Herr Grund also an:

Die Sage, daß ein Schatz auf den Grundstücken meiner Familie verborgen sei, hatte sich vielleicht schon Jahrhunderte lang fortgepflanzt. Man hatte Vermuthungen auf einige Plätze, doch beruhten sie auf zu wenig Grunde, als daß ihnen ein bedeutendes Gewicht hätte eingeräumt werden können. Es geschahen indeß mehreremal, jedoch vergebens, Nachgrabungen, und daß man sich darauf nicht öfter einließ, daran war theils die Weitläufigkeit der Grundstücke, theils eine andere Sage Schuld, die immer mit jener verknüpft wurde. Es hieß nämlich, daß die Erhebung des Schatzes durch ein Mitglied der Familie, ohne dessen eigenen Tod, oder den eines andern Familien-Mitgliedes nicht denkbar sei.

Meine Schwester Franziska und ich hörten in unserer Kindheit häufig davon sprechen, ohne weiter darauf zu achten. Wir theilten auch späterhin die uns aus dem väterlichen Erbe zugefallnen Besitzungen, ohne auf eine von den vielen Vermuthungen, wo der Schatz liegen könnte, Rücksicht zu nehmen.

Erst am Tage nach Franziska's Hochzeit mit einem jungen Oekonomen erwachte die lange ganz vergessene Sage in ihrem Gedächtnisse und erzeugte eine außerordentliche Aengstlichkeit in ihr. Sie kam dieserhalb, bei mir Trost zu holen. Sie wisse sich kaum zu retten, sagte sie, vor der Idee, daß ihr Gatte von jener Sage hören und vielleicht Nachgrabungen halten könne. Sie habe diese Ahndung und vermöge sich nicht davon los zu machen. Ich bat sie hierbei, nicht an eine Ahndung zu denken, da sich der plötzliche Einfall und ihre Angst auf eine weit leichtere Art erklären lasse. Meine Schwester hatte nämlich ihren Gatten zuvor schon lange Zeit auf das zärtlichste geliebt.

Unser Vater, ein bei großer Rechtlichkeit auch sehr strenger und oft ohne Noth unbiegsamer Mann, war dieser Liebe so abgeneigt gewesen, daß selbst Franziska's sichtbarer, tiefer Kummer ihn nicht anderes Sinnes machte. Er blieb dabei, daß Föhrenbach zu jung und unerfahren für sie sei. Erst der plötzliche Tod des Vaters gab ihr die Aussicht auf des Geliebten Hand, und sie hatte so lange an der Möglichkeit des Glückes, das sie für das einzige hielt, gezweifelt, daß sie während des ganzen Jahres, welches verschiedene Familienrücksichten zwischen des Vaters Tod und ihre Hochzeit einschoben, noch immer glaubte, der Erreichung ihres einzigen Wunsches werde gewiß, und sei es am letzten Tage vor dem Ziele, noch ein Hinderniß in den Weg treten. Zum Glück waren ihre Besorgnisse vergeblich gewesen. Ihre Freudetrunkenheit, als der Priester ihre Hand in Föhrenbachs legte, war daher auch unbeschreiblich.

Aber eben den lange gehegten ihr gewissermaßen zur Gewohnheit gewordenen Zweifeln, schrieb ich Franziska's Zustand am folgenden Tage zu und glaubte, daß ihre in Hervorbringung düsterer Bilder geübte Einbildungskraft, weil in der Nähe kein Stoff für sie dagewesen war, weiter hinaus nach der alten Sage möchte gegriffen haben.

Diese Erklärung beruhigte auch meine Schwester so ziemlich. Sie wollte hierauf wissen, ob es gut sei, wenn sie selbst des Schatzes, von dem ihr Gatte noch nichts zu wissen scheine, Erwähnung thue. Ich rieth ihr aber über diesen an sich geringfügigen Gegenstand lieber den Zufall, oder, wie ich vielleicht richtiger gesagt hätte, das Geschick einzig und allein entscheiden zu lassen. Uebrigens, fügte ich hinzu, könne ja die

ganze Sache kaum von Folgen seyn, seitdem die Grundstücke unseres Vaters, einem alten Verträge gemäß, größtentheils in die Hände einer Seitenlinie gekommen, und auf mich und meine Schwester kaum ein Zehnthel seiner weltläufigen Besitzungen übergegangen war. Es würde, meinte ich, äußerst sonderbar von Föhrenbach seyn, dem Schatze, über dessen eigentliches Lokal auch nicht eine einzige gegründete Vermuthung da sei, grade auf seinem Grund und Boden nachzusuchen.

Franziska drückte mir dankbar die Hand und bewies durch ihre bald zurückkehrende, gänzliche Ruhe, daß meine Ueberredung nicht fruchtlos geblieben war. Ihre Ehe mit Föhrenbach ward ein Muster für die ganze Gegend. Dazu ging ihrem in seinem Fache sowohl als sonst vollkommen unterrichteten und gebildeten Manne auch in der Wirtschaft alles aufs erwünschteste von statten, und das süßere Glück traf dergestalt mit dem innern zusammen, daß ein zufriedneres Paar sich nicht mehr denken ließ, als ein Ebenbild seines Vaters in Franziska's mütterlichen Armen ruhte. Noch ehe sechs Wochen vorüber waren, hatte sie ihren Kirchgang gehalten, und der kleine Gustav vermehrte mit jedem Tage die Freude der glücklichen Aeltern.

Seit einigen Jahren schon Wittwer und ohne Nachkommenschaft, kannte auch ich keine Freude mehr, als in der Mitte dieses Paares, an das ich nun alle meine Abende verwendete. — Wir waren bald so unzertrennlich geworden, daß ich triftige Entschuldigungen haben mußte, wenn ich einmal die gewöhnliche Stunde meiner Ankunft vorbeigelassen, oder gar nicht gekommen war. Der Himmel glänzte über diesem Hause alle Tage so heiter, wie jetzt hier über uns, und stellte sich ja einmal ein Wölkchen ein, so war es, weil die gewöhnlichen Unpäßlichkeiten der Kinder Gustaven ebenfalls betroffen hatten.

Um so auffallender mußte es mir seyn, als ich eines Abends eine sichtbare Störung, ein Abwenden der Eheleute von einander und sogar zuweilen Thränen im Auge der Mutter wahrnahm, welche nicht einmal durch die außerordentliche Munterkeit des Kleinen der Freude wieder zu gewinnen war.

Meine Schwester sah mich mehrere Mal sehr bedeutend an. Sie schien mir etwas in geheim vertrauen zu wollen. Aber eben als ich im Begriff stand ihr in die Nebenstube zu folgen, nahm mich Föhrenbach beim Arme und sagte: Ein einziges Wort, lieber

Bruder, da wir jetzt grade allein sind. Es ist mir und meiner Frau etwas äußerst Sonderbares begegnet.

Und nichts Erfreuliches, wenn ich mich nur einigermaßen auf's Rathen verstehe! erwiderte ich.

Wie man's nimmt, versetzte mein Schwager. Denke dir einmal, in der vorigen Nacht träumt mir, ich sei allein unten im Garten. Ich besehe die Blumen, die Bäume, und alles glänzt so frisch und wie neu geboren in dem Thau, der eben gar reichlich gefallen ist. Besonders blitzte das umzäunte Wiesenstück rechter Hand wie lauter Smaragden und Diamanten. Ich blieb eine Zeitlang davor stehen, und freute mich recht innig an dem schönen fast wunderbaren Anblicke. Indem ich aber den Hügel in der Mitte ersteige, und oben die Thüre zu den Ruinen des alten Schlosses aufschließe, um die Pappeln, die du hineingepflanzt hast, zu betrachten, fällt es mir außerordentlich auf, daß mehrere von diesen Pappeln dem Eingehen ganz nahe sind, während die andern daneben im üppigsten Wuchse stehn, auch die zeitherige Witterung nicht günstiger für ihr Fortkommen hätte ausfallen können. Da die kranken Bäume aber auf Einem Flecke beisammen stehen, so kommt mir der Gedanke, daß hier wohl ein Schabernack Statt gefunden haben möchte. Dies war mir um so empfindlicher, weil es einen Nachschlüssel zu der Thüre voraussetzte.

Denn der Spaß, einige Pappeln zu verderben, schien mir zu gering, um erst eine Leiter den Hügel herauf zu schleppen und damit über die hohe Mauer zu steigen, deren Wandelbarkeit dies sogar äußerst gefährlich machte. Wer aber dieses künstliche Schloß aufmachen konnte, in dessen Nähe wäre nicht sicher zu wohnen gewesen. Indem ich darüber weiter nachsann, entdeckte ich etwas ganz Wunderbares. Die kranken Pappeln nämlich und der ganze Boden, auf dem sie standen, zeigte keine Spur von dem Thau, der ihre Nachbarn schmückte. Nun geht bekanntlich die Rede, daß dies die Eigenheit solcher Plätze sei, unter denen Schätze vergraben liegen. Ein Grabscheit in der Nähe, von dem ein häßlicher Molch sich bei meinem Anblick entfernt, dient mir zum Fingerzeig. Ich ergreife es, stoße auch im Nachgraben auf einen großen Quaderstein.

Als dieser weggewälzt ist, kommt ein ausgemauertes Behältniß zum Vorschein mit einer Treppe, welche ich

hinabsteige. Hierauf zeigt sich mir eine eiserne Fallthüre, auch wußte ich jetzt auf einmal, daß ich den Schlüssel dazu in einem ganz unbemerkt in der Thüre selbst angebrachten künstlichen Fache zu suchen hatte. Schon zitterte er in meiner Hand, die das Räthsel eben vollends zu lösen gedachte, als ich meine Frau zwischen mir und dem Schlosse händeringend stehen sah. Sie beschwört mich, letzteres uneröffnet zu lassen, so daß ich sie unwillig frage: ob sie denn selber unserm Glücke in den Weg treten wolle. Aber sie behauptet, daß mit dem Eröffnen dieser Thüre eins von uns beiden, oder wir alle zwei zu Grunde gehen müßten. Mein Mißvergnügen über einen solchen Aberglauben ging so weit, daß ich sie mit Gewalt von der Thüre wegschleuderte.

In diesem Augenblicke weckte mich das Krähen des Hofhahns und ich sprang aus dem Bette.

Franziska schlief, aber wie es schien, von unruhigen Träumen gepeinigt, so daß ich in Zweifel stand, ob ich sie aufwecken solle oder nicht.

Der Anblick des Gartens, den ich jetzt vom Fenster aus übersah, bestimmte mich zu letzterm. Wirklich lag er grade so glänzend vor mir, wie in meinem Traume. Besonders reizend blitzte die Wiese herauf, als ob sie mir sagen wollte, komm und finde in der Wirklichkeit wieder, was dir eben im Traume gezeigt wurde.

Ich konnte mich nicht enthalten, geschwind in meine Hauskleidung zu fahren und hinunter zu gehen. Wunderbar genug war es mir sogleich beim Eintritt in den Garten, als ob ich schon mit jedem einzelnen Thautropfen bekannt sei. Kein Gräschen anders als in meinem Traume. Ich erstieg den Hügel, öffnete die Thüre der Schloßruinen, und die kranken unbethauten Pappeln standen auch da. Selbst der Molch bei dem Grabscheite ward meinem Auge nicht erlassen.

Für's erste fing ich auf dem bewußten Flecke das Nachgraben an, und wenn auch der Quaderstein, der sich wirklich vorfand, nicht so leicht wie im Traume wegzuschieben war, so gelang es mir doch nach einiger Anstrengung und die unterirdische Treppe lag vor mir. Aber beim Hinabsteigen erregte mir der Gedanke an das Bild meiner Frau vor der eisernen Thüre ein heftiges Grauen. Eine solche Behandlung hatte im Leben Franziska nie

von mir erfahren, und die Haut schauerte mir bei der Stelle, wo mein Arm, grausam genug, das geliebte Wesen hinweggeschleudert hatte. In dieser Scene verkannte ich mich selber, und war überzeugt, daß wenn auch das wirklich vor mir Liegende sonst ganz wie der wahrhafte Spiegel meines Traumes erscheine, die Aehnlichkeit ihre Grenzen haben müsse, und zum Beispiel nie so etwas in meinem Leben Statt finden könne.

Wirklich fing auch jetzt an die Aehnlichkeit aufzuhören. Denn wie ich eben den Schieber, hinter dem der Thürschlüssel verborgen lag, öffnete, da höre ich oben im Garten ganz deutlich meinen Namen von Franziska's Stimme mit einer Aengstlichkeit ausrufen, bei welcher sogleich alles vergessen war und ich hinaufeilte.

Nun fand ich sie zwar nicht im Garten. Meine Phantasie schien mir den Ausruf untergeschoben zu haben. Allein um ihr keinen Argwohn zu geben, beschloß ich zurückzukehren und die Sache ein andermal vorzunehmen. Hatte ich doch ohnehin immer gehört, daß die Mitternachtsstunde der Hebung von Schätzen am günstigsten sei. —

Meine Frau fand ich im Zimmer ganz außer sich und eben auf dem Punkte, sich anzukleiden und mich aufzusuchen. Sie kommt mir mit offenen Armen entgegen und bestürmt mich so lange und so heftig mit Fragen, wo ich gewesen, daß ich ihr die Entdeckung der Sache im Hauptwerke gar nicht vorenthalten kann. Doch nehme ich Anstand, den Ort selbst und die Nebenumstände anzuzeigen.

So mußte diese unselige Stunde also doch wirklich erscheinen! ruft sie schmerzlich aus, und sinkt dann weinend auf's Sopha hin.

Ich begriff sie nicht. Aber sie sagte: Was du mir entdecktest, wußte ich schon zuvor. Auf meine Frage erzählte sie, daß sie zu der nämlichen Zeit einen furchtbaren Traum gehabt habe. Sie hatte nämlich mit mir vor der unterirdischen eisernen Fallthüre gestanden und ein dreimaliges Wehe über uns aussprechen hören, von dem, wie sie sagte, Mark und Bein ihr noch erschüttert sei.

Und warum dieses Wehe?

Eben wegen des unseligen Schatzes! antwortete sie.

Da sie keine andre Ursache dazu, als eine alte Sage anzugeben wußte, so verwies ich ihr die Sonderbarkeit, vielleicht in einem für ihre reizbare Stimmung allzuheftigen Tone. Aber wer ist seiner eigenen Stimmung allezeit Meister? — Wir verstummten beide auf mehrere Stunden. Endlich näherte ich mich ihr in Liebe. Sie erwiderte meine Zärtlichkeit. Ich entdeckte ihr auf ihr Verlangen, wie weit ich mit dem Schatze gekommen sei. Allein nunmehr verlangt sie von mir die Zusage, um ihrer Liebe willen nicht weiter zu gehen und den Schatz niemals mir anzueignen.

Das dünkte mich doch einer finstern Phantasie allzuweit nachgeben; ich verweigerte daher das Versprechen, und das ist die Ursache unserer beiderseitigen Verstimmung.

Eben als Föhrenbach jetzt noch einen Seufzer an diese Worte hing, kam meine Schwester zurück, ihrer Miene nach unzufrieden, daß ich ihr nicht gefolgt war.

Ich faßte sie bei der Hand und bat sie im Beiseyn ihres Gatten sich zu beruhigen, da ich schon von allem unterrichtet sei. Laßt uns, sagte ich, hier gemeinschaftlich über die Sacke sprechen, denn so werden wir gewiß am weitesten kommen.

Hat dir Föhrenbach auch von meinem Traume erzählt? Fragte sie.

Ich bejahte stumm, und sie fuhr fort: Ach, er war so schrecklich, daß ich einen zweiten dieser Art nicht überleben würde.

Und doch, fiel Föhrenbach zwar verweisend, aber in zärtlichem Tone ein, doch ist alles darin so unbestimmt, bis auf das Wehe, worauf du das meiste Gewicht legest!

O dieses zermalmende Wehe, versetzte sie, dies überschüttet mich mit Eis, wenn ich nur daran zu denken wage. Unbestimmt, lieber Föhrenbach? Als ob alles erst dem Verstande klar werden müßte! Hat nicht das Gefühl gar oft ein weit schärferes Auge als er? Und hat nicht auch dein Traum sogar mich auf eine betrübte Weise in die Sache verflochten?

Föhrenbach glaubte das letztere, als nicht zu dem weissagenden Traume gehörig, einer Einmischung seiner Einbildungskraft zuschreiben zu müssen, und suchte dies durch den nachher im wahren Zustande ihm vorgekommenen Laut von

Franziska's Stimme noch wahrscheinlicher zu machen. Dann drückte er sie stumm an sein erweichtes Herz. Aber sie wiederholte kopfschüttelnd ihre Bitte um das erwähnte Versprechen, und zwar mit der innigsten Rührung und einer Beredsamkeit, zu welcher es der Verstand ebenfalls noch nie gebracht hat.

Hiervon überwältigt sagte Föhrenbach, ja, ich verspreche es, wenn dein Bruder deiner Meinung beitreten will. —

Und warum sollte ich nicht? fragte ich. Was fehlt Euch denn noch zum Glücke? Wozu bedürft Ihr eines irdischen Schatzes, da ihr den himmlischen, die Zufriedenheit, in so reichem Maße bei Euch habt?

Ich erzählte nunmehr meinem Schwager von Franziska's Besorgniß am Tage nach der Hochzeit, und brachte es auch wirklich dahin, daß er noch an demselben Abende mit mir nach den Ruinen ging, den Stein wieder an seinen Ort schob und alle Spur des Nachgrabens zu verwischen suchte. — —

Allein die Unruhe, einen Schatz zu besitzen, ohne davon Gebrauch zu machen, überfiel ihn wieder von Zeit zu Zeit. So gut auch seine ökonomische Lage war, so hatte er doch manchen Wunsch nach neuen Einrichtungen und Verbesserungen, die sich von seinem und Franziska's Vermögen nicht bestreiten ließen. Der Schatz wäre ihm hierzu trefflich zu statten gekommen, der Schatz, nach dem ihn, wie er glaubte — so sichtbar — eine höhere Hand hingewiesen hatte. Denn meiner Schwester Traum, der dem widersprechen konnte, kam bei ihm gar nicht in Betracht, weil er ihn als eine Folge ängstlicher Erinnerungen ansah, da hingegen der seinige eine ihm vorher ganz fremde Idee herbeigeführt und deren Wahrheit auch zugleich auf die merkwürdigste Weise bescheinigt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß Föhrenbach unter solchen Umständen seiner Gattin öfters anlag, ihm das Versprechen zu erlassen, welches er für das unüberlegteste hielt, das ein Mann jemals gegeben hatte. Aber Franziska, so nachgebend sie gewöhnlich gegen ihn war, bestand diesmal hartnäckig auf der Zusage.

Diese ganz entgegengesetzte Gesinnung brachte über die sonst so musterhafte Ehe ein Unglück, das um so trauriger für das Paar seyn mußte, je beneidenswerthere Tage es zuvor

genossen hatte. Der Tod des Kindes machte das Geschick der armen Leute bald noch unseliger.

Meine nur allzuoft versuchte Vermittelung blieb ohne alle Frucht, ja sogar meine, mir selbst jetzt peinlichen, Besuche konnten beiden nicht anders als lästig fallen, weil durch sie das Paar, das jetzt nur abgesondert ein erträgliches Leben führte, zum Verein gewissermaßen genöthigt wurde. Daher glaubte ich auch mir und den armen Leuten selbst, meine Entfernung aus der Gegend schuldig zu seyn.

Das Gut, welches ich auf meiner aus Mißmuth unternommenen Reise zufällig hier zu kaufen fand, gefiel mir, und es trifft sich recht passend, daß ich das unglückliche Loos meiner nächsten Verwandten als ein erschütterndes Warnungsbeispiel meinen lieben neuen Bekannten und Nachbarn jetzt aufstellen kann. —

Und der Schatz noch immer ungehoben? fragte einer der Anwesenden.

So hoffe ich wenigstens. Denn ob ich schon nicht weiß, ob er aus unrechtem Gute bestehe, oder was es sonst für Bewandniß mit ihm habe, eine innere Stimme versichert mich zu bestimmt von dem Unheile, welches aus seiner Befreiung erwachsen würde, als daß ich ihr meinen Glauben versagen möchte. — —

Kaum eine Woche nachher saß man an einem schönen Mondscheinabend grade wieder so beisammen und die Schatzgräberei kam auf's neue zur Sprache. Es war hauptsächlich die Rede von den schauerlichen Scenen, welche nicht selten die Gier nach Schätzen bestrafen, als eine Mannsgestalt herbeigeschlichen kam, dessen bleiches Gesicht, vom Monde beleuchtet, ein wahrhaft furchtbares Gepräge hatte.

Wer ist das? hieß es, während der Fremde dem neuen Gemeindemitgliede in die Arme stürzte. Föhrenbach! rief Herr Grund diesem erschüttert zu.

Luft, Luft! sprach der andere, und Grund verließ mit ihm die übrigen. Sie hatten beide noch kein Wort gesprochen, als sie auf seinem neuen Gute angekommen waren.

Was bringst du mir? fragte endlich Herr Grund.

Mich selbst und mein Elend. Meine Lippen sträuben sich es auszusprechen. Aber lies, und vergieb mir, wenn du 's im Stande

bist.

Hierzu übergab er ihm ein Papier, dann warf er sich mit Verzweiflung an seines Schwagers Brust und dieser sagte: Was auch dies Papier enthalten mag, ich werde dich nicht verlassen.

Nur Vergebung bedarf ich.

Von Herzen.

Habe herzlichen Dank, und nun lies und laß mich in ein anderes Gemach. Ich kann die Wirkung meiner Schrift auf deinem Gesichte unmöglich mit ansehen.

Herr Grund wies hierauf seinem Schwager ein Zimmer an, eilte mit schwerer Ahndung zurück und las folgendes:

Zu dir, mein brüderlicher Freund, wollte ich eilen und dir alles entdecken. Aber woher die Worte nehmen? Und nun, da ich es niederzuschreiben gedenke, nun fehlt es mir gar an Buchstaben für die Schrecknisse, die deiner warten. Aber sie sollen herbei, und müßte ich darüber vor Schmerz untergehen. —

Du weißt, in welchem entsetzlichen Zustande du mich verließest. Ich brauche nur zu sagen, daß meine Begierde nach jenem unseligen Schatze von Tage zu Tage mehr überhand nahm. Sie überwand am Ende meine Zusage gänzlich, und ich mache mich vorgestern in der Mitternachtsstunde still aus dem Bette, gewinne auch die Stubenthüre, ohne meine Frau aufzuwecken, welches bei dem leisen Schläfe, den sie seit einiger Zeit hat, kaum zu erwarten war. Ich eile in den Garten; an den bewusten Ort. Der Stein wird weggewälzt, dann hinabgestiegen und die eiserne Thüre geöffnet. Aber damit ist es nicht gethan, wie ich nun sehe. Ein neues Gemäuer stellt sich meiner Ungeduld entgegen und ich fliege zurück nach Werkzeugen, die ich auch bald im Garten finde.

Unglaublich ist es, mit welcher Schnelle meine unselige Begierde die größten Steine theils aufgräbt, theils zermalmt, und ich möchte fast unsichtbaren Beistand argwohnen, wenn ich bedenke, daß ein Werk, worauf man einen halben Tag Arbeit rechnen könnte, in einer halben Stunde so weit zu Stande gebracht war, daß bereits der eiserne Kasten, welcher den Schatz in sich faßt, vor meinen Augen lag. Mit zitternder Hand lange ich schon danach, aber ein steinerner Pfeiler ruht noch auf

der einen Seite des Kastens. Ich greife von neuem nach dem Werkzeuge.

Meine Ungeduld, oder — vielleicht gar eine fremde, furchtbare Gewalt, haut so tief in das Gemäuer, daß die Decke darüber zu schwanken anfängt. In demselben Augenblicke vernehme ich einen Schrei; deutlich von der Stimme meiner Frau. Ihre und deine Warnung umschwebt mich grauenvoll. Das Gebäude über mir wankt immer heftiger, und indem ich eile, mich nach der feststehenden Seite der Treppe zu retten, stürzt das Gewölbe und meine Franziska mit ihm herunter.

Zugleich unversehrt und auch zermalmt ergreife ich sie. Aber Schrecken und Fall wirken vereint. Sie stirbt in meinen Armen, nachdem sie mich in abgebrochenen Worten errathen lassen, daß sie mich im Bette vermißt hatte, und mir in ihrem, leider nur allzugegründeten Argwohne nachgeeilt war, um mich von der Ausführung meines Vorhabens abzuhalten. Ihre Vergebung, die ich noch erhielt, ist das einzige, was ich von Trost aus dieser Welt mit hinwegnehme. Vergieb auch du mir, und sei glücklich.

So sah denn Herr Grund seine schlimmste Ahndung in Erfüllung gegangen. Der Schluß des Schreibens schien ihm fast einen zweiten gewaltsamen Tod anzukündigen, daher glaubte er eilen und seinem Schwager die Hand bieten zu müssen. Zu spät. Der Unglückliche von seiner Verzweiflung aus dem Fenster gestürzt, wurde eben halb zerschmettert die Treppe herauf gebracht, als Herr Grund ihn auf seinem Zimmer suchen wollte. Er lebte nur noch wenig Augenblicke.

Unmittelbar nach seiner Bestattung reisete Herr Grund, als der einzige Erbe auf das Föhrenbachsche Gut. Zuvor jedoch unterließ er nicht, die traurige Ergänzung der erzählten Geschichte seinen neuen Bekannten mitzutheilen. —

Was aus dem Schatze geworden ist, weiß zur Zeit niemand. Fast kann man besorgen, daß selbst der so verständige Herr Grund von dem Glanze desselben geblendet, seiner Ueberzeugung untreu geworden, und trotz der bedenklichen und fürchterlichen Vorgänge sich doch wirklich ebenfalls an dessen Hebung gewagt habe. Wenigstens ist er kurz nach Antritt der Erbschaft plötzlich verstorben. Bei den Nachgrabungen, welche

nach seinem Tode die Obrigkeit veranstalten ließ, hat sich zwar der eiserne Kasten, aber ganz ausgeleert vorgefunden.

Fünftes Bändchen.

Leipzig. 1815.

[Auch veröffentlicht als: „Wunderbuch“ — 1. Band.]



Der Heckethaler.

Vor mehrern hundert Jahren, als eben einmal ein rother, herrlicher Sonnenuntergang die Einförmigkeit des Waldes mit mannichfachen Lichtern und Schatten belebte, kam ein junger Gesell des Weges, nahm grade da, wo die Straße auseinander ging, sein schweres Bündel vom Rücken; und setzte sich unter einem alten Tannenbaume nieder. Seine schwarze Trauerkleidung stand seltsam genug zu dem muntern, jugendfrohen Gesichte, das der heiße Tag zwar tüchtig in Schweiß gebracht, dennoch aber durchaus mit keinem unfreundlichen Zuge belästiget hatte. Wohlgemuth strich der junge Mann das hellglänzende Haar aus dem großen, blauen Auge, sah auf das Bündel neben sich, und dann nach dem Himmel hinauf, gleichsam als ob er diesem nicht genug Dank dafür sagen könne.

So saß er denn bis der rothe Sonnenglanz völlig verschwunden war, und das bläuliche Mondlicht ihm eine leichtere Wanderung verhiieß. Nur hätte er zuvor noch gern einen Menschen gesehen, theils um ihm seine innige Freude an Erde und Himmel mitzutheilen, theils um zu hören, welches der rechte, und wo möglich nächste, Weg nach Augsburg sei. Denn obgleich er dort schon gewesen war, so hatte er doch von dieser Seite die Reise noch niemals gemacht.

Wirklich bewegte sich jetzt durch das Dickicht etwas heran. Auch entdeckte sein gutes Auge bald, daß es ein menschliches Wesen war, was späterhin in Gestalt eines Köhlers an ihm vorüberging.

Guter Freund, so rief der Reisefertige ihn an, ohnfehlbar seid Ihr unter diesen Bäumen zu Hause, sagt mir daher doch, wie ich am schnellsten nach Augsburg kommen mag?

Da könnt Ihr mich auf diesem Fußsteige begleiten. Bei ganz gemächlichem Schritte müßt Ihr dann nach Tagesanbruch vor der Stadtmauer seyn.

Das war unserm Wanderer eine gar angenehme Post. Denn so gern er auch das schwere Bündel aus seinem Rücken trug, so fehlte ihm doch lange schon jemand, der ihm die Last seines

Glückes tragen hälfe. Die theilnehmendste Miene hatte der Köhler freilich nicht. Sein Auge sah aus den Büschen der Augenbraunen so starr und lieblos über die Habichtsnase in die Welt hinein, als ob sein Herz längst mit zu Kohle verbrannt seyn müsse. Dazu klang seine Stimme so rauh und unerfreulich, daß es dem Reisenden auffiel. Doch schalt er sich selbst wegen seines anfänglichen Mißtrauens gegen den Alten. Ist er ja doch ein Mensch, dachte er. Was kann er dafür, daß ihm Gott kein einnehmender Gesicht verliehen und vielleicht der Kohlenstaub seine Stimme verdorben hat? Zudem sähe er auch wohl einnehmender aus, wenn die schwarzen Spuren eines traurigen Gewerbes seine Züge weniger entstellten! — Dabei ging des Jünglings Blick zum Himmel hinaus, dankend für Gestalt und Gewerbe, womit er sich dagegen so wohl versehen fühlte.

Führen Euch Geschäfte nach Augsburg? so fragte der Köhler, als sie den Weg schon angetreten hatten, und eine solche Frage war es eben, was der Erzählenslustige schon eine Welle erwartete, weil er so unter dem Vorwande einer erschöpfenden Antwort sein Herz besser, als ohne äußere Anregung, entschütten zu können glaubte.

Ja wohl, Geschäfte, versetzte er, und recht süße und liebe obendrein!

Hm, sagte der Andre, in dieser schlechten, nahrlosen Zeit wird es nicht jedem so gut. Laßt mich drum doch etwas von diesen Dingen und Euerm ganzen Treiben vernehmen.

Ich bin, so fing hierauf der Jüngling an, ich bin von Schwabmünchen, und meines Zeichens ein Schieferdecker, wie mein Vater seliger auch gewesen ist, heiße auch Franz Pilsner, wie er. Es gab große Noth in meiner lieben Eltern Hause, als ich das Handwerk ergreifen wollte. Die Mutter nämlich hatte viel dagegen. Mein Schatz, so sagte sie einstmals beim Frühstück zum Vater, als wieder die Rede darauf kam, ich habe ja Todesangst genug, wenn ich dich oben in den Lüften herumklimmen sehe, soll ich denn nun auch noch den einzigen Sohn deiner fährlichen, wenig lohnenden Handthierung abgeben?

Bei dieser Rede wurde mir so übel zu Muthe, daß ich den Löffel kaum zum Munde bringen konnte. Denn ich hatte ein gar zu großes Wohlgefallen an der Schieferdeckerkunst und wußte

recht gut, daß der Vater der Mutter Bitten und Wünschen immer gern zu Gefallen lebte. Diesmal aber war es nicht so; vielmehr sagte er: das heißt nicht wie eine gute Christin sprechen, mein Schatz. Habe ich dir doch tausend und aber tausendmal gesagt, daß ohne des Herrn Willen kein Sperling vom Dache fällt. Wie magst du denn noch immerfort glauben, daß ein Mann, den sein Beruf hinauf in die Luft führt, der dort die heiligen Häuser des Allerhöchsten vollenden muß, daß ein solcher Mann weniger unter seiner Obhut stehe, als ein geringer Vogel? Und was den schlechten Lohn anlangt, so frage ich dich, wann sind wir, ich, du und unser Franz, hungrig zu Bette gegangen? — Daß wir nicht Mammon zurücklegen können, ist wahrlich kein Unglück. Wenn nur unser Kind in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auswächst, dann wird der, der die Lilien aus dem Felde kleidet, ihm seine Nahrung auch zukommen lassen. Hiermit hob er die Hände auf und betete: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und aus Erden, wer sich verläßt auf Jesum Christ, dem wird der Himmel werden. —

Aber, was ist Euch? so unterbrach der junge Schieferdecker hier seine Erzählung selbst, als sein Blick aus den Begleiter fiel, dessen Gesicht sich recht widerwärtig verzogen hatte.

Krämpfe, weiter nichts, antwortete der Alte, und Franz fuhr also fort: Schon glaubte ich, daß Ihr Anstoß nähmet an dem Verse, der freilich von einem lutherischen Probste, mit dem mein seliger Vater, wegen eines Kirchenbaues viel zu thun hatte, an ihn gekommen ist. Er hatte überhaupt manches von dem Probste angenommen, auch einige schöne Lieder bei Seite gelegt, und pflegte zu sprechen: Ob ich schon bei meinem wahren Glauben bis an's Ende verharren will, so scheint mir doch manches, was Luthers Anhänger sagen, recht gut und tröstlich. Auch würde ihnen ja die Obrigkeit sonst keine Kirchen zugestehen! — Doch aus meine Geschichte zurückzukommen: Als der Vater denn so betete, da faltete auch die Mutter ihre Hände andächtig mit. Dann aber weinte sie sehr und nahm mich beim Kopfe und herzte und küßte mich.

In Gottes Namen denn! sprach hierauf der Vater und sie machte keine Einwendung weiter. Doch war sie nicht immer so gefaßt, und in der Folge brannten mich ihre rothen Augen manchmal tief im Herzen, wenn ich Abends mit dem Vater

seliger nach Hause kam. Ich hätte aber die Handthierung nicht ausgeben mögen, um aller Welt Wunder nicht. Denn Ihr könnt gar nicht glauben, wie köstlich es ist, da droben von der Spitze eines heiligen Gotteshauses herunterzusehen, aus die kleinen Städte und Dörfer und Menschen, denen schwindelt, wenn sie von der Erde, an der sie kleben, hinausblicken und dort einen gewahr werden, der dem Himmel so nahe lebt. Nicht glauben könnt Ihr's, wie das Herz so weit und groß wird in den blauen Lüften, dicht unter dem Auge des Herrn, an dessen irdischer Wohnung man arbeitet! —

Die Krämpfe des Köhlers schienen zuzunehmen; denn sein Gesicht warf immer häßlichere Falten. Daher fragte der Schieferdecker wohlwollend, ob vielleicht das Sitzen ihm besser thun würde. Aber der Alte schüttelte den Kopf. Laßt Euch davon nicht irren, sagte er, und gebt mir nur mehr von Eurer Historie. Wo möglich, so behaltet den Ueberfluß an Bemerkungen und Nebendingen im Sinne, weil Manches davon wie gute Lehren aussieht, wogegen das Alter nicht sehr empfänglich ist.

Nach Euerm Gefallen! versetzte Franz weiter erzählend: Da ich sonach mein Werk mit Liebe trieb, so verging mir die Lehrzeit, ich wußte kaum, wie. Auch hatte ich die Freude, meine Mutter mit mir und meinem Stande zufrieden zu sehen, als sie von meiner Tüchtigkeit hörte, und am Tage, wo ich losgesprochen ward, die Meister meinen Kenntnissen das beste Zeugniß ertheilten.

Während meiner Gesellen- und Wanderjahre halte ich Gelegenheit, manche schöne Arbeit zu fertigen, und wie ich zurück in der Aeltern Haus kam, war mein Vater schon so schwach geworden, daß er wenig mehr verrichten konnte. Ich ward daher Meister, und erhielt durch ihn gleich Anfangs eine schöne Kundschaft, so daß ohne mich in der Gegend so leicht keine Kirche gedeckt oder erneuert wurde.

Eine gar schlimme Zeit stand ich während seiner letzten Tage aus. Auch sie ging jedoch vorüber, und es gewährt mir noch immer Beruhigung, wenn ich seiner Todesstunde gedenke. Ach, er starb gar so schön! In der Entzückung sah er rings um sich einen Kreis frommer Heiligen und Wunderthäter, von deren Abglanz sein eigenes Gesicht schon wie im Sonnenlichte der Verklärung uns anlächelte. —

Weiter, nur weiter! rief der Köhler ungeduldig, und laßt den Alten in der Grube seyn. Weiß man doch schon, was es bei Begräbnissen für Umstände ohngefähr geben kann. Kommt zu dem, was nun mit Euch wurde, und ob ihr ledig bleibt, oder heirathet. —

Wenn's meiner Mutter nachgegangen wäre, fuhr Meister Pilsner fort, so hätte ich sogleich nach der Trauerzeit dazu gethan. Aber ich hatte damals die Rechte noch nicht kennen gelernt und eine Andere stand mir nicht an. Und da ich in der Gesellen- und Wanderzelt mich immer gehütet hatte, ein vorschnelles Bündniß einzugehen, wie nahe mir's auch einigemal gelegt worden, so wollte ich als Meister nicht unbehutsamer verfahren. Ich hatte darüber fast tagtäglich meinen Streit mit der Mutter, bis ich eines Tages nach Augsburg wandern mußte, um einen dortigen sehr schadhafte gewordenen Kirchenturm zu erneuen. Da lernte ich denn einen Steinmetz, den Meister Hans Holding, kennen, einen wackern, goltesfürchtigen Mann, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand, und auch Gefallen daran hatte, wenn ich ihm von dem meinigen erzählte.

Der Mann besaß eine Tochter, Aennchen mit Namen, eine Jungfrau von sechzehn Jahren, wie ich noch keine gesehen hatte. Da war es das erste Mal, daß ich mit Ernst an's Heirathen dachte, und der Gedanke ward immer fester und lebendiger in mir, denn eine, frömmere Hausfrau und bessere Wirthin war wohl weit und breit nicht aufzufinden. Hätte ich nur gewußt, ob sie mich leiden möchte, dann wäre mein Erstes gewesen, bei Meister Hansen um ihre Hand anzuhalten. Aber das sittsame Kind war hierin durchaus nicht zu ergründen. Sie schlug bei meiner, wie bei jeder männlichen Anrede, die Augen nieder, und antwortete kurzweg. Daß sie dazu bisweilen roth wurde, das glaubte ich gar nicht mir zu Gunsten auslegen zu dürfen.

Ein Umstand, der mich jetzt einige Tage von dem Besuche des Steinmetzen abhielt, war mein Verdruß über einen Mann meines Handwerks, den ich, um den Thurm desto früher zu vollenden, mir weither verschrieben hatte. Ich war dem Rufe, dessen er in unserm Fache genoß, ganz allein nachgegangen, und fand nun, als er kam, einen verwilderten, von aller christlichen Demuth weit

entfernten Gesellen, der, wo sich's thun ließ, das Heilige und Ehrwürdige mit seinem Spotte zu besudeln suchte.

So sollte denn an dem Werke, das ich mit Liebe und Andacht angefangen, ein Mann arbeiten helfen, in dessen hoffärtigem Herzen weder Liebe noch Andacht Platz nehmen konnte!

Ich machte mir um so mehr Vorwürfe darüber, da seine Anherkunft ganz allein mein Betrieb gewesen war und ich nun solchemnach selbst den Thurmbau verwahrloset zu haben glaubte.

Mein Unmuth über das alles war so groß, daß ich mich fürchtete, Andere damit anzustecken und deshalb mehrere Tage nach dem Feierabende in meiner Klause allein zubrachte.

Aber die Sache drohte nur schlimmer zu werden. Mein Mitmeister hatte die erste Zeit seines Dortseyms, ohne alle Noth und Ursache in benachbarten Wirthshäusern verloren, und kam jetzt eines Morgens plötzlich, um mich nach dem Thurme abzuholen und dort mit zu arbeiten. Schon auf dem Wege dahin hatte ich viel Aergerniß. Auf mein Ermahnen, als wir die Thurmterre hinaufgingen, daß es nun wohl Zeit werde, zu bessern, gottseligen Gedanken und Reden, gestand er unverholen, er habe dergleichen zu keiner Zeit.

Da wandelte mich ein Grauen an vor dem Manne. Ich fragte, ob ihn denn droben in der Luft kein Schwindel befallte, wenn er seine Arbeit ohne Andacht und Gebet anfange, welches mich ganz allein auf dem Genspfade unseres Handwerkes sicher stelle.

Aber er lachte dergestalt, daß die engen Wände wiederhallten, und ich nothgedrungen war, ihm diese Ungebühr ernstlichst zu verweisen.

Das Strafgericht blieb nicht aus. Kaum hatte er sich oben zur Arbeit angeschickt, als sein Fuß ausgleitet, und er vom hohen Thurme auf den Platz hinunterstürzt.

Wie ich nun zitternden Schrittes die Treppe hinab und unten zur Kirche herauskomme, da ist bereits ein dicker Haufe Volks um den Todten versammelt und nicht weit von mir fragt eine Stimme: Um Gotteswillen, der Schieferdecker, ist's wahr?

Da wende ich mich eiligst um, denn ich kenne die Stimme, und ihr angstvoller Ton drang mir durch Mark und Bein. Und siehe da,

es war wirklich Aennchen, des Steinmetzen liebliche Tochter, deren rothblühendes Gesicht der Schrecken in bleichen Schnee verwandelt hatte.

Aennchen! rief ich ihr zu. Da erblickte sie mich und sprach: Gott Lob und Dank, Ihr also nicht, Meister! Dazu reichte sie mir voll Freude die Hand und schöner als ihr Gesicht damals, kann der Cherub am Throne schwerlich leuchten.

Des Schieferdeckers Fall war ihr zu Ohren gekommen, und da sie von dem neuen Gehülfen nichts wußte, hatte sie mich für den Verunglückten gehalten.

Ob sie schon merkte, daß ihre Angst und die darauf folgende plötzliche Freude sie verrathen hatten und sich daher sogleich zurückziehen wollte, so wußte ich doch nun, wie ich mit ihr dran war und rief: Aennchen, liebstes Aennchen, der Augenblick will mir wohl, drum frage ich sogleich, darf ich bei Euerm Vater um Euch werben?

Da kehrte sich zwar ihr Auge zur Erde, aber ihr Herz, so fühl ich, blieb doch bei mir. Dazu sagte mir, wie sie mich nun verließ, der halbe Abschiedsblick, daß mein Wunsch auch gewiß der ihrige war.

Je freundlicher mich das Glück ansah, desto eifriger ward nun mein Gebet für den Verunglückten und daß sein zeitlicher Tod ihn von der ewigen Strafe erlösen möchte. Zugleich bestärkte mich sein und mein Schicksal darin, daß alles mit Gott anzufangen sei, und ich arbeitete noch den ganzen Tag freudig und unverzagt an dem Kirchenbaue.

Abends machte ich mich bei Zeiten aus den Weg zu Meister Holdingen, den ich allein fand, und brachte, da ich sein Wohlwollen gegen mich kannte, mein Wort sogleich ohne Scheu und Rückhalt an. Aber zu meinem großen Erschrecken schüttelte der Mann den Kopf.

Ihr seid mir lieb und werth, Meister Pilsner, sagte er, doch weiß ich aus Euerm Munde, daß Ihr bis jetzt nichts habt erübrigen können. Mir ist es nicht besser gegangen; daher darf meine Tochter weder auf Mitgift noch auf Erbe rechnen. Was aber soll aus ihr werden, wenn ich todt bin, und Ihr vielleicht zu gleicher Zeit aus der Welt gehen solltet. Alle Ehre Euerm Handwerke, es ist schön und zwiefach schön, wenn man Euch davon reden hört.

Aber es ist auch höchst gefährlich, wie der heutige Tag erst bewiesen hat. —

Hier unterbrach ich ihn und suchte ihm den Grund zu dem Unfälle in meines Mitmeisters Frevel zu zeigen. Doch er schüttelte abermals den Kopf und stellte Beispiele von — wie er sagte — sehr frommen Schieferdeckern auf, die ihren Tod also gefunden hatten. Vergebens waffnete ich mich mit den Gründen, die mein seliger Vater sonst immer gegen die Mutter zu Erhebung unserer Handthierung gebraucht hatte. Er könne, sagte er, mir seine Tochter nur dann geben, wenn ich etwas zurückgelegt haben würde, wovon sie ihr Witthum in Ehren hinzubringen vermöge.

Da nun sobald an ein solches Glück nicht zu denken war, so machte mich sein Starrsinn sehr traurig. Denn ich hatte zwar in meiner Heimath einen reichen Rechtsgelehrten zum Vetter. Der aber wollte mir übel wegen meines Gewerbes, das seinem hochmüthigen Sinne zu gering dünkte; weshalb er auch in früherer Zeit alles anwendete, mich davon abzuziehen, und mir, als nichts fruchten wollte, sein Haus gänzlich verbot.

Späterhin hatte ich mehrmals versucht, ihn mir wieder zu gewinnen. Doch alles umsonst. Er erklärte, daß er nichts von mir wissen, und daß ich, obschon sein nächster männlicher Verwandter, auf keinen Pfennig Erbe von ihm rechnen möchte.

Aennchen, als sie von ihres Vaters Gesinnung hörte, ward über alle Maßen betrübt, und da auch ihre Vorstellungen nicht anschlugen bei ihm, so entdeckte sie mir eines Tages, daß sie nach vielem Ueberlegen gefunden habe, ein Sprung in den Fluß würde ihr am besten von ihrem Unglücke helfen. Darüber entsetzte ich mich denn außerordentlich, stellte ihr vor, daß nur der böse Feind ihr diesen Gedanken eingegeben habe, von dem sie sagte, daß er gar nicht aus ihrer Seele weichen wolle. Meine Bitten und ihr Gebet brachten es aber endlich so weit, daß davon nicht mehr die Rede war. Ach, ich durfte ihr gar nicht sagen, daß mir selber oben auf dem Thurme die Verzweiflung manchmal eingab, meinem Leiden durch einen Sturz hinunter ein Ende zu machen! Aber das Gebet, das ich nie unterließ, stärkte auch mich gegen den bösen Satansrath, so daß ich den Kirchthurm glücklich zu Stande brachte.

Beim Abschiede, der, wie Ihr leicht denken könnt, gar bitter und schmerzhaft war, versicherte mir Aennchen von freien Stücken, sie werde mir treu bleiben, und nie einem Andern angehören. Ihr Vater machte zwar eine finstre Miene, doch sagte er weiter nichts dazu, drückte mir auch herzlich die Hand. —

Ihr werdet begreifen, daß ich allen Sinn und Witz anstrengte, um zu sparen und die Bedingung zum Glücke meines Lebens zu erfüllen. Allein meinem heißen Verlangen nach der Vereinigung mit Aennchen förderte es dennoch nur schlecht. Desto froher mußte mich die Nachricht machen, daß mein reicher Vetter, von der letzten Krankheit plötzlich überfallen, auf seinem Todbette endlich doch in sich gegangen war und mich zum Erben eingesetzt hatte. Da bin ich denn nun, trage das Erbtheil in schönen Goldstücken bei mir, und freue mich für's Erste auf nichts so sehr, als auf den Augenblick, wo ich das blanke Geld vor Meister Holdingen hinschütten werde. So verläßt doch Gott keinen, der ihm vertraut, und wer weiß, ob er nicht schon früher auch hierin auf irgend eine Weise an mich gedacht, hätte ich meinen Kleinmuth immer besser bezwingen wollen. —

Meister, so sagte der Köhler, als Franz inne hielt, Ihr habt noch ein gutes Zutrauen zum Leben und dessen zufälligen Geschenken. In meinen Jahren weiß man besser, wie viel darauf zu bauen ist. Warum seht Ihr mich so mißtrauisch an? Doch wohl, weil meine Rede Euch nicht wohlgefällt. Aber die Wahrheit ist stets ein bitteres Kraut gewesen. — Um nur bei Euch und Euerm Gelde hier stehen zu bleiben, gesetzt nun alles gelänge, und Ihr bekämt Aennchen wirklich; meint Ihr, daß Euch damit ein ewig heiteres Paradies aufgeschlossen sei? Wenn auch — was fast die Unmöglichkeit setzen hieße — alles mit der Frau nach Wunsche ginge, so werden andere Dinge, zum Beispiel das Geld, Euch nun zu schaffen machen.

Zeither habt Ihr bloß von Euerm Verdienste gelebt, und wißt noch gar nicht, was Gold und Silber für gefährliche Metalle sind, und wie sie den Eigentümer treiben und drängen, aus ihre Vermehrung auszugehen. Erst werdet Ihr zu thun haben, Euer Geld sicher unterzubringen. Es wird Euch, wenn es nicht sogleich möglich ist. Euern ruhigen Schlaf kosten, und, wenn es in fremde Hände übergeht, immer der Gedanke quälen, ob an der Sicherheit nicht noch etwas ermangle. Mit Einem Worte,

wenn Ihr vorher durch das Entbehren der Braut unglücklich waret, so werdet Ihr Euch bald durch Eures Geldes Besitz noch unglücklicher fühlen. Es kommt dazu, daß Ihr mit Gelde überhaupt nicht umzugehen wisset und viel zu offenen Herzens seid, für einen begüterten Mann.

So meint Ihr wohl, versetzte Meister Pilsner, ich möchte meinen freien, frohen Sinn um so schlechten Metalles willen verläugnen oder aufgeben?

Eins oder das andere! antwortete der Köhler. Zu fremden Herzen ist Geld oft der Schlüssel, aber das eigne Herz des Geldbesitzers muß ewig verschlossen seyn, will er nicht stets in Gefahr kommen, jenes Hauptschlüssels verlustig zu gehen. So entdeckt Ihr mir, einem Unbekannten, bei Nacht, im Walde, den Schatz, den Ihr mit Euch führt; wie unklug! Wenn ich nun jetzt wegginge, um mit Gehülfen zurückzukehren, und Euch des Schatzes, ja wohl gar des Lebens zu berauben?—

Der Fall, den der Köhler hier setzte, hatte Franzen wirklich stutzen gemacht. Er ward aufmerksam auf das Unbesonnene seiner Mittheilung und dankte dem Warner.

Seht mich an, fuhr dieser lächelnd fort. Unstreitig meint Ihr, daß unter so altem, abgenutztem Kittel schwerlich etwas von Geld und Gut verborgen seyn könne. Gleichwohl würde ich sehr anstehen, mit Euch zu tauschen, was auch Euer Schatz betragen mag. Auch könnte ich es nicht wohl, wenigstens nicht ohne Euch — was ferne von mir sei! — schändlich zu betrügen, weil das Geldstück, das ich besitze, nur in meiner Hand wucherliche, aber sehr wucherliche, Zinsen trägt.

Dabei zog er einen harten Thaler hervor und sagte: Betrachtet diese Münze und Ihr werdet nichts Auffallendes daran entdecken. Dennoch hat sie vor vielen ähnlichen das voraus, daß sie dem rechtmäßigen Besitzer in jeder Nacht ein gleichgroßes Geldstück zubringt.

Wohl also gar ein sogenannter Heckethaler? fragte Franz das Stück mit Verwunderung ansehend. Ich habe immer keinen rechten Glauben gehabt an die Wahrheit der Sache.

Von der könnt Ihr Euch bald überzeugen. Leert einmal eine meiner Taschen, und legt, damit keine Täuschung möglich sei, den Thaler mit eigener Hand hinein. Mit Anbruch des Morgens,

dem wir entgegensehen, untersucht dann die Tasche wieder, und wenn hernach nicht Zwei, statt Eines Geldstücks, darinnen liegen, so mögt Ihr mich kurzweg einen Lügner schelten.

Auf des Köhlers nochmaliges Verlangen leerte Franz hieraus wirklich eine der Taschen desselben und that das Geldstück hinein. Darauf sprachen sie noch viel und mancherlei über den Gegenstand, bis endlich der Alte sagte: Wahrlich, Meister, solch ein Thaler wäre, so viel ich Euch kenne, für Euch besser, als jeder andere Schatz, weil der Stamm Eures Vermögens sich dann doch leicht verbergen ließe, überdies dadurch die fremde Habsucht nicht sonderlich gereizt werden kann, weil er in keines als des rechtmäßigen Erwerbers Hand solche Wunder verrichtet.

Hm, erwiderte der Schieferdecker, wo kann man zu dieser Art Geld gelangen?

Davon hernach, wenn Ihr die Wahrheit der Sache geprüft haben werdet. Doch da zeigt sich ja wohl der Morgen schon. Sehet zu in meiner Tasche und das Kunststück wird fertig seyn.

Erstaunt zog Franz hierauf wirklich zwei Thaler heraus, wovon der neue sich durch sein, wie eben erst aus der Münze kommendes Gepräge auszeichnete.

Ei, so sagt mir doch, Lieber, wie solche Geldstücke erworben werden! sprach der junge Mann hastig.

Durch eine nicht allzuschwere Ceremonie, antwortete der Alte. Doch gehört eine andere Jahreszeit dazu. Habt Ihr auf künftigen Winter noch Lust, einen solchen Thaler zu besitzen, so kommt — aber kurz vor Weihnachten — dort in meine Hütte, da sollt Ihr durch mich die nöthige Anweisung erhalten.

Als nun jetzt die leichtschimmernden Vorboten der Sonne an dem Himmel heraufflogen, so verlor Franz mit Einem Male jeden Gedanken an Geld und Gut und sagte: Da hat mich mein seliger Vater noch ein schönes Lied gelehrt, das sich diesmal recht gewaltig nach meinen Lippen herausdrängt. Und er fing mit reiner Stimme an: Wach auf mein Herz und singe den Schöpfer aller Dinge.

Halt, sprach der Köhler finster, den Singsang kann ich unmöglich abwarten. Lebt wohl und vergeßt meine Hütte nicht. Zugleich eilte er, was er konnte, auf diese zu.

Das nahm Franzen Wunder. Daß eine Stimme jemandem so recht im Grunde des Herzens zuwider seyn könne, das hatte er selbst an dem Köhler erfahren, bei dessen Tone ihm allezeit das Herz weh that. Aber sein Gesang war doch ein ganz anderes Ding und in der Vaterstadt so berühmt, daß man, wie er noch zu Hause lebte, ihn überall zum Singen veranlaßte, ja der Bischof ihn gern unter seinen Chorsängern gehabt hätte.

Indessen vollendete er sein Lied, und meinte, daß dessen lutherischer Ursprung das Ohr des altgläubigen Mannes verletzt habe.

Jetzt traten schon die Kirchthürme zu Augsburg hervor und ihre Glockentöne gingen ihm besonders freundlich zu Herzen. —

Im Holdingschen Hause gab es viel Jubel über Pilsners Glück. Der Alte, außer sich für Freuden, herzte und küßte den künftigen Schwiegersohn ohne Aufhören, und Aennchen sah erröthend in diesen Umarmungen ein holdes Bild ihrer eigenen Zukunft. Franz mußte indessen bis zur Heirath die Trauerzeit abwarten und am folgenden Tage wieder zurück, weil er in der Heimath zu thun hatte.

Nun, sagt mir nur, Meister Pilsner, sprach der Steinmetz, warum Ihr Euer Gold mit hierher gebracht? Meint Ihr, ich hätte, wenn Ihr mir von dem Besitze desselben bloß gesagt, Euerm ehrlichen Worte mißtrauen mögen?

Das nicht, antwortete der Bräutigam, aber eines Theils wollte ich Euch doch mit dem blanken Haufen ergötzen, andern Theils ihn hier gerne zurücklassen bis zur Hochzelt.

Nein, Meister, versetzte der Steinmetz, nur das nicht. Mein Haus ist zu ungewohnt, Gold zu beherbergen. Wie leicht könnte etwas damit vorgehen. Tag und Nacht fehlte mir die Ruhe, wenn es in meinen vier Pfählen bliebe.

Franz lächelte über den Scherz, wofür er's Anfangs hielt. Allein bald merkte er, daß es des Mannes völliger Ernst war, und da sich auch niemand Bekanntes sonst in der Stadt fand, wo er das Geld hatte unterbringen können, so sah er sich genöthigt, es am andern Morgen wieder mit zurückzunehmen.

Dieser Umstand wies ihn aus das Unbequeme des Besitzes von Schätzen und die Warnung hin, die ihm der Köhler neulich gegeben hatte. Daher sah er sich aus seiner Rückreise häufig

und schüchtern um, und sie war im Ganzen bei weitem nicht so sorgenfrei, als der Hinweg gewesen war.

Wie, wenn der Köhler bloß, um mich vor ihm sicher zu machen, die Warnung gegeben hätte, dachte er, als er bei seiner Hütte vorüberkam, wie wenn er wirklich Anstalt träte, einen Raub an mir zu verüben! Sein abschreckendes Gesicht, die widerwärtige Stimme, die Scheu vor frommen Gesängen, das alles bestärkte ihn nur mehr in dieser Vermuthung. Daher beschloß er denn auch die Nacht nicht unterwegs, sondern in einem Wirthshause zuzubringen.

Aber sein Schlaf war nicht der beste. Bei jedem Geräusch im Hnäuse und Hofe wachte er aus, einen Einbruch fürchtend, der seinem Eigenthume gälte. Dazwischen träumte er viel, unter andern auch vom Köhler und dessen Heckethaler, und die Vorzüge des letztern vor sonstigem Vermögen traten ihm immer mehr in's Licht.

Zu Hause, wo er am folgenden Tage glücklich anlangte, beruhigte er sich nach und nach, wegen der mit seinem Besitze verbundenen Gefahr. Auch verstärkten sich, je mehr der Eindruck von dem schlimmen Ansehen und der rauhen Stimme des Köhlers aus seinem Gedächtnisse verschwand, die schon früher von Zeit zu Zeit eingetretenen Vorwürfe über den Verdacht gegen den Mann, der ihm doch selbst seine Unterstützung zum Erwerb eines Heckethalers zugesagt hatte.

Der Todesfall seiner geliebten Mutter versetzte Franzen, als er die Trauerkleidung wegen des Veters schon abzulegen gedachte, in eine zweite, schmerzlichere Trauer, und schob den Hochzeittermin bis in das neue Jahr hinaus.

Mit der Mutter Tode fing überdies Franzens Noth, wegen der Sicherheit seines Geldes von neuem an. Denn ein Grundstück, wie er zu erkaufen wünschte, fand sich damals grade nicht, eben so wenig wollte sich ein Mann finden, dem er sein Geld gern anvertrauet hätte. Da nun seine Geschäfte in der Gegend nicht abrissen, so mußte er das ganze Kapital auf Gerathewohl in der einsamen Wohnung zurücklassen, und die Sorgen deshalb begleiteten ihn überall. Er verfiel darum auch häufiger als zuvor auf den Gedanken an das große Glück eines Heckethalers.

Eines Tages, schon tief im Herbste, wo Meister Pilsner zu Deckung eines benachbarten Schlosses berufen war, fand er

beim Mittagessen im Wirthshause einen Mann auf der Ofenbank sitzen, dessen Gesicht ihm sehr bekannt vorkam. Als jener zu sprechen anfing, erinnerte ihn die widerwärtige Stimme auch sogleich an den Köhler, dem die Züge des Fremden außerordentlich ähnelten. Nur schien dieser jünger, als jener, auch trug das Gesicht keine Spur vom Kohlenstaube.

Franz konnte sich nicht enthalten, seiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem Waldbewohner gegen ihn zu gedenken. Da hörte er denn, daß dieser sein Bruder sei, und bald kam die Rede auf dessen erstaunliche Kenntniß der Naturkräfte und höhern Wissenschaften überhaupt.

Beim Glase traulicher mit dem Fremden geworden, erwähnte Franz endlich in Bezug auch diese Wissenschaften den Heckethaler, den der Köhler besaß.

Ja, sagte der Andere, das ist grade der Punkt, um deswillen ich mit ihm zerfallen bin. Während er nämlich, wie ich recht gut weiß, manchem Fremden das Geheimniß, dazu zu gelangen, ohne Umstände mitgetheilt hat, will er gegen mich, seinen leiblichen Bruder, nicht damit heraus, und bloß darum nicht, weil ich, seiner Meinung nach, kein rechter Hauswirth bin, und dergleichen Dinge nur der Ordnung zu gut kommen sollten. — Indessen weiß ich jetzt auch ohne ihn zu solch einem Kleinod zu gelangen, und denke es nächste Weihnachtsnacht in's Werk zu setzen. Zwar versteht mein Bruder die Sache unfehlbar leichter abzuthun, denn meine Art, den Heckethaler zu erwerben, hat allerdings ihre Schwierigkeiten. Aber, besser doch die größere Mühe nicht geachtet, als die Sache ganz aufgegeben. Und, wie gesagt, in kurzen sechs Wochen, denke ich, den Heckethaler in der Tasche, meinen weichen Herrn Bruder mit seinem großen Geheimnisse weidlich auszulachen.

Mit einiger Schüchternheit äußerte Franz den Wunsch auch etwas von der Sache zu erfahren.

Herzlich gern will ich Euch entdecken, was ich weiß, sagte der Andere, denn nichts ist mir verhaßter, als der leidige Geheimnißkram. Und probat, daraus verlaßt Euch, ist mein Mittel. — In der Christnacht nämlich findet man sich aus dem ersten, besten einsamen Kreuzwege ein. Sobald die Glocke eif ausge schlagen hat, fängt man hier an, einen Kreis von Thalern um sich herum zu legen. In diesen Kreis setzt man sich hinein.

Dann zählt man das Geld, erst vorwärts, darauf wieder zurück, und fährt damit eine ganze Stunde fort. Mit dem Schlage zwölf erhaltet Ihr hieraus den Heckethaler. —

Das alles? rief Pilsner erstaunt und zweifelnd.

Nichts weiter!

Wahrlich eine kinderleichte Kunst! Gleichwohl spricht Ihr vorhin von Schwierigkeiten! —

Nun, ist denn die Herbeischaffung der Thaler, die zum Kreise gehören, nicht schon eine ziemliche Schwierigkeit?

Franz freute sich darüber, daß diese bei ihm so gut wie überwunden war.

Und dann — fuhr der Andere fort — gehört auch Muth und Hoffnung dazu. Denn während des Geldzählens ist es keineswegs so einsam und ruhig, wie jetzt hier im Wirthshause, wo weder Wirth noch Wirthin. noch sonst jemand zu erblicken ist. Vielmehr wird es gar mannichfach um Euch herum sausen, und schwirren, und stöhnen und heulen und rasseln. Alle gräßliche Töne und alle scheußliche Gestalten werden auf Euern Kreis von allen Seiten eindringen. Besonders arg toben wird es Euch im Rücken, und immer seyn, als ob Euch jemand allaugenblicklich nach dem Nacken führe. Da müßt Ihr denn standhaft ausharren und ja nicht Euch danach umsehen wollen, auch beileibe nicht, im Zählen: eins, zwei, drei und so weiter, für Angst und Schrecken etwan eine Zahl übergehen. Denn sonst ist es um Euer Leben geschehen und Euch das Gesicht im Nu auf den Rücken gedreht! —

Und wer, so fragte Franz mit leiser, bebender Stimme, wer ist es, der so viel Schrecknisse erregt; wer verschafft mir den Heckethaler, wenn ich mich nicht irren lasse?

Ein Wesen höherer Art, einer, den sie im gemeinen Leben den Bösen nennen.

Da sprang der junge Meister tief erschüttert von der Bank auf und sprach: Ferne sei von mir solch eine Gemeinschaft. — Nein, nein, nein! Wenn es kein besseres Mittel giebt, den Heckethaler zu erlangen, so soll er Zeitlebens nicht mein werden. —

Hm, versetzte der Andere, Ihr seid auch gar zu bedenklich, Freund. Im Grunde ist es ja weiter nichts, als dem sogenannten

Bösen eine nützliche Sache abtrotzen; ihn zwingen, Euch glücklich zu machen!

Nein, schon die bloße Gemeinschaft ist Frevel und Sünde! so sprach Franz, ein Kreuz schlagend und verließ den Mann, der ihm noch höhnisch nachrief: So wendet Euch denn an meinen saubern Bruder, der auch vom Teufel nichts wissen will! —

Pilsner fühlte sich herzlich froh, als die Thüre zwischen ihm und dem Manne war, dessen Züge mit jedem Worte tückischer zu werden schienen.

Wie erschrak er aber, als er am folgenden Abende, bei der Rückkehr in die Heimath, die Schlösser seiner Wohnung aufgebrochen und seine ganze Baarschaft nicht wieder fand. So erlosch denn auf Einmal der Glücksstern wieder, dessen er sich zu freuen kaum angefangen hatte! Alle Nachforschungen von seiner und der Obrigkeit Seite blieben vergebens, und sein Zustand war noch niemals schlimmer gewesen. Der Beruf ward ihm lästig, der Schlaf floh ihn, und nichts schien ihm ein besseres Loos wieder zu versprechen, als die Erlangung eines Geldstückes, das sich in jeder Nacht vermehrte. Zwar würde sein künftiger Schwiegervater den fortdauernden Besitz des Geldes bei ihm vorausgesetzt haben, wenn er ihm den Diebstahl nicht selbst entdeckte. Allein ein Verheimlichen der Sache dünkte ihm immer ein heimlicher Betrug, der Betrug um ein köstliches Kleinod, wie seine Tochter war, die der Mann nun einmal dem unbemittelten Werber nicht geben wollte. Und Betrug — im ganzen Leben hatte er sich dessen noch nicht schuldig gemacht; daher scheute er selbst sein Glück damit zu erkaufen.

Das beste Auskunftsmittel schien ihm noch der Gang zu dem bewußten Köhler, da, wie dessen Bruder doch selbst geäußert halte, dieser eine bessere Art, den Heckethaler zu erwerben kannte, auch vom Teufel nichts wissen wollte.

Zwei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfeste machte er sich daher auf den Weg. Ach, wie ganz anders war dieser in der kurzen Zeit geworden! Die Hoffnung, deren erfreuliche Farbe ihn und den ganzen Wald bekleidet hatte, war völlig aus seiner Brust verschwunden. Dazu lag in dem Schnee ringsum ein einziges, großes Leichentuch ausgebreitet, das seinen heißen Gefühlen schmerzliches Weh bereitete. Denn, wie sehr er auf die Hülfe des Köhlers rechnete, so lauerte doch dahinter immer auch eine

Furcht, die ihn des Genusses seiner Erwartung nicht froh werden ließ. Der Köhler und dessen Bruder, wie ähnlich sahen sie einander. Wenn nun der Unterschied zwischen ihren Mitteln, zum Heckethaler zu gelangen, auch nicht wesentlicher war, als der zwischen ihrer Person? Wenn der Bruder des andern Abneigung vor dem Teufel ihm nur angedichtet hätte? Wenn beide vereint arbeiteten, ihn in ein trauriges Labyrinth zu verwickeln? —

Inzwischen langte er vor der verschneiten Hütte des Waldbewohners gegen Abend an. Auf des Wanderers Pochen öffnete der Schwarze.

Franzen schauerte bei dem Willkommen. Entweder war des Köhlers Stimme noch krächzender, dessen Züge noch widriger geworden, als im Sommer, oder des jungen Meisters damaliger Frohsinn hatte die häßliche Erscheinung ein wenig überglänzt; indessen brachte der Wanderer seine Worte an.

Habe ich's doch gedacht, erwiderte der Köhler, daß Euer Glück nicht lange Euer bleiben würde. Nun, wie ich versprochen, so stehe ich jetzt mit Freuden zu Dienste, um Euch etwas Dauerndes zu verschaffen.

Seufzend fragte Franz gradezu, ob auch die Erwerbung des Heckethalers seiner Seele keinen Nachtheil bringen könne?

Ihr seid ein Kind, antwortete der Köhler lächelnd. Zwar giebt es Mittel und Wege dazu, die etwas bedenklich sind. So macht man Kreise mit Geld aus Kreuzwegen um sich her, die besser unterbleiben würden. Meine Art aber ist höchst einfach, beruht auch auf eitel Ceremonien, ohne welche die Geister nun einmal ihre Dienste verweigern. Ihr lauft nämlich — aber noch in dieser Nacht, zwischen elf und zwölf muß es geschehen — mit einem Sacke, worin eine schwarze Katze steckt, dreimal um die nächste Kirche herum. Ist dieses geschehen, so werdet Ihr einen Mann an der Hauptkirchenthüre wahrnehmen, aus den geht Ihr zu und gebt ihm das Thier mit der linken Hand, wofür Ihr in die rechte den Heckethaler erhalten werdet. Der Mann wird hierauf die Katze in tausend Stücken zerreißen. Während dies geschieht, müßt Ihr jedoch eilen, um unter Dach zu gelangen. Denn wird er früher mit der Katze fertig, so kommt er Euch nach und es ist um Euren Hals gethan. —

Franz schauderte zurück. Und wer ist der Mann? fragte er, mit kaum vernehmbarer Stimme.

Ein Wesen höherer Natur, das versteht sich, antwortete der Köhler unwillig. Wer mag die Namen der Geister wissen!

Aber doch ein feindseliges Wesen, wenn es so sein Absehen aus mein Leben richtet? versetzte der Schieferdecker. Wie möchte ich aus solcher Hand mein Heil erwarten!

Ei, fiel der Alte mürrisch ein, Grübler, wie Ihr, taugen wenig zum Verkehr mit Geistern. Wo es auf Unbegreifliches ankommt, muß man den Vorwitz bei Seite stellen. Da legt Euch nieder; denn Eure Fassungskraft wird allzuschwach. Nach zehn Uhr will ich Euch wecken. Mögt Ihr dann nach der Stadt gehen und thun, wie ich gerathen habe, oder die Zeit versäumen, mir kann das gleich gelten. Aus Dank leiste ich gerne Verzicht; nur muß niemand thun, als ob der Dienst, den ich ihm erweisen will, mir Vortheil brächte!

Franz wollte sich entschuldigen; allein ein Schlaf, wie durch Zauberkraft, bemächtigte sich seiner sogleich mit ganz unwiderstehlicher Gewalt.

Ihm träumte von Aennchen. Sie standen beide aus der Spitze eines Felsen, dessen eine Seite allmählig in das lieblichste Blumenthal, die andre hingegen schnurgrade hinab an furchtbar hervorstehenden Steinspitzen in einen Fluß führte. Aennchen beschwor Franz bei Liebe und Leben, die Nacht nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, da er ihres Vaters Grundsatz kenne. Aber Franz war auch durch ihre Bitten und Thränen nicht zu bewegen. Und siehe, Aennchen, durch die Verzweiflung bis zu des Abgrunds äußerstem Rande hingezogen. Franz, von allen Furien verfolgt, ihr nach! Zu spät. Schon hängen zerrissene Kleidungsstücke an dem Felsen. Und drunten im Flusse erhebt sich die blutende, halbzerschmetterte Gestalt noch einmal, um dann nicht wieder gesehen zu werden. Franzens Entsetzen will sich in einem Schrei Luft machen. Es fehlt ihm die Stimme. Er will ihr nachstürzen. Da fühlt er sich zurückgehalten und erwacht in den Armen — des Köhlers, der ihm andeutet, daß es nun Zeit sei, dem Werke nachzugehen, oder solches aufzugeben.

Trotz dem schrecklichen Gesichte, das der Erwachte jetzt an dem Alten wahrnimmt, glaubt er doch in ihm seinen Rettungengel zu erblicken.

Wo ist die Katze? ruft Franz.

Dort schläft eine im Winkel.

Im Nu ist das Thier genommen und ein Sack dazu.

Gelt, der Schlaf ist der Vernunft ein guter Lehrmeister? fragt der Köhler lachend, und Franz eilt, den sehr widerspenstigen Sack aus der Schulter, zur Hütte hinaus. —

Trotz der außerordentlichen Nachtkälte trieb ihm der Traum doch noch immer den Schweiß über das Gesicht. Aennchens letztes Aechzen beim Hinabfallen schien vor ihm herzugehen, und der Mond, die ganze weiße Schneefläche beleuchtend, in jedem Schatten seiner Schöpfung ihr Händeringen nachzubilden.

Da stieg der nächste, Franzen wohlbekannte Kirchthurm, zu Augsburg vor ihm auf. Als ob die Katze dessen Nähe merke und sich davor entsetze, so strengte sie jetzt plötzlich wieder alle Kräfte und Krallen an, um dem peinlichen Gefängnisse zu entkommen.

Franzen selbst hatte der Thurm diesmal etwas Riesenhaftes und Schreckliches, wie sein Vorhaben, dessen ganzen, unermesslichen Umfang er jetzt zum erstenmal übersah. Er konnte sich nicht mehr verheimlichen, daß der Geist, mit dem er ein Geschäft abzuthun dachte, ein böser seyn müsse. Und ein Geschäft mit diesem in der nämlichen Nacht, in welcher der Heiland der Welt geboren war! Sein Schweiß gerann zu Eise bei diesem Gedanken. Schon in Begriff Sack und Katze von sich zu thun, tönte Aennchens Aechzen stärker als jemals um ihn her, und es war ihm, als höre er eben die Wogen des Flusses über ihr zusammenschlagen. Da jagte ihn die Verzweiflung plötzlich gleich einer reißenden Windsbraut in das Stadthor hinein.

Zitternd blieb er wieder aus dem Platze vor der Kirche stehen, welcher das Zauberlicht des Mondes einen Heiligenschein umgeben halte. Die frommen Gefühle, mit denen er an diesem Gotteshause gearbeitet, der Schieferdecker, der hier seinen Frevel gebüßt hatte, alles drang zerstörend auf ihn ein. Aber dicht bei dem verunglückten Schieferdecker stand auch sein Glück, in Aennchens Entzücken über sein Leben vor ihm? Sollte er darum nicht alles thun, das ihrige zu erhalten? Augenblicklich begann er seinen Lauf um die Kirche. Er sah, wie ein paar ungeheure Eulen, die ihn begleitet haben mochten, jetzt, als er dem Haupthore der Kirche gegenüber stehen blieb, ebenfalls still

über ihm hielten. Da wollte er auf die Knie fallen und beten. Aber sein Herz hatte keine Gefühle, sein Mund keine Worte für Gebet und Andacht. Er hatte schon wirklich mit dem Bösen zu unterhandeln angefangen und den Trost der Unterhaltung mit dem Himmel dadurch verscherzt.

Aennchens Verzweiflung ertönte von Neuem. Zugleich glaubte er ihr Händeringen auf einem benachbarten Berge zu erblicken. Und fast bewußtlos war das zweite Drittheil seines Laufes bald ebenfalls vollendet.

Noch ließ sich kein Wesen in der Hauptthüre wahrnehmen. Da erwachte sein Gewissen abermals und rieth ihm zum Fliehen. Schon hatte die Katze sich los gemacht von seinem Arme und suchte auf der Erde des Sackes Ausgang. Da erscholl ein Hohnlachen, das ihm durch Mark und Gebein zitterte. Der Satan schien sich zu freuen, daß Franz den Himmel und Aennchen zugleich verlieren solle, und rasch ergriff er die Katze wieder und rannte, von dem Geschrei seiner Eulen begleitet, auch das dritte Mal um die Kirche. Jetzt fand er die Thüre besetzt und eilte darauf zu.

Es schien der Köhler selbst, der ihn hier erwartete, nur waren seine Augen zu Flammen geworden, wie der Hauch, der bläulich aus seinem Munde quoll.

Der Handel war geschehen. Franz hielt den Thaler in seiner Hand und sah wie der Geist Sack und Katze zugleich zerriß.

Auf seiner Flucht nach der benachbarten Wohnung des Meisters Holding blickte er fast unverrückt hinter sich auf die Kirchthüre. Schon war er dem Hause nahe und der Böse noch immer dort mit der Katze beschäftigt, als dieser furchtbar auflachte, dabei plötzlich groß wie die Kirche wurde und von ihr mit zwei ungeheuern Schritten so nahe hinter Franz stand, daß der nur durch eine glückliche Wendung in die Thüre dem Griffe entging, der nach ihm geschah. —

Meister Holding hatte Franz erst am folgenden Tage erwartet und wunderte sich nicht wenig über seine plötzliche Ankunft in einer so strengen Winternacht, dabei auch über das Todtenähnliche seines ganzen, sonst gewöhnlich so muntern Wesens. Aennchen erschrak fast vor dem längst Ersehnten. Denn was auch seine Worte sagen mochten, so schien ihm doch die Liebe völlig aus den Zügen verschwunden.

Ihr müßt sehr krank seyn, Franz, klagte sie daher, und er schob alles auf die Eil, mit der er seine Reise betrieben habe.

So ruht Euch aus, Meister, sprach der Vater. Ich denke mit Aennchen die Christmetten zu besuchen, wozu es bald Zeit wird.

Da laßt mich Euern Begleiter seyn! sagte Franz, von der Kirche und den andächtigen Tönen darin die Heiligung wieder erwartend, deren Abgang ihn eben so niederdrückte.

Wenn Ihr so wollt, in Gottes Namen! rief Meister Holding, und nicht lange daraus schickte man sich zum Kirchgange an.

Aber Franz stand beim Wiedererblicken der Kirche wie vernichtet. Was konnte sie, was konnten die erfreulichen Glockenklänge einem für Trost geben, der sich zu so gottlosem Gaukelspiele herabgelassen hatte?

Zum noch größern Unglück ging es grade in die Hauptthüre, wo er erst kurz zuvor den Heckethaler eintauschte. Er schwankte die Stufen bebend hinan, die er während der Thurmerneuerung so oft frohen Muthes betreten hatte. Die frommen Gesänge schnitten, statt zu heilen, tiefer nur in sein blutendes Herz. Die eingestimmte Orgel beleidigte sein unreines Ohr, und der Segen, der nun ausgesprochen ward, schüttelte die Glieder des Sünders wie ein Fieberfrost zusammen. Es ward ihm auch nicht eher etwas besser, als bis er das Haus Gottes wieder im Rücken hatte.

Eine Krankheit, die noch an demselben Tage Meister Holdingen befiel, zog Aennchens Aufmerksamkeit und Sorge von Franz ab und gänzlich nach ihrem Vater hinüber. Noch vor Sonnenuntergang entschlummerte dieser, um auf der Erde nicht wieder zu erwachen.

Aennchen hielt es für gerechten Schmerz, als Franz, die Hände vor die Augen gehalten, an dem Sterbebette zu Boden stürzte. Aber die frohen Hoffnungen auf dem Gesichte des Sterbenden waren es, die ihn niederwarfen, der Glanz der Augen schon trunken von dem künftigen Glücke, den er um so weniger ertragen konnte, je lebhafter er ihn an den nicht minder schönen Tod seines Vaters erinnerte.

Bis zur Beerdigung des Steinmetzen hatte Aennchen durchaus keinen Sinn, als für ihren eigenen Schmerz. Ach, wie viel Liebe ging ihr mit den Gebeinen des braven Mannes zu Grabe, und so

gut und folgsam sie auch jederzeit gewesen war, so machte sie sich doch tausend Vorwürfe, daß sie für seine große Vatersorge ihn nicht Dankes genug abgetragen haben möchte.

Der Todesfall hatte Franzen von selbst nach dem Wirthshause verwiesen, doch brachte er den größten Theil seiner Zeit bei der Verlobten zu. Schon darum geschah dieses, weil er sonst fast überall aus den ihm so verhaßten Köhler oder dessen Bruder stieß, die, wie ihm jetzt vorkam, nur in Einer Person bestanden.

Nur zu bald ward Aennchen die große Veränderung inne, die mit ihrem Bräutigam vorgegangen war. Sie drang in ihn sich ihr zu entdecken, und kam durch die Gewährung dieses Wunsches fast von ihrem Bewußtseyn.

Sie bestand vor allem darauf, daß Franz den gefährlichen Thaler von sich thue. Nur dadurch, meinte sie, werde er Gemeinschaft und Umgang des Bösen abwerfen können, und Franz lieferte ihr sogleich nicht nur den Heckethaler, sondern auch das Geld aus, das durch ihn gewonnen worden war.

Man überlegte, ob letzteres wohl den Armen zu geben sei. Allein Aennchen hielt den Ursprung für allzuschlimm, als daß heilsame Folgen daraus zu hoffen stünden; daher ward es in den Fluß geworfen. Für den Heckethaler selbst schien diese Maaßregel beiden nicht genug. Zwar hatte Meister Pilsner gehört, daß er in anderer Hand, als der, für welche er ursprünglich bestimmt war, ohne alle Wirkung sei. Doch fragte sich dies um so mehr, da seine Quelle allen Verdacht der Lüge gegen sich hatte. Man legte daher eines Abends den Thaler auf einen Ambos, und Franz hieb so lange mit allen Kräften darauf los, bis die Münze in unzählige Stücke gegangen war; wobei es ihm und Aennchen schien, als ob sich, außer dem hierdurch erzeugten Schalle, auch noch ein Aechzen und Wimmern hören lasse. —

Beim Nachhausegehen fuhr Franz heftig zusammen, als ihm auf der Straße ein lautes Hohngelächter in's Ohr klang und bald nachher des Köhlers Gesicht, vom Monde beleuchtet, ihn über die Schulter herüber, mit seiner ganzen Häßlichkeit angrinzte.

Das heißt, sich dem Teufel umsonst ergeben! sprach der Köhler boshaft. Oder meinst Du Thor, mich könntest Du auch so bald los werden, wie meinen Thaler?

Franz, außer sich für Schmerz, beschloß während der völlig schlaflosen Nacht, den andern Morgen mit dem Frühesten Abschied von der Braut zu nehmen, und bei seinem Gewerbe, das ihn an eine ziemlich entfernte Kirche rief, Zuflucht gegen die Gesellschaft des Verderbers zu suchen. —

Aennchen beschwor ihn um Nachrichten, hauptsächlich wegen seines unglücklichen Verhältnisses mit dem Bösen. Er versprach ihr solche und hielt auch Wort damit. Aber die Nachrichten hatten nichts tröstliches. Wenn er, wie vormals, sein Tagewerk mit Gebet anfang, da hörte er gemeiniglich des Köhlers tückisches Lachen aus einem Winkel seiner Klausen schallen, und da ward er irre in seiner Andacht und wagte nicht weiter fortzubeten. Daher ging er denn immer ohne allen Muth an die Arbeit. Saß er nun droben aus Dächern und Thürmen, so fiel ihm gewöhnlich der Meister ein, der ein so böses Ende genommen, und da erfaßte ihn oft ein Schwindel dergestalt, daß er sein Werk mußte liegen lassen; zumal wenn — wie nicht selten geschah — des Köhlers Gesicht aus einem benachbarten Dachfenster ihn anlachte.

Aennchens Kummer darüber war so groß, daß sie es nicht länger in der Heimath ertragen konnte.

Eines Morgens, als Meister Pilsner eben wieder im Gebete gestört worden war, sagte ihm der Hausknecht des nahen Gasthofes, daß ihn Jemand zu sprechen verlangt. Schnell machte er sich auf den Weg und fand — Aennchen.

Franz, sprach sie, Euer Zustand nagt mir allzusehr am Herzen. Da nun mein Gebet zu Hause nicht kräftig genug ist, ihn zu lindern, so will ich es auf andere Weise versuchen. Auf meine inständigen Bitten hat mich meine Base der Aebtissin eines sehr strengen Klosters empfohlen. Dorthin gehe ich eben, um durch lebenslängliche Andacht und Bußübung Euch, wie ich gewiß hoffe, ein besseres Schicksal zu bereiten.

Liebstes Aennchen! rief Franz im höchsten Schmerze, denn bis dahin hatte er den Gedanken, sie zu heirathen, noch nicht aufgeben können, so wäre denn auch diese eine, einzige Hoffnung, der einzige Zweck jenes unseligen Frevlers in der Christnacht, mir gänzlich verloren?

Wie anders? erwlederte Aennchen. Unsere Verbindung könnte uns beiden doch nur neuen Unsegen bringen!

Leider, sprichst Du wahr, gutes Aennchen. Solltest Du denn aber darum das Opfer seyn? Nein, ich, ich selbst will den Weg in's Kloster einschlagen, und das noch heutigen Tages!

Mit Nichten, werther Franz. Laß mir doch immer das kleine Verdienst, Deine Vergehung, wo möglich, abzubüßen. Wenn ich nun einmal Dich entbehren soll, so mag ich einen Andern auch nicht. Und wozu könnte denn ich, im ledigen Stande, der Welt sonderlich nützen? Mit Dir aber ist es ein Anderes. Der Männer, geschickt wie Du, sollen, so sagte mein seliger Vater oft, nicht viele seyn. Drum bleibe Du bei Deinem Gewerbe, und hilf ferner die Ehre Gottes durch den Bau an seinen Heiligthümern befördern. Bin ich doch ohnehin, leider! die erste Veranlassung zu Deinem Vergehen. Denn unfehlbar hat nur mein früherer, böser Gedanke den bösen Traum in Dir erzeugt, der die unselige That zur Reife brachte!

Umsonst versuchte Pilsner mehrere Gegenvorstellungen; Aennchen beharrte bei dem Entschlusse, ja sein vielfältiges Bitten konnte sie nicht einmal zu Nennung des Klosters bewegen. Doch versprach sie, ihm dann und wann Nachricht von sich geben zu lassen.

Der Abschied war so betrübt, daß Franz ihn nicht zu überleben glaubte. Da er dies gegen Aennchen äußerte, sagte sie: Denke wenigstens, in welches Unheil uns mein strafbares Vorhaben schon gebracht hat und vereitele mein Bestreben für Deine zeitliche und ewige Ruhe nicht dadurch, daß Du frevelhaft selbst Hand an Dein Leben legest.

Franz gab ihr hieraus seine Zusage, dies gewiß nicht zu thun, und schlich traurig hinweg.

Aber er kam nicht weit. Vielmehr wartete er ihrer auf der Straße, ergriff, als sie kam, mit beiden Händen Aennchens Rechte, und rief ihr, die solche, unwillig über ein so auffallendes Benehmen, zurückzog, noch ehe er sich schnell entfernte, ein Lebewohl zu, wovon, so leise er's auch aussprach, doch die geheimsten Tiefen ihrer Seele wiederhallten. —

Wirklich nahm Franz nach einiger Zeit die Wirkung von Aennchens Bußübungen an sich wahr. Die Gestalten, die ihn zu erschrecken pflegten, so wie das zuweilen auch ohne sichtbare Ursache ihn anschmetternde Hohngelächter, quälten ihn immer seltener und seltener. Schon fing er an, auf künftige

vollkommene Befreiung von den bösen Dingen zu hoffen, und betrieb sein Handwerk zwar nicht mit dem Muthe und Frohsinne der frühern Zeit, aber doch wieder ziemlich getrost und sicher. Nur fehlte ihm lange alle Nachricht von der Büßenden, bis endlich eines Abends ein Bettelmönch ihm Grüße brachte, und sich nach seinem geistigen und leiblichen Befinden in ihrem Namen erkundigte.

Die freundliche Miene des Mönchs bei dem guten Ausfalle der Erkundigung gab Franzen Muth, ihn um Entdeckung von Aennchens Kloster zu beschwören. Allein der Mönch verweigerte ihm diese durchaus.

Nach einiger Zeit kam er wieder mit Nachrichten und Grüßen, verwies aber Meister Pilsnern ernstlich die fortdauernden Forschungen nach Aennchens Aufenthalte.

Als jedoch der Mönch zum dritten Male ihn aufsuchte, sprach er also zu ihm: Lieber, ich habe dem hochwürdigen Bischofe, der außer der Aebtissin ebenfalls allezeit um meine Botschaft wußte. Euer Verlangen nach Wissenschaft von dem Kloster mitgetheilt, und aus meine Bitten hat er endlich gestattet, Euch sogar mit dahin zu nehmen und Eure vormalige Liebste an ihrem geistlichen Ehrentage, der Einkleidung als wirkliche Braut des Heilandes, in seinem Gefolge zum letzten Male zu sehen.

Franzens Freude würde sich noch mehr geäußert haben, wenn nicht mit dem Hohnlachen, das in dem nämlichen Augenblicke erscholl, die noch immer nicht ganz bezwungene Macht des Bösen über ihn, sich zu erkennen gegeben hätte. Der Mönch ertheilte ihm indessen den Trost, daß diese Macht nach der Ablegung des Gelübdes der beispiellos frommen Jungfrau wahrscheinlich ganz aufhören werde. —

Sie traten hierauf ihren Weg gemeinschaftlich an, und kamen grade am Abende vor der Einkleidung in die Gegend des Klosters. Der Mönch verließ Franzen im Wirthshause, mit dem Versprechen, ihn am folgenden Morgen zum Bischofe, der da erwartet wurde, abzuholen.

Kaum aber hatte der müde Wanderer sich seiner Schlafstelle genähert, so trat auch der Köhler zur Thüre herein und sprach: Vergebens wähnst Du meiner los zu werden, Du Thor. Aber aus freiem Willen werde ich von Dir lassen, wenn Du versöhnlichen Gemüthes bist.

Als hieraus Franz beide Hände vorhielt, um seine Nähe abzuwehren, auch jedes Wort mit ihm vermeiden zu wollen schien, da fuhr der Alte fort: Wer ist denn Schuld an dem übeln Vernehmen zwischen uns, als Du selber? Nachdem ich Dir zu einem ungewöhnlichen Glücke verholfen hatte, warfest Du's auf die beleidigendste Weise von Dir und thatest, was nur der gröbste Undank zu thun fähig ist. Du und Deine Braut, Ihr suchtet alles hervor, mich zu reitzen, und schreibt nun mein selteneres Erscheinen Euern lächerlichen Bußübungen und Gebeten zu! Statt der Vernunft Gehör zu geben, und eines erworbenen Glückes ruhig zu genießen, laßt Ihr Euch von loser Pfaffenmeinung bethören und ein Band trennen, um deswillen Du einzig meinen Beistand benutztest! Schäme Dich so toller Widersprüche in Deinem Handeln. Schäme Dich zwiefach des Weges hierher! So willst Du denn so niederträchtig seyn, morgen dem feierlichen Raube Deiner Braut selber beizuwohnen, zu dem Dich die tückische Hohnbegier der Pfaffen herbeschieden hat? So willst Du ihnen das Entzücken an der Qual Deines blutenden Herzens vergönnen? —

Pilsner trat einen Schritt zurück. Denn wirklich fühlte er schon im Voraus die Pein des morgenden Festes an seinem Herzen wüthen.

Franz, sprach hierauf der Köhler freundlicher, als jemals, vertraue mir, und noch in dieser Nacht schaffe ich Dich mit Deiner Braut weit von hier, auch soll Euch nicht das mindeste Leid wiederfahren.

Aber Franz, so sehr er auch erschüttert war von dem seiner Sehnsucht so wohlgefälligen Erbieten, raffte sich dennoch aus und sprach: Hebe Dich weg von mir! — Und sogleich eilte der Köhler davon, erbot sich jedoch noch immer aus den ersten Ruf in der Nacht wieder zu kommen und ihm zu seiner Braut zu verhelfen.

Die böse Nacht wollte für unsern Meister kein Ende nehmen, auch stand er in der Thor mehrere Mal auf dem Punkte, den Köhler herbeizurufen, so groß war sein Verlangen nach Aennchen und seine Furcht vor dem morgenden Gelübde. Gleichwohl überwand er den bösen Drang und freute sich recht sehr, daß es geschehen war, als mit dem freundlichen

Morgenlichte auch in seiner Seele ein Licht ausging, wobei ihm klar wurde, was zu seinem Heile diente.

Zwar erklang das bekannte Hohnlachen diesmal so stark, daß ihm die Wände davon zu dröhnen schienen, wie jetzt der Bischof angefahren kam. Aber in der Nähe dieses frommen Mannes irrte es ihn gar nicht.

Bald daraus erschien der Mönch ihn abzuholen. Sie gingen, wurden jedoch im Kloster beide zum Warten beschieden. Denn so eben war die Aebtissin mit der Einzukleidenden bei dem Bischofe. Dieser segnete sie und redete sie also an: Anna, an Deinem trefflich frommen Wandel hat sich das ganze Kloster erbaut und erfreut. Jetzt aber sprich, ob es Dein fester, unwiderruflicher Wille ist, nie in die Welt zurückzukehren, und einzig dem hohen Bräutigam zu leben, dem Du Dich aus eigenem Triebe gewidmet hast?

Aennchen drückte ihr Verlangen darnach zwar stumm und demüthig, aber kräftig und unzweideutig genug aus.

Sage zuvor, sprach hieraus der Bischof streng, sage, ob auch die reine Liebe zu Gott, nicht Nebenabsichten, Dein Ergreifen des heiligen Schleiers veranlassen; sage, ob, wenn Dein vormaliger, irdischer Bräutigam schon befreit wäre von dem Bösen, Du eben so frohen Herzens, wie jetzt, die Braut Deines Erlösers werden würdest?

Da erleichte die Büßende und die Thränen, die aus ihren Augen stürzten, bezeugten ihre Scheu vor der Beantwortung dieser Frage.

Anna, sprach nun der Bischof, ich lese in Deiner Seele. So fromm Du auch bist, so wenig bist Du doch des hohen Bräutigams würdig. In seinem Namen verwerfe ich Dich! —

Da sank die Tiefgebeugte mit lautem Schrei zu des Bischofs Füßen und umfaßte dann stumm und zitternd die Kniee des heiligen Mannes, und er neigte sich zu ihr und fuhr mit milder Stimme also fort: Aber, ich erhebe Dich auch. Denn ist auch nicht allen gegeben, schon hier einzig des Herrn zu seyn, so bist Du doch vor vielen würdig, solches dereinst, nebst Deinem Bräutigam, zu werden.

Und nun hob er sie empor, drückte seinen Mund aus ihre Stirne und winkte nach der Thüre. Da brachte man Franzen

herein, und nachdem der Bischof ihn eine Weile freundlich betrachtet, nahm er mit seinem heiligen Segen alles von ihm hinweg, was den Armen zeither gepreßt und geängstigt hatte.

Von Stunde an hatte der Böse keinen Theil mehr an dem Neubeseelten, der seine geliebte Anna bald nachher ehelichte, und mit ihr ein langes gottseliges Leben führte, das in dem fröhlichen Kinderkreise, der um sie heranwuchs, immer neue, hoffnungsreiche Blüthen trieb.

Der Liebesschwur.

1.

Die Annehmlichkeiten einer großen, genußvollen Residenz reichten nicht hin, den Baron Heinsberg in ihr festzuhalten. Alles erinnerte ihn an den Verlust der liebenswürdigen Gemahlin, mit der er hier zwei glückliche Jahre verlebt hatte. Kein Geräusch vermochte seinen Sinn zu betäuben, der fortdauernd auf die durch den Todesfall entstandene, unheimliche Leere in seiner Brust gerichtet war. Die Natur und eine höchst anmuthige Gegend blieben ihm noch die einzige Hoffnung, als jetzt, nach einem düstern, neblichten Winter, der Frühling mit seinen tausendfachen Farben und Klängen sich ringsumher lagerte. Aber die allgegenwärtige Stimme der Liebe verwundete ihn nur tiefer, und, außer dem melancholischen Einerlei des benachbarten Gehölzes, hatte er bald keinen Ort mehr, in dem sich seine Wunden ertragen ließen. Das Dunkel und die Stille der grünen Einöde schien tröstend auf das tiefere Dunkel und die ganz lautlose Stille zu deuten, von der allein er seine Heilung erwartete.

Günthersau, ein entfernter Freund, der diesen seinen Zustand aus Briefen kannte, hielt es für Pflicht, den jungen, wohlhabenden und talentvollen Mann einer langen Einsamkeit zu entreißen, in der er seinem Untergange mit schnellem Schritte entgegen wankte.

Er überraschte ihn eines Abends und verweilte mehrere Tage bei ihm. Geflissentlich führte er seine Gedanken in die gemeinschaftlich verlebte Vergangenheit zurück. Der Zauber der heitern, akademischen Jahre wurde noch einmal, nur ruhiger, in der Erinnerung genossen. Ihr Leichtsinn konnte zwar den Handlungen des Mannes nicht zur Grundlage dienen, eben so wenig aber eine zwecklose Trauer ihn zur Unthätigkeit verdammen sollen. Günthersau wußte dem Freunde dieses an's Herz zu legen und ihn zu einer Reise zu überreden.

2.

Ohne großen Erfolg waren sie schon mehrere Brunnenorte durchstrichen, bis sie endlich in Pyrmont den Grafen von Ambach, einen bei fünf und vierzig Jahren noch sehr wohlerhaltenen, lebenslustigen Mann, antrafen, dessen geistreiche Miene und Jovialität Heinsbergen mehr als alles Uebrige ansprach.

Graf Ambach erwartete seine Familie. Die Ungeduld, mit der es geschah, erweckte den Freunden die Hoffnung aus neue, interessante Bekanntschaften, von der sie sich auch nachher keinesweges betrogen sahen. Schon das Aeußere der drei Damen, die, begleitet von dem verjüngten Ebenbilde des Grafen, bald erschienen, weissagte ihnen ein ganz neues, erhöhtes Leben. Kein Mensch hätte der Gräfin das Alter von einigen und dreißig Jahren angesehen, kein Mensch geglaubt, daß sie von drei so erwachsenen Kindern die Mutter seyn könne. Noch war an ihrem hohen, kräftigen Bau auch nicht Eine Zerstörung zu entdecken. Ihre schönen Glieder sprachen die Fülle des herrlichsten Lebens aus, und aus dem dunkeln Auge blitzte der innere Reichthum, von dem die vollkommensten Lippen fortdauernd ein noch unverdächtigeres Zeugniß ablegten. Jede Bewegung ihres schönen Körpers war bewußtlos den Grazien entlehnt und es war daher kein Wunder, wenn in Günthersau schon am ersten Abende Gefühle für die Dame erwachten, die aus die Lange den Rechten ihres Gemahls mit Beeinträchtigung drohten.

War aber die Gräfin der vollendeten Rose gut zu vergleichen, so mußte man bei den frischen Reizen ihrer Töchter nothwendig an die Knospen denken, deren höchste Schönheit noch erst durch den Blick der Sonne entfaltet werden soll. Köstliche Kinder der unverfälschten Natur! Dazu so verschieden, daß sie den Charakter der Schönheit jede auf ihre Weise darstellten. Jukunde, die ältere, mit braunen Augen, war, bis auf unbedeutende Abweichungen, der Mutter an Fülle und Feuer ganz nachgerathen.

Dagegen strahlte aus dem großen, blauen Auge Mariens ein Licht, wie die Sterne es geben, so süß und tief eindringend; auch war es, als ob ihre ganze, lilienweiße, überaus schlanke Gestalt

der Schimmer einer höheren Abkunft umflösse. Selbst ihre wenigen, immer anspruchlosen, Worte, und die Bewegung des Mundes dabei, hatten etwas Bezauberndes. Auch achtete man auf die geringsten Laute von ihr, wie aus etwas von tiefer Bedeutung.

Ob sie schon im Gesange sich durchaus nicht messen konnte mit der reichen ausgebildeten Stimme ihrer Schwester, so zog doch ihr weit schwächerer Ton die Zuhörer mächtig an. Ein Geisterklang schien es zu seyn; ein Wunder, aus dem heiligen Grunde des schönsten Gemüthes heraufgestiegen.

Heinsberg hing mit inniger Sehnsucht an ihrem Gesange. Er scholl wie die Stimme seiner Verlorenen aus den Räumen der Seligen zu ihm herüber.

3.

Eines Abends, als Marie das Lieblingsstück der Verstobenen, den König von Thule, sang, da hielt er sich nicht länger. Er stürzte ihr zu Füßen, die Hand stürmisch an seinen Mund pressend. Diese Romanze schien es gewesen zu seyn, was ihm so lange gefehlt hatte. Sein Benehmen fiel übrigens den Andern nicht sehr auf, da Marie den schönen Gesang wirklich ganz herzergreifend vortrug, und jedermann im Hause, gleichsam, als ob man den höhern Ursprung stillschweigend anerkenne, ohnehin gewohnt war, sie bei aller Gelegenheit besonders auszuzeichnen.

Ein Rittergut, in der Nähe des Ambachschen, das zu verkaufen war und sehr gerühmt wurde, fand an Heinsbergen einen um so eifrigern Liebhaber, da jene Gegend durch ihre Naturwunder in großem Rufe stand, auch, nach der Erzählung der Nachbarn, in einem weiten Umkreise überaus gebildete und gesellige Bewohner hatte.

Heinsberg war nämlich durch die Einsamkeit selbst von dieser ganz zurückgekommen und glaubte jetzt im freundlichen Beisammenseyn mit andern Gebildeten auf dem Lande, das Leben noch am leichtesten ertragen zu können. Daher begleitete er auch nebst Günthersau die Ambachsche Familie in ihre

Heimath, um das verkäufliche Gut in Augenschein zu nehmen, und da er die Bedingungen annehmlich fand, so war wirklich der Kauf in Kurzem abgeschlossen.

4.

Das Verhältniß zwischen dem Ambachschen Hause und Heinsberg zog sich immer dichter und dichter. Graf Ambach und die Seinigen vermißten ihn sehr, wenn er auch nur einen Tag ausgeblieben war. Heinsberg selbst schien das höchste Glück seines jetzigen Daseyns in diesen Kreis zu setzen, dessen Haupt für ihn Marie war. Günthersau blieb ebenfalls einige Zeit hier und trug seine Neigung, die bei der Gräfin keine Erwiederung fand, aus deren ältere Tochter über, so daß zu Anfange des Herbstes dessen Verlobung mit ihr gefeiert wurde.

Obschon etwas Aehnliches zwischen Heinsberg und Marie nicht eingetroffen war, so schien doch ihre wechselseitige Art und Weise daraus hinzudeuten. Die Mutter freute sich übrigens darüber, daß noch nichts davon zur Sprache kam, weil Marie erst im sechzehnten Jahre stand, und sie dem ohnehin allzuzarten Wesen die mit jedem gutgeführten Hausstande verbundenen Sorgen gern noch einige Zeit erspart hätte.

Günthersau's Hochzeit war, sehr wider dessen Willen, immer weiter hinausgeschoben worden, weil man das fröhliche Pärchen außerdem zu früh zu verlieren fürchtete, auch vielleicht die Gräfin Ambach damit zugleich Mariens Verlobung weiter zu entfernen dachte, die sich — wenn nicht alles täuschte — an jenes Hochzeitfest knüpfen zu wollen schien.

5.

Als endlich das erste Schneegestöber die rauhe Zeit ankündigte, da gab sich Günthersau nicht länger ruhig darein, auch fehlte Ambachs der Vorwand ihn noch zurückzuhalten; daher beschloß man der Sache den Lauf zu lassen.

Den ganzen Sommer hatte man durch Feste verschönert, die mit der Jahreszeit in Verbindung standen. Besonders lustig war noch zuletzt die Weinlese ausgefallen. Drum glaubte man jetzt etwas dieser Art auch für die bewußte Hochzeit thun zu müssen. Die Kirmes bei einem reichen Pächter in der Nachbarschaft, welcher ein großer Theil der umwohnenden Gutsbesitzer nebst mehreren Bekannten aus nahen Städten beigewohnt hatte, gab Veranlassung zu dem Winterfeste, das man für Günthersau's Hochzeit ersann. In Masken sollte die Nachahmung der Kirmes geschehen, und Graf Ambach übernahm es, eine Menge Bekannte zum Abende des Tages einzuladen.

Um den Scherz zu erhöhen, verrieth er niemand, auf wen seine Wahl gefallen sei, daher jeder der Gäste den freiesten Spielraum zu Behauptung seines Inkognito bis zur Tafel erhielt, und der Witz sich unter allerlei abentheuerlichen Verkleidungen desto ungestörter behaupten konnte.

Die Hochzeit selbst war bloß mit den genauern Freunden gefeiert worden. Die dabei immer anklingende Trennung des folgenden Tages erzeugte aber eine so düstere Stimmung, daß man nur schwer sich entschloß, die bereits fertig liegenden Masken anzulegen.

6.

Schon prophezeihte man dem Feste des Abends nickt viel Gutes, als die nach und nach erfolgende Ankunft mehrerer auffallend Verkleideter der Phantasie eine gefälligere Richtung gab.

Jeder der Gäste hatte dem zum tiefsten Stillschweigen verurtheilten Haushofmeister seinen Namen anzugeben, und Graf Ambach war, als er die Liste von ihm erhielt, sehr erfreut, daß der größte Theil der Geladenen sich eingestellt hatte.

Man erschöpfte sich wechselsweise im Rathen und Nachforschen, bis am Ende der Scharfsinn, hauptsächlich der Damen, die meisten Anwesenden herausbrachte.

Unter den wenigen, die ein Räthsel blieben, zeichnete sich besonders ein Equilibrist aus, durchaus nicht mit denen zu

vergleichen, die durch Herumstreifen auf Kirmsen und Jahrmärkten von einem geringen Talente Nutzen zu ziehen wissen. Natürlich war es zwar, daß schon sein Aeußeres an Glanz und Anstand ihn hoch über den Kreis eines gemeinen Gauklers setzte. Allein, daß auch die Künste, mit denen er die Anwesenden ergötzte, einen Grad der Vollendung hatten, der das Nichtige ihres Wesens adelte, das setzte die Gesellschaft, und vor allen den Hauswirth, in Verwunderung, weil er in der List der Gebetenen auch nicht einen Einzigen fand, von dem solch ein Geschick zu vermuthen gewesen wäre. Selbst die Gestalt wußte er keinem davon zuzutheilen.

Denn wenn auch die knapp anliegende, ideale Tracht den schönen Körper ungewöhnlich heraushob, so rieth er doch vergebens her und hin nach dem, dem so viel Ebenmaß eigen war. Der Wunsch, des Räthselhaften Gesicht zu sehen, war allgemein, daher freute man sich, daß die Tafelzelt immer näher rückte

Besonders lag hieran auch unter andern dem Baron Heinsberg, dem darum gar nicht wohl zu Muthe war, weil alle Aufmerksamkeit des Künstlers sich größtentheils auf Marien richtete und diese mit ihrem Wohlgefallen an des Unbekannten Fertigkeiten keinesweges zurückhielt. Ihre Sorge bei jeder gefährlichen, Stellung um denselben, die dringende Art, mit der sie ihn einigemal sogar davon zurückhielt, brachte den Baron auf den Argwohn, daß ihr Beifall weniger den Künsten als dem Künstler gelte.

7.

Wirklich war Heinsberg Willens gewesen, noch an diesem Abende, wenn nicht öffentlich, doch im Stillen, die künftige Vereinigung mit Marien förmlich einzuleiten, daher hätte ihn so leicht nichts empfindlicher treffen können, als der Geliebten besonderes Wohlwollen für einen Andern. Die Abendtafel, meinte er, werde mehr Aufklärung darüber geben.

Kurz vor derselben ging Marie am Arme des Künstlers auf und nieder. Heinsberg verwendete kein Auge von ihnen, um zu

entdecken, ob vielleicht ihre Pantomime, der Regel des Tages zuwider, in mündliches Gespräch übergegangen sei.

So schien es jedoch nicht. Als er aber jetzt, wie der Unbekannte mit Marien aus dem gemeinschaftlichen Saale in ein Nebenzimmer trat, eben im Begriff war, nachzuschleichen, da nahm ihn die Frau vom Hause aus die Seite, um ihm wegen des Platzes bei Tisch etwas zuzuflüstern. Er stand aus glühenden Kohlen.

Es ging auch wirklich im dritten Seitenzimmer etwas vor, nicht gemacht seine Ruhe zu befördern. Der Equilibrist nämlich zog hier, der sich mit Marien allein sah, die Maske ab. Das Fräulein staunte über die Schönheit eines ihr völlig Unbekannten.

Marie, sagte er, Sie sind mein Wunsch und mein Streben. Aber Zeit und Umstände binden mir die Zunge. Denken Sie meiner, dann werden wir uns — ich hoffe glücklich — wiedersehen!

Marie hielt sich ängstlich an dem nebenstehenden Armstuhle an; das Geständniß hatte sie allzusehr überrascht. Sie sah so plötzlich in eine Sonne des Glückes, daß ihr die Augen vergingen.

Ein Gespräch, das sich jetzt näherte, bewog den Unbekannten, die Maske eiligst vorzunehmen, und noch ein Zimmer weiter zu gehen. Die Gräfin Ambach und Heinsberg waren es, die unmittelbar daraus zu Marien traten. Sie schien noch ganz außer sich und erschrak sichtbar, als der Baron sie fragte, was sie in so tiefes Sinnen versenke?

Der Equilibrist, antwortete sie, nachdem sie wieder zu sich gekommen war, ganz unverholen.

Ein Zug um Heinsbergs Mund würde ihr dessen Empfindlichkeit darüber verrathen haben, wenn sie ihn bemerkt hätte; so aber fuhr sie fort: Ich wenigstens habe dieses Gesicht in meinem Leben nicht gesehen!

Schon demaskirt also? fragte der Baron. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie zu viel gesagt haben möchte. Er verlor die Maske, antwortete sie, und der zagende Ton, das Befangene ihres ganzen Wesens gaben ziemlich klar zu verstehen, daß sie das voreilige Geständniß durch eine Unwahrheit wieder gut machen wollte.

Ich gestehe, sagte die Gräfin Mutter, mit Rücksicht aus Mariens Verlegenheit, daß es mir grade so geht, wie ihr. Auch mich verlangt zu wissen, wer der Tausendkünstler seyn mag. Die Tafel, die eben uns ruft, wird am besten dahin führen. Kommen Sie, Baron .—

Aus den Trompetenstoß, der jetzt ertönte, sammelten sich alle Anwesende im Speisesaal und begrüßten einander fröhlich nach abgenommener Maske.

Der Equilibrist war nicht darunter. Auch bei der Tafel selbst ward keiner vermißt, als er, dessen Stuhl leer stehen blieb.

8.

Graf Ambach wunderte sich nicht wenig. Er zog die Liste der Geladenen hervor, um des Abwesenden Namen zu finden. Assessor Ruhland, sonst fehlte keiner.

Der also, der Equilibrist? riefen mehrere in des Hauswirths Nähe Sitzende verwundert aus. Einige zweifelten gradezu, daß der Assessor dergleichen Künste verstehe. Andere spotteten über diesen Unglauben, da Graf Amberg doch wissen müsse, wen er eingeladen habe.

Unfehlbar, sagte die Gräfin, hat ihn die Kleidung zu sehr beengt, und wird jetzt beschäftigt seyn, eine bequemere anzulegen. Allein ihr Gemahl, der im ganzen Hause nach ihm gesucht hatte, brachte jetzt die Nachricht zurück, daß Assessor Ruhland, zu Pferde angekommen, letzteres vor Kurzem begehrt habe, und fortgeritten sei.

Marie saß in sichtbarer Niedergeschlagenheit da. Sie hatte alle Vermuthungen über den nun Abwesenden mit angehört, aber stillgeschwiegen, um den frühern Vorfall nicht neu aufzuregen.

Kind, flüsterte die Mutter ihr zu, du gefällst mir heute gar nicht.

Marie küßte ihre Hand, um deshalb Verzeihung zu erholten. Aber die Gräfin fuhr mit strafendem Auge fort: Du behauptetest vorhin, den jetzt fehlenden Gast nicht zu kennen, gleichwohl ist es der, Dir, wie uns allen, wohlbekanntes Ruhland gewesen!

Nein, theure Mutter, nein, nein! Kein Zug in ihm von Ruhland, darauf schwöre ich den heiligsten Eid. —

Die Gräfin drückte ihre Verwunderung aus. Er war wohl jung und schön? fragte sie.

Marie übersah ihren forschenden Blick und sprach begeistert: O beste Mutter, die Jugend, die Schönheit, die Liebe, alles vereinte sich in ihm.

Wenn Heinsberg, ihr Nachbar, diese Worte nicht verstand, so errieth er wenigstens den Wesentlichen Inhalt derselben. Seine unruhige Wendung nach dem Gespräch gab es zu erkennen, auch beobachtete er den ganzen Abend eine Wortkargheit und höfliche Zurückhaltung gegen Marie, die dem sinnigen Zustande, in dem sie so gern ungestört blieb, wohl zu statten kam.

Mariens Aussage gelangte bald durch die Mutter zu den Ohren des Grafen. Dieser war empfindlich darüber. Seiner Meinung nach hatte Marie überdies ganz falsch gesehen, da der Equilibrist durchaus niemand als der Eingeladene seyn könne.

Jukunde suchte beim Abschiede am folgenden Tage alles auf, um die Schwester wieder mit sich selbst zu versöhnen. Vergebens. Der Unbekannte hatte eine zu tiefe Wunde in ihrem Herzen zurückgelassen.

Sie von der Täuschung ihres Auges zu überführen, schrieb der Graf mit nächstem Posttage an Ruhland. Er staunte nicht wenig, als statt der Antwort ein schwarz gesiegelter Brief den plötzlichen Tod desselben verkündigte. Der Assessor war schon einige Tage vor dem Kirmsfeste beerdiget und der Einladungsbries erst nach dem Begräbnisse, und zwar uneröffnet, bei ihm gefunden worden.

Man zerbrach sich jetzt den Kopf nicht wenig über seinen Stellvertreter beim Feste. Der verschlossen gebliebene Brief machte die Sache noch räthselhafter, so daß die übergroße Schönheit des Unbekannten Marien zuweilen auf eine mehr als irdische Erscheinung schließen ließ.

Die Folge zeigte immer deutlicher, wie störend das seltsame Ereigniß in die glücklichen Verhältnisse des ganzen Hauses eingegriffen hatte. Eine ziemliche Zeit her hatte man sich daran gewöhnt, Heinsbergen als einheimisch in der Familie zu betrachten, und nun schienen aus Einmal die Fäden, zum Zusammenhalt des künftigen Ganzen nothwendig, durch die Dazwischenkunft eines Unbekannten zerrissen. Erst jetzt fühlten die Aeltern das Glück einer nähern Verbindung mit dem Baron um so mehr, da dieser, zwar durch den Vorfall zurückhaltender, auf der andern Seite aber auch weit feuriger, als zuvor geworden war, und die leisesten Wünsche Mariens zu entdecken und zu erfüllen suchte; dazu den Umgang mit der Familie nach wie vor fortsetzte.

Ohne diese Charakterschwäche, die, der Mutter besonders, für ein Uebermaß der Liebe galt, würde man sich schon weit eher an seinen Verlust gewöhnt haben.

Einst, als Marie an der Mutter Geburtstagsmorgen in das einsame Gemach derselben trat und ihr weinend in die Arme sank, da sagte die Gräfin: Was wollen Deine Thränen, mein Kind?

Statt meiner sprechen, theure Mutter!

Sonst brachte ein heiteres Gesicht mir Deinen Wunsch.

Kann ich dafür, daß mir jetzt alles zu Thränen werden will?

Allerdings kannst Du dafür, sprach die Mutter ernst und strenge. Geflissen vermeidest Du die freundlichen Gaben des Lebens, um an Luftgebilde Seufzer und Wünsche wegzuwerfen. Das lange verhaltene Wort reißt sich los von meinem gepreßten Herzen. Setze endlich der Sache ein Ziel. Mag auch der Fremde seyn, wer er wolle, nur Unsegen und Entzweiung hat er bis jetzt in unsere Familie gebracht. Du bist Deinen Aeltern und Dir selbst die Rückkehr aus den Wolken in die Wirklichkeit schuldig!

Der Vater kam dazu und unterstützte ihren Rath mit der ganzen Wärme seines Herzens, so daß Marie bald das Versprechen gab, zum Beweise ihres veränderten Sinnes, Heinsbergs Hand nicht zurückzuweisen, wenn er sie ihr bieten sollte.

Das Entzücken der Aeltern über diese Zusage berauschte das reine Wesen. Heinsbergs mannichfache Aufmerksamkeiten für

sie fanden in diesem Rausche eine sehr günstige Aufnahme, bis fast ganz unvermerkt alles in das frühere Gleis gekommen schien, ja jetzt sogar des Barons Verlobung mit Marien statt fand.

10.

Schon war die Hochzeit festgesetzt, als Heinsberg eines Tages mit seinem Nachbar eine Jagdparthie unternahm und den Mittag auf des letztern Gute zubrachte, wo eine liebe, heitere Wirthin des Gastes Sehnsucht nach der Zukunft wohl verstärken mußte. Unter allerlei traulichen Scherzen, die zum Theil auf Heinsbergs künftige Ehe Bezug hatten, war die Tischzeit sehr angenehm verstrichen, als ein Bedienter die Nachricht brachte, daß eben eine trauernde Dame abgestiegen sei, die, sich eine genaue Bekannte vom Hause nennend, ihm auf dem Fuße folgte.

Die in dichtes Schwarz Verhüllte trat herein. Nach zurückgeschlagenem Schleier stand sie, das Ehepaar eine Weile stumm betrachtend, das, wie es schien, bang und vergebens auf dem schönen, aber alle Spuren des Leidens tragenden Gesichte, nach bekannten Zügen suchte.

So kennt Ihr beide Eure Verwandte, Antonien von Schilden, nicht mehr?

Antonie! rief die Frau vom Hause erschrocken und entzückt zugleich, und ihre Arme breiteten sich nach der Trauernden aus.

Ja, rief diese, an der Freundin Brust sinkend, bei allen Veränderungen des Aeußern ist mein Herz noch das alte geblieben! Es hat auch auf das Deine gerechnet, Kunigunde!

Das konnte es! rief diese und Thränen von beiden Seiten bekräftigten die Worte.,

Ihr seid glücklich! sprach die Neuangekommene, hierauf dem Hausherrn die Hand reichend. Es ist unverkennbar und ich freue mich dessen von ganzer Seele. Erlaubt mir die nächsten Tage meines Lebens in dem Sonnenscheine der Eurigen zuzubringen. Fürchtet nicht eine Vergifterin Eurer Freude an mir zu finden. Bloß unsere Vergangenheit laßt uns zurückrufen, damit mein jetziges Seyn sich an ihrer tröstenden Gestalt aufrichte und mit den Nachklängen des verschwundenen Lebens die stumme,

trostlose Oede der Gegenwart beseele. Laßt mich hauptsächlich auch einer Verstorbenen mit Euch gedenken, deren blüthenreiche Jugend uns vormals gemeinschaftlich entzückte. Laßt uns Alwinens, meiner Schwester, Grab mit Vergißmeinnicht umflechten. Der Gedanke an das süße Leben dieser Entschlafenen soll Eure Lust nicht trüben, nur erhöhen.

Alwine also? rief Kunigunde.

Ja, sie ging aus der Welt. Das Schwarz, das ich trage, ihrem Andenken ist es gewidmet. Von morgen an gebe ich jedoch dieses äußere Zeichen desselben auf, da es zu Eurer Umgebung nicht paßt, und uns die Züge aus ihrem kurzen Daseyn lebendigere Erinnerungen darbieten. Nicht trauern wollen wir über ihre Vollendung, nur ihrer Liebe uns erfreuen. Doch zuvor vergönnt mir, Euch mit meinem düstern Gesichte bekannt zu machen. Denn da dies doch nicht zu umgehen ist, so dünkt es mich besser, das Bittere aus Einmal in den Schooß der Theilnehmenden auszuschütten, als es ihnen nach und nach in einzelnen Tropfen einzuflößen. —

In diesem Augenblicke erst schien das Fräulein den Baron zu bemerken, und durch die fremde Erscheinung sich gedrückt zu fühlen. Schon war er im Begriff sich zurückzuziehen. Allein man machte ihn ihr als einen Freund vom Hause bekannt, berührte sein Verhältniß mit der Ambachschen Familie, und Antonie ersuchte ihn sehr zu bleiben, da ihre Geschichtserzählung durchaus keine Eil habe.

11.

Im Verfolg des Gesprächs kam man aber doch wieder aus die Geschichte zurück, und da sie gelegentlich geäußert hatte, daß sie niemand daraus ein Geheimniß zu machen brauche, bat Heinsberg selbst, ihn als Zuhörer daran Theil nehmen zu lassen.

Sie begann in folgender Art:

Du erinnerst Dich, Kunigunde, wie unsers Vaters Tod die Mutter veranlaßte, die Stadt, in der wir wohnten, zu fliehen, und so weit als möglich von ihrem zeitherigen Glücke ein einsames Plätzchen auszusuchen. Sie fand ein solches und kaufte sich da

an. Alwine und ich bemühten uns ihr den Wermuthsbecher des Lebens mit Rosen zu bekränzen und hatten die Freude, daß ihr Auge wohlgefällig an dem Kranze hing, wenn auch der Trank selbst dadurch nicht versüßt werden konnte.

Unsere Lebensart war äußerst einfach, und die Familie des Pfarrers unser einziger Umgang: gute Menschen, die Gemüth und Liebe genug besaßen, um zum Trost der Mutter in deren Ideen vom künftigen Wiederverein gern einzugehen, und durch anständige Dienstleistungen ihre Unterstützung zu erwidern wußten.

Um diese Zeit unterbrach der Krieg die Ruhe der Gegend; zwar nicht unmittelbar, aber doch mit Durchmärschen und Einquartierung, die gar sehr auf den Einwohnern lasteten.

Unter andern wohnte bei uns ein Hauptmann, Woldemar von Thalen mit Namen, der an früher erhaltenen Wunden erkrankt, sechs Wochen lang nicht von der Stelle konnte. Meine Schwester und ich hatten die Beruhigung, daß sein Arzt, als der Genesene den Marsch fortsetzte, uns die Versicherung gab, einzig unserer Pflege und Aufmerksamkeit habe er das Leben zu verdanken. Wir waren beide um so stolzer auf dieses Zeugniß, da wir mannichfache Gelegenheit gehabt hatten, das schöne Gemüth des jungen Mannes kennen zu lernen. Fast alle Gespräche, wenn wir allein waren, hatten ihn und die Sorgen um sein Wohl zum Gegenstande. Daß wir ihm beide viel galten, wußten wir, doch besaß keine von uns eine besondere Zusicherung seiner Liebe. Woldemars Briefe waren gewöhnlich an die Mutter gerichtet und unserer beider immer darin mit Theilnahme gedacht.

Niemals zuvor hatten wir den Reiz der Zeitungen gekannt. Jetzt aber, mit welcher Ungeduld, mit welchem Zittern griffen wir nach ihnen, ob wir schon voraus sahen, daß jede noch so glücklich ausgefallene Schlacht uns in die peinlichsten Sorgen stürzen müsse; daß die ganze Zeitung, wenn sie nicht Friedensverkündigerin ward, keinen Trost für uns haben konnte, außer seinem Namen. Und doch nennen die Zeitungen den Namen eines Subalternofficiers in der Regel nur dann, wenn er durch Wunden oder den Tod sich diesen leidigen Ruhm zu erwerben im Stande gewesen.

Friede, Friede! hieß daher das Wort, das früh und spät von unsern Lippen zum Himmel hinaufbebt.

Leider umsonst. — Welch ein Todesschreck, als eines Abends «in Wagen langsam in unsern Hof fuhr, aus dem ein Officier getragen wurde, dessen bleiche Gesichtszüge keinen Zweifel ließen, welch einen schweren Kranken wir vor uns hatten.

Nachdem er auf ein Sopha gelegt worden war, sagte er sehr leise abgebrochen und, wie es schien, nicht ohne großen, körperlichen Schmerz: Ihnen so zur Last zu fallen, wie undankbar! Gleichwohl aus der Welt gehen, ohne der theuersten Freundschaft das letzte Wort zurückgelassen zu haben, wie hart! Gott Lob, daß es möglich gewesen ist!

Hier vergaßen meine und Alwinens Thränen alles Maß, so daß auch die selbst weinende Mutter mißbilligend sagte:

Nicht so, Kinder. Sehet vielmehr daraus, alles zu des Kranken Erleichterung Nöthige unverzüglich herbeizuschaffen.

Schluchzend eilten wir, den Befehl auszurichten. Zum Glück hatten wir es mit verständigen Dienstboten zu thun. Denn unsere Anordnungen trugen so sehr das Gepräge von Bewußtlosigkeit und Verzweiflung, daß damit schwerlich viel ausgerichtet gewesen wäre.

Unsere einzige Hoffnung ging noch auf den Arzt und dessen alte Vorliebe für diesen Kranken. Aber nach genauer Untersuchung von Woldemars Zustande schüttelte er den Kopf, und sagte unverholen, daß er nicht begreife, wie er bei seinen Wunden eine solche Reise habe aushalten können, wenn nicht durch den Wunsch, uns noch einmal zu sehen, seine Kräfte so wunderbar gestärkt worden wären.

Dieses bestätigte sich nur allzubald. Es trat plötzlich die Rückwirkung von dieser Anstrengung in der äußersten Ermattung bei dem Kranken ein und wenig Augenblicke später hatte sein Herz zu schlagen völlig aufgehört.

12.

Uebermann von den Schrecken der Erinnerung mußte Antonie eine Zeitlang inne halten, ehe sie folgendermaßen fortfuhr:

Es war, als ob der vor uns liegende, starre Leichnam auch das Blut in meiner Schwester und meinen Adern erstarrt habe. Jetzt erst begriffen wir den innigen Verein zwischen dem Entseelten und uns in seinem ganzen schauerlichen Umfange. Kein fremdes, unser eigenes Leben schien getödtet und das, dessen Last wir umhertrugen, gewann ein unfreundliches, gespenstisches, gegen uns selbst und unser innerstes Wesen gerichtetes Streben.

Unsere Mutter war in diesen Momenten des Unheils und der Verzweiflung das einzige Hinderniß gegen die Vernichtung, auf deren ödem Wege allein wir zum Wiedersehen des Entseelten gelangen zu können wähten. Nur ihrer treuen Huth verdankten wir unsre Erhaltung. Ohne diese hätten die mütterlichen Ermahnungen schwerlich hingereicht. Denn wenn auch ihre verständige Rede nicht ganz an uns verloren ging, so war doch deren Eindruck nur selten von Dauer. Gewöhnlich glitt sie leicht an der Oberfläche unserer Seele hin, um der in ihren Tiefen herrschenden Melancholie und Verworrenheit unumschränkere Rechte über unsere Vorstellungen und Entschlüsse einzuräumen.

Vielleicht treten die Geständnisse einer Liebe, wie meine Schwester und ich sie für den Verstorbenen fühlten, in gewöhnlichen Verhältnissen dem Schicklichen zu nahe, allein meine gute Alwine hat ja die Welt bereits verlassen, und ein Scheinleben, wie das meinige, achtet sich für losgesprochen von dergleichen Rücksichten gegen die Welt. —

Woldemars Beerdigungstag war der heißeste für uns. Die Mutter kam dazu, als Alwine in fester Umarmung mit mir bei seinem Leichnam ausrief: Ewig so vereint! Unsere beiderseitige Liebe ging nach ihm, er verdient, daß wir sie ihm aufbewahren. Keinen Gatten, als ihn! Theurer Vollendeter, wir schwören Dir —

Halt! Kind, rief die uns bis dahin unbemerkt Gebliebene, und ihr Gesicht und Ton verkündete Furcht und Schrecken — Keinen Schwur dem Todten!

Warum nicht, theuerste Mutter? fragte ich befremdet. Du weißt ja, was dieser Todte uns gewesen ist! Laß uns doch das unsichtbare ewige Band an ihn, jetzt hier vor seinen irdischen Resten, recht feierlich befestigen!

Nicht das, Lieben! Keine Leidenschaft, die Vernunft allein soll Schwüre einleiten. Ueberhaupt aber keinen Schwur irgend einem Todten! Was der Todte selbst nicht thun würde, geschieht durch den Tod, diesen dem Menschen so feindlichen Zustand. Wie wenn die Arglist dieses Feindes Verhältnisse herbeiführte, die Euch durch Meineid in seine Gewalt brächten?

O Mutter, Mutter, so rief Alwine hier unwillig aus, wen können Verhältnisse zum Meineide bewegen?

Euch vielleicht nicht. Doch laßt ab von dem Vorsatze, lieben Kinder. Ob ich schon die Beispiele von dem Nachtheile solcher Schwüre nicht immer verbürgen möchte, so ist doch in unserer Familie eins so bekannt und mit so vielen seltsamen Umständen umgeben, daß mich allezeit Schauer anwandeln, wenn ich von Verpflichtungen ähnlicher Art hören muß. —

Diesmal aber verfehlte die Rede der Mutter alle Wirkung aus unsere bethörten Herzen. Das Beispiel, von dem sie sprach, paßte, meinten wir, nicht einmal weder auf uns, noch auf das, was sie damit beweisen wollte. Es bestand in einem von unserer Großmutter Bruder, seiner Gattin bei Lebzeiten beschworenem Versprechen, im Fall ihres Ablebens nie wieder zu heirathen, und forderte ihren Zorn auf, wenn es geschehen sollte. Sie starb nachher wirklich. Der Mann war immer der unbescholtenste weit und breit und seines Wortes auch hierin eingedenk gewesen. Gleichwohl fanden sich nach ihrem Tode eine Menge verwickelter Umstände, die ihm eine zweite Ehe zur Pflicht machten. Wie er nun am Verlobungstage mit einer trefflichen Person den Ring an den Finger steckt, so ist es ihm grade, als wolle der Ring immer enger und enger werden. Zugleich steigt der Gedanke des gebrochenen Eides mit aller Macht in ihm auf. Seht ihr wohl, ruft er Abends, nachdem er Uebelbefindens wegen das Mahl hat verlassen müssen, seht ihr meine Selige dort zürnend stehen! Ein starker Angstschweiß quillt auf seiner Stirne. Er theilt den Verwandten reuig die begangene Schuld mit, wendet sein Gesicht voll Widerwillen von der Braut, und ist in der folgenden Nacht, allen Arzneimitteln zum Trotz, unter schrecklichen Zuckungen verstorben. —

Mit Einem Worte, weit entfernt uns hieran zu kehren, riefen meine Schwester und ich, sobald wir wieder allein waren, Woldemars Schatten an, und fühlten eine große Beruhigung, als

wir uns ihm Unter den schauerlichsten Schwüren zur Ehelosigkeit verpflichtet hatten.

Nur allzubald aber rächte sich die verschmähte Stimme der Erfahrung und Vernunft an dem siegenden Ungestüm der Leidenschaft. Unsere Mutter starb plötzlich und fast zugleich mit ihr eine schon früher verwitwete Schwester, welche drei noch unerzogene Kinder hinterließ. Die fast stete Abwesenheit und Sorglosigkeit ihres Vormunds legte uns, den nächsten Verwandten, die Pflicht auf, sie vor Verwahrlosung möglichst zu hüten. Unstreitig hätten wir sie zu uns genommen, allein der Umstand, daß es Söhne waren, sprach in mehr als einer Hinsicht dagegen, und ohngeachtet der Sorgfalt, die wir ihnen widmeten, mußten wir hören, daß sie Wege einschlugen, die ihnen verderblich zu werden drohten.

Zwar wendeten wir alles fortdauernd zu ihrer Besserung an, doch fehlte uns Glück in der Wahl der Menschen, durch die wir auf sie zu wirken suchten.

Die jetzt immer häufiger werdenden Truppeneinquartierungen vermehrten das Unannehmliche unserer Verhältnisse. Ein unglücklicher Proceß, worein unser ganzes Vermögen verwickelt wurde, kam dazu, und nun fühlten wir nur allzutief das Unglück, sich in den eigenen Angelegenheiten fremder Einsicht allein anvertrauen zu müssen.

Um diese Zeit machten wir in der benachbarten Stadt die Bekanntschaft des geheimen Raths von Elbing, eines Mannes, dem Herkunft, Einsichten und Rechtlichkeit zu Empfehlungen gereichten, und der auch von unserer Lage, meiner und Alwina's Meinung nach, die hellsten Ansichten besaß.

Bald kam ner in den Fall, uns einige äußerst wichtige Dienste leisten zu können. Er that es mit Aufopferung und glaubte um so eher auf Alwinens Hand Hoffnung zu haben, da sie und ich ihm unsere besondere Achtung nicht verbargen. Alwine konnte keinen Grund finden, den Mann auszuschlagen, als das dem Todten von uns gemeinschaftlich gegebene Wort. Daher hielt sie es für's Rathsamste, ihn mit dem Umstande bekannt zu machen. In meiner Gegenwart geschah es. Allein er nahm die Eröffnung ganz anders auf, als sie sich solches vorgestellt hatte. Nichts schien ihm von so geringer Erheblichkeit, als das Versprechen wegen einer, wie er sich ausdrückte, dem Todten ganz

gleichgültigen Sache; ein Versprechen, wozu überdies ein Grad von Bewußtlosigkeit gehört habe, der es von selbst null und nichtig mache. Wenn, sagte er, seinem Glücke nichts als eine so unbedeutende Zusage im Wege stehe, dann dürfe er sich nur an Alwinens gesundes Urtheil wenden, um das Hinderniß gehoben zu sehen.

Meine Schwester und ich behaupteten zwar beide, daß uns die Leichtigkeit fehle, mit der er über die Sache hinschlüpfe. Wir beriefen uns unter andern auch auf den, leider, verworfenen mütterlichen Rath gegen jenes Versprechen.

Aber dieser Rath bewies ihm durchaus nichts. Allerdings meinte er, habe die Mutter Recht gehabt, uns von einer so zwecklosen Zusage abzuhalten, und nur in ihrem Glauben an des Todten Rache gefehlt. Das erwähnte Beispiel von der Rückkehr einer Verstorbenen dünkte ihm vollends nichts, als eine der mancherlei lächerlichen Ausartungen menschlicher Einbildungskraft. Er selbst führte eine Menge Exempel dieser Art an und sprach überhaupt mit so viel Verstand und Gewandtheit, daß wir bei Widerlegung seiner Ansichten durchaus nicht fort kamen.

Dies, und hauptsächlich die Nothwendigkeit den zu Führung unserer Angelegenheiten so nöthigen Mann nicht zu entfernen, veranlaßte Alwinen allein ihm ihre Hand wirklich zu geben.

Unser ökonomischer Zustand gewann durch den Eifer, mit dem der geheime Rath sich desselben annahm, in Kurzem ein weil besseres Ansehen, auch hätten wir für die Erziehung der Kinder unserer verstorbenen Tante keinen eifrigern Vorsorger finden können.

Allein in anderer Hinsicht verfolgte uns das Unglück nur desto härter. Schon an dem Tage vor der Hochzeit kam meine Schwester gegen Abend mit todtenbleichem Gesicht nach Hause sich in meine Arme stürzend. Im Garten behauptete sie mit Thalens Stimme ihren Namen mehrere Mal aussprechen gehört zu haben.

Ich suchte Alles hervor sie zu überzeugen, daß wohl nur eine Selbstbethörung statt gefunden. Doch mehr als meine Gründe, that Elbing, der jetzt dazu kam. Er wußte nichts von ihrem Schrecken, gerieth aber zufällig auf das Kapitel von den Täuschungen der Sinne und stellte so viel wunderbare Beispiele

von Kranken dieser Art auf, daß Alwine sich selbst darunter zu rechnen anfing, und eine ruhigere Nacht hatte, als außerdem der Fall gewesen seyn würde.

Auch der daraus folgende Entscheidungsmorgen erfuhr keine Störung. Nur in der Kirche beim Gange nach dem Altar schien Alwine mir, ihrer aufmerksamsten Beobachterin, einigemal ängstlich zurückzuschauen und dann eben so den Bräutigam zu fixiren.

Das Getümmel der Verwandten und Freunde nahm sie nachher zu Hause mit seiner freudigen Teilnahme und den tausend darauf gegründeten Scherzen allzusehr in Anspruch, als daß sie zur ruhigen Betrachtung ihres Zustandes hätte gelangen können.

Erst gegen Abend, als die Sonne ihre letzten Strahlen in unsere Fenster sendete, richtete sie sich einmal plötzlich wie aus tiefen Gedanken auf, und angstvolle Blicke nach dem rothen Scheine hin.

Fehlt Dir etwas, Liebste? fragte ich und sie schüttelte seufzend den Kopf, indem sie meine Hand drückte.

Schmerzlich fühlte ich, daß es mit ihr nicht war wie es seyn sollte, drang jedoch diesmal um so weniger in sie um Verdeutlichung, da die freundliche Zusprache eines geistreichen Mannes sie kurz nachher jeder finstern Idee wieder entrissen und dem Gleise des fröhlichen Festes zurückgeführt zu haben schien.

Kaum war aber am folgenden Tage ihr Gatte früh ausgegangen, so kam Alwine auf mein Zimmer. Mit Leidenschaft warf sie sich an meine Brust. Doch einen Augenblick später floh sie, erschrocken, wie vor einer Aussätzigen, von mir zurück.

Mein Gott, was ist Dir? so rief ich ihr zu, die auf das Sopha niedergesunken, die Augen starr vor sich hin richtete.

Ach, sprach sie, so kann ich denn nun nicht einmal mehr an das zärtliche Herz meiner theuern Schwester flüchten, ohne zurückgeworfen zu werden in die Hölle, der ich umsonst zu entfliehen trachte! Weißt Du nicht mehr, wie ich auch so in Deinen Armen lag, die Leiche neben uns? Weißt Du nicht mehr, was wir uns da, was wir Ihm gelobten?

So heftig ich auch selbst angegriffen war, so suchte ich mich doch zu fassen und ihr Trost zu geben. Ohne Erfolg.

Merkst Du nichts von dem Leichengeruche rings umher? fragte sie.

Liebste, beste Seele! rief ich, sie aus die Geschichten, die Elbing neulich von den Sinnentäuschungen mittheilte, zurückverweisend.

Allein sie zuckte die Achseln und blieb dabei, daß der Geruch immer zunehme.

Von nun an verließ sie dieser Gedanke nicht mehr. Ihr Gatte, der nach vieler vergeblichen Mühe endlich die Ursache der nur selten mit Glück von ihm bekämpften Schwermuth entdeckte, suchte alles hervor, sie von dem Ungrunde ihrer Vorstellungen zu überführen. Verlorne Mühe. Späterhin fragte sie mich mehrere Mal, ob ich keinen Husarensäbel klirren höre und sah nach der Gegend hin, woher sie ihn vermuthete. Die Angst, welche Begleiterin dieser, ich weiß nicht, ob Erscheinungen oder Ideen, war, martete sie nach und nach völlig ab.

Endlich einmal, spät am Abende, rief sie, wick bei der Hand fassend: Um Gotteswillen, Schwester, rette mich, rette Du mich! Hörst Du nicht die Verwünschungen, die er gegen die Meineidige ausstößt?

Ich beschwor sie, ein besseres Zutrauen zu dem Vollendeten zu haben, den ihre Beweggründe zu der Heirath gewiß mit hoher Achtung für sie erfüllten.

Alles vergebens. Sie wimmerte herzerreißend an meinem Halse und fiel mir dann erschöpft in die Arme.

Mehrere Stunden lag sie also. Sie nicht zu stören, bewegte ich mich so wenig als möglich. Welch ein Entsetzen aber, wie ich fand, daß es kein Schlummer, sondern der Tod selbst war, der sich der lieben Unglücklichen bemächtigt hatte!

Hier laßt mich schließen. Wozu auch noch eine umständliche Erwähnung der Vorwürfe, womit der tiefbetrübte Gatte sich sechs Monate lang ohne Aufhören peinigte? Genug, sie und das, bei der eigenen tiefen Verzweiflung, so dringende Bedürfniß nach Vertrauten meines frühern Glückes und meiner Gesinnung, trieben mich zu Euch her, da ich ja ohnehin keinen Trost für den Gebeugten hatte. Er selbst hat mir dazu gerathen. Sein Vorsatz

ist einzig unsern Rath und Erziehung bedürftenden Verwandten zu leben, und so das Unrecht gegen die Entschlafene, dessen er sich beschuldigt, thunlichst wieder gut zu machen.

13.

Es lag in der Natur der Sache, daß Heinsberg, um die erste Zeit des Wiedersehens der drei Freunde nicht zu stören, sich sobald als möglich entfernte. Er halte aber auch noch einen wichtigern Grund dazu in seinen innern Schmerzen. Ohne daß die Erzählerin es hatte ahnden können, war mit ihrer Geschichte eine zeither tief im Hintergrunde seiner Seele schlafende Erinnerung ihm erweckt worden, die ihm Mark und Leben grimmig anzunagen drohte. Schon während der ersten Ehetage hatte er und seine verstorbene Gattin einst in einem Momente des höchsten Enthusiasmus sich wechselseitig ewigen, ausschließenden Besitz auf's feierlichste angelobt. Welcher Theil früher als der andere starb, wollte, im Fall das Gelübde gebrochen würde, den überlebenden, wo möglich, deshalb zur Rede setzen. Seit diesem Tage war jedoch um so weniger wieder daran gedacht worden, da ein seltener Grad von Liebe beiden das eheliche Verhältniß so leicht und schön machte, daß die Furcht vor Untreue gar nicht aufkommen konnte, und der Tod der Wöchnerin zu schnell erfolgte, als daß die in jenem Momente dem Ueberlebenden aufgebürdete Ehelosigkeit, jetzt noch einmal hatte zur Sprache kommen können.

Es ist erwähnt worden, wie tief der Verlust dieser Gattin das Gebäude von Heinsbergs Glück erschütterte, und auf welchem langsamen Wege er endlich bis zu dem Gedanken an einen Ersatz des Verlorenen gekommen war.

14.

Im Ambachschen Hause begriff man die auffallende Veränderung im ganzen Wesen des baldigen nahen Verwandten durchaus nicht. Man stürmte von allen Seiten mit Fragen auf ihn

los und ein körperliches Mißbehagen, das er vorgab, reichte niemand hin, seinen Verlust aller Laune und den melancholischen Anstrich zu entschuldigen, den jedes Wort, jede Miene angenommen hatte.

Mit Zagen nur sah unter so veränderten Umständen Marie die Trauung immer näher rücken, welcher ihr Verlobter ohne Verletzung des Anstands nicht mehr ausweichen konnte. Auch ihre Aeltern schienen nun mehr Zweifel in das Glück einer Verbindung zu setzen, von der sie sich noch kurz zuvor das Beste versprochen hatten.

Die Vorbereitungen dazu gingen indessen ihren Gang. Die Gäste wurden geladen und der Hochzeitmorgen brach an.

Bei den in Heinsbergs Brust immer mächtiger werdenden Unglücksahndungen war es kein Wunder, wenn ein Schwarm von Krähen, der, wie er eben aus dem Bette zum Fenster trat, vor ihm aufflog und einen Morgengruß herüberkrächzte, ihn in die unbehaglichste Stimmung versetzen konnte. Am stärksten hallte das Krähenlied wieder in ihm, als die Braut im väterlichen Hause ihre Unruhe bei seiner Annäherung unter süßen, freundlichen Worten und Mienen so wenig, als die rothgeweinten Augen verbergen konnte.

Da stieg in Heinsbergs Gemüth zuerst die Frage auf, ob es nicht besser sei, das mit gewaltigen Schritten herbeieilende Unglück durch ein, wenn schon auffallendes, doch wohlthätliges Wort zu beschwören, ob es nicht besser sei, noch jetzt nach einer offenen Erklärung des ganzen Zusammenhanges der Sache zurückzutreten, als das zarte Leben eines so herrlichen Geschöpfs, wie Marie, in den Fluch, dem er entgegenging, mit zu verflechten. Und nicht sie allein. O, wenn er bedachte, wacher Glanz des Frohsinns vor der Bekanntschaft mit ihm jeden Punkt dieses Hauses beleuchtet, wie der gute Humor des Grafen ihn gewissermaßen zuerst wieder mit dem Leben befreundet hatte, und er nun, zum Danke, darauf ausging, diesen fast allein in seinen Kindern lebenden Mann, durch Mariens Zugrunderichtung, gleichsam ganz zu vernichten! —

Nein, der Schritt, der harte, befremdende, jeder lieblosen Mißdeutung bloßgestellte Schritt, sollte wirklich von ihm geschehen, als, wie von einem Zauber herbeigeholt, auf Einmal solch eine Menge geladener Hochzeitgäste eintraf, daß

Hausherrschaft und Braut mit deren Empfange vollauf zu thun hatten.

Heinsbergs Vorsatz fand sich gelähmt. Dank forderten die Glückwünsche der Aukommenden, nicht Widerspruch, der jetzt, da es so weit gekommen war, die Gäste leicht in ihrem Glauben an seine Vernunft irre machen konnte.

Maschinenartig schritt nun der Verlobte in den Schranken des Schicklichen weiter. Die Trauung erfolgte ohne irgend ein ungewöhnliches Ereigniß. Mariens gütiges Zuneigen konnte seine Wirkung auf den Bräutigam nicht verfehlen.

Ueber Tische aber riß ein zufälliges Wort das Gebäude ihres vielleicht beiderseits auf Anstrengung beruhenden Frohsinns völlig nieder. Einer der Gäste gedachte nämlich Jukundens Hochzeitabends und sagte: Apropos, Graf Ambach, wissen Sie nun wohl, wer der maskirte Tausendkünstler war, über den wir uns damals den Kopf zerbrachen?

Kaum war das Wort von den Lippen, als auch die Gräfin Mutter schon nach Marien blickte, welcher sogleich ein paar große Thränen aus den Augen quollen, die sich mit Ungeduld nach dem Frager richteten.

Nun, wer ist er denn? rief der Graf ihm zu, aus der Stellung der Frage aus das Wissen des Gastes darum schließend.

Jedoch letzterer hatte selbst Belehrung darüber gewünscht, und es entspann sich zu des Hausherrn und dessen Gemahlin großem Verdruß ein Gespräch über den Räthselhaften, dessen Resultat, nach einer Menge sich durchkreuzender Hypothesen, die Sache um keinen Schritt weiter brachte.

Der unangenehme Eindruck dieses Gesprächs aus die Hauptpersonen des Festes wirkte bald in die Stimmung sämtlicher Anwesenden ein, so daß Heinsberg endlich der Langenweile, die für ihn diesmal eine weit tiefere Bedeutung hatte, von Herzen müde, zuerst von der Tafel aufsprang und durch diese an sich befremdende Unschicklichkeit den Andern ein sehr willkommenes Zeichen zum Aufbruche gab.

Der Bräutigam trug allzuschwer an der Bürde seines Mißgeschicks, um nicht ein einsames Zimmer im obern Stocke der Gesellschaft vorzuziehen, die dadurch, daß sie jetzt in einzelne Gruppen zusammentrat, wieder Leben und Regsamkeit erhielt.

Erst die Waldhörner, welche die Gäste späterhin in den Garten riefen, schreckten den Baron aus dumpfem Halbschlaf auf. Ihr Ton, der das Fest, dem er entflohen war, neu verkündigte, wollte sein Herz auf Einmal zerschmettern. Mitten hindurch glaubte er die drohende Stimme der verstorbenen Gattin immer deutlicher zu vernehmen, so daß es ihm auch bald in dieser Einsamkeit um so unerträglicher wurde, da die Dämmerung, die ein trüber Himmel sehr plötzlich herbei führte, auch sein Auge anzufeinden kam, das schon bei jedem Knistern ängstlich nach dem sonst so sehr herbei gesehten Schatten herumsuchte.

Schon stand er im Begriff sich auf's Neue in's Hochzeitgetümmel hineinzustürzen, als leise Tritte von der Treppe über den Saal ihn zurück an das Fenster drückten. Vergebens riß er die Flügel auf, um nur Luft zu haben, in der wirklich lebende Menschen athmeten; kein Laut von außen tröstete sein Ohr. Bloß der immer näher kommende leise Tritt aus dem Saale schlug daran, und von der Todesangst, die ihm das Haar hoch in die Höhe trieb, zeugte auch sein Laut, als jetzt die Thüre wirklich sich öffnete.

Gott Lob! seufzte er, denn es war seine Schwiegermutter.

Mein Himmel, rief diese, hier so allein, während alles um Sie besorgt ist? Ist Ihrer Gesundheit etwas begegnet?

Das nicht eben.

Nun, fuhr sie höchst unwillig fort, warum entziehen Sie Sich so, an einem Tage, der uns und hauptsächlich auch den Gästen die gegründetsten Ansprüche auf Ihre Gegenwart giebt? — Ihr frühes Aufstehen von der Tafel war schon sonderbar genug. Das heißt aber doch wirklich in der Seltsamkeit Wunder thun, daß Sie, die Hauptperson des Tages, Sich überall vermissen lassen!

Heinsberg suchte die Erzürnte zu besänftigen und folgte ihr nach dem Gartenhause zu den Uebrigen. Hier entstand aber bald eine neue Sorge. Seit länger als einer halben Stunde fehlte die Braut, die nach dem Ufer gegangen war, den Vermißten

aufzusuchen. Aus alle Seiten eilte man ihretwegen. Nirgend eine Spur. Umsonst wurde in jedem Behältnisse des Hauses und Gartens nach ihr gesucht. Die Lage der Verwandten und des Bräutigams war schrecklich. An einen bloßen Spaziergang war schon darum nicht mehr zu denken, da Marie allein über die Gränzen der älterlichen Besitzungen nicht zu gehen pflegte, auch die Nacht in der schwärzesten Gestalt sich auf die ganze Gegend geworfen hatte; dazu bei ihrem Eintritt ein überaus heftiger Sturm mit Ungewitter entstanden war.

Weil den Verwandten die Verstimmung der Braut über der Tafel nur allzulebhaft noch vorschwebte, und des Bräutigams späteres Benehmen nicht sehr geeignet war, diese zu mildern, so fing man an das Aergste zu befürchten, und die Seufzer, vom Winde den Wellen am Ufer abgepreßt, kamen ihnen vor, wie die Klagen der nächsten Augenzeugen über den freiwilligen Tod eines süßen, jugendlichen Lebens.

Ein großer Theil ihrer Vorwürfe, besonders der weiblichen, fiel auf Heinsbergs letztes räthselhaftes Benehmen. Man ließ es ihm auch so sehr merken, daß er seine Beweggründe, wenn nicht zum Troste der Ankläger, doch zu einiger Entschuldigung für sich, in wenigen Worten entdecken zu müssen glaubte, und dieserhalb Schwiegermutter und Schwägerin in ein Nebenzimmer führte.

Unseliges Verhängniß, rief, als er fertig war, die trostlose Mutter aus, was verbrachen denn wir Andern, um so tief und schmerzlich darein verwickelt zu werden?

Die Umstände waren so, daß, sobald das Gewitter ein wenig nachließ, die Gäste sich allmählig verloren. Der Baron kehrte endlich auch auf sein Gut zurück, von seinen innern Qualen begleitet.

16.

Am folgenden Morgen fand er die gräfliche Familie noch so ziemlich in den gestrigen Kleidern. Nichts als das Hervorstechend-Hochzeitliche hatte man davon gethan, da allen

Mitgliedern des Hauses so wenig wie Heinsbergen der Gedanke an Bett und Schlaf auch nur eingefallen war.

Die während der Nacht ausgeschickten Boten waren bereits bis auf einen zurück. Keine Spur von der Verschwundenen hatten sie finden können.

Noch in den Vormittagsstunden jedoch landete ein Schiffer vom jenseitigen Ufer, der mit dem Grafen zu sprechen verlangte. Er hatte von dem häuslichen Unglücke gehört, und da er mit der Frage, ob er seine Veimuthungen über die Sache entdecken dürfe, sehr willkommen war, so erzählte er Folgendes: Es sei schon seit einigen Abenden eine Gestalt aus den Felsen am Ufer, bei dem sehr starken Wetterleuchten sichtbar geworden, wie mehrere Fischer bezeugen wollten. Sie insgesamt hätten dem Dinge sogleich nichts Gutes zugetraut, da es sehr gespensterhaft ausgesehen, auch über die steilen Felsen so leicht hingegleitet sei, wie es wohl keinem Sterblichen glücken werde.

Im Schloßgarten habe es sich gewöhnlich verloren, doch versicherten einige seiner Handwerksgenossen, es pflege den Felsenweg wieder zurück zu kommen. Gestern, wie das Gespenst früher als gewöhnlich eingetroffen, wäre er und seine Frau auf die Rückkehr neugierig gewesen, und da hätten sie denn nicht nur das Ding, sondern, vom Blitzstrahl erleuchtet, auch eine Weibsperson dazu gesehen, die von ihm über die Steine weggetragen worden. Schon sei er, der Schiffer, nach dem Kahne gegangen, um Nachricht herüber zu bringen. Allein, der immer zunehmende Sturm habe es unmöglich gemacht.

Ambach sah den Fischer lange forschend an. Er fürchtete eine abscheuliche Unternehmung gegen Marien, die sich hinter albernen Märchen vor der Strafe verstecken wolle, und hielt den Erzähler für einen der Mitschuldigen. Allein die herbeigerufenen übrigen Fischer bestätigten die Aussage des Verdächtigen so allgemein, daß eine nähere Untersuchung ganz überflüssig schien.

Uebrigens versicherten sämmtliche Fischer acht Tage später einstimmig, daß, so aufmerksam sie auch gewesen wären, sie seit jenem Raube die Gestalt nicht wieder entdeckt hätten.

17.

Es lag in den Verhältnissen, daß der Baron seine Besuche bei Ambachs jetzt seltener und kürzer machte. Warum nur sie, die Schuldlose, der Zornigen Rache treffen mußte! rief er, oft wenn er allein war, und hatte mehr Furcht vor seinem eigenen Daseyn, als vor dem Wiederkommen der verstorbenen Gattin, die ja doch, im schlimmsten Falle, weiter nichts konnte, als ihn befreien von einem überlästigen Leben.

Was ihn Wunder nahm, war die unverstellte Güte, womit die Ambachsche Familie sich gegen ihn äußerte, und die Fassung, die überhaupt in dem Hause statt fand. Ein sehr großer Trost für ihn, der nimmermehr geglaubt hätte, daß sich die aufs innigste an Marien hängenden Menschen sobald in dieses finstere Geschick würden ergeben können.

Es ging so weit, daß Heinsberg sogar einmal über Tafel die Gräfin von der Begebenheit, zwar mit Achselzucken, aber doch wie von einer der Familie ziemlich gleichgültigen Sache sprechen hörte.

Bei dieser Gelegenheit brachte auch wieder jemand die Rede auf Jukundens Hochzeitabend, und die an des verschiedenen Assessors Ruhland Stelle erschienene unerklärbare Person, behauptend, daß dieser doch ganz der Anstrich des Geisterhaften eigen sei.

Allerdings, antwortete Graf Ambach lächelnd. Ich selbst wurde daran irre, und hätte jede Gespenstergeschichte eher bezweifeln mögen, als grade diese. Alles sprach dafür, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe; das tiefe Schweigen, das ich gegen jedermann über die eingeladenen Gäste beobachtet hatte, der uneröffnete Brief und die übrigen Umstände. Dennoch aber ist die Geschichte einer natürlichen Auflösung fähig.

Man zeigte sich sehr begierig mehr davon zu vernehmen, und der Graf sagte: Sie erinnern Sich, daß die politischen Verhältnisse zur damaligen Zeit manchen Zwang, manchen gewaltsamen Eingriff in die theuersten und unbestreitbarsten Rechte des Einzelnen, der Regierung an die Hand gaben. Unter andern pflegte man auf der Post in das Geheimniß der Briefe einzudringen, betrieb dies aber mit so vieler Kunst, daß der

Empfänger den Brief mit dem Siegel des Absenders bekam, ohne daß von der frühern Eröffnung eine Spur daran zu bemerken war.

Denken Sie Sich nun, irgend jemand sei grade bei dem Polizeidirektor gewesen, als dieser eine Menge eröffneter Briefe vor sich liegen hatte. Darauf werde der Direktor abgerufen, und es führe während dieser Zeit der Zufall den Blick des Anwesenden auf einen Brief mit meiner Namensunterschrift. Lassen Sie Sich ihn des Namens erinnern. Setzen Sie den Fall, daß er ein Mädchen dieses Namens, von Interesse für ihn, auf dem Maskenballe im Bade zu Pyrmont am Abend vor unserer Abreise gesehen hat, und ihm einfällt, daß das Marie, meine Tochter, gewesen ist. Unfehlbar wird er dann den Brief überlesen und die Adresse ansehen. Der Assessor Ruhland, an den sie gerichtet war, könnte wohl einer von seinen Bekannten seyn, er könnte von Ruhlands Tode bereits Kenntniß gehabt haben und von seiner Leidenschaft zu Marien zu dem abenteuerlichen Gedanken gebracht werden, des Verstorbenen leere Stelle bei unserm Kirmsfeste ausfüllen zu wollen!

Die ganze Miene des Grafen gab zu erkennen, daß die Fälle, die er gesetzt, sich wirklich ereignet hatten, daher baten mehrere um den Namen von Ruhlands Stellvertreter. Doch er schlüpfte mit einem ausweichenden Scherze so schnell darüber hin, daß man leicht merken konnte, er habe keine Lust sich weiter herauszulassen.

18.

Eines Morgens erhielt der Baron wieder ein Einladungsbillet vom Grafen auf den Mittag, sagte jedoch erst dann zu, als ein zweites erschienen war, das ihn, wichtige Aufschlüsse versprechend, bei seiner Freundschaft dazu aufforderte.

Lieber Heinsberg, so redete Ambach den Eintretenden an, der erste Augenblick unsers Alleinseyns sei Bekenntnissen gewidmet, deren mein Herz sich so gern längst schon entlediget hätte. Die Braut, welche Sie für ein Opfer Ihres Entschlusses zur zweiten Ehe hielten, ist noch am Leben. Schon am Tage nach

ihrem Verschwinden bekamen wir Nachricht von ihr, und daß sie bis zur Entscheidung ihres Schicksals auf dem Gute meiner Schwester sich aufhalten werde; doch alles unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit.

Und dieses Verschwinden und Verheimlichen! rief der Baron, der von der Seligkeit der Nachricht nur allzubald zu dem tiefsten Gefühle für die dadurch erlittene Beleidigung gelangte, die des Grafen Mitwissen und Schweigen unterstützt hatte.

Ich kann mir den Sinn Ihrer finstern Miene denken, lieber Heinsberg, versetzte der Hausherr, doch erlauben Sie, daß ich ausrede. Sie erinnern Sich der Fischersage von einem Gespenst, das mehrere Abende vor Mariens Verschwinden sich auf den Felsen am Ufer sehen ließ? Ich selbst begriff nicht wohl, wie ein Mensch von dieser Seite unsern Garten betreten könne. Aber der Unbekannte von der Kirms her hatte es doch möglich gemacht. Die Nähe der Hochzeit war ihm zu Ohren gekommen, und weil Marie sehr oft Abends den Garten allein besuchte, so hatte er schon viele Abende zuvor hier auf der Lauer gestanden. Vergebens. Denn die mancherlei Vorbereitungen zu dem Feste überhäufte sie allzusehr mit Geschäften.

Am Festabende selbst aber gelang ihm der kecke Streich um so eher, da Marie, Sie zu suchen, sich bis an das Ende unsers weitläufigen Gartens entfernt hatte. Gewalt von seiner Seite, Liebe von Mariens, dazu unfehlbar Ihre unverkennbare Unzufriedenheit mit der geschlossenen Verbindung, die ihr keine glückliche Zukunft weissagte, mit Einem Worte, alles begünstigte das Wagestück. Uebrigens hatte der Entführer seine Maßregeln so gut genommen, daß meine ausgeschickten Boten sämmtlich nichts entdeckten, einen einzigen ausgenommen, der mir am Abende des zweiten Tages einen Brief von dem Paar überbrachte.

Heinsberg sah schweigend vor sich hin und der Graf ergriff seine Hand. Ich verstehe Ihre Mißbilligung, sagte er, aber ob ich sie auch verdiene? Nach den Entdeckungen, die Sie meiner Frau und Jukunden gemacht hatten, war doch wohl ohnehin auf kein Glück für Sie durch Marien zu rechnen. Nebenbei dürfte es wohl mehr als unklug gewesen seyn, einer vielen nachtheiligen Deutungen ausgesetzten Geschichte die Hülle zu entreißen, die ihr so glücklich zu behaupten gelungen war! —

Sie haben Recht, völlig Recht, lieber Graf, rief Heinsberg seine Hand schüttelnd. Nur das Ueberraschende konnte mich Anfangs etwas irre an Ihrem Benehmen machen. Warum aber geschah nicht schon der einzige Schritt, der hier zu thun war, warum entsagten Sie so lange dem Vergnügen, das glückliche Paar in Ihrer Mitte zu sehen?

Familienrücksichten, lieber Baron. Der Onkel des jungen Mannes hatte, andere Plane mit diesem, von denen er nicht abzubringen war, und der Liebende durfte seinem eisernen Willen nicht entgegen handeln, ohne sich die schönsten Lebenshoffnungen zu gefährden. Jetzt ist der Alte mit Tode abgegangen. Doch schon höre ich meine Frau mit Marien und dem Jünglinge auf dem Saale, der für's Erste kommt, Ihnen die schwere Beleidigung abzubitten.

Mein Gott, der Prinz von **? rief Heinsberg, vor dem die Zurückgekehrte mit tiefgesenktem Haupte stand.

Mariens künftiger Gemahl, wenn Sie verzeihen und unser Glück wollen! sprach der Prinz.

Der Entsagende drückte sie beide vereint an seine Brust. Ehegericht und Kirche thaten das Uebrige.

Marie folgte der Bestimmung ihres nunmehrigen Gemahls in die Residenz. Heinsberg hingegen leistete mehr als je zuvor ihren Aeltern auf dem Gute Gesellschaft, und pflegte zu sagen, daß die rasche That des Jünglings ihn durch das tiefste Unglück zu dem einzigen wirklichen Glücke geführt habe, dessen er nach dem Ableben seiner Gattin fähig gewesen sei.

Die Ruine von Paulinzell.

1.

Geht hier der rechte Weg? — rief mir eine schnarrende Stimme durch das Gebüsch zu, und der Wagenlenker, dem sie angehörte, arbeitete mühsam mit seinen vier Pferden den schwerbepackten Reisewagen über umherliegende Felsenstücke den Berg herauf.

Er meint nämlich nach Langenwiesen — ergänzte eine Flötenstimme die Frage, und zwei Frauengestalten traten hinter dem Wagen hervor.

Unsre zerschlagenen Glieder — fuhr die Sprecherin fort — rechtfertigen wohl einige bescheidne Zweifel, ob wir uns bisher auf einem wirklichen Wege befunden haben.

Die schönsten Feueraugen blickten mir aus einem dunkeln Lockengewühl entgegen, und wiederholten freundlich die Frage.

Dieser Weg — erwidert' ich — wenn Sie mir erlauben, diesen langen, schmalen, steinigen Platz so zu nennen, führt allerdings Ihren Wagen nach Langenwiesen, wenn indessen eine Viertelstunde Fußweg Sie nicht zu sehr ermüdet ...

O, im Geringsten nicht — unterbrach sie mich — lieber eine Stunde zu Fuß, als länger so unsanft geschaukelt.

Ich erbot mich zum Begleiter durch den Wald, bis an das nächste Gasthaus, wo die beiden Reisenden ihren Wagen erwarten wollten, und mein Erbieten ward freundlich angenommen. Unterweges erfuhr ich, daß Ilmenau das Ziel ihrer Reise war, wo die zweite Dame durch die stärkende Waldluft und den Gebrauch der Schlackenbäder ihre Gesundheit herzustellen hoffte. Ihre Gefährtin sorgte mit der zartesten Aufmerksamkeit für sie, die, gehüllt in einen weiten Staubmantel, und dicht verschleiert, langsam neben ihr ging, ohne jemals einigen Antheil an unserm Gespräch zu nehmen.

Wir hatten unsern angenehmen Waldweg nicht allzueilig zurückgelegt, und fanden vor dem Wirthshaus den Wagen schon angelangt. Die Verschleierte verneinte die Frage ihrer

Reisegefährtin, ob sie gesonnen sei im Gasthofs abzutreten; zugleich wandte sie sich nach mir, und dankte mir mit wenig Harmonikatönen, den ersten, die ich von ihr hörte, für meine Begleitung. Bei der Bewegung gegen mich theilte sich ihr Staubmantel, der Schleier wich zurück und ein blonder Madonnenkopf wendete ein paar blaue Augenhimmel mir zu, die zugleich alles Süße der Liebe und jede Bitterkeit des Schmerzes aussprachen.

Die Antwort aus ihren Dank stockte mir auf der Lippe. Ihr Auge, ruhte einige Augenblicke forschend und mit seltsamen Ausdruck auf mir, dann, indem sie das schöne Gesicht tiefer in den Schleier hüllte, sagte sie leise zu ihrer Freundin: Ich bin doch durch den kurzen Weg etwas ermattet: Laß uns einige Minuten ausruhen.

Ich folgte ihr maschinenmäßig in das Wirthshaus. Man trug Erfrischungen auf. Die Freundin, wie es mir vorkam, auf einen leisen Wink der Verschleierteu, lud mich ein Theil zu nehmen.

Ich bin nicht immer so schwach — sagte die Verhüllte — halten Sie es meiner Ermüdung zu gut. Es geht auch schnell vorüber.

Sie stützte den Arm auf das Sophakissen, und legte den Kopf in die Hand, wie es schien, um auszuruhen. Wir andern zwei sprachen indessen mancherlei über die benachbarten Gegenden, ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten.

Sahen Sie die Gegend bei Saalfeld? — lispelte einmal die Verschleierte mit fast accentloser Frage dazwischen.

Mehre Male — erwidert' ich — noch vor wenig Tagen stand ich dort am Denkmal des ersten theuren Heldenopfers, das in jenen bluligen Schlachten fiel.

Bezeichnet das Denkmal die Stelle, wo der Prinz fiel? — fragte sie weiter, und ihre Stimme schien zu zittern.

Nicht ganz genau — antwortet' ich — das Denkmal ist zur Seite der Landstraße errichtet; etwas weiter abwärts, nahe bei einem Busch ...

Fochten Sie selbst in jener unglücklichen Schlacht? — sprach sie jetzt mit festerer Stimme, und erhob sich langsam aus der liegenden Stellung, indem sie den Schleier etwas zurückschlug. Die blassen Rosen ihrer Wangen glühten schnell zu hohem

Purpur auf, indem die Augen mich groß und flammend anblitzten.

Ich selbst nicht — gab ich zur Antwort — aber ein sehr lieber Freund von mir kämpfte an derselben Stelle, leider fruchtlos ...

Und blieb — ergänzte sie seufzend, als kläng auch in ihrer Erinnerung eine Trauerglocke über dem Grab eines geliebten Helden. Ich wollte ihre Meinung berichtigen, aber sie winkte mir schmerzhaft mit der Hand zu schweigen.

Lassen Sie uns nicht diese wehmüthigen Erinnerungen jetzt aufwecken — setzte sie leise, kaum hörbar, hinzu, und neigte sich leicht wie zum Abschied gegen mich. Ihre Freundin verstand sie, auf ihren Wink eilten die Diener herbei, der Schlag öffnete sich, und in wenig Augenblicken war mir der Wagen mit den schönen Fremden aus dem Gesicht.

2.

Ich war Willens den schönen Unbekannten zu folgen, aber der Mittag war vorüber, und mein Versprechen rief mich nach Paulinzell, wo ich eine Gesellschaft von Freunden und Freundinnen anzutreffen hoffte, um mit ihnen die ehrwürdige romantische Ruine der alten Klosterkirche zu betrachten. Ich wollte schon um das Wirthshaus herum nach dem Amthofe den Weg nehmen, denn ich hatte mich verspätet, und glaubte meine Freunde schon unter den Resten der Vorwelt in Bewunderung umherwandelnd zu finden, da hört' ich bekannte Stimmen meinen Namen rufen, und man winkte mich hinauf, auf den kleinen Hügel, wo die Gesellschaft unter einer Linde versammelt war und auf mich wartete.

Um in dem günstigsten Licht den Anblick der prächtigen Ruine zu genießen, die nach allen Zerstörungen des Fanatismus, der Zeit, und, was am meisten schadete, des Finanzgeistes, doch groß und herrlich, wie wenig andre, von alter Art und Kunst zeugt, hatte man beschlossen, erst am Abend, in der Beleuchtung des Mondes, den Weg dahin anzutreten. Mich hatte man zum Führer ausersehn, weil ich mehrmals schon die Gegend bereiset hatte, und die Ruine aus Zeichnungen,

Modellen und noch mehr aus eigener Beschauung kannte. Der heitere Himmel ließ eine helle Mondnacht hoffen, und selbst die kleinen Wölkchen, die einzeln in der blauen Luft schwammen, konnten die Magie der Mondbeleuchtung nur durch Abwechselung des Hellen und Dunkeln erhöhen.

Der Anblick der Ruine, wenn man sich ihr durch den Amthof von der Abendseite nähert, hat allerdings viel Ueberraschendes und Imponirendes. Der noch im Verfall ziemlich hohe Thurm zur Rechten zieht zuerst das Auge an. Sogleich aber wendet sich der Blick zu dem achtsäuligen Portale, das aus der geräumigen Halle zum Schiffe der Kirche führt. Durch dieses sieht man in die Säulenreihe der Kirche selbst, und über ihm, auf dem Vorsprunge, den seine Säulen tragen, hohe, und doch seit dem Verfall dieses uralten Baues mehre Mal abgestorbene und jung hervorgewachsene Fichten.

Allein für die Beschauung beim Mondlicht schien mir diese Ansicht, wenigstens für den ersten Anblick, nicht die günstigste, weil sie, den Mond verdeckend, die Ruine unter den andern Wirthschaftgebäuden nur als eine dunkle, beschattete Masse zeigt. Ich beschloß daher, den Weg von der Morgenseite zu nehmen, und weil die Sonne sich eben dem Untergang zuneigte, schlug ich einen Spaziergang in den Wald vor, aus dem wir zu rechter Zeit hervortreten wollten, um die Ruine von dieser sehr romantisch gelegenen Seite erst aus der Ferne in der Mondbeleuchtung zu betrachten.

3.

So lange der Tag uns noch umdämmerte, schwärmte die Gesellschaft fröhlich im Walde umher. Einige suchten sich heimliche Plätzchen zu vertrauten Gesprächen, andre pflückten sich Waldbeeren und schmückten Kleider und Hüthe mit röthlich aufblühender Haide. Mich, den die schöne Fremde zuweilen noch still und nachdenkend machte, neckte man mit dem kleinen Abenteuer, das ich gutmüthig erzählt hatte, und behauptete: die räthselhaft Verschleierte, die sich so angelegentlich nach dem Monumente bei Saalfeld erkundigt hatte, könne niemand anders gewesen seyn, als die Prinzessin, die man im Bade erwarte. Als

es aber unter den hohen schwarzen Fichten und Tannen anfang zu dunkeln, fanden sich die Einsamen bei der Gesellschaft ein, man schloß sich näher an einander, und selbst der Muthwille, den einige mit den Geistern treiben wollten, die nach der Erzählung des Wirthes in der Ruine sich neuerlich wieder gezeigt hatten, ward immer kleinlauter, je mehr die Dämmerung sich ausbreitete, und verstummte endlich ganz in der weiten, öden Stille, die uns zwischen den Bergen in dem dichten Walde umgab.

Schauerlich und düster genug — sagte Julius — hat die heilige Pauline den Ort für ihr Kloster ausgesucht. War es Vorliebe für tiefe Abgeschiedenheit, oder wollte sie in dieser vormals gewiß sehr rauhen Gegend schwere Vergehen abbüßen? Es wär' interessant, die Geschichtsbücher ihrer Zeit darüber zu befragen.

Da ist wenig Ausbeute zu finden — erwiderte Theodor — und das Wenige, was man aufgezeichnet findet, ist kaum des Suchens werth.

O theilt uns mit, was Ihr davon wißt, Ihr Herren — rief eine von den Frauen — ist es auch wenig, so muß es uns doch hier, so nah an Paulina's Ruhestelle, sehr interessant seyn.

Sie werden sich getäuscht finden — entgegnete Theodor — Solche unvollständige Notizen stören die Phantasie mehr, als daß sie dadurch sollte aufgeregt werden. Jetzt denken Sie Sich vielleicht Paulinen als schöne Unglückliche, als heilige Jungfrau, die in der geweihten Zelle die Leiden unbefriedigter Sehnsucht vergessen und vertrauern will, als eine Art von schönerer Heloise, die das kalte Schicksal von dem Geliebten getrennt hat, und die vielleicht nur fremde Vergehungen abbüßt, in die ein dunkles Geschick die Unschuldige verflocht.

Wenn Sie aber in den Chroniken lesen: St. Paulina war die Gemahlin, oder nach andern die Tochter des thüringischen Markgrafen Morichon, zur Zeit Kaiser Heinrichs des Vierten. Sie baute das Kloster Paulinzell, zwischen Königsee und Ilm. Als sie nun mit ihrem Sohn Werner den ersten Abt Gerung daselbst einführen wollte, und deshalb zu seinem Kloster ritt, ihn abzuholen, fiel sie vom Pferd und brach den Arm, an welcher Verletzung sie auch bald darauf gestorben ist — was haben Sie durch diese prosaische Relation gewonnen? Die junge Schöne hat sich in eine betagte Matrone verwandelt, die Jungfrau in die

Mutter eines großen ritterlichen Sohnes, und die Wirklichkeit hat wieder einmal den schönen Zauber der Phantasie zerstört.

Doch nicht so ganz— sagte Mathilde— Muß denn der Sohn eben ein großer schlagfertiger Ritter seyn und die Mutter eine alte Matrone? Den häßlichen Armbruch abgerechnet, kann ich mir den Zug nach dem Kloster des Abtes Gerung recht wohl unter dem Bild einer Flucht nach Aegypten denken.

Und welchen romantischen Stoff — fiel Otto, Mathildens Bewunderer, ein, bringt allein dieses Bild in Paulina's ganze Geschichte! Welche Bedeutung kann der Abt dadurch bekommen!

Was — setzte Julius hinzu — was öffnet die Ungewißheit der Chronisten, ob Paulina Morichon's Gemahlin oder Tochter gewesen, für ein weites Feld! Mir ahndet so etwas von einer deutschen frühern Cenci. Dann wäre das düsterschön Romantische dieses Klosters wohl ein treues Abbild eines tief gebeugten, verdüsterten, aber schönen, trefflichen Gemüthes.

Werner — fragte Amalie — war dieses nicht der Name des Abtes?

Gerung vielmehr — erwiderte Theodor — Werner hieß Paulina's Sohn.

Noch sonderbarer! — fuhr Amalia fort — Wir durchblättern vorhin das Fremdenbuch; waren es nicht die Namen, Werner und Pauline, die wir mit Bleistift geschrieben und mit einem dornigen Rosenkranz umschlungen fanden?

Richtig, dieselben!— rief Otto — Werden Sie nun bald Gespenster glauben, da Pauline und Werner als Revenants kommen und sich sogar unter die Beschauer ihrer Ruine einschreiben? Wer weiß, ist der Mönch, den die Wirthsleute bei der Ruine gesehen haben, nicht dieser Werner, und uns begegnet vielleicht heute Pauline selbst in der Ruine.

Spotten Sie jetzt nicht — sagte Amalie — Stand nicht neben diesen Namen: Karlos und Elisabeth mit leichten Zügen hingeschrieben? und läßt sich nicht hieraus auf ein verborgenes Verhältniß Paulina's schließen, das irgend einem Besucher dieser Ruine bekannt geworden seyn muß, weil er durch diesen Zusatz darauf deutete?

Sie haben Recht — antwortete Julius — Hat denn jener etwas magre Chronist alle Urkunden des Paulinzeller Archives gelesen, die vielleicht seit vielen Jahrhunderten verbrannt, vermodert oder zerstreut sind? Wie viel könnte man noch jetzt finden, wüßte man nur, wo man suchen sollte.

Theodor erinnerte mich jetzt, daß ich eine Geschichte Paulina's und ihres Klosters hier an Ort und Stelle mitzutheilen versprochen hatte. Ich führte die Blätter bei mir und erneuerte das Versprechen. Der Verfasser, setzte ich hinzu, einer von meinen liebsten Freunden, interessirte sich auf das lebhafteste für diese Ruine und für alles, was geschichtlich oder artistisch darauf Beziehung hat. Er forschte in alten Urkunden und hörte gern jede mündliche Ueberlieferung. So trug er fast ein kleines Paulinzeller Archiv in sich, von welchem diese Erzählung die Resultate erhält. Er kleidete sie nach seiner Art novellenmäßig ein, und sonderbar, daß seine Erzählung ein ähnliches Verhältnis, wie Sie vermuthen — Doch ich will dem Erzähler nicht vorgreifen.

Wohl möglich — sagte Julius — doch möcht' ich die Namen Karlos und Elisabeth im Fremdenbuche weniger auf die heilige Paulina, als vielleicht auf Besucher dieser Ruine deuten. Es klang mir schon vorhin wie eine dunkle Erinnerung davon an.

Man drang in Julius, sich näher zu erklären.

4.

Die Sache liegt mir nahe — sagte er — da sie Personen aus einer mir bekannten Familie betrifft. Vielleicht hörten mehre von Ihnen schon früher davon, indessen werden Sie mir es nicht verübeln, wenn ich Ihnen bloß das gebe, was eigentlich das Interessante ist, nämlich die Erzählung ohne die Namen selbst.

Die junge Gräfin Pauline war nach ihrer Mutter Tode außer dem väterlichen Hause erzogen worden. So streng auch die Aufsicht war, welcher ihr Vater sie anvertraut hatte, so konnte sie doch nicht hindern, daß Pauline bei Spaziergängen und an öffentlichen Orten zuweilen einen jungen Mann sah, dessen Augen sie überall suchten, und dem die ihrigen eben so gern

begegneten. Es war ein gefangener Officier, der sich von Werner nannte, und dem es endlich nach viel vergeblichen Versuchen gelang, sich als Miniaturmaler bei der Aufseherin des Institutes, in welchem Pauline erzogen ward, einzuführen.

Die Liebenden hatten sich indessen kaum mit den ersten schüchternen Worten der Liebe heimlich begrüßt, als Nachrichten von schneller Annäherung der Armee, die schleunige Entfernung der schwachen Besatzung mit allen Gefangenen nöthig machte. Werner hatte kaum so viel Zeit in die Wohnung seiner Geliebten zum kurzen Abschied zu eilen, aber eben sein eilfertiges Drängen machte ihn der Vorsteherin verdächtig, und weder Bitten noch Versprechungen konnten sie bewegen, ihm eine Unterredung, oder auch nur den letzten Anblick der Geliebten zu gestatten.

Die feindlichen Truppen hatten kaum die Stadt geräumt, als deutsche Truppen sie wieder besetzten. Der Kommissarius, welcher Stadt und Gegend im Namen des rechtmäßigen Regenten förmlich in Besitz nehmen sollte, war Paulinens Vater. Man wollte ihn mit Feierlichkeiten überall begrüßen und Pauline, die bei einer solchen Festlichkeit ihm einen Kranz überreichte, fesselte durch ihre Schönheit, und die Anmuth, die jede ihrer Bewegungen begleitete, alle Augen, und besonders die Aufmerksamkeit des kommandirenden Generals, eines schönen, und in seinem mittlern Alter noch fast jugendlich lebhaften und feurigen Mannes.

Er gab mehrere Feste, deren Seele und Königin die schöne Pauline war, und nach wenig Wochen erklärte er gegen Paulinens Vater seine Liebe. Die Zufriedenheit des Vaters mit dem allgemein bewunderten Kriegshelden, der an Glücksgütern nicht weniger reich war, als an Ruhm, litt keinen Zweifel, und selbst Paulinens Zustimmung hielten Vater und Bewerber für so gut als gewiß, da sie den General überall sehr bemerkbar den andern Männern vorzog, und es nicht verbarg, daß sie sich durch seine geistvolle Unterhaltung, durch sein Betragen, und selbst durch manche ihr sehr wohlgefällige Züge seines Gesichtes zu ihm gezogen fühle.

Dennoch erblaßte sie, als ihr Vater ihr von den Bewerbungen des Generals um ihre Hand sagte. Sie suchte vergebens Ausflüchte, endlich, ergriffen von den freundlichen Ermahnungen

des Vaters, entdeckte sie ihm sogar ihre frühere Neigung zu Werner. Unbekannt mit den Absichten der Welt, ahndete sie nicht, daß gerade diese Entdeckung ihr jede Hoffnung benehmen mußte, denn nun erschien dem Vater jede Weigerung bloß als eine neue, veränderte Maske dieser seinen Wünschen entgegenstehenden Liebe, und die Wahl zwischen dem Kloster, und dem Gehorsam gegen den Willen des Vaters, war die Folge jener Entdeckung. Vielleicht hätte die schwärmerische Pauline, selbst durch ihre Wahl noch die Wünsche ihres Vaters vereitelt, aber der Tod eines Rittmeisters Vernier, der damals bekannt gemacht, und ihr mit einer verstellten s'feinen Schonung hinterbracht wurde, so wie die scheinbare Theilnahme des Vaters an ihrer Trauer, bewirkte nach einigen Monaten doch die Erfüllung der väterlichen Wünsche.

Die Bemühungen des Generals, seine junge Gemahlin jede Freude der Jugend und Schönheit in glänzenden gesellschaftlichen Verhältnissen genießen zu lassen, verdunkelte allerdings Werner's Bild etwas. Sie fühlte sich glücklich und dachte immer seltener an das Glück, das sie einst mit so viel Thränen dem Wunsch ihres Vaters geopfert hatte. Werner lebte als ein abgeschiedener Freund mehr in ihrer Erinnerung, als in ihrem Herzen. Indessen gab es doch Stunden, wo die ganze magische Gewalt der ersten Liebe diese Erinnerungen umleuchtete, und die glänzende Pracht ihres Lebens erschien ihr dann bloß wie ein vorüberrauschendes Fest, in dessen Freuden man nicht heimisch werden kann, weil seine Beziehung verloren ging.

Einst, als eben eine frohe Siegesnachricht gefeiert wurde, und Pauline, umstrahlt von leuchtenden Kerzen, und gefeiert von dem glänzenden Kreis der Gäste ihres Gemahls die Huldigungen ihrer Reize annahm, ward der General plötzlich aus dem Gesellschaftssaale gerufen. Pauline blickte ihm, von unerklärbarer Angst getrieben, nach, sie bemerkte, daß er freudig in die Arme eines jungen Officiers eilte. Ahnungsvoll und bebend sieht sie nach dem Gesicht des Fremden. Mein Sohn! mein vom Tod erstandner Sohn! ruft der General, und führt den Officier im Rausche der Freude seiner Gemahlin entgegen. Pauline sank bei seinem Anblick leblos zu Boden.

5.

In diesem Augenblick traten wir aus dem Wald und der überraschend schöne Anblick unterbrach die Erzählung. Uns gegenüber beleuchtete der Mond die hohen Mauern der großen, weit ausgedehnten Ruine. Zur Linken trat die lange Säulenreihe des Schiffes, entblößt von der verfallenen äußern Mauer, im hellen, weißen Mondlicht hervor, die rechte Seite lag im Schatten. Vorn, wo ehemals der hohe Chor mit seinen Altären stand, drang der volle Schimmer des Mondes ein. Er fiel durch das prächtige hohe Portal in die Kirche selbst, und mahlte die Schatten der Säulen, wie wandelnde, dunkle Gestalten an die innere Mauer der nördlichen Abseite. Die Krümmungen unseres Weges zeigten uns bald die freistehende Seite mit ihren Säulen deutlicher, bald öffneten sie uns die tiefe Einsicht in die ganze Länge des Schiffes durch das vordere Portal, wo sich die Pfeiler der Vorhalle nur wenig und seltsam beleuchtet in unermeßlicher Perspektive zu verlieren schienen.

Mancher Ausruf der Bewunderung unterbrach die Betrachtung, bis wir endlich auf der Stelle ankamen, wo vormals der Hochaltar stand. Ein Baum bezeichnet sie, vielleicht nur zufällig. Wir bewunderten die schönen Verhältnisse des innern Portales, dessen ungewöhnliche Höhe durch die Täuschung der Mondbeleuchtung noch mehr in das riesenhafte gehoben ward. Die Nische, welche der Sage nach Paulina's Grabstätte enthält, lag im Dunkel, das der Täuschung Raum gab, als deckte die halbversunkene moosbewachsene Steinplatte die Reste der Heiligen. Wir betrachteten ernst die ruhige einsame Stelle, und nur der Abendwind, der in den Zweigen des Holunderbusches an dem Grabe flüsterte, unterbrach die Stille.

Wir durchwandelten nun einigemal Schiff und Abseite der Kirche nebst der Vorhalle, weniger um das Einzelne zu betrachten, als um den Gesamteindruck dieser feierlich ernsten Umgebungen aufzunehmen. Die Beschauung der Theile sparten wir bis auf den folgenden Tag. Ermüdet begaben wir uns endlich in das an der Mittagsseite der Kirche gelegene, zu dem Amthause gehörige Gärtchen, wo wir gelagert auf die weiche grüne Moosbank unter einem schönbelaubten Birnbaum den herrlichen Anblick der mondbestrahlten Ruine genossen.

Hier, wo jetzt Blumen uns umblühten und der alte Birnbaum seine mächtigen Aeste weit über unsre Häupter hinstreckte, waren ehemals Plätze für fromme Beter und kirchliche Prozessionen der vormaligen Klosterbrüder, denn das Gärtchen liegt ganz in der ehemaligen südlichen Abseite der Kirche, und zu dem Eingange selbst gelangt man von außen nur auf dem Wege durch den hohen Chor der Kirche, Paulina's Grabstelle südlich gegenüber. Die eine Seite des Gartens wird von den Säulen des Schiffes selbst begrenzt, und von unsrer Moosbank sah man durch die hohen Bogen dieser Säulen in die gegenüberstehende Säulenreihe, durch diese wieder das Portal, welches aus der Abseite zum hohen Chore führt, und nochmals durch dieses den Bogen von Paulina's Grabnische. So sahen wir durch eine lange Perspektive von vier hohen Bogen, bis an den Punkt, der jetzt nach Zerstörung der Altäre, das einzige Heiligthum dieser Kirche, die Gebeine der Stifterin selbst, wenigstens in der frommen Sage des Volkes, aufbewahrt.

Der Mond zauberte mit den Schatten der Bäume, die der Wind leicht bewegte, ein fantastisches Scheinleben in diese jetzt verödeten Räume, wo das stille Leben andächtiger Zurückgezogenheit an das noch stillere der Pflanzenwelt übergegangen war, und die Wipfel der Bäume lispelten mit ihren Nadeln und Blättern den leisen Nachhall ehemaliger Horen und Vigilien.

Man mahnte mich von allen Seiten an die versprochene Mittheilung von Paulina's Geschichte. Ich zog die Blätter hervor, erinnerte aber, während ein Windlicht zu dem Lesen besorgt wurde, Julius an die Fortsetzung seiner vorhin unterbrochenen Erzählung.

6.

Julius begann:

Als Paulina von ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich allein mit Natalien, der ehemaligen Vertrauten ihrer Liebe. So schwach sie noch sich fühlte, so war es dennoch nothwendig, ihr die erforderlichen Aufschlüsse über den Vorfall und seine Folgen zu

geben. Der General, ganz überwältigt von der Freude, den todtgeglaubten Sohn wieder zu sehen, hatte nur die schnelle Ohnmacht seiner Gemahlin bemerkt, nicht aber die Veranlassung dazu. Er schrieb den Zufall auf Rechnung der heftigen Ueberraschung, deren Wirkung er an sich selbst fühlte, und das Erschrecken seines Sohnes schien bei dem Anblick eines so unerwarteten Zufalls ebenfalls auf nichts Verborgenes zu deuten. Der junge Officier aber war in der That kein anderer, als jener Werner, der in seiner Gefangenschaft, um unerkannt zu bleiben, seinen Vornamen statt des Familiennamens geführt hatte. Jetzt war die Bedeckung einer Anzahl Gefangenen angegriffen worden, und Werner, der mit seinen Kameraden den günstigen Zeitpunkt zu benutzen wußte, hatte sich nebst den Andern befreit, und nach ehrenvoller Theilnahme an einem glänzenden Siege, war er zu seinem Vater geeilt, um von neuem unter seinem Oberbefehl zu fechten, und seine Zustimmung zu der Verbindung mit der Geliebten zu erhalten. Unbenachrichtiget von den Veränderungen in dem väterlichen Hause fand er nun die Geliebte als seine Mutter, unwiederbringlich und hoffnungslos für ihn verloren, wieder.

Natalie führte sogleich den jungen Grafen Werner zu Paulinen, um die erste, doch einmal unvermeidliche Zusammenkunft, nur den vertrauten Augen der Freundin auszustellen. Sie gönnte ihnen ungestört die erste, thränenvolle Umarmung des schmerzlichen Wiedersehns, um die Augen ausweinen und die Herzen ihren Schmerz ergießen zu lassen. In der ersten Erhebung des Geistes beschlossen beide ewige Trennung; wie es liebenden Herzen und edlen Gemüthern eigen ist. Aber das Geschick, als wär' es dem Guten selbst feindlich, scheint oft den Entschluß des reinsten Willens nicht zu begünstigen. Der Vater wollte den nur wiedergefundenen Sohn nicht so schnell entlassen, und bald vereitelte auch der wider Erwarten schnell geschlossene Friede jede Hoffnung des unglücklich Liebenden, im Schlachtgewühl, unter feindlichen Schaaren die Ruhe zu finden, die so nah an Allem, was die Welt von Glück für ihn hatte, ewig von ihm zurückfloh.

Wer sich stärker fühlt, vielleicht auch nur weniger tief von Empfindung bewegt wird, mag die Liebenden tadeln, die bei der Vertraulichkeit, und der Nähe, welche ihr Familienverhältniß nicht

allein gestattete, sondern forderte sich endlich mehr an die süßen Namen ihres frühern, kurzen Zusammenlebens gewöhnten, als an die ehrfurchtvollern Beziehungen des gegenwärtigen. Eine Reise, welche der General mit seiner Familie in ein Bad machte, brachte die Liebenden sich immer näher. Hier in der Ruine von Paulinzell erneuerten sie die frühern Schwüre ewiger Liebe, und damals wurden wahrscheinlich die doppeldeutigen Namen, Werner und Pauline, in das Fremdenbuch eingetragen und mit dem deutungsvollen Kranz von Dornen und Rosen umwunden.

Einst, an einem der schönen warmen Abende jenes für das nördliche Deutschland verhängnisvollen Herbstes, suchte der General seine Gemahlin in den weitläufigen Gärten seines Schlosses. Die Gewitterwolken, die der heiße Tag gesammelt hatte, zogen heraus und fingen schon an, sich in fernen Blitzen zu entladen. Besorgt um seine Gemahlin, deren Gewitterfurcht er kannte, durchsucht er jede Laube, und endlich findet er sie, in einem entfernten Pavillon, hingelehnt auf ein Sopha und die Arme liebkosend um einen jungen Officier geschlungen, der vor ihr kniet. Ein Ausbruch des Schreckens und Unwillens verrieth ihm den Liebenden, der Officier wendet sich nach dem Eintretenden, und der General erblickt mit Entsetzen seinen eignen Sohn von den Armen der Mutter liebend umfangen.

Alle Furien getäuschter Liebe und beleidigter Ehre reizen den Zurückschauernden zur wildesten Wuth, die bisher reine Unbescholtenheit der schönen Verbrecherin, die so oft ihn aus sein seltenes Glück stolz machte, steht auf einmal als schauerhaftes Erzeugniß der ungeheuersten Schuld vor ihm. Nie gesprochene Worte des Abscheues drängen sich über seine Lippen. Bittend naht sich der Sohn, entehrende Beleidigung treibt ihn zurück; flehend erhebt die Schuldige die Hände; unwürdige Mißhandlung des Zürnenden stößt sie hinweg.

Beschützend stellt sich der Sohn vor die Weinende und betheuert die Reinigkeit ihrer Liebe, der Ergrimmete hört ihn nicht, schmähend faßt er ihn an der Brust und tritt das entrissene Ordenskreuz mit Füßen. Da hält sich die beleidigte Ehre des Kriegers nicht mehr. Sein Säbel zischt aus der Scheide, und im Augenblick flammt der Degen des Vaters über dem Haupt des Sohnes. Schlag fällt auf Schlag, die Blitze spiegeln sich in den

glänzenden Klingen, und beleuchten allein den unnatürlichen Kampf.

Vergebens ringt Paulina flehend die Hände, der Donner überbraust ihre Stimme, sie reißt sich empor die Kämpfenden zu trennen; in wilder, selbstvergessener Wuth führt der General nach ihr einen fruchtlosen Hieb, und im Augenblick röthet sich die Klinge des Sohnes mit dem Blute aus der bloßgegebenen Seite des Vaters. Fluch! schreit der General aus der verwundeten Brust, und sinkt mit dem letzten kraftlosen Hieb, der Ströme Blutes aus der weitgeschlagenen Wunde preßt, entseelt zu Boden.

Vatermörder! rief Donner und Sturm dem Hingesunkenen bei der blutigen Leiche zu, und: Vatermörder! hallte ein unendliches Echo in seinem Herzen. In Verzweiflung wendet er die blutige Klinge gegen die eigne Brust, und er wär' als Sühnopfer der entsetzlichen That von eigener Hand gefallen, hätte nicht ein Officier, der den General suchte, und auf den Lärm des Gefechtes herbeieilte, die That verhindert. Der Officier, ein Freund des Unglücklichen, errieth die gräßliche Begebenheit, und trieb den Grafen zur eiligsten Flucht. Den General, so meinte er, könne man vielleicht noch in das Leben zurückrufen, nur dürfe er dann den Sohn nicht sehn, den er ja selbst der Strafe übergeben müßte, wollt' er auch alles Vergangene vergessen. Nur diese Vorstellung konnte Graf Wernern zur Flucht bewegen.

Er warf sich scheidend neben Paulinen nieder, aber mit Abscheu wies ihn diese von sich. Flieh, Unglücklicher! — rief sie ihm zu — flieh, und niemals, niemals, seh' ich Dich wieder. Der schnellste Tod fasse mich, eh' ich jemals Dir wieder nahe. Ein furchtbarer Donnerschlag schien ihren Worten das Ja des Schicksals zuzurufen. Der Graf verhüllte sein Gesicht, und in der furchtbaren Gewitternacht, die Stille gegen die Stürme in seinem Innern war, verließ er die Geliebte und das väterliche Schloß.

Er wählte nicht lange, wohin er seinen Weg richten sollte. Der Krieg Preußens gegen Frankreich war eben ausgebrochen, und voll Begier nach Kampf und Sieg zogen die preußischen Krieger den französischen Heeren entgegen. Graf Werner eilte dahin, wo er am ersten die Schlacht, und in ihr den willkommenen Tod zu finden hoffte. Er focht am zehnten Oktober jenes Jahres mit bei

Saalfeld, seine Ungeduld strebte selbst dem zu raschen Vordringen der tapfern Krieger zuvor, der heldenmüthige Prinz war das Opfer des muthigen Angriffes. Werner kämpfte mit Löwenkraft. Er focht an der Seite des Prinzen, und war schon nahe daran ihn aus der Mitte der Feinde glücklich zu befreien, als er und bald nach ihm der Prinz verwundet zu Boden sanken.

Doch sollte der unglückliche Werner den Tod nicht finden, den er so sehnsuchtvoll gesucht hatte. Er ward von den Siegern unter den Verwundeten aufgehoben, und da man ihn, als den schon früher Gefangenen erkannte, sorgfältig bewacht und nach Frankreich abgeführt. Hier heilte zwar die Kunst der Aerzte seine Wunden, aber sein krankes Gemüth vermochte keine Kunst zu heilen. Seine Schwermuth ging nach und nach in Melancholie, und endlich in stillen Wahnsinn über. Er lebt in Frankreich in einer anständigen Versorgung, und sein einziger Wunsch, dessen gewisse Erfüllung ihm zur festen Vorstellung in seinem Wahnsinn geworden ist, besteht in einem großen Sieg seines Vaterlandes, den er erfechten helfen werde. Man läßt ihm den unschädlichen Wahn, der allein sein freudenleeres Daseyn mit einem leichten Schimmer von Frohsinn überglänzt.

Armer Unglücklicher! — seufzten mehre Stimmen in der Gesellschaft. Ich seufzte leise mit, denn nun ward es mir klar, daß dieser Graf Werner, und jener Graf O., dessen Bekanntschaft ich in Frankreich gemacht hatte, dieselbe Person war. So innig vertraut wir auch in kurzer Zeit zusammen wurden, so hatte er mir doch niemals das Geheimniß seiner tiefen Schwermuth entdeckt, die ihn Allen so ungemein anziehend machte. Nur aus seinem Interesse für Paulinzell, aus dem Feuer, mit welchem er von der heiligen Pauline, als von seiner Schutzheiligen sprach, und aus der Art, wie er die verschiedenen Ueberlieferungen von ihr zu einem Ganzen verarbeitet hatte, konnte ich auf ähnliche Begebenheiten in der Geschichte seines Lebens und seiner Liebe schließen. Ich verschwieg indessen meine Vermuthung, und bereitete mich, die Blätter meines unglücklichen Freundes, die nun selbst ein neues Interesse für mich erhalten halten, vorzulesen.

Umfanget mich, einsame Klosterhallen,
Ihr heil'gen Reste altehrwürd'ger Pracht!
Euch baute Liebe, Haß ließ euch verfallen;
Stets unterliegt ja Schönes dunkler Macht.
Kein Kein Glück erblüht; sie fordert streng von Allen
Ein blut'ges Thränenopfer sich gebracht:
Verbundne Herzen müssen qualvoll scheiden,
Grausam getrennt, und nur vereint durch Leiden.

O steigt herauf, ihr mitternächt'gen Schatten,
Verlaßt der Grabeszellen finstre Räume,
Erhebt von eurer Gruft die schweren Platten,
Umschwebt mein Aug, gleich Bildern lust'ger Träume,
Jetzt, wo die dunklen Stunden es gestatten,
Sprecht mit dem Nachtgeflüster dieser Bäume,
Die aus der Gräber heil'gem Boden sproßen,
Sprecht mir vom Leid mit Glück, das ihr genossen.

Sprecht: hat wol unter diesen kalten Steinen
Die heiße Menschenbrust einst ausgeglüht?
Vergißt das müde Auge dort zu weinen?
Keimt unten Trost verzweifelndem Gemüth?
Saht ihr das Land, wo modernden Gebeinen
Der schöne Lenz des Glaubens jung entblüht?
Wo nichts der Liebe sel'gen Frieden störet,
Und sich verbindet, was sich angehöret?

Was deutet mir das düstere Geflimmer,
Das fern im Chor dem Grabesstein entstralt?
Es naht sich durch des Doms bemooste Trümmer,
Vom Grab her schwebt die blasse Nachtgestalt,
Gleich Mondesstralen, wenn der matte Schimmer
In Säulenreih'n bewegte Bilder malt:
Du bist's am wehmuthvollen Ernst der Miene,
Erkennt mein Aug' dich, heilige Pauline!

Du kommst mit Trost aus lichterfüllten Fernen,
Des Himmels Frieden stralt dein Angesicht:
Nicht wie bei Menschen,— soll ich von dir lernen,
Hält dort Gewalt und irrer Wahn Gericht;
Ein heil'ger Recht gilt droben über Sternen:
Gut ist, was reines Herzens Stimme spricht!

Und Rosen blühen aus rauher Dornenkrone
Dort in des Himmel ew'ger Frühlingzone.

Während dem Lesen des letzten Verses bemerkte ich eine fast störende Unruhe unter meinen Zuhörern. Was ist das? — schrie jetzt Mathilde laut aus, und ein heftiger Schauer zitterte durch ihre Glieder.

Sehen Sie es auch? — fragte Theodor — ich glaubte, ich täuschte mich.

Was denn? Was? — fragten Mehrere — und blickten starr nach dem Orte, dem Theodor die Augen zuwendete.

Ein blasser Schein bewegte sich in der Ferne am Schluß der Aussicht durch die verschiedenen Säulenbogen.

Es ist dort — sagte Amalie mit etwas erzwungener Fassung — dicht vor der Nische im Chor.

Die Frauen schauderten zusammen. Dort sahen sie Paulina's Grab.

Es ist nichts — sagte Theodor verweisend — gar nichts. Wer wird sich denn vor Schatten fürchten! Sie sehen doch, daß, seit wir hier gesessen haben, der Mond höher gestiegen ist. Er beleuchtet jetzt die Stelle, die vorhin — —

Es bewegt sich! — rief Mathilde, und die Frauen wollten davon eilen.

Welche kindische Furcht! — wiederholte Theodor unwillig — Wollen wir uns von Mondschaten verjagen lassen, und morgen uns gegenseitig auslachen, wenn der Tag uns wieder beherzt gemacht hat? Haben Sie denn jenen Holunderbaum dort vergessen, und sehn Sie nicht, daß der Mond die Aeste beleuchtet, welche der Wind bewegt?

Man suchte sich Herzhaftigkeit abzugewinnen. Einige sahen deutlich die Bewegung der mondbeleuchteten Zweige, und zeigten den Andern, wie die Täuschung entstanden war.

Gestehn Sie aber — sagte Amalie — es ist äußerst täuschend, sehen Sie, jetzt — jetzt — Nein, das ist wirklich etwas!

Unverkennbar schwebte jetzt ein weißer, düsterer Schatten von der Grabstelle Paulina's hervor, durch den Chor der Kirche nach der gegenüberstehenden Seite hin.

Die Beherztesten verstummten jetzt. Man dachte an Flucht, man blickte nach der Thür, aber nahe vor dieser schwebte schon die Gestalt von Paulina's Grab, in ihrem weißen, faltigen Todtengewande.

Ein lauter Schrei des Entsetzens zitterte durch die Gesellschaft. Paulina! Paulina! riefen in bewußtloser Angst mehre Stimmen.

Wer nennt hier meinen Namen? — tönte jetzt eine sanfte leise Stimme — Ich bin Pauline.

8.

Theodor, bei dem die Besinnung zuerst wiederkehrte, trat der Erscheinung einen Schritt entgegen. Wer geht hier in der Mitternacht umher? — fragte er mit fester Stimme.

Auf keinen Fall — antwortete eine andre Gestalt, die ebenfalls aus dem Chor der Kirche in den Garten trat — auf keinen Fall ein Nachtgeist, oder ein Spiel damit. Wahrscheinlich führte Sie dieselbe Absicht hieher, diese Ruine in der Mondbeleuchtung zu sehn.

Es thut mir leid auf unangenehme Art hier gestört zu haben — setzte die Erste hinzu, indem sie mit einer leichten Verbeugung sich wendete.

Theodor stand etwas betroffen. Seine nicht ganz unbefangene Herzhaftigkeit, mit welcher er die Erscheinung angeredet hatte, warf selbst auf ihn den Schein des Gespensterglaubens, und überdies hatte der feste Ton seiner Anrede durch die leichte Auflösung des Abenteuers in ein geselliges Zusammentreffen einen Anstrich von pedantischer Ungeschicktheit bekommen, der ihn, den Angekommenen gegenüber, in einige Verlegenheit setzte. Er entschuldigte sein Entgegenreten mit der Geisterfurcht der Gesellschaft, und diese mit der, durch Gespräch, Lektüre und das Ungewohnte von Zeit und Ort erhöhten Stimmung. Man kam sich gegenseitig zu Hülfe, und die beiden Fremden mischten sich bald gesellschaftlich in unser Gespräch.

Ich erkannte an den melodisch sanften Tönen sogleich meine schöne Unbekannte von diesem Mittag. Ihr Schleier hatte im Mondlicht die Täuschung mit einer Geistererscheinung erhöht. Sie war gesprächiger und überhaupt lebhafter, als bei unserm frühern Zusammentreffen. Es schien, als wär' ein großer Schmerz von ihr genommen, und ihr Geist bewege sich nun freier in der Aussicht auf eine neue, ungetrübte Zukunft. Dagegen schien ihre Begleiterin ernster geworden, und wegen der frohen, beinah exaltirten Stimmung ihrer Freundin etwas besorgt.

Nach einigen Gesprächen bat Pauline, die Erzählungen von dem Leben ihrer heiligen Namensschwester, die sie unterbrochen hatte, fortzusetzen. Ich ergriff die Blätter, sie setzte sich in meine Nähe, so, daß der Mond ihr schönes, blasses Gesicht wie das einer wiedergekehrten Heiligen verklärte. Mir ward es schauerlich zu Muth bei ihrem Anblick, und eine ähnliche Stimmung schien sich über die ganze Gesellschaft zu verbreiten. Man sehnte sich ihr näher zu seyn, und doch war es als lagere sich etwas Fremdartiges um sie her, was Jeder zu berühren scheute. Oft während dem Lesen von Paulinens Geschichte bemerkte ich Thränen in ihren Augen und fast immer glänzte ihr tiefblaues Auge von einem schwärmerischen Lächeln durch feuchte Wolken.

9.

Ich fuhr fort zu lesen:

Vor dem Altar des heiligen Kreuzes stand die Priorin Klara mit dem jungen Ritter Werner, dessen Blicke wohlgefällig an den Säulenreihen der Kirche hinglitten, und hier und da an Bildern oder Verzierungen bald lächelnd, bald ernst hafteten. Zuweilen blitzte sein Auge von hellerem Feuer, ein flüchtiges Roth überflog seine Wange, als gehe das Licht eines großen Gedanken in ihm auf, und verklärte noch mehr seine jugendliche Schönheit.

Ihr seid so jung noch, Herr Ritter — sagte die Priorin, als sie einige Zeit ihn verwundert und mit Beifall betrachtet hatte — und dennoch spricht aus Euren Worten, und noch mehr fast aus

Euren Blicken der Ernst und die Erfahrung eines geübten Meisters. Ihr habt auf Euren Reisen durch Italien und im heiligen Lande sicherlich viel schöne Kirchen und Münster gesehen. Unser armes Kirchlein kann sich freilich mit jenen Prachtgebäuden nicht messen, aber doch sah' ich es gern, wenn Ihr unverholen sagtet, was Euch hier mißfällig ist, und guten Rath gäbet, wie es zu bessern.

Ihr irret, fromme Frau Priorin — entgegnete der Ritter — wenn Ihr meint, ich werfe hier meine Augen umher, um an dem Bau und Bildwerk Eurer Kirche zu mäkeln und zu meistern. Ich mag solches Kritteln bei Niemand wol leiden, denn es nutzt selten, und verdirbt dem Menschen nur sein Wohlgefallen und seine Freude an dem, was ihm lieb ist, wie sollt' ich also selbst solch thörichtes Ding beginnen. Vielmehr lob' ich den Meister, der Eure Kirche gebaut hat. Er hat Alles verständig überlegt, und recht nach der Kunst ausgeführt, daß er vor italischen und griechischen Meistern bestehen kann. Ueberdies hat er in diesen Bau noch einen verborgenen Funken gelegt, der herauspringt und zündet, wenn ihn das rechte Auge trifft.

Wie meint Ihr das ? — fragte die Priorin.

Ich meine — fuhr der Ritter fort — sein Werk ist gleichsam wie ein Samenkorn, dergleichen manches wol auch äußerlich von anmuthiger Gestalt ist, aber neben der Gestalt hat es innres Leben, das sich regt, und, wenn es den rechten Grund findet, sich ausdehnt zu noch viel herrlichern Gestaltungen. Was Ihr mir vorhin ansahet, als ich das Gebäude Eurer Kirche betrachtete, war vielleicht so ein Keimen jenes Samenkornes. Das ist denn wol auch ein Zeichen eines recht trefflichen Geistes, wenn sein Werk in einem andern Geiste zündet, und Keime neuer Werke weckt. Der Meister hat, was ich schon vorhin sagte, alles verständig geordnet und gemessen, aber denkt Euch nun das kleine Kirchlein auf einen größern Raum, Säulen und Pfeiler streben, gleich wachsenden Cedern, zu größerer Höhe, sie vermehren sich in Schiff und Halle, und mit ihnen steigen diese schön gewölbten Portale hoch und immer höher hinaus, daß der Glanz der Lichter am Hochaltar kaum ihre Wölbung erreicht — wie würdet Ihr dann diese großen edlen Massen anstaunen! Solch ein Werk dämmerte vor meinem Geist vorhin, aber — —

Ich versteh' Euch — sagte die Priorin — das war' kein Werk für diesen Platz, und noch weniger für unser Kloster.

Allerdings — erwiderte der Ritter — eine solche Kirche würde Euer Klostergut erschöpfen und überdies zu Eurem Münster passen, wie eine Riesensäule in diese Kirchenhallen. Ueberall ist nichts nachtheiliger, als nach Dingen streben, oder gar sie ergreifen, die zu groß und zu hoch sind für den Menschen und seinen Kreis.

Ihr sprecht ein wahres Wort — sagte die Priorin seufzend — Möchten doch manche Große es beherzigen! Doch, vergebt mir ...

Sprecht ohne Scheu — fuhr der Ritter fort — wer hat es nicht gesehen, daß die herrliche deutsche Kaiserkrone, diese glänzende Sonne von Europa, nicht in der Grafenburg Raum fand? Welch ein Mann war Rudolph, eh' er nach der Krone die Hand streckte! Welch ein edler, trefflicher Held der Baierherzog Otto! Er nahm die Krone und ihre Last zerbrach ihm Herzogthum und Leben. Der rechtlich häusliche Hermann ließ sich vom Glanz verlocken und zerrissen war das schöne Gewebe seines Lebens, verstört jede Freude aus seiner Burg, bis er selbst das gefährliche Herrscherkleinod in die Hände des Mächtigen zurückgab, dem es gebührt. Und wie mancher ...

Ihr brecht ab — sprach die Priorin — so ist es denn gegründet, daß auch der Markgraf von Thüringen ...

Dessen verläumdten ihn, ich hoff' es, nur seine Feinde oder Neider — erwiderte der Ritter etwas heftig.

Gewiß nur diese — tönte eine sanfte Stimme in der Nähe — und eine junge Nonne trat aus einer Seitenhalle — Sollten denn diese unseligen Unruhen, die Deutschland verwüsten, ewig dauern?

Der Ritter vergaß über der schönen Erscheinung seine zürnende Rede fortzusetzen.

Eine meiner Kostgängerinnen — sagte die Priorin, auf die Herzugekommene deutend — Wie kommst Du hieher, Pauline?

Vergebt, ehrwürdige Frau — antwortete diese — Ich betete hier in der Halle vor dem Muttergottesbilde, aber Euer Gespräch, dem ich zuhörte, zog mir die Gedanken vom Gebet ab. Als Ihr von dem Bau der Kirche redetet, war es mir, als sprächt Ihr ein

heimliches Wort aus meiner Seele. So erhöht und erweitert, ganz anders und doch ganz dieselbe, sah' ich diese Kirche im Traum, als ich zum erstenmal hier gebetet hatte, ich stand am Altar des heiligen Kreuzes, als Braut herrlich geschmückt, und freute mich des schönen Kirchenbaues. Den Traum hatte ich längst vergessen, aber Eure Rede rief ihn wieder vor mein Gedächtniß.

Ist es nicht seltsam — sprach die Priorin — einen jungen Ritter, gleich einem baukundigen Meister sprechen zu hören?

Ei — entgegnete dieser — meinet Ihr denn, ein Ritter solle bloß mit dem Schwerte drein schlagen? Ist es doch nicht weniger zur Ehre Gottes, die dem Ritter das Höchste ist, wenn er die Steine und Balken ordnet, daß sie, zum schönen Dom zusammengefügt, die Gemüther zur Andacht wecken, und das Kyrie und Gloria freudig wiederhallen, gleichwie die Steine um jenen frommen Heiligen das Amen. Mein Schwert ist darum nicht müßig gewesen, aber, wie ich den Rittern die Streiche abzulernen suchte, so hatte ich auch Acht, was meine Andacht erweckte und lernte gern von den Meistern in der Kunst, und von ihren wundervollen Werken.

Während des Gespräches füllte die Priorin den Ritter weiter durch die Kirche und Hallen, und fragte ihn manches über Malerei und Bildwerke. Auch Pauline fragte ihn viel und hörte mit Wohlgefallen seine Antworten. Als sie nun in eine Halle traten, blieb der Ritter mit sehr ernsten Mienen vor einem Muttergottesbilde stehen, und seine Blicke ruhten daraus wie angeheftet.

Mit diesem Bilde müßt Ihr Nachsicht haben, Herr Ritter, sagte die Priorin lächelnd — Es ist bloß ein Werk andächtiger Liebe zur heiligen Mutter.

Ich sag' Euch — erwiderte Werner — daß dieses Bild eine der ersten Zierden Eures Klosters ist. Ihr habt keines, das ihm gleiche. Es ist noch neu, und ich bitt' Euch, nennt mir den Meister, der dieses Wunderbild malte, daß ich zu ihm eile ...

Ihr spottet wol — unterbrach die Priorin — dieses Bild hat meine liebe Tochter Pauline gemalt. Du brauchst Dich Deiner Andacht nicht zu schämen, mein Kind. Es war ein wälscher Meister hier, der ein Bild unsrer Heiligen malen, sollte, und weil Pauline zugegen war, als er mir Proben seiner Kunst zeigte, so bestand er daraus, ihr Angesicht für das Muttergottesbild

abzumalen, aber meine fromme Tochter verweigerte ihm ihr Antlitz standhaft, weil sie es für Frevel hielt, ihr Bildniß im Kloster zur Anbetung ausstellen zu lassen, und weil der Maler nicht anders malen wollte, als nach ihrem Angesicht, so malte sie selbst unter heißen brünstigen Gebeten das Bild, welches Ihr seht. Wenn Ihr nun meinet, es sei gelungen, so müssen wir die Heilige preisen, welche das Flehen ihrer Magd erhöret hat.

Der Ritter konnte nicht aufhören, das Bild zu betrachten und zu preisen; als ihn aber Pauline noch manches fragte, worüber sie seinen Rath beehrte, und deswegen ihren Schleier zurückwarf, da konnte er die Augen nicht von dem himmlischen Angesicht wenden, das ihn aus dem Schleier, wie ein Engelskopf aus einer lichten Wolke entgegenblickte. Pauline bemerkte, in Fragen vertieft, sein Erstaunen nicht; aber zu der Priorin, sprach der Ritter heimlich: der wälsche Maler hatte Recht: das heiligste Muttergottesbild hat Pauline gebildet, aber das schönste bildete die Natur in Paulinen.

Nach wenig Tagen sprach der Ritter in dem Kloster wieder zu. Er entdeckte der Priorin halb, daß seit Paulinms Anblick eine unbezwingliche Sehnsucht sein Herz erfüllte; er sei der Sohn des thüringischen Markgrafen Egbert, und wenn Pauline sich nicht unwiderruflich dem Kloster verlobt habe, so sei er Willens, sie zu seiner Hausfrau zu erwählen.

Für mich selbst, Herr Ritter — erwiderte die Priorin — würde ich Euch jede Hoffnung gern zusagen, denn Pauline, wie Ihr schon vernommen habt, ist weder Nonne, noch Novize, sondern meinem Kloster nur zur Pflege und Erziehung anvertraut. Wer aber ihre Aeltern seyen, und ob sie von ihnen dem geistlichen Stande bestimmt sei, das ist mir selbst ein Geheimniß. Der Mann, von dem ich sie erhielt, sagte mir bloß, sie sei die Tochter eines sehr vornehmen und reichen Ritters, mit Namen Moricho. Die Summen, welche mir jährlich für dieses Kind ausgezahlt werden, bezeigen allerdings den Reichthum des Vaters. Wer aber dieser Moricho, sei, und warum er sein Kind, das ihm so lieb scheint, so fern von sich erziehn läßt, das hat mir noch Niemand kund gemacht. Kennt Ihr nun vielleicht unter den Rittern einen dieses Namens, so wißt Ihr, an wen Ihr mit Eurer Liebeswerbung Euch zu wenden habt. Indessen will ich Euch nicht verbergen, daß der Markgraf. Euer Vater, vor nicht langer

Zeit unser Kloster besucht, und reichlich beschenkt hat. Damals hat er besonderes Wohlgefallen an Paulinen gefunden, und ihr fast väterlich zugesprochen, sie auch gegen jedermann sehr gelobt, so daß von ihm wol kein Hinderniß zu fürchten seyn möchte.

Dem Ritter war der Name Moricho so unbekannt, als der Priorin. Er beschloß, am Hofe des Kaisers nach ihm zu fragen, und die Priorin, welcher der Sohn des mächtigen thüringischen Markgrafen ein willkommener Bewerber um ihren Liebling war, gestattete ihm gern noch einige Zusammenkünfte unter ihren Augen mit Paulinen, und segnete ihre junge, schönauflühende Liebe beim Abschiede des Ritters mit den besten Segenswünschen und Gebeten.

Während Ritter Werner am Hofe Kaiser Heinrichs Nachfrage nach dem Ritter Moricho hielt, fand sich Markgraf Egbert wieder in der Nähe des Klosters ein. Das Wohlgefallen an der jungen fast noch kindlichen Paulina, das die Priorin für väterliche Zuneigung des bejahrten Mannes hielt, war von ganz anderer Art. Paulina's seltne Schönheit hatte das Herz des Markgrafen zu der heißesten Liebe entzündet, die er gleichwol tief in seinem Innern verbergen zu müssen glaubte, nicht allein, weil der Unterschied der Jahre ihn mehr die Gesinnung einer Tochter, als einer Braut bei Paulinen erwarten ließ, sondern vorzüglich, weil er eine Entdeckung fürchtete, die seine Leidenschaft aus verzeihlicher Thorheit in ein furchtbar entsetzliches Verbrechen umwandelte.

Markgraf Egbert hatte in frühern Zeiten diesem Kloster ein theures Pfand anvertraut, die Frucht einer Liebe, die, so wichtig die Liebenden auch waren, doch vor der noch mächtigeren Kirche ewig verborgen bleiben mußte. Vater und Mutter durften weder dem Kinde noch seinen Pflegern bekannt werden, und nur selten wagte selbst der Markgraf auf seinen Zügen wie von ungefähr bei dem Kloster zu verweilen, und unter dessen Zöglingen sich das schönste Kind zum Liebling auszuwählen. Dann schmeichelte er sich gern mit der Möglichkeit, daß die Vorgezogene ihm vielleicht näher, als durch bloßes Wohlgefallen angehöre. Seit dem letzten Besuch aber fürchtete er das, was er sonst so gern zu hören wünschte, und er bestritt mit Heftigkeit die Behauptung seines alten Dieners, des einzigen Mitwissers

um jene Liebe, daß Pauline das Kind dieses Geheimnisses sei. Die Frage nach dem Namen, unter welchem das Kind aufgenommen ward, konnte freilich den Schleier heben; allein eben weil der Markgraf ein Bild des Entsetzens unter diesem Schleier zu erblicken fürchtete, scheute er die Berührung. Ungewißheit, Täuschung über das Mögliche, war sein einziger Trost, denn Paulina's Bild war nun einmal so tief in sein ganzes Leben verwebt, daß er es nicht tragen konnte, sie anders, denn als seine Geliebte zu denken.

Lange sucht' er vergebens diese Neigung zu verbergen, die ihm oft als eine Rächerin der frühern, verbotenen Liebe erschien. Zuweilen aber gab eben diese Vorstellung seiner Leidenschaft neue Nahrung. Er glaubte dem Geschick nicht entgehen zu können, und so wie er auf einer andern Seite von einem angefangenen Werke gewaltsam fortgerissen wurde, so schien auch hier eine höhere Macht ihn ergriffen zu haben, und ihn gegen sein Widerstreben zu ihrem eigenen Ziele zu leiten.

Was dreimal, durch Rudolph, Otto und Hermann, den sächsischen und thüringischen Fürsten mißglückte, sollte Markgraf Egbert ihnen erringen: Freiheit von der verhaßten Regierung Kaiser Heinrichs. Die größte Zahl der Fürsten und Bischöfe hatten dem Markgrafen die deutsche Königskrone bestimmt, von Rom aus brachten Kardinäle und Legaten dem begünstigten künftigen Reichsoberhaupt, mit dem apostolischen Segen, Versicherungen des Gelingens zu dem kühnen Unternehmen, und Ablass für jede vergangene oder zukünftige That, welche das Gelingen fördern, oder um es zu fördern unternommen werde. Jedes Kleinod der kirchlichen Löse und Bindegewalt ward vom apostolischen Stuhl aufgeboten, um dem zögernden Egbert zur raschen That anzufeuern, denn, daß eine verzehrende Leidenschaft, sein eignes Sehnen und Entsetzen, ihn unthätig um das Kloster treibe, muthmaßte Niemand. Sein Zögern galt für Unentschlossenheit, gegen die man gern alle Verheißungen aufbot.

Was treibt Ihr Euch in der finstern Sturmnacht an diesen Mauern umher — redete ihn einmal sein alter Diener an — Ich kenne wohl Euer Herzleid, wenn Ihr es auch noch so tief zu verbergen meint. Ihr liebt die schöne Pauline im Kloster. Nehmt sie zu Eurer Hausfrau, forschet nimmer nach dem Geheimniß

ihrer Geburt, so bleibt Euer Gewissen ruhig. Wer weiß denn, ob gerade diese Eure Tochter ist!

Bestandest Du nicht ehemals selbst darauf? fragte der Markgraf.

Das wol — entgegnete Benno — bin ich aber doch kein Papst, der nicht irren kann! Was man wünscht, sieht man leicht, und damals wünscht' ich Euch das schöne Fräulein zur Tochter.

Egbert ließ sich gern überreden. Er begab sich des folgenden Tages zur Priorin, und erklärte ihr seine Absicht mit Paulinen. Die Priorin, die ein näheres Verhältniß des Markgrafen zu Paulinen nicht ahndete, entsetzte sich bloß vor dem Gedanken, Vater und Sohn als Nebenbuhler zu sehn, doch hielt sie es für rathsam, dem Markgrafen die frühere Liebe seines Sohnes zu verbergen. Sie glaubte ihre geliebte Pflgetochter wenigstens bis zu Werners Rückkehr gesichert, wenn sie sich auf die Entscheidung des Ritters Moricho, als Paulina's Vater berief, ohne dessen Vorwissen sie über Paulina nichts verfügen dürfe. Egbert hörte mit Entsetzen den Namen Moricho. Unter diesem Namen, den er seit seiner Liebe zu hören und zu nennen scheute, hatte er vormals Paulinen dem Kloster anvertraut. Die langgefürchtete Gewißheit stand nun auf einmal mit allen Schrecken vor ihm. Kaum vermocht' er so viel Besonnenheit zu sammeln, daß er gegen die Priorin in seine heftige Bewegung nicht verrieth. Ich kenne den Ritter Moricho — erwiderte er mit erzwungenem Stolz — und werde sehn, ob er dem Markgrafen seine Tochter versagt.

Werner hatte indessen vergebens am Hofe des Kaisers nach dem Ritter Moricho gefragt. Niemand gab ihm Auskunft. Mit gleich geringem Glück forschte er an den Höfen der andern Fürsten. Ueberdrüssig des langen vergeblichen Suchens zog er nach Paulinens Kloster zurück, überzeugt, daß der Moricho, der für ihn nicht auszufinden war, eben so wenig erscheinen werde, die Tochter zurückzufordern.

Er fand die Priorin in höchster Bekümmerniß, doch suchte er vergebens, sie zur Entdeckung ihres Kammers zu bewegen. Sie schien etwas beruhigt, als er alle Gründe der Wahrscheinlichkeit aufbot, ihr zu beweisen, Ritter Moricho müsse verschollen, oder in fremdem Lande, vielleicht gegen die Ungläubigen, geblieben seyn; denn so konnte sie hoffen, daß der Markgraf so wenig als sein Sohn die Zustimmung von Paulina's Vater erhalten werde,

und dann war wenigstens die Hoffnung, ihren Liebling zu retten, nicht auf einmal vernichtet. Doch hielt sie es nicht für gut, dem Sohne die Neigung seines Vaters zu Paulinen zu entdecken. Um ihn zu entfernen, beschwor sie ihn nochmals den Ritter Moricho aufzusuchen, aber Werner, ungeduldig über die Hindernisse, die seiner Liebe sich entgegen stellten, und selbst unzufrieden mit den Bedenklichkeiten der Priorin, eilte, seinen Vater aufzusuchen, und von ihm Rath und Beistand zu begehren.

Auf Markgraf Egbert war indessen der längst ihm drohende Streich gefallen. Befangen in seiner wilden Leidenschaft, vergaß er die Besonnenheit und Thätigkeit, welche auf seinem Weg zum deutschen Kaiserthron nöthig war. Mangel an Zusammenhang war jetzt in seinen Plänen, Säumniß oder Uebereilung störten ihre Ausführung. Die Verbündeten verloren das Vertrauen, mehre verließen ihn. Jetzt in dem entscheidensten Augenblick sprach auch der Kaiser die Acht über den Empörer. Unsicher, oft nur von wenig Reisigen begleitet, zog der Markgraf jetzt von Burg zu Burg umher, und suchte mit den wenigen ihm noch treuen Verbündeten mehr dem Untergange zu entgehen, als das stolze Ziel seines Strebens zu erreichen.

Werner suchte den Geächteten, Flüchtigen vergebens. Nach langem Umherziehen beschloß er endlich zu dem Aufenthalt seiner geliebten Pauline zurückzukehren, entschlossen, sie zu besitzen, sei es durch Beistimmung der Priorin, oder durch Gewalt. Briefe Paulinens machten ihm zu dem erstern Hoffnung, denn die gebrochene Macht des Geächteten hob die Furcht vor dem vormals gewaltigen Markgrafen, und die Priorin zeigte jetzt Paulinen selbst frohere Aussichten in die Zukunft.

Voll der schönsten Hoffnungen zog nun Werner nach dem Kloster, aber weinend und trostlos kam ihm die Priorin entgegen. Ritter Moricho hatte einen Boten gesendet, der Paulinen ihrem Vater zuführen sollte. Vergebens halte die Priorin jedes Mittel versucht, der Auslieferung ihres Lieblings auszuweichen, der Bote war mit zu glaubwürdigen und unzweifelhaften Zeugnissen versehen, daß derselbe Ritter ihn sende, der einst Paulinen dem Kloster übergeben hatte, sie mußte endlich nachgeben. Ihren Kummer erhöhte noch die Ungewißheit über Paulina's Zukunft, denn der Bote verschwieg

als ein tiefes Geheimniß den Ort, nach welchem er seine Reise richtete.

Werner wütete, als er diese Nachrichten vernahm. Er forschte bei allen Umwohnern des Klosters nach dem Wege, den Paulina's Entführer genommen habe; vergebens: Niemand wußte etwas Bestimmtes nachzuweisen. Auf eine schwache Wahrscheinlichkeit bauend, daß der Weg nach Braunschweig zu gewählt worden sei, sammelte er seine Leute, diese Spur zu verfolgen, aber kaum traute er seinen Augen, als er jetzt Paulinen selbst, begleitet von einigen Landleuten, dem Kloster zueilen sah.

Ueberrascht und entzückt flog er der Geliebten entgegen, aber abgewendet und mit allen Zeichen des Grauens wies ihn Pauline zurück. Flieh, Unglücklicher! — rief sie ihm zu — flieh weit von mir! und schneller Tod fasse mich, ehe ich jemals Dich wiedersehe.

Starr vor Schrecken stand der Betroffene, und Pauline floh abgewendet vor ihm vorüber in die Arme ihrer mütterlichen Freundin Klara.

10.

Die Fremde wurde hier von einer schmerzlichen Bewegung ergriffen. Ihr Bestreben, sie zu unterdrücken, verrieth noch mehr den Eindruck, den die Erzählung aus sie zu machen schien. Ich hielt deswegen mit Lesen ein, und ihre Begleiterin näherte sich ihr mit Zeichen der Besorgniß. Allein sie wies diese mit dankbarem Lächeln zurück, dann bat sie mich fortzulesen. Man sollte — setzte sie hinzu — mit dergleichen raschen Vorsätzen nicht freveln, und Frevel bleibt immer jedes Gelübd, auch das Heiligste. Ich ahnde, auch Pauline wird diesen Frevel büßen, und glücklich genug, büßet sie ihn nur durch Tod, und nicht durch herbere Schmerzen.

Sie sprach diese Worte mit erhöhter Anstrengung und legte am Schluß, wie ermattet, den Arm um den Hals ihrer Freundin.

Sie sind zu streng — sagte Amalie, um den Ernst des Augenblickes etwas zu mildern — Sie vergessen, daß es

Augenblicke gießt, wo dem geängsteten, verstörten Gemüth kein Trost bleibt, als sich mit unzerreißlichen Banden des Gelübdes fest und immer fester um das Heilige zu schlingen.

O, ich kenne das Lockende dieser heiligen Versuchung — erwiderte die Fremde — der das Gemüth nur zu leicht erliegt! Da vergißt es, daß es frevelhafte Anmaßung ist, die trügerische Einsicht des Augenblickes, durch unverletzliche Heiligkeit des Gelübdes zu ewiger Wahrheit zu stempeln, und gewiß, niemals bleibt solcher Frevel ungestraft!

Sie sind doch zu streng — wiederholte Amalie — kann wol ein Gelübd das Rechte und Gute zu thun, jemals auf trüglicher Einsicht beruhn?

Gewiß niemals — antwortete Jene mit welchem und dennoch überzeugend festem Ton — Das Gute bleibt ewig gut, aber nicht immer derselbe Weg zu dem guten Ziele.

Sie neigte sich bei diesen Worten mit einem leisen Kuß zu Amalien, dann, gegen mich gewendet, winkte sie mir weiter zu lesen.

Ich fuhr in der Erzählung fort:

An einem stürmischen Abend saß Markgraf Egbert, flüchtend vor seinen Verfolgern, voll düsterer Verzweiflung in der Mühle zu Eisenbüttel. Benno und ein Mönch saßen neben ihm, und der Müller spähte draußen und von dem Dach der Mühle, ob die Straße ruhig, und sein erlauchter Gast bei ihm sicher sei. Zuweilen kamen einzelne Wanderer und beehrten Einlaß, die erzählten dann, unkundig, vor wem sie sprachen, dem forschenden Mönch von der Acht gegen den Markgrafen, und wie einer der Fürsten nach dem andern von ihm abfalle, weil sie die Reichsacht scheuten, und der Markgraf in seiner Unentschlossenheit die Zeit zum Handeln versäume. Er soll, setzte mancher hinzu, am Gemüth leiden, und seiner Sinne nicht ganz mächtig seyn. Ja wol, ja wol! hörte man dann den Markgrafen tief und kummervoll seufzen, denn ihm war zuweilen als durchschaute ihn eine Ahndung von nahem Wahnsinn, und als müsse er sich abmühen, zu unterscheiden, ob der Wahn noch künftig sei, oder vielleicht gar schon ansange seine Gedanken zu umspinnen. Den Wandrern ward dann unheimlich bei seinem bangen Seufzen und sie gingen lieber in die

stürmische Nacht hinaus, als daß sie mit dem trüben Gast in derselben Herberge verweilten.

Spät in der Nacht kam noch ein Reisiger, und erzählte neue Unglücksbotschaft. Die Markgräflichen waren von neuem theils geschlagen worden, theils zu dem Kaiser übergegangen. Wer kann's ihnen verargen — setzte der Erzähler hinzu — Markgraf Egbert kann Kaiser Heinrich nichts anhaben, so wenig, wie Otto, und Rudolph und Hermann es konnten. Das hätten die Fürsten vorhersehen können.

Der Mönch forderte Erläuterung.

Denkt Ihr denn nicht mehr an die Prophezeiung — sagte Jener — Ich hab's bei Rudolph zuvorgesagt und bei Otto, und nun auch bei dem Markgraf, das ist alles pünktlich zugetroffen.

Was meint Ihr denn? — fragten Benno und der Mönch.

Nun, was alle Welt weiß, wenigstens in Wälschland — erwiderte der Reisige — Da hat ein prophetisch Weib Kaiser Heinrich geweissagt, daß kein Feind ihn besiegen könne, der nicht zugleich die Natur in ungeheurem Frevel erzürnt. Warum vermochte denn Hildebrand allein über Heinrich? Weil der einen Bund mit dem Bösen hatte. Das war der Frevel wider die Natur. Wenn der Markgraf nicht euch solche Teufelei treibt, oder ähnliche Dinge, so paßt auf ihn die Weissagung nicht. Er richtet nichts aus gegen Heinrich.

Der Markgraf hatte den Sprecher während seiner letzten Rede starr angesehen. Jene Weissagung war ihm früher bekannt gewesen, allein er hatte ihrer nicht geachtet. Jetzt im Augenblicke der Entscheidung klang sie voll tiefer, furchtbarer Bedeutung ihm entgegen. Mit einem ungeheuern Gelächter, als habe ein wilder Geist sein Innres verkehrt, und auf einmal jede fromme Regung in ihm zu einer fratzenhaften Larve umgestaltet, sprang er auf — Ei Bursch! — rief er, und seine Stimme kreischte widerlich — verstehst Du Dich auf Teufeleien? Fort, hinaus! hier ist Dein Platz nicht, ich bin Dein Meister!

Der Reisige lachte so wild wie der Markgraf, schüttelte diesem die Hand, piff sich dann ein Schelmenlied und ging hinaus.

Antworte mir — sprach jetzt der Markgraf zum Mönche — Giebt's größere Sünde, als die der schlechte Gesell nannte?

Hilf Herr! — erwiderte der Mönch — von allen Sünden ist diese die entsetzlichste.

Giebt's Ablass für sie? — fragte der Markgraf weiter, und zitterte in der Frage, als verließ ihn die letzte Kraft. Er hielt sich an des Mönches Schulter.

Diese Macht hat kein Priester in der Welt — antwortete der Mönch ...

Der Markgraf schauderte zusammen. Mühsam erhielt er sich aufrecht. Er starrte den Mönch mit wilden Blicken an. Auch der heilige Vater nicht? fragte er, und der grelle Ton der Verzweiflung hallte schwirrend von den Wänden des Zimmers zurück.

Der Mönch faltete die Hände. — Der heilige Vater — sprach er — löset von jeder Sünde, so glauben wir.

Also noch sicherer von den geringern — rief der Markgraf mit gräßlichem Frohlocken, und seine Augen flammten wie Blitze umher — Hab' ich noch Ablass für Alles, was das Werk fördert, für Alles, Alles!

Er ging die Nacht durch in der heftigsten Bewegung umher, und die einzelnen Worte, die er dann und wann, unterbrochen von wildem Gelächter ausstieß, bestätigten die Vermuthung Benno's, daß Leidenschaft und Unglück seines Herrn Gemüth zerrüttet habe. Mit der Morgendämmerung kamen indessen günstigere Nachrichten. Die zerstreuten Truppen hatten sich gesammelt, ein fremder Reisiger hatte die Tapferkeit und Entschlossenheit des Markgrafen gerühmt, und mit wunderbarer Beredsamkeit das Vertrauen zu diesem Heerführer und zu seinem Glück, hergestellt. Jetzt kamen Boten von dem gesammelten Heere und begeherten Befehle von dem Markgrafen mit erneuter Versicherung unwandelbarer Treue.

Den Markgrafen schauderte etwas bei dieser frohen Botschaft, doch scheuchte er bald mit neuem wilden Gelächter das Grauen, das ihn einigemal wie düstere Wolken umfing, als die glücklichen Begebenheiten sich bestätigten. Er ordnete mit Besonnenheit eine Schlacht, man war zum Angriff bereit, aber ein dicker Nebel brachte Unordnung in die Ausführung seiner Pläne, und die wankelmüthigen Fürsten drohten von neuem ihn zu verlassen.

Harret noch bis Morgen! — rief der Markgraf — Morgen müssen wir siegen!

Seine Stimme hatte etwas furchtbar gebietendes und zuversichtliches. Die Fürsten und Ritter versprachen den Morgen abzuwarten.

Da winkte der Markgraf einen vertrauten Reisigen zu sich. Nimm Dir — sprach er — eine Schaar Knechte und zieh nach dem Kloster, das unsern der nächsten Stadt liegt. Dort fordre im Namen des Ritters Moricho von der Priorin das Fräulein Pauline, und führe sie nach der Mühle von Eisenbüttel. Dort soll sie der Müller wohl pflegen, bis ich selbst komme. Wenn die Priorin das Fräulein Dir weigert, so zeig' ihr dieses Pergament: daraus wird sie ersehnen, daß Ritter Moricho Dich sendet.

Mit einer wilden Zuversicht ging nun der Markgraf unter seinem kleinen Heer umher. Verwundert sah er, daß der anhaltende dichte Nebel nicht ihn selbst, sondern den feindlichen Truppen verderblich gewesen war. Er benutzte schnell ihre Unordnung, hinderte durch seine Stellung die Vereinigung ihrer Schaaren, und alle Fürsten sahen die unvermeidliche Niederlage des Feindes, die nur durch die eben einbrechende Nacht bis zum Morgen aufgeschoben ward.

Froher Jubel schallte durch das Heer, Alles rüstete sich, mit dem ersten Stral des Morgens die Schlacht zu beginnen. Da zog Markgraf Egbert von einem einzigen Knappen begleitet, still aus dem Lager nach der Mühle von Eisenbüttel.

Die Mühle rauschte mit allen ihren Gängen und der Sturmwind streute den Schaum, den die Räder in schnellem Umtrieb emporrissen, weit umher. Egbert schauderte fast zusammen, als er dem Knappen sein Roß gab, und nun mit dem Müller durch den sprudelnden Schaum, der ihn naß durchkältete, zwischen dem finstern Gewül und Gebraus von Rädern, Stampfen und scharfen Sägen hindurchschritt.

Ihr findet Alles bereit— sagte der Müller — auch der Mönch harret Eurer, aber die Braut sitzt drinn und weint. Sie fragt nach ihrem Vater, und ruft alle Heiligen zu ihrer Hülfe.

Egbert schritt stumm neben dem Müller her, der jetzt eine Thür öffnete. Pauline trat in aller Glorie der leidenden Schönheit ihm entgegen. O Herr Markgraf — klagte sie, — Euch führt mein Engel her. Nehmt Euch einer Unglücklichen an, die schändlich aus ihrer Freistatt, vom heiligen Altar weggeraubt wurde! Schützt mich, führt mich zu meiner Mutter Klara zurück.

Ihr seid im Irrthum, schöne Pauline— erwiderte der Markgraf — wenn Ihr Euch entführt glaubt. Ihr seid unter dem Geleit meiner Reisigen hieher gekommen, ich selbst bin es, der um Eure Hand wirbt, ich hoffe, Ihr werdet mir Euer Jawort nicht versagen.

Starr von Entsetzen hörte Pauline diese Rede an.

Ich liebte Euch vom ersten Anblick — fuhr der Markgraf fort. — Sollte Euch die Priorin nicht von meiner Werbung um Euch gesagt haben? Diese Nacht ist unsre Verbindung. Die nächste Morgensonne begrüßt Euch als Markgräfin, die Abendsonne vielleicht schon als ...

Als Leiche! — fiel Pauline voll Verzweiflung ein — Hofft nicht, mich zu besitzen! Ihr seid ein Räuber; wie könnt Ihr mich wegführen, und mir von Verbindung sprechen, ohne Gegenwart und Einwilligung meines Vaters? Ich fordre, daß Ihr mich augenblicklich in mein Kloster zurückgeleiten lasset.

Euer Vater, schöne Pauline — entgegnete der Markgraf — kennt und billiget meine Wahl. Ueberzeugt Euch selbst. Würde er mir diese Pergamente anvertraut haben, ohne die Euch die Priorin nimmermehr ausantworten durfte?

Pauline erblaßte. — So laßt mich — sprach sie — meinen Vater sehn. Ich will ihn beschwören mein Unglück nicht zu bereiten. Er wird das Verderben seiner Tochter nicht wollen.

Ihr werdet ihn sehn — erwiderte der Markgraf — doch erst als Markgräfin. Jetzt entschließet Euch. Die Zeit ist kurz. Der Priester wartet.

Der Mönch trat herein. Vergebens rief Pauline laut um Hülfe. Der Sturm und das Gebraus der Räder übertäubten ihre Stimme. Vergebens rang sie mit dem Markgrafen um die Flucht, die Kräfte wichen von ihr, sie sank ermattet zu Boden. In dem Augenblick der Erschöpfung sprach der Mönch den furchtbaren Segen über diesen entsetzlichen Bund.

Der Markgraf wollte nun seine Gemahlin umarmen, aber mit neuer, erhöhter Kraft stieß Pauline ihn von sich. Alle Heilige nehm' ich zu Zeugen — rief sie, indem sie sich aufrichtete — daß ich diesen Bund verfluche! Gott hat einen Greuel an solcher Gewaltthätigkeit, und, so wahr sein Auge sie erblickt, so wahr wird seine Rache auf Euch fallen.

Der blutroth aufgehende Mond warf eben seine ersten Stralen auf Paulinens Angesicht, das furchtbar ernst, wie das Antlitz einer Rachgöttin gegen den Markgrafen gerichtet war. Er schien erschüttert, und nahte sich ihr mit bittenden Worten.

Zurück! — rief die Zürnende nochmals — Vollendet Euren Frevel nicht! Wißt es denn, mein heiligstes Geheimniß, hört es und wagt es dann, wenn Ihr gegen die Natur selbst freveln wollet, mich zu berühren. Ich bin die Geliebte, die Verlobte Eures Sohnes!

Der Markgraf war erblaßt. Er glaubte sein Geheimniß an Paulinen verrathen. Jetzt, da er das ihre vernahm, erglüh't er vor Zorn, und in selbstvergessener Uebereilung rief er: Wie, Unglückliche? Verbrecherin! Du liebst Deinen Bruder?

Meinen Bruder? — wiederholte Pauline, und ihr Blut erstarrte vor der Ahndung eines finstern Abgrundes von Geheimniß. — Meinen Bruder! Wer ist denn mein Vater?

Der Markgraf bebte und wankte zurück. Er hatte das Wort gesprochen. Sein Zusammensinken und die Todesblässe aus seinem Gesicht verrieth alles der schaudernden Pauline.

Gerechter Himmel! — schrie sie, die Hände «empor ringend. — Dieser also, mein Vater! und er weiß es! o Gott, er weiß es!

Mit Blitzesschnelle flog sie aus dem Zimmer der Greuel, um sie brausten die Räder der Mühle und mengten Dunkel und spritzenden Schaum im Mondschein zu abenteuerlich wilden Gestalten, die ihr in den Weg traten und den Lauf hemmten. Verfolgend eilte der Markgraf ihr nach und rufte mit wilder Stimme die Braut. Schon faßte er aus der schmalen Brücke das Kleid der Fliehenden. Schützt mich, ihr Heiligen! rief die Verzweifelnde: mit Löwenkraft rang sie mit dem Verfolger. Sie riß sich aus seiner Umflechtung und ein gewaltiger Stoß stürzte den Taumelnden hinab, wo Flut und Räderwerk sich in den Raub seines Lebens theilten.

Der herzueilende Müller trug die bewußtlose Pauline aus dem Orte des Schreckens in ein entfernteres Gebäude. Auf seinen Ruf hemmten die Knechte das Räderwerk der Mühle, doch zu spät für die Rettung zog man den zerschmetterten Leichnam hervor.

Jetzt ward es auch von außen lebendig. Eine Schaar Reisige, die zu Heinrichs Heer stoßen wollte, zog bei der Mühle vorüber. Einige von ihnen begehrten Einlaß und Lebensmittel. Da fanden sie den Leichnam des feindlichen Heerführers. Jauchzend zogen sie mit dieser Nachricht, die mehr ihnen galt, als ein Sieg, zu des Kaisers Heer, und der Lohn, der ihnen dafür ward, ließ zweifelhaft, ob er der That, oder der Botschaft davon gelten sollte.

Pauline mußte nun aus die schleunigste Flucht denken. Der zerschmetterte Leichnam lag noch blutig aus ihrem Wege. Mit heißen Thränen des Schmerzes und der Versöhnung sank sie neben ihm nieder und gelobte ein Kloster zu stiften zu Büßung der schweren Schulden dieser greuelvollen Nacht. Der Müller mit seinen Knechten geleitete sie nach dem Kloster zu der frommen Priorin Klara.

Vergebens bot Werner alles auf, die Geliebte noch einmal zu sehen. Durch die Priorin erfuhr er alle Schrecken jener Nacht, die nun unwiderruflich ihn von der Geliebten, Schwester und Mutter trennten. Verloren für jede Freude des Lebens, suchte er die Ruhe im Kloster zu Hirschau, wo er als Bruder Hieronymus ein heiliges Leben führte. Paulina aber beschloß in dem gelobten Münster zugleich ein Denkmal ihrer unglücklichen Liebe zu errichten. Sie sendete Boten in das Kloster Hirschau und ließ um den kunstreichen Bruder Hieronymus bitten, der das Kloster nach seiner Einsicht bauen sollte. Hieronymus gedachte sogleich jener Klosterkirche, wo er die Geliebte zuerst gesehen hatte, und beschloß, den großen Kirchenbau auszuführen, den er damals im Geist sah, und den Pauline nach dem Bilde ihres Traumes so eifrig herzustellen wünschte.

Allwöchentlich kam nun der fromme Baumeister, und ordnete und trieb die Arbeiter, das Werk zu fördern. Aber wenn er zurückreisete in sein Kloster, kam die liebende Pauline und freute sich der Werke des brüderlichen Geliebten, betrachtete jedes und legte die Hände gleichsam segnend auf die Steine und Säulen. Das sahen die Arbeiter, und falteten andächtig die Hände, wenn die fromme Pauline mit den Steinen und Werkstücken heimlich sprach und sie berührte. Kam dann der Baumeister zurück, nach der Arbeit zu sehn, so zeigten die Werkleute ihm die Stelle, wo die fromme Stifterin wie eine Heilige

gestanden, und die Steine segnend berührt hatte. Da kniete Hieronymus nieder, wo sie mit ihren Füßen gestanden war, und küßte lange und oft die Steine, worauf ihre Hände geruht hatten, und die Arbeiter knieten mit ihm nieder, und beteten um Segen und um Gelingen zu ihrem Werk. Aber sehen wollten sich Hieronymus und Paulina niemals, denn sie gedachten beide des schweren Wortes, das Paulina zwischen sie und ihr Wiedersehen gestellt hatte.

Als nun das große Münster vollendet war, und weit umher geistliche und weltliche Herren herbei kamen, es zu betrachten, fehlte nur noch der Abt, der den Klosterbrüdern vorstehen sollte. Paulinen kam es zu, das Oberhaupt zu berufen, und sie wählte dazu den frommen Baumeister des Klosters, den Bruder Hieronymus in Hirschau. Der Sitte gemäß und auf Zureden des Bischofes, zog sie, zu Erhöhung der Feierlichkeit, selbst dem Abt entgegen, um ihn einzuholen und in sein Kloster einzuführen. Zwar scheuete sie seinen Anblick, aber die Heiligkeit und Würde der Handlung schien ihr dieses Wiedersehen zu rechtfertigen. Sie ritt auf einem einfach geschmückten Zelter, die erste und demüthigste ihres Gefolges. Schon hörte man aus der Ferne den Chorgesang der Klosterbrüder, die den Abt geleiteten, schon stimmte Paulina's Gefolge dem Kommenden das Benediktus an, und das Volk, das von allen Orten herbeigeströmt war, sank auf die Knie, den Segen des Herannahenden zu empfangen. Schon hob der Abt segnend die Hände, da erblaßten Paulina's Wangen, ihre Augen starrten in einen tiefen Abhang des Felsweges hinab. Jetzt schwebte ein himmlisches Lächeln um ihren Mund. Vater — rief sie — Vater, versöhnt! Ein Engel hebt den Schleier der Schuld von uns. Ich komme, ich eile in die Arme des Vaters!

Ihr Roß scheuete, und die Seherin Pauline sank in den Felsengrund. Man hob sie entseelt auf. Ihre Glieder waren zerschmettert, aber unentstellt, und vom Frieden des Himmels verklärt, lächelte ihr Angesicht im Tode:

Sie starb den leiblichen Tod ihres Vaters — sagte die weise Stimme der Priorin Klara — aber wie eine Heilige.

Abt Hieronymus, auch Jerung genannt, führte nun den Leichnam der Entschlafenen in das von ihr gestiftete Münster, und begrub ihn vor dem Altar des heiligen Kreuzes, und nach

Jahren voll stillem Schmerz fand er an ihrer Seite die Ruhe des Grabes.

Dort hat nun, unter kalten Grabessteinen
Die heiße Brust voll Liebe ausgeglüht.
Vergessen hat das Auge dort zu weinen,
Dort findet Trost das duldende Gemüth.
In jenem Land, wo schlummerden Gebeinen,
Ein schöner Lenz des Glaubens neu entblüht,
Dort wandeln sie, wo nichts die Liebe störet
Und sich verbindet, was sich angehöret.

11.

Die Gesellschaft sprach manches Wort der Theilnahme an Paulina's Schicksal. Die Fremde, welche sich ebenfalls Pauline nannte, war vorzüglich bewegt.

Paulina's Geschichte — sagte sie, zu mir gewendet — interessirt mich ungemein. Gründet sich Ihre Erzählung auf geschichtliche Nachrichten?

So viel mir bekannt ist — erwidert' ich — widerspricht wenigstens die Geschichte ihr nicht. Mein Freund, dem ich sie danke, schrieb sie auch, nicht ohne fleißige Forschung der Geschichte jener Zeit.

Wo lebt der Verfasser? — fragte sie mit gesenktem Blick, als fürchtete sie die Antwort.

Zuletzt in Frankreich — antwortet' ich ihr — er ward als tödtlich verwundet gefangen.

Besitzt er nicht ein Porträt von Ihnen? — fragte sie schnell und heftig.

Es war allerdings so, er hatte es selbst gemalt und ich mußte ihre Frage bejahen.

O, dann beschwör' ich Sie, — fuhr sie fort — sagen Sie alles, was Sie vom Ihm wissen. Sie waren ihm der liebste seiner Freunde. Ihr Bild war oft sein Trost und er sehnte sich nach Ihrer Beruhigung, die ihm früher oft seine Leiden erleichtert hatte. An

den Zügen dieses Bildes erkannt' ich Sie sogleich. Sprechen Sie, wo ist Graf Werner?

Die Heftigkeit ihrer Frage erschreckte mich, doch suchte ich mich zu fassen.

Die letzten Nachrichten — antwortet' ich ihr — von meinem Freund — erhielt ich aus Besançon. Freilich waren sie traurig. Ohne Zweifel wissen Sie, daß er dort unter Aufsicht in einem stillen Wahnsinne lebt, der vielleicht nur mit seinem Leben endiget.

O, wollte Gott — rief sie schmerzlich — es wär' so! Ich komme von Besançon. Dort wird er vermißt, und nach aller Wahrscheinlichkeit fand er seinen Tod in dem nahen Fluß. Ich hörte, als ich ihn schon lange als einen Todten beweint hatte, von seinem Zustande. Mehre Umstände ließen mich hoffen, daß mein Erscheinen günstig auf ihn wirken werde. Ich eile hin. Ach, zu spät! Wenig Tage vor meiner Ankunft war er seinen Aufsehern entschlüpft— ein Tuch, nah' am Wasser gefunden, bestätigt die schreckliche Vermuthung.

Uns Allen blieb kaum ein Zweifel, daß die Fremde, und jene Pauline, von welcher Theodor erzählt hatte, eine und dieselbe Person war. Man berührte mit aller Vorsicht die Geschichte ihrer Liebe, und suchte ihr glaublich zu machen, daß Werner vielleicht noch in jener Gegend umher irre, allein ihre Nachforschungen waren zu sehr mit aller Besorgtheit der Liebe unternommen, als daß man ernstlich eine solche Hoffnung hätte hegen können.

Julias erinnerte sie hierbei behutsam an jenes übereilte Wort bei der Trennung, und wie auch hier der Bruch jenes Wortes in wunderbaren Zusammenhang mit dem Tode hätte kommen können, wenn nicht durch eine andre Wendung des Schicksals er selbst dem gefährlichen Wiedersehn entgangen wäre.

O, mich hätt' es treffen sollen, nicht ihn! — rief Pauline — Ich sprach ja selbst jenes unbesonnene, frevelhafte Wort.

Man suchte Paulinen, die von neuem in düsteres Nachdenken verfiel, von den trüben Erinnerungen zu entfernen, und wendete das Gespräch auf die Ruine, die jetzt von dem immer höher gestiegenen Monde auf das prächtigste beleuchtet war. Die Kühle der Mitternacht erinnerte uns aufzubrechen, und als uns der Weg durch den Garten längst der Säulenreihe dieser

kirchlichen Ruine hinführte, und unsre Schatten an den Säulen wechselnd erschienen und verschwanden, scherzten einige in der Gesellschaft über die vorige gespenstische Erscheinung Paulina's.

Kaum aber traten die Ersten von der Gesellschaft durch die Gartenthüre in den ehemaligen hohen Chor der Kirche, als sie erschrocken und zweifelhaft zurücktraten. Eine Mönchgestalt in schwarzer Benediktinertracht kniete unbeweglich in betender Stellung an Paulina's Grabe.

Wir sind doch heute fast ausersehn, auf Phantome zu treffen — sagte Theodor — was mag dieses wieder seyn?

Er ging nach der Gegend zu, aber nach wenig Schritten erhob sich die Erscheinung und ein blasses Gesicht sah uns aus der Verhüllung an.

Das Mönchgespenst! — riefen Mehre, denen die frühern Erzählungen einfielen, und selbst Theodor schauderte zusammen und trat muthlos zurück.

Was geht denn vor? — rief Pauline, die sich in dem Garten verweilt hatte, heraustretend — Ach, das sind unzeitige Scherze.

Sie ging unwillig auf die Gestalt los, ihr die Verhüllung abzunehmen, aber kaum hatte sie in dir Nähe das blasser Todtengesicht erblickt, als sie laut vor Schreck aufschrie und zu Boden sank. Die Mönchgestalt stand starr und regunglos neben ihr.

Der Trieb zu helfen überwand hier die Furcht. Wir eilten hinzu, die Ohnmächtige aufzurichten, vor der, wenig Schritte entfernt, die bleiche Gestalt noch immer bewegungslos stand. Pauline! — rief jetzt ihre Begleiterin, und Pauline! wiederholte des schwarzen Mönches dumpfe Stimme. Vorgebeugt und die Leblose anstarrend, rief die Erscheinung nochmals mit entsetzlicher Mischung von Freude und Grausen den Namen der Ohnmächtigen, und sank dann neben ihr zu Boden.

Der Schreck fesselte uns nur aus Augenblicke die Sinne. Wir bemühten uns die furchtbare Mönchgestalt von Paulinen zu entfernen. Sein Gesicht war durch die Anstrengung des Falles mehr enthüllt. Wo bin ich? fragte er, wie aus einem Traum erwachend, und Theodor und ich erkannten Stimme und Züge unsers Freundes Werner.

12.

Während der Bemühungen Paulinen in das Leben zurückzurufen, enthüllte sich auch das Räthsel von der unerwarteten Erscheinung des Grafen Werner. Seine Schwermuth war immer mehr in stillen Wahnsinn übergegangen und die Nachrichten von den fehlgeschlagenen Versuchen der Deutschen sich von der französischen Herrschaft zu befreien, hatten in Verbindung mit seiner unglücklichen Liebe, Gemüth und Besinnung ihm fast völlig zerrüttet. Doch halte sich die Vorstellung, daß er einen Sieg zu Befreiung seines Vaterlandes erfechten werde, immer in ihm lebendig erhalten. Jetzt waren ihm, wie er erzählte, in seinem traumähnlichen Zustande, Bilder von siegenden deutschen Heeren erschienen, die stets ihn aufforderten, mit ihnen zu kämpfen.

Ohne deutlich zu wissen, wie? war er ihnen gefolgt. Wie er zu seiner Mönchstracht gekommen, wie er seit seiner Entweichung aus Besançon sein Leben erhalten, war ihm selbst ein Räthsel. Die Vergangenheit lag wie ein verworrner Fiebertraum hinter ihm, er konnte nicht unterscheiden, was der Wirklichkeit angehörte, und was leeres Bild des Wahnsinns war. An die Ruine von Paulinzell hatte ihn ein dunkles, unbeschreiblich seliges Gefühl gebunden, er kannte sie nicht während seines Wahnsinnes, und nur jetzt bemerkte er das sonderbare Zusammentreffen, daß eben diese Ruine, die selbst seinen Wahnsinn mit Erinnerungen aus glücklichem Zeiten durchglänzte, nun auch die Entwicklung seines Schicksales herbeiführte.

Pauline athmete noch einige Tage in bewußtloser Betäubung, aber keine Kunst der Aerzte konnte sie dem Leben erhalten. Die Gewalt der Ueberraschung hatte sie gelobt, und ihr eignes, früher gesprochenes Wort gegen das Wiedersehn bewährt. Dieselbe Gewalt des Unerwarteten hatte ihrem Geliebten die Besinnung zurückgegeben, aber, grausam genug, zeigte ihm das Schicksal die Geliebte in dem Augenblick, wo sie für immer ihm entrissen ward, und gab ihm mit der rückkehrenden Besinnung nur die Empfänglichkeit für den Schmerz des Verlustes.

Wir sehn uns bald wieder, — sprach er, wenn seine Freunde mit ihm klagten — und dann bring' ich ihr, statt des Myrtenkranzes, den deutschen Siegeskranz von Eichenlaub.

So eilte er zu den preußischen Fahnen. Die Verlängerung des Waffenstillstandes, die so manchem Gemüth den letzten Hoffnungsfunken verlöschte, schlug ihn nicht nieder, eben so wenig konnten die unglücklichen Tage bei Dresden ihm den Muth erschüttern. Die siegfrohen Bilder, die vormals seinen zerrütteten Geist erhellten, gingen wieder durch seine Träume, und oft hörte selbst der Wachende, wie aus weiter Ferne, Siegesgeläut und Triumphlieder gegen sich herantönen.

Am blutigen Nachmittag des sechzehnten Oktobers stürmte er mit der tapfern Schaar Bülow's über Möckern her gegen Leipzig. Er sah den Sieg für die Sache sich entscheiden, an der sein deutsches Herz mit voller, liebender Sehnsucht hing. Immer feuriger riß sein Muth ihn vorwärts. Er sah die Feinde weichen. Die Triumphlieder seiner Träume klangen um ihn, und Glockengetön, wie von den Thürmen der nah vor ihm liegenden Stadt, hallte zu ihm her.

Sieg! Sieg! — rief der Begeisterte, immer vorwärts dringend. Da warf ihn eine feindliche Kugel vom Rosse. Seine treuen Kameraden trugen ihn unter einen Baum. Da kam das Gerücht von dem Siege des Feindes zu dem Sterbenden und die Glocken, die jene Nachricht in der Stadt feiern mußten, schallten dumpf wie Todtenglocken zu ihm heran. Seinen Freunden schien auf Augenblicke der Muth zu sinken, aber der Sterbende feuerte sie von neuem zu thatenreichem Vertrauen an. Verzagt nicht — sprach er — Euer Siegruf wird bald kräftiger schallen. Fort in den Kampf! Mich laßt hier. Diese Glockentöne sollen mein Grabgeläut seyn.

Als mit dem Abend das Feld erkämpft war, traf man ihn entseelt, Paulina's Bild an seinen Mund gedrückt. In seinem Taschenbuche fand man diese Zeilen:

Hört ihr den banger Angstruf jener Glocken?
Sie hallen mahndend durch der Schlacht Gedröhne:
Zu euch, ihr Krieger, sprechen diese Töne!
Zu schneller Rettung wollen sie euch locken.

Auf, Brüder, kämpft voll Muth, stürmt unerschrocken,
Daß kein Tirann mehr Gott und Recht verhöhne;
Kämpft, daß den Sieg Lorbeer und Palme kröne.
Und Jubel schall' in des Triumphs Frohlocken.

Ich kann den mächt'gen Schwerdtkampf nicht mehr
schlagen,
Des Lebens Blutstrom quillt aus tiefer Wunde,
Doch freudig wird mein Geist emporgetragen.

Entgegen tönt Gruß vom geliebten Munde,
Mein goldnes Morgenroth beginnt zu tagen,
Sieg, Freiheit, Liebe glänzt in heil'gen, Bunde.

Die Hausehre.

In der bischöflichen Stadt Basel lebte um das Jahr funfzehnhundert und zwanzig ein junger Bürger, Namens Johann Wipper, seines Handwerks ein Schneider. Der fand viel Unlust an seinem Gewerbe und wäre wohl mit in den Krieg gezogen, wenn es darinnen mehr Sicherheit für Kopf und Leben gegeben hätte. Am liebsten wäre er ein reicher und vornehmer Herr gewesen, um die Hände in den Schooß legen und eines fröhlichen Treibens ohne Mühe und Arbeit genießen zu können.

Eines Tages, als eben ein festlicher Zug des Herrn Bischofs mit Pauken und Zimbeln durch die Straße ging, da überfiel den Meister Wipper der Unmuth dergestalt, daß er flugs Nadel und Scheere von sich that, und dabei also ausrief: Welch ein elender Mensch ich bin! Indeß die Thiere im Walde und die Vögel in der Luft sich gemächlich an dem schönen Himmelsblau da draußen ergötzen und die Erzbischöfe mit ihres Gleichen gar darinnen herumkutschen und sich auf tausendfältige Weise erlustiren, muß ich in solcher räuchrigen Klause sitzen und schwitzen und am Kummertuche nagen! Alles, bis auf das Hochzeitkleid, das hier fertig werden soll, mahnet mich an die glücklichen Tage der Andern und an mein erbärmliches Schicksal. Ade, Hochzeitkleid, ich mag nichts weiter mit dir zu schaffen haben.

Hiermit legte er denn die Arbeit völlig bei Seite und gerieth obendrein auf den Gedanken an's Heirathen, der ihm je zuweilen den Kopf ebenfalls warm machte. Denn er war noch ein Junggeselle, der aber viel Neigung zum heiligen Ehestande in sich verspürte. Er war sogar einmal schon recht nahe daran gewesen. Wie er nämlich noch als Geselle lebte, verplemperte er sich mit Hedchen, der Tochter des Meisters, bei dem er arbeitete. Hedchen war auch wirklich ein hübsches, rühriges Kind, dazu nicht ganz bloß; denn ihre Aeltern hatten ein Häuschen mit einem Garten, und wohl noch ein zweites in ihrem Geldkasten liegen.

Allein, weil Hedchen Wippern zu Zeiten seinen Müssiggang und Hang zur Unordnung vorrückte, so dachte er eines Tages: Wahrlich, die Dirne zur Frau zu nehmen, das hieße sich eine Ruthe für Zeitlebens aufbinden! Und da brach er denn ohne allen

weitem Vorwand mit dem armen Hedchen, das sich die Sache recht zu Gemüthe zog.

Oho, dachte er jetzt, es giebt noch andere und reichere Mädchen in Basel, als Hedwig ist, ich darf mir nur die Mühe nehmen auf eine auszugehen. Er schalt sich nun selber, daß er's nicht früher gethan hatte, da ihm wohl bekannt war, wie schon mancher faule Zeisig durch eine reiche Heirath zu Ruhe und Wohlstand gekommen. Er putzte sich auch aus der Stelle dazu so viel möglich heraus, und ging in Her Stadt umher, was ihm schon allein viel besser, als das anhaltende Sitzen behagen wollte.

Meister Johann klopfte bei mehrern ehrsamem Bürgern an, deren Töchter gute Mitgiften zu hoffen hatten. Allein einige davon waren schon mit Liebsten versehen; andere hatten von seiner Geschichte mit Hedchen gehört; andere wollten mit ihren Gedanken höher, als bis zur Schneiderwerkstatt hinaus und noch andern war etwas von dem unfleißigen Temperamente des Freiers zu Ohren gekommen. Denn wenn auch die jungen Töchter das über dem schmucken Ansehen des Meisters vergaßen, so wußten doch gemeinlich die alten Väter ihrem Gedächtnisse darinnen nachzuhelfen, und so ging es zu, daß Johann Wipper überall mit einer langen Nase abziehen mußte.

Ei, dachte er da, muß es denn grade eine Stadtdirne seyn? Das Land hat wohl kernhaftere Hauswirthinnen, als jene sind, und wem der Spiegel so freundlich thut, als mir, der braucht wegen einer Hand voll Körbe noch nicht in's Wasser zu springen!

Aber gar bald war er in den benachbarten Dörfern auch so weit gekommen, wie in der Stadt. Ueberall hatte er angefragt, wo Mädchen mit harten Thalern wohnten. Die Ursachen, die ihm in der Stadt die Körbe zugezogen hatten, galten auch auf dem Lande, und überdies mochten die hiesigen rothen und stammhaften Dirnen den schlanken Schneidermeister für ihre Umstände zu blaß und zerbrechlich finden.

Er kam daher einmal des Abends gar wild und übel aufgeräumt in sein Dachstübchen zurück. Die letzte Zeit über hatte er, im Vertrauen auf eine baldige, reiche Heirath, das Arbeiten für Ueberfluß gehalten und deshalb seine ganze Kundschaft eingebüßt. Da stand der Schneidertisch, der ihm

sonst wenigstens die Nothdurft geliefert hatte, und nichts darauf, als papierene Maaße, die ihn höhnisch zu fragen schienen, was er nun mit ihnen und mit sich selber anzufangen denke?

Doch wohl endlich wieder eine Bestellung! brummte er, als er anjetzt einen Brief auf dem Tische entdeckte. Aber der Brief war von seinem Hauswirthe, der ihn darinnen sehr unfein um den schuldigen Miethzins mahnte, und den folgenden Morgen mit dem Frühesten da seyn und das Geld in Empfang nehmen, wo nicht, den saumseligen Zahler aus dem Hause werfen, und das schlechte Geräth nebst Werk Tisch zurückbehalten wollte. Auch hatte er hinzugefügt: Was hälfe mir alle Nachsicht bei einem liederlichen Wirthe, der statt seinem Gewerbe obzuliegen, den ganzen Tag in der Irre herumläuft und am Ende wohl gar noch als ein Dieb oder Mörder, nebst seinem Bischen Habe eingezogen wird? Denn ein Handwerk hat goldenen Boden, aber Müssiggang ist aller Laster Anfang! —

Meister Wipper war darüber so aufgebracht, daß er den Brief sogleich mit den Zähnen zerriß, und schon seine Scheere zur Hand nahm, um zu sehen, ob es wohlgethan sei, an ihr zu sterben. Allein, das kam ihm fast noch schwerer vor, als von ihr zu leben, da er schon kein fremdes Blut sehen konnte, geschweige sein eigenes. Ein Seil, das aus einem Winkel hervorlugte, würde ihm solchen Anblick erspart haben. Doch dachte er dabei an die Halsschmerzen, welche es verursachen möchte und verwarf auch diesen Ausweg.

Endlich fiel ihm noch eine Hoffnung ein, es war die auf Entdeckung eines Schatzes. Der ernste Wille, sagt man, soll so viel, ja alles können, rief er aus, und ich habe wahrlich den allerernstesten Willen, einen Schatz baldmöglichst aufzufinden! — Zwar wendete ihm sein Gedächtnis ein, daß er die reiche Heirath gleichfalls sehr ernstlich gewollt habe. Indessen wo nichts zu verlieren ist, da ist auch nichts zu wagen, und weil seine betrübte Lage und der Gedanke an den Gast, der sich so ungestüm für den folgenden Morgen ankündigte, ihm nicht einmal auf einen leidlichen Schlaf Aussicht gaben, so nahm er seinen Wanderstab wieder zur Hand und verließ abermals Haus und Stadt.

Im freien Felde fiel ihm zuerst ein, daß er auch gar keine Muthmaßung habe, wo eigentlich der Schatz, auf den er so

blindlings losgehe, zu finden sei. Zwar hatte er gehört, daß dergleichen gemeiniglich unter solcher Erde liege, die weder Thau noch Regen treffen könne. Doch gesetzt, daß er nun auch ein solches Stück Boden fand, nach dem er überall vergebens umhersah, womit den Schatz heben, da er nicht einmal ein Grabscheit bei sich hatte, überdies, wie ihm nun erst in die Gedanken kam, dazu gewisse, besondere Gebräuche gehörten, die ihm gänzlich unbekannt waren?

Jetzt fiel es ihm wie ein Mühlstein auf's Herz, daß er wieder einmal etwas ohne Ueberlegung angefangen habe, und da er eben den Rheinstrom dicht neben sich sah, so würde er ohnfehlbar hineingesprungen seyn, wenn er nicht gedacht hätte, daß es ein erstaunlicher Unterschied wäre, Rheinlachse zu essen, oder sich von ihnen wohl gar essen zu lassen.

Die Furcht vor letzterm Ereignisse kam ihm aber grade zur rechten Zeit. Denn wie er jetzt in die Höhe blickte, so stand plötzlich ein Berg neben ihm. Der Berg hatte auch einen Eingang, doch war dieser mit einer großen, eisernen Thüre wohlverwahrt.

Meister Wipper erstaunte immer mehr, je länger er alles das betrachtete. Er kannte nämlich die Gegend, so zusagen, auswendig, aber den Berg mit der eisernen Thüre gewahrte er heute zum ersten Male. Das, meinte er, gehe nicht mit rechten Dingen zu, glaubte auch bereits, daß der Berg vielleicht bloß seinethalben hingestellt sei. Er verzweifelte indessen schon, daß sein Scharfsinn den Weg hinein finden werde, als auf Einmal die eiserne Thüre sich von selber aufthat.

War aber guter Roth schon zuvor theuer gewesen, so war er's nun erst recht. Wenigstens gab es tausend und mehr Fragen, worauf Meister Wipper vor dem Hineingehen gern Antwort gehabt hätte, z. B. wer wohl den Berg hingestellt habe, wie die Gäste darinnen behandelt würden und so weiter. Doch die mit unzähligen Kerzen erhellten Gewölbe, die er jetzt entdeckte, waren so schön und sauber, daß er ausrief: Nein, ein häßlicher, unsauberer Geist kann hier unmöglich hausen, und daß er meine Wenigkeit nicht verschmäht, davon zeugt wohl das Aufspringen der Thüre, weil ich ja, so hell der Vollmond auch scheint, in der ganzen Gegend keinen Menschen weiter erblicke. In des Himmels Namen denn!

Gleichwohl sah er sich bei jedem Schritte weiter in die Höhle hinein aus allen Seiten um, ob vielleicht irgendwo etwas Unheimliches im Anzuge sei. Auch wäre das bange Klopfen seines Herzens gewiß weit hinaus in die Nacht erklungen, wenn das Schlottern seiner Knie solches nicht überboten hätte.

Wohl sechs Gewölbe mochte er bereits im Rücken haben, als er in einen von künstlichen Sonnenstrahlen beleuchteten Garten gelangte, den kein Maler so schön zu malen vermocht hätte. Da gab es Blumen und Früchte aller Jahreszeiten und aller Welttheile, und schon hatte er, fast ohne zu wissen, daß es geschah, seine Taschen mit Aprikosen, Kokusnüssen, Ananas und andern köstlichen Eßwaaren ziemlich vollgefüllt, als er erst daran dachte, daß ihm Niemand Erlaubniß dazu gegeben. Indem er aber noch in Zweifel stand, ob das Beste sei, das Hasenpanier zu ergreifen, oder nicht, da fiel ihm ein großer Marmorpallast in's Auge, und aus diesem heraus trat eine Jungfrau, so wunderschön, daß er wie bezaubert dastand, und schwerlich von der Stelle gekonnt hätte, wenn auch die unbeschreibliche Milde ihres Angesichts nicht gewesen wäre. Die Jungfrau trug eine goldene Krone auf ihrem Haupte, deren Glanz von dem hellgelben Haare ringsherum noch weit übertroffen wurde.

Meister Wipper war schon im Begriff, ihr zu Füßen zu fallen, als er mit tausend Schrecken bemerkte, daß sich dergleichen nicht thun ließ, maßen die Jungfrau keine Füße hatte, sondern ihr Leib, was ihm zeither vor der gewaltigen Schönheit des Antlitzes entgangen war, in eine häßliche Schlange ausging, und sich in mehrere Ringel aufrollte.

Sein Schrecken verschwand jedoch, als jetzt ihre Stimme, lieblich wie der Klang einer Harfe, ihn also anredete: Gott zum Gruß, Fremdling! Allem Ansehen nach bist Du wenig bemittelt. Da mir's nun an Gütern nicht ermangelt, so nimm ein kleines Willkommen von mir an. Dazu faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn vor eine große eiserne Truhe.

Fürchte nichts! sagte sie, als bei dem Lärm, den ein Paar daneben liegende schwarzer Ungeheuer erhoben, der Schneider sich mit aller Gewalt loszureißen suchte.

Still! rief sie den Ungeheuern zu und im Augenblicke wurden Lämmer aus ihnen, und schwänzelten um den Meister herum,

der sich jedoch, trotz dem guten Anscheine, den Rücken frei zu halten suchte.

Als nun die Jungfrau den Deckel der Truhe aufhob und ein unübersehlicher Vorrath von funkelnagelneuen harten Silberthalern vor dem Schneider lag, da dachte der in seinen Gedanken: Wollte doch der Himmel, daß ich mir davon nach Gefallen einraffen dürfte! Und kaum gedacht, bekam er auch schon Erlaubnis hierzu.

Da war denn der Meister nicht faul und stopfte alle seine Taschen voll; wobei er sich nicht wenig ärgerte, daß die Früchte, mit denen er sich beladen hatte, schon den größten Theil des Raumes einnahmen, den er, weit vortheilhafter, mit Silber hätte anfüllen können. Gleichwohl scheute er sich, dieselben von sich zu thun und so zu zeigen, was er ungebührlicher Weise abgebrochen hatte.

Als nun seine Taschen schon übervoll waren, und er immer noch sich bemühte, Thaler hinein zu pfpfen, da sagte die Jungfrau: Mit Maße, mein Freund, damit wenigstens noch ein Plätzchen überbleibe.

Allein Meister Wipper versetzte mit Lachen: Wenn Ihr weiter keine Sorge habt, so laßt auch die. Gern will ich allen Raum in meinen Taschen Euern köstlichen Silbermünzen abtreten!

Nach Gefallen! sprach die Jungfrau, nur hüte Dich etwas von dem aus meinem Hause und Garten Genommenen wieder mit Vorsatz wegzuthun, oder zu verlieren. Denn die Erdgeister, die in diesen Räumen ärger als sonst wo schalten, legen dergleichen für Verachtung oder Vernachlässigung aus und könnten Dir leicht alles wieder abnehmen, ehe Du mein Gebiet verlassen hast. —

Hierauf führte sie ihn zu einer andern Truhe, vor der abermals schwarze, schnaubende Unthiere lagen, die jedoch, wie die ersten, flugs durch sie zahm und demüthig gemacht waren.

Aber wie erschrak Meister Wipper, als der Deckel aufging und eitel Goldmünzen ihm entgegen glänzten, auch die Jungfrau ihm dieselbe Erlaubniß, wie bei den silbernen, ertheilte. Der arme Schneider! Sein Lebelang hatte er das Gold nur dem Namen und Ansehn nach gekannt, und vorhin gar nicht daran gedacht, am allerwenigsten aber, daß es für ihn gewachsen seyn könne. Nun hatte er doch die Warnung, sich mit Silber nicht allzusehr zu

übernehmen, in den Wind geschlagen. Seine Taschen faßten durchaus nichts mehr; daher er denn, was er konnte, in die Fäuste nahm.

Gräme Dich nicht, sagte hierauf die Jungfrau, die seine Gedanken aus der Miene errathen mochte. Vielleicht können noch alle diese Schätze nächstens Dein werden.

Mein? rief der Schneider aus, und die Freude brachte ihn so zur Vergessenheit seiner selbst, daß er seinen Arm um den Leib der Gönnerin legte. Aber ein Hieb mit dem Schlangenschwanz und er schrie sogleich vor Schmerz laut auf, ließ auch die Goldstücke dazu aus der Hand fallen.

Da kribbelte und wibbelte auf Einmal ringsum alles von kleinen Erdgeistern, die mit den grimmigsten Geberden auf ihn zurannten, doch durch einen gebieterischen Wink der Jungfrau augenblicklich wieder davon gejagt wurden.

Sie gebot ihm hierauf die verlorenen Goldstücke sorgfältig zu sammeln, damit nicht in ihrer Abwesenheit die Kleinen ihre Gewalt doch noch an ihm auslassen möchten. Uebrigens fügte sie, indeß er den Befehl ausrichtete, hinzu, giebt es vielleicht ein Mittel für Dich, auch, gleich mir, dieses Gesindels Meister zu werden. Du mußt wissen, daß ich die Tochter eines gewaltigen Königs bin. Ein fremder Prinz warb um meine Hand, allein ich erfuhr, daß er andere Liebeshändel hatte, und mit Trug und List gegen die Weiber umging, daher schlug ich ihm alles rund ab. Zum Unglück aber ist er ein Zauberer, und da hat er mich hierher entführt und durch seine Verwünschung die untere Hälfte meines Leibes in ein abscheuliches Unthier umgewandelt. In dieser Gestalt soll ich Elende so lange verweilen, bis ich mich entschieße, ihm die Hand zu geben, oder bis ein reiner Junggeselle mich dreimal geküßt hat. Die Nacht nach dem Vollmonde stellt sich zu diesem Ende gewöhnlich ein Berg hinaus, dessen eiserne Thüre in mein Haus führt und jedesmal aufgeht, sobald ein Unverheiratheter sich ihr nahet.

Ach, schon sind der jungen Leute viel hier gewesen! Aber theils machten sie den Versuch, ohne dazu berechtigt zu seyn; theils haben sie sich davor warnen lassen. Denn solltest Du ebenfalls Lust zu Lösung meines Zaubers bezeigen, so muß ich Dir, wie jedem, voraussagen, daß wenn Du die Reinheit und Ehrlichkeit Deines Junggesellenstandes nicht gehörig in Obacht

genommen hast, Du besser alle Versuche vermeiden magst, weil sie Dir dann nur große Ungelegenheit zuziehen könnten. — Dagegen verspreche ich Dir Hand und Herz falls damit alles seine Richtigkeit haben sollte. Von welchem Stande Du seyn mögest, mein Purpur deckt alles Niedere auf immer zu, da ich die Erbin eines ungeheuern Reiches bin, und sogleich nach erfolgter Entzauberung Dich zu meinem Gemahl erheben werde.

Der Schneider war außer sich für Freude, denn schon war es ihm, als ob die Prinzessin mit allen ihren Kisten und Kasten und Kronen und Thronen sein eigen wäre. Er glaubte nämlich, die erforderliche Reinheit zu besitzen, machte auch sogleich Anstalt zum ersten Kusse. Doch verthat er sich zuvor alle Einmischungen des Schlangenschweifes.

Besorge nichts, antwortete die Prinzessin. Was vorhin geschah, war Bestrafung des Vorwitzes. Jetzt aber, wo es ernste Dinge gilt, jetzt magst Du ganz getrost zum Werke schreiten und Dich nicht abschrecken lassen, wie viel Widriges Du auch während des Kusses an mir wahrnehmen solltest.

Hierauf neigte denn Meister Wipper in aller Demuth und Bescheidenheit seine Lippen nach ihrem Munde hinüber. Aber als ob die ganze Natur des untern, thierischen Theils ihres Leibes, plötzlich auch in den menschlichen obern Theil übergehe, so verzog sich bei dem Kusse das Gesicht der Prinzessin. Ihr Mund ging so weit auf, daß er sich gar nicht mehr ähnlich sah, und die Augen schossen Tigerblicke; dabei schlugen sich die Hände gleich Krallen in die Schultern des Küssenden, so daß dieser seine Zuflucht zu einem andächtigen Vater unser nahm, damit er wenigstens die Seele sichere, wenn es auch um seinen Leib geschehen seyn sollte.

Nach vollbrachtem Kusse war jedoch die Dame ganz das vorige lebenswürdige Wesen, wieder. Sie freute sich eine Station bis zu ihrer Erlösung zurückgelegt zu haben, und äußerte nur noch mit Seufzen, den Wunsch, daß die andern beiden ebenfalls bald und glücklich überstanden seyn möchten.

Mister Wipper, indem er jetzt die sanften, holden Züge ihres Gesichtes betrachtete, schalt sich nicht wenig wegen seiner Furchtsamkeit und machte hierauf zum zweiten Kusse alle Vorbereitungen.

Hatte sich aber schon das erste Mal, der Geist des Ungeheuers auch über die menschliche Hälfte der Dame verbreitet, so war dies, jetzt noch viel mehr der Fall. Die zwei Perlenreihen in ihrem Munde schienen dreimal so lang geworden zu seyn und fletschten über das ganze Gesicht herüber. Dazu rissen ihre Hände den armen, todtenbleichen Schneider dergestalt hin und her, als wäre er ein Pflaumenbaum gewesen, den ein Riese schütteln wollte, so daß er dasmal auch gar nicht wußte, ob der Kuß vorüber sei und er das Zeitliche bereits mit dem Ewigen verwechselt habe, denn er fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Als er darauf wieder zu sich kam, ergötzte ihn zwar der Anblick des lieblichen Angesichtes auf's Neue. Aber der kaum überstandene Schreck zuckte noch allzu heftig durch seine Glieder und es fiel ihm die Ungelegenheit ein, mit der ihm die Dame gedroht hatte, wenn er ein Unwürdiger seyn sollte. Da dachte denn unser Schneider also: Beim ersten Kusse war es schon schlimm genug, beim zweiten kam ich durch den fürchterlichen Anblick ihres Rachens und der Wuth, mit der sie mich zusammenrüttelte, in Gedanken bereits um's Leben. Wenn nun ihre Wuth das dritte Mal wiederum steigt, was bleibt ihr dann noch übrig, als mich wirklich zu zerreißen? Da hätte sie denn wegen der Ungelegenheit wirklich recht gehabt; denn ungelegener könnte mir schwerlich etwas kommen, als ein so böser, schneller Tod!

Zugleich übersann er sein zeitheriges Leben noch einmal und jetzt fand er, daß das Erforderniß, ein reiner, ehrlicher Junggeselle zu seyn, verschiedene Auslegungen erleiden könne. Im Fall man nämlich die Reinheit der Gesinnung in Anschlag brachte, so war es mit ihm nicht ganz richtig. Denn Hedchen hatte er das gegebene Wort wirklich nicht gehalten. Freilich bloß aus Furcht vor der Ordnungsliebe und den gewöhnlich sehr gerechten Vorwürfen des Mädchens. Die Sache blieb indessen immer, mochte der Grund auch seyn, welcher es wollte.

Zwar kränkte es ihn tief in der Seele, daß er das große Glück von der Hand lassen sollte. Aber besser ist doch besser? dachte er, sah die Prinzessin wehmüthig an und sagte: Ade, Allerschönste! Mit Eurer Ungelegenheit habt Ihr mir einen allzuargen Floh in's Ohr gesetzt.

Als er nun wirklich davon ging, so begann die Prinzessin zu weinen und zu wehklagen und sprach: Warum, Du loser Knecht, hast Du meine fürstlichen Lippen zwei Mal entweiht, wenn Du Dich zu schlecht fühltest, das große Werk auszuführen? Warum hast Du mich, die Dich so hoch zu erheben dachte, also tief erniedriget? Warum — —

Doch der Schneider aus Furcht, die Thränen und Vorwürfe der Schönen könnten ihn wohl noch zum dritten Kusse verleiten, eilte so schnell hinweg, daß ihre letzte Frage gar nicht bis zu seinem Ohre drang.

Will froh seyn, sagte er, daß ich Taschen und Hände voll habe; will damit eine hübsche Einrichtung anfangen und Gesellen halten, die statt meiner arbeiten, und mir's auf der Welt recht wohl seyn lassen.

Kaum aber hatte er's ausgeredet, als auch schon um ihn herum ein erschreckliches Getümmel von kleinen, höchstens einer Spanne langen, Leutchen entstand, deren einer ihm ein Goldstück, das der Meister vorhin beim Wiederaufsammeln des Verlorenen übersehen hatte, vor Augen hielt, und ihn der Verachtung der unterirdischen Schätze zieh und deshalb zur Rede setzte.

Dagegen wollte denn Meister Wipper freilich vernünftige Vorstellungen machen. Allein diese gingen den Bürschchen zu einem Ohre hinein, zu dem andern wieder heraus. Sie bestanden darauf, daß er Baarschaft und alles aus dem Garten Genommene zurücklasse, und weil er sich hierzu nicht gutwillig verstehen wollte, so arbeiteten sie sich von allen Seiten an ihm hinauf, als ob er eine Kletterstange gewesen wäre.

Einige knippen ihn in die Waden, indeß andere nach Taschen und Schultern krochen und kratzten und stießen. Und wenn er einige abgeschüttelt hatte, so saßen gar bald noch einmal so viele an ihm und drückten und zwickten und krallten und hämmerten dermaßen aus den armen Kreuzträger los, daß er vor Schmerz laut aufschreien mußte. Und je mehr er schrie, desto mehr von dem kleinen Geschmeiß rannte herbei, um an dem Spaße Theil zu nehmen. Sie waren von allen Ständen und Altern und ganz wie die Menschen aus der Oberwelt beschaffen, nur daß sie eine überaus kleine, zum Theil winzige, Statur hatten.

Besonders peinigte ihn einer in ritterlicher Tracht, der aus seiner Nase ritt und dazu von beiden Seiten mit den Sporen einhieb, als ob er in Einem Tage bis an's Ende der Welt zu reisen gedächte. Mochte auch Meister Wipper schütteln so viel er wollte, das Kerlchen war sattelfest wie kein Anderer und schien Zeit seines Lebens diese Art zu reiten betrieben zu haben.

Der Schneider, der seiner Angst kein Ziel mehr wußte, warf endlich in der höchsten Verzweiflung sämmtliche Goldstücke aus den Händen, leerte auch seine Taschen völlig.

Da ließen denn auf Einmal die kleinen Leute von ihm ab, machten große Kratzfüße, wünschten wohl zu leben und schlugen dazu ein so durchdringendes Gelächter auf, daß Meister Wipper es noch hörte, als er schon athemlos und erschöpft in die gewöhnliche Welt zurückgelangt war, wo der Mond der Sonne bereits Platz gemacht hatte.

Zu Hause bekam der Schneider einen harten Kampf mit dem Wirthe, der sich jedoch am Ende auf einige Wochen vertrösten ließ, weil er wohl einsah, daß aus dem Geräthe des Schuldners nur wenig oder nichts zu lösen seyn würde. Wovon aber die Zahlung dann machen; wovon bis dahin leben? In der Verzweiflung über die Pein durch die kleinen Leute, hatte er, nebst dem geschenkten Gelde, auch zugleich sein ganzes Bischen noch übriger, eigener Baarschaft weggeworfen. Dieser Verlust, verbunden mit den Merkmalen der ausgestandenen Marter an seinem ganzen Körper und besonders an den von den Sporen aufgerissenen Backen überzeugte ihn auch, daß die Begebenheit kein bloßer Traum gewesen war, wofür er sie sonst wohl gehalten hätte.

Ach, wenn er seinen trostlosen Zustand bedachte, so verwünschte er's tausendmal, den dritten Kuß nicht gewagt zu haben. Traun, so rief er aus, jetzo möchte ich mich selber zerreißen von wegen des Hasenherzens, das mir zugefallen ist. Wollte doch Gott, daß ich niemals auf den Gedanken gerathen wäre, das trübselige Schneiderhandwerk zu erlernen! Denn zwischen Nadel, Scheere und Bügeleisen scheint der Fluch groß gewachsen zu seyn, der mir den Weg zu meinem Glücke vertreten hat. Ich konnte der Mann einer wunderschönen Fürstin werden! Und da steht der feige Schelm an, ein Leben daran zu

wagen, das er entweder gar nicht mehr, oder doch nur in Schande, Elend und Kerker behaupten kann?

Der Gedanke machte den Meister ganz tiefsinnig und der nächste Vollmond war noch seine einzige Hoffnung, wo er sich ein Herz fassen, den Berg wieder aussuchen und den dritten Kuß zu Stande bringen wollte. Inzwischen sah er, wie er seinen Mund theils mit Borgen, theils bei Bekannten durchbrachte. Das Bild der schönen Prinzessin stand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette, bis endlich die Nacht anbrach, in der die leibhafte Prinzessin, selbst an die Stelle des Bildes treten sollte.

Um ja nicht noch einmal unverrichteter Sache abzuziehen, predigte er seinem starkklopfenden Herzen ohne Aufhören von der Tugend des Muthes und dem Laster der Feigheit vor. Trotz dem aber rieselte ihm, als er ausging, um die Höhle aufzusuchen, ein ziemlich starker Schauer durch alle Glieder. Von den kleinen Leuten besorgte er zwar nichts, weil sie auch neulich, sogleich nach Empfang der unterirdischen Güter, ihrer Wege gegangen waren, desto fürchterlicher aber stellte er sich die Geberde der Prinzessin beim dritten Kusse vor. Er überwand jedoch alle Scheu und ging aus die ihm wohlbekannte Gegend grade zu.

Aber wer nicht da war, das war der Berg mit der eisernen Thüre. Nirgends entdeckte er ihn, so daß er glauben mußte, die Prinzessin sei ihm völlig verloren und habe in der Verzweiflung über ihre trostlose, hülfsbedürftige Lage doch noch den Zauberer geheirathet, der ihr die Schlangenhälfte angehext hatte.

Meister Wipper stand jetzt wiederum auf dem Flecke, worauf er seit Kurzem schon verschiedentlich sich befunden. Eine benachbarte Buche streckte ihren stärksten Nebenast so tief zur Erde herab, als ob sie ihm zu einem bessern Leben den Arm reichen wolle. Wirklich hatte er auch bereits sein Schnupftuch zur Hand genommen und es um den Hals geschlungen, als sein banges Herz den Entschluß wie gewöhnlich entzweischlug.

Vielleicht war ihm dasmal unter andern auch der Umstand hinderlich, daß er in einiger Entfernung das Lachen der kleinen Leute zu vernehmen glaubte, worin er sie durch seinen Tod nicht bestärken wollte.

Ohne zu bedenken, daß dergleichen leichtfertiges Gesindel im Schlafe der Menschen oftmals den stärksten Einfluß auf diese

äußert, legte er sich daher in's Gras nieder und gerieth gar bald vor Ermüdung in ziemlich tiefen Schlummer. Da träumte ihm denn, daß die unterirdische Prinzessin, wer weiß durch welchen Zufall, statt des Schlangenschwanzes, vor der Hand vermuthlich nur erst zum Scheine, wieder Beine bekommen und aus Liebe zu ihm ihre Höhle verlassen habe, und sich in Hedchens Anzuge zeige, um ihm den dritten, gefürchteten Kuß zu erleichtern.

Obschon die Sache im Garten von Hedchens Aeltern vorfiel, auch das Mädchen der Prinzessin Züge nicht verläugnen konnte, bezeigte sie doch großen Unwillen, als der Meister sie bei ihrem vornehmen Namen nannte und sagte: Ich bin nichts mehr, als wofür ich mich ausbebe, und wer etwas anders in mir sieht, der mag mich mit seiner Anrede ungehudelt lassen.

Aha, dachte da der Schneider, vermuthlich will sie dich prüfen, ob du auch sie selber und nicht ihren hohen Stand allein liebest, und that daher von nun an ganz, als sei es Hedwig, vollbrachte den Kuß glücklich, und drang dann auf recht baldige Trauung.

Das größte Räthsel fand er darin, wie sie grade an Hedchens Aeltern gekommen war, und daß diese sich die Sache so gutmüthig gefallen ließen und die Komödie so ohne Anstoß mitspielten, als ob die Prinzessin wirklich kein Mensch anders, als ihre Hedwig sei.

Das Hochzeitfest ging auch vor sich und Meister Wipper führte die Braut am Abend in seine geringe Wohnung. Am folgenden Morgen aber, als er erwachte, da sah er plötzlich alles verwandelt und die Prinzessin in Fürstenpracht neben sich, aus dem ebenfalls ein reicher Anzug einen ganz andern Menschen gemacht hatte. Die hohen, weithinlaufenden Wände glänzten von Gold und Elfenbein, und das erste Wort der Prinzessin war: Nun, Hänschen, bist Du mit mir zufrieden?

Die Antwort ward ihm jedoch durch das in demselben Augenblicke erfolgende Aufwachen erspart.

Nach so köstlicher Aussicht fand er sich unter der Buche, deren Leitung in ein besseres Leben er vorhin beinahe angenommen hätte, noch immer liegen, und seinen Zustand nur in so fern geändert, als immittelst der Morgen angebrochen war.

Der Traum war indessen dem Meister viel zu bedeutsam, um sich seiner sofort zu entschlagen. Wie manchem, so tröstete er

sich, hat das Glück nicht schon im Traume den Weg gezeigt, worauf es ihn zu finden denkt, und einen Versuch ist der Wink schon werth.

Mit Hedchens Aeltern war er freilich zerfallen, so daß sie sicher große Augen machten, wenn er ihre Schwelle wieder betrat.

Meinetwegen! Hat der Traum nicht gelogen, so sind sie auf alles vorbereitet, sagte er, und ging graden Weges aus den ihm gar wohlbekanntem Garten zu.

Durch ein Astloch in der Bretwand sah er sofort, daß sich alles nach Wunsche verhielt. Er sah die leibhafte Prinzessin in Hedwigs Anzuge vor einer Laube sitzen und stricken. Da ihm noch in frischem Andenken war, wie übel es ihm die hohe Person im Traume genommen hatte, als er sie nicht sogleich für Hedchen selbst hatte halten wollen, so nahm er sich vor, ihr diesen Verdruß im Wachen zu ersparen, ging hinein und sagte: Guten Morgen, schönes Hedchen! Alte Liebe rostet doch nicht, und ich komme jetzt, Dich wegen des Vergangenen um Vergebung zu bitten.

So, versetzte das Mädchen, nun Du allerwärts herum gefragt hast und überall mit langer Nase abgezogen bist, nun soll Hedchen doch wieder gut genug seyn? Nein, mein Schöner, daraus kann nimmermehr etwas werden.

Ei, dachte Meister Wipper, die spielt ja Hedchen so ohne Anstoß, daß, konnte ich ihr Gesicht nicht allzugut, ich selber irre daran werden würde! Je fester er aber überzeugt war, die Prinzessin vor sich zu haben, desto leichter wurden ihm die süßen Worte, so daß auch das Mädchen, trotz der gegebenen abschlägigen Antwort, gar bald anderes Sinnes ward, ihn selbst bei den Alten einführte, und diesen vorschlug, der frühern Unbilden keine Erwähnung zu thun. —

Lange war Meister Wipper nicht so wohlgemuth zu Hause angekommen, als dasmal. Ade, du Dachstübchen, ade, du trauriger Schneidertisch! rief er aus. Endlich sehe ich mich doch am Ziel meiner Wünsche; endlich werden meine Hände einmal die verhaßten Nadeln und Scheeren entrathen können —

Um dieses Ziel noch mehr zu beschleunigen, ließ er auch gar nicht eher nach, als bis das Aufgebot in der Kirche geschah und

alle andere Vorbereitungen getroffen wurden.

Hedwigs Aeltern schienen übrigens wirklich, so wenig als ihre Verwandten und Bekannten, zu wissen, daß sie ein ganz anderes Mädchen, als ihre Tochter vor sich hatten, die nach des Bräutigams Vermuthung unfehlbar durch Zauberkünste einstweilen aus dem Hause geführt worden war. Uebrigens nahm es Meister Wippen um so mehr Wunder, da die Prinzessin doch ganz anders als die Abwesende aussah. Im Betragen wußte sie sich übrigens der Schneiderstochter völlig gleich zu zeigen und hielt dem Bräutigam gar oft seinen Unfleiß vor, behauptend, daß er als ihr Ehemann ein ganz anderer Mensch werden müsse.

Freilich ein ganz anderer Mensch! pflegte er da lächelnd zu sagen, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo er bis dahin gekommen seyn würde. —

Bei der Hochzeit ging es für die Kräfte der Schneiderfamilie gar hoch her, und als Wipper Abends mit der Braut in seiner Behausung anlangte, da freute er sich schon kindisch auf das Erwachen und die Verwandlung am folgenden Morgen. —

Desto größer war sein Erstaunen, als er, wie es schien, von einem Gelächter aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde, und zwar die Morgendämmerung aber auch Dachfenster und Schneidertisch, mit einem Worte: das ganze alte Elend um sich herum erblickte.

Das Gelächter schien sogar zuzunehmen und draußen vom Dache hereinzukommen. Sogleich sprang er aus dem Bette und nach dem Fenster. Allein ob er schon in den Worten: Prosit, Ew. fürstliche Gnaden! die ihm von draußen entgegenschollen, die Stimme des nämlichen kleinen Mannes, dessen Ritt auf seiner Nase ihm ewig in Andenken blieb, deutlich von den Uebrigen unterscheiden konnte, so gewahrte er doch nicht das Mindeste. Ohnstreitig waren die kleinen Leute in Nebelkappen, worin kein sterbliches Auge sie entdecken konnte, auf das Dach geklettert.

So lacht und schwatzt Euch meinerwegen satt! rief Meister Wipper, warf das Fenster zu und legte sich wieder zu Bette, in der Meinung, daß das neckische Gesindel ihn zu früh aufgeweckt habe, und das glücklichere Erwachen schon noch folgen werde.

Allein kaum mochte er wieder eingeschlafen seyn, als ein heftiges Rütteln Ihm durch den ganzen Körper fuhr. Nun, Siebenschläfer, so rief seine Frau ihm zu, der Festtag ist vorüber, jetzt wird es endlich Zeit zum Arbeiten!

Da raffte sich Meister Wipper jähnend auf und rieb sich die Augen immer mehr und mehr, und der Mund blieb ihm offen stehen und die Schlafmütze fiel ihm vor Schrecken aus der Hand, als aller Zweifel verschwunden war, daß er, statt der Prinzessin, Hedchen selber zur Frau bekommen hatte.

Jetzt begriff er das Lachen der Kobolde, das sich auf's Neue draußen vernehmen ließ, völlig. Erst hatten sie ihm den Traum zugeschickt, und dann auch im Wachen sein Auge so in der Bethörung gehalten, daß ihm Hedchen, die alle andere in ihrer wahren Gestalt sahen, fälschlich wie die verwünschte Prinzessin vorgekommen war.

Nun mußte er sich wohl in Alles ergeben, so sauer es ihm auch wurde. Für Arbeit hatte Hedchen Vater schon gesorgt und die Neuverehelichte ruhte und rastete nicht, bis er sich darüber hermachte und bis er nach und nach überhaupt die alte Arbeitsscheu ganz aufgegeben hatte.

Ein strenges Hausregiment führte sie freilich. Als Meister Wipper aber in der Folge einsah, daß er sich weit besser, als zuvor, dabei befand, und daß er ohne einen solchen Arzt schwerlich zur Ordnung hätte gebracht werden können, da vergab er's den kleinen Leuten recht gern, daß sie ihn mit der Prinzessin so zum Besten gehabt hatten, pflegte auch seine Frau am liebsten seine Hausehre zu nennen, weil durch sie wirklich ganz allein die Ehre seines Hauses und seines Lebens gerettet worden war.

Die Schuhe auf den Stangen.

Ein Schwank nach D. Martin Luther.

Als in der Höll' ein Satanas
Gähnend auf seinem Lehnstuhl. saß,
Meint' er, es brächt' ihm wol Gewinn,
Thät' er einmal die Welt durchziehn;
Könn't Einem den Weg zum Himmel verhegen,
Dem Andern ein Ei in die Wirthschaft legen.
So fuhr er durch das Höllenthor
Zum schönen Sonnenlicht empor.
Und wie er aus der Erd' gestiegen,
Sah' er eine Stadt groß vor sich liegen,
Da ging viel Volks Thor aus Thor ein,
Satanas denkt: ich muß auch hinein!
Streicht sich sein Horn dicht an den Schopf,
Lockt sich darüber den Tituskopf,
Dehnt seine Hosen weit und lang,
Daß niemand den Teufel merkt' am Gang.
Und weil ihn die Höllenglut schwärzlich gemacht,
Gilt er für fremd und wird hoch geacht't.

Am Thor war eine Kirch zu schaun,
Darein sich drängen Männer und Fraun,
Satanas mischt sich unter die Leut,
Fragt, was das Drängen zur Kirch bedeut'?
Der Kirchner ihm höflich nun vermeld't:
Das bedeut' einen großen Sieg im Feld,
Und weil das Volk dran zweiflen wollen,
Sei das Te Deum anbefohlen.
Der Teufel lacht, tritt näher herbei,
Fühlt vor der Kirch nicht mehr viel Scheu.
Da sieht er Zettel angeschlagen,
Läßt sich auch die Bedeutung sagen,
Und vernimmt, daß Justiz und Polizei
Ueber das Recht noch sehr in Zweifel sei,
Drum dürfe keiner im Recht practiciren,
Er könne denn Schwarz zu Weiß disputiren,

Und worüber einer zu streiten gedenkt,
Das werd' an die Kirchenthür angehenkt.
Lucifer freut sich über die Worte,
Lehnt sich nun gar an die Kirchenpforte.
Da kommt ein Wagen hergerannt,
Schöngemalt, mit sechs Pferden bespannt,
Wie der ist vor die Kirch gefahren,
Springen herunter Heiducken, Husaren,
Jäger, Lakaien, ein ganzer Hauf,
Reißen den Schlag dienstfertig auf;
Der Küster treibt das Volk zum Weichen,
Daß der Herr bequem heraus kann steigen,
Der nickt gnädig, läßt sich's gefallen,
Und bekommt den obersten Plat von Allen.
Satan fragt, wie der Mann genannt?
Hört: es sei ein Finanzer und Lieferant,
Der sich der Kriegesnoth angenommen,
Wegen vieles Verdienstes sechs Orden bekommen.
Satan denkt: darf der in die Kirchen gehn,
Brauch' ich eben nicht hier außen zu stehn;
Geht hinein und stehet nun rings umher
Hinter Männern und Fraun kleine Lucifer,
Die heißen die Hübschen und Jungen sponsiren,
Die Alten und Scheußlichen medisiren
Und winken und zeigendem Urian,
Was jeder vor köstliche Fänge gethan.

In Einem Stuhl nur sitzen zwei
Wie Mann und Weib, und kein Teufel dabei.
Satanas schilt seine Leute deswegen,
Will selbst zum Verführen die Hand anlegen,
Kommt als ein Wildfang hergebraust,
Wirft Dukaten und Thaler aus voller Faust,
Giebt Bälle, Bankette dem schönen Weib
Täglich zu Lust und Zeitvertreib.
Bringt ihm das Alles doch wenig Frucht,
Sie bleibt zu Haus in Lieb' und Zucht.

Den Mann nun wählt er sich zum Ziel,
Läßt ihn schauen das hohe Spiel
Um Volk und Länder, um Leben und Ehr,

Meint, es könn' ihm fehlen nimmermehr;
Doch Jener lieber im Hause blieb,
Bei dem treuen Weiblein, und hatt' es lieb.

Satanas ärgert sich schwarz darum,
Läuft wie besessen im Feld herum.
Endlich ein altes Weib er fand,
Scheußlich von G'sicht, ganz grau von G'wand
Und wie er kommt zu ihr heran,
Fragt sie, womit sie dienen kann?
Weil sie nun wieder und wieder fragt,
Satanas seine Noth ihr klagt.
Die Alte spricht: Ist's das allein,
Da mußt du kein rechter Teufel seyn;
Zwei Liebesleute zusammen zu hetzen,
Braucht man sich nicht außer Athem zu setzen,
Heut herzt noch jedes seinen Schatz,
Morgen sind beide wie Hund und Katz.

Satanas freut sich, wie sie das spricht,
Streichelt der Alten das Hexengesicht,
Küßt Stirn und Backen ihr roth wie Mennig,
Verheißt ihr dazu einen goldnen Pfennig,
Brächt' sie das Liebespaar in Haß.
Die schimpft: du filziger Satanas,
Um so einen Bettel und Kleinigkeit
Ist dir keine Frau zu dienen bereit,
Zwar thu ich's nur mich zu amüsiren,
Doch du sollst nichts dabei profitiren,
Versprich mir ein paar rothe Schuh!
Satanas lacht, und sagt ihr den Handel zu.

Die Alte nun zum Weiblein geht,
Fragt, wie's um Haus und Wirthschaft steht,
Findet überall, was nichts taugt,
Vermißt viel, was man nothwendig braucht,
Ohn' was zu Rom und zu Pareis
Keine Frau von Welt zu leben weiß.
Die Männer, spricht sie, sind zu genau,
Denken nicht an die Lust der Frau,
Der Eine lebt selbst gern in Saus und Braus
Und die Frau sitzt einsam und hütet das Haus,

Ein Anderer denkt nur, wie er spare,
Und die Frau verliert die besten Jahre.
Wie die Alte dem Weiblein den Kopf erhitzt,
Geht sie zum Mann, der in der Arbeit sitzt.
Spricht: ach, ihr armer geplagter Mann,
Wie strengt ihr doch Kopf und Hände an!
Kasteiet sogar den eignen Leib,
Spart euch alles ab für das liebe Weib.
Nun, wenn's die Frau nur recht erkennt,
Zufrieden ist, und nichts verschwendt,
Wie die Weiber es jetzt gar öfters machen,
Brauchen immer die theuersten Sachen,
Putzen sich schönstens für den Galan
Und die Rechnung bezahlt der liebe Mann.
Ich sage das nicht von euch, bewahre!
Eine gute Frau ist aber eine Rare.

Der Mann mit halbem Ohr erst horcht,
Endlich macht ihn doch die Rede besorgt,
Denkt, er will auf sein Liebchen achten,
Ob sie nach eitlem Prunk wird trachten,
Arbeitet dann noch bis Abends spät,
Und nun vergnügt zur Liebsten geht.
Wie er sie da zum Gruß will Herzen,
Mag sie nicht freundlich mit ihm scherzen,
Hängt den Kopf nieder, wie ein Aglei,
Erzählt, daß sie unwohl geworden sei.
Die Luft wär' jetzt gar kühl und feucht,
Der Anzug zum Frühjahr etwas zu leicht,
Man trage wol Tücher, groß, wie ein Mantel,
Doch so etwas wär' ein theurer Handel.
Der Mann zu solchen Worten nichts sagt,
Der Abend beiden nicht wohl behagt.

Am andern Morgen denkt der Mann:
Ich hab' meinem Lieb zu viel gethan.
Ein Weib, das also jung und schön,
Mag sich gern geputzt und bewundert sehn.
So geht er hin, kauft ihr ein Tuch,
Wie man's damals nach der Mode trug,
Heißt 's den Burschen tragen zu dem Schneider,

Der soll es packen bei andre Kleider,
Daß sein Lieb den Anzug fänd' bereit,
Sich um so mehr darüber freut.

Die Alte nun schnell zu dem Weiblein läuft,
Erzählt, wie der Mann ein Tuch gekauft,
Es hernach der Schneiderstochter geschenkt,
An die er sein Herz in Buhlschaft gehenkt.
Das arme tolle Närrchen glaubt,
Was der alte scheußliche Sack da schnaubt,
Befolgt den Rath, will auf der Gassen
Von einem Gecken sich führen lassen,
Daß der Mann selbst vor Aerger schau,
Wie Gleiches mit Gleichem vergilt die Frau.

Wie der Mann das sieht, wird er ergrimmt,
Von seinem Lieb zornig Abschied nimmt,
Können sich Beide forthin nicht leiden,
In bitterm Haß von einander scheiden.

Das alte Weib kommt nun herbei,
Fordert ihre Schuh mit lautem Geschrei,
Da streckt Satan durch das Höllenthor
Zwei meilenlange Stangen hervor,
Aus jeder ein Schuh ganz feuerroth,
Und dazu der Alten dies entbot:
Nimm deinen Lohn von den Stangen da,
Doch meiner Hölle komm nicht zu nah!
Du triebst wol selber den Teufel fort,
Verweilt' er mit dir an Einem Ort,
Denn was dem Satanas nicht gelingt,
Kecklich ein scheußliches Weib vollbringt.

Der ausgedacht hat diesen Schwank,
Dem wissens die guten Frauen Dank,
Denn, wie die Männer hier auf Erden,
Nicht so gut, noch so schlimm als die Geister werden,
So ist's auch eben in der Welt,
Nur umgekehrt, mit den Fraun bestellt:
Die Guten viel besser als Engelein,
Die Bösen ärger als Teufel seyn.

Legende.

Der große Karl, der saß einmal,
Zu Worms in seines Thrones Saal
Und zwischen Grafen und Herren stand,
Dicht vor dem Throne, Herr Taland.

„Herr Taland, lieber Bruder mein,
Ich muß ins Sachsenreich hinein,
Muß dort, das heilige Kreuz zu rächen,
Der falschen Götter Altar zerbrechen.

Und bis ich solches Werk beendt,
Führt ihr allhie das Regiment,
Damit — Gott gebe das in Gnade! —
Kein Unheil meinen Landen schade.

Daneben seid mit guter Wacht
Auf mein Gemahl und Kind bedacht,
Denn diese Lieben sind mir eben
Das beste Theil von meinem Leben.“

Als Hildegardis nun von fern
Fortziehn sah den Gemahl und Herrn,
Und fast ihr Aug' in Thränen brach,
Trat zu ihr Herr Taland und sprach:

„O Dame, wie ich keine sah,
Was geht mir dein Geschick so nah!
Drum sage, was zu dieser Frist
Ein Trost in deinen Nöthen ist?

Ich schafft' ihn dir, auch noch so fern,
Und wär's vom Firmament ein Stern,
Und wär's mein armes Leben gar,
Ob deiner Ruh gäb' ich's fürwahr.“

„Was hätte mit dem Leben dein,
Herr Taland, wohl mein Trost gemein?
Mein einziger Trost, mein einziger Stern
Zog fort mit dem Gemahl und Herrn.“

Als sie nun nimmer nicht vergißt,
Daß der Gemahl beim Feinde ist,

Und Herr Taland mit List und Mühen
Sie strebet von ihm abzuziehen;

Als nun die Frau so tugendlich,
Herr Taland überall beschlich,
Und ihres Herzens fromme Huld
Verkehren wollt' in arge Schuld;

Da lud die Treue ihn zum Schein
In ein geheim Kloset hinein,
Entschlüpfte drauf und hielt den Bangen
An diesem dunkeln Ort gefangen.

Doch kaum erschallt der Kunde Ton,
Der Sieger kehrt nach seinem Thron,
So läßt, vor Freude mild und groß,
Die Königin den Argen los.

Und als er so der Haft entrann,
Und drauf das freie Feld gewann,
Eilt er unter wilden Herzensschlägen
Alsbald dem verrathenen Bruder entgegen.

„Mein Herr und König, ach verzeiht,
Wenn ich statt Wonn' euch bringe Leid,
Wenn jetzt das Unheil aus meinem Munde
Vergiftet des Sieges süße Kunde.“

„So sprecht, Herr Taland, doch sogleich,
Welch Unfall traf mein armes Reich,
Oder wohl gar mein liebes Gemahl,
Oder mein Kind, oder alle zumal?“

„Nicht Reich, noch Kind! Zu dieser Stund
Ist beides, Herr, stark und gesund,
Aber, o dürft' ich doch nimmer sprechen,
Von dem verruchten, schwarzen Verbrechen!“

Schon wacht des Königs ganzer Grimm:
„Sprich, Unglücksbote!“ zürnt er ihm,
Und was auch Talands Gewissen sagt,
Die schuldlose Gattin wird angeklagt:

„Sie habe verletzt der Treue Band,
Gesündigt frech an König und Land,

Und daß kein Hüter ihr Aug bewache,
Verschlossen Herrn Taland im finstern Gemache.“

Und Karl befiehlt in Zorn entbrannt:
„Die Buhlerin, sie sei verbannt,
Und daß ihr Blick ferner dem Frevel nicht taue,
So raubt auf immer das Licht ihrem Auge!“

Wie drauf Herr Karl auf seinem Schloß
Erscheint, da ist die Lust nicht groß,
Denn Hildegardis Mißgeschick
Betrübet jeden guten Blick.

Noch fühlen all' ihr herbes Leiden
Als sie vom Kinde mußte scheiden,
Und durch den Spruch, den Karl gefällt,
Hinausziehn in die fremde Welt. —

Inzwischen wankt in düsterm Sinn
Die tiefgebeugte Königin,
Das Herz beim Kind und dem Gemahl,
Der Gränze zu und neuer Qual.

Die niedern Knechte, ihr Geleit,
Gedenken jetzt in Traurigkeit,
Zum ersten Mal, daß um zu enden,
Sie ihr die Linsen sollen blenden.

„O Gott; ruft ihre Dienerin,
So richtest du die Tugend hin!“
Doch jene zürnt: „Mit Gott kein Rechten!“
Und wendet mild sich zu den Knechten:

„So nehmt denn dieses Auges Licht,
Seitdem das Liebste mir gebricht,
Erregt die Erde mir nur Schmerzen,
Den Himmel schau' ich mit dem Herzen!“

Allein das Auge, wie verklärt,
Das nach den Knechten hin sich kehrt,
Macht, daß das Herz der Harten zagt,
Und keiner sie zu blenden wagt.

„Lebt wohl, Frau Königin, wir gehn,
Mag auch, was will, mit uns geschehn;

Das hohe Licht des Himmels spricht
Aus Euerm Blick, die Erde nicht.“

„Sieh Gottes wundervolle Hand!“
Sagt sie, zur Dienerin gewandt,
Und nimmt vereint mit ihr den Pfad
Gen Rom nun hin, der heiligen Stadt.

Doch Karl, dem König, fehlt die Ruh
Und Herrn Talando auch dazu.
Ja, dieser Arge büßt den Schein
Der Augen nun von selber ein.

Umsonst ist aller Aerzte Fleiß.
Da zieht er, wie auf Gott's Geheiß,
Zu baden in des Segens Strom
Mit seinem Bruder Karl gen Rom.

Und siehe da, kaum sind sie hier,
So tritt die hohe Frau herfür,
Berührt den Blinden und sogleich
Umfängt ihn neu des Lichtes Reich.

Und vor ihr nieder sinkt Taland,
Und spricht: „So hat's der Herr gewandt!“
Bekennt freiwillig seine Schuld
Und fleht um Hildegardis Huld.

„Das gilt dein Leben, arger Knecht!“
Ruft Karl; doch Gnad' ergeht für Recht,
Auf Hildegardis frommes Flehn
Darf er nur aus dem Reiche gehn.

Drauf durch des heil'gen Vaters Mund
Fleußt neuer Segen auf den Bund
Des hohen Paars, zu Gottes Ehr,
Den scheidet forthin keiner mehr!

Und zum Gedächtniß der Geschicht
Hat Hildegard aufgericht't
Ein Kloster, welches hoch erhöht,
Zu Kempten diesen Tag noch steht.
[Campidona sola iudicat epse, stola.]

Das silberne Fräulein.

Okuli,
da kommen sie!

— rief der Oberforstmeister Huwald zur Thür herein — Rüstig! Brüderchen, mach' dich auf, das soll ein Fest werden!

Hast Du Briefe? — fuhr der Landrath Thalheim von seinem Armsessel auf — ist's gewiß?

Briefe? — fiel Jener mit lautem Lachen ein — das muß man Dir lassen, Du alter Diplomatiker hältst auf Ordnung. Der Sohn soll Dir wenigstens alle Woche einmal aus dem Felde schreiben, und auch die Schnepfen notificiren Dir schriftlich ihre Ankunft. Weißt Du nicht, daß heut' Okuli ist? Okuli, da ...

Mit Deinen dummen Schnepfen! — unterbrach der Landrath verdrießlich.

Dumm? meine Schnepfen? — schalt der Oberforstmeister — das sollst Du mir abbitten, Herr Bruder. Jetzt mach' fort! komm! sie ziehen, Du sollst Deine Lust sehen.

Mir ist's nicht wie Schnepfen und Jagd— sagte der Landrath — da, sieh die Jammergesichter um mich her. Drei Wochen sind es, daß uns alle Nachrichten fehlen.

Und doch hört man von so bedeutenden Schlachten — setzte die Landrätthin hinzu — Kann man da so ruhig bleiben?

Als ob ein Officier nichts mehr zu thun hätte — entgegnete der Oberforstmeister — als sich hinzusetzen, und an Vater und Mutter, oder an Braut und Schwester zu schreiben! Als ob Briefe, die durch Armeen gehen, nicht verloren werden könnten, oder aufgefangen!

Ach, das sind schwache Tröstungen — klagte Julie — Sollte denn nicht so viel Zeit bleiben, auf ein armes Blättchen Papier die zwei Worte zu schreiben: ich lebe noch und denke Eurer? — Nein! ein Mann liebt nicht, wie ...

Wie eine junge Braut! — fiel der Oberforstmeister ein — Nicht wahr, Töchterchen? Nun, mein Fritz soll sich hoffentlich bei Dir rechtfertigen, oder ich vergesse, daß ich sein Vater bin, und liebe Dich selbst.

Wie Du nur so scherzen kannst — sagte der Landrath halb unwillig — Du hast selbst den einzigen Sohn im Felde, und bleibst ruhig, wenn alle Umstände sich vereinigen, uns mit den traurigsten Ahndungen zu erfüllen.

Ahndungen? — wiederholte der Oberforstmeister etwas ernst — was für Ahndungen?

Thalheim bezog sich wieder auf die ausgebliebenen Nachrichten, allein der Oberforstmeister merkte wol, daß nicht diese allein die ungewöhnliche Unruhe in der Familie hervorbrachten.

Nach einigem Hin und Herreden erzählte der Landrath folgendes:

Du weißt — sprach er — daß Dein Fritz beim Abschiede meiner Tochter seinen Lieblinghund zurücklies, die Bianka. Das niedliche Thierchen war sonst schon manche Nacht bei uns geblieben, Und Julie hatte oft ihre Freude, wenn er wol Stundenlang zuvor, eh' Dein Sohn kam, seine Nähe merkte, er wurde dann unruhig, kratzte an den Thüren, und wollte seinem Herrn entgegen. Sie wartete und pflegte ihn denn auch auf's Beste und das Thier gewöhnte sich an sie, wie früher an seinen Herrn. Seit einigen Tagen aber wird der Hund ganz tiefsinnig, geht mit eingezogenem Schwanze herum, hat nirgends Ruhe, seufzt, stöhnt und fängt endlich an ganz kläglich zu heulen, so, daß wir ihn in ein Behältniß auf dem Hofe einsperren mußten.

Heut' Morgen, wie der Jäger nachsehn will, hat das Thier ganz wüthend alles zerbissen und sich unter der Thür durch gearbeitet. Er mußte sich selbst bei dem heftigen Scharren verwundet haben, denn der Boden war überall voll Blutflecke. Ich habe gleich Leute nach ihm ausgeschickt, damit er keinen Schaden thun kann; aber meine Tochter findet nun darin ein Anzeichen, und glaubt, dem Herrn des Thiers müsse ein Unglück begegnet seyn, was der Hund durch sein Geheul angezeigt habe.

Warum nicht gar? — fuhr der Oberforstmeister etwas heftig auf — das treue Thier hat sich nach seinem Herrn geseht. Aber so macht Ihr's mit Menschen und Vieh. Wird einer von einem starken Gefühl ergriffen, das Ihr nicht begreift, gleich soll es bei ihm rappeln. Im Freien wird's der Bianka schon besser werden, glaub' meinem Wort, und laß mir sie nicht etwa erschießen!

Ach, das ist auch nicht Alles — sagte Julie — Alle Nächte quälen mich die ängstlichsten Träume. Ich sehe meinen Fritz immer mit meinem Bruder zusammen, und Beide niemals in ihrer Uniform, sondern als Jäger gekleidet, und frisch geschossenes Wild in ihren Händen. Das bedeutet Blut und gefährliche Verwundung.

Der Oberforstmeister wollte über die Traumdeutungen lachen, aber die Stimmung der Familie war zu ernst und trübe, und Juliens glänzende Augen drängten jeden Scherz zurück.

Liebes Kind — sagte er freundlich ernst zu dem weinenden Mädchen — ich habe gewiß am wenigsten Ursache das Bedeutsame der Träume zu läugnen, oder gar zu verlachen. Ein Traum ist es gewesen, der meinem ganzen Leben Richtung und Gehalt gegeben hat Gott weiß, was ich ohne diesen Traum wär'. Deine Träume können eben so wol ihre Bedeutung haben, aber muß denn grade ein gewöhnliches Traumbuch Ausleger Deiner Träume seyn? Ich spreche im Ernst, mein Kind. Du bist Braut, bist von Deinem Geliebten entfernt, zugleich voll Sehnsucht und Bekümmerniß um ihn. Dies Alles sind Dinge, die Deinen Geist aufregen, und auch Deine Phantasie anders als gewöhnlich bewegen. Kannst Du denn jetzt erwarten, daß Dein Traum die gewöhnliche Sprache ruhiger Zeiten mit Dir sprechen werde, wenn Du auch wirklich an eine solche Traumsprache glaubst? Jetzt verletzt Dich ein gutgemeinter Scherz von Deinen Freunden, meinst Du denn, daß zur Zeit solcher Gefühle Dein Traum mit den gewöhnlichen ironischen Späßen der Traumsprache Dich verletzen werde?

Sie trösten mich recht gütig — sagte Julie — Wär' doch nur so viel Ernst und Ueberzeugung, als Güte in Ihrem Trost!

Ich sage Dir ja — fuhr der Oberforstmeister fort — daß ich durch mein eignes Schicksal mehr als Manche, und wol viel Andre berechtigt bin, über Traum und Traumdeutung und überhaupt über die geheimnißvolle Einwirkung der sogenannten Geisterwelt zu sprechen. Vielleicht wär' ich auch selbst jetzt weniger unbekümmert um unsre Abwesende, wär' ich nicht durch einen Traum über ihr Schicksal beruhigt.

Also doch bloß durch einen Traum! — wiederholte Julie.

Wunderliches Mädchen — entgegnete Jener — Beunruhigende Kraft willst Du Deinen Träumen einräumen, aber

in ihnen Beruhigung zu finden, scheint Dir nicht schicklich! Nun ich sehe wol, wir schießen heute keine Schnepfen, und zu Haus mag ich auch nicht wieder reiten. Wollt ihr mir heut' ein Abendbrot vorsetzen,, so erzähl' ich Euch zu Eurer Beruhigung meine Lebensgeschichte, die mit einem sehr angenehm erfüllten Traum anfängt.

Das Erbieten des alten Freundes, von dessen Leben und Schicksalen manches Wunderbare und Seltsame verlautet hatte, war Allen höchst willkommen. Man machte es ihm und sich selbst möglichst bequem, er schickte seinen Jäger mit Aufträgen zurück und der Theetisch vereinigte nun Erzähler und Zuhörer in einen freundlichen, vertraulichen Kreis.

Mein Vater — begann der Oberforstmeister — besaß keine Reichthümer, aber doch so viel Vermögen, daß ihm und mir, seinem einzigen Sohne, ein sorgenfreies Leben gesichert war. Dabei hütete er sich vor jeder Verschwendung, und wenn seine Sparsamkeit meinen jugendlichen Meinungen nicht recht einleuchten wollte, sagte er ganz trocken: „Mir ist Unabhängigkeit lieber, als jedes andre Gut, und um unabhängig zu bleiben, muß man das Seinige zusammenhalten. Ein altes Sprichwort sagt: Besser Neider, als Mitleider.“

Wir blieben hierüber bis an seinen Tod verschiedener Meinung. Ich hielt mich an das öffentliche Urtheil, das meinen Vater zu einem Krösus machte, und in dieser Voraussetzung fanden sich Freunde in Menge, die mir gern mit dem ihrigen beistanden, wenn die Zahlungen meines Vaters meinen Wünschen so wenig genügten, als den ihrigen. Ich hätte den Aufenthalt auf der Universität, wo ich ganz überglücklich lebte, gern verlängert, aber die Nachricht von meines Vaters plötzlichem Ableben rief mich nach Haus.

Ich hatte meinen Vater bei aller seiner Genauigkeit doch herzlich geliebt, und sein Tod schmerzte mich innig und weit tiefer, als die Aussicht auf die nun mein gewordenen Reichthümer mich erfreuen konnte. Ich verschob es von einem Tage zum andern, seine Papiere durchzusehen und mich von der Größe der Verlassenschaft zu unterrichten. Endlich muß' ich doch an das Werk gehen, das für mich einen sehr unerwarteten Ausgang nahm. Die Durchsicht der Papiere war bald geendet, und ich fand, daß die in der Einbildungskraft so reiche

Verlassenschaft in der Wirklichkeit kaum hinreichte, meine Gläubiger zufrieden zu stellen. Ich hatte oft gehört, daß die guten Freunde in dergleichen Fällen gewöhnlich zu bösen Feinden werden, aber so ein allgemeiner Satz hat eine ganz andre Gestalt, wenn man ihn hört oder lieset, als wenn man ihn selbst erfährt und erlebt. Dieses letzte war jetzt bei mir der Fall.

Meine guten Freunde zuckten die Achseln, meinten, das hätte man doch nicht erwarten sollen, man habe sich doch wol in pekuniärer Hinsicht über den Seligen getäuscht, ich hätte vorsichtiger seyn, und nicht auf bloße Vermuthungen meine Erwartungen gründen sollen, und was dergleichen Weisheitslehren mehr waren, die man wohlfeil von der Welt bekommt, wenn man die Veranlassung dazu erst theuer genug bezahlt hat. Wie oft fiel mir da meines Vaters wahres Wort ein: Besser Neider, als Mitleider! Indessen, es war nicht zu ändern. Meine kleine Erbschaft wanderte in die Hände meiner Gläubiger, die mir bewiesen, wenn ich etwas behielt, so verlören sie, was ich ihnen doch nicht zumuthen könne. Mein erster Entschluß war, irgend eine Anstellung zu suchen, aber die Unabhängigkeitsucht meines Vaters hatte ihm Feinde, und meine Verschwendung mir keine wohlwollenden Freunde gemacht. Man wies mich ab, oder gab mir leere Versprechungen. So war ich auf dem Wege russische Kriegsdienste zu suchen, um weit von meinem Vaterlande meine Beschämung zu verbergen.

In meinem ersten Nachtquartier hatte ich einen Traum, der, wie ich schon erwähnte, entscheidend für mein Schicksal ward.

Ich sah mich in den blühenden Anlagen eines sehr schönen Parks, den ich niemals im Wachen, sehr oft aber in Träumen gesehen zu haben, mich erinnerte. Damals waren überhaupt die sogenannten englischen Gartenanlagen in Deutschland noch etwas sehr seltenes. Hinter den herrlichsten Blumen und Blütenbüschen sah man das niedrige Moosdach einer kleinen Einsiedelei, von den rothen Stralen der untergehenden Sonne durch die schwankenden Zweige beleuchtet. Indem ich die Blumen betrachte, und mich besonders an einer blendend weißen, sehr gefüllten Rose, wie ich noch niemals eine zuvor sah, erfreue, öffnet sich die Thüre der Einsiedelei, und ein Mädchen tritt heraus — nun, von mir alten Siebenziger müßt Ihr

keine Beschreibung von einem schönen Mädchen erwarten, kurz, ich stand im Traume wie angezaubert, und wußte nicht, war die Einsiedelei ein Gartenhaus oder eine Vorhalle des Himmels, wo eben ein Engel heraustrat.

Zum Glück faßte sie eine Gießkanne, die am Wege stand, und ging, ihre Blumen zu begießen, woraus ich denn schloß, daß ich eine Erdentochter vor mir sah, aber auch die schönste, die jemals unter Blumen gewandelt hat. Sie trug ein schneeweißes Gewand, das aber ganz seltsam mit silbernen Sternen durchwebt war, als wollt' es damit auf eine andre, als die Wohnung aus Erden hindeuten. Jetzt ging sie bei mir vorüber, und nickte mir freundlich zu, aber in der Freude über den lieben Engelsgruß erwacht' ich.

Ich hatte niemals auf Träume etwas gehalten; dieser Traum aber war gar so schön und das himmlische Bild wich lange nach dem Erwachen nicht von meinen Augen. Indessen mußte ich an die Fortsetzung meiner Reise denken. Wie ich nun in der Gaststube noch mein Frühstück verzehre, hör' ich ein paar Fremde ganz entzückt von der herrlichen Rosa unika sprechen, welche in dem Bentheimischen Garten blühen soll. Ich war von jeher ein Blumenfreund gewesen, und jetzt um so neugieriger, die mir noch unbekannte Wunderrose zu sehen, da mir bei ihrer Beschreibung die weiße Blume meines Traumes einfiel. Man wies mich auf ein nicht allzuweit entlegenes Dorf.

Hier fand ich einen prächtigen Garten, und was mich überraschte, einen großen Theil in dem, damals neuen, sogenannten englischen Geschmack angelegt. Ich war entzückt von dem herrlichen Wechsel der Naturschönheiten, die sich bald in wilden Felsenmassen des Gebirges, bald in den anmuthigsten Blumenstücken und Wasseransichten des reizend gelegenen Thales darstellten, und ich hatte über die Menge seltener Blumen und Gewächse, die der Gärtner gern dem Bewundernden zeigte, fast meine Rosa unika vergessen, als dieser in einen Seitengang einlenkte. Hier muß ich — sprach er — Ihnen noch vor Sonnenuntergang die schöne Unika zeigen, die zum erstenmal bei uns blüht. Ich folgte ihm, und aus einmal sah ich mich in der wohlbekanntem Gartenanlage meiner Träume.

Die weiße Rose blüht vor mir. Seitwärts hinter blühenden Büschen hebt sich im rothen Abendlicht das Moosdach der Einsiedelei, und jetzt — die Thür öffnet sich, die himmlische Gestalt tritt heraus, schön und schöner noch als in meinem Traume, schneeweis gekleidet, nichts fehlte, als die silbernen Sterne am Gewande meines Traumbildes. Sie ergreift die Gießkanne und tränkt die Blumen auf ihrem Wege. Da raunt mir der Gärtner zu: das Fräulein! Wir wollen sie nicht stören, sie ist Abends gern allein hier. Indem ich mit meinem Führer mich umwende, wird sie mich gewahr, eine Purpurröthe überstiegt ihr Gesicht und mit demselben himmlisch freundlichen Gruß, der im Traume mich entzückt hatte, verschwindet sie aus meinen Augen.

Wer auch Träume für nichts hält, als für leere Bilder, wird doch zugestehn müssen, daß ein so pünktliches Wiederholen des Traumes durch die Wirklichkeit höchst selten war, und meine Aufmerksamkeit erregen mußte. Mir schien ein näheres Verhältniß zwischen mir und dem schönen Fräulein durch den Traum angedeutet, und mein Wunsch schweifte schon aus dem dunklen Gebiet der Sehnsucht in das hellt Land der Hoffnung über.

Von meinem Begleiter hörte ich nun, das schöne Fräulein hieße Adelheid und sei die Tochter des Baron Bentheim, dem das Schloß nebst der ganzen weitläufigen Herrschaft gehöre. Der Garten in seinen schönsten Anlagen sei fast ganz ein Werk des Fräuleins, und ihr Bruder, welcher Major in preußischen Diensten und jetzt im Felde sei, schicke ihr von Zeit zu Zeit die schönsten und seltensten Gewächse. Ueberhaupt war der Gärtner unerschöpflich in ihrem Lobe. So schön sie auch sei, sagte er, so vergesse man doch selbst ihre Schönheit über der himmlischen Güte ihres Herzens. Vor kurzem habe sich ein sehr vornehmer General um ihre Hand beworben und das Fräulein habe auch ihrem Vater zu Liebe ihr Jawort gegeben, allein gleich nach der Verlobung sei alles durch einen seltsamen Zufall wieder zerstört worden. Der Bräutigam habe sein Wort zurückgenommen, darüber sich mit den Vater seiner Braut veruneinigt und ihn zum Zweikampf gefordert, sei aber kurz vor dem angesetzten Tage plötzlich gestorben.

Ich war neugierig den Grund dieses seltsamen Ereignisses zu hören, und der Gärtner erzählte mir nach einigen geheimnißvollen Weigerungen folgendes:

An einem Abend, wo das Schloß eben mit einer Menge von Gästen, und außerdem noch mit zahlreicher Einquartierung überfüllt war, fand sich auch der General ein, und hatte die Grille, das Zimmer, das man ihm in einem Nebengebäude für die Nacht anbot, auszuschlagen, und auf dem einzigen noch unbesetzten im Schlosse zu bestehen, das man das Fräuleinzimmer nannte, und seit langer Zeit nicht bewohnte, weil es wegen Beunruhigungen, die darin sich ereignen sollten, in üblem Rufe stand.

Alle Erzählungen und Warnungen bewegten ihn nur zum Lachen und änderten seinen Vorsatz nicht. Endlich gab der Baron, der die Sache selbst nicht für so ernsthaft halten mochte, nach, und ließ seinem Gast für die Nacht das verlangte Zimmer einräumen. Was nun dem General in jenem Zimmer begegnet sei, wußte mir der Gärtner nicht anzugeben, er wiederholte mir nur die bereits erzählten Folgen dieses Vorwitzes, die allerdings die Vermuthung eines seltsamen Geheimnisses und die Neugierde, es zu ergründen, rechtfertigen. Ich bekam Lust, mich bei dem Baron anmelden zu lassen, allein dieser war eben in der Residenz, und nach einigem Besinnen fand ich, daß meine bedrängte Lage mir keine sehr günstige Ausnahme bei dem Vater einer Geliebten versprechen könne und beschloß meine Reise fortzusetzen. So ging ich nach der Stadt zurück.

Ich legte mich mit dem Wunsch nieder, wenigstens im Traum noch einmal die schöne Erscheinung zu sehn, aber meine Unruhe verscheuchte die Träume und den Schlaf. Pläne aller Art kreuzten sich in meinem Kopf, der Traum und seine seltsame Erfüllung schien mich aufzufordern, selbst einen Schritt nach dem schönen Ziele zu thun, so unerreichbar es mir auch vorkommen mußte. Ich beschloß endlich nach mehren verworfenen abenteuerlichen Plänen mich dem Baron vorzustellen, und ihm unter einem angenommenen Namen meine Dienste anzubieten.

Mit diesem Vorsatz machte ich mich früh aus dem Weg nach dem Bentheimischen Garten. Nach einigem Herumirren traf ich den Gärtner.

Recht gut — rief er mir zu — daß Sie noch hier sind! Der Herr Baron ist zurückgekommen, und Sie können sogleich angemeldet werden.

Das Anerbieten überraschte mich, und ich wollte es anfangs ablehnen, aber der Gärtner sagte mir, wie der Baron schon gestern Abend nach dem Fremden, der sich in dem Garten umgesehn, gefragt, und sein Bedauern über den entbehrten Besuch geäußert habe. Er winkte dabei einem Gartenburschen, der bald mit der Nachricht zurückkam, daß der Herr mich erwarte. Der Baron empfing mich sehr artig. Er sprach mancherlei über den neuen Geschmack in der Gartenkunst und hörte aufmerksam an, was ich ihm dafür und dawider sagte. Erst nach einigen Gesprächen fragte er mich, wie durch eine leichte Wendung veranlaßt, nach meinem Namen. Es ward mir, bei aller Vorbereitung doch glühend heiß, als ich meinen veränderten Namen Ewald heraussagte und erzählte, wie ich mich auf Kameralwissenschaften gelegt habe, und nun irgend eine Anstellung suche. Er schien dadurch erfreut, und gab mir auf sehr artige Weise zu verstehen, daß er einen Geschäftsführer zu seinen sämtlichen Angelegenheiten brauche, und daß es bloß auf meinem Entschlusse beruhe, diese Stelle, wenn auch nur in Erwartung einer angemessenen, anzunehmen. Wir wurden bald einig, so schwer es mir auch ankam, besonders den angebotenen Gehalt anzunehmen. Wer weiß, hätte nicht meine Weigerung über diesen Punkt mich verrathen, wär' nicht zum Glück eben Adelheid eingetreten. Ich sah sie wieder und schlug ein.

So war ich denn ausgenommen, und sah täglich den Abgott meines Herzens. Jeden Tag erschien sie mir liebenswürdiger. Ihr Wink regierte das ganze Haus, gleichwol mißbrauchte sie diese uneingeschränkte Gewalt, welche ihr Vater ihr einräumte, niemals, und wenn sie ja einmal ihren Willen gegen die Meinung Anderer mit Festigkeit geltend machte, so zeugte gewiß der Erfolg von der Richtigkeit ihrer Ansicht.

Ich hatte mich mit den Geschäften des Barons und mit der Oertlichkeit meines Aufenthaltes bald ziemlich genau bekannt gemacht, und verwaltete die mir übertragene Aussicht zur Zufriedenheit des Besitzers. Adelheid half mir treulich mit ihrem Rath aus, wo meine Kenntniß nicht hinreichte. Nur viel

Neuerungen in dem alten Schlosse durfft' ich nicht vorschlagen; in solchen Fällen brach der Baron kurz mit einem: Es mag vorjetzt noch bleiben, ab, und ließ sich durch die besten Gründe nicht widerlegen.

Bei solchen Gelegenheiten fiel mir oft das Zimmer ein, wo, nach der Erzählung des Gärtners, Adelheid's Bräutigam von einer geheimen Macht sollte geängstet worden seyn. Niemand hatte mir etwas Bestimmteres, als ich schon wußte, davon erzählen können. Ein günstiges Ungefähr brachte mich endlich der Sache näher.

Der siebenjährige Krieg führte uns damals öfters Einquartierung zu. Das Schloß hatte Raum genug und diese Kriegsgäste waren zwar damals wie jetzt ungeladene aber in der Regel eben nicht unartige Gäste. Einmal quartierten sich zwei junge Officiers bei uns ein, die um so willkommner waren, da sie sich als Bekannte des Sohnes vom Hause einführten, und erwünschte Nachrichten von ihm zu erzählen wußten: die Rede kam, ich weiß nicht wie, auf Gespenster, man bejahete und läugnete, wie es bei solchen Gesprächen geht; niemand hatte noch selbst etwas gesehn, und jeder mochte sich doch gern durch Augenschein überzeugen, ob es solche Wesen gebe, von denen unsre Philosophie sich nichts träumen läßt.

Endlich fällt einem von den beiden Officiers ein, von einem silbernen Fräulein gehört zu haben, das in dem Schlosse umgehen solle. Der Baron weiset die ganze Sache lachend zurück und erzählt selbst einige Anekdoten von Erscheinungen in dem Schlosse, die sich insgesamt in eine Täuschung durch Zufall oder Furcht aufgelöset hatten. Allein der Officier, der vom Wein etwas erhitzt war, fährt mit der Frage heraus, ob denn jener Vorfall mit dem General auch Täuschung gewesen sei? Bentheim gerieth hier in sichtbare Verlegenheit. Er konnte nicht läugnen, daß diese Begebenheit ihm unerklärlich sei. Doch, fuhr er fort, kann hier nicht einmal von Erklärung die Rede seyn: mir wenigstens hat der General niemals die Begebenheiten jener Nacht entdeckt, und ich sehe doch nicht die Nothwendigkeit, worum man eben auf eine Geistererscheinung schließen muß.

Die beiden Officiers bestanden nun darauf, dieses Abenteuer selbst zu untersuchen. Der Widerspruch des Barons und die Aengstlichkeit Adelheid's machten sie nur noch neugieriger.

Denn — flüsterte einer dem andern zu — am Ende ist es ein schönes nächtliches Abenteuer, was uns bevorsteht, wie man in Komödien und Romanen mehr dergleichen zu lesen findet. Ich erbot mich die Nachtwache mit ihnen zu theilen, und gab vor, gehört zu haben, dergleichen Abenteuer könnten nur von drei Personen zugleich glücklich bestanden werden. Jene waren es zufrieden und Bentheim gab endlich ebenfalls nach. Er sagte seiner Tochter ein paar Worte in das Ohr, und erinnerte sie nach einiger Zeit, das verlangte Zimmer für die Gäste in Stand setzen zu lassen.

Bald nach aufgehobener Abendtafel entfernte ich mich mit den beiden Officiers, voll Erwartung wie das geheimnißvolle Abenteuer sich zeigen würde. Die Gäste fanden in dem ziemlich geräumigen Zimmer alles so, wie sie es sich erbeten hatten. Auf einem Tische lagen ihre mitgebrachten Waffen, mehre Lichter erhellten jeden Winkel, ein Sopha und einige zusammengerückte Stühle waren auf den Fall der Ermüdung mit Matratzen und leichten Decken belegt, und in einer Wandnische stand ein fertiges Bett. In der Mitte war auf einem runden Tische Wein, Punsch und alles Zubehör, aufgestellt, ein Sprachrohr lehnte in dem Fenster, und eine große Klingel ließ auch aus dem Hause selbst im Nothfall Beistand herbeirufen.

Wir besahen uns die ganze Einrichtung genau, beleuchteten jeden Winkel und untersuchten Fenster und Thüren auf das sorgfältigste. Dann setzten wir uns an den runden Tisch, und indem meine beiden Gefährten ihren Muth ans vollen Gläsern fleißig anfeuerten, vertheilten sie unter sich die Rollen des bevorstehenden nächtlichen Drama.

Mitternacht war nah, und alles blieb noch todtenstill. Man hatte sich ausgesprochen. Einer von der Gesellschaft nach dem Andern ließ die Augenlieder sinken, man ermahnte sich vergebens gegenseitig zur Wachsamkeit. Umsonst, der Schlaf behauptete sein nächtliches Recht.

Jetzt erweckte uns plötzlich aus den schönsten Träumen ein starkes wiederholtes Pochen. Wir fuhren auf, die Lichter brannten düster. Es war taghell um uns. Ein Bedienter trat herein, und fragte, ob die Herren allein oder in Gesellschaft der Familie zu frühstücken wünschten?

Etwas verdrießlich über die getäuschte Erwartung und ungewiß, ob wir das Abenteuer, oder ob das Abenteuer uns verfehlt hätte, erhoben wir uns. Wir erwarteten mit spöttischem Lächeln und mancher satirischen Bemerkung von der Familie empfangen zu werden, allein der Baron fragte bloß, ob wir in der Nacht beunruhigt worden wären, und auf unsre Erzählung, wie wir das ganze Abenteuer verschlafen, folgte nichts, als die trockne Bemerkung, daß es besser gewesen seyn würde, wenn wir den ganzen Vorwitz unterlassen hätten.

Die beiden Fremden wollten nun mancherlei über Geister und Geisterseher witzeln, der Baron hörte es einige Zeit ruhig an, endlich warf er, wie zufällig, die Frage hin: ob sie wol noch eine Nacht der Gefahr eines solchen Abenteuers sich aussetzen möchten. Die Fremden waren schnell mit dem Ja heraus und wollten fast die Frage übel aufnehmen, aber Bentheim blieb gelassen. Ich habe Ihr Wort — sagte er — und nun bin ich schuldig, Sie vor allen Dingen mit einer kleinen Täuschung bekannt zu machen.

Als Sie gestern Abend den Wunsch äußerten, in dem verdächtigen Zimmer meines Schlosses die Nacht hinzubringen, hielt ich Ihr Vorhaben für eine Anwendung jugendliches Leichtsinnes. Es wär' vergebens gewesen, Ihnen noch mehr Gründe entgegenzusetzen, ich bediente mich daher einer, wie mich dünkte, unschuldigen List. Während Sie glaubten, das Geisterzimmer sei für Sie bestimmt, ließ ich ein andres Zimmer für Sie bereit machen, worin kein befremdender Vorfall zu erwarten war. Sie blieben deswegen auch ungestört. Seit gestern habe ich Ihren Muth näher kennen gelernt, und ich glaube Ihnen dieses Bekenntniß schuldig zu seyn, so wie die Versicherung, daß Sie die künftige Nacht, wenn Ihr Muth nicht durch den ersten Versuch erkaltet ist, in dem unheimlichen Zimmer selbst zubringen sollen. Prüfen Sie nun Ihre Unerschrockenheit, und machen Sie mich mit Ihrem Entschluß bekannt. Dieses muß ich noch hinzusetzen: was Ihnen auch immer begegnen könnte, glauben Sie nicht, daß irgend ein Scherz von mir oder den Meinigen mit Ihrer Herzhaftigkeit getrieben werde. Mein Ehrenwort bürgt Ihnen, daß Niemand, wer es auch sei, sich gestatten soll, Sie durch eine Täuschung zu schrecken oder zu beunruhigen.

Diese Erklärung machte einen sonderbaren Eindruck auf die beiden Abenteurer. Hier — das sahen sie aus dem ganzen Ernst des Barons — war wirklich etwas Unheimliches im Hintergrund, und ihre Phantasie hatte freien Lauf, sich in den furchtbarsten Regionen der Geisterwelt Schreckphantome zu bilden. Sie gestanden sich, daß ihnen die Herzen bänger schlugen, als selbst in der gestrigen Nacht, indessen wollten sie ihren früher bezeugten Muth nicht für Poltronnerie erklären, so mußten sie des Barons Anerbieten annehmen.

Ich erwartete dieses von Ihnen — sagte Bentheim — Sehen Sie indessen Ihr Wagstück nicht für unbedeutend an! Ich zweifle nicht, daß Sie in dieser Nacht von dem Daseyn geistiger Wesen Ueberzeugung erhalten werden. Bereiten Sie Sich vor, mit voller Besonnenheit Allem zu begegnen, was sich Ihnen zeigen möchte. Näheres von den Erscheinungen in jenem Zimmer ist mir selbst nicht bewußt, der General, wie Sie wissen, hat Niemand offenbart, was ihm begegnet sei, und mir, wie meinen Vorfahren, war von unsern Aeltern zur heiligen Pflicht gemacht worden, niemals jenes Zimmer zu betreten.

Was man noch ferner über die unbekanntenen Erscheinungen sprach, konnte kein helleres Licht über die Sache verbreiten. Der Wirth spendete beim Abendessen den Wein mit ungewohnter Sparsamkeit, und entschuldigte sich, daß er auch für die Nacht nur dürftig gesorgt habe. Man fand seine Vorsicht den Umständen angemessen und wir entfernten uns nach dem verrufenen Zimmer.

Hier zeigten sich nun die Spuren langer Verödung unverkennbar, und der Unterschied zwischen diesem und unserm gestrigen Schlafzimmer war auffallend. Der Tisch mit drei Stühlen für die drei Gäste, mitten unter dem wenigen vermorschten alten Gerüll, bildete einen unangenehmen Kontrast, der das Unheimliche der ganzen Umgebung nur noch stärker hervorhob. In der Nische eines vermauerten gothischen Fensters stand ein ziemlich verwitterter Hausaltar, aus der ältesten Zeit, mit geschnitzten Heiligenbildern. Das einzige Fenster bot die Aussicht in einen engen Nebenhof, in dessen Gebäuden kein einziges Licht die Nahe eines Lebenden ankündigte.

Wir richteten uns indessen so gut als möglich ein. Die Flasche Wein, die den Muth anfachen sollte, war bald ausgeleert. Wir dachten uns nun die furchtbarsten Möglichkeiten aus, um die Wirklichkeit zu überbieten, und dann, auf das Schlimmste gefaßt, dem Phantom ruhiger entgegen treten zu können. So kam die Geisterstunde heran. Ich rieth, alle Winkel nochmals genau zu untersuchen, aber meine Gefährten waren nicht von ihren Sitzen zu bewegen. Ich schalt ihre Gleichgültigkeit gegen Dinge, welchen sie vor einer Stunde noch mit Ungeduld entgegen sahen, aber sie kämpften vergebens mit der Gewalt des Schlafes, der sie endlich gegen alle meine Bemühungen übermannte, und in unbezwinglicher Betäubung hielt.

Nun war ich so gut als einsam in diesem verrufenen Geisterzimmer. Der tiefe Schlaf meiner Gefährten schien mir nicht natürlich und erhöhte mir nur das Grauen, das in solchen Lagen wol den Beherzttesten ergreift. Ich versuchte vergebens, gleich den Andern, den Schlaf herbeizurufen. Meine aufgeregte Phantasie scheuchte mich vom Sitz auf, und trieb mich unstet in dem öden Zimmer umher. Oft verwünscht' ich jetzt die unnütze Neugierde, welche mich angetrieben hatte, die Geheimnisse dieses Zimmers zu erforschen. Das geringste Knistern in den morschen, wurmstichigen Geräthschaften peinigte mich als Ankündigung nahender unheimlicher Schrecken, und kaum konnt' ich mich in solchen Augenblicken enthalten, das Zimmer zu verlassen, und die Nähe eines lebenden, wachenden Wesens aufzusuchen. Etwas beruhigend wurde mir ein matter Lichtschein, den ich jetzt durch das Fenster in dem vorher ganz finstern Theile des Schlosses bemerkte, und der mir durch seine Bewegung zu verrathen schien, daß außer mir noch ein Wachender in der Nähe dieses furchtbaren Zimmers sich aufhalte, vielleicht vom Schloßherrn selbst aus Besorgniß für uns Abenteurer dahin bestellt.

Indem ich meines wieder belebten Muthes mich freute, hörte ich ein leises aber vernehmliches Klopfen. Ein kleiner Schauer, den ich aber schnell bekämpfte, hinderte mich, den nächtlichen Besucher sogleich zum Eintritt aufzufordern, und das Pochen ward etwas lauter wiederholt. Ich nahm ein Pistol unter den Arm und das Licht in die Hand, so ging ich nach der festverriegelten Thüre, um sie zu öffnen. Indem hör' ich hinter mir einen leisen

Zuruf, und beim Umsehn erblick' ich eine weibliche verschleierte Gestalt, die so eben aus einer verborgenen Tapetenthür in das Zimmer tritt. An dem Sternschleier erkannte ich schon die Gestalt aus meinem Traume; jetzt schlug sie den Schleier zurück, und Adelheid steht vor mir, indem sie, mit auf dem Mund gelegten Finger, mir Stillschweigen gebietet.

Das Geheimniß des Zimmers sah ich nun enthüllt. Die Bangigkeit vor den Schrecken der Geisterwelt war aber bei mir einer andern, nicht geringern, gewichen, die mir die Freude, die Geliebte in meiner Nähe zu sehn, sehr mächtig störte. Wie leicht konnten meine Gefährten von ihrem Schlaf erwachen, und welche Kette von Verlegenheiten mußte dann durch dieses seltsame Zusammentreffen für sie und für uns Alle entstehn. Ich äußerte ihr dieses, aber sie lächelte, und sagte: Sei ruhig, lieber Huwald, diese Schläfer stören uns nicht. Ich erstaunte, daß sie mich mit meinem wahren Namen nannte, sie bemerkte es und fuhr fort: Ferdinand, mir brauchst Du Deinen Namen nicht zu verheelen, ich will Dein Glück, es ist das meine.

Ich war entzückt über diese Worte und den vertraulichen Ton, in welchem sie mit mir sprach, und ich mußte mich sehr vorsehn, daß ich nicht in der Erwiderung der Vertraulichkeit ihren Namen nannte, wovon Nachtwandler, wie man sagt, erwachen sollen. Wie lange wir zusammen sprachen, weiß ich nicht, denn die Minuten flogen mir pfeilgeschwind vorüber. Beim Abschiede fragte sie mich, ob ich ihr eine Bitte gewähren wollte? Ich versprach ihr jeden Wunsch zu erfüllen, wenn es möglich wär', noch eh' sie ihn nennen würde. Sie bat nun um meinen Ring zum Erinnerungzeichen an diese Stunde. Der Ring war ein altes Familienerbstück und ich trennte mich ungern von ihm, wer kann aber der Geliebten die erste Bitte versagen? Ich zog ihn schnell vom Finger und fügt' ihn selbst an die schöne weiße Hand. Wenn Du den Ring an meiner Hand siehst — sprach sie — so denk an Dein Wort. Erfülle meinen Wunsch, wenn ich ihn auch nicht ausspreche.

Wir standen eben vor der Nische mit dem Altar. Ferdinand — sagte sie fast wehmüthig — wirst Du Deiner Liebe treu bleiben? Ich bejahte mit tausend Eiden, es war das erste Wort von Liebe, das sie zu mir sprach. Denk an Deinen Eid vor diesem Altar — rief sie jetzt — ich müßte Dich grausam verfolgen, wenn Du ihn

brächest. Mit diesen Worten ging sie nach der Thür. Ich bat sie nun ebenfalls um ein Zeichen von dieser Stunde, und deutete auf eine ihrer schönen goldenen Locken, dabei ward sie aber sonderbar wehmüthig. Fordre es nicht — sagte sie bittend — es wär' Dir nicht gut, Du würdest meine Liebe verkennen, und Dich sehr Unglücklich fühlen, glaube meinem Wort. Damit verschwand sie durch dieselbe Tapetenthür, durch welche sie eingetreten war. Als ich aber versuchte die Thür zu öffnen, um ihr wenigstens nachzublicken, widerstand das Schloß allen meinen Bemühungen.

Erfreut über die schöne Zukunft, die sich jetzt meinen Blicken öffneten, nahm ich meinen Platz bei meinen erwachenden Gefährten ein, und wies ihre Fragen mit verstellter Schläfrigkeit zurück, bis endlich die Träume wirklich meine Phantasieen aufnahmen, und zu bunten Luft- und Schreckenbildern weiter verarbeiteten.

Der Morgen war kaum angebrochen, als Bentheim schon nach seinen Gästen fragen ließ. Man war beschämt zum zweitenmale das Abenteuer verschlafen zu haben, und die beiden Officiers wollten, um sich der Verlegenheit zu entziehn, die Beleidigten spielen, indem sie behaupteten, der Hausherr habe sie mit einer eiteln Furcht nur necken wollen. Indessen mußten sie gestehen, daß, während ihres Schlafes manches Ungewöhnliche, von ihnen unbemerkt, vorgehen konnte, und so wurde das Unbehagliche dieses Verhältnisses größtentheils ausgeglichen.

Als sich die Familie zum Frühstück versammelte, blieb Adelheid für meine Ungeduld viel zu lang aus, und als sie erschien, glaubte ich an ihr eine ungewöhnliche Blässe zu bemerken. Ich fragte, ob dies vielleicht Folge einer unruhigen Nacht sei?

Im Gegentheile — erwiderte sie lächelnd — ich habe diese Nacht einen so ungewöhnlich festen Schlaf gehabt, daß ich von dem ganzen furchtbaren Sturm auch nicht einen Laut gewahr worden bin.

Hat es denn diese Nacht so heftig gestürmt? — fragte ich.

Nun wahrhaftig — sagte der Baron lachend — wer in Erwartung eines unheimlichen Abenteuers einen solchen Sturm verschlafen kann, an dessen Unerschrockenheit darf niemand zweifeln! Hat denn das Prasseln der Steine in Ihrer Nähe Sie

nicht aufgeweckt. Der Sturm hat ja den alten Thurm fast eingestürzt. Ich war lhretwegen in nicht geringst Sorge, und schon einmal auf dem Wege zu Ihrem Zimmer.

Mir fiel hierbei das Licht ein, das ich diese Nacht in einem Fenster mir gegenüber gesehn hatte, und ich erzählte, wie willkommen dieser gesellige Schein mir gewesen sei. Der Baron schien befremdet, und äußerte, daß auf jener Seite kein Weg zu jenem Zimmer führe, ich fürchtete, mein Geheimniß zu verrathen und erklärte nun selbst jenes Licht für mögliche Täuschung durch Widerschein.

Während des Gesprächs gingen noch mehr Berichte ein von den Zerstörungen des nächtlichen Sturmes. Ein alter Hausofficiant, Namens Hartmann, erinnerte besonders angelegentlich an die Nothwendigkeit, den alten Thurm, der vorzüglich gelitten hatte, herstellen zu lassen, und der Hausherr gab mit einem bedeutenden Lächeln seine Zustimmung, worauf der Alte sogleich eilte, die erforderlichen Anstalten zu treffen.

Ueber uns könnte die Decke den Einsturz drohen — sagte der Baron, als wir den Eifer des Alten bemerkten — und man würde mit der Herstellung nicht so eilen, als mit jenem alten Thurm. So mächtig ist der Volksglaube. An die Erhaltung jenes Thurms soll, Gott weiß, was Alles, gebunden seyn, zum wenigsten, wie man glaubt, die Dauer meines Hauses. Was diese Verbindung geknüpft habe, weiß Niemand zu sagen, und was man davon erzählt, klingt oft gehörten Fabeln ähnlich. Sonderbar indessen ist es, daß den alten Thurm jetzt eine Schwachheit über die andre anwandelt, bald senkt er sich freiwillig, bald schüttelt ihn der Sturm zusammen, so, daß mich seine öftern Herstellungen schon ansehnliche Summen kosten. Doch würd' ich höchlich bei allen meinen Leuten verstoßen, wollt' ich jemals die Kosten solcher Reparaturen scheuen. So groß ist das Ansehen jenes alten baufälligen Gemäuers.

Die beiden Officiers hatten indessen Befehl zum Ausbruch bekommen, und verließen uns zu meiner und Bentheims Freude, denn diesem war das Forschen nach den Geheimnissen seines Schlosses so unangenehm, als mir, wiewol er damals keinen Grund haben konnte, die Entdeckung eines Geheimnisses zu fürchten.

Als wir allein waren, fragte mich Adelheid von neuem, ob mir denn wirklich gar nichts Unheimliches in dem furchtbaren Zimmer begegnet sei? und sie schauderte selbst bei der Frage nach jenen unbekanntem Schrecknissen.

Ich versicherte, daß ich durchaus nichts Unnatürliches oder Unangenehmes erfahren habe, daß mich im Gegenteil die schönsten Bilder und Träume umschwebt hätten, so daß ich unbedenklich dieses verrufene Zimmer zu meinem beständigen Schlafgemach annehmen würde.

Adelheid bat mich, von diesem abenteuerlichen Einfall abzulassen, es sei an dem ersten Versuche genug. Der Vater stimmte der Tochter bei, und ich durfte auf meinem Wunsche nicht bestehen, ohne eine Entdeckung dadurch einzuleiten.

Indessen neckt' ich doch Adelheid mit dieser Furcht und fragte, ob ihr vielleicht jemals dort etwas unheimliches begegnet sei. Sie verneinte die Frage mit der Versicherung, daß sie von Kindheit an diese ganze Gegend des Schlosses gescheut, und niemals dorthin sich gewagt habe. Ich weiß nicht einmal den Weg zu jenem Zimmer — fuhr sie fort — und möchte ihn auch nicht wissen.

Bei dieser Scheu, Fräulein — sagt' ich, — sollten Sie Sich genau mit diesem Wege bekannt machen, um nicht von ungefähr einmal dahin zu gerathen und vielleicht sehr zu erschrecken.

O, — erwiderte sie — dafür ist gesorgt! Wenn nicht gewisse Waghälse eine Aenderung machen, sind alle Thüren noch weit vor jenem Zimmer fest verschlossen.

Vielleicht aber — wendete ich ein — führen mehre Wege dahin. Sie können vielleicht in einem entfernten Theil des Schlosses zu seyn glauben, sie bemerken einen verborgenen Drücker in einer Wand, versuchen ihn, eine geheime Thür öffnet sich, und aus einmal sind Sie in dem gefürchteten Zimmer.

Machen Sie mir nicht bang — sagte Adelheid — Aber das ist unmöglich. Die Zimmer, in welchen ich Geschäfte habe, sind mir zu genau bekannt, und können zu keinem verborgenen Zimmer führen.

Bentheim bestätigte dieses. Jener Theil des Schlosses, setzte er hinzu, ist ganz von dem abgesondert, welchen wir bewohnen,

und sogar der Weg, der vorzeiten unmittelbar aus dem Schlosse in die Kirche führte, ist schon längst ungangbar und verschlossen, wahrscheinlich eben dieser lang hergebrachten Furcht wegen.

Ich hatte zu sichere Beweise einer Verbindung jenes Zimmers mit dem bewohnten Theile des Schlosses, als daß ich mich hätte vom Gegentheil überzeugen sollen, indessen fragt' ich bloß, ob nicht Adelheid vielleicht in früher Kindheit dort gewesen sei, und ob sie nicht irgend ein Bild von dem gefürchteten Zimmer sich mache?

Man macht sich wol von allem Unbekannten unwillkührlich ein Bild — antwortete sie — und so geht es mir auch. Ich denke mir das Zimmer ziemlich weit, aber öde, was denn wol nicht anders seyn kann. Zugleich denke ich mir, ich weiß nicht warum, ein Fenster vermauert und einen alten Altar darin.

Da irrt nun Deine Phantasie wol etwas — fiel der Baron hier ein — Von so einer Dekoration hab' ich nie etwas gehört, auch nichts davon bemerkt, als ich das einzigemal in meinem Leben mich jenem Zimmer näherte, um mir des Generals schnelle Entfernung begreiflich zu machen.

'Dennoch — erwidert' ich — ist es ganz, wie das Fräulein sagt. Ich fand wirklich diese Nacht hinter einem schweren Schirm, den ich wegrückte, um jeder Täuschung vorzubeugen, einen Altar in einer Fensternische.

Sonderbar! sehr sonderbar! — riefen beide. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, ohne eine hinreichende Erklärung zu finden. Die angemessenste wollt' ich aus guten Gründen nicht vermuthen lassen, und brach für diese mal das Gespräch ab.

Als ich mich entfernte, traf ich Hartmann, der mit dem größten Eifer an der Herstellung des Thurmes arbeiten ließ. Ich war neugierig, von den Geheimnissen dieses alten Baues etwas zu erfahren, und ließ mich mit ihm in das Gespräch ein. Anfangs fertigte er mich mit der bekannten Erzählung ab, von dem Geschenk eines unterirdischen Gnomenvölkchens, das in den Thurm eingemauert seyn, und alles Unglück von der Familie abwenden solle, aber ich merkte bald, daß er selbst dieses Märchen, das von einer Menge Schlössern erzählt wird, nicht glaubte. Endlich, als er vertraulicher geworden war, gestand er, daß er den rechten Grund des Geheimnisses selbst nicht wisse,

daß aber ohne Zweifel zwischen diesem Thurme und den Erscheinungen des silbernen Fräuleins ein Zusammenhang seyn müsse. Mir schien nun allerdings eine solche Verbindung nach meinen Erfahrungen über die Erscheinungen im Schlosse nicht wol denkbar, indessen ließ ich den Alten erzählen, und so erfuhr ich folgendes:

Vor uralter Zeit, als diese Besitzung von den Bentheims erkaufft worden war, lebte ein Fräulein aus der Familie der vorigen Besitzer. Sie soll von bezaubernder Schönheit gewesen seyn, aber dabei auch eine arge Zauberin. Durch ihre Zaubereien hatte sie den neuen Besitzer so geschreckt, daß er dem Wahnsinn nahe gewesen. Da hat man denn das Zauberfräulein in den alten Thurm erst zur Verwahrung gebracht, und dann, weil sie von den Zauberverken nicht abgelassen, sie der Hexerei angeklagt, und es dahin gebracht, daß sie mit der Wasserprobe sich reinigen sollen.

Man hatte sie nun, der Gewohnheit nach, mit gebundenen Händen und Füßen auf das Wasser des Schloßteiches gelegt; würde sie oben schwimmen, so mußte dieses als Beweis ihres Bundes mit der Hölle gelten. Sie sank nun zwar, unter Betheurung ihrer Unschuld, zu Boden, und so war sie von dem Verdacht gereinigt. Weil man sie aber leblos hervorzog, so hielt man ihre Unschuld doch nicht für hinlänglich erwiesen. Man versagte ihr deswegen das Begräbniß in der Gruft ihrer Familie und bestattete sie in einem Gange, welcher zur Kirche führte. Nun, heißt es, finde sie im Grabe keine Ruhe, und verfolge noch immer die Bewohner des Schlosses, auch suche sie noch im Tode den Thurm durch ihre Zaubereien zu stürzen, weil sie während ihres Gefängnisses ihn erwünscht habe, daß mit ihm auch, die neue Herrschaft fallen werde.

Der Hexenprozeß machte mir die Erzählung etwas verdächtig und ich fand das Märchen von den Unterirdischen fast passender. Uebrigens war ich wegen der Festigkeit des Thurmes ruhig, denn Hartmann ließ arbeiten, als baue er ein Werk, das Belagerungen aushalten solle.

Mehr Sorge machte mir Adelheid, an der ich eine ganz ungewöhnliche Unruhe bemerkte. Auch ihrem Vater schien dieses auszufallen, er fragte sie wiederholt nach dem Grund dieser Unruhe, doch ohne eine hinlängliche Antwort zu erhalten.

Es kam mir vor, als werde er selbst darüber bestürzt, und sehe in jener Unruhe, die Aeußerung einer früher schon an seiner Tochter bemerkten ahndenden Kraft. Auch Mehre aus der Dienerschaft, besonders die ältern, wurden aufmerksam und sahen sich bedenklich an. Endlich bestätigte der Erfolg die trüben Ahndungen. Es kamen Nachrichten von der Armee: der junge Bentheim war in der Schlacht geblieben, die Bestürzung und der Schmerz des Vaters war über alle Beschreibung. Mit dem einzigen Sohne ging ihm zugleich das Recht verloren, über den beträchtlichsten Theil seiner Güter zu verfügen, und alle Aussichten, seiner Tochter auch in Rücksicht auf äußeres Glück die glänzendste Zukunft zu bereiten, waren vereitelt.

Mein wahrer herzlicher Antheil, den ich an diesem Trauerereignisse der Familie nahm, brachte mich besonders der schönen Adelheid näher. Sie gestand ein, daß sie ein großes Unglück in der Familie geahndet habe, allein Bilder und Gefühle hätten sich vor ihrem Geiste verwirrt, daß sie nur die allgemeine Vorstellung des Unglücks habe fassen können. Erst in der Nacht, ehe die Trauerbotschaft angekommen, habe das Bild ihres Bruders sich mit jenen Vorstellungen vermischt. Ich fragte, ob sie öfters dergleichen Vorahndungen habe, und nun entdeckte sie mir, daß kein frohes oder betrübtes Ereigniß in ihrem Hause sich begeben, was ihr nicht mehre Tage zuvor in Bildern und Ahndungen vorschwebte, die zugleich eine dunkle und verworrene Beziehung auf jenes geheimnißvolle Zimmer haben; auch meine Ankunft habe sie schon einige Tage zuvor gewußt.

Diese Eigenheit, so schauervoll sie mir auch besonders in Verbindung mit dem früher bemerkten Nachtwandeln war, zog mich dennoch nur mächtiger an die schöne Adelheid. Mir hatte ebenfalls ein Traum das erste Zusammentreffen mit ihr vorgespiegelt, und so schien eine geheime Sympathie zwischen uns und unsern Schicksalen hervorzugehn, die ich gern als Unterpfand einer glücklichen Zukunft anerkannte. Ich glaubte auch bald an Adelheid eine Erwidrerung meiner Neigung zu bemerken, doch war der Eindruck jener Trauerbotschaft noch zu neu, als daß ohne Unzartheit über eine Liebe gesprochen werden konnte, die so viel Auseinandersetzungen und Berichtigungen nöthig machte, um günstige Aufnahme bei allen interessirten Personen erwarten zu können.

Die Erschütterung jenes Thurmes schien nun auch einige prophetische Bedeutung zu bekommen, und Bentheim selbst, wiewol mit seinem Sohne das Glück abgestorben war, das von der Erhaltung des Thurmes abhängen sollte, drang auf möglichste Befestigung jener alten Mauern. Sonderbar schien es dabei, daß Adelheid diesen Bau ungern sah und einigemal äußerte: es wäre vielleicht besser, der alte Thurm stürze ganz ein, da er doch seine Bedeutung verloren habe. Der alte Hartmann erkaltete auch wirklich in seinem Eifer, und sagte bedenklich: das Fräulein weiß vielleicht selbst nicht, was sie spricht, allein es hat gewiß Bedeutung. So fest glaubte auch er an ein dunkles Ahnungvermögen Adelheids. -

Indessen wuchs meine Liebe zu Adelheid täglich, ohne daß ich wagen durfte, ihr und ihrem Vater sie zu gestehn. Es wär' Thorheit von mir, dem Unbemittelten und Aussichtslosen gewesen, die Verbindung mit einem Fraulein zu suchen, die an jeden Glanz und jede Bequemlichkeit des Lebens gewöhnt, doch durch einen Unglückfall aller Mittel beraubt war, die gewohnte Art zu leben fortzusetzen. Die Rücksichten waren weder zu verkennen, noch zu tadeln, welche ihren Vater und sie selbst bei der Wahl des künftigen Gemahles leiten mußten, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, verbunden mit der feinsten Weltbildung, übertrugen reichlich den Mangel eines bedeutenden Vermögens. Ich war schon oft entschlossen, den Baron um meine Entlassung anzugehn. Durch eine kleine Reise wollte ich mich an die Entfernung von der Geliebten gewöhnen, als ein Vorfall sich ereignete, der alles änderte.

Am Morgen vor meiner Abreise übergab ich eben dem Baron einen Band geordneter Papiere und Rechnungen, als Lärm im Hause entstand, und die Dienstboten mit der Nachricht herbeiliefen, der Thurm sei — man wisse nicht durch welchen Zufall — eingestürzt. Wir eilten nach dem Platze, und hier kam uns schon der alte Hartmann entgegen, mit einem Kästchen, das, seinem Bericht nach, in den zersprungenen Mauern des Thurms verwahrt gewesen seyn sollte. Wir ahndeten Alle sogleich den Schlüssel zum Geheimniß des Thurmes in diesem Behältniß. Der Baron verschloß sich in sein Kabinet, aber bald ließ er mich rufen, um die alten Schriften, welche sich vorfanden, mit mir durchzugehen.

Diese Papiere enthielten die Geschichte jenes Fräuleins, wovon der alte Hartmann mir die Sage erzählt hatte. Ihr Vater war Besitzer des Schlosses und der dazu gehörigen Herrschaft. Sein Wunsch, einen männlichen Erben zu hinterlassen, verleitete ihn zum Gelübde eines Zuges in das heilige Land. Um während der Lösung dieses Gelübdes seine Herrschaft zu sichern, überließ er sie einem Freunde, aus dessen Redlichkeit er fest baute, gegen das Versprechen, ihm selbst bei seiner Rückkehr, oder, im Fall diese ihm versagt seyn sollte, seinem unmündigen Sohne alle anvertrauten Güter zurückzugeben. Die Urkunden wurden mit aller Förmlichkeit, für die entferntesten Erben noch gültig, ausgesetzt und vollzogen. Um ganz sicher zu gehn, verbarg des Fräuleins Vater seine Urkunden in den Knopf des Thurmes, der damals gebaut ward, ohne das Geheimniß jemand zu entdecken. Nur seine Tochter bemerkte zufällig diese Arbeit, doch ahndete sie die Wichtigkeit jener Schriften nicht.

Der Ritter blieb aus seinem Zuge in einem Gefecht gegen die Ungläubigen, und sein Freund halte nichts Angelegentlicheres, als sich selbst in den eigenthümlichen Besitz der anvertrauten Güter zu setzen. Die Tochter des vorigen Besitzers forderte nun ihres unmündigen Bruders erbliches Eigenthum von dem Anmaßer, allem dieser schützte sich durch die Urkunden, welche ihm den Besitz überließen, und läugnete das Versprechen der Zurückgabe. Nach langem Streiten besann sich das Fräulein auf die Schriften, welche ihr Vater einst in dem Thurmknopfe verborgen hatte, allein, zu vorsichtig dieses Geheimniß ihren mächtigen Feinden preis zu geben, verschwieg sie es, um es einst ihrem Bruder zu entdecken. Doch war der Verdacht, daß sie ein gefährliches Geheimniß bewahre, hinlänglich, um sie zu verfolgen. Man versuchte anfangs Versprechen und Drohungen, um sie zu der Entdeckung zu bewegen. Endlich beschuldigte man sie der Zauberei und setzte sie in denselben Thurm gefangen, der ihr Geheimniß bewahrte. Hier fand sie Gelegenheit, diese Nachrichten aufzuschreiben, und an einem verborgenen Ort in der Mauer der Nachwelt aufzubewahren.

Bentheim dankte dem Himmel, der ihm diese Entdeckung zu einer Zeit machen ließ, wo es ihm so wenig Ueberwindung kostete, das unrecht besessene Gut dem rechten Eigenthümer zurückzugeben. Er ließ den Thurmknopf öffnen, die Papiere

fanden sich; — aber denkt mein Erstaunen, als der Name des frühern Besitzers zum Vorschein kam! Es war mein Ahnherr: Wolf von Huwald. Ich erinnerte mich aus alten Nachrichten, daß er seine Herrschaft verkauft hatte, und dann gegen die Ungläubigen geblieben war. Es fand kein Zweifel statt, ich war der Abkömmling und der einzige noch übrige Nachkomme jenes Wolf.

Bentheim erstaunte nicht weniger als ich selbst über diese Entdeckung, die ich sogleich mit den erforderlichen Papieren aus meinem Taschenbuch bewies. Seinen Glückwunsch verbat ich, so lang ich nicht wisse, ob ich, bei allen Reichthümern der Welt, wirklich glücklich seyn könne, nämlich durch Adelheid. Der Tochter Erröthen bekannte mir ein liebes, gern verrathenes Geheimniß. Bentheim hatte auch keine Einwendung und so schlossen wir den beglückten Bund unserer Liebe.

Indem ich beschäftigt war, dem Baron immer mehr Zeugnisse über meine Abkunft vorzulegen, dachte ich an den Ring, den ich Adelheid bei ihrem nächtlichen Besuche gegeben hatte. Einen recht sichern Beweis meiner Abkunft — sagte ich dem Baron — kann Ihnen sogar meine Braut selbst geben, in deren Hände ich ihn einmal in einer merkwürdigen Stunde gelegt habe.

Man verlangte Erklärung, und ich fragte Adelheid, ob sie nicht einmal einen ihr früher unbekanntem Ring an ihrer Hand bemerkt habe? Sie wußte nichts davon. Ich beschrieb' ihr den Ring genau, allein sie konnte sich nicht besinnen, sie fand auch bei dem Nachsuchen keinen ähnlichen Ring unter den ihrigen, und ich mußte glauben, was freilich unangenehm war, der Ring sei der nächtlichen Wandlerin damals auf dem Wege entfallen. Ich sollte nun das Nähere von diesem Geschenk erzählen. Der Baron ward bei der Nachricht von dem nächtlichen Erscheinen seiner Tochter in jenem Zimmer verlegen, und Adelheid versicherte, sie habe niemals, so viel ihr wissend sei, einen Anfall von Nachtwandeln gehabt, und selbst, wenn dieses ohne ihr Wissen möglich sei, so gehe doch aus ihrem Schlafzimmer kein Weg zu jenem Gemach, der Besuch also sei wenigstens unmöglich. Indessen war ich meiner Sache zu gewiß. Ich erinnerte sie an den möglichen Zusammenhang des Nachtwandelns mit ihrem oft erprobten Ahndungsvermögen, und bat sie, den Weg nach dem Fräuleinzimmer genau zu

untersuchen, vielleicht finde sich ein unbekannter Zusammenhang, vielleicht auch selbst der Ring, der dort verloren seyn mußte.

Adelheid gab endlich, wiewol ungern, meinen Zureden nach, und so gingen wir, nebst dem Baron, der uns führte, durch einen wüsten, lang verschlossen gewesenen Gang. Eine schmale Treppe führte aufwärts. Wir stießen an eine Tapetenthür, und meine Behauptung bestätigte sich. Diese Thüre führte in das berüchtigte Zimmer, wo, statt eines gefürchteten Gespenstes, die holde Adelheid mir erschienen war. Unbegreiflich blieb nur, wie die verschlossene und fast eingerostete Thüre sich hatte von der Nachtwandlerin eröffnen lassen.

Die Trümmer des eingestürzten Thurmes machten den vordem Ausweg aus dem Zimmer ungangbar, wir waren also genöthigt denselben düstern, unheimlichen Weg wieder zurückzuwandern. Als wir die Treppe herabgestiegen waren, und uns in dem langen, verfallenen, dunklen Gange umsahen, schreckte auf einmal Adelheid zusammen, und zeigte nach einer Wand, wo wir Andern Nichts gewahr wurden. Sie behauptete: sie habe einen weißen Schatten dort gesehen, und ihr Gefühl sage ihr, daß ein Grab in der Nähe seyn müsse. Der Baron wollte es ihr ausreden, aber sie blieb dabei. Mir fiel das Grab des Fräuleins ein, von welchem Hartmann erzählt hatte, und ich beschloß, mit Zustimmung des Barons, nachsuchen zu lassen. Hartmann, mit einigen Arbeitern, begleiteten mich. Wir fanden bald in der Mauer Zeichen, die unsre Vermuthung bestätigten, und hinter einigen weggenommenen Steinen kam ein Sarg zum Vorschein.

Ich ließ die Decke von dem Sarge abheben, und das Bild meines Traumes, Adelheid's Ebenbild, aber in das mir wohl bekannte Gewand mit silbernen Sternen gekleidet, lag vor mir im Sarge, kenntlich, wie vom Tode noch gar nicht berührt, das Gesicht in lieblicher bezaubernder Schönheit noch lächelnd. So stand Adelheid in jener Nacht vor mir, und in jenem Traume, der mich zuerst der Geliebten entgegen führte.

Das ist das silberne Fräulein! — riefen die Arbeiter zugleich mit Hartmann, und dieser Ausruf, und das Gewand mit silbernen Sternen, das ich nie an meiner Geliebten gesehen hatte, weckte mir jetzt eine dunkle grausende Ungewißheit, ob wol jene nächtliche Wandlerin wirklich Adelheid war? Da fiel mein Blick

auf die gefalteten Hände der Todten, und ich erblickte meinen Ring, mit welchem ich mich — so sah ich nun schauernd — der Braut im Sarge verlobt hatte.

Ich mochte eine Zeitlang in starrem Schreck stumm gestanden haben, als Hartmann mich fragte, was mit diesem Todten werden sollte. Mir war indessen jene ganze Nachtszene lebendig geworden. Die Weigerung jener Erscheinung, mir ein Pfand der Treue zurückzulassen, schien auf kein dunkles Band zwischen der Todten und dem Lebenden hinzudeuten. Ihr Verlangen, bei dem Erblicken des Ringes einen unausgesprochenen Wunsch zu errathen, bekam jetzt einen unverkennbaren Sinn, da ich die, erst Verfolgte, und dann lange verkannte Tode, deren Sorgfalt ich mein ganzes Glück dankte, im einsamen Grabe, fern von den Särgen ihrer Angehörigen erblickte. Sie erschien der Schutzgeist meiner Liebe und meines Glückes. Ich befahl den Sarg in das Schloß zu tragen und dort Anstalten zu ihrem feierlichen Begräbniß in der Familiengruft zu treffen.

Der Baron billigte mein Vorhaben, denn er und Adelheid erkannten in der Bewohnerin ebenfalls die noch im Tode wohlthätige Urahnin meines Hauses. Nach dem Begräbniß blieb ich in der Gruft, um noch einmal den Ring zu betrachten, der mich 'doch zuweilen mit unheimlichen Gefühlen erfüllte. Allein, als ich die Sargdecke abheben ließ, war der vor kurzem noch so schöne Leichnam in Asche zerfallen, ein Zeichen, wie es mir schien, daß er seine Ruhe gefunden habe.

Nach einigen Wochen war mein feierliches Verlobungsfest mit Adelheid angesetzt. Ich hatte einen Ring fertigen lassen, und wollte eben im Scherz ihn an dem Finger meiner Braut prüfen, da entzog sie mir schnell ihre Hand. O, bitte — rief sie — einen Augenblick Geduld! Sie schloß ihre Schatulle auf und nahm daraus einen Ring. Ich habe Ihnen ein verlornes Eigenthum zurückzugeben — fuhr sie fort — und zugleich eine Bitte, diese aber müssen Sie errathen, aussprechen kann ich sie nicht. Zugleich zeigte sie mir ihre Hand, und an dieser jenen nächtlichen Verlobungsring. Nun was möcht' ich? fragte sie noch einmal. Mit diesem Ringe mir verlobt werden, erwidert' ich; sie nickte bejahend.

Sonderbare Verkettung! — rief ich — denn nun, wo mir wieder eine unausgesprochene Bitte entgegenkam, ward es mir von

neuem zweifelhaft, ob Adelheid, oder ihr nachtwandelndes Ebenbild den Ring empfangen hatte. Meine Braut deutete den Ausruf anders, und erzählte mir, der Ring sei wirklich, meiner Vermuthung gemäß, in jenem Gange gefunden worden.

Von diesem Tage an konnte das furchtbare Fräuleinzimmer ohne Gefahr und ohne Störung bewohnt werden, auch die Bauern fürchteten das silberne Fräulein nicht mehr, das sie in ihrem silbergestickten Sternschleier hatten begraben sehn, in welchem es sonst als gespenstische Erscheinung umhergewandelt seyn sollte. Der Baron selbst erzählte mir jetzt, wie er in jener Nacht, wo er uns mit einem falschen Zimmer getäuscht hatte, eine Gestalt in silberglänzendem Schleier in drohender Stellung vor seinem Bette gesehen, und deswegen uns zu einer zweiten Nacht in dem wahren Fräuleinzimmer veranlaßt habe, weil ihm die drohende Miene der Erscheinung jene Täuschung zu mißbilligen schien. Ich ließ alle weiteren Untersuchungen über dergleichen Dinge ruhen, das liebste war mir, daß meine Adelheid von ihrer Verlobung an jenes Ahndungsvermögen verlor, was ihr, wie sie mir oft gestand, mehr trübe als frohe Augenblicke gegeben hatte. Auch zu mir kamen keine bedeutenden Träume mehr, und nur, seitdem meine Adelheid wieder von mir genommen ist, seh' ich zuweilen Bilder der Zukunft, doch, was ich gern der frommen Liebe meiner Abgeschiedenen danke, nur einer frohen heitern Zukunft.

Und so, Kinder — deswegen hab' ich Euch meine Wundergeschichte erzählt — so hab' ich auch im Traume von unsern lieben Kriegshelden nur frohe Bilder gesehn. Trauet also meinen Erfahrungen, die wenigstens nahe genug an die Gränze des Geisterreiches anstreifen, und seid guter Dinge! Aber hört doch, was kratzt denn an der Thüre? Kommen etwa Deine Jäger? Ich höre Hunde.

Vater — rief Julie — Vater, das ist Bianka's Stimme.

Sie öffnete die Thür, und das treue Thier kam mit freudigem Springen und Schreien in das Zimmer gestürmt, begrüßte Alle, und forderte sie durch Umkehren und Wiederkommen auf, ihm zu folgen.

Daß der wol seinen Herrn gefunden hat! — sagte der Oberforstmeister lachend.

Bruder Huwald — rief Thalheim — das ist ein Streich von Dir! Gesteh's, unsre Söhne sind zurück?

Nun, wärest Du denn böse — erwiderte Jener — wenn es auf eine Ueberraschung angesehen wäre? Du solltest sie auf der Schnepfenjagd finden, im Walde; so hat sie nun mein Jäger hergerufen.

Hörner klangen jetzt unten, und die beiden Erwarteten, als Jäger gekleidet, mit reicher Beute von der Jagd, traten herein.

Dein Traum geht aus, Julie! — rief der Oberforstmeister in die frohen Umarmungen — Da sind ja die Jäger mit dem Wildpret? Hab' ich's nicht gesagt:

Okuli,
da kommen sie!

Sechstes Bändchen.

Leipzig. 1816.

[Auch veröffentlicht als: „Wunderbuch“ — 2. Band.]



Vorrede.

Durch Abhaltungen sehr verschiedener Art ward ich gehindert, zu dem zweiten Bändchen des Wunderbuches die Beiträge in demselben Verhältnisse zu liefern, wie zu den frühern Bänden des Gespensterbuches. Mein Freund Friedrich Laun hat dagegen dieses zweite Bändchen so vorzüglich und so reich ausgestattet, daß ich meinen Dank dafür gern mit dem Dank der Leser vereinigen möchte, wenn unser Freund nicht aus einer besondern Vorliebe für Erhaltung und Herstellung des Gleichgewichtes, wenigstens in der Wunderwelt, darauf bestände, eine Ausgleichung auszuüben, und seine Beiträge für das dritte Bändchen zum Theil durch Anweisungen auf geleistete Vorschüsse im zweiten Bändchen zu liefern. Hoffentlich erfährt er bald die Unzufriedenheit der Leser mit seinem Vorsatz; sollte er aber dadurch sich nicht zu einem andern Entschluß bewegen lassen, so wird es allerdings unerläßliche Pflicht für mich, im dritten Bändchen nachzuholen, was ich im zweiten versäumt habe, und Freund Laun wird dann im vierten die Mängel des dritten reichlich auszugleichen haben.

Leipzig in der Ostermesse 1816,

A. Apel.

Swanehild.

1.

Mitternacht war schon vorüber, als gedrängt von allen Seiten durch die siegestrunkenen Franken, der Sachsen Heerführer Wittekind, den diese damals ihren König nannten, nach einer harten Winterreise, zu Fuße ankam auf der Burg seines Namens. Seine Gemahlin, Geva, Herzog Alf von Holstein und wenige Ritter und Knechte waren mit ihm; sämmtlich in der Tracht gemeiner Bauersleute.

Traun, ein köstlich Stück von einer Veste! rief Wittekind mit bitterm Spotte aus, als er nebst dem Herzog Alf bei Fackelscheine die Burg besah. Denn die Thürme fehlten ihr, die Graben waren ausgefüllt und der Wind strich schauerlich durch die meisten Gemächer. Um so weniger aber, fuhr er fort, dürften unsere Verfolger uns hier aufsuchen. Daher werden wir ungestört Kräfte sammeln zu dem einzigen, großen Zwecke, der Rettung des Vaterlandes vom Uebermuthe der Fremden.

Seufzend blickte Frau Geva, die sich auch dazu gefunden, zu ihm hinauf, und Alf sagte kopfschüttelnd: So hegst Du, nach so mannichfachen, unerhörten Drangsalen und Nöthen, noch immer Hoffnungen in dem großen Herzen?

Ei, was sollte mir wohl ein Herz ohne Hoffnung? Und sie will ich festhalten, auch denke ich, daß meine Lieben mich eher darin unterstützen, als mir solches erschweren werden.

Ein ernster Blick, der dabei über Alf und seine Gemahlin hinstreifte, benahm allen Seufzern und Einwürfen auf einmal die Sprache; worauf König Wittekind sie und den Freund herzlich bei der Hand faßte und ausrief: Nach so langwieriger Wanderung wird uns der Schlaf am besten thun. Morgen, bei neuer Kraft, von der Hauptsache!

2.

Als aber Wittekind mit dem ersten Strahle des neuen Tages an das Fenster trat und alles in einem weiten Kreise so zerstört und verödet sah, wie die Gegenden, aus denen sie geflüchtet waren, als die, durch lange Gewohnheit seinem Herzen am werthesten gewordene, Umgebung, gleichsam vernichtet vor ihm dalag, da mußte er sich zur Seite wenden, um der Gattin, welche zu ihm trat, das nasse Auge zu verheimlichen.

O ihr Götter! rief Frau Geva, ihm an die Brust sinkend, was mag aus so vielen Unglücklichen geworden seyn, die vor Kurzem noch hier Heerd und Wohnungen hatten?

Zu Rachegeistern haben sie sich erhoben, sprach der Held, im Augenblicke gefaßt und begeistert. Ihre Herzen werden im Blute der gefallenen Brüder zu ehernen Mauern werden, an denen der Stolz dieser Franken zerschellen muß. Auf den abgebrochenen Wänden ihrer Wohnungen werden sie ihre Schwerter wetzen und den Kampf für Freiheit und Recht kräftiger und besser bestehen als zeither! —

Hierauf begab sich der König in Alfs Gemach und ging mit diesem hinunter in die winterliche Einöde, zu sehen, ob noch irgendwo eine Spur des Lebens anzutreffen sei. Aber nicht einmal Todte waren zu finden. Die ihrer Beschützer entblößten Unbewehrten, schienen noch zu rechter Zeit dem ausländischen Heuschreckenschwarme entronnen.

Der Trost, daß so vielleicht eine Menge Schuldloser ihr Leben erhalten hätten, erleichterte die beklommenen Herzen der Helden in etwas. Fast aber hätte sich die Zwietracht zwischen sie eingedrängt, als dem nach Rache und Freiheit dürstenden Könige Herzog Alf abermals Zweifel am Gelingen des zu erneuernden Kampfes entgegengesetzte.

Haben wir, fragte nämlich Alf, nicht schon zeither uns werth gezeigt unserer Abkunft, und wohin sind wir dadurch gekommen? — Meinst Du, daß das Sachsenvolk nun, nachdem ihm alle Nerven zerschnitten worden, seine Rechte besser behaupten werde, als vormals, wie es noch in Fülle der Kraft und des Muthes ankämpfte gegen die fränkische Uebermacht? Und ist es das aus allen Weltenden aufgeraffte, immer neuersetzte, feile Gesindel dieses Karls wohl werth, daß auch nur Ein edler Sachse sein Blut dagegen versprütze? — Was von uns geschehen, ist hauptsächlich für unsere Götter geschehen; was

aber haben diese für uns gethan? Unsere Opfer haben sie hingenommen und freuen sich, allem Ansehen nach, unseres Untergangs. Laß uns ihnen vergelten. Wozu Götter, die keinen Schutz gewähren können oder wollen? Laß es uns mit den Göttern versuchen, die jenem Karl so günstig sind. Denn auf diesem Wege ist wohl noch eher Freiheit und Glück zu gewärtigen für das sächsische Volk. —

Da brach Wittekind in seinem Eifer hierüber also aus: So sollten wir denn als Feiglinge beschließen die Sache, die wir zeither ohne Glück, aber nicht ohne Ruhm, geführt haben? So sollten wir auf die Götter es wälzen, was einzig der Ueberzahl des Feindes und der oft allzugeringen Ausdauer der Unsrigen zuzuschreiben ist? Ja, auch dieser mit, und zum Theil der Tollkühnheit, die da Angriffe wagte, wo an keinen Erfolg zu denken war. Der Besitz, den diese Franken uns rauben wollten, der ist oft unser Verderb gewesen. Diese Hütten, eine falsche, vergängliche Heimath darbietend, drohten uns um die unvergängliche, das Vaterland, zu betrügen.

Wenn dieses von fremden Teufeln besessen ist, wenn der ganze, große Volksstamm aufgerieben wird, was sollen uns da noch Güter und Wohnung und Vereinzelung der Stämme? Nein, überall wie hier, keine Hütten mehr! Mit ihnen zerfallen die Scheidewände die uns trennten, und Männer, Weiber und Kinder werden vereint stürzen auf den Frankenschwarm und Verzweiflung Trotz bieten seiner Ueberzahl. Nur Verzweiflung konnte uns helfen, sie ist da und wir werden gerettet seyn! —

3.

Bei diesen Worten waren sie im Weitergehen auf eine Anhöhe gelangt, und erblickten endlich in der Ferne ein Häuflein Menschen um einen brennenden Holzhausen versammelt.

Dank den Göttern! rief der König aus. Zu ihnen! Sie sollen, wenn sie brave Sachsen sind, als Mitwerber dienen in der großen Sache!

Aber Herzog Alf schien bereits im Herzen seine Götter zugleich mit der zeitherigen Hoffnung gänzlich aufgegeben zu

haben. Darum ging er, während Wittekind sich weiter über sein Vorhaben verbreitete, ganz still und traurig neben dem Hoffenden her.

Das Häuflein stand, wie sich bei ihrem Herannahen ergab, vor einem Priester, der schon in des Königs Sinne beschäftigt war, indem er seine Zuhörer zur Vertheidigung der alten Götter aufforderte. Und als Wittekind freudig ausrief: Das ist der Unsere! da gewahrte der auf der Wand eines zerstörten Hauses, erhöht vor den Andern stehende Priester die Ankommenden. Er erkannte sie auch, trotz ihrer geringen Kleidung sogleich, ging ihnen frohlockend entgegen, und zeigte den Männern, die ihn umgaben, Wodans wunderbare Schickung in diesem Ereignisse.

Wittekind selbst erinnerte sich ebenfalls des silberhaarigen Priesters, Namens Uffo, den er vor Kurzem erst am Harz bei seinem Schwager, dem Herzog Ehrenbrecht von Ballenstädt, gesehen hatte. Er war ein Eiferer für die alten Götter wie keiner mehr, und taugte darum nur desto besser zu dem Vorhaben, das Volk für die allgemeine Sache zu entzünden.

Wittekind theilte ihm seinen Anschlag mit, und der priesterliche Greis sagte: Das dachten wir alle, daß der König sein Volk und seine Götter dem Verderben entreißen werde. Und sein Weg dazu ist der rechte, so muß der Sieg unser seyn. Ja, kein Eigenthum mehr, als Schwert, Lanze und Schild. Kein Eigenthum, bis diese Franken vertrieben und nichts von ihnen übrig ist im Sachsenlande, denn todes Gebein! Mögen Hütten und Wälder zum Feuerströme werden! In diesem wird unser Muth sich härten und kräftigen zu Erkämpfung anderer, schönerer Hütten, welche die Weichlichkeit der Feinde für sich zu erbauen glaubte. Und noch glücklicher der, der in dem großen Kampfe untergeht. Denn ihm wird Wodan entgegenziehen auf dem glänzenden Sleipner [*Ein Pferd des Kriegsgottes Wodan, welches acht Beine hatte.*], um ihn nach Walhalla zu führen an die Tafel der ewigen Götter!

Als Uffo hierauf den König und Alf zurückbegleitete nach der Wittekindsburg, da gedachte der Priester unter mehreren jungen Helden, die er zu Anführern vorschlug, auch eines Heinrich von Eschen, seines Bruderssohns. Leider, sprach er, ist der tapfere Gesell, in Folge einer unglücklichen Leidenschaft zum Träumer geworden, und geht dem Vaterlande ohnfehlbar ganz verloren, wenn — —

Nun, so vollende doch! versetzte Wittekind, als Uffo hier innehielt.

Wenn — Du ihm ungünstig seyn solltest! — fügte der Priester hinzu.

Warum denn ich?

Weil seine vermessenen Wünsche sich bis zu Deinem Stamme hinauf versteigen. —

Sprich wenigstens deutlich aus, was Du davon weißt.

Nun denn, versetzte Uffo, er liebt Fräulein Swanehilden, die Tochter des verstorbenen Grafen von Ringelsheim. Er lebt nur noch im Gedanken an sie. Seine Bekanntschaft mit ihr rührt her von Deinem letzten Besuche des Herzogs Ehrenbrecht, wo Frau Geva, Dein Gemahl, sie mit sich hatte. Aber er geht lieber in seinem Grame unter, als daß er eine verwegene Ansprache bei Dir um sie thun sollte. —

Nach kurzem Innehalten fuhr der Priester also fort: Leider, sehe ich nun wohl, daß das Schweigen des jungen Unglücklichen besser war, als die Rede, mit der ich einen wackern Kämpfer für die gute Sache zu erwecken hoffte. Ich sehe das an meines Königs Auge, welches finster wird bei meiner Entdeckung und sich von mir abwendet.

Ehrwürdiger Uffo, sprach hierauf Wittekind, Du irrest in der Quelle meiner Betrübniß. Dein Neffe ist mir nicht unbekannt und mit Freuden wollte ich ihm Swanehilden von Ringelsheim zum Gemahl geben, beider aber weiß Frau Geva so wenig von ihr als ich selbst. Ohnfehlbar muß sie bei unserer vorletzten Flucht in der Feinde Hände gerathen seyn, sie und mein Söhnlein mit ihr. Vielleicht gehören sie beide zu den Fünftehalbtausenden, welche der Wütherich an der Aller ermorden ließ! —?

Wittekind stand lange in seinen Schmerz versunken. Dann fuhr er fort: O es war ein gutes, herrliches Wesen, diese Swanehild,

und Dein Heinrich ist mir um so lieber geworden, nun ich weiß, welchen Eindruck sie auf ihn machte. Sende ihn zu mir so bald als möglich. Meine Geva wird ihm von ihrer lieben Swanehild gar manches erzählen, und den Jüngling dadurch anflammen zu rächen die Verlorene an ihren Mördern.

Schon am folgenden Morgen traf Heinrich von Eschen auf der Wittekindsburg ein, um mit dem Könige und dessen Gemahlin Swanehildens Schicksal zu beklagen, Wittekind hätte die Hauptmannsstelle, die er ihm übertrug, keinem Rachegehlühendern anvertrauen können.

5.

Inzwischen verlautete die Rückkehr des Königs immer mehr und mehr in der Gegend. Alles beeiferte sich, sein Haus mit dem Nöthigen zu versorgen. Auch nahm tagtäglich die Zahl der alten, erprobten Freunde auf der Burg zu, tagtäglich trafen sowohl ganze Schaaren als kleinere Haufen in der Gegend ein, um der allgemeinen Sache beizutreten.

Am thätigsten arbeiteten der Greis Uffo und sein Neffe Heinrich an der geheimen Zusammenberufung der durch das erlittene Kriegsunglück überall hin verstreute Volkshäupter.

Aber die Vollmondnacht, in welcher der gewöhnliche Waldplatz die Versammelten umgab, zeigte dem Könige und Alf, die voll Vertrauen dahin eilten, welches ein neues Unglück über das Volk der Sachsen hereingebrochen war. Viele der angesehensten, erleuchtetsten und tapfersten Gaugrafen, auf welche man vorzüglich gerechnet hatte, waren wenige Tage zuvor, in Folge von Karls Befehlen, nebst andern ausgezeichneten Personen ergriffen und mit Weibern und Kindern weit hinweg geführt worden; zehntausend Stämme an der Zahl.

Die Lücke, welche hierdurch entstand, war allzugroß, als daß sogleich zur Ausführung des neuen Planes hätte geschritten werden können. Doch die allgemein aufbrausende Erbitterung über diesen abermaligen grausamen Versuch, das Sachsenvolk an seiner Wurzel zu zerstören, schien dennoch für den Gewinn einer bessern Zukunft zu bürgen.

So schwöret denn! rief der König, im Gefühl der Wonne über ihren Ingrimme sein Schwert ausziehend, und alles drängte sich verlangend um ihn her. Allein mit sinkender Stimme fuhr er fort: Doch nein, schwöret nicht. Auch Hussthon und Bruno [*Heerführer von Sachsen.*] schwuren einst bei diesem Schwerte, zu siegen oder zu sterben, und bald darauf krochen sie zu den Füßen unseres Feindes um Verzeihung und Gnade. Denket an Freiheit und Götter, so wird es des entweihten Schwures nimmer bedürfen!

Und als man auseinanderging, da dämmerte mit dem anbrechenden Frührothe in Wittekinds, durch das Andenken an die treulosen Heerführer wieder trübe gewordenem Herzen auch die Hoffnung von neuem auf, und er schlug dem Herzog Alf, der tief in sich gekehrt neben ihm ging, auf die Schulter und sagte: Lieber, ermanne Dich. Siehe, wie nach der Nacht der Morgen daher kommt. Auch unserm hart gemißhandelten, zertrennten Volke wird sein Morgen nicht ausbleiben. Leuchtet doch immer noch dieselbe Sonne, die uns zum Siege bei Süntal leuchtete! —

6.

Eines Nachmittags, als Wittekind eben mit seiner Gemahlin und dem Neuen Alf auf der Burg bei der wärmenden Flamme von der Zukunft redete, und des Herzogs Kummer über die durch Abfall von den Göttern der Väter mit jedem Tage erfolgende Verminderung des streitbaren Häufleins zu lindern suchte, da meldete plötzlich ein Ritter drei vornehme Franken, welche den König zu sprechen wünschten.

Und die Königin stand erschrocken auf und rang die Hände und rief: So haben denn auch diese unwirhbaren Trümmer der vormals so ansehnlichen Burg uns nicht verbergen können vor unsern Feinden! Aber Wittekind gab ihr einen Wink zum Abtreten und sagte, daß er die Ankömmlinge erwarte.

Alsbald traten die Franken in das Gemach an ihrer Spitze Herr Amalwein, der geheime Rath des Königes Karl, der mit Wittekind schon früher, aber fruchtlos, Unterhandlung anzuknüpfen versucht hatte.

Karl, der König der Franken, so begann er, entbietet Euch, Herr Wittekind und Herr Alf, seinen Gruß! Euern standhaften Sinn und mannliches Gewahren achtend, wünscht er aufzurichten mit Euch ein Friedens- und Freundschaftsbündniß, das Eurem streitbaren Volke und Euch selbst zu Segen und Ruhme gedeihen soll.

Herr Amalwein, so versetzte hierauf der Sachsenfürst, unfehlbar hat Euch auf der Reise nach Kundschaft in der Gegend ein Zufall unsern Aufenthalt entdeckt, und Ihr blähet Euch nur mit dem Vorgeben eines Befehls von Euerm Herrn darum, weil Euch ein sicheres Geleite durch die Meinigen nöthig dünkt, die Ihr hier nicht vermuthend waret. Woher wüßte denn König Karl von unserm hiesigen Aufenthalte? —

Meinet Ihr, entgegnete der Franke, daß Ihr darum hier verborgen hauset, weil Ihr Eure Burg in der Zerstörung und jedermann zugänglich gelassen? So sollte mein König wohl gar glauben, daß Ihr, wie überall verbreitet worden, in Jütland wäret, um dort gemächlich auszuruhen von den erlittenen Unfällen? Nein, Herr Wittekind, er weiß alles. Er weiß, wie seit Eurer Rückkehr die hiesige Gegend sich wunderbarlich belebt hat, wie die zahllosen Wachtfeuer, so alle Nächte aufsteigen, ihn mit baldigem Wiederausbruche der Feindseligkeiten bedrohen. Ja, er weiß sogar, mit welchen Beschlüssen die Versammlung im letzten Vollmonde auseinander ging. — Aber er will nicht wissen, nicht hören, nicht sehen; nur Euer Freund will er werden! —

Und hierzu, rief Wittekind spottend aus, zu solchem Zwecke sind von ihm wohl auch eben zehntausend der ersten meines Volkes ihrer lieben Heimath entrissen und getrieben worden in ein Reich, das wegen seines Herrschers Raubgier jeder Sachse verabscheuen muß. —

Ja, spricht, Herr Amalwein, so fügte Herzog Alf hinzu, that Euer König dieß auch, um dadurch seinen Freundschaftsbund mit uns einzuleiten? —

Und, versetzte der Franke, rechtfertigen die Vorgänge in hiesiger Gegend solche Maßregel nicht völlig? Bei meinem Worte, nur an Euch ist's, die Entfernten wieder zurückzuführen. Folget mir. Sobald Ihr den schrecklichen Glauben aufgibt, der Euer Volk zu Grunde richtet, wird der große Karl Euch als Freunde und Bundesgenossen umarmen, welche ihm um so

lieber seyn werden, je schwerer ihm der Verein geworden, der beiden Völkern nur Heil verspricht. Er wird jeden Verwiesenen in die Heimath zurücklassen, jeden, für dessen Treue Ihr Euch zu Bürgen stellt.

An glatten Worten fehlt's Euch nie, Ihr Franken! sprach Herzog Alf. Wie würdet Ihr unser spotten, wenn wir darauf hin Euch trauen, Euch folgen wolltet in der Feinde Gewalt!

Herr Alf, entgegnete der Franke, verkennet nicht meinen und meines Gebieters arglosen Sinn. Eure Zweifel alle zu zerstören, soll ich diese beiden Stützen seines Thrones, Herrn Stephan von Montfort und den Grafen Heinrich von Hennenberg, als Geiseln zurücklassen auf dieser Eurer Burg. —

Hm, rief Wittekind, zu dem Grafen Heinrich gewendet, Ihr, mit dem rühmlichen, deutschen Namen, ein Bürge für das Wort dieses Christenkönigs? Auch geltet Ihr viel bei ihm, wie ich höre, Ihr, dessen Schwester Hadmuth mein Vetter, Beringer von Ballenstädt, zum Gemahl begehret hat? Aus meinem Angesicht, Graf von Hennenberg! In der Schlacht nur verlange ich das Eure zu sehen, nicht hier. Denn mir blutet das Herz neben einem Verräther zu stehen ohne mein Schwert zücken zu dürfen gegen ihn. — Und Ihr, Herr Amalwein, gehabt Euch wohl und saget Eurem Könige sagt ihm meinetwegen was Ihr wollt; nur nichts von meiner Freundschaft für ihn und seine Götter. —

Herr Wittekind, erwiederte Amalwein, Eure bittere Reue wird diese günstige Stunde gewiß nur allzubald, aber vergebens zurückverlangen! —

Ich habe keine Reue, als über die Langmuth, mit der ich Euch anhörte! eiferte der König, ihm den Rücken kehrend.

Herr Alf! — hiermit ging der Abgesandte darauf schmeichlerisch diesen an. Doch der sagte, auf Wittekind deutend: Was er sprach, hätte auch ich gesprochen; denn wir theilen, wie unser Schicksal, so auch die Gesinnung! —

7.

Die beiden Helden rathschlagten noch, ob sie unter solchen Umständen die Burg mit einem gemeinen, heimlichern

Aufenthalte vertauschen sollten, als die Königin wieder hereintrat. Der schwere Kummer in ihrer Miene schien eines schleunigen Trostes zu bedürfen. Daher vielleicht sprach der theilnehmende Gatte jetzt auf einmal entscheidend: Wir bleiben! Obschon verrathen und ohne Wälle, und Thürme, bleiben wir in der luftigen Veste! Wir senden Boten an die Unsern, um ihnen von dem Ereignisse Kunde zu geben. Ihre Wachsamkeit und Treue ist uns ein besserer Schutz als der festeste, stolzeste Wohnort. —

So geschah es auch. Uebrigens unternahm man fränkischer Seite nicht einmal einen Versuch, den Sitz der Sachsenheerführer zu beunruhigen.

Allein grade dieses erregte dem Könige Besorgnisse. Je ruhiger die Arglist aussieht, sprach er einsmals zu Alf, desto eifriger sei man auf der Hut! —

Leider konnten die Hoffnungen, die allgemein auf die Beschlüsse der nächsten Vollmondnacht gesetzt wurden, nicht gehörig in Erfüllung gehen.

Die Zeit zwischen Winter und Frühling war Schuld daran. Bei dem Austreten einer Menge von Strömen und Flüssen konnte aus den meisten Gauen niemand sich einstellen, so daß die Versammlung noch minder zahlreich und vollständig seyn mußte, als das erste Mal. Auch warfen sich, selbst wenn die Anwesenden im Geiste der Uebrigen, den sie kannten, hätten einen schleunigen Krieg beschlossen wollen, der nöthigen Kraft des letztern, eben die ausgetretenen Gewässer behindernd in den Weg.

Wittekind sagte daher: Still und besonnen, meine Freunde! Ein rohes Aufbrausen gegen Zeit und Umstände hat uns zeither das größte Verderben bereitet. Die Feinde wissen es, und scheinen abermals darauf zu lauern. Wir müssen erst beisammen, oder gewärtig seyn, uns durch die blutigsten Anstrengungen das Joch der Knechtschaft selbst auf den Nacken für ewig zu heften. Der zweite Vollmond nach dem heutigen wird vielleicht unserm Vereine günstiger ausfallen.

Da erhob sich hier und da ein Murren unter den schlagfertigen, rachedurstigen Helden. Doch Wittekind sprach: Wohl dem Volke, dessen Vorsteher von so edler Ungeduld brennen, aber wehe

ihnen, wenn sie das Feuer nicht zu bewahren wissen bis zur rechten Zeit und Stunde!

Hierauf kein Laut weiter. Uffo opferte den Göttern, und die Versammelten schieden in tiefer Ehrfurcht von dem Könige, welcher mit dem Herzog Alf nach der Burg zurückkehrte.

8.

Ein schöner Frühlingstag gieng eben zu Ende. Auf sein Schwert gestützt stand König Wittekind am Fenster. Komm, rief er seiner Gemahlin, welche spinnend beim Rocken saß, komm und laß ab von Deinem traurigen Händewerk und erquicke Dich mit mir an dem rochen Glanze, worin die ganze Gegend aufzulodern scheint. Sieh den hellgrünen Anflug der lange genug traurig gewesenen Bäume und gedenke dabei unserer süßen Hoffnungen auf eine gleiche Erneuerung.

Wohl dachte ich schon daran, versetzte die Königin. Auch würde ich sicher längst die Spindel verlassen haben, um an Deiner Seite hier zu stehen, hätte ich Dein Sinnen nicht zu stören gescheut. Ist es doch heute ohnehin weit stiller und freundlicher in meiner Brust als zeither. Als solle eine gute Botschaft oder sonst ein erfreuliches Zeichen von außen kommen, so treibt es mich den ganzen Tag von Zeit zu Zeit nach den den Fenstern. —

Nur wenn ich da bin, fuhr sie mit sinkender Stimme fort, kehrt, leider! die alte Pein zurück. Denn ich sehe nichts als diese zerstöten Hütten!

Nichts, sagst Du, mein Herz? entgegnete der König. Bist Du mit sehenden Augen so blind, daß Dir über dem Zerbrechlichen, das wir vergessen sollten, der Strom des Lebens unbemerkt entrinnet, der allenthalben stark und anmuthig hervorquillt, der Dich eben, wie mich, an das Fenster lockt?

Erspare mir nur heute Deinen Zorn, mein Herr und Gemahl. Bin ich doch eben heute die Bekümmerte gar nicht, welche Du seit dem letzten, unersetzlichen Verluste immer vergebens zu trösten suchtest. Du bist nie hart gegen mich, theurer Wittekind.

Aber heute sei zwiefach mild, weil ich so weich bin und empfänglich für jedes Leid und jede Freude! —

Wittekind liebkosete ihr, und als sie wieder zum Fenster blickte, da rief sie aus: Sieh einmal den Staub dort auf dem Wege. Das ist von Rosses Hufen. Sollten wir noch Besuch erhalten?

Wermußdas seyn? sprach der König. Sieh, den herrlichen Braunen, der die Uebrigen weit hinter sich läßt. Ein Frauenbild darauf; nicht?

Jawohl, antwortete sie, und hinter der ersten noch einige Frauen, dann Ritter, die ihnen zur Begleitung dienen mögen. —

Fränkische Frauen und Ritter! sprach der König. Was soll das? Denkt Karl vielleicht, weil die Schlaueit seines geheimen Rathes nicht schlaue genug war, nun meinen geraden Sinn mit schönen Frauen zu überlisten? —

Die erste Dame war indeß auf ihrem Rosse, gleich einem leichten Vogel, in das offene Burgthor geflogen, und als die Uebrigen dieses noch lange nicht erreicht hatten, schon oben in des Fürsten Gemache.

9.

Im Schimmer der Abendsonne glich das hellblonde Haar der hohen Frauengestalt einem Heiligenscheine, und so wenig auch das Fürstenpaar auf das Christenthum und dessen Heilige hielt, so war es doch beiden, dem Könige und seiner Gemahlin im Auge zu lesen, daß eine überirdische Macht sich ihrer bemächtige.

Wer seid Ihr, hohe Frau? fragte nach einem langen, stillen Zwischenraume der Betrachtung und des Nachdenkens, Wittekind, der Fremden sich nähernd, die erwartungsvoll an der Thüre geblieben war. Mit ihm trat auch seine Gemahlin der Dame näher.

So kennt Ihr, mein theurer Ohm, und Ihr, geliebte Base, Eure Swanehild gar nicht mehr? Hat denn die kurze Zeit von wenig Monden mich Euerm Auge so ganz fremd werden lassen?

Da statrte das Ehepaar sich an.

Ja, sie ist's! rief Frau Geva, und schloß das für verloren geachtete, theure Kleinod fest in ihre Arme, und der König stand daneben und konnte nicht satt werden des Anschauens einer Gestalt, in der er, wie er späterhin selbst gestand, die freundliche Göttin Hlyna gesehen, welche — nach der Meinung seines Glaubens — von der gewaltigen Frigga ihren Geliebten, den Menschen zuweilen als Schutzgeist gesendet wird. —

Sieh meine Ahndung! sprach Geva zu ihm, Swanehilden seinem Wohlgefallen überlassend. Mit ihr ist die freudige Unruhe, welche mich erfüllte, zur reinen, köstlichen Freude geworden. Swanehild sei gesegnet!

Das sei sie! sagte der König, faßte des zarten Fräuleins beide Hände, und trank aus ihren blauen Augen ein Entzücken, das er seit langer Zeit nicht mehr gekannt hatte.

Nun aber Mägdlein, sprach jetzt Frau Geva, zögernd, weil sie fürchtete, daß die Antwort ihre früheren Besorgnisse in traurige Gewißheit verwandeln könne, nun sage mir, weißt Du vielleicht auch unsern Sohn Wiprecht, den wir zugleich mit Dir einbüßten?

Er lebt, theure Base; er ist gesund und wohlbehalten auf einer Burg, wo freundlich gesinnte Menschen ihn Euch bewahren.

Sieh, Geva, sagte hierauf der König zu dieser, die, auf einen Sessel gesunken, ihre Freudenthränen dem Himmel still zukehrte, sieh, die Götter haben uns nicht verlassen. Sie werden auch unserm Volke gnädig seyn! —

Drauf rief er hinaus, damit ein Mahl bereitet werde für Swanehild und deren Begleitung. Allein was letztere betraf, so hörte er, sie habe, so bald sie vernommen, daß das Fräulein das Fürstenpaar angetroffen, ihren Rückweg auf der Stelle wieder angetreten.

Seltsam, höchst seltsam! sprach der König, die Angekommene mit dem Auge um die Ursache fragend. Aber Swanehild bat ihn, dieß vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, indem sie ihm ein ander Mal gnügende Aufklärung darüber zu geben denke.

Der König billigte diesen Aufschub und sagte: Recht, mein Kind. Die ersten, herrlichen Augenblicke nicht an so gleichgültige Dinge verschwendet.

Dringe aber Du ebenfalls nicht jetzt mit Fragen in sie, mein Gemahl, sagte hierauf Frau Geva, die hinaus ging, um auf die

Mahlzeit ihr Auge zu richten. Denn wie wenig auch sonst der Neid mich anfechten mag, so beneide ich Di doch selbst die geringste Kunde von Swanehildens zeitherigem Leben, wenn ich sie nicht mit Dir theilen soll.

10.

Wittekind mußte sich, je länger er das Mägdlein betrachtete, immer mehr Gewalt anthun, um ihr Lob zurückzuhalten, das ihm auf der Zunge schwebte. Aus dem süßen, kindlichen Wesen, das er vor der Trennung in Swanehilden geliebt, war eine so feine, herrliche Jungfrau geworden, daß er zuweilen in Versuch gerieth, sie unter die hohen Asen [*Götter*] zu rechnen. Auch ihre Stimme schien ganz anders als vormals. So war noch kein Wort, kein Ton ihm zu Ohr und Herzen gedrungen, als der ihrige. Nur die Kleidung wollte ihm, weil sie die fränkische Weise hatte, wenig zusagen. Gleichwohl fand er sie an ihr nicht so widrig, als an anderm fränkischen Frauenzimmer, auch bestand sie in den feinsten, kostbarsten Stoffen, und er hätte überaus gern sogleich gewußt, wie sie in diese Tracht und zu so vornehmem Geleit gekommen sei, scheute jedoch die Frage, des von seiner Gemahlin ausgesprochenen Wunsches halber.

Als Frau Geva zurück und das Mahl unter munterm, fröhlichen Wesen vollendet war, so sagte die erhabene Hausmutter: Nun, Kind, berichte uns auch recht getreu wie es Dir ergangen ist, und zwar von dem Augenblicke an, wo Du mit Wiprechten Dich entferntest, auf daß wir im Zusammenhange Deiner Geschichte bleiben und kein wichtiger Umstand sich uns entziehen möge.

Warum bist Du aber so bang und bewegt, Swanehild? fragte jetzt Wittekind, als diese, nach langer, nachdenklicher Stille, in einen lauten Seufzer ausbrach.

Weil, antwortete das Mägdlein, weil mit vorhin nicht entgangen ist, wie Dein Auge, mein Ohm, voll trüben Ernstes an meiner fremden Kleidung haftete. Meine Begebenheiten müssen mich nothwendig auf Dinge und Personen zurückführen, welche

Ursache zu diesem Anzuge sind und darum Dein Mißfallen erregen dürften.

Sorge nicht, geliebtes Kind! sprach der König, laß es, wenn mein Ernst sich vergangen hat gegen Deine Kleidung; Kleider und Herzen sind ganz verschiedene Sachen. Sei Dein Kleid und die nun verschwundene Umgebung so fränkisch als sie seyn wolle, uns wird es nicht irren, leuchtet doch das alte, treue Sachsenherz noch immer aus Deinem Auge.

Das, rief Swanehild mit hoher Freude aus, ja, das ist mein Stolz, daß ich dieses noch rein im Busen trage.

Nun denn, sprach der König, ihre Hand fassend, so erzähle ohne Zögern und Rücksichten, wenn die Liebe zum Vaterlande und dessen Göttern noch in dir glüht.

Aber mit dieser letzten Rede schien ihre kaum neuerwachte Kraft wieder dahingesunken, und sie mußte erst einen tiefen Seufzer zu bergen suchen, ehe sie mit schwacher, haltloser Stimme begann.

11.

Sicher, sagte Swanehild, sicher gedenkt Ihr noch der Fischerhütte, vor der wir an jenem kalten, nebligen Abende ankamen.

O, rief Frau Geva, mir graust fortdauernd vor der entsetzlichen Finsterniß und dem was ihr folgte. Wie heute die Ahnung erfreulicher Ereignisse mir wohlthat, so weh und noch mehr, that mir damals das Vorgefühl dessen, was kommen sollte. Schon bei jener Fischerhütte dachte ich mich umgeben von dem trostlosen Niflheim *[Die Nebelwelt, der Aufenthalt aller außer dem Kampfe Gestorbenen; aus welcher jedoch die Guten endlich erlöset werden und nicht der mannichfachen Pein ausgesetzt sind, welche die Bösen auf ewig darin erleiden.]*, und meinte, als die Thüre unserm Klopfen endlich sich aufthat, mit all meinen Lieben in die halberfrorenen Arme der schaurigen Hela *[Name der Beherrscherin von Niflheim.]* zu sinken.

Auch mußte, fuhr Swanehild fort, des Fischers rauhe Frage: Was giebt's bei so später Tageszeit? nur noch tiefer die

Heimathlosen verwunden. —Und wie Du nun, theure Pflegemutter, mit Deiner aus Liebe für uns zitternden Stimme so süß um Obdach batest, und dennoch der harte Fischer kein Ohr hatte, sondern die Thüre scheltend zuwarf, und der kleine Wiprecht Dein Weinen durch seine Liebkosungen zum Schweigen bringen wollte! Ach, wer wäre da nicht gerne in solcher Angst vergangen? —

Ich wohl nicht? fragte hier der Sachsenfürst lächelnd.

Nein, Väterchen, versetzte Swanehild, Du nicht. Ich sehe Dich noch, wie Du, während des Vorgangs schweigend auf Dein Schwert gelehnt, dastandest, und noch so dastandest, als aus dem Fenster der Hütte die Frage erscholl, ob wir uns und unser Winseln endlich in Güte fortschleppen wollten? — Die gute Mutter versuchte nun die Vorstellung, welch ein böser, gefährvoller Weg es sei, da man vor Nebel den Schritt nicht sehen könne. Aber zwei starke Männerstimmen drüeten zugleich, uns mit Gewalt fortzutreiben, wenn wir nicht ohne Verzug Anstalt zum Gehen machten. — Und als nun Mutter Wiprechten und mich bei der Hand faßte, um sich wirklich mit uns hinweg zu begeben, da sagtest Du zu ihr: Halt, und riefst hinein ins Fenster: Wollt Ihr öffnen? —

Wie nun statt dessen ein spottendes Lachen herausscholl, da zogst du Dein Schwert und hiebest auf die Thüre zu, bis sie aus einander sprang. Dann sahen wir noch bei dem schwachen Lampenschein in der Hütte, wie dort alles sich zur Wehr setzte, Männer und Weiber. Wir hörten, wie Dein Schwert mit ihren Waffen zusammenklang, — Und bei Deinem Händeringen, beste Base, wurde dem kleinen Wiprecht so angst, daß er laut aufweinte und Dich und mich immer weiter hinwegzuziehen suchte. Ja, sagtest Du darauf leise zu mir, nur fort, immer fort von dieser Stätte des Todes und der Verzweiflung. Vater wird sich schon behaupten; nur Ihr könntet allzuleicht zu Schaden kommen. Ich muß seiner hier harren.

Ihr aber geht, und haltet Euch nur immer links, vom Flusse abwärts; bald komme ich, meine lieben Kinder zurückzuholen. — Dazu gabst Du noch dem kleinen Wiprecht, der sehr über Kälte klagte, den eigenen Mantel. — Ich ging nun mit ihm, wie Du uns gesagt hattest. Leider aber warteten wir vergebens auf die theure Mutter.

Nicht ihre Schuld war es, gutes Kind! sprach der König. Höre, wie es uns ferner erging. Er währte eine ziemliche Zeit, ehe ich mich in der Hütte behaupten konnte: denn ich hatte es mit wackern Gegnern zu thun. Ja, vielleicht wäre ich niemals zu Stande gekommen, wenn nicht einer von ihnen meinen Helm entzwei und herabgeschlagen hätte. Der erkannte mich nun, und sogleich beugte er sein Knie und wehrte den Uebrigen. — Auf meine jetzt herausströmenden Vorwürfe wegen ihrer Unmenschlichkeit gegen arme Flüchtlinge, sagten sie jedoch, daß eben ihr Mitleid mit letzteren sie dahin gebracht habe.

Die Franken nämlich, wohl wissend, daß schon mancher verfolgte Sachse in der Hütte Zuflucht und Rettung gefunden, hätten geschworen, sie bei der nächsten Entdeckung dieser Art mit der ganzen Hütte und Weibern und Kindern zu verbrennen. Da schmerzte mich mein Verfahren gegen die armen Leute gar sehr, und es war mir ein großer Trost, daß bei Untersuchung der Wunden, die ich geschlagen hatte, auch keine einzige gefährliche sich entdeckte. —

Desto schauriger überfiel es mich, als auf mein dreimaliges Rufen nach Euch, Ihr Lieben, keine Antwort erfolgte, und nach vielem fruchtlosen Umherleuchten vor der Hütte, endlich meine gute Geva allein, und ganz leblos am Boden vorgefunden wurde. Von Euch andern beiden keine Spur, bis nach langer sorgfältiger Behandlung in der Hütte, meine liebe Frau, vor Kälte nur erstarrt gewesen, wieder die Auge aufschlug. — Mir heftig die Hand pressend, erwähnte sie sogleich den Rath, den sie Euch gegeben hatte.

Ach, fiel hier die Königin ein, ein Rath, den ich oft so gern mit meinem armen Leben zurückerkauft hätte! —Denke Dir, liebe Swanehild, den Todesschreck, als meine Verzweiflung allenthalben vergebens nach Euch gerufen hatte, als wir, verachtend die Gefahr, von den grausamen Franken gefangen zu werden, noch am lichten Tage den ganzen benachbarten Wald vergebens nach Euch durchsuchten!

Wo kamt Ihr denn hin, gutes Kind? —

Wir waren, erwiederte Swanehild, ein ziemliches Stück in den Wald hinein. Ich wäre auch noch weiter gegangen. Aber dem kleinen Wiprecht ward so bange nach Euch, daß er durchaus nicht mit wollte. Wir warteten daher eine gute Zeit. Kaum kann

ich Euch erzählen, wie mir das Herz zitterte, als das Anfangs sehr entfernte Geheul eines Wolfes uns näher rückte: und sonst auch kein Laut im ganzen Gehölze! —

Doch endlich klang es in der Weite wie Huftritte. Bald drauf waren sogar Menschenstimmen zu vernehmen, und ein Fackelschein drängte sich mühsam durch den dicken Schwefeldampf des fortdauernden Nebels. Vergebens strebte ich jetzt, mich mit Wiprechten zu entfernen. Er wollte durchaus dem Lichte zu, und schrie laut auf, als ich ihn davon zu tragen versuchte. Hierdurch entdeckt, rief eine Mannsstimme uns ein: Wer da? zu. Auch kam ein Knecht mit der Fackel schnellen Schrittes zu uns heran. — Wer seid Ihr, fragte er. — Arme Vertriebene, die der grausame Krieg des Obdachs und der Eltern beraubte! war meine Antwort.—

Dieß, und wahrscheinlich noch mehr das fortdauernde Verlangen des weinenden Kleinen nach seiner Mutter, lenkte zwei Damen, die nebst einigen Rittersmännern zu Pferde waren, nach uns zu. Sogleich nahm die eine, welche auf einem schneeweißen Zelter saß, den kleinen Wiprecht zu sich, den das Licht und die Liebkosung der vornehmen Fremden zum Schweigen brachte.— Sachsen seid Ihr? fragte sie mich. Ich konnte nicht anders als ja antworten. Nun, fuhr sie fort, hier im Walde dürft Ihr nicht bleiben. Kommt mit uns auf eine Burg in der Nachbarschaft. Erst wenn es Tag geworden, kann von Euerm weitem Fortkommen die Rede seyn. —

Meine Seufzer und Weigerungen befremdeten die Dame wie die Uebrigen. Dahinter steckt wohl mehr! sagte einer ihrer Begleiter. Gewißlich sind das Kinder vornehmer Flüchtlinge, welche diese hier erharren sollen, und so wäre vielleicht ganz von ohngefähr ein guter Fang zu thun.

Diese Rede erschreckte mich nicht wenig, da ich Euch so nahe wußte, auch die andern Herren seiner Vermuthung beitraten. Aber die Dame, weit entfernt das Zutrauen zu täuschen, mit dem der kleine Wiprecht nach ihrem blitzenden, dunkeln Auge hinaufschaute, sagte: Wahrlich, unsere Sache ist es nicht, solchen Fang zu versuchen, und dem Unglücke seine letzte Zuflucht, die freie Luft, zu rauben. Mag es seyn, wie es wolle, das Mägdlein nebst dem Kleinen, sie sollen mit uns, weil sie sonst hier gar leicht eine Beute der Wölfe werden könnten. —

Dazu hieß sie einen Ritter vom Pferde steigen und mir es einräumen. Morgen, fügte sie freundlich hinzu, dann helfe ich Euch selbst die verlorenen Verwandten wieder aufsuchen.

Hier schien mir, Eurer Sicherheit halber, theurer Ohm, nichts weiter zu thun, als mich darein geduldig zu ergeben. —

Es beliebte der Dame, die von allen Uebrigen hochverehrt wurde, mich ihr zur Seite reiten zu lassen; auch zeigte sie sich dermaßen gut und leutselig gegen das unbekannte Mägdlein, daß, als sie merkte, ihre Fragen nach meinen Verhältnissen fänden nur schwere und erkünstelte Antworten, sie ganz davon abließ, versichernd, mein Zutrauen zu ihr werde bei näherer Bekanntschaft sich ungesucht finden. —

O, sie war so mild und lieb, daß ich bereits die beste Hoffnung faßte, durch ihre Beihülfe Euch, werthe Pflegeältern, am folgenden Morgen zurückzuerhalten. Aber mein Hoffen verschwand doch wieder, als ich beim Ankommen auf einer Burg vernahm, daß sie Bertha, die Tochter des Königs Karl, Eures Feindes, und daß des letztern Kanzler, Herr Eginhard, in ihrem Gefolge sei. Da konnte ich wohl unmöglich von meiner und Wiprechts Abkunft und von Eurer Nähe reden wollen!

12.

Zum Glück, so fuhr Swanehild fort, begehrte die Prinzessin auch am andern Morgen mein Geheimniß nicht. Ich selbst aber, um von Euch, theure Verwandte, auf anderm Wege vielleicht Kunde zu vernehmen, erzählet den Umstand von der Fischerhütte, wo ich Euch verließ, so, als ob mich am Abende, wie ich mit dem Kleinen darauf zugegangen, um Schutz zu suchen, ein großer Lärm, der dort vorgewesen, in den Wald verscheucht habe.

Allein durch die Beschreibung des Lärms und der Gewalt, die der ziemlich nahe bei der Burg gelegenen Fischerhütte von bewaffneter Hand widerfahren sei, erreichte ich zwar die Absicht, daß man darnach Erkundigung einziehen wolle. Doch mein Bedauern mit den angegriffenen Fischersleuten theilten zwei Ritter, welche dabeistanden, keinesweges. Sie sagten vielmehr,

dieses Fischerhaus habe zeither immer ihren Feinden eine heimliche Zuflucht abgegeben und die ihm deshalb schon längst angedrohte Rache werde, meiner Erzählung nach, endlich wohl darüber herein gebrochen seyn.

Sie entschlossen sich auch selbst hinzugehen, um Erkundigung einzuziehen.

Ach, was erschütterten mich die Nachrichten, welche sie bald zurückbrachten! Zufrieden mit dem diesmaligen Benehmen der Fischersleute, erzählten sie, nach der letztern Aussage, daß flüchtige Sachsen es gewesen, die mit stürmischer Hand in die Hütte gedrungen wären, deren Eingang man ihnen verweigert. Doch sei der Lohn dafür den Angreifenden bald gekommen, indem noch zu rechter Zeit ein vorüberziehendes Frankenhäuflein sie gefangen weggeführt habe! —

Armes Kind! rief hier der König, als Swanehild bei dem Andenken an die so unselige Nachricht ihr Auge bang zum Himmel erhob. Nein, Liebe, gefangen wurden wir nicht, wie Du nun weißt. Auch geleitete uns in der folgenden Nacht der des Weges sehr kundige Fischer selbst, bis wir aus aller Gefahr waren.

Das Fräulein versetzte: Das erfuhr ich später ebenfalls durch die Frau Eures Begleiters, als sie Fische zum Verkauf auf die Burg gebracht hatte. Das Weib war jedoch in ihrer Freude über das sächsische Mägdlein so laut und geschwätzig, daß ich wohl anstehen mußte, mich ihr, als die im Walde vergebens Gesuchte, zu erkennen zu geben. — Denkt Euch aber die trostlose Zwischenzeit von mehrern Tagen bis zu dieser Kunde! Ach, kaum wußte ich meinem tiefen Schmerze Gränzen zu setzen: es waren die schrecklichsten Tage meines Lebens.

Desto mehr kann ich die Prinzessin Bertha rühmen, die, das Fabelhafte der Geschichte, welche ich ihr für die meinige gegeben, schon damals erkennend, mich dennoch mit der größten Güte behandelte. Desgleichen muß ich der bejahrten Wittwe eines Grafen Kunz von Hennenberg gedenken. Sie hatte ihre einzige Freude an dem kleinen Wiprecht, und trug, gleich der zärtlichsten Mutter, für das Kind Sorge.

Hätte ich, da ich Euch, theure Pflegeältern, nirgends aufzusuchen, auch von keinem andern Unterkommen für mich selber wußte, einen bessern Schutz für den Kleinen finden

mögen, als auf der Burg dieser allgemein verehrten Dame, die sich erbot, ihn dort aufzuerziehen?

Auf einer Burg den Hennenbergen zugehörig? fragte Wittekind mit finsterer Stirne. Und wissen sie von des Knaben Abkunft? —

Noch immer nichts! antwortete Swanehild. — Ach, beim Abschiede von dem kleinen Wiprecht hätte der Schmerz mich beinahe zum Widerruf des Versprechens bewogen, ihn der Gräfin anzuvertrauen! Mein sie beharrte auf der Erfüllung meines Wortes; auch stand ich an, Euern Sohn, dessen Ursprung doch wohl einmal der Zufall offenbaren konnte, nach Paderborn zum Hoflager des Königs Karl mitzunehmen, wohin die Prinzessin Hertha mich überredete, sie zu begleiten.

Wie, rief hier der Oheim auf, Du wagest — —

Ei, versetzte Swanehild, unter dem Schutze der trefflichen Bertha hätte ich alles leicht wagen können. Auch will ich Euch gestehen, daß ihr so engelgleiches Wohlwollen meinem Herzen schon auf der Reise nach dem Hoflager keinen längern Rückhalt verstattete. Nothwendig mußte ich zeigen, daß ich ihre Liebe nicht verkannte; ich mußte mich ihr als die Verwandte des großen Wittekind, als dessen Pflgetochter zu erkennen geben.

O Mißgriff der arglosen Unschuld! rief der König hier aus. Dich der Tochter des Wütherichs zu entdecken, dem das Leben jedes redlichen Sachsen ein Gräuel ist, der, gleich jenem römischen Buben, der sich Kaiser nannte, dem Sacksenvolke einen einzigen Hals wünschte, um das ganze den an der Aller durch ihn ermordeten Tausenden mit einem Male nachzusenden! — Dank den Göttern, daß ich Dich wieder habe, Swanehild. Ewigen Dank den Lenkern der Menschenschicksale, daß dem ungläubigen Frevler Deine Abkunft, trotz diesem gefährlichen Zutrauen zu seiner Tochter, verborgen geblieben ist! —

Dazu schlang er seinen Arm so fest um sie, als ob er sich ihres Wiederbesitzes noch nicht recht sicher fühle.

Wie aber, Väterchen, sprach das Fräulein, freundlich zu ihm hinaufblickend, wie, wenn König Karl doch nicht nur meinen sächsischen Ursprung, sondern sogar die nahe Verwandtschaft mir Dir erfahren hätte?

Dann — rief Wittekind aus — dann mußten alle seine Thürme schon mit gefangenen Schlachtopfern überfüllt und alle seine

Henkerbeile bei Verden drauf gegangen seyn, ehe Du frei in unsere Arme hattest kehren können! —

Und doch — versetzte sie — bin ich da, mich Eurer Liebe zu erfreuen! — Ein Ritter, der mich einmal hier auf der Burg gesehen, erkannte mich in Paderborn wieder, und entdeckte dem Könige, was die Tochter ihm sorgfällig verheimlicht hatte. —

Dann bist Du durch ein Wunder der Arglist des Grausamen entronnen! sprach die Königin.

Nein, theure Base, antwortete Swanehild. König Karl kam auf diese Nachricht selber zu mir in seiner Tochter Gemach und nannte mich sogleich bei meinem Namen. Da ich nun darüber gar sehr erschrocken und bekümmere aussehen mochte, so sagte er: Sei getrost und gutes Muthes, mein Kind. Wollte Gott, daß der tapfere Wittekind, gleich Dir, eine Zeitlang an meinem Hoflager zubrächte. Unsere nähere Bekanntschaft würde mir und ihm, so wie dem ganzen Sachsenvolke, frommen und wohlthun.

—

Hm! das sagte er? rief Wittekind mit bitterm Spotte. Vielleicht gar noch mehr? —

Ja, antwortete Swanehild. Er rühmte Dich und Deine Thaten dergestalt, daß mir vor Freude die Augen übergingen. Dann aber fügte er noch hinzu: Dein Ohm will sein Volk glücklich wissen. Aber der Weg, den er dazu wählt, ist schwerlich der rechte. Ein Wort der Verständigung hierüber mit mir, würde hinreichen, mich und ihn, auch die beiden Völker, zu Brüdern zu machen.

O des Heuchlers! rief Wittekind aus. Ein Wort der Verständigung, nach dem, was erst an der Aller, und dann noch ganz neuerlich durch Hinwegführung der Blüthe des Volkes geschehen ist! —

Theurer Ohm! sprach hierauf das Fräulein, der Vorgang an der Aller wird von Karl selbst eine Uebereilung genannt, die er seinem Zorne nicht vergeben kann. Die letzte Maßregel aber glaubt er der eigenen Sicherheit schuldig gewesen zu seyn.

Seine Sicherheit, entgegnete Wittekind, die wird auch erst mit dem Untergange unseres ganzen Volkes anheben können. Denn, das schwöre ich — —

O nicht doch, bester Vater, fiel Swanehild mit so bittender Stimme und heftig abwehrender Geberde ein, daß der König

mitten in seinem Zorne wie von himmlischer Gewalt gebunden, inne hielt und den Schwur unvollendet ließ.

Mein theurer, mein gütigster Ohm, fuhr Swanehild fort, der Himmel bewahre Dein ehre würdiges Haupt vor dem Fluche des Meineids, Denke drum, statt aller Schwüre, auf ein gütliches Vernehmen mit dem Könige der Franken. Seit ich an seinem Hofe lebte in Paderborn —

Genug für heute von ihm und von Paderborn! rief Wittekind aus. Daß der christliche Wütherich inmitten des sonst so ehrwürdigen Götterwaldes von Teutoburg, an derselben Stelle, wo unter Hermann, unserm Ahnherrn, das deutsche Volk vom Joche der Römer sich loßriß, sein Hoflager halten darf, das ist eine ewige Schandsäule für die Nachkommen des Helden. Nur durch Ströme von Blut und Feuer mag sie vertilgt werden.

Theuerster Ohm, sprach Swanehild, und drückte stehend seine Hand an die Lippen, sagtest Du doch selber, daß es für heute genug sei davon! —

Hast Recht! mein Kind, sprach der König, die Rede sogleich auf andere Dinge überführend.

Aber es lag in den Umständen, daß sie immer wieder auf Swanehildens Verhältnisse am fränkischen Hofe zurückkam und davon getrübt wurde. So hörte die Königin nicht ohne Unruhe, daß das Fräulein selbst bei Frau Fastrad, der harten Gemahlin des Königs Karl, in besonderer Gunst stehe, und von ihr an den letzten Weihnachten die schöne Kleidung, welche sie trug, zum Geschenke erhalten habe. Frau Geva wußte von diesem Feste der Feinde ihres Glaubens und dem Gebrauche, einander dabei zu beschenken. Auch das schöne Roß, worauf Swanehild angekommen, rührte von der Frankenkönigin her, der man doch ein bis zur Grausamkeit gehendes, unversöhnliches Gemüth gegen alles beilegte, was nicht an Christum glaubte. Sollte Swanehild vielleicht — —! Frau Geva wagte den ihr so furchtbaren Gedanken der Möglichkeit, daß sie getauft sei, nicht einmal in geheim auszusprechen, auch enthielt sie sich der Erkundigung darnach, weil sie die Gewißheit der Sache ärger als den Tod scheuend, mit der Unwissenheit ihre, im fernern Gespräch immer steigende, Besorgniß, zum Schweigen zu bringen suchte.

13.

In düsteres Sinnen verloren, vernahm indessen Wittekind von den Reden der beiden Frauen nur dann und wann ein einzelnes Wort ohne Bedeutung. Noch immer wußte er nicht wie ihm vorhin bei dem unterbrochenen Schwure geschehen war. Endlich aber stieg plötzlich mit dem Gedanken an Heinrich von Eschen der Wunsch auf in ihm, Swanehilden wegen desselben behutsam auszuforschen, und er riß sich mit Gewalt von seinen Betrachtungen los und redete das Fräulein also an: Entsinnest Du Dich noch unsers Aufenthalts bei Vetter Ehrenbrecht am Harze?

Gar oft, bester Ohm, ist mir diese Reise in Gedanken gewesen, antwortete Swanehild. Wir verlebten dort so manchen lieben, freundlichen Tag. Aber, fügte sie tiefer seufzend hinzu, daneben auch einen, der sie fast alle verdunkeln könnte. Denn noch stockt mir das Blut im Herzen, wenn ich des Opferfestes gedenke, welches dort gehalten ward. Die armen Gefangenen, die, von blutdürstigen Priestern verhöhnt, einem Klotze, Krodo genannt, hingeschlachtet wurden! —

Zu Ehren des racheheischenden Wodan! — fiel Wittekind zornig ein. Aber sein Zorn verschwand, als er in die Thräne des Mädchleins blickte. Indessen war er doch dadurch von dem Zwecke seiner Anrede abgekommen und sank in sein voriges Nachsinnen zurück.

Auch Frau Geva blieb nun, überwältigt von dieser neuen Unterstützung ihres Argwohns gegen Swanehildens Glauben, fast den ganzen Abend stumm und in sich gekehrt.

14.

Herzog Alf, der erst spät in der Nacht von einer Reise zurückkam, war ganz trunken vor Freude, als er am folgenden Morgen die lange Vermißte wiedersah. Er setzte sich zu ihr, sehr vergnügt scheinend mit ihren Antworten auf seine Fragen nach Karl und dessen Umgebung und Gebräuchen, während Wittekind und Geva, jedes einzeln und weit entfernt von ihnen, in dem

schon am Abende begonnenen, nachdenklichen Schweigen verharrten.

Da dünkete es dem Fräulein Zeit, dem Herzoge von einem Vorhaben Mittheilung zu thun, das zu ihren erlesensten Hoffnungen gehört hatte, aber an Wittekinds Abneigung gegen die Franken scheitern zu wollen schien. Sie war nämlich von Karl, dem sie bis Wolmerstädt gefolgt gewesen, mit der Zusage geschieden, ihrem Oheim und Alf, die in der letzten an sie ergangenen Gesandtschaft zurückgewiesene Bitte um eine mündliche Unterredung nochmals an's Herz zu legen, und machte jetzt Wittekinds würdigen Freund damit bekannt.

Die Aufmerksamkeit, womit Herzog Alf ihr zuhörte, belebte ihre Rede mit einem wundersamen Feuer. Sie erzählte zugleich von der ehrenvollen Begleitung auf die Wittekindsburg; daß nämlich König Karl, außer einigen Frauen seiner Gemahlin, unter andern auch den mit der Prinzessin Bertha heimlich vermählten Grafen Engelbrecht dazu erwählt, und um allem Verdachte des Auskundschaftens zu entgehen., ihnen verboten habe, den Burghof zu beschreiten.

Noch fügte sie im Allgemeinen hinzu, daß der große Karl nichts so sehr wünsche, als aus seinen wackern Feinden seine Freunde zu machen, und daß eine Zusammenkunft mit ihm ohnfehlbar zu dieser dem Sachsenlande so heilsamen und wohlthätigen Verwandlung führen werde.

Von der Macht ihrer Rede bezwungen, näherte sich Herzog Alf schon dem fortdauernd sinnenden Wittekind, als die Augen aller, die gegenwärtig waren, auf einen Hereintretenden fielen.

Heinrich von Eschen, indem er mit Ehrfurcht seinen Schritt zum Könige lenkte, ward durch Swanehilds Erscheinung plötzlich unterbrochen, und beugte, seiner selbst unbewußt geworden, vor dieser sein Knie zuerst.

Sein Entzücken und seine Hingebung, dazu des Fräuleins sichtbare Unruhe, ergriff aller Herren. Die Natur verkündigte das den beiden noch selbst nicht ganz klare Geheimnis, welches zwischen ihnen Statt fand, in einem einzigen Augenblicke so kräftig und unzweideutig, daß Wittekind sogleich zu ihnen trat, und zu Swanehild sagte: Er wollte der Rächer Deines Todes seyn, mag er nun dafür der Genosse Deines Lebens werden! —

Als aber hierauf beide dankend vor dem Könige niederknieten, und der alte Priester Uffo jetzt herein trat, da entdeckte Swanehild in ihm den grausamen Opferpriester vom Harze, und sie entsetzte sich vor dem Greise. Und als er den Sinn der Handlung, die hier vorging, erkannte, und seine Weihe über das Paar aussprechen wollte, da erhob sich die Braut plötzlich, ihn mit zürnendem Auge zurückweisend und wie auf höheres Eingeben ausrufend:

Wisse, Blutiger, daß ich Deinen Segen verabscheue, weil ich ihn für Fluch achte. Wisse, daß Ihr keinen Theil weiter habt an mir, Du und deine falschen Götter, seitdem die heilige Taufe mein Herz für immer von des Heidenthums Flecken rein gewaschen hat. —

Und der König und die Königin standen tief im Gemüth erschüttert und verhüllten ihr Angesicht. Drauf hob der Alte vor Wuth schäumend also an: So kann auch dieser mein Neffe keinen Theil haben an Dir, Verfluchte! Hinweg, Heinrich, auf daß das Gift des Athems, welchen Loke [*Der böse Geist.*] ihr eingehaucht, nicht zerstöre Deines Lebens Blüthe, und Dich verweise auf ewig in das eisige angstvolle Land der Nebel, wo die festverwahrte Wohnung Elend, die Tafel Hunger, der Knecht Träg und die Magd Langsam heißt, wo Du keinen Schritt thun würdest, ohne von giftigem Gewürm umwunden und gepeinigt zu werden. — Hinweg, sage ich, so fügte der Priester noch heftiger hinzu, als Heinrich sich von Swanehildens Blicke gefesselt und zurückgehalten sah, hinweg von der Abgefallenen, Aussätzigen, von dem verdorrtten Reize des erhabensten Stammes. Denn es zieht alles hinab in sein Verderben, was von ihm irgend berührt wird! —

Als nun Heinrich hinaus war, so unterbrach der Priester die fortdauernde Todtenstille folgendermaßen: Und verflucht wie sie selbst, sei ein jeglicher, der fortan mit der Abtrünnigen, Götterlästernden, Verfluchten, Gemeinschaft halten wird. Kein Skalde [*Dichter*] soll seine Thaten in der Asensprache verherrlichen. Auf dem Meere soll Frei ihm den Himmel mit Wollen verhüllen, und Niord seiner Fahrt ungünstige Winde senden. Er soll Schiffbruch erleiden und keine der schönen weißen Jungfrauen da seyn, ihn in den Schooß ihrer Mutter Ran zu bringen. Die gastfreien Zwerge der öden Felsen sollen dem

leczenden Wanderer ihre steinerne Wohnung verschließen, und die sonst so mildthätigen Waldmädlein ihn hinausjagen aus ihrer grünen Heimath. Ja, selbst im edelsten Kampfe soll Ullers Zauber ihn nicht beschützen, und wenn er dann fällt, Heimdall [*Der Wächter von Walhalla.*] ihn zurücktreiben, auf daß er nie eingehe über die sieben Strahlen der Asenbrücke [*Der Regenbogen, über den die gefallenen Helden nach Walhalla einzogen.*] nach dem prächtigen Schildgewölbe Washalla's. Nimmer soll sein Auge die Götter erblicken, herrlich wie sie dort sitzen im Harnisch und Panzer; nimmer er aus der Walkyren schönen Händen die golbbesäumten Hörner zum köstlichen Labetrunk empfangen! —

Nachdem nun Uffo diesen Fluch ausgesprochen, entfernte er sich, und die Zurückbleibenden, zermalmt von seinen Worten, blickten nach Swanehild, und waren außer sich vor Verwunderung, daß des Priesters Zorn ihrer Miene das gewöhnliche, süße Lächeln nicht hatte stören können.

Staunet nicht, meine Lieben, rief sie begeistert aus, daß ein solcher Fluch einem so schwachen Wesen auch gar nichts anhaben mochte.

Betet den lebendigen Gott an, der das vorhin selbst aus mir sprach, was ich gestern Abend mit Mühe Euch verbarg. Die steten Niederlagen der tapfern Sachsen verkünden ja mehr als alles die Ohnmacht der Götzen, für deren Namen sie kämpfen! Und wie Ihr's auch anfangen, wie Ihr auch die Franken bekriegen möchtet, immer wird Unheil und Verzweiflung die Frucht Eurer Anstrengungen seyn, weil jenen der einzige, wahre Gott zur Seite steht! —

15.

Lange dauerte die Stille nach diesen Worten, deren Geist auf den bangen Zuhörern schwer zu liegen schien. Endlich erhob Wittekind seine Auge und sprach: Was nun thun, Unglückliche, mit so schrecklichem Fluche beladen?

Zu deinen Füßen, Vater, will ich liegen und flehen, bis Du Deinem Heile gefolgt seyn wirst. Eile, mein Herr und Ohm, nach

Wolmerstädt, dem dermaligen Hoflager des Königs Karl, und lerne kennen den Helden, den Du fälschlich beurtheilst nach den Augenblicken seines gereizten Zornes. Nicht der Tyrann, nur der Befreier unseres Volkes von den ohnmächtigen Götzen, will er seyn. O mein König, noch einmal beschwöre ich Dich, Karl! anzuschauen in der Nähe, zu sehen die Andacht und Frömmigkeit, mit denen er, seiner Hoheit entsagend, sich vor dem einzigen Gotte niederwirft. Keine Zeit ist geschickter ihn zu beobachten, als die jetzige. Das heilige Osterfest naht heran. Stelle Dich im Hause Gottes ihm gegenüber, wenn er mit den Seinigen und allem Volke zum Tische des Herrn gehet, und der Geist der Demuth und Liebe, welcher webet in ihm, der wird auch Dich erfassen, Du wirst ihm die Hand darbieten und sagen: Laß uns Brüder seyn! —

Mein liebes, mein gutes Kind! Rief der König, bezwungen von der Kraft ihres Tones und der Blicke, die wie Himmelsglanz auf ihn fielen; dazu nahm er sie in seine Arme.

Du vergissest, mein theurer Ohm, sagte Swanehild, daß Du schon hiemit theilhaftig wirst meines Fluches.

Da schauerte den König. Doch ein einziger Blick in des Fräuleins reines Auge sicherte ihm den für verloren geachteten Segen von neuem zu. Kind, sprach er, geliebtes Kind, wie tief schmerzt mich Dein Unglück! Uffo ist unversöhnlich und sein Neffe für immer Dir verloren, der Dir sehr viel zu gelten schien!

—

So hat mich meine Freude verrathen! rief Swanehild. Ich will daher nicht bergen, daß seit dem ersten Bekanntwerden mit Heinrich von Eschen — sein Bild in meiner Seele lebendig zurückgeblieben ist, und daß das Glück, ihn so plötzlich selbst wiederzufinden und sogleich sein zu werden, mir das Theuerste auf der Erde war. Aber, mein Herr und König, sogar dem Theuersten soll man, um Gottes willen, entsagen können. Das gebietet mein neuer Glaube und er ist es auch, der mich mit Kraft dazu ausrüstet!

Ein Glanz der Verklärung schien es, in dem sie dastand, und Wittekind erhob sich und sagte zum Herzog von Holstein: Lieber, laß uns denn gen Wolmerstädt ziehen! —

»Und sie, fragte Frau Geva, als Herzog Alf darein gewilligt hatte, soll sie Euch geleiten? —

Nein, geliebte Base, fiel hier das Fräulein ein, bevor das Werk nicht vollendet ist, müssen sie vermeiden alle Gemeinschaft mit mir. Auch Du, theure Frau, mußt Dich bis dahin meines Umgangs enthalten. Laßt mich nur immer in einen Kerker werfen und mich der unwürdigsten Gefangenen gleich halten, die Hoffnung auf Euer künftiges Heil wird mich gegen alles Ungemach kräftigen.

So flehend aber auch Swanehild um das schlechteste der Gefängnisse bat, so konnte doch das Königspaar sich zu solchem Verfahren durchaus nicht entschließen. Ein abgesondertes Gemach für sie im obern Theile der Burg war alles, wozu sie sich am Ende noch verstanden.

16.

Als nach den mancherlei Sorgen eines langen, trüben Tages die Nacht endlich hereinbrach, da stiegen die beiden Fürsten zu Rosse, und ritten, von niemand geleitet, aus dem Burgthore. Je weiter sie sich von der Heimath entfernten, desto schwächer ward auch ihre in Swanehildens Anschauen so lebendig gewesene Hoffnung auf das Heil, welches ihrer harre am Hofe des Frankenkönigs. Hätte nicht Alf schon früher geschwankt im Glauben an ihre Götzen, so würde es daher am folgenden Tage dem Könige sehr leicht geworden seyn, ihn gradezu zur Rückkehr zu bewegen. Denn Wittekind sagte, als der Morgen anbrach: Traun, wir haben nicht überlegt, welch ein mißlich Wagestück wir bestehen! Schwer werden wir diese Reise so geheim vollbringen, als wir sie absichtlich angefangen. Zwar sind wir während der Nacht ein gutes Theil Weges weggekommen von Hause. Was aber wird, auch noch so entfernt, unkenntlich machen die Fürsten, die das Volk so oft an seiner Spitze sah? Und welche Deutung kann eine Reise nach Wolmerstädt finden, wenn wir beobachtet werden? Noch, treuer Kampfgesell, ist es Zeit, den Rückweg zu suchen und durch reichliche Opfergabe zu versöhnen die Götter, die wir so bösslich zu verrathen gedachten!

Da ereiferte sich jedoch Herzog Alf gegen ihn und sagte: Was unsere Götter anlangt, so ist es Dir nichts Neues, daß ich ihnen nur noch mit Widerwillen diene. Mir aber dünkt es ein so neues

als unerfreuliches Bezeigen des Königs Wittekind, daß er seine Mannhaftigkeit, wie sonst nie, verläugnend, von dem gefaßten Entschlusse ohne Noth wieder abstehen will. —

Und diese Rede traf so mächtig durch Mark und Leben des Helden, daß er, unbekümmert, was auch nun erfolgen mochte, statt der Antwort, seinem Rosse die Sporen gab, und binnen der ganzen Reise keinen Laut wieder dagegen von sich vernehmen ließ. Daß übrigens seine Vermuthung wegen des Erkanntwerdens nicht grundlos gewesen, davon sprach die tiefe Verehrung, die gar mancher Wanderer auf ihrem Wege den Reisenden bezeugte.

17.

Einsmals, grade am letzten Morgen, als sie vor der Hütte eines Köhlers, bei dem sie übernachtet, auf ihre Rosse gestiegen waren, da redete Wittekind im Fortreiten also zu seinem Freunde: Lieber, mir ist heute gar seltsam und ungewöhnlich zu Muthe. Das rührt von einem Traume in dieser Nacht her, dessen Auslegung ich wohl wissen möchte. Mir träumte nämlich von meiner Nichte, der Swanehild. Tief unter der Erde saß sie in einem abscheulichen Kerker voller Schlangen und anderm großen Gewürm. Aber als könne die Hülfe ihren Bitten nicht entstehen, so faltete sie ihre Hände und hob sie nach der Hohe muthig empor. Siehe, da that sich auch wirklich grade an der Stelle, wohin sie ihre Augen und Hände richtete, des Gewölbe des Gefängnisses auf, und in dem milden Lichtscheine, welcher hereindrang, schwebte ein Knabe hernieder zu ihr, wunderschön von Gestalt und Weise, der ein hölzernes Kreuz auf seiner Schulter trug.

Da entstand plötzlich ein allgemeines, schreckliches Regen unter all dem Gewürm, ein Gezisch und Geschrei, vor dem meinem Ohre graute und das Herz im Leibe mir zusammenfror. Und die giftigen Zungen aller der bösen Thiere streckten sich weit aus nach der Gefangenen, so daß ich mit gezogenem Schwerte auf das Gewürm losgehen wollte. Doch mein Arm erstarrte in diesem Augenblicke und ohnmächtig sank das Schwert aus meiner Hand. Deß erschrak ich gar sehr. Da

versuchte ich Swanehilden zuzurufen, daß sie vorwärts sich wenden möchte, weil hinter ihr ein Drache den ungeheuern Rachen schon an ihrem Nacken hatte.

Aber die Stimme versagte mir, und Swanehild stand mildlächelnd und unbesorgt, wie neulich nach Uffo's Fluche, und sank, alle Schrecknisse ringsum, als täuschende Larven verachtend, vor dem glanzvollen Kinde auf ihre Kniee. Drauf nahm dieses sein Kreuz von der Schulter, und wie es solches hierhin und dahin neigte, so zerbarsten sogleich die giftigen Ungeheuer zu allen Seiten. Die Gefangene aber umklammerte mit tiefer Ergebung das Kreuz und ward daran bald und ohne Beschwer hinaufgezogen von dem Kinde, mit dem sie sodann verschwand. Drauf erwachte ich. — Was dünkt Dich wohl von diesem Traume, Alf?

Hm, sprach der Herzog mit bedenklicher Miene, davon dünkt mich wenig Gutes. Wenn unsere Priester recht haben, so ist der Traum gemeiniglich das Gegentheil von dem, was er bedeutet. — Das Kreuz mag wohl für ein Zeichen des Christenthums gelten. Wie wenn Swanehildens Errettung im Traume ihren wirklichen Untergang voraussagte? Zum ersten Male fällt mir jetzt ein, daß wir sie nicht hätten zurücklassen sollen! — Oho, rief Wittekind, wo könnte sie sicherer seyn, als auf des Königs Burg?

Ei, versetzte Herzog Alf, ich kenne diesen Uffo und seine Rachgier. Laß nur etwa seinen Neffen nicht abstehen wollen von Swanehilden. Wer weiß, wozu dann der Alte fähig wäre. Der Tod einer Christin dünkt ihm schon an sich ein hohes Verdienst.

Christin, oder nicht! rief der König beruhigt aus, das ist hier eins. Der Tod des geringsten der freien Sachsen kann nur durch den Volksverein beschlossen werden, und Swanehild Gräfin von Ringelsheim gehört zum Hause des Königs! —

Alf schwieg um Wittekinds Zuversicht nicht zu stören, weil ja doch in diesem Augenblicke dem Unheile, das er besorgte, nicht vorzubeugen war.

Die Thürme von Wolmerstädt, welche jetzt sichtbar wurden, lenkten der Reisenden Gedanken auf ihr Vorhaben. Sie gedachten, den König unerkannt in der Kirche zu beobachten, wo er, nach Swanehildens Berichte, eben an diesem Tage zum heiligen Nachtmahle gehen würde. Eine Schäferhütte, die vor ihnen lag, sollte dazu dienen, sie unkenntlich zu machen. Daher ritten sie auf diese zu, übergaben dem davorstehenden Schäfer ihre Rosse, und legten, statt der Rittertracht, welche sie von sich thaten, die Bettlerkleidung an, so von ihnen zu diesem Zwecke mitgenommen worden. Den Schäfer baten sie, bis zur Rückkehr ihrer Pferde zu warten, und ihnen Ritteranzug und Waffen aufzubewahren; was er auch getreulich zu thun versprach. Drauf wanderten sie, um die Hauptsache nicht etwa zu versäumen, gar so flink und rüstig auf Wolmerstädt zu.

Hier aber legten sie ihrem Verlangen Zügel an, weil der starke Schritt nicht passen wollte zu den gebrechlichen Personen, die sie nun vorstellten.

Es war noch früh am Tage. Nur einzeln erst gingen die frommen Gläubigen zur Kirche, und Wittekind und Alf hatten Zeit genug, Orte zu finden, wo sie die Ankunft des Königs Karl und seines hohen Hauses und die heilige Handlung überhaupt wohl beobachten mochten. Weil sie jedoch schon so vielen im Treffen, wie zur ruhigen Zeit, als unzertrennlich erschienen waren, und mancher, wenn er hier ihre Gesichter beisammen erblickte, sie, selbst, in der falschen Kleidung, leicht erkennen konnte, so entfernten sie sich sehr weit von einander.

19.

Das Gotteshaus, füllte sich immer mehr und mehr. Ein Geräusch, das sich jetzt unter der ganzen Menge vernehmen ließ, deutete auf die Ankunft der Ersten im Volke. Wittekind erstaunte, als er den König Karl an der Eintretenden Spitze erblickte. Ist das derselbe, fragte er sich, den ich im Toben der Schlacht so oft zu Pferde hierhin und dorthin fliegen sah, dessen einziges Wort ganze Heerschaaren, wie ein mächtiger Sturmwind in die Meinigen riß, daß diese zerstoßen und ihr Heil in der Flucht suchen mußten? Ist das jener Stolze, der so gern

die ganze Welt zum Schemel seiner Füße machte? so fragte sich Wittekind. Denn der Frankenkönig kam, wunderschön zwar von Gestalt wie sonst, doch in geringer einfacher Kleidung, den Blick zur Erde gesenkt, langsam und demüthig daher. Als er aber jetzt, nach dem Hochaltar schauend, mit einer tiefen Kniebeugung an seine Brust schlug, da ergriff Wittekind das himmlische Entzücken in seinem Auge dergestalt, daß er fast versucht wurde, sein Knie gleichfalls zu beugen.

Hierauf setzte sich König Karl mit seinem Hofe in des Volkes Mitte und der Blick des Sachsenherrschers konnte nicht von ihm weichen. Des Betenden Andacht hielt ihn wie ein heiliges Liebesband fest an seinem Feinde, und schien die Feindschaft selbst mit der Wurzel aus des Bewundernden Herzen reißen zu wollen. Und wie nun späterhin die christliche Gemeinde dem Altare nahete, der König Karl voran, und dieser aus des Priesters Hand den Leib des Herrn eben empfangen sollte, da faßte den Sachsenfürsten plötzlich ein freudiges Erschrecken. Denn dasselbe Kind mit dem Kreuze auf der Schulter, das er im Traume gesehen, sah er hier bei hellem Sonnenlichte, zwischen dem Priester und dem Könige. Nur schien es ihm noch um vieles herrlicher als im Traume. Und die Strahlen um das kleine, liebliche Haupt des Kindes ergossen sich über den König Karl und flossen immer weiter und weiter umher, so daß auch Wittekind davon berührt wurde. Und sie drangen bis in das Herz des Sachsen so tief, daß dieser anbetend auf seine Kniee sank und der ganzen irdischen Umgebung sich entrückt fühlte. —

Erst mit dem allgemeinen Aufbruch der Andächtigen aus der Kirche erlangte der Held sein Bewußtseyn wieder. Da beeilte er sich, die Pforte zu erreichen, wo er dem König Karl, dem auch in seinen Augen nun entschiedenen Liebling des Himmels, indem er sich den gemeinen Bettlern zugesellte, und um eine Gabe flehte, recht in's Angesicht zu sehen, und bevor er in stattlicher Kleidung am Hofe erschiene, aus seiner Miene noch einmal von der Wahrhaftigkeit des erlebten Wunders sich zu überzeugen hoffte.

Ja, es ist alles, alles wahr! Dachte er dann, auf einer Stufe vor der Pforte sitzend, als er den großen König von weitem erblickte; denn seine Züge schienen noch immer von dem Abglanze des himmlischen Kindes belebt und verherrlicht. Wie nun, bei seinem

Heraustreten aus der Pforte, Wittekind die Hand nach einem Allmosen ausstreckte, da blieb Karl eine Weile vor ihm stehen und blickte ihn, freundlich zwar, aber dergestalt an, daß der Sachsenfürst des freiwillig übernommenen, unwürdigen Verhältnisses sich schämend, das Auge tief zur Erde niederschlug.

Folge mir, Lieber! sagte nun der König Karl zu ihm, ich habe hier keine Gabe für Dich bei der Hand. Da folgte ihm Wittekind, und alles verwunderte sich über des Königs Verlangen, und noch mehr, als er in der Burg den Bettler zu einem Gespräche mit ihm allein vor sich kommen ließ.

20.

Willkommen, Herr Wittekind, so redete König Karl den Verwunderten sogleich an. Meinet Ihr die Gestalt des Helden, der mir oft so furchtbar gewesen, durch Eure Verlarvung meinem Auge zu verstecken? Vor Kurzem erst habt Ihr meine ehrenvolle Einladung von Euch gewiesen, um bald darauf in diesem Anzuge gen Wolmerstädt zu kommen! Nach Euerm Gefallen. Ich will deßhalb nicht mit Euch rechten; begehre auch nicht zu wissen, warum Ihr einem so seltsamen Einfalle nachgegeben habt. Nur das bitte ich, mir zu erläutern, aus was Ursache der abgesagteste Feind des Christenglaubens sich entschloß, der heiligsten Handlung desselben beizuwohnen. Denn wisset, schon in der Kirche ist mir Euere Gestalt nicht entgangen, auch das nicht, daß Ihr, eben als ich am Altare stand, Euer Knie und Euer Antlitz zur Erde neigtet. Sollte vielleicht der Geist des Herrn Euch plötzlich erleuchtet haben? —

Da bekannte Wittetind alles, was ihm begegnet war, und daß er nun gewiß nächstens die heilige Taufe nehmen werde.

Und Karl schloß ihn in seine Arme und sagte: Die Erscheinung, so Ihr vor uns allen voraushabt, beweist mir, wie hoch der Gott des Himmels und der Erde Eure Bekehrung achtet, daß er so viel für Euch gethan hat. Ihr werdet fürder in Gemeinschaft mit mir nun auch das Eurige für ihn thun, Ihr und Eure Sachsen. Denn nicht zur Unterjochung dieses Volkes,

sondern nur zur Vertilgung seiner so ohnmächtigen, als grausamen Rachegötter, führte ich gegen sie das Schwert. Es kehrt in die Scheide zurück, sobald der Gott, der aus Menschenliebe am Kreuze starb, ihre Herzen erleuchtet. Auf Euer Wort trauend, nehme ich Euch hiemit zu meinem Waffenbruder auf und bestätige Eure Würde unter dem Namen eines Herzogs der Sachsen.

Nach kurzem Gespräch fand es sich, daß die beiden großen Fürsten fast in allem übereinstimmten, und sie bereuten gar sehr, es so spät erst erkannt zu haben.

Herzog Alf, welcher Wittekinds Ruf nach Hofe von weitem beobachtet hatte, und jetzt bange um seinen Freund an der Burgmauer herumschlich, ward bald entdeckt und gleichfalls heraufgerufen. Er nahm keinen Anstand dem Bunde beizutreten. Schon am Abende erschienen beide in ihrer bei dem Schäfer zurückgebliebenen Rittertracht am Hofe. Auch feierten sie das Osterfest zu allgemeiner Erbauung recht andächtig mit.

21.

Die nächsten Tage nach dem Feste verflossen unter allerlei ritterlichen Uebungen zu Ehren der neuen, hochgeachteten Freunde. Besonders feierlich war die Art, mit welcher der nunmehrige Herzog der Sachsen dem Grafen Heinrich von Hennenberg wegen der letzten Beleidigung auf der Wittekindsburg Abbitte that. Schon damals, sagte Graf Heinrich, hoffte ich, daß Eure Verblendung bald ein Ende nehmen müsse, und bloß darum enthielt ich mich aller Antwort; ein Umstand, der meine heutige Lust um Vieles vergrößert.

Wittekind entdeckte ihm nun, daß der Kleine auf seiner Mutter Burg sein Sohn sei, und hörte von dem darüber Hoherfreuten, daß man Frau von Hennenberg in den nächsten Tagen bei Hofe erwarte, wohin sie den kleinen Wiprecht mitbringen werde. —

Herzog Wittekind, der nun ohne Verzug zurückgewollt hatte, beschloß eine so große Freude noch zu erwarten, und den Sohn der von Sehnsucht nach ihm ganz durchdrungenen Mutter in die Arme zu führen.

Während dieser Zeit zog sich das Freundschaftsband zwischen dem Könige Karl und Wittekind immer fester. Swanehildens wurde oft von ihnen mit großem Lobe gedacht; auch konnten besonders Hertha und Frau Fastrad nicht aufhören, das Fräulein zu rühmen und ihr baldiges Wiedersehen zu wünschen. Den Fluch des Priesters verachtete man, da er, wie man glaubte, in ihren Verhältnissen ihr ganz unschädlich sei. Man verwieß auch deßhalb dem Herzoge von Holstein, wenn er an dieser Unschädlichkeit Zweifel äußerte, und darum schleuniger zurückbekehrte, seine Meinung zu verschiedenen Malen.

Allein nur zu bald, fast zugleich mit der Ankunft des kleinen Wiprechts, bestätigten sich Alfs Besorgnisse. Es kam nämlich als Eilbote ein Ritter, von Frau Geva an ihren Gemahl gesendet, mit folgender Kunde: Wittekind bald in der dortigen Gegend verlautete Abwesenheit hatte bei Uffo und einigen Gaugrafen Unruhe erregt, welche durch die Aussage mehrerer Ankömmlinge, die ihn und den Herzog Alf unweit Wolmerstädt getroffen, noch verstärkt worden war. Später hatte man sogar von dem eingetretenen, vertrauten Verhältnisse der beiden Helden mit König Karl und den Festen an dessen Hofe, ihm zu Ehren angestellt, Mittheilung erhalten. Sogleich ahndete dem finstern Sinne Uffo's die Ursache und der nahe Fall der Götter, deren Priester er sich nannte. —

Eines Tages erscheint Heinrich von Eschen vor Wittekind's Gemahlin, und eröffnet ihr diese Vorgänge sowohl, als daß in deren Verfolg Swanehild auf der Burg selber nicht mehr vor den Angriffen seines Oheims sicher sei, ja daß mit Einbruch der Nacht die Christin, welche das Saamenkorn des Bösen in die Herzen der Ersten des Volkes geworfen, als eine Verrätherin abgeholt und verurtheilt werden solle. Uffo's Wuth kenne keine Grenzen, und es sei alles für seine Verlobte zu fürchten. Darüber entsetzte sich Frau Geva gar sehr und kam mit dem von Eschen überein, das Fräulein ihm anzuvertrauen, der ihr einen sichern Aufenthalt zu verschaffen gelobte. Schon war er auch am Abende mit ihr auf dem Wege aus der Burg.

Allein der mißtrauische Uffo hatte eine ganze Schaar von Lauerern in des Thores Nähe. Man erkannte die Flüchtenden

und bemächtigte sich ihrer. Seitdem wußte niemand was aus ihnen geworden war.

Um Auskunft darüber zu erlangen, hatte Frau Geva den Uffo vergebens zu sich bescheiden lassen und ihm endlich bei dem Zorne ihres bald zurückkehrenden Gemahls zu kommen befohlen. Allein aus seiner Antwort ersah man, daß er selbst dem Fürsten den Gehorsam zu verweigern wage.

Der Bote fügte noch hinzu, daß er unterwegs von einer durch Uffo zusammengerufenen Volksversammlung gehört habe, bei der man auf die Wahl eines neuen Heerführers Bedacht nehmen wolle.

Und die Herzoge von Sachsen und Holstein, hocherglühend in ihrem gerechten Zorn, thaten dieß, und daß sie ohne Verzug die Rückreise antreten wollten, sogleich dem Könige kund. Doch verweigerten sie die Annahme der Ritter und Mannen, welche ihnen dieser zu Züchtigung der Aufrührer anbot.

Ich kenne, sagte Wittekind, die Meinen zu gut, um nicht zu wissen, daß ich es höchstens mit einem, oder einigen Uebelgesinnten zu thun habe. Die Uebrigen sind Verblendete, welche mein Erscheinen schon allein zu ihrer Pflicht zurückführen wird.

Bald darauf stiegen sie zu Rosse, wo Wittekind seinen kleinen Sohn vor sich sitzen hatte.

22.

Die Reise ging Tag und Nacht, so daß sie, wenn im Vollmonde eine Volksversammlung Statt fand, noch zur rechten Zeit eintreffen konnten.

Beides, die gemeine Reiterrüstung, welche sie in Wolmerstädt angelegt hatten, und das vorgezogene Visir, waren nicht geeignet, ihnen Zutrauen zu gewinnen. Doch galt dieses denselben für's erste auch weniger, als die Unkenntlichkeit.

Je näher sie dem Walde kamen, wo die Volksberathungen gehalten zu werden pflegten, desto mehr Bewegung nahmen sie auch unter den wehrhaften Männern wahr, bis ihnen endlich die

Antworten auf ihre behutsamen Erkundigungen über die Zusammenberufung selbst keinen Zweifel weiter ließen.

Herr Uffo wird staunen bei unserer Anrede! sagte der Sachsenfürst zu seinem Waffenbruder, als sie am Abende vor der Vollmondnacht schon sehr frühzeitig an dem wohlbekanntem Orte eintrafen, und hier, nachdem sie die Rosse angebunden, zum ersten Male auf dieser Reise in's Gras gelagert der Ruhe pflegten, und dazu etwas Speise und Trank, das sie hatten, zu sich nahmen. Besonders freute sich der Held seines kleinen Sohnes, der ohngeachtet der Beschwerden einer so übereilten Reise von dem Schlafe, dessen man ihn bedürftig glaubte, durchaus nichts hören wollte! —

Schon war die Nacht völlig hereingebrochen, und noch immer keiner von allen Gaugrafen vorhanden.

Seltsam genug! rief Alf aus. Sollten die vielen Nachrichten über den Volksverein sämtlich keinen Grund haben? Jetzt müßten doch die Berathungen begonnen seyn. —

Allerdings! versetzte Wittekind. Wie aber, so eben gerathe ich auf den Gedanken, wie wenn man, dem zeitherigen Gebrauche zuwider, das Volk an einen andern Ort gerufen hätte?

Mit der ganzen Schwere eines finstern Vorgefühls überraschte dieser Argwohn jetzt die Fürsten, und sogleich setzten sie sich zu Pferde, ohne jedoch zu wissen, wohin sie ihre Schritte zuerst denken sollten. Und als sie schon ziemlich lange bang und düster hin- und hergeritten waren, da gewahrten sie einen Ritter mit mehrern Reisingen, welcher fürbaß zog. Den redete Herzog Wittekind also an: Gemach, Herr Ritter, und saget uns, wenn Ihr es wisset, wo die Volksversammlung abgehalten wird, zu der unser Herr uns aufgeboten.

Da habt Ihr Euch zu spät auf das Gleis gemacht, antwortete der Ritter. Denn die meisten Grafen sind im Zorn davon gegangen, wie ich, weil es darauf ankam, dem Könige Wittekind die Treue aufzukündigen. — Daher rathe ich Euch; reitet Eures Weges zurück. Ist Euer Herr unter den Gutgesinnten, so findet Ihr ihn gewiß nicht mehr, und ist er bei den Ändern zurückgeblieben, so verdient er schwerlich, daß Ihr ihn aufsuchtet und ihm ferner Folge leistet. — Das Merkwürdigste, als ich hinwegritt, war ein Opfer.

Ein Opfer? tief Wittekind ahnungsvoll.

Ein schönes, herrliches Fräulein, welches den König zu dem Glauben der Christen verführt haben soll. Der Priester redete lange davon, wie ihr Blut ganz allein den Wodan versöhnen und die Schande von der Sachsen Waffen abwaschen könne. Und als er so redete und in grause Flüche und Verwünschungen gegen die Gebundene ausbrach, da stand der von Eschen, des Priesters Neffe, an einen Baum daneben ebenfalls angefesselt. Indem nun der Priester des Mägdleins Bande lösete, so sagte er zu diesem:

Unwürdiger, Du sollst Zeuge werden von dem Opfer und der Verzweiflung der Verfluchten! Da erhob das Fräulein ihre Stimme und sagte ruhig lächelnd zu dem Gebundenen: Sieh auf mich, Du Guter, und Du wirst keine Spur der Verzweiflung gewahren an der unschuldig Sterbenden. Aber meine Ergebung in den unerforschlichen Willen des Allerhöchsten, und mein Glaube an seine Weisheit und den himmlischen Lohn der Dulder, dieser Glaube wird gewiß auch der Deinige werden!

Er ist es schon! rief der von Eschen von ihrem Geiste durchdrungen aus. Da griff der Priester schnell und schäumend vor Wuth zudem Opfermesser. — Jetzt war kein Bleiben mehr für mich; erschüttert und empört von allem, dessen Zeuge ich gewesen, bestieg ich das Roß und ritt mit den Meinigen davon. — O wäre doch Wittekind hier, um den treuvergessenen Uffo zu züchtigen!

Er ist es! rief der Herzog, das Visir öffnend und dem Ritter die Hand reichend. Schrecklich soll die Rache hereinbrechen über die Stifter des heillosesten Mordes! —

Und der treue Sachse frohlockte, dem Helden sein Geleit nach dem Haag bietend, wo die Versammlung gehalten wurde. —

23.

Nachdem sie nun, in tiefe, stumme Gedanken verloren, schon eine weite Strecke, von keinem Laut, als der Pferde Hufen unterbrochen, zurückgelegt hatten, da lösete sich der Schmerz des Sachsenfürsten endlich in Töne auf. Meine liebe, liebe

Swanehild! rief er. Wollte der Himmel, Bruder Alf, daß ich besser beachtet hätte Deine Vorsorge und Dein Warnen! Und den Traum dazu. Nie schrecklich ist er doch in Erfüllung gegangen!

Der Wald ward jetzt immer dichter und dichter, auch ließen sich schon menschliche Laute vernehmen. Da fuhr Herzog Wittekind's Hand unwillkürlich nach dem Schwerte, und er zog es heraus und übergab Alf seinen Wiprecht und eilte, so viel der enge Weg es zuließ, weit voraus, seinem blutenden Herzen nach. —

Obschon das Häuflein, welches er auf einem geräumigen Rasenplatze vorfand, nicht unbedeutend war, so ritt er doch guten Muthes darauf zu: Wer seid Ihr? sprach er zornig. Wer hat Euch berufen? Was habt Ihr beschlossen? Ich, Wittekind, Euer Fürst und Heerführer, frage Euch das!

Und das: Ja, er ist's! das jetzt hier und da aus dem Munde der Versammelten bebte, zeugte genugsam von ihrem Erschrecken und ihrer Reue.

Darauf aber richtete sich ein Mann, der in einiger Ferne am Boden lag, langsam empor und rief: Greifet und tödtet den Abtrünnigen! Und dieser Mann war Uffo, der rachedurstige Eiferer für seine Götter.

Auf den sprengte Wittekind an, und schwang sein Schwert über das Haupt des Priesters, und sprach: Wo hast Du Swanehilden, Du böser Räuber und Mörder?

Da erscholl plötzlich des Fräuleins Stimme, und entzückt über das geliebte Leben, das er vernichtet geglaubt, eilte Witternd nach dem Baume, woran man sie wieder gebunden hatte. Alsbald lösete sein Schwert die Fesseln und die noch Unverletzte sah dankend zum Himmel und ihren Oheim auf.

Noch sprachlos durch die seltsame Folge der Ereignisse, deutete sie auf den gefesselten von Eschen. Sogleich befreite der Fürst auch diesen, in dem ihm Swanehild ihren Retter vorstellte. — Als nämlich der Priester das bereits entblößte Opfermesser zu weihen, seine Götter angerufen hatte, und sodann eben damit auf das schweigende Opfer losbrechen wollte, da machte die Verzweiflung Heinrichs Arm riesenstark; er zerriß seine Bande, stürzte mit Wuth auf den Oheim ein, wand

ihm das Messer aus der Hand, und brachte ihm selbst eine solche Wunde bei, daß er zu Boden sank.

Doch im Davoneilen mit der so Geretteten war er schon wieder ergriffen worden. Sein Schicksal, das der, nur leichtverwundete, Priester selbst aussprach, sollte nun seyn, Swanehildens Tod zu sterben; nach ihr. Uffo behielt sich vor, zum Danke für seine Rettung beide Opfer selbst zu verrichten, sobald er sich wieder gesammelt haben würde. —

Der glückliche Ausgang mag den Frevler versöhnen! rief Wittekind. Ich vergebe Euch allen, sogar Dir, Uffo!

Doch der, als er sah, daß sämmtliche Anwesende sich unterwarfen, stieß er die heftigsten schmähungen aus und ergriff das Opfermesser wieder und durchbohrte damit die eigene Brust. —

24.

Nachdem nun die meisten Fremden davon gezogen waren, da stieg Wittekind von seinem Rosse, zerstörte den Altar mit dem Götzenbilde, und pflanzte zu Versöhnung des wahren Gottes ein Kreuz an die Stelle, aus zwei Baumästen sogleich von ihm selbst gebildet. Drauf fiel er auf seine Kniee und rief, die Hände hoch empor gehoben:

Das Kreuz hat gesiegt! Und wer noch da war, that ein Gleiches. Sogar den kleinen Wiprecht ergriff das fromme Wort so, daß er mit zur Erde sank und die schuldlosen Hände, wie die Uebrigen, gefaltn nach dem Himmel hinaufreichte. —

Jetzt erst ist jener Traum ausgegangen! sagte Wittekind auf dem Heimwege zu Alf, und gar nicht nach der Deutung der Götzenpriester. —

Auf der Burg gab es große Freude. Wenig Wochen später aber noch mehr an Karls Hofe, wo Wittekind und dessen Haus, dazu Herzog Alf und Heinrich von Eschen nebst unzähligen andern aus dem Sachsenvolke die heilige Taufe empfangen hatten, und nachher Swanehild mit ihrem Retter von Priesterhand verbunden worden war. —

In Kurzem verspürte alles Sachsenvolk den Segen der neuen Lehre, so daß jedermann nach der Taufe begierig wurde.

Wittekind blieb bis an sein seliges Ende der frommste Christ und treueste Freund des nachherigen Kaisers Karl, ist auch als beides noch in den spätesten Zeiten anerkannt, und von Pabst Urban dem achten, mit Karl zugleich, unter die Zahl her Heiligen aufgenommen worden.

Der Schutzgeist.

Anekdote.

Nun wollen wir Nummer zwei vornehmen — sagte der Professor — indem er die Schleifen seiner Kupferstichpappen zusammenschlang, und nach der zweiten Abtheilung blickte, die schon an dem Tische lehnte — die, hoffe ich, wird Ihnen noch besser zusagen. Aber Sie sehen so oft nach der Uhr, Frau Geheimrätthin, fast sollt' ich fürchten ...

Ich selbst fürchte nur — unterbrach die Polizeidirektorin — es wird zu spät, um eine neue Abtheilung anzufangen, und es wär wirklich Schade, diese schönen, ausgesuchten Blätter bloß flüchtig zu durchlaufen. Wenn Ihre Zeit es ein andermal gestattet ...

Es ist ja noch gar nicht so spät — entgegnete der Polizeidirektor selbst, der schon beschäftigt war, die schweren Pappen auf den Tisch zu heben — Wir bringen noch recht bequem die ganze folgende Abtheilung durch. Wie kommt es, daß Du heut so eilig bist?

Man ist doch jetzt am liebsten Abends zu Haus — erwiderte die Geheimrätthin — es ist doch immer sicherer.

Sicherer?— fragte der Polizeidirektor lachend — Du machst meiner Amtsführung ein gutes Kompliment! Wo soll denn jetzt Unsicherheit entstehen, besonders da wir unsre militärischen Sicherheitsstörer los sind?

Eben darum — sagte Jene — Sie würden uns nicht verlassen haben, wenn sie nicht selbst an ihrer Sicherheit gezweifelt hätten. Wahrscheinlich sind die Feinde sehr in unserer Nähe, und wie leicht entstehen da nicht Unruhen, wo man es am wenigsten erwartet.

O, wenn Sie weiter nichts fürchten — lachte der Professor — da lassen Sie uns ganz ruhig unsere Bilder vollends durchgehen. Bis zu Ankunft der Feinde fließt noch manch Tröpfchen Zeit vorüber, und ich denke, wir werden früher unsre sogenannten Beschützer wiedersehn, ehe wir unsre Feinde, oder vielmehr Befreier, denn Feinde giebt es nicht mehr, zu sehen bekommen.

Indessen ist ihre Ahndung doch nicht ganz ohne Grund, denn gleich in den ersten Blättern hier werde ich Ihnen einige der Nord-Orientalen, wenigstens im Bilde vorzeigen können.

Ein andermal, bitt' ich — erwiderte die Aengstliche — Wenn Sie meine Unruhe fühlten, Sie würden mich Selbst gern in meiner Wohnung wissen.

Aber wirklich — sagte der Geheimrath beruhigend — Du bist ganz ohne Grund in Sorgen. Nach den heutigen Nachrichten können uns wohl die nächsten Tage manche kriegerische Ereignisse, oder doch wenigstens fremde Gäste mitbringen, aber für Morgen wollt' ich fast noch stehn, und für diesen Abend ist auch nicht der entfernteste Grund, etwas zu erwarten.

Man suchte vergebens von allen Seiten Gründe auf, die Geheimrätin von dem Ungrund ihrer Furchtsamkeit zu überzeugen; sie ward immer auffallender ängstlich, und endlich um die Gesellschaft und das Vergnügen des Abends nicht zu stören, schlug sie vor, der Professor möchte sie begleiten, und bei ihrem Mann einige Gemälde und Kupferstiche betrachten, über welche man vorhin gesprochen und gestritten hatte. Der Vorschlag ward gern angenommen, der Professor verschloß lachend, auf der Geheimrätin ernstes Erinnern, seine Thüren doppelt, und nun zog man vergnügt unter mancherlei Scherzen aus dem Hause des Professors in die Wohnung des Polizeidirektors, wo das Gespräch vor den neuen Sehenswürdigkeiten der Kunst bald wieder in den vorigen lebendigen Gang gerieth.

Sollte man nicht glauben — sagte der Geheimrath, als seine Gemahlin sich eben entfernt hatte — meine Frau wär eine Geisterseherin? Ihre sonderbare Unruhe macht mir fast selbst bang. Ich bin dergleichen gar nicht von ihr gewohnt.

Die Folge von den Gesprächen, die jetzt an der Tagesordnung sind — entgegnete der Professor — Glauben Sie doch nicht an dergleichen Dinge. Wir werden so vollkommen ruhig und ungestört Ihre schönen Kunstschatze betrachten können, als ob wir die Kosaken und Baschkiren nur noch aus Reisebeschreibungen kennten.

Der Polizeidirektor schien nicht dieser Meinung. Er ward etwas zerstreut, und kaum konnte des Professors Erzählung von den deutschen Alterthümern, die er in einer Versteigerung erhalten,

und zur Vorzeigung für diesen Abend bestimmt hatte, ihm einige Aufmerksamkeit abgewinnen. Der Professor lächelte einige Mal über den Glauben an Vorahndungen, den jener durch seine Bangigkeit verrieth, und nahm aus Seelenlehre und Naturwissenschaft alle Beweismittel zusammen, um den Ungrund eines solchen Glaubens darzuthun.

Ich kann gegen alle Ihre Gründe nichts einwenden — sagte endlich der Geheimrath — als so manche Erfahrungen, die das Gegentheil Ihrer Meinung bestätigen, und uns wenigstens auf Augenblicke die Aussicht in Gegenden gewähren, welche von der Wissenschaft noch nicht aufgeheilt sind. Was glaubwürdige Männer erzählen, bei welchen der Verdacht eines Bestrebens, Andre täuschen zu wollen, unmöglich ist, kann man, wenn auch in einigen Fällen, doch nicht durchaus und ohne alle Ausnahme verwerfen.

Warum nicht? — erwiderte der Professor — wenn die Sache an sich selbst gegen alle Gesetze der Möglichkeit streitet? Die rechtlichsten und glaubwürdigsten Männer können selbst getäuscht werden. Uebrigens ist es mit den Ahndungen, wie mit den Irrlichtern, Jedermann hat nur davon gehört; kein Einziger, den ich darüber gesprochen habe, hatte die Erfahrung selbst gemacht. Ehe ich nicht selbst einen Geisterseher zu sehen bekomme, der mich ernsthaft und, als rechtlicher Mann versichert, er habe wachend und bei vollem, unbezweifeltem Bewußtseyn selbst etwas dergleichen erlebt, eher glaub' ich von dem Allen so viel als nichts.

Wenn aber ein solcher Geisterseher sich fände— sagte der Geheimrath — dann würden Sie glauben?

Hm — versetzte Jener mit zweifelndem Achselzucken — immer noch erst nur nach genauer Prüfung. Täuschung ist gar zu leicht möglich. Pope's Beispiel ist mir stets eine große Warnung gewesen.

Der Geheimrath wollte das Nähere wissen. Ist Ihnen die Anekdote unbekannt? — fragte der Professor — Pope war ein entschiedener Gespensterläugner, und hatte die eigne Fatalität stets Bedienten zu bekommen, die in dem Grade leichtgläubig waren, wie er selbst schwergläubig. Um ihre Gespensterfurcht zu verscheuchen, verbot er ernstlich in seinem Hause von Erscheinungen oder ähnlichen Dingen auch nur zu sprechen,

und drohte Jedem, der ein Wort davon erwähnte, oder überhaupt Gespensterfurcht verrieth, mit augenblicklicher Entlassung aus seinem Dienst. Pope hatte nun eben eine neue Wohnung bezogen, sich bequem und nett darin nach seinen Wünschen eingerichtet, und wollte die erste Nacht in den fertig gewordenen Zimmern schlafen. Aus Vorsicht verriegelt er der unbekanntenen Umgebungen wegen vor dem Schlafengehn die Thür, und versucht nun, seiner Gewohnheit nach, sich in den Schlaf zu lesen.

Nach einiger Zeit bemerkt er eine Bewegung an der Thür seines Zimmers. Sie öffnet sich, indem er nach dem Geräusch umblickt, und eine Gestalt in alter spanischer Kleidung, ernst und düster von Ansehen, tritt herein. Pope ruft die Erscheinung an, der Spanier nimmt aber keine Notiz von ihm und seinem Ruf; er tritt an das Bücherbret, greift nach einigen Bänden von Pope's Schriften, blättert etwas darin, und setzt sie sogleich mit einem ärgerlichen satirischen Lächeln wieder an ihre Stelle, aber, wie der Autor im Bett mit nicht geringem Verdruß bemerkt, allezeit umgekehrt, mit den Titeln nach unten.

Pope ruft nochmals. Der Spanier läßt sich in seiner stummen Kritik nicht stören, und als er endlich mit seiner Musterung zum Schluß kommt, geht er nach Pope's Schreibtisch, nimmt ein Manuskript, an welchem der Besitzer noch am Abend geschrieben hat, liest, blättert, schüttelt zuweilen lächelnd den Kopf, und blättert weiter. Das wird endlich dem Zusehenden Autor zu bunt. Mein Herr, ruft er den Spanier an, wenn Sie Jemand mit Ihrem Besuch beehren wollen, so wählen Sie künftig eine bequemere Zeit.

Der Spanier würdigt ihn keines Blicks. Und wo sie einen Besuch machen, fährt Pope fort, da beobachten Sie gefälligst die Gesetze des Anstandes, und durchmustern Sie nicht fremde Papiere. Der Spanier blättert ruhig fort mit seinem fatalen ironischen Lächeln. Sonst — poltert nun der entrüstete Dichter — sonst wird man gegen Sie sein Hausrecht zu brauchen wissen, und mit den Worten fährt er aus dem Bett, reißt seines Degen aus der Scheide, und stürmt damit auf den Spanier ein. Der senkt gelassen die Hand, womit er die Papierblätter hält, und indem er Pope'n mit demselben kalten Spottlächeln in das Gesicht sieht, öffnet er mit der andern Hand seine

Brustbekleidung. Hier erblickt Pope mit Schaudern eine blutende Wunde, größer und tödtlicher, als er selbst sie dem nächtlichen Störer beizubringen gesonnen war.

Erschüttert tritt er zurück und klingelt seinem Diener. Vergebens. Er wiederholt den Ruf, niemand erscheint, nur der Spanier steht noch gelassen am Schreibtisch, und setzt ruhig die Durchsicht der Papiere fort. Mein Herr, sagt endlich Pope, wer Sie auch seyn mögen, Sie erzeigen mir eine Gefälligkeit, wenn Sie mich jetzt verlassen. Der Spanier nickt bewilligend, legt die Blätter aus der Hand, und entfernt sich langsam und ernsthaft. Fast betäubt von dem seltsamen Abenteuer wankt Pope auf sein Lager zurück, da kommt sein Bedienter, uns fragt, was der Herr befehle?

Ist Dir Niemand begegnet? redet Pope ihn an. Ja, auf der Treppe, antwortet der Diener. Wer war es, wie sah er aus? fragt Pope weiter. Der Diener zögert mit der Antwort. Der Herr dringt in ihn, jener entschuldigt sich mit dem Verbote des Herrn über gewisse ihm mißfällige Dinge zu sprechen, endlich bekennt er, der Spanier sei ihm begegnet, und es gehe auch eine alte Sage in dem Hause, daß ein vor langer Zeit ermordeter Spanier sich zu Zeiten sehen lasse, allein Niemand habe sich getrauet davon zu sprechen, weil ja der Herr jeden aus dem Dienst jage, der von Erscheinungen sich etwas verlauten lasse.

Pope will nichts mehr hören, er verbietet dem Diener, weiter davon zu sprechen, indessen befiehlt er ihm doch, den Rest der Nacht bei ihm auf dem Sofa zuzubringen. So schläft er auch selbst wieder ein. Als er am Morgen erwacht, ruft er seinen Diener. Niemand antwortet. Er sieht nach dem Sofa. Kein Diener schläft darauf. Scheltend, daß der Bursche gegen seinen Befehl das Zimmer verlassen habe, zieht er die Klingel, da kommt es die Treppe herauf, und pocht und klinkt an der Thüre, aber sie ist fest verschlossen und verriegelte, Pope muß aufstehn und öffnen.

Warum bist Du gegen meinen Befehl aus dem Zimmer gegangen? fährt der Herr den eintretenden Diener an. Sie klingelten ja, entschuldigt dieser. Aus diesem Zimmer, meine ich, setzte Pope hinzu. Ich komme ja nur eben herein, erwiederte der Diener befremdet. Warst Du nicht diese Nacht hier, als Dir der Spanier begegnete? fragt der Herr. Der Diener schüttelt

bedenklich den Kopf? der Spanier? wiederholt er. Ja, der Spanier, erwidert der Herr, der hier bei mir war, und den Du wahrscheinlich hereingelassen hast.

Der Diener sieht seinen Herrn zweifelhaft an, und erinnert ihn, daß die Thüre ja von innen verriegelt gewesen. Haben Sie vielleicht lebhaft geträumt? fragt er zuletzt besänftigend. Geträumt? wiederholt Pope ärgerlich, stehn dort nicht die Bücher noch verkehrt, die der ungebetene Besuch mir umgedreht hat? Beide blicken nach dem Bücherschrank, aber alle Bücher stehen noch aufrecht, und in der Ordnung, wie sie Pope am vorigen Tage selbst aufgestellt hatte. Geh nur, sagt er jetzt lachend zum Diener, ich wollte Deine Herzhaftigkeit prüfen. Du bist werth in meinem Dienste zu bleiben. — Es war also ein Traum, was Popen so sehr geängstet hatte, daß er beinah zum Gespensterglauben sich bekehrt hätte, und so ist es in allen Fällen nur mehr oder weniger scheinbare Täuschung, was einen solchen Glauben an Unmöglichkeiten erregt oder begünstigt.

In allen Fällen? — wiederholte der Geheimrath — das möcht' ich nicht mit Ihnen behaupten. Mir selbst ist einmal ein sonderbarer Zufall begegnet, an den ich viel Jahre lang nicht gedacht habe, der mir aber eben jetzt sehr lebhaft in das Gedächtniß zurückkehrt, und nicht wie Pope's Spanier ein Traumbild war. Ich will Ihnen den Vorfall erzählen. Daß ich Sie nicht mit einer Erdichtung täuschen will, werden Sie meiner ernstestn Versicherung glauben. Urtheilen Sie, wenn Sie Alles gehört haben, ob ich wohl selbst unter den Umständen, welche ich Ihnen ganz treu angeben will, getäuscht werden konnte.

Es wird etwas über zehn Jahre her seyn, als ich in der Kammer zu M... als Rath angestellt war. Ich lebte noch unverheirathet und war ziemlich beweglich, meine Kollegen im Gegentheil liebten mehr die behagliche Ruhe, und so nahm ich gewöhnlich ihnen die Geschäfte ab, die Reisen in etwas entfernte Gegenden nöthig machten. Einst, als ich mich eben zu einer solchen Reise anschickte, die mich bei Kloster Walldach vorbeiführte, bat mich einer der altern Kammerräthe bei dieser Gelegenheit statt seiner die Gebäude dieses Klosters in Augenschein zu nehmen.

Es war seit ?langer Zeit in ein Amt verwandelt worden, und die Amtleute hatten vormals schon oft um Verbesserung der alten

Gebäude angesucht. Als wir sie aber bei der Kammer endlich bewilligt hatten, fand der neue Amtmann den Bau unnöthig, und wollte sich mit dem bewohnbaren Theile des Klosters begnügen, wenn man ihm dagegen einige andere Bequemlichkeiten gestatten würde. Kurz, ich sollte mein Gutachten über den Zustand der Amtsgebäude geben, und über die Nothwendigkeit einer Ausbesserung oder eines neuen Baues.

Auf der Hinreise zu meinem eigentlichen Geschäft, begnügte ich mich, das Kloster im Vorüberfahren zu betrachten, und es gefiel mir von dem Amtmann, daß er die alten gothischen Formen, die von ihren Bergen recht düster und ehrwürdig in die Ebene heruntersahen, nicht einer bequemern Wohnlichkeit wegen, in ein modernes Gebäude wollte umschaffen lassen. Ich freute mich auf die nähere Bekanntschaft mit ihm und mit seinen alterthümlichen Umgebungen

Auf meiner Rückreise kam ich ziemlich spät bei dem Kloster, an. Der untergehende Mond beleuchtete durch, finstre Sturmwolken sparsam die alten Thürme und dunkeln grauen Mauern, die mir indessen bei ihrem Alter noch ziemlich wohl erhalten schienen. Die Amtmannin, eine etwas ältliche, aber noch ziemlich rasche Frau, bewillkommnete mich und entschuldigte die Abwesenheit ihres Mannes mit einer amtlichen Reise, von welcher er erst am folgenden Tage zurückkommen werde. Sie schien darüber sehr in Verlegenheit, und ich hatte oft zu versichern, daß mir bei meiner unangemeldeten Ankunft die Geschäftabwesenheit des Beamten gar nicht befremdend seyn könne, und daß morgen hinlängliche Zeit sei, meinen Auftrag zu vollziehen.

Indessen fand ich, daß ich die Ruhe des Hauses gestört haben mochte, ich ließ mir mein Schlafzimmer zeigen, und ein Töpel von Knecht führte mich durch dunkle Kreuz- und Quergänge zu einer alten finstern Zelle mit gothischen Fenstern und Schnörkeln, und wünschte mir eine unterthänig gehorsamste Nacht. Ermüdung von der Reise und etwas Langweile brachten mich zeitig auf das Bett, und ich schlief bald ein.

Ich weiß nicht, wovon ich nach einigen Stunden erwachte, aber indem ich wieder einzuschlummern suchte, hörte ich sonderbare Töne wie von schweren, langsamen, ungeheuern Fußritten. Je länger ich horchte, um so unheimlicher ward mir

bei diesem Geräusch. Die Schritte schienen einem ganz fremdartigen Wesen anzugehören, und zuweilen war es mir, als zitterte von ihnen der Grund, wiewohl der Schall selbst nicht sehr laut, und nur, wie aus einer tiefen Ferne tönte.

Ich schauderte mehrmal zusammen, wiewohl ich mir selbst meine Furchtsamkeit verwies, und ich bemühte mich vergebens unter diesen Tönen den Schlaf herbeizurufen. Endlich zu meiner Freude ward es stille, aber nicht lange, da raschelte es an meiner Thür, und ich glaubte ein leises Klopfen zu vernehmen. Ich richtete mich im Bett auf und starrte nach der Thür hin, es blieb aber ruhig. Kaum hatte ich mich wieder gelegt als von neuem das Rascheln und Klopfen tönte, und als ich hinblickte, sah ich sogar deutlich die Thüre sich bewegen.

Einbildung! — rief der Professor dazwischen — nichts als Einbildung! Täuschung durch die aufgeregte Fantasie!

Nichts weniger — fuhr der Geheimrath fort — Sie werden mehr hören. Ich sah deutlich die Thür sich bewegen und rief laut: Wer da! Da ward es von neuem still, aber nicht lange, so klopfte es wieder und stärker, und die Thür ward geöffnet.

Nein, sprechen Sie im Ernst? — unterbrach der Professor.

Im vollen Ernste —erwiderte der Geheimrath — Das ging mir nun zu weit. Ich sprang vom Bett auf, gegen die Thüre zu, und hier sah ich deutlich eine schlanke, weiße, weibliche Gestalt, in einem schwachen Lichtschimmer von der Thür hinwegschweben. Sie schien mir zu winken. Ich ergriff ein Licht, meine Furcht wich einer fast wilden Herzhaftigkeit. Die Gestalt glitt durch einige dunkle Gänge, ich eilte ihr nach, ohne sie zu erreichen. Auf einmal verschwand sie, aber wie ich an den Ort kam, wo ich sie zuletzt gesehn hatte, entdeckte ich eine Treppe. Ich glaubte noch in der Tiefe etwas von dem blassen Schimmer zu bemerken, ich eile hinab, aber nichts war rings um mich zu sehen. Eine offene Thür stand mir entgegen, ich trete hinein, und frische Luft weht mich an, ich finde mich unter freiem Himmel.

Eine Menge Erzählungen von ähnlichen Abentheuern kreuzen sich in meinem Kopfe. Ich sehe mich überall nach meinem geistigen Führer um, indem schreckt mich ein fürchterliches Gekrach aus meinen Nachforschungen, die Erde zittert unter mir, eine Staube wolle verhüllt mir alle Gegenstände, ich unterscheide nur ein lautes verwirrtes Geschrei, Leute laufen von

allen Orten herbei, und es zeigt sich, daß der ganze Theil des Amtsgebäudes, in welchem ich geschlafen hatte, eingestürzt war; eine Viertelstunde früher, und ich war unter den Trümmern begraben; rief mich nicht jene seltsame Erscheinung aus meinem Zimmer, so theilte ich das Loos meines Bettes, das zerschmettert unter dem Schutte gefunden ward.

Ich eilte nun, aus diesem unheimlichen Orte zu kommen, wo der amtliche Zweck meiner Gegenwart ohnehin nicht mehr Statt finden konnte. Deßwegen fand ich nicht einmal nöthig die Rückkehr des Beamten abzuwarten. Indessen zog ich unter der Hand Erkundigungen ein, ob vielleicht schon früher in den alten Klostergebäuden etwas unheimliches bemerkt worden sei, aber Niemand wollte das Mindeste vernommen haben, ich erzählte daher auch Niemand von meinem Abentheuer, und hatte es selbst fast vergessen, bis heut die Aengstlichkeit meiner Frau, und vorhin, als sie zur Thür hinausging, eine auffallende Aehnlichkeit ihrer Gestalt mit jener Erscheinung mich daran erinnerte.

Dann glaub' ich wohl — lachte der Professor — daß Sie der Erscheinung im Kloster herzhaft gefolgt sind. Sie versprachen sich vielleicht ein romantischeres Abentheuer, als den Einsturz eines alten Gebäudes.

Scherz beiseite — erwiderte der Geheimrath — das Gespenstische abgerechnet, wir die Gestalt vielleicht interessant genug gewesen. Allein auf die Hauptsache zu kommen, lassen Sie auch die Erscheinung nichts Wirkliches, sondern ein bloßes Gespenst meiner Einbildung gewesen seyn, wie erklären Sie ihren sonderbaren Zusammenhang mit der Rettung meines Lebens aus der augenblicklichen unvermeidlichen Todesgefahr? Entweder ein Schutzgeist außer mir, oder eine ahndende Kraft in mir. Nennen Sie, wenn Sie können, ein Drittes.

Der Professor suchte vergebens dieses Dritte, und wand sich in manchen mehr oder weniger gezwungenen Erklärungen, die der Geheimrath leicht widerlegte. Man stritt sich noch, als ein entfernter Lärm auf der Straße die Aufmerksamkeit des Polizeidirektors auf sich zog. Der Lärm ward lauter, zog näher, man trat an das Fenster, die Straßengänger stutzten, standen, liefen, die Hausthüren füllten sich mit Neugierigen, im Augenblick traten Polizeiofficianten athemlos herein. Die Kosaken,

berichtete einer, sind nah. Kosaken, Kosaken! schallte es von der Straße herauf und Hurrah, Hurrah! hallte ein wildes Geschrei lange und wiederholt nach.

Der Professor durchlief in wenig Augenblicken alle Stationen vom Unglauben bis zur sinnlichsten Ueberzeugung. Er suchte nach seinem Hut, und wär gern in seiner Wohnung gewesen, aber das Gedräng des Volkes, das zahllos durch die Straßen wogte, machte jeden Versuch unausführbar.

Die fremden Gäste hatten indessen schnell den Zweck ihres unerwarteten Besuches erreicht. Nach einigen Nachforschungen zogen sie sehr bald in völliger Ruhe zu der Stadt hinaus. Nur die Volksmenge wogte noch lärmend auf den Straßen umher, und der Polizeidirektor, nach dem während des ganzen Vorfalls von mehren Seiten oft gefragt wurde, war sehr zufrieden, zu rechter Zeit in seiner Wohnung gegenwärtig gewesen zu seyn.

Da hätten wir also einen neuen Beweis von Ahndungsvermögen — sagte der Polizeidirektor, als man den Vorgang besprochen hatte — und zwar einen selbst erlebten, nicht bloß durch Erzählung überlieferten. Wie sieht es nun mit Ihrem Unglauben?

Ich bin geschlagen, total aus dem Felde geschlagen — rief der Professor mit komischem Händeringen — Die Frau Geheimrätthin hat mich ganz bekehrt. Von heut' an glaube ich fest an Ahndungen, Gespenster-Erscheinungen, Schutzgeister, Anzeichen, und was Sie sonst noch wollen!

Nicht wahr — lachte die Geheimrätthin — Sie werden wenigstens für meine geheimen Seelenkräfte einigen Respekt bekommen? Und wenn Sie diesen nicht durch neue Zweifel aus den Augen setzen wollen, so erfüllen Sie meine Ahndung, daß Sie heut Abend unser Gast sind.

Der Professor sagte zu, und bat sich dagegen aus, das Kästchen mit deutschen Alterthümern bringen zu dürfen, welche er eigentlich seiner Gesellschaft hatte vorzeigen wollen, wenn die Ahndung der Geheimrätthin ihm nicht die Gesellschaft selbst entführt hätte. Man schickte in seine Wohnung und in kurzem kamen die Sehenswürdigkeiten an.

Sehn Sie hier — sagte endlich der Professor, nachdem er mehre Alterthümer vorgezeigt hatte — sehn Sie hier das merkwürdigste und kostbarste Stück meiner neuen Akquisition.

Dieses schöne alte Gefäß, das, wie ich Ihnen nachher beweisen will, höchstwahrscheinlich ein uraltes Heiligthum eines Klosters gewesen seyn mag, ist gewiß von unschätzbarem Werthe, Die Form ist fast griechisch; man kann nichts gefälligeres sehen bei der höchsten Einfachheit, schade, daß die Handhabe auf der einen Seite etwas verletzt ist, indessen hat mir diese kleine, unwesentliche Beschädigung einen wichtigen Aufschluß über dieses Gefäß gegeben, das vielleicht das einzige in seiner Art ist. Unter der abgebrochenen Handhabe wird nämlich eine Schrift sichtbar, welche mit dem Ort, wo dieses Gefäß gefunden ward, höchst auffallend übereinstimmt. Es war in einem alten Kloster sorgfältig vermauert gewesen, und erst bei dem Abbrechen der Mauern hat man es vor einigen Jahren gefunden.

Das Kloster bewahrte ehemals viel Reliquien, welche von den Mönchen bei der Säkularisirung entfernt worden sind. Unter diesen Reliquien war ohne Zweifel dieses Gefäß eine der heiligsten und sein Daseyn vielleicht nicht einmal den Mönchen mehr bekannt, weil es ganz verborgen in einer Höhlung der Mauer verwahrt wurde. Es ist nämlich dieses Gefäß, wie die erwähnte Inschrift deutlich bezeichnet, nichts anders, als eine alte Nachbildung des berühmten heiligen Graals. Sehn Sie hier die ganz leserlichen Worte *Ad. St. Graal. Dom. Mod.* auf deutsch ungefähr: Nach dem Modell des heiligen Graal unsers Herrn. Deßwegen verwahrte man es auch ohne Zweifel so sorgfältig. Die unverkennbare Vasengestalt widerlegt übrigens die Meinung einiger Schriftsteller, als sei der Graal eine flache Schaale gewesen; er war vielmehr kelchförmig, wie dieses Gefäß unverkennbar zeigt.

Die Geheimrätin hatte während der Erklärung des Professors mehrmals das Tuch vor den Mund gehalten. Jetzt brach sie in ein lautes Lachen aus.

Schelten Sie mir Niemand mehr leichtgläubig — sprach sie endlich — wer an politische oder geistige Wundergeschichten glaubt, wenn Sie selbst in ähnlichen Dingen so freigebig mit Ihrer Ueberzeugung sind, und so ein Töpfergefäß für ein altes Heiligthum ansehen!

Aber ich bitte Sie — sagte der Professor etwas beleidigt — betrachten Sie diese Arbeit, und nehmen Sie alle Umstände zusammen, wie können Sie an der Aechtheit dieses Gefäßes nur

einen Augenblick zweifeln? Die Konkurrenz bei der Versteigerung war auch ungemein stark, und ich bin bis auf fünf und zwanzig Louisd'or getrieben worden.

Die hätt' ich Ihnen erspart — rief die Geheimrätthin — wenn Sie mir ein gutes Wort gegeben hätten. Ich glaube der Meister lebt noch, der mir dieses unschätzbare Kunstwerk einmal um einen baaren Gulden verfertigt hat.

Sie scherzen! — rief der Professor halb unwillig. Der Polizeidirektor lachte etwas schadenfroh, und bat um die nähere Auskunft über dieses Gefäß.

Ach, da ist eine lange Geschichte — erwiderte die Geheimrätthin — und überdieß hängt sie mit einer kleinen Schelmerei zusammen, die ich noch als Mädchen mit einer Freundin ausführen half. Ich habe lange nicht mehr daran gedacht, aber durch Ihren Graal wird mir der ganze Vorgang wieder lebendig.

Man drang von neuem in die Sprecherin, daß sie ihre Geschichte mittheilen möge. Sie begann:

Eine Freundin meiner Mutter, die viel Theil an meiner Erziehung hatte, lebte mit ihrem Manne, der Rentbeamter war, auf einem Amte, zu dessen Wohnung und Wirthschaft man die Gebäude eines eingezogenen Klosters schon längst eingerichtet hatte. Die Gegend war sehr angenehm, und ich brachte oft einige Tage recht vergnügt bei ihr zu. Das einzige Unangenehme, worüber wir beide uns oft beklagten, war der äußerst sparsam vorhandene wohnliche Platz in dem übrigens sehr weitläufigen Gebäude. Der Mann meiner Freundin war nämlich ein eben so eifriger Liebhaber deutscher Alterthümer, als manche Professoren und Polizeidirektoren, und fand nun in dem alten Gebäude unerschöpflichen Stoff für seine Liebhaberei.

Deßwegen drängte er sein Hauswesen lieber in den engsten Raune zusammen, und half dem einfallenden Gemäuer durch Stützen an allen Orten und Enden nach, ehe er sich entschlossen hätte etwas von dem alten Gebäude anders einrichten oder neu herstellen zu lassen. Da half auch kein Zureden, und endlich war es wirklich so weit gekommen, daß kein Gesinde mehr in dem verfallenen Hause bleiben wollte, aus Furcht, daß es über ihnen einbrechen und sie alle insgesamt begraben möchte.

Zu unserer großen Freude hörten wir endlich, daß eine Kommission ankommen und die Gebäude besichtigen werde. Aber der Amtmann sah wohl, daß es nach einer Besichtigung ohne einen Bau nicht abgehen könne, der dann seine ganze Liebhaberei störte; er machte sich also selbst auf den Weg in die Residenz, um bei der Kammer mündliche Vorstellungen gegen den Bau und gegen die Kommission zu machen, und meine Freundin, bei welcher ich eben einige Tage zubrachte, war von neuem trostlos über die vereitelte Hoffnung. Da hatte ein Schreiber, der ein aufgeweckter Kopf war, einen Einfall, vielleicht Anfangs nur im Scherz; allein die Amtmannin ergriff ihn, weil er wirklich bei aller Abentheuerlichkeit sehr natürlich war, und wir brachten ihn zur Ausführung.

Der erste Sturm, meinte nämlich der Schreiber, wirft unfehlbar das alte Mauerwerk um, und wer weiß, wie viel Menschen, dabei verunglücken. Wenn man hingegen jetzt einmal zur Nachtzeit die Stützen wegnimmt, so geschieht zwar dasselbe, was nächstens ohne alle Beihülfe geschieht, aber man kann zuvor Menschen, Vieh und was man sonst will, gehörig in Sicherheit bringen. Der Herr wird das freilich niemals zugeben, aber jetzt, wo er verreiset ist, wär die beste Zeit dazu, nun muß man freilich sichert und verschwiegene Personen zu der Sache gebrauchen, und wenn der Herr zurückkommt, da heißt es, das alte morsche Gerüll ist von selbst oder von einem Windstoß in der Nacht zusammengestürzt.

Die Amtmannin war ganz entzückt über den glücklichen Einfall des Schreibers, und wünschte nur ihrem Haus einen eben so glücklichen, zudem nun sogleich alle Anstalten von uns getroffen wurden. Wir räumen die besten Sachen, und unter diesen besonders die Liebhabereien des Hausherrn auf die Seite; die Dienstboten, welche auf dem baufälligen Flügel wohnten, waren unterrichtet, und legten selbst bei dem Werk Hand an; die Uneingeweihten wohnten entweder glücklicherweise in einem andern Theil des Hauses, oder sie wurden auf eine scheinbare Weise entfernt. So war denn Alles vorbereitet, die Stützen waren mit starken Seilen umwunden, die von den Pferden angezogen werden sollten, um sie schnell unter den Dächern und Wänden wegzuziehen; wir warteten nur auf die Mitternacht. Indem wir aber noch hin und her räumen, fährt ein Wagen vor, und der

angekündigte Kommissarius kommt schon an. — Ich glaube aber wahrhaftig, ihr unartigen Herren lacht mich mit meiner treuherzigen Erzählung aus! Nun, ich kann sie auch zurückbehalten.

Im Gegentheil — erwiderte der Professor — Ihre Geschichte ist höchst interessant für uns, und ich bitte Sie inständigst fortzufahren. Unser Lachen bezog sich auf eine ähnliche Geschichte, die ich vor nicht gar langer Zeit gehört habe.

O, die müssen Sie uns mittheilen! — rief die Geheimrätthin.

Mit Vergnügen nachher — antwortete der Professor — Zuerst erlauben Sie, daß wir Ihre angefangene Erzählung zu Ende hören.

Du bleibst bei dem Kommissar — sagte der Geheimrath einhelfend.

Ei bewahre! — lachte die Geheimrätthin — da hatte ich mehr Geschäfte an jenem Abend. Es war zwar ein sehr hübscher junger Mann, — wie hieß er doch gleich? — Kammerrath Etmüller.

Etmüller? — rief der Geheimrath lachend — Etmüller ein hübscher junger Mann? Das war ja ein alter ausgetrockneter Greis, der vor ungefähr fünf Jahren im sechs und achtzigsten Jahre seines Lebens entschlafen ist.

Warum nicht gar — widersprach die Geheimrätthin — das muß ein Anderer seyn. Jener Kommissar war ein stattlicher Mann in Deiner Größe, überhaupt Dir recht ähnlich, sogar in der Sprache, soviel ich mich erinnere. Du kannst also wohl glauben, daß er mir nicht wenig gefiel. Aber Professor, Sie machen mich böse mit Ihrem Lachen, und Du fängst auch wieder an. Ach geht, Ihr habt mich zum Besten!

Der Professor deprecirte, der Geheimrath schmeichelte, und Beide baten um die Fortsetzung der Geschichte.

Daß mir aber keiner mehr lacht — trotzte die Erzählerin — sonst hör' ich auf. Also der hübsche artige Kommissar kam an. Er war aber nur gar zu artig, denn er schwatzte der Amtmannin so viel Schönes über ihren romantischen Aufenthalt in dem alten Kloster vor, und über seine Liebhaberei an den fatalen Alterthümern, daß ihr alle Hoffnung verging, der Antiquitätenfrund werde ihren Manne widersprechen und einen

neuen Bau anordnen. Sie trug mir also die Besorgung der noch nöthigen Anstalten auf, um ihren Gast unterhalten zu können. Indessen muß sie wenig Unterhaltung bei dem antiquarischen Kammerrath gefunden haben, denn sie ließ ihn bald in das Gastzimmer bringen, und half mir unser Werk für die Nacht anordnen.

Nun hatten wir aber keinen kleinen Schreck. Wie wir über den Hof gehen, um nach den Arbeitern zu sehn, die schon die Stützen anhieben, damit sie leichter einbrechen sollten, da sehn wir in demselben Theile des Hauses, der so eben einfallen soll, Licht durch die Fenster schimmern, und in dem Augenblicke wird es uns klar, daß der ungeschickte Peter, das war ein Knecht, der von unserm Vorhaben nichts wußte, den Fremden zu dem vormaligen Gastzimmer geführt hatte, das jetzt seinen Einsturz erwartete.

Wir riefen den Arbeitern sogleich Halt entgegen, und ließen die Pferde von den Seilen losspannen, aber wie sollte man nun den Fremden aus dem schon wankenden Gebäude entfernen, ohne Alles zu verrathen? Die Amtmannin war so erschrocken, daß ihr die Füße den Dienst versagten, ich weiß selbst nicht, wie ich den herzhaften Entschluß faßte, ihn selbst zu rufen. Er mag vermuthen was er will, dacht' ich, wenn er nur erst heraus und gerettet ist. So lief ich nach seinem Zimmer und pochte, aber wie ich hörte, daß er sich bewegte, zog ich mich geschwind zurück; doch sah ich nichts kommen, ich mußte noch einmal pochen.

Das: Herein! das er recht herzhaft herausrief, verscheuchte mich wieder, aber jetzt schien der Boden schon unter mir zu schwanken. In der Angst riß ich seine Thür auf und wollte eben hereintreten, da kam er mir mit dem Licht entgegen. Er mochte mich wohl in meinem weißen Anzuge für einen Nachtgeist oder eine wiederkehrende Nonne halten; indessen war ich froh, daß er auf den Füßen war, und mir nachschritt, als ich zurückeilte. So verfolgte er mich bis in einen kleinen entfernten Hof. Ich kam auf kürzerem Wege zu den Arbeitern zurück, und auf mein Zeichen, daß der Fremde in Sicherheit sei, prasselte mit einem Ruck das alte Klostergemäuer zusammen. Ich ließ mich nun nicht weiter sehn, denn der Fremde hätte mich vielleicht doch wieder erkannt, und dann wär, unsre Schelmerei verrathen gewesen.

Aber die Angst von jenem Abend mag ich nicht noch einmal erfahren.

Nein, wie es denn wirklich möglich — rief der Geheimrath, indem er seine Gemahlin an sein Herz drückte — Du hättest Dich in das wankende, dem Einsturz so nahe Gebäude gewagt, um der Schutzengel jenes Fremden zu werden?

Nun, da war doch nichts zu überlegen — antwortete die Geheimrätthin — die Gefahr überwand alle Rücksicht. Aber, wahrhaftig, ich weiß nicht, bin ich verrathen oder verkauft; Du siehst mich mit einer so besondern Herzlichkeit an, und der Professor lacht wieder wie ein Kobold. Was habt Ihr nun zusammen?

Was Du recht gern erfahren sollst — erwiderte der Geheimrath — Ich erzählte dem Professor, um seinen Unglauben etwas zu beugen, wie mich einst ein Schutzgeist aus einem Hause geführt hatte, das im Augenblick, als ich es verließ, zusammenstürzte, und nun höre ich, daß dieser mein Schutzgeist schon damals kein anderer war, als der gute Geist, der mich bald nachher sichtbar durch mein Leben zu begleiten anfing, meine Antonie!

Was — rief die Geheimrätthin — Du selbst wärest jener Kommissar gewesen?

Niemand anders — sagte er — Kammerrath Etmüller, der sich kränklich fühlte, übertrug mir dieses Geschäft.

O, das ist ja doppelt herrlich — rief die Geheimrätthin — und umarmte ihren Gemahl.

Aber der Professor würde nun triumphiren — sagte Dieser — führten nicht die braven Kosaken von heute Deine Sache gegen seinen Unglauben.

Diese Sache gieb nur auf — lachte die Geheimrätthin — Ich hatte zu meiner Ahndung gute Quellen. Mein Bruder, weißt Du, steht mit den Preußen hier in der Nähe. Er schickte mir heut Morgen einen Brief an seine Frau, mit der geheimen Anweisung, ihn einem Kosaken, der heut Abend danach fragen würde, mitzugeben, fänden sich aber heut Abend seine Kosaken ein, den Brief sogleich zu verbrennen. Die Adresse der unschuldigen Frau stand nun wahrscheinlich bloß als Maske darauf, indessen hat der Kosak richtig nachgefragt, und den Brief

nebst einem guten Trunk erhalten. Das Geheimniß gegen Dich will mein Bruder in den nächsten Tagen selbst rechtfertigen.

Das ist schön, das ist herrlich! — jubelte nun der Professor — so sollten alle Visionen, Wundergeschichten und andre Träumereien auf, geklärt werden!

Ich stimme von Herzen ein — erwiderte die Geheimrätthin — und erfüllt sogar Ihren frommen Wunsch auf der Stelle, in Beziehung auf Ihren heiligen Graal. Sie wissen doch noch, daß dieser der Punkt war, von welchem meine Erzählung ausging, und zu dem sie also billig jetzt zurückkehrt? — Nun vernehmen Sie weiter. Der Mann meiner Freundin war ganz untröstlich über den Verlust seiner Kunstschätze, die wir zwar größtentheils in Sicherheit gebracht hatten, aber doch nicht alle, denn manchen der alten Scherben sahen wir Laien den unschätzbaren Kunstwerth nicht an, der drin verborgen seyn sollte. Besonders beklagte er ein altes thönernes Gefäß von unglaublicher Seltenheit, und meine Freundin, die des ewigen Jammers satt wurde, bat mich einmal schriftlich, ob ich ihr nicht irgend ein altes Stück der Art verschaffen könne, um den Gedanken an das verlorne damit zu verdrängen.

Ich wußte nirgends eine solche Seltenheit aufzutreiben; um indessen doch das Meinige zu thun, ging ich zu unserm Töpfer, oder wie er sich lieber nennen ließ, zu dem Herrn Dom Modellirer, und bestellte nach meiner Angabe ein Gefäß, wie es ungefähr im Alterthum möchte ausgesehn haben. Der Meister fand sich durch den Antrag sehr geschmeichelt, und unterließ nicht seinen ganzen Namen nebst Titulatur auf die Vase zu setzen, wodurch es natürlich für meinen Zweck unbrauchbar ward.

Er mußte also noch einmal das Werk vornehmen, und ich ermangelte nicht ihm ernstlich einzuschärfen, daß er seinen Namen nicht anbringen solle, da die Vase für ein Werk eines, seit mehr als tausend Jahr begrabenen Meisters gelten solle. Indessen, wie ich sehe, muß er sich doch einen großen Nachruhm von seinem Kunstwerk versprochen haben, da er es nicht hat unterlassen können, seine Zeichen wenigstens unter der Handhabe in die Nachwelt einzupaschen.

Was Tausend! rief der Professor mit etwas krauser Stirn.

Nicht anders — fuhr die Geheimrätthin fort — Bemerken Sie hier wohl: Adam Stephan Graal, Dom Modellier.

Der Geheimrath lachte laut auf, aber der Professor wollte noch nicht seinen Graal aufgeben. Ach, Sie scherzen — rief er — Nein, nein, das ist eine Erfindung von Ihnen, die zwar recht artig ist ...

Aber nicht weniger wahr — erwiderte Jene — Ueberzeugen Sie Sich hier durch das erste Probestück des Meisters, das ich zufälligerweise aufgehoben habe, wo dieselbe Aufschrift vollständig, ohne alle Abkürzung zu lesen ist. Ich verehere Ihnen die Seltenheit für Ihr Museum.

Ein unauslöschliches Lachen von allen Seiten schloß das Gespräch. Man vereinigte sich in dem Vorsatz, weder selbst leichtgläubig zu seyn, noch Andre wegen Leichtgläubigkeit vorschnell zu tadeln, und dabei immer das goldenen Spruchs eingedenk zu bleiben: Wer stehet, der sehe zu, daß er nicht falle.

Die Wachsfigur

Seit einer Stunde war das Kränzchen ziemlich beisammen. *[Im Voraus ist vielleicht hier anzudeuten, daß die Zeit dieser Geschichte mit der französischen Revolution zusammenfällt.]* Aber der Frohsinn schien für dießmal ausgeblieben. Diese Bemerkung hatten schon einige laut gemacht.

Da habt Ihr's, rief Hilarie, daß der hagere melancholische Mann, der heute fehlt, bei unsern Versammlungen kaum zu entbehren ist. Nur denken darf ich mir ihn, und sein oft so bittersüßes Gesicht, sein vornehmes Zurückweisen eines muthwilligen Scherzes, seine pathetischen Widerlegungen witziger Einfälle, nur denken, und meine Laune verbessert sich sogleich.

Sollte die frische Farbe seiner wohlgebildeten Züge nicht auch etwas dabei thun? drohte Theodore.

Vielleicht gäbe ich das ebenfalls zu, konnte ich nicht dadurch meinem Ludwig unnöthige Grillen in den Kopf setzen! erwiderte sie mit Anmuth. Uebrigens habe ich nichts gewollt mit dieser Bemerkung, als Euch aufmerksam machen auf die unerkannte Wohlthat, welche unserm Kränzchen der Himmel durch diesen melancholischen Herrn erwiesen hat.

Wer nichts von Guido hörte, als das, so fiel hier Konstantin, der Wirthin Bruder, ein, der könnte ihn wahrlich für eine bloß lächerliche Person halten. Das aber ist er keinesweges. Vielmehr ist er ein Mann von Verstand und Herz. Nur hätte er bei einem entschiedenen Hange zur Einseitigkeit das Mannichfache des bunten — wenigstens der europäischen — Welt sehen müssen, um nicht bisweilen an einer Modethorheit zu scheitern. So spukt denn auch jetzt in ihm der von manchem fälschlich sogenannte Geist des achtzehnten Jahrhunderts, ein Ding, das alles läugnet, was es nicht durchschauen kann, das alles besser wissen will, als die Stimme des Gemüths und der Erfahrung, und das mit den Gräueln der jetzigen Revolution in Frankreich, welche hauptsächlich von seinem Ungeschick herrühren, untergehen dürfte, wie es solches auch gewiß verdient. — Er wird davon

zurückkommen, seine Jugend und innere Gediegenheit verbürgen das.

Wie gerufen! rief Hilarie, als Guido hier noch eintrat. Beide Ohren müssen Ihnen stark geklungen haben.

Daß ich nicht wüßte! erwiderte er lächelnd.

O, Sie läugnen es nur, wie Sie alles läugnen. Gestehen Sie's lieber, daß Ihr linkes Ohr Ihnen keine Ruhe gelassen hat, bis Sie hieher eilten, um dadurch dem Gespräche über Sie ein Ende zu machen.

Ich bin also so glücklich gewesen ? fragte Guido.

Glücklich und unglücklich, wie Sie's nehmen. Ein Glück ist's zum Beispiel allemal, wenn Theodore und ich von Ihnen sprechen. Allein Gespräche, die im linken Ohre des abwesenden Gegenstandes wiederklingen, sind wenigstens von sehr zweideutiger Art. Mit Einem Worte, wir haben uns über Sie aufgehalten, aber doch so, daß wir Ihre Person sehr zu vermissen vorgaben.

Guido fand sich mit einer Artigkeit ab. Doch, der sonst immer so reiche Fluß der Unterhaltung wollte noch nicht in Gang kommen. Die mannichfachsten Gegenstände wurden vergebens herbeigezogen; an keinem haftete die seltsame Sprödigkeit der Worte des Abends.

Endlich fing noch Julie, die Wirthin, zu Konstantin also an: Ach, lieber Bruder, gut, daß mir's einfällt, wer bewohnt denn jetzt den ersten Stock Deines Hauses? Das muß ein gar vornehmer Herr seyn! Wenigstens ist der Thürsteher überaus reich mit Golde berändert.

Allerdings, antwortete der Gefragte, widerfährt meinem armen Hause fast zu viel Ehre. Mehr als Ein vornehmer Herr wohnt darin. Wenn nur auch der Zins gehörig abgetragen wird! — Er nannte hierauf einige der größten Fürsten, so daß man sich wundern wußte, wie er an der Berichtigung der Miethe auch nur im mindesten zweifeln konnte.

Daß, fuhr Julie fort, der Stolz bei Deinen Herren Abmiethern zu Hause ist, das darf man schon aus dem Thürhüter schließen. Denn diese steife Haltung, dieß wahrhaft steinerne Gesicht, hat für mich etwas überaus Schauerliches. Sogar den Stock mit großem, silbernem Knopfe hält der Mensch immer auf dieselbe

Weise, so daß es kein Wunder ist, wenn, wie es geschieht, die Straßenkinder bei ihm sich sammeln und ihn angaffen. Gestern in der Abenddämmerung ging ich auch wieder vorbei, und als mein Blick auf die lange regungslose Gestalt fiel, da schüttelte mich die Furcht so zusammen, daß ich meine Schritte mehr als verdoppelte, um nur aus der gespenstischen Sphäre zu kommen.

Konstantin lachte.

Nein, entgegnete Julie ernst genug, mir war es, ich versichre Dich, gar nicht lächerlich!

Das wird's aber werden, wenn ich sage, daß der goldbesäumte Thürsteher wirklich nicht aus Fleisch und Blut, wie seine Kameraden und wir selber, sondern aus bloßem, todttem Wachse besteht, und daß er, mit Einem Worte, als das Pröbchen von einer Sammlung Figuren, welche den ersten Stock einnehmen, die Vorübergehenden anlocken soll. Daß Du statt dessen abgeschreckt worden bist, liebe Schwester, das rührt eines Theils von allzu flüchtiger Betrachtung, andern Theils aber von der in der That recht vorzüglichen Nachahmung der Menschengestalt her, welche dieser Figur, so wie den meisten der Sammlung nicht abzusprechen ist.

Warum lässest Du mich denn aber auch kein Sterbenswörtchen von den Herrlichkeiten in Deinem Hause hören?

Entweder, weil ich's vergessen habe, oder auch vielleicht, weil ich in Verdacht kommen könnte, als wollte ich mir die Zweifel wegen Berichtigung des Miethzinses durch Dich und meine übrigen Freunde, auf eine beruhigende Art lösen lassen. Und sie sind wirklich nicht aus der Luft gegriffen, während der drei Tage, daß die wächsernen Potentaten in Gesellschaft verschiedener Mordbrenner und Gelehrten in mein Haus gezogen sind, hat noch fast keine Seele nach ihnen gefragt, und mancher Umstand sagt mir, daß der Besitzer der Figuren darüber in nicht geringer Verlegenheit seyn mag.

Ei, sprach hier Karl, liegt doch die Unterhaltung heute ohnehin wie an Ketten, wer weiß, ob nicht die Wachsfiguren uns mit Stoff für den Rest des Abends versorgen könnten? Wie wäre es, wenn wir sogleich dem armen Herrn so vieler hohen Häupter et cætera einen kleinen Trost hinüber brächten?

Der Vorschlag fand Beifall bei der Mehrheit der Anwesenden. Da erhob auf Einmal Hilarie ihre Stimme. Gott bewahre mich, rief sie, vor dem widerwärtigen Anblicke einer solchen Gesellschaft. Erst vor wenigen Monaten habe ich eine ähnliche in Wien gesehen, und bin froh gewesen, die Erinnerung daran allmählig los geworden zu seyn. Mehrere Zimmer voll stummer geschminkter Leichen sind für mich ein wahrhaft grausender Anblick. —

Im ersten Momente vielleicht — versetzte Guido, wenn, man aber erwägt — —

Ei was erwägen, fiel Hilarie ein, dazu kommt unser eins gar nicht, wenn einem das Herz klopf. — Ich verbitte mir alles Spotten. — Und gesetzt, ich bedächte hundertmal, bedächte, was für einen Schlag von Menschen ich da vor mir hätte, mein Auge würde sich doch beleidigt finden von der Zusammenstellung so himmelweit auseinander stehender Personen und Stände.

Das aber, Beste, sprach Guido, das zieht ja eben die Sache in's Komische, woran Ihre Grillen am leichtesten scheitern werden.

In's Komische? Nichts weniger! Grade durch dieses Ineinanderwerfen der Stände, Alter und Charaktere mußte mir ja wohl zunächst der Tod einfallen, der hierin auf die nämliche Weise verfährt. Ich muß unter Leichen zu seyn glauben, weil im Leben solche Dinge gar nicht vorkommen können. Und je besser die menschliche Form dem Nachbildner gelungen ist, desto schlimmer nur für mich. Kommt doch sogar der Geruch des Wachses hinzu, mich in meinem sehr unbequemen Glauben zu bestärken.

Ich läugne nicht, sagte Ludwig, daß mir in einem ähnlichen Kabinette meine Phantasie Streiche gespielt hat, die mich hinterher zum Erröthen brachten. Beim Beobachten der dem Leben mehr nachgeäfften, als nachgebildeten Formen, fiel mir der Gedanke ein, wie, wenn es schadenfrohe Genien gäbe, die dann und wann plötzlich eine dieser Wachsfiguren mit einem auffallenden Scheine des Lebens versähen, bestände er auch nur in einem Bücke oder Laute, oder der geringsten Veränderung der Stellung. Ich versichere Sie, Guido, daß mir bei dieser Vorstellung eiskalt wurde, und ich ein Paar noch übrige Zimmer

lieber unbesehen ließ, um nur, wie unsere reizende Wirthin, aus der gespenstischen Sphäre zu kommen.

Aber, Sie hätten, fiel Guido ein, Ihrer Phantasie durchaus den Weg vertreten müssen! — Darüber, glaube ich, sind wir insgesamt einverstanden, daß es keine Gespenster giebt.

Wenigstens, versetzte Konstantin, lächelnd, zweifeln wir gewiß alle eher an ihrm Daseyn, als daß wir darauf schwören möchten.

Gut, fuhr Guido fort. Doch auch schon bei aufrichtigem Zweifeln daran, hätte Freund Ludwig seine Phantasie durch ein längeres Ausharren am leichtesten und besten widerlegen können und sollen.

Als ob es nicht Zustände gebe, in denen die Phantasie sich zur Oberherrin aller andern Kräfte aufwirft, vorübergehende, vielleicht krankhafte Zustände, die aber darum doch selbst bei dem Gesundesten zuweilen eintreten können! Rief Konstantin aus.

Ja, wenn Sie eine körperliche Krankheit zur Ursache annehmen! sprach Guido.

Ei, versetzte der Andere, alle Schwäche ist Krankheit, und ob sie vom Körper oder der Seele herrühre, darüber sind oft die geschicktesten Aerzte ungewiß. So will ich Ihnen jetzt eine Geschichte erzählen, die ganz hierher paßt, eine Geschichte, deren Held ein Mann ist, der im Ganzen seiner Einbildungskraft Meister zu seyn versteht. — Aber wo lebt der Starke, der nicht zuweilen durch sonderbares, ihm oft selbst unbewußtes Zusammentreffen einzelner Dinge, in eine höchst reizbare, und ihm ganz ungewöhnliche Stimmung versetzt werden könnte? —

Mehrere von Ihnen, meine Freunde, erinnern Sich wahrscheinlich meines letzten Ausfluges nach dem Süden von Deutschland und der Schweiz. Es war ein großer Genuß für mich, einen Gesellschafter dabei zu haben, wie Bertram, und ich bin mit den mancherlei fröhlichen Begegnissen, die wir auf dieser Reise erlebten, nicht zurückhaltend gewesen. Ein einziges nur theilte ich bis jetzt niemand mit, das durchaus nicht zu den fröhlichen gehört. Vergebens frage ich mich selbst um die Ursache dieses oft nur durch absichtliche Sprünge in meinem Erzählen erreichbaren Stillschweigens. Wer weiß daher, ob nicht ein solches Verheimlichen ebenfalls Bestimmung war! —

Lächeln Sie, lieber Guido, es irrt mich keinesweges. Soviel ist gewiß, ein schicklicherer Platz für jenes Ereigniß hätte sich schwerlich denken lassen, als der ihm heute werden kann. —

Bei unserer Ankunft in München fanden wir im Gasthofs auch eine Sammlung von Wachsfiguren für das Publikum aufgestellt. Die halbe Stunde, die bis zum Abendessen noch übrig war, schien mit Betrachtung derselben leidlich auszufüllen, und so entschlossen wir uns dazu. Das Kabinet war in seiner Art vorzüglich, nur in Hinsicht der Gewande allzu karg ausgestattet. Der Inhaber fühlte auch den Fehler, und schrieb ihn dem Unglücke zu, daß er auf seiner letzten Reise unter — ich weiß nicht ob französische oder deutsche — Plünderer gerathen sei, die damals, wie noch jetzt, manche Gegend unseres Vaterlandes unsicher machten. Seiner Angabe fehlte es indeß schon darum an Wahrscheinlichkeit, weil ihm unter solchen Umständen schwerlich die Figuren selbst unzerschlagen geblieben wären.

Wir ließen ihn reden und verweilten vor den anziehendsten Gesichtern. Da die mehresten Gestalten der Geschichte entweder schon angehörten, oder auf ihren Platz in derselben noch warteten, so gab uns die Verschiedenheit der Schicksale und Charaktere, oft in dem schroffsten Gegensatze dicht beisammen stehend, reichhaltigen Stoff zu allerlei Bemerkungen. In der Mitte, zwischen dem Ruhme des älteren Brutus und der Schmach des Robespierre hatte man, zum Beispiel, die Galanterie in Person, einen König, den sein Zeitalter den Großen betitelt, aufgestellt, und so vielleicht des letztern unfehlbare Vernichtung sinnreich aussprechen wollen. Vielleicht war es auch nur das Werk des Ohngefährs, denn wenn man manche andere Gruppe ansah, so wurde man sehr zweifelhaft, ob Zufall oder Albernheit sie geordnet hatte.

Nach vielen der schreiendsten Kontraste zog ein Engelsgesicht unsere ganze Seele dergestalt an, daß wir zum Beobachten seiner schlechten Nachbarschaft gar nicht kommen konnten. Es war die Cenci, die tugendhafte, und doch des Vaternordes überführte und hingerichtete Beatrice Cenci; ganz ähnlich dem Gemälde, das wir früher in der Villa Aldobrandini zu Rom von ihr gesehen hatten. Die Gerechtigkeit hatte, aus diesen Zügen zu schließen, nie einen so heillosen Frevel begangen als ihre Hinrichtung.

Bertram gerieth außer sich beim Nachdenken darüber. Welch ein Mann wären Sie, sagte er zu dem Besitzer des Kabinetts, wenn Sie in dieses Bild der lautersten Unschuld die entflohene Seele zurückzaubern könnten!

Dieser Wunsch ist schon von manchem geschehen! antwortete der Mann lächelnd. Vor wenig Tagen war sogar einer hier, der, nachdem er ihn ebenfalls gethan, sich ernstlich zu fürchten anfang, und äußerte, daß die Bilder frühzeitig verstorbener, hauptsächlich hingerichteter Personen zuweilen von ihren Seelen umschwebt und bei dem ausgesprochenen Wunsche ihrer Rückkehr auf Augenblicke mit Leben durchströmt würden. Hier wurde der Besitzer der Figuren zur andern Seite gerufen.

Seltene Behauptung! rief Bertram. Indessen, so sagte ich mit scheinbarem Ernste, ist doch vielleicht etwas Wahres daran. Denn je länger ich dieses Fleisch betrachte, desto wärmer schmeichelt sich mein Auge es zu finden. Und meinst Du nicht, daß trotz dem aufrichtigen Wunsche, das Bild belebt zugehen, uns, wenn es geschähe, dennoch ein heftiges Grauen anwandeln könnte?

Wohl möglich! versetzte er. —

Sieh, fuhr ich fort, sieh, wie die Lippen eben beweglich werden.

Nun nein, antwortete er, so gespenstergläubig bin ich darum noch nicht. Ja, auf diese Gefahr könnte ich das fromme Bild sogleich bei der Hand fassen.

Versuche es nicht, Lieber! Ein Druck von diesen wächsernen Fingern müßte — ich gestehe es — bis tief in's innerste Leben schauen. —

Und doch nicht, versetzte er, wenn man das liebe Gesicht betrachtet, das nur gegen das Böse feindselig seyn kann!

Ein Augenblick war es, wo ich mich unwillkührlich nach einem Klange aus der Nachbarschaft umsah, und ein zweiter, wo der Fall meines Freundes auf den Fußboden mich gewaltsam nach ihm zurückriß. Der Fall hatte allgemeines Aufsehen gemacht; was in den Zimmern war, strömte herzu. Bertram war um sein Bewußtseyn gekommen. Ich stand schon darum große Todesangst aus, weil ich meinen unzeitigen Scherz als eine Mitursache ansah. Denn die unten neben ihm liegende

abgebrochene Hand der Cenci deutete im Voraus auf die Ursache hin. —

Als er die Augen wieder geöffnet hatte, schloß er sie auch sogleich von neuem, verlangte hinweg, und that sie auch nicht eher auf, als bis ich, sein Führer, die Thüre des Wachskabinetts hinter uns zuklappte. —

Den ganzen Abend wieß er alles Gespräch über den Vorfall von sich, und trug mir auf, mit dem Inhaber der Figuren den Schadenersatz abzuthun, damit ihm der Mann nur nicht wieder zu Gesichte käme.

Erst am folgenden Morgen erzählte er mir, wie er die Hand der Cenci ergriffen, und wirklich einen Druck von dem kalten Wachs zu empfinden geglaubt habe. Sein Glaube daran, fügte er hinzu, sei nun zwar wieder verschwunden, aber seine überreizte Phantasie habe der Vorspiegelung doch einen solchen Schein der Wahrheit gegeben, daß er gewiß Zeitlebens daran gedenken werde. —

Hu! rief Hilarie, als Konstantin hiermit schloß, nun dünkte ich, müßten wir für alle Wachsfiguren gehorsamst danken. Personen wenigstens, die so weit von den Ihrigen entfernt schlafen, wie ich, die können mit dieser Menge Stoff zu schaurigen Bildern und Träumen völlig zufrieden seyn.

Behüte, schöne Freundin! sprach Guido lächelnd. Da wären wir rechte Helden und Heldinnen, wenn wir uns durch eine solche Erzählung irre machen ließen, die Wachsfiguren selbst zu sehen. Denn so überreizt ist wohl heute unter uns keine einzige Phantasie, um ein ähnliches Begegniß befürchten zu dürfen.

Sein Blick sagte deutlich genug, daß der Spott, zu dem sich dabei die Lippe verzog, auf Konstantin gemünzt war. Hilarie kämpfte zwar noch mächtig an gegen den Besuch der Wachsfiguren, als aber alles nichts half, so entschloß sie sich selber mitzugehen.

Julie holte erst wieder frisch Athem, wie sie nebst den Uebrigen vor ihres Bruders Hause stand, und dem von Lampen ringsumgebenen Thürsteher, der ihr das Vorübergehen schon ein paar Mal recht unbehaglich gemacht hatte, in das wächserne Angesicht sehen konnte. Ihr Lächeln aber über die Sacht wurde nur allzubald durch einen mächtigen Schreck verdrängt. Denn

oben beim Eingange kam eine Gestalt grade auf die Gesellschaft zu, dem Thürsteher bis auf den fehlenden Stock in allem so gleich, daß sie auf den Gedanken gerieth, der Wachsmann sei lebendig geworden, und zum Fenster hereingestiegen, um sie nun auch oben zu empfangen.

Hilarie stieß einen lauten Schrei aus. Der Besitzer der Figuren, wofür sich diese Doublette vom Portier bald zu erkennen gab, äußerte, daß ihm das Staunen und zum Theil Erschrecken der Gesellschaft schmeicheln müsse, weil er sein untenstehendes Ebenbild, so wie alle übrige Wachsfiguren, selbst verfertigt habe. Aber Konstantin meinte, dieß heiße den Scherz zu weit treiben, und rieth ihm an, wenigstens das Tressenkleid künftig abzulegen, weil sein Triumph der geschickten Nachbildung mit dem Erschrecken der Zuschauer allzutheuer erkauft sei.

Guido konnte sich des heftigsten Lachens über diese Vermahnung nicht enthalten, und zog, da die ganze übrige Gesellschaft letztere billigte, hiermit für die nächste Zeit gleichsam eine Scheidewand zwischen sich und die Andern.

Statt, gleich diesen, dem Besitzer des Kabinetts zu folgen, und dessen zuweilen sehr merkwürdig unrichtige Erklärungen historischer Personen mit anzuhören, eilte er voraus, diejenigen Figuren vorzugsweise betrachtend, deren Physiognomie am meisten auffiel, so daß er allen Uebrigen, bald völlig aus dem Gesichte, kam. —

Hilariens Aengstlichkeit und Besorgnisse, wenn hinter ihr etwas sich regte, gaben viel Stoff zur Lust, an der sie endlich selbst mit Theil nahm. Nur hielt sie sich gemeiniglich in der Uebrigen Mitte, um nicht etwa, abgesondert von ihnen, ein schlimmeres Loos als diese zu erfahren.

Endlich redete sie Konstantinen also an: Nichtwahr, das sind ganz andere, als jene boshafte Wachsfiguren in München? — Freilich! fügte sie sogleich selbst hinzu: Schon die prächtige Kleidung zeigt das, nicht wahr? Sprechen Sie doch!

Sie antworten ja auf Ihre Fragen selbst so richtig, daß es meiner dabei gar nicht bedarf! sagte er lächelnd.

Nun, dann möchte ich wohl wissen, flüsterte sie heimlicher als zuvor, ob man hier eine Hand anfassen könne, ohne etwas befürchten, zu dürfen?

Ich stehe für nichts! sprach Konstantin geheimnißvoll.

Also doch möglich?

Er zuckte die Achseln.

O das ist mir höchst fatal. Denn Sie glauben gar nicht, wie es mich dazu treibt und ängstigt, wie es mich in allen Fingern nach so einer Wachshand zuckt! —

Denken Sie doch nur an den Apfel, den die böse Schlange der Eva reichte! rief er plötzlich in ein lautes Lachen ausbrechend. —

Sie Häßlicher! sagte Hilarie unwillig, als er hierauf die ganze Sache der Gesellschaft mittheilte, die darüber in eine überaus lustige Laune gerieth.

Aber obschon der Besitzer des Kabinets dem furchtsamen Fräulein versicherte, daß sie jede der Figuren ganz getrost bei der Hand nehmen könne, und ihr auch mit gutem Beispiel voranging, so wagte sie doch nicht ihrer Neigung nachzugeben. Höchstens sah man sie dann und wann mit großer Behutsamkeit und Furcht, als ob es einer Elektrisirmaschine gelte, nach dem Kleide einer Figur greifen, welches immer sehr possirlich herauskam, und den Beobachtern vielleicht mehr Vergnügen als die Hauptsache gewährte. —

Guido war ihnen inzwischen so ganz in Vergessenheit gerathen, daß sie ordentlich staunten, wie sie ihn im letzten Zimmer stehen sahen. Er bemerkte ihr Eintreten gar nicht, so tief verloren war er in das Anschauen einer weiblichen Figur, einer, der Haltung und Ordnung des Anzugs nach, vornehmen Dame, einem Gesichte voller Seele und Anmuth. —

Hilarie näherte sich ihm leise und sah über seine Schulter herein. Höchst erschrocken fuhr er zusammen.

Nun, nun, rief sie, ich bin es ja. Aber mein Gott, was ficht Sie denn an; Sie sind ja eben bleich wie der Tod geworden?—

Statt aller Antwort aber eilte er von ihr hinweg zu Konstantin, und sprach leise mit diesem, ihn vor das Frauenbild führend.

Ohnfehlbar wollt Ihr mich zu fürchten machen! Rief Hilarie, als beide die Figur höchst aufmerksam betrachteten.

Dieser Vorsatz würde gewiß schon gesungen seyn, wenn er da gewesen wäre. Denn so schnell als möglich eilte sie zu den Uebrigen zurück.

Konstantin theilte noch lange Guido's ausschließende Aufmerksamkeit auf jene Gestalt, doch zeigte sein Kopfschütteln, als er das Gesicht betastet hatte, daß er in Beurtheilung derselben mit Guido nicht einverstanden war. —

Nur mit Mühe hatte die Neugier der Andern sich der Nachfrage nach Guido's Seltsamkeit enthalten. Vielleicht trug hierzu der Umstand, bei, daß man fürchtete, der allzeitfertige Zweifler wolle, so wenig er auch im Allgemeinen zum Scherz aufgelegt war, dem Glauben an irgend ein übernatürliches Einwirken durch falsche Vorspiegelung von dergleichen nur eine Falle legen, um dann desto schadenfroher über ihn herzufallen.

Endlich aber, als man schon wieder in Juliens Behausung saß und die allgemeine Spannung sich in einem anhaltenden, unerfreulichen Stillschweigen deutlich genug ausgesprochen hatte, da konnte Hilarie doch ihre Neugier nicht mehr im Zaume halten. Erzählen Sie, Guido, sagte sie, auf der Stelle und ohne alle Umschweife, was hatte es mit Ihnen und jener Figur für Bewandniß? Sie müssen sprechen! Lüge oder Wahrheit, was Sie wollen, nur sprechen Sie, damit wir Andern auch einmal wieder zur Sprache kommen. Denn nichts ist doch häßlicher und unerträglicher, als wenn eine Gesellschaft bloß darum, weil sie stille Wachsfiguren gesehen hat, nun selber zu einem stummen und schauerlichen Wachsfigurenkabinett, werden will. —

Ja, ich will reden, sagte hierauf Guido, und das mit so bangem, wunderlichem Tone, daß die Anwesenden den Gedanken an Verstellung sogleich aufgaben. Ich muß sogar reden; hauptsächlich unsers Konstantins halber. — Unfehlbar hat man mir vorhin angemerkt, daß ich seines Freundes Begebenheit in München, trotz des so wahrhaften Augenzeugen, in Zweifel zog. Jetzt denke ich ganz anders darüber, nachdem mir selbst etwas ziemlich Gleiches begegnet ist. —

Die höchstreizenden Züge der Gestalt, bei der Sie mich wiederfanden, erregten mein Interesse dermaßen, daß ich von ihrem Anschauen gar nicht ablassen konnte. Und — sollte man's denken! — je länger ich sie vor mir hatte, desto fester ward der Glaube in mir, es sitze keine Wachsfigur, sondern ein wirkliches Wesen da.

Mein Auge sah deutlich die Regungen des schönen Lebens. Gleichwohl befahl mich eine Scheu, die Gestalt näher zu

betrachten, oder anzufassen. Da rief ich denn Konstantin zu mir, welcher lächelnd das Gesicht untersuchte und mich darauf selber dazu veranlaßte. Ja, in dem Augenblicke, als ich es nun anfühlte, war es unstreitig von Wachs. Aber noch immer frage ich mich, ob es eine Minute früher nicht anders damit gewesen sei? Nimmermehr hätte ich meiner Phantasie solch eine ungewöhnliche Ausschweifung zugetraut! —

Da haben wir's! rief Hilarie zischend. Nun sind wir hierin ganz gleich geworden. Aergerlich ist's indessen doch. Denn wenn selbst so ruchlose Zweifler zur Erkenntniß kommen, dann hat man ja gar keinen Schutz mehr gegen seinen eigenen Gespensterglauben. — —

Sagen Sie mir, Konstantin, so sprach Guido, ihn beim Fortgehen am Arme fassend, konnte sich denn Bertram späterhin überzeugen, daß das Bild der Cenci in jenem Augenblicke nicht wirklich lebendig geworden war, konnte er sich überzeugen, das er's dabei bloß mit seiner Phantasie zu thun gehabt habe?

Allerdings! war die Antwort. Wie oft hat er nicht in der Folge darüber recht herzlich lachen können!

Wollte Gott, rief Guido, ich wäre schon auch so weit.

Sie glauben also noch immer an etwas Uebernatürliches?

Leider, ja. — So seltsam und widersinnig und gegen alle meine Grundsätze es ist, ich muß daran glauben, wenigstens in manchem Momente. — Als ich das liebe Gesicht anstaunte, so überraschte mich ganz plötzlich der Gedanke an Pygmalion und sein Glück bei Erfüllung des lange genährten Wunsches. Und drauf fing auch die Figur vor mir sich allmählig zu beleben an.

Aber, lieber Guido, da haben Sie ja mit einem Male den ganzen Gang einer gereizten Einbildungskraft. Morgen werden Sie Sich gewiß die Sache grade so denken, wie ich.

Ich zweifle noch. Uebrigens, Konstantin, habe ich eine große Bitte an Sie. Begleiten Sie mich doch zu dem Besitzer der Wachsfiguren. Die bewußte gehörte zu denen, welche darin eine Ausnahme von den meisten übrigen machten, daß kein Zettel mit der Auskunft über das Urbild davor lag. Ich vergaß in der

Betäubung beim Fortgehen nach dem Namen zu fragen. Ich muß aber durchaus wissen, wer das Original ist.

Warum denn das, lieber Guido? Ich setze nur den Fall, daß das Original schon verstorben wäre, würde Ihnen eine gewisse Bemerkung, deren ich bei Erzählung des Vorganges in München mit gedachte, auf die übrigens gar kein Werth zu setzen ist, würde Sie Ihnen aber in Ihrer jetzigen Stimmung nicht neuen Stoff zu Nahrung unglücklicher Grillen geben?

Sie meinen, versetzte Guido, die Behauptung, daß vor dem gewöhnlichen Alter Verstorbene, vorzüglich wenn ihr Tod ein gewaltsamer gewesen, zuweilen zurückkehrten, um ihre Bildnisse zu beleben. Sie haben auch wohl nicht Unrecht mit dem zu besorgenden Eindrucke auf mich in diesem Falle. Aber alles wird doch nicht zusammentreffen, um zu meiner Angst beizutragen! Uebrigens ist noch ein ganz besonderer Grund da, an dem Tode des Urbildes zu zweifeln. Er besteht in dem Kostüme. Ich erinnere mich, daß der Besitzer der Wachsfiguren sich viel damit wußte, keine der dargestellten Personen in einer andern, als der zu ihrer Zeit gebräuchlichen Kleidung gezeigt zu haben. Der Anzug jener Figur aber gehörte ganz in unsere Tage, und das Frische, Kräftige ihres Gesichts schien von nichts so sehr, als von einem natürlichen Tode entfernt zu seyn. An einen unnatürlichen aber, eine — Hinrichtung, mir graut schon vor dem Worte in diesem Zusammenhange! ist bei so reinen jugendlichen Zügen gar nicht zu denken. —

Ei, fiel hier Konstantin ihm in die Rede, so denken Sie doch nur an das Bild der Cenci, das Sie gewiß, wenigstens in Kopie, gesehen haben.

Guido schien von der Bemerkung erschüttert, doch nicht so sehr, um dadurch zu Aufgebung seines Vorhabens bewogen zu werden. —

Ich *muß* wissen; wer sie ist! sagte er, und Konstantin begleitete ihn zu den Wachsfiguren.

Der Besitzer, bei ihrer Ankunft eben in Begriff stehend, die Ausstellung zu schließen, ging mit den Schaulustigen noch einmal zurück. Sogleich soll die Erleuchtung besorgt seyn! sagte er. Doch Guido verhinderte ihn am Anzünden der ausgelöschten Lichter mit der Versicherung, daß es ihnen bloß auf das letzte Zimmer ankomme.

Als sie hierher gelangt waren, fragte der Wißbegierige: Wer ist diese Dame? —

Alle die, antwortete der Mann, vor denen kein Zettel liegt, sind bloße Ideale.

Die andern, ja! versetzte der Fragende erhitzt. Von dieser Figur aber machen Sie mir das nicht weiß. Hier ist Charakter und Leben und Individuelles, was ich in der Flachheit aller der sogenannten Ideale dabei vermissee.

Der Herr sind Kenner! sprach der Besitzer. Doch kann ich nicht dienen mit dem Namen der Person.

Verkaufen Sie welche von Ihren Figuren?

O ja.

Guido erkundigte sich nach dem Preise, befriedigte, ohne alles Abdingen, sogleich die Forderung und machte nur das unverzügliche Fortschaffen des Bildes in seine Wohnung noch aus.

Du siehst mir mit Deinem Leben für allen Schaden daran! sagte er zu dem Bedienten, dem der Transport anvertraut wurde.

Sorgen Sie nicht, antwortete sein Herr, der weiß damit umzugehen. Zugleich fragte er ihn, sichtbar erfreut über den großmüthigen Käufer, ob er nicht noch etwas aus der Sammlung sich aussuchen wolle.

Nein! war die Antwort. Doch bot Guido ein Goldstück für die ächte Nachricht von dem Original der gekauften Figur.

Aber ganz unter uns, sagte nach einigem Zögern der Mann, es ist eine Dame aus Frankreich.

Und ihr Name? warum ein solches Zaudern damit? fiel Guido mißvergnügt ein.

Weil man in jetzigen, schlimmen Zeiten jedes Wort abzuwägen hat. Indessen — dabei näherte sich seine Hand dem Goldstücke; Guido bemerkte es, und es fiel hinein — indeß bei Ihnen, meine Herren, verläßt mich alle Besorgniß. Sie hieß Marie von Münzerberg.

Hieß? fragte Guido erbleicht zurückweichend. Lebt sie etwa nicht mehr? Der Verkäufer zuckte die Achseln. Ohngefähr eine Woche, nachdem ich mit ihrem Abbilde fertig war, das ihr Bräutigam bei mir bestellt hatte, ist sie, leider! auf Einmal

verschwunden, und man sagt sich eine Geschichte in's Ohr, eine Geschichte, bei der gewiß jedem ein Schauer anwandelt, der die Dame jemals gesehen hat.

Welche Geschichte?

Man sagt, sie sei hingerichtet worden. — Aber, mein Herr, was widerfährt Ihnen? Sollte sie vielleicht eine Verwandte von Ihnen gewesen seyn?

Nein! sprach der Erschütterte, sich fassend. Der unselige Sinn ihres Gewesen hat mich nur so ergriffen. Und Schuld wäre es, was dieser Engelsingestalt das Leben raubte?

Schuld und Unschuld, wer will das in jenem Lande jetzt unterscheiden? Die Heimlichkeit der Hinrichtung spricht für das Fräulein von Münzerberg. Unfehlbar wäre sie unter dem allgemeinen Mordeisen gefallen. Allein sie hatte viele Freunde, und so soll einmal bei Nacht in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer, von lauter schwarz gekleideten Männern mit umflorten Gesichtern, Gericht über sie gehalten, und sie dann zu der einen, ein Scharfrichter zu einer andern Thüre eingelassen worden seyn. Man soll sie auf einen Schemel in der Mitte niedergesetzt und der Scharfrichter ihr auf Befehl der schwarzen Männer, nach einigen Weigerungen, den Kopf abgeschlagen haben. —

Das klingt gar mährchenhaft! rief Konstantin aus. Auch erinnere ich mich einmal etwas Aehnliches, ich glaube vom Scharfrichter zu Landau, gelesen zu haben, den man bei Nacht abgeholt, in einen Wagen zu steigen gezwungen und mit verbundenen Augen fortgefahren, dann Treppe auf, Treppe nieder, bis in ein Zimmer geführt hat, wo es gerade so aussah und zuging, wie Sie sagten.

Eben aus eines Scharfrichters Munde, erwiderte der Besitzer des Kabinetts, kommt diese Erzählung des Vorfalls her. Vermuthlich ist es die nämliche Geschichte.

Schwerlich! versetzte Konstantin. Ich müßte mich sehr irren, oder die, von der ich gelesen, hat sich schon weit früher ereignet. —

Auf dem Heimwege sprach man mehr über die Geschichte. Konstantin zog sie schon darum in Zweifel, weil der heimliche

Mord viel sicherer ohne alle Umstände, als mit so lächerlichen, gravitätischen Formen vorzunehmen gewesen sei.

Es ist ein Märchen, ein bloßes Märchen, sagte Guido, wiederauflebend, das mit einem Louisd'or zur Gnüge bezahlt und die Unruhe nicht werth ist, die es mir verursachte.

*

Guido's Freunde zeigten ein großes Befremden, als von ihm, der den ganzen Winter mit ihnen zuzubringen gedacht hatte, am folgenden Morgen auf einmal Abschiedskarten einliefen. Besonders fiel die Sache Konstantin auf, der auch sogleich in seines Freundes Wohnung eilte. Allein dieser war schon mit dem Frühesten abgereiset. —

Konstantin enthielt sich zwar der Erzählung vom Kaufe des Wachsbildes und den Mittheilungen über dessen Original j doch machte er einst, als wieder im Kränzchen die Rede auf den Abwesenden und dessen so plötzlich mitten im Zweifel an allem Unbegreiflichen entstandene Geisterseher gerieth, darüber folgende Bemerkung: Wie wichtig oft die geringsten Kleinigkeiten werden! An sich war unser Besuch der Wachsfiguren etwas höchst gleichgültiges. Und doch bin ich überzeugt, daß die dort erlebte Begebenheit in Guido's ganzem künftigem Leben und Wirken anklingen und sich geltend machen wird! —

Einen Monat später kam folgender Brief an Konstantin:

„Ihnen, mein Freund, hätte ich vor allen eine Erklärung meines plötzlichen Verschwindens zurücklassen sollen. Ich mache mir Vorwürfe, daß es nicht geschehen ist. Ach, wie viele wie bittere Vorwürfe mache ich mir nicht überhaupt!“ —

„Sie werden Sich erinnern, wie wir an jenem Abende auseinander gingen. Sie werden Sich denken, daß damals zuerst die Frage in mit entstehen mußte: Ist sie aber auch wirklich ein Märchen die Geschichte, womit man mich abfand, und daß meine Bejahung dieser oft wiederholt in Frage zuweilen wie eine halbe Verneinung aussehen mochte? Das aber werden Sie nicht denken, daß die gekaufte Figur bei mir nicht angelangt war, daß ich, unruhig darüber, zurückeilt, und den Verkäufer aus dem Bette klopfe, daß der mit der Ehrlichkeit seines noch abwesenden Bedienten meine Behauptung widerlegen will, und

daß, wie sich bald darauf findet, dieser ehrliche Mann wirklich über alle Berge ist. —

Trotz meinem unablässigen und wegen der dadurch verursachten Störung manches fremden Schlafes, bis zur Unverschämtheit gehenden Suchens die ganze Nacht hindurch, konnte ich weder von ihm noch von dem Wachsbilde die geringste Spur erlangen. —

„Jetzt endlich, meinen Sie, sei die Sache aus gewesen, ich hätte, wie das im Leben zu gehen pflegt, einen geringen Verlust gehabt und solchen verschmerzen müssen und sollen. Aber vom Sollen war überhaupt in mit keine Rede mehr. Es stürmte, wie nie, in meiner Brust, und wenn sie Wahnsinn ist, die Ahndung, daß ich das Original der Wachsfigur irgendwo antreffen und mir zueignen müsse, so schreibt ein Wahnsinniger diesen Brief an Sie. Denn es blieb mir kaum Zeit die Abschiedskarten herauszusuchen, so drängte mich's hinaus in eine fremde Welt. Veränderte Umgebungen thaten mir durchaus Noth! das fühlte ich, das fühle ich noch jetzt in den verständigeren Momenten. Nur traurig, daß diese Stimmung sich eben bloß auf Augenblicke beschränkt und die ganze übrige Zeit meinem seltsamen Streben gewidmet ist! —

„Was doch ein einziger Abend aus dem Menschen zu machen vermag! Erklären Sie mir den Umstand. Erklären Sie mir die plötzliche Entstehung einer innern Gewalt, die mich hier und dorthin drängt und treibt, eines mit einem Male ausgebrochenen Vulkans, der vielleicht nicht eher aufhört, Flammen zu werfen, als bis mein armes Daseyn in Asche liegt. —

„Und nun noch eins. Wenn Sie mir verziehen haben, so machen Sie auch, daß unsere Freunde es thun. Julien können Sie alles mittheilen, was Sie wissen. Zu seiner Zeit sollt Ihr insgesamt wieder von mir hören. Zu seiner Zeit, sage ich und weiß doch nicht, ob die darunter verstandene jemals kommen werde!

„Die Unordnung dieser Zeilen mag Ihnen ein schwacher Abriß von meinem Zustande seyn. Sie fängt damit an, daß der Ort fehlt, wo ich sie schreibe. Das aber geschah absichtlich; ich scheute mich allzukindisch zu erscheinen. Falsche Schaam! Nachdem Sie so viel von dem Kinde wissen, kommt ein Mehr oder Weniger in keine Betrachtung. — Der Zweifel, ob das vorhin

erwähnte Märchen wirklich Märchen sei, hat mich bis hierher, nach Landau, getrieben. Sie wollten doch etwas Aehnliches, wie jene Hinrichtung, von dem hiesigen Scharfrichter gelesen haben; nur scheine die Geschichte aus früherer Zeit herzurühren. Dieser Beisatz hielt mich indessen nicht zurück, hierher zu reisen und den Scharfrichter zu befragen. Der Mann wußte kein Wort. Ich war nur froh, daß er auch nicht wußte, wie weit ich gereiset bin, um mir diese Auskunft von ihm zu erholen.

„Hier muß geschlossen werden. Der Postillon, der schon beim Anfange dieses Briefes mit Klatschen und Blasen mein Einsteigen zu beschleunigen suchte, hat bereits die ganze Nachbarschaft an die Fenster geblasen und geklatscht. Herzliches Lebewohl! —“

Julie erstaunte, als Konstantin diese Nachrichten überbrachte. Wer hätte das von diesem Guido sich versehen! rief sie aus. Ein so plötzlicher Uebergang in eine ganz andere Natur hat doch in Wahrheit viel Unnatürliches! —

Wie man's nimmt, erwiderte Konstantin. Guido besaß immer mehr Tiefe, als die Bildung, die man ihm aufgedrungen, gestattete. Sein melancholisches Wesen zeugte stets von innerm Unfrieden. Unglückliche Ereignisse kannte er nicht an sich, daher rührte dieser Unfriede gewiß von den engen Ansichten der Welt und der ihm vorgespiegelten Leere der Menschennatur her, die seine Lehrer ihm beigebracht hatten. Unter diesen Umständen ist eine plötzliche Empörung seiner innern Kraft, selbst bei einem ganz geringen Anstoße von außen, leicht denkbar. Die Folgen des Paroxismus sind freilich noch nicht vorauszusehen. Doch wollen wir hoffen, daß er ihn zum Heile, nicht zum Untergange führen werde.

*

Den ganzen Winter sehnten sich Konstantin und dessen vertrautere Freunde vergebens nach Briefen von Guido. Außer Julien war jedoch niemand etwas von den nähern Umständen und dem letzten Schreiben mitgetheilt worden. Hilarie, die inzwischen Ludwig geheirathet hatte, sagte unter andern einst in der Gesellschaft bei Julien:

Sollte ich nur ein einziges Mal dem hagern, melancholischen Manne den Leviten lesen können über sein dummes Verschwinden! Für so eine hochaufgeklärte Person schickte sich

schon die Behauptung von dem Lebendigwerden der Wachsfigur nicht, geschweige gar das Verschwinden.

St! fiel Konstantin ein, wissen Sie wohl, daß man von Dingen, vor denen man sich fürchtet, still seyn muß, wenn die Furcht einem nicht zu Kopfe wachsen soll?

Mitten unter dem Scherzen über diesen Gegenstand langte ein Brief an Julien an, der große Aufmerksamkeit auf sich zog; ein Brief von Guido. — Er lebte seit einem Monate mit der Frau, die er inzwischen genommen hatte, auf seinem kaum zwei Meilen entfernten Gute, und lud die ganze Gesellschaft für einen der nächsten Tage dahin.

Also geheirathet? rief Konstantin erfreut darüber, und es konnte nicht fehlen, daß wegen Guido's Talents zur Häuslichkeit mancherlei Urtheile zum Vorscheine kamen.

Die Einladung war übrigens um so willkommener, da der Brief, ohngeachtet seiner Kürze, von einer wahrhaft freudetrunkenen Seele zeugte.

Hilarie betrachtete die Schriftzüge lange, ehe sie verwundert ausrief: Wahrhaftig, das hat der hagere Melancholische geschrieben. Ich kenne seine Lettern aus meines Mannes Stammbuche. Dem hat doch wohl die Ehe den Kopf zurecht gesetzt! —

Guido's Wunsche gemäß machte man sich sehr früh auf den Weg. Die Gegend um sein Gut überraschte außerordentlich. Bei einem Wäldchen voll schlagender Nachtigallen rief Hilarie aus: Und hier, wo sogar ich mich zur Wehmuth herablassen könnte, hier ist der tiefsinnige Mensch lustig geworden! —

Am Hause waren mancherlei Anstalten für den Abend zu bemerken: Vorrichtungen zur Erleuchtung auf der einen und zum Feuerwerk auf der andern Seite. —

Guido'n selbst erkannte man nicht mehr, als er die Gäste empfing, so rund und behaglich waren jetzt seine Züge.

Er entschuldigte die Abwesenheit der Gattin, die erst gegen Mittag eintreffen würde, zu deren heutigem Geburtstage das Fest heimlich von ihm zubereitet war. —

Das Beste, lieber Guido, so fing Julie an, als während des Frühstücks im Garten die Erkundigungen oftmals einander gejagt und sich das Feld streitig gemacht hatten, ohne im Ganzen zu

einem klaren Resultate zu führen, das Beste wird seyn, Sie theilen uns Selbst und auf Einmal so viel von Ihrem Schicksale mit, als wir davon wissen sollen. Ohne das werden wir beiderseits den ganzen Tag nicht fertig mit Fragen und Antworten, und der Erfolg unserer Bemühungen ist am Ende doch nur höchst unvollständig und lückenhaft. —

Guido zeigte sich sogleich bereit, ihren von den Uebrigen lebhaft unterstützten Wunsch zu erfüllen. Nachdem er alle die in dem Briefe an Konstantin berührten Umstände in der Kürze mitgetheilt hatte, fuhr er also fort:

Was werden Sie sagen, meine Freunde, von dem Vorgefühle, von der Thorheit, wie man den Ungestüm, der mich durch ganz Deutschland und einen Theil von Frankreich trieb, nennen könnte, wenn Sie den Erfolg damit zusammen halten? Ein Vierteljahr war ich überall meinem Zwecke nachgegangen und das bewußte Märchen von der Hinrichtung irrte mich gar nicht mehr in der durch Träume und sinnvolles Wachen oft befestigten Ueberzeugung, daß ich das Wachsbild ohnfehlbar im Leben wieder finden würde, ja müßte. —

Vor drei Monaten komme ich endlich hier auf meinem Gute an, um mich von dessen Zustande zu überzeugen. Es war die höchste Zeit, die Untreue meines Verwalters kennen zu lernen und ihn auf der Stelle zu entlassen. Die Unordnung, in der ich alles fand, nöthigte mich zum Bleiben, und die Arbeit dabei that mir wohl, jedoch ohne den Hauptgedanken zu unterdrücken oder auch nur zu stören.

Der Frühling war im Anzuge. In der ganzen Natur regte sich das neue Leben und ein erfreulicher, grüner Schimmer lag über das trostlose Grau der so lange erstarrt gewesenen Erde ausgebreitet. Ringsum quollen die Saaten üppig hervor. Wie ein frohes Kind wandelte ich eines Nachmittags umher, und gedachte unter manchen hier im Kreise geliebter Verstorbener genossenen Freude der köstlichen Kraft und Fülle der ersten Jahre des Lebens. Bewußtlos war ich gar weit vom Hause weggekommen. Ein kleines Gütchen in der Nachbarschaft, das ein Birkenwald von der übrigen Gegend absonderte, befand sich in der Nähe. Mannichfache, schöne Erinnerungen knüpften mein Herz an dieses Gütchen. Ich gedachte meines Trübsinns, als der Vater dasselbe darum veräußerte, weil ich im dasigen

Gartenteiche einmal beinahe ertrunken wäre; ein Umstand, der mir grade, im Gedanken an die dabei ausgestandene Angst, recht behaglich kam, und das Gefühl des geretteten Lebens an diesem Orte am süßesten und lebendigsten machte.

Es lag mir daran, den Garten wiederzusehen, dessen Aufseher sonst immer auf das früheste Blumenvolk viel gehalten hatte, und ich durchwanderte das schönduftende Birkendickicht.

Wie öffnete sich mein Herz so weit im Angesichte des Gartens, der noch ganz die alte Physiognomie hatte und dazu von einer sehr sorgfältigen Abwartung zeugte! — Aber die Blumen schliefen doch noch. Selbst der neugierige Krokus hatte seine heitern, lebenslustigen Augen noch nicht aufgethan. — Alles dieß sah ich durch die Lattenthüre; da ich aber diese unverschlossen fand, so konnte ich mich nicht enthalten, des Gartens geliebten Boden selbst zu betreten.

Mein Auge ruht eine Zeitlang sinnend auf dem spiegelglatten Teiche. Der Kahn, aus dem ich einst fiel, steht noch befestigt am jenseitigen Ufer. Eine tiefe Schwermuth bemeistert sich meines Wesens. Wie manches, denke ich, wäre Dir erspart worden, wenn Du damals den Schlaf in diesem Wasser gefunden hättest! Da staune, da erschrecke ich; denn die Umrisse jener Wachsfigur, keine andern, schwimmen vor mir auf der leuchtenden Fläche. Und gewaltig, wie eine Furie, überfällt mich die Frage vom Hineinstürzen in die Arme der Wellengestalt, und die Furie hätte vielleicht ihren Willen durchgesetzt, wäre mein Blick nicht, gleichsam mechanisch, zur Seite nach der Ursache des Scheines gegangen, wo ich — wer hätte es denken sollen? — das lebendige Urbild gewahr werde.

Getroffen bis in's tiefste Leben fehlt mir Sprache und Benehmen. Da grüßt mich der Engel freundlich und sagt mir, daß mein aufmerksames Beobachten des Teiches seine Wißbegierde nach dem Gegenstande auch erregt habe.

Der Gegenstand sind zum Theil auch Sie, hauptsächlich Sie gewesen! stammelte ich ungeschickt genug. Aber, wer an meiner Stelle hätte nach solch einer Revolution im Innern sogleich die passende Antwort finden mögen? Ich fühlte den Fehler sobald er heraus war, und bat, daß sie mir den Aufschluß, den sie verlangte, für ein ander Mal zu sparen erlauben möchte. Denn daß — so fuhr ich fort — daß ich mit Ihnen heute zum ersten und

auch zum letzten Male sollte gesprochen haben, das werden Sie mir wohl nicht zumuthen wollen? — Unfehlbar habe ich die Ehre die Besitzerin dieses Grundstückes in Ihnen zu sehen?

Sie bejahte.

Dann sind wir Nachbarn und müssen nothwendig gute Nachbarschaft halten.

Ich hatte viel Mühe meine Warme und mein Auge zu mäßigen, das auf so langes, ängstliches Suchen seinem Durste nach dieser Gestalt und dem milden, herrlichen Geiste darin nicht selbst zu gebieten verstand.

Ich erzählte von meiner Vorliebe für dieses Grundstück und diesen Teich. Der Zusatz entschlüpfte mir, daß der letztere durch ihr lebendiges Bild einen Abglanz des Paradieses für mich erhalten habe. Mit einem Worte, in der halben Stunde, welche dieses Gespräch dauerte, blitzte die Glut meines Herzens mehrere Mal so auffallend hervor, daß ich selbst rathsam fand, mich zu entfernen, weil ich nur allzu wohl fühlte, für die erste Zusammkunft sei zu viel geschehen.

Als ich ging, wußte ich, daß sie Marie von Malthau hieß und in einigen Tagen ihre Mutter erwarte, für welche sie diese kleine Besizung erst ohngefähr vor zwei Monaten erkaufte habe, und daß ich, was mir das liebste war, am folgenden Morgen wiederkommen durfte.

Unterweges sowohl als nachher überlegte ich oft, warum ich nur angestanden, ihr über meine Freude beim Erblicken ihres Bildes und ihrer selbst etwas Näheres mitzutheilen; warum ich sie nicht gefragt, ob sie zu jener Wachsfigur wohl das Original gewesen seyn möge. Die Aehnlichkeit zwischen ihr und der Figur ging wirklich bis in das kleinste Detail. Allein die Erzählung von der Hinrichtung des Urbildes jener Wachsfigur, so wenig ich auch an diese Erzählung glaubte, hielt mich doch auch in der Folge immer ab, ihr davon zu sagen, so daß ich die erste, ungeschickte Anrede, über die ich künftig Auskunft versprochen, als sie diese verlangte, mit meiner damaligen Bestürzung so viel möglich zu entschuldigen suchte.

Je öfter ich sie besuchte, desto einiger fühlten sich mein Geist und mein Herz mit den ihrigen, und der Bund für das Leben ward geschlossen.

Nur ihre Mutter fehlte noch, auf welche Marie sehnlich wartete. Statt ihrer war jedoch, wie sie mir eines Tages sehr traurig erzählte, ein Brief angelangt, der Mariens Hoffnung darauf völlig vernichtete. Nun hielt ich schriftlich bei der Abwesenden um die Einwilligung an, nach deren Ankunft nichts die Herrliche vor meinen Drange schützen konnte, die Gemeinschaft unsern Zukunft durch Priestersegen bestätigt zu wissen. —

Wer Marien nie sah, nie hörte, der wird, der muß mich höchst unvorsichtig schelten, daß ich, als wir schon vom Altare zurückkehrten, noch keine Silbe von dem eigentlichen Herkommen meiner nunmehrigen Gattin wußte. Denn weder Geburtsort, noch Land, noch sonstige Verhältnisse hatte sie mir entdeckt. Seufzend war ich bei meinen Fragen danach immer auf eine bessere Zeit verwiesen worden; ja ich kannte nicht einmal den, sicher nicht unwichtigen, Umstand, der ihre Mutter und sie getrennt, und letztere höchst wahrscheinlich sehr weit entfernt von ihrer Geburtsgegend in meine Nähe getrieben hatte. Aber der Einklang ihres ganzen Wesens, der auch bis in's kleinste und unbedeutendste geht, diese — Sabbathsstille möchte ich sagen — die bei einem, wie es scheint, ihr ursprünglich angehörenden, melancholischen Sinne, die Weiblichkeit in dem ihr so eigenen Mondesglanze auf das reinste und süßeste ausspricht, erheben sie in meinen Augen über jeden Verdacht so weit, daß ich sogar für alle ihre früheren Handlungen mich freiwillig zum Bürgen stellen würde. —

Der Enthusiasmus, mit dem Guido in diesem Tone fortfuhr, war nicht gemacht, eine Einwendung und noch viel weniger eine Widerlegung zu erlauben, obschon das Verstummen der Gesellschaft von keiner absoluten Billigung seiner Ansichten und seines Verfahrens zu zeugen schien.

Er mochte das selbst fühlen, und da er zu mehrerer Beglaubigung seines uneingeschränkten Lobes, nichts weiter vorzubringen wußte, und Mariens Ankunft von dem Gütchen, wo sie Geschäfte hatte, seiner Rechnung nach, erst in einer Stunde erfolgen konnte, so zeigte er wenigstens ein Miniaturbild von ihr, welches er auf seiner Brust trug.

Wirklich äußerte dieses eine bedeutende Wirkung auf die mehresten Gäste, sowohl wegen der ganz auffallenden Ähnlichkeit mit jener Wachsfigur, als auch wegen des herrlichen

Auges, weßhalb das Bild der Figur weit vorzuziehen war. Ja, es kam mit dem Bilde eine gewisse Beruhigung über Guido's Zukunft in die Gesellschaft, so daß auch Julie, das Porträt noch in der Hand, mit vielem Feuer also anfang:

Warum aber, mein Freund, haben Sie diesen Engel ihren Bekannten der so nahen Stadt, einen ganzen Monat vorenthalten? Das Leben ist ja so kurz, daß man dergleichen Bekanntschaft nie früh genug machen kann!

Da haben Sie wohl recht sprach Guido, ihr dankbar die Hand drückend. Auch wäre ich gewiß viel eher mit meiner Einladung gekommen, wenn nicht durch meine lange Abwesenheit vom Gute alles hier in einem solchen Zustande gelegen hätte, daß es großer Vorbereitungen bedurfte, um Freunde hier sehen zu können. Und was eine Reise nach der Stadt betrifft, so ist meine Frau hierzu schlechterdings nicht zu überreden. Alle Städte überhaupt sind ihr so zuwider, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Auch meidet sie fremde Menschen außerordentlich. Von Ihnen allen habe ich ihr jedoch so viel gesagt, daß Sie schon als ihre Bekannte anzusehen sind, und ich ihr ohnfehlbar große Freude mache, wenn ich sie heute mit Ihrer Anwesenheit überrasche. Denn noch weiß sie kein Wort von der Gesellschaft, die sie finden wird.

Auf dem benachbarten Gütchen ist sie schon seit gestern mit einigen ökonomischen Verrichtungen beschäftigt, und so konnte ich mich mit den Vorbereitungen zu dem heutigen Tage ohne alle Störung und Entdeckung abgeben. Vielleicht gelingt es mir, sie allmählig von dem düstern Kreise abzulenken, dem sie sich dermalen noch nur allzusehr zuneigt. So hat sie eine besondere Vorliebe für die Gräber und ließ neulich bei einer schönen Mondnacht nicht eher nach, bis ich sie zum hiesigen Gottesacker begleitete. Hier warf sie sich sogleich mit dem Gesicht auf das erste Grab nieder, und als endlich meine Bitten sie davon trennten, da rannen Ströme von Thränen über ihr Gesicht. Ich fragte, warum der Hügel sie so besonders erschüttert habe?

Nicht erschüttert, mein Herz! war ihre Antwort; beruhigt vielmehr! Mit diesen Thränen ist mir gar viele Angst von der Seele weggeflossen. Auch war es nicht grade dieser Hügel, der mir so wohl that, sondern die Gestalt eines Grabes überhaupt. — Hiervon künftig, vielleicht nächstens! so fügte sie, zu Beseitigung

der Frage hinzu, welche meine Blicke nicht verheelen konnten.

—

Hilarie schien am wenigsten von diesen Mittheilungen des Neuverheiratheten erbaut. Daher sagte sie, als jetzt ein Billet an ihn abgegeben wurde, Julien leise in's Ohr: Ich wollte doch, daß wir die neue Bekanntschaft schon gemacht und den ganzen Tag überstanden hätten! Das sind meine Personen gar nicht, die sich ihre Beruhigung von Kirchhöfen herholen. Am wenigsten aber gefallen sie mir dann, wenn sie eine so erstaunliche Aehnlichkeit mit Verstorbenen, oder wohl gar Hingerichteten besitzen.

Julie hörte kaum, was sie sagte. Ihre und aller Uebrigen Aufmerksamkeit richtete sich auf den plötzlich todtenfahl und regungslos gewordenen Hauswirth und das Billet, welches seiner Hand entfallen war. Er schien selbst vom Stuhle heruntersinken zu wollen, so daß Konstantin, sein Nachbar, plötzlich zugriff und nach der Ursache des so räthselhaften Ereignisses fragte. Sprachlos deutete Guido auf das Billet am Boden, mit dem Winke, daß man es aufheben und lesen könne. Es enthielt Folgendes in französischer Sprache:

„Lebe wohl, mein Theurer, mein Geliebter! Die Umstände drängen mich von Dir! Kein forschen aber nach meinem Aufenthalte! Darum beschwöre ich Dich, bei unserer Liebe, bei meiner festen Hoffnung, einst wieder zu kommen. —“

Von ihr also? rief Konstantin, der den Zettel gelesen hatte, welcher nun aus einer Hand in die andere ging. Guido bejahte. An Trostgründe war, wie jedem einleuchtete, bei einem solchen Ereignisse und einer Liebe zu der Entwichenen, wie die seinige, nicht zu denken. Sein büstenartiges Stummseyen theilte sich den Uebrigen mit. Ueber Tische, wo alles Essen und gewissermaßen das Leben selbst, nur Schein war, gab er das erste, bedeutende Wort wieder von sich. Es bestand in der Erklärung, daß er ihrem Verlangen gemäß, und noch im völligen Zutrauen auf sie, sich gewiß alles Forschens nach ihr sorgfältig enthalten werde. —

Sein Zustand schien der Einsamkeit zu bedürfen. Mehr aus diesem Grunde als des herrschenden Mißbehagens halber, machte man sich bei Zeiten auf den Rückweg, bei welchem die Unterhaltung in allen vier Wagen aus Hypothesen, zu Erklärung des so ganz seltsamen Vorfalls bestand, die aber, bei näherer Beleuchtung, sämmtlich nicht sehr haltbar waren.

*

Ein Paar Tage drauf stand Julie bis Morgens mit ihrem Bruder am Fenster, als ein Reisewagen zum benachbarten Thore hereinrollte.

Ist das nicht Guido's Equipage? fragte sie.

Allerdings. Und wie stark aufgepackt. Will er vielleicht gar wieder in der Stadt bleiben? —

So war es auch wirklich. Noch keine halbe Stunde später stand er vor ihnen, dieses selbst zu erklären. Er war, man sah und hörte das, in seinem Innern zerstört und vernichtet.

Noch immer ohne Nachricht? fragte Julie mitleidsvoll, als er die längste Weile mit allen Zeichen des bittersten Lebensüberdrusses stumm da gesessen hatte.

Nachrichten, o ja, die habe ich, antwortete er mit Heftigkeit, Nachrichten, die mir das Herz zu Stein und Eis machen.

Mein Gott, rief Konstantin aus, böse Nachrichten von der Entwichenen sind es, was Sie so in Verzweiflung setzt?

Böse, erwiderte er lächelnd, böse nicht eben, aber auch warlich keine guten. Ueberhaupt steht es sehr bedenklich mit dem Unterschiede der Worte: böse und gut, wenn es Abgeschiedenen verstattet ist, aus ihren Gräbern hervorzugehen, und der Liebe heilige Gestalt mit einer solchen Virtuosität nachzuahmen; sie nachzuahmen, um allen Glauben an sie und an Gott selbst ins Lächerliche zu ziehen!

Sie staunen mich an. Hören Sie und Ihr Staunen wird sich in Entsetzen verwandeln. — Gestern Nachmittags — es war ein Tag an Glanze jenem gleich, wo ich Mariens Bekanntschaft machte, ein Umstand, der schon allein den demüthigendsten, heillosesten Spott mit meinen damaligen, so tiefen und heiligen Gefühle treibt! — gestern also, wie ich ohngefähr in derselben Laune noch war, in der Sie mich neulich verließen, wird mir ein Herr Delafosse angesagt. Meine Unentschlossenheit, ob ich ihn annehmen solle, oder nicht, ward durch des Mannes Ungeduld selbst beseitigt; er trat herein. Eine lange, blasse Gestalt in schwarzer Kleidung, übrigens bei noch ziemlich jungen Jahren, und von der Natur nicht ungünstig behandelt.

Mein Herr, so fing er, auf den Bedienten blickend, mit Zögern, in französischer Sprache an; der Bediente entfernte sich hierauf

und der Fremde fuhr sehr bewegt und feierlich also fort: Sie haben vor Kurzem geheirathet?

Die Frage beunruhigte mich, er merkte es und sprach: Um allen Mißverständnissen und Verwechselungen vorzubeugen, sagen Sie mir, ist dieß das Gesicht der Dame, mit welcher Sie getraut worden sind?

Erschrocken fühlte ich sogleich nach meinem Medaillon auf der Brust. Denn das, welches er mir darbot, war das nämliche, so wie das Bild selbst in Stellung und allem mit dem meinigen übereinstimmte. Ein und derselbe Maler mußte beide Porträts gemalt haben; es schien mir sogar, als ob das meinige, das ich jetzt ebenfalls hervorzog und neben das andere hielt, nur die Kopie von dem seinigen sei.

Ich bejahte seine Frage und er fragte ferner: Kann ich Ihre Frau Gemahlin nicht sprechen? Sein Ton dabei war so leise und bebend, daß ich auf genaue Verhältnisse zwischen ihm und ihr schloß, die sich durch meine Verbindung mir ihr gestört fühlten.

Ich konnte nur antworten, daß sie seit einigen Tagen abwesend sei.

Meine Reise nach Deutschland, fuhr er fort, hat bloß den Zweck sie aufzusuchen, so trostlos und peinigend auch das Zusammentreffen mit ihr mir werden möchte. Ein vor Kurzem aus diesen Gegenden nach Frankreich zurückgekehrter Freund benachrichtigte mich, daß sich die Dame hier angekauft habe. — Ich eile hierher, überzeugt mich auch zweimal von weitem, daß sie es wirklich sei. Aber der Muth fehlt mir, sie anzureden. Wie ich nun wieder komme, ist sie nicht mehr da, und meine einzige Hoffnung auf Sie, mein Herr, gesetzt. Sagen Sie, wenn sie zurückkehrt, und erlauben Sie mir dann ein Gespräch mit der, die einst unter dem Namen, Marie von Münzerberg, meine Braut war.

Münzerberg! rief ich aus, mich des Namens wohl entsinnend, den ich im Wachsfigurenkabinette gehört hatte.

Ich weiß, fuhr er fort, daß sie aus Ursachen, die mir leicht begreiflich sind, neuerlich den Namen Malthau angenommen hat. Das indessen ist etwas Außerwesentliches. Sagen Sie mir nur, wenn sie zurückkehren wird.

Der Schauer bei dem Namen, den er zuerst genannt, hatte mir alle Gedenken und Rücksichten rein aus der Seele geweht.

Ich weiß es nicht! sprach ich, zu mehrerer Bekräftigung den Zettel vorzeigend, den sie mir geschrieben hatte.

Ja, sagte er, das ist ihre Hand, und es schmerzt mich sehr, die Dame verfehlt zu haben. Ihre Aufrichtigkeit aber, mein Herr, verpflichtet mich zu einer Mittheilung, die Ihnen doch vielleicht künftig von Nutzen seyn könnte. Das Unwahrscheinliche dessen, was ich Ihnen zu entdecken habe, veranlaßt mich jedoch zu einer kurzen Einleitung.

Vor acht Jahren noch würde mir es selbst ganz widersinnig und fabelhaft geklungen haben, daß es mitten unter den Menschen Personen geben solle, die, ob sie schon alle ihre Verhältnisse und Bedürfnisse mit diesen theilten, dennoch einer ganz andern Welt angehören könnten. Selbst das gebildetste Publikum ist über diesen Punkt noch bei weitem nicht genug unterrichtet. Allein ein besonderes Vertrauen, dessen mich während meines Aufenthalts in Paris der große, nur allzu verkannte Cagliostro würdigte, hat mich mit Kenntnissen und Erfahrungen aus dem Natur- und Geisterreiche versehen, zu denen ich sonst nimmermehr gelangt seyn würde. Seitdem weiß ich, daß dergleichen wunderbare, und den sie treffen, oftmals hart beschädigende Verbindungen gar nichts seltenes sind, wiewohl sie nur selten erkannt werden. Dieß glaube ich vorausschicken zu müssen, ehe ich Ihnen sagen konnte, mein Herr, daß Sie wirklich mit einer bereits Verstorbenen verheirathet sind! —

Hier hielt er inne. Das Wort der schwarzen, blassen Gestalt klang selbst wie aus Geistermunde, es raubte mir erst die Sprache und dann das Bewußtseyn.

Mein Herr — so begann ich, nachdem dieses zurückgekehrt war, und mein Auge eine Zeitlang auf dem Fremden geruhet hatte— diese lebendige Gestalt der Liebe und des Lebens zugleich, diese sollte nur ein wiedergekommener Geist gewesen seyn?

Er zuckte die Achseln und sagte: Wenn Sie gefaßt genug wären, so wollte ich versuchen, meinem Schmerze über das Ereigniß, das Marien dahinbrachte, Töne zu geben.

Reden Sie, mein Herr, antwortete ich, wer einmal so viel gehört hat, der kann wohl auf alles gefaßt seyn. —

Wohlan, sprach der Fremde. Der Sturm der Revolution, welcher so manche aus Frankreich hinausscheuchte, trieb Andere wunderlicher Weise in der neuen Republik herum, und so waren denn auch Mariens Aeltern von Straßburg, ihrem Geburtsorte, tiefer in's Land zuletzt nach ** gekommen. Hier lernte ich die einzige Tochter kennen, verliebte mich heftig in sie und verließ das Haus ihrer Aeltern eines Abends als Mariens Verlobter.

Ich gestehe, daß ich mit mir selbst darüber uneins war, ob die trübe Stimmung, die ich jetzt an dem Mädchen entdeckte, vielleicht von einer geheimen Abneigung gegen meine Person herrühre. Aber meine Liebe scheute die Untersuchung der Sache. Marie konnte ja wohl auch der mancherlei herben Verluste wegen, die ihre Aeltern durch die Revolution erlitten, die sehr sichtbare Verstimmung derselben theilen. Sie war überdieß so gut und freundlich gegen mich, daß die eigentliche Liebe sich noch finden konnte, zumal, da ich alles anzuwenden gedachte, ihr das Band der Ehe annehmlich zu machen.

Inzwischen ward die Revolution immer blutiger. Aus Straßburg liefen Nachrichten ein, welche Mariens Vater so verdächtig machten, daß er sicher unter der Guillotine den Geist aufgegeben, wenn der natürliche Tod sich seiner nicht früher angenommen hätte.

Der Argwohn der Regierung errang allmählich die höchste Stufe. Bei Durchsuchung der Papiere des Bürgers Münzerberg war selbst Mariens Eigenthum mit aufgestört worden. Man hatte darin ein Paar Briefe gefunden, welche ihre Mutter einst von der hingerichteten Charlotte Corday erhalten. Die Bekanntschaft mit der letztern machte die Mutter, die Aufbewahrung der Briefe Marien um so verdächtiger, da in diesen der heftigste Haß gegen die jetzt herrschende Parthei sich aussprach. Kein Heil mehr für beide, als die Auswanderung.

Diese ward beschlossen. Als gemeine Leute verkleidet gingen Mutter und Tochter eines Abends aus der Stadt. Allein Marie hat in der Angst und Bestürzung ein wichtiges Dokument vergessen. Sie eilt zurück und im Thore wird sie von ihrer eigenen Schönheit verrathen. Man verhaftet sie. Der männliche Anzug ist das erste

Verbrechen, das man an ihr findet. Die andern folgen bald. Ich selbst, obschon einer der Angesehensten, und von der herrschenden Parthei begünstigtesten in der Stadt, werde vor Gericht gezogen. Man beschuldigt mich, ihr und der Mutter die falschen Pässe verschafft zu haben. Daß Marie verloren ist, leidet keinen Zweifel, mich aber glaube ich durch Lügen retten zu können.

Ich werde mit ihr zusammengestellt. Gott im Himmel, welch eine Scene! Welch eine verdammliche Lebenslust verleitet mich auf dem Lügen zu beharren, dem Engel gegenüber, der zu sterben bestimmt ist? Sie wird gefragt, ob der Paß durch meine Hand gegangen sei? Sie weist die Frage mit Verachtung zurück. Der Bürger Delafosse, spricht sie, hat hierauf bereits geantwortet! —

Aber meine Angst entgeht den Blutlichtern nicht.

Da entsteht plötzlich ein Lärm vor dem Hause. Ein Haufe Volks, der in Marien seine Wohlthäterin verehrt, will wissen, was mit ihr geschehen soll, will sie gerettet wissen.

Jetzt wäre der Augenblick zum Handeln gewesen. Aber meine Feigheit läßt ihn entschlüpfen, ohngeachtet die Betroffenheit der Richter nur zu deutlich wahrzunehmen ist. Man besänftigt das immer mehr zunehmende Volk mit der Zusage, daß gegen die Bürgerin Münzerberg kein Bluturtheil zu besorgen stehe, jedoch, wichtiger Ursachen halber, ihre Freiheit noch nicht erfolgen könne.

Hierdurch beschwichtigt, geht die Menge aus einander und Marie wird in ein anständigeres Gefängniß geführt. Auch dieß aber nur, um dem Volke das Auge zu blenden. Denn da man eine öffentliche Hinrichtung für gefährlich erachtet, so wird, nach einem bereits früher gegebenen Beispiele, in eine benachbarte Stadt nach einem Scharfrichter geschickt, der mit dem Richtschwerte vormals gut umzugehen verstand. Bei Nacht ist der Mann seiner Wohnung entrissen und mit verbundenen Augen fortgefahren worden. Die gräßliche Feierlichkeit, die man vorhatte, mochte nicht sowohl Marien, als mir gelten sollen. Man wünschte, daß ich mich verrathen möchte, und wieß mir daher unter den sämtlich in Schwarz gekleideten Richtern meinen Platz an. Es war nur eine leere, gottlose Form, zu meiner Qual bereitet. Denn an die herbeigeführte Marie richtete man nicht

einmal eine Frage. Mir aber hob mein Nachbar, eben als sie von zwei Personen hereingeführt und auf einen Sessel in der Mitte des Saales gebracht worden war, den schwarzen Flor, den ich wie alle Uebrigen vor dem Gesicht hatte, in die Höhe, um mir mit seinen teuflischen Augen den Todesschweiß auf die Stirne zu treiben.

Und dennoch that ich nicht, was ich sollte! Statt Marien zu Füßen zu stürzen und mich der schon früher gezeigten Feigheit halber durch einen ehrenvollen Tod zu entsündigen, wendete ich, um nur mein schlechtes, gemäßbrauchtes Leben schmachlich zu erhalten, mein Auge von der Schuldlosen ab, und ertrug lieber den Hohn der um mich her Stehenden. Noch mehr, selbst die Weigerung des Scharfrichters, sein Schwert hierzu gebrauchen, konnte mich nicht anderes Sinnes machen. Ja, als einer ihm ein Pistol auf die Brust setzte, ertrug ich auch das, und hörte, wie bald darauf von des also Gezwungenen Richtschwerte getroffen, das schuldlose Haupt meiner Geliebten über den Boden hinrollte. Ein entsetzlicher, ungeheurer Klang! —

Nachdem Delafosse also geendet hatte, starrte sein Auge dergestalt auf die Dielen hin, als ob noch immer Mariens Haupt vor ihm da liege. Ich sprang von meinem Stuhle, ging hastig auf und nieder, ergriff bewußtlos den Hut und legte ihn wieder ab. Doch setzte ich mich so weit als möglich von dem Manne, in einen Winkel des Zimmers.

Ich fühle, sprach der Fremde, was Ihr Entfernen von mir sagen will. Wollte Gott, ich selbst könnte aus mir herausgehen. Zuvor aber nur noch Einmal Mariens Geist schauen und um ihre Verzeihung flehen! Das ist der Hauptzweck meiner Flucht aus dem französischen Reiche. Denn nach dem, was Sie nun wissen, können Sie wohl denken, daß diese Reise nach Deutschland nichts anders ist, als eine Flucht, welche mir die Rückkehr in mein Vaterland für immer abschneidet. Jetzt sagen Sie mir, oh Ihnen nicht vielleicht zufällig der Aufenthalt von Mariens Mutter bekannt worden?

Ich konnte ihm hierüber Auskunft ertheilen, und so schauerlich auch seine Gegenwart mich anspricht, so habe ich ihn doch in meinem Wagen mit hierher genommen, da ich ja wohl aus einem Hause mußte, wo auf jedem Schritte mir die Spur des Geistes entgegentritt, mit dem ich vermählt gewesen bin. Alles ängstet,

bis auf ihren letzten Zettel, in dem das Wort: *revenir*, mir jetzt so grauenhaft aussieht, wie die ganze schreckliche Begebenheit. —

Ob sich denn durchaus keine andere Erklärung denken lasse? meinten Julie und Konstantin, denen die Geschichte gar zu unglaublich vorkam.

Durchaus keine! antwortete Guido. Nur allzuviel hat mich dieser Delafosse unterwegs mit ganz ähnlichen Geschichten aus Cagliostro's Munde unterhalten. Dazu hat mein neuer mir sehr furchtbarer Bekannter es ausdrücklich bestätigt, daß auf seine Bestellung, ein Wachsfigurenkünstler sie kurz vor ihrer Ermordung mit großer Treue abgebildet habe. Er zeigte mir einen Brief Mariens, aus dem Gefängnisse geschrieben, der schon von ihrer Verurtheilung sagt, und überdies das Eigenthümliche ihrer Handschrift so sehr an sich trägt, daß kein Mißtrauen in denselben zu setzen ist. Außerdem kennt sogar der ganz unverdächtige Besitzer des Gasthofes, in dem wir vorhin abgetreten sind, den Franzosen aus früherer Zeit, und versichert mich, er gelte in der ganzen Stadt für den rechtlichsten, solidesten Mann. Das wird auch durch die unverkennbare Wahrheitsliebe bestätigt, die sehr oft zu seinem großen Nachtheile alles charakterisirt, was er mir vorgetragen hat.

Aber, sprach jetzt Konstantin, des Freundes Hand ergreifend, welchen Grund sollte ein solcher Geist gehabt haben, Sie so entsetzlich zu beunruhigen? — Und sollten Sie nicht, wenn so etwas mit der — freilich noch nicht ergründeten — Geisternatur sich vereinigen ließe, sollten Sie da nicht schon früher an der Person, die Ihr Herz so ganz auszufüllen schien, gewisse Umstände wahrgenommen haben, die Ihnen Zweifel gegen dieselbe hätten erregen können? —

Allerdings, sagte er. So zum Beispiel nur, der mir so unerklärliche Hang nach den Gräbern, von dem ich ja wohl schon erzählt habe. —

Der — versetzte Julie — der könnte wohl auch auf den nach des Franzosen Erzählung durch die Bedrängnisse der Revolution frühzeitig getödteten Vater oder einen andern geliebten Todten sich bezogen haben! —

Warum aber solches dann verheimlichen? fragte Guido.

Weil sie überhaupt von den Umständen ihres Lebens hat schweigen wollen, und vielleicht fürchtete die bestimmte Erwähnung irgend einer in ihre frühern Verhältnisse genau verwebten Person könne weiterführen, als ihr Geheimniß ertragen möchte. —

Mit einem Wort, fuhr Guido fort, mein Zutrauen war damals so groß, daß es jeden Zweifel niederschlug. Jetzt aber, jetzt erscheint mir auch die Verheimlichung ihres Ursprungs und der ganzen Geschichte so sonderbar, daß ich mich wegen meiner Beruhigung dabei einen Thoren, einen recht gewöhnlichen, durch Leidenschaft geblendeten Thoren schelten muß.

Ein Besuch, der die Fortsetzung des Gesprächs verhinderte, bestimmte den Tiefsinnigen, mit sich selbst und seinem Schicksale Zerfallenen, das Haus zu verlassen, wo nun wieder die gewöhnliche Konversation ihre Rechte forderte für die er, wie man denken kann, jetzt keinen Sinn hatte. —

*

Einige Tage darauf kam Guido zu Konstantin, und erzählte diesem nicht ohne Freude, daß die einst von ihm erkaufte Wachsfigur — Mariens so ähnliches Abbild, wieder in seine Hände gerathen. Es hatte nämlich im Vorbeigehen am Fenster eines Kaffeehauses mit großem Befremden die Verlorene selbst zu erblicken geglaubt, war dann hinauf gegangen, wo er sein lebloses Eigenthum vorfand und zurück verlangte. Der Bediente des Besitzers des Wachsfigurenkabinetts, der hier bekannt gewesen, hatte das Stück mit dem Versprechen, es am Morgen wieder einzulösen, in Versatz gegeben. Statt aber dieses Versprechen zu erfüllen, war er, wie schon erwähnt worden, davon gegangen. Vor einigen Tagen einmal hatte ein Gast zum Scherz die Figur an's Fenster gestellt, und wie der Wirth. erzählte, ihr schönes Gesicht eine Menge Neugieriger herauf gelockt. Darum mochte man sie auch wohl seitdem hier stehen gelassen haben.

Guido hatte die Aufhebung eines solchen Mißbrauchs nicht nur sich, sondern auch Marien schuldig zu seyn geglaubt. Denn seit neulich waren seine Gedanken von ihr ganz anders geworden. Je treuer das Wachsbild ihre Figur ihm zurück gab, desto weniger konnte er sich selbst dann vor der Verschwundenen scheuen, wenn er's wirklich in ihr mit einem Geiste zu thun hatte.

Nach allem, was auch Delafosse ihr nachsagte, war sie ein vortreffliches Wesen. Guido hatte sie ebenfalls nur als ein solches kennen gelernt, und wenn schon die Nachricht, daß sie eine aus dem Grabe Zurückgekehrte sei, welche so kurz auf ihr seltsames, ihn tief verwundendes Verschwinden folgte, ihn in den verzweifeltsten Zustand setzen mußte, so fand er doch mit seiner rückkehrenden Besonnenheit gar nichts mehr an ihr, was ihm ein Grauen vor ihr hätte erregen sollen.

Die Wiederkunft Delafosse's, der Mariens Mutter an dem bezeichneten Orte nicht mehr gefunden hatte, und nun hier in der Stadt seinen Aufenthalt wählte, bewirkte nach dem, was er darüber an Konstantin schrieb, daß er eines Tages, wie er gekommen war, mit Sack und Pack aus der Stadt verschwand. Die eingestandene Feigheit des Mannes, der damals Marien hätte retten oder mit Ihr sterben sollen, machte dessen Gestalt für Guido zur widerwärtigsten auf der ganzen Erde. —

Als im Herbst desselben Jahres Guido abermals — absichtlich an einem der gewöhnlichen Versammlungstage — in Juliens Zimmer trat, und niemand noch als ihren Bruder bei ihr fand, da rief sie ihm sogleich ihren Glückwunsch entgegen, weil sein Gesicht ihr sage, daß er nicht mehr krank sei. —

Auch vormals, versetzte er, war ich nicht gerade körperlich krank, man müßte denn annehmen, daß das Leben selbst zuweilen dem frischesten Menschen zur bittersten Krankheit werden könne.

Doch hört, Ihr Lieben, wie es mir ferner ergangen ist. Ich reisete gradezu von hier auf mein Gut. Ganz in mich zurückgezogen, wurde der Gedanke an die verschwundene Gattin immer lebendiger in mir. Ich fühlte mich wie von ihr selbst umgeben, und die Plätze, wo sie sonst am meisten gelebt und gewaltet hatte, waren für mich durch ihr Andenken geweiht und geheiligt. Zu Zeiten wohnte ich auch in dem benachbarten Gütchen, wo ich sie zuerst erblickte. Da begab ich mich so gern an hellen Nachmittagen zu dem Teiche, und immer war es mir, als ob, wie damals, die Wellen Mariens herrliche Farbe und Gestalt nun bald wieder einmal annehmen müßten.

Und als ich einst auch so vor dem Teich stand, da geschah es wirklich, und als ich mich drauf zur Seite wandte wie vormals, da war sie selbst neben mir, die Arme liebend nach mir

ausgebreitet. Doch nun erfaßte mich, trotz der Lieblichkeit des ganzen Wesens, der Schauer, daß dieses einer andern Welt angehöre, und ich zögerte meine Arme nach ihm auszustrecken.

So liebst Du mich nicht mehr, mein einziges Leben! rief Marie, auch wenn ich Dir die Gründe meines ach mir selbst so traurigen Verschwindens sogleich entdecken will?

Und mochte sie seyn, wer sie wollte, Worte, Ton und Miene bestürmten mich dergestalt, daß ich sie an mein Herz reißen mußte. —

Ich bin, so sagte sie bald darauf, in Frankreich geboren und auf die schrecklichste Weise von dort hinweg gedrängt worden. Schuldlos dem Tode schon, einem heimlichen Tode bestimmt, hat der Wärter meines Gefängnisses Mitleid mit mir. Eine der vielen Gefangenen in seiner Verwahrung ist eben vor Angst gestorben, als er mich zur Hinrichtung führen soll. Da zieht er denn dieser Verstorbenen meine Kleidung an, und statt meiner wird sie mit verbundenen Augen, als ohnmächtig geworden, fortgeschleppt und ihr der Kopf abgeschlagen.

So ward ich gerettet, entkam auch eine Woche später der Stadt und dem ganzen unglücklichen Lande. —

O mein Himmel, Du bist es, Du selbst! rief ich aus, und erzählte ihr, was ich gehört hatte.

Armer Mann! sagte sie. Desto froher aber wird unsere Zukunft seyn!

Sie erzählte mir hierauf, daß die Erscheinung ihres vormaligen Verlobten in der hiesigen Gegend und seine Aufmerksamkeit auf sie, sie davon getrieben habe, weil seine unwürdige Schwäche sie wohl auch in Deutschland hätte verrathen und unglücklich machen können, da sie sehr gut wisse, in welchem geheimen Zusammenhange ihre Verfolger mit vorzüglich angesehenen Personen in unserm Vaterlande ständen. Allen Argwohn zu vermeiden, habe sie sich deshalb schon früher in Deutschland von ihrer Mutter getrennt, dieser auch angelobt, bis zur gänzlichen Veränderung der Umstände niemand und selbst mich nicht mit ihrer Geschichte bekannt zu machen. — Diese Veränderung der Umstände, fügte sie fröhlich hinzu, ist mit dem nunmehrigen Sturz der Blutregierung eingetreten, und meine Mutter bereits hier, um uns nie wieder zu verlassen. — —

Die Mutter selbst trat nachmals herbei und wir genossen den ganzen Abend gemeinschaftlich der wehmüthigsten und zugleich süßesten Erinnerung unserer ausgestandenen Begegnisse. —

Der Wagen, der jetzt vor Juliens Hause hielt, brächte beide, Marien und deren Mutter — zwei den Jahren nach zwar entfernte, aber in Ansehung der Form einander sehr nahe, würdige Gestalten — mit. Die übrigen allmählig erscheinenden Gäste erfreuten sich der von der Wirthin ihnen mitgetheilten, unerwartet glücklichen Lösung eines Räthsels, das gewissermaßen in diesem Hause begonnen hatte.

Hilarie versicherte noch besonders, daß nächstens ihr Gemahl auf Guido's Gut mit ihr müsse, sei es auch nur, um in Mariens Gegenwart die Wachsfigur, vor der sie nun gar keine Furcht weiter empfinde, recht getrost bei der Hand zu fassen.

Blendwerke.

Sechzig ober achtzig Jahre, nachdem Pabst Bonifacius der neunte die hohe Schule zu Erfurt mit neuen Freiheiten begnadet hatte, gingen eines Sonntags allda zwei Studenten über die Straße, noch un schlüssig, in welcher Kirche sie ihre Vesper halten wollten. Da kam um eine Ecke herum eine Jungfrau, deren Schleier wie frisch gefallener Schnee durch die allmählig überhand nehmende Dämmerung leuchtete, und der dabei so fein und zart schien, daß den beiden Gesellen weder ihre Schönheit, noch ihre gute Abkunft entgehen konnte.

Als sie bescheiden einen Schritt zurücktraten, ging die Jungfrau mit sittsam zur Erde gesenktem Blicke bei ihnen vorüber, und nun sahen sie erst recht den schlanken, köstlichen Wuchs derselben, so daß ihr Auge wie angefesselt hing an der wundervollen Gestalt. Besonders warm ward dem einen um's Herz, welcher Siegmund Warsberg hieß, und er sagte zu Gotthard Heßler, seinem Gefährten:

Lieber, wir können nicht besser thun, denn den Schritten des Fräuleins folgen, das unfehlbar auch geht, ihre Andacht in christlicher Gemeinde zu verrichten. Denn das muß wohl das heiligste Gotteshaus seyn, wo die Engel in sichtbarer Gestalt einkehren.

So sehr aber Gotthard selbst von des Mägdleins Schönheit eingenommen war, so mißfiel ihm dennoch diese Rede über die Maße, auch verwieß er Warsberg solche mit herben Worten. Uebrigens ging er mit ihm nach der Kirche unserer lieben Frauen, zu welcher die Jungfrau eben hinanstieg.

Neben oder hinter derselben aber konnten sie nicht, wie Siegmund gehofft hatte, Platz in der Kirche erhalten, weil die Schöne an einem abgesonderten Orte bei dem Rathsmeister Zeideler saß, welcher — so hörte Warsberg von einem darum Befragten — ihr Vater war. Als nun das Mägdlein hier an ihrem hellerleuchteten Sitze den Schleier zurückthat, da schien es Siegmund, als wollte mit ihrem frommen, holdseligen Gesichte eine neue Sonne über seinem Leben aufgehen, und all sein Sinnen und Denken war dergestalt bloß auf das liebliche Antlitz

der Jungfrau gerichtet, daß für die Andacht kein Raum darin blieb.

Aber Gotthard, welcher ihm zur Rechten saß, blickte eine Weile bleich und starr nach dessen anderer Seite, und sprach dann mit tiefen Athemzügen leise in's Ohr des Freundes:

Siegmund, welcher ein Schreckensnachbar ist der zu Deiner Linken?

Darauf warf Warsberg einen scheuen Blick dahin und machte dann Heßler, vermeinend, dieser habe ihn nur im Anschauen der schönen Jungfrau stören wollen, ein gar böses finsternes Gesicht.

Doch Gotthard fuhr fort: Laß uns lieber einen andern Sitz wählen; denn wahrlich, Dein Nachbar kommt mir für in der andächtigen Gemeinde wie der Ischarioth unter den Aposteln. Es ist als zerrisse mir sein Anblick jeden frommen Seufzer auf der Lippe, als wollte sein gieriges Auge mein Herz austrocknen und meine Seele in sich saugen!

Nun betrachtete Siegmund seinen Freund mit bedenklichem Auge und sagte: Was schauet doch Dein bethörter Blick, da mir ja zur Linken, niemand sitzt?

Aber grade um desto schauerlicher ward es jetzt dem Andern, daher antwortete er: Dann laß uns im Namen Gottes und aller Heiligen von dieser Stelle. Doch schaue nur, schau, wie es jetzt mich anstarrt! Komm, Lieber, komm! —

Allein Siegmund bemerkte abermals nichts, und weil es keinen bessern Platz mehr gab in der Kirche zum Betrachten der Jungfrau, so blieb er, während Gotthard auf die entgegengesetzte Seite eilte. —

Wirklich fühlte Warsberg, wie mit jedem Augenblicke die reinen, lieblichen Züge der Rathsmeisterstochter tiefer einwurzelten in seinem Herzen.

Als nun die Vesper zu Ende war, so dachte er nur darauf, der Jungfrau nachzuschleichen, und ihr, sollte sie auch, wie er fürchtete, mit ihrem Vater seyn, begünstigt von der inzwischen eingetretenen Dunkelheit, gelegentlich ein süßes Wort zuzuraunen. Denn die sinnreiche Liebe weiß, wo es nur möglich ist, Mittel und Wege für ihren Zweck aufzufinden.

Aber die Leuchte des Dieners, welcher dem Rathsmeister vorausschritt, hinderte Warsberg so lange an Ausführung seines

Vorhabens, bis jetzt, wunderbarer Weise, mittendurch die ruhige Luft ein heftiger Windzug strich, die Leuchte verlöschend. Wie nun der Alte sich mit dem Diener darüber verwunderte, ging Siegmund so nahe bei der Tochter vorbei, daß er an ihren Schleier streifte; dazu flüsterte er die Worte:

Den süßesten Schlaf der süßesten Jungfrau!

Als sie wirklich seinen Wunsch vernommen zu haben schien, eilte er, ganz trunken vor Freude darüber, hinweg, um zu Hause Gotthard, der bei ihm wohnte, die Sache mitzuthemen.

Allein Gotthard hatte den Namen mit der That. Denn er war gar gottesfürchtig und sagte auf Siegmunds Bericht des Vorgefallenen:

Unglückskind, kehre um von diesem Pfade! das größte Zeichen Deiner Verblendung ist, daß Du nicht sehen konntest die furchtbare Gestalt in der Kirche neben Dir, welche Deinen Sinn auf's Böse leitete, und deren Blick mir noch jetzt das Haar emporsträubt. Der Windstoß, welcher des Rathsmeisters Leuchte verlöschte, war unstreitig nichts weiter als ein Hauch seines heillosen Mundes! —

Wessen? fragte Siegmund, erschüttert von dem kräftigen Tone des Freundes.

Seiner — erwiderte Gotthard — den ich nicht nennen mag, den Du, aber an seinen Werken erkennen solltest!

Das griff Warsberg vollends an's Herz und Heßler fuhr fort:

Es ist Zeit, hohe Zeit, daß Du Dich los machest von den Eingebungen der bösen Gewalt. Denk an Dorchen und die Thränen der Verführten durch Dich! Ja, Siegmund, anstatt Dich tiefer in der Hölle Netze zu verstricken, tritt vielmehr kräftig aus innen heraus.

O sprich, guter Gotthard, was soll ich thun? fragte der Andere.

Deinen Aeltern den Fehler entdecken und mit ihrer Beistimmung Dorchen ehelichen, bevor sie für immer der Schande anheim fällt. —

Aber — versetzte Siegmund — die Aeltern werden mir darob gewaltig zürnen.

Und mit Recht! antwortete Gotthard. Doch giebt es keinen andern Ausweg zur Ehrenrettung des vorhin so schuldlosen

Mägdleins. Sind doch Deine Aeltern reiche Leute, welche die Kosten des neuen Haushalts, nicht zu scheuen brauchen, den lediglich Deine Schuld herbeigelockt. Auch ist Dorchen die Tochter eines weitberühmten, kunstreichen Goldschmidts, und eine gar feine Dirne.

Siegmund reichte dem Freunde hierauf die Hand und versprach zu thun, wie er gerathen hatte. —

In der Nacht aber träumte ihm von des Rathsmeisters Tochter. Da war es, als trete sie aus ihrem Hause und als falle mit ihr ein Strahl in seine Seele, jede andere Erinnerung daraus verdrängend. Wie sie ihn nun erblickte, so schien sie in ihm denselben, den sie Tages zuvor auf dem Wege in die Vesper sowol als nachher, wie er ihr das Wort zuflüsterte, bemerkt hatte, wieder zu erkennen. Denn ihr zartes, weißes Gesicht erglänzte plötzlich, wie der Himmel vom Strahle des Morgens; ihr Blick sank zur Erde und der Fuß that einen unsichern Tritt zurück. Gleichwol fehlte Siegmund das Herz, sie anzureden. Doch schlich er von weitem nach, abermals nach der Marienkirche, wo sie die Frühmesse abzuwarten gedachte. Bevor sie aber zur Kirche gelangte, ließ es ihm doch keine Ruhe: er mußte ihr Rede gewinnen. Es gingen ihm auch die feinen, zierlichen Worte und Entschuldigungen seiner Dreistigkeit so wundersam vom Munde, daß er selbst darüber erstaunte, und die Jungfrau, Barbara mit Namen, ihm nicht zürnen mochte; daher er sie denn auch zur Kirche hinauf geleitete, und ihr dort das geweihte Wasser reichte.

Drauf setzte sie sich zwar wieder an den Platz, den sie in der Vesper eingenommen; doch war dießmal der Vater nicht mit da; auch richtete sich ihr Auge zu wiederholten Malen auf den neuen Bekannten, der solches nicht zu scheuen brauchte, weil er an Gestalt und übrigem Wesen wohl gemacht war, einer schönen Jungfrau zu gefallen.

Die Tageshelle aber zeigte Barbara nur in noch vortheilhafterm Lichte, weil sie die großen, blauen Augen und das goldene Haar mehr heraushob.

Auf dem Heimwege säumte daher Siegmund nicht, sie abermals zu geleiten und dabei seine Liebesworte sogleich anzubringen. Doch zu seinem größten Erschrecken sagte ihm

die Jungfrau, daß ihr Vater sie bereits einem Andern verlobt habe, und in wenig Wochen die Trauung seyn solle.

Ueber diesen Schreck wachte Siegmund auf und merkte, daß allen nur ein Traum gewesen sei. Darauf entschlief er wieder und gerieth abermals im Traum vor des Rathsmeisters Zeideler Haus. Es war schon dunkler Abend, aber die Thüre noch offen. Da ging er hinein und gelangte in den Hof, wo er eine kleine Seitentreppe vorfand. Die erstieg er und traf oben sogleich Barbara's Kämmerlein und Barbara darin. Und er bemächtigte sich der schönen Gestalt und bat so rührend, daß ihr davon alle Kraft zum Hülferrufen benommen ward. So trug er sie aus dem Hause und Gotthard selbst stand hier, sie zu empfangen und die Jungfrau mit schönen Reden zu betäuben. Sie führten solche hierauf aus der Stadt, immer weiter und weiter. Endlich kamen sie mit ihr in ein Dorf, nahe bei Eisleben, da fand sich ein Pfaffe der sie trauete, worauf ein großes Fest erfolgte. —

Als ob er von den hellen Pfeifen des Festes selbst erweckt worden, so fuhr jetzt Siegmund plötzlich aus dem Schlafe empor und sah, daß alles wiederum bloßer Traum gewesen und er, statt sein Hochzeitfest mit der schönen Rathsmeisterstochter zu feiern, einsam in gewohnter Zelle zu Erfurt liege. Gleichwohl kam ihm der Traum gar nicht aus dem Sinne und er fühlte einen Drang in sich, sogleich Kleid und Mantel umzuwerfen und auszugehen.

Da sagte noch Gotthard, bereits bei den Büchern sitzend:

Traun, es muß Dir viel Muße seyn, oder Unruhe, daß Du schon zu so früher Tageszeit Zerstreung suchest in der Stadt! denn der Kirche wegen gehest Du doch wohl so frühe nicht aus?

Und Siegmund schlug das Gewissen mächtig. Denn er gedachte, was er dem Freunde am Abende zugesagt. Dennoch konnte er sich nicht lösen von dem gewaltigen Antriebe des Traumes und er sprach:

Vielleicht geht doch mein Weg zur Kirche. —

Dann — versetzte Gotthard — dann ziehe in Frieden. Denn es ist gut und löblich, alle Dinge mit Gott anzufangen! —

Das Zutrauen aber, womit sein frommer Freund ihm die Hand reichte, verwundete Siegmund stärker denn der frühere

Argwohn, und schon stand er im Begriff, ihm den Traum zu entdecken, als es ihn wie mit Gewalt zur Thüre hinaus drängte.

Er stürmte die Treppe hinab über die Straße, bis vor des Rathsmeisters Zeideler Haus. Und siehe, alles wie in seinem Traume. Barbara trat aus der Thüre und die Unschuld ihrer Miene im Verein mit dem Worte seines Gewissens, fesselte ihm Schritt und Zunge. Doch nur auf Augenblicke. Auch was nunmehr erfolgte, bildete nur seinen Traum im Wachen aus, so daß in Kurzem dessen erste Hälfte bis auf die kleinsten Umstände vollendet war. —

Als er nun aus Barbara's Munde vernommen hatte, ihr Vater habe sie bereits einem Andern zugesprochen, da verfiel er in so große Betrübniß, daß nur die Hoffnung auf des Traumes zweiten Theil ihm einen schwachen Tost geben konnte.

Zu Hause aber suchte er Gotthard auszuweichen, der noch fest über seinen Büchern saß. Es ging indessen nicht immer, denn sein Freund fragte endlich geradehin:

Bist Du wirklich in der Kirche gewesen? Siegmund bejahte.

Nun, dann — versetzte der Andere — dann wundert's mich, daß Du nicht mehr Kraft und Freudigkeit daher zurückbringest. Bist Du vielleicht auch bei dem armen Dorchen gewesen, so daß Dich ihre gerechte Klage seitdem wieder niederbeugte? Getrost, Lieber, auch sie wird es werden, da Dein guter Wille alles zum Besten zu kehren denkt!

Solche Trostesworte konnten natürlich nichts, als nur tiefer einschneiden in Siegmunds verwundetes Herz. Gotthard schrieb indeß die Fortdauer seines Trübsinns dem Gedanken an die Trauer seiner Aeltern bei der unerwarteten Nachricht zu, und ließ ab, ihn mit weitem Fragen zu belästigen, da er meinte, daß durch das Vorhaben, welches er dem Freunde zutraute, alles von selbst einen guten Ausgang gewinnen müsse. — Daher achte er auch keine einzige Bemerkung darüber, daß Siegmund den ganzen Tag nicht Speise noch Trank zu sich nahm.

Als nun die Dämmerung hereinbrach, da ließ es Siegmund keine Ruhe mehr zu Hause. Er dachte nur darauf, ob ihm der zweite Traum gleichfalls ausgehen werde, wie der erste. Es war aber noch nicht finster genug, daher trat er einstweilen in ein Wirthshaus. Hier standen mehrere Bürger zusammen bei der

Kanne, und er horchte hoch auf, als er vernahm, daß der Gegenstand ihrer Rede der Rathsmeister Zeideler war. Einer der Bürger, seines Gewerbes ein Pfeifer, erzählte von einem andern Kunstpfeifer, Namens Henrich zu Eisleben, welcher sich vor Kurzem nach Erfurt wenden und hieselbst das Bürgerrecht gewinnen wollen, von dem Rathsmeister Zeideler aber sehr hart angelassen und hinweggewiesen worden. Es sei, habe ernannter Rathsmeister gesagt, des luftigen Gesindels schon zu viel in der Stadt, als daß man die Mehrung desselben gestatten dürfte, da das Gewerbe eines Pfeifers doch nur auf Thorheit und Hoffarth und Eitelkeit ausgehe. Solche Rede aber hätte Henrich von Eisleben sehr erzürnt, da sein Gewerbe eine feine Kunst sei, von Groß und Klein in Ehren gehalten überall. Er habe auch im Weggehen vom Rathhause laut gesagt, daß er nicht ruhen wolle, bis er an dem Rathsmeister Zeideler Rache genommen, und gewiß jede Gelegenheit dazu ergreifen werde.

Und er hält Euch Wort — so fügte der Erzähler hinzu — darauf kenne ich den Henrich. —

Immittelst war es finsterer Abend geworden und Siegmund setzte seinen Fuß weiter. Abermals alles, wie in seinem Traume: die Hausthür offen, die Seitentreppe im Hofe zu sehen. Nichts hätte bei solchem Anschein seinen wilden Muth bändigen können. Barbara bald in seinen Armen! Dieser Gedanke trieb ihn wie der Meersturm das schwache Fahrzeug. — Auch sie fand er droben und ihr ohnmächtiges Sträuben.

Als er nun mit ihr aus dem Hause trat und wirklich Gotthard seiner harren sah, da verschwand ihm sogar das letzte Bedenken. Gotthard sagte, daß er ihm nachgegangen und selbst zur Ausführung seines Vorhabens behülflich seyn wolle, weil er ja doch davon nicht abzubringen scheine.

Die Jungfrau aber, als sie mit ihr zum Thore hinaus waren, erholte sich endlich aus der Betäubung, worin das süße Schmeicheln und die zarten Liebesworte Siegmunds sie gelispelt hatten, und sie rief:

O sprecht, Leute, was ist das, und was begehrt Ihr von mir, die ich doch eines Andern werden soll? Laßt mich lieber zurück in das Haus meines Vaters, wohin ich allein gehöre.

Hierauf erwiderte Warsberg:

So hassest Du mich, Holdseligste, mit solcher Grausamkeit, daß Du gar mein Verderben verlangest?

Nicht Dein Verderben! sprach sie. Auch hasse ich nicht Dich, sondern nur Deine gottlose Untreu an der Sittsamkeit, und daß Du eine unbescholtene Jungfrau also entzweien willst mit ihren Verwandten und in Schimpf und Schande bringen!

Und gleichwohl — versetzte Siegmund — zwang ich Dich nicht, mit hierher zu gehen; vielmehr gewann nur meine Liebe so viel über Dein Herz!

Darauf schalt die Jungfrau:

Sprich nicht also, böser Gesell, der Du wohl mit argen Zauberkünsten umgehen magst. Denn anders konnte es Dir schwerlich gelingen, mich dergestalt zu verblenden!

Jungfrau — entgegnete Sigmund — laßt uns beide die Schuld gemeinschaftlich tragen, da Ihr doch nun nicht unbemerkt in Eueres Vaters Haus zurückkehren werdet, dort aber jedermann, selbst Euer Bräutigam, die Zauberkünste, so Ihr mir gern zur Last legtet, in Euerm Willen zum Mitgehen finden wird.

Barbara aber, welcher das einleuchtete, jammerte gar sehr, und sie glaubte die Schmach nicht erdulden zu können, welche ihrer im väterlichen Hause wartete, daher wendete sie sich an Gotthard, der seit der ersten Begrüßung wenig von sich hören lassen. Er beantwortete jedoch ihre Frage mit bloßem Achselzucken. Darauf betäubte Siegmund sie auf's Neue mit Liebesworten, so daß bald vom Zurückkehren nicht mehr die Rede war.

Der zu befürchtenden Nachforschungen halber hielt man sich unterwegs nur so viel auf, um das Nothdürftige an Essen und Trinken einzunehmen und zuweilen im Waldesschatten ein wenig auszuruhen. Endlich lagen die Thürme der Stadt Eisleben vor ihnen im grauen Nebel. Sogleich fiel Siegmund, da er allda keine Bekanntschaft hatte, der Kunstpfeifer Henrich ein, welchem, nach dem was er im Wirthshause zu Erfurt vernommen, die Gelegenheit sich dadurch, daß er Barbara's Verbindung mit ihrem Entführer begünstigt, an dem Rathsmeister Zeideler zu rächen, willkommen seyn mußte. Als sie nun in Eisleben anlangten, so fragte er sogleich nach dem Pfeifer und ward auch alsbald zu ihm gewiesen.

Henrich schlug jauchzend in die Hände, als Siegmund ihm heimlich sein Anliegen eröffnete. Bald war auch mit des Pfeifers Beistande auf einem benachbarten Dorfe ein Pfaff aufgefunden, der die Trauung ohne Anstand besorgte. Der Pfeifer aber, hocheufreut über die Rache, welche er also an seinem Beleidiger nehmen konnte, berief noch mehrere seiner Kunstgesellen herzu, so daß die Hochzeit gar festlich gehalten, auch viel dabei getanzt und gesprungen wurde; denn Henrich hatte eine starke Bekanntschaft in der Gegend, meist junges Volk, und solches in Siegmunds Namen dazu geladen.

Doch am Abend, wie der Lärm eben gar groß geworden, kam Heßler plötzlich zu Warsberg und rief Henrich, den Pfeifer, auch dazu. — Ich war — so sagte er hier zu ihnen — eben drunten im Dorfe. Da hörte ich, leider! daß Euch ein Ueberfall drohe. Der Rathsmeister Zeideler von Erfurt hat uns nämlich nachgespürt und ist schon mit Gefolge hier, um seine Tochter und uns drei in Empfang zu nehmen. Das könnte ein böses Halsgericht geben; drum laßt Euch beide rathen und gehet flugs mit mir davon! —

Siegmund wollte nun zwar durchaus nicht fort ohne die Braut; doch da der Pfeifer den Kopf schüttelte und ebenfalls meinte, daß das Leben davon zu bringen jetzt die Hauptsache sei, indem alles andere in Zukunft eher wieder zu erlangen stehe, als dieses, so ließ er sich's auch gefallen und entkam mit den beiden Andern durch die Gartenthüre, während der Rathsmeister und die Seinigen schon in's Haus drangen.

Aber der Pfeifer konnte nicht zurück nach Eisleben und Siegmund weder nach Erfurt noch in seine Heimath, weil wohl zu fürchten stand, daß man auch dorthin nach ihnen senden werde. Sie entkamen jedoch insgesamt bis nach Franken, wo niemand um die Sache Wissenschaft hatte.

Siegmund gebrach es indessen an aller Ruhe. Das Leben war ihm eine traurige Last, nun er die entbehren mußte, die in der letzten Zeit sein einziges Dichten und Trachten gewesen. Daher machte er auch allerlei Anschläge, wie der geliebten Barbara beizukommen seyn dürfte. Doch der Pfeifer ging in sich und es reuete ihm der bösen That, welche er aus Rache unternommen, gar sehr. Das sagte er auch Warsberg. Der aber hatte in seiner Befangenheit keinen Sinn mehr für das Rechte. Darum nahm

Henrich eines Morgens, als Heßler eben ausgegangen war, seinen Wanderstab und sagte zu Siegmund:

Gehab Dich wohl! Denn seit ich mein Vergehen einsehe, stimmen wir nicht mehr zusammen.

Ich will zuschauen, wo meine Kunst anderwärts Unterkommen findet; ist ihr doch allenthalben gedeckter Tisch gewiß. — Und noch eins, Gesell! Was Du auch thun mögest, so fliehe Deinen Gefährten! Dein junges Blut könnte in seiner Gesellschaft leicht zu ewigem Schaden kommen. Glaube das meiner Erfahrung. Ich habe Acht auf ihn gegeben und ist er kein Zauberer, o so kann er nur der Satan selber seyn. —

Aber die Rede machte wenig Eindruck auf Siegmund, welcher Gotthard von Grund auf zu kennen glaubte. Als er indessen nun stets allein war mit ihm und Zeit genug zum Nachdenken behielt, da nahm es Warsberg immer mehr Wunder, welch große Veränderung in der That mit Heßler vorgegangen. Denn er, der sonst seine geistlichen Bücher gar nicht missen konnte, lebte jetzt, ohne auch nur nach ihnen zu fragen. — Zudem schien er oft in ein düsteres Brüten verloren, was dem so heitern Menschen sonst niemals begegnete. —

Als endlich einmal Siegmund beim Aufstehen vom Lager also zu ihm anhob:

Weißt Du noch, Gotthard, wie De in der Vesper zu Erfurt mir einreden wolltest, es sitze ein schlimmer Nachbar an meiner Seite, den ich nicht gewahrte? —[^]

O ja — antwortete der Andere lachen — ich habe in meinem Leben manch Hirngespinst dieser Art erschaut.

Jetzt also, Gotthard, meinst Du selber, daß es bloßes Hirngespinst gewesen?

Allerdings! Die Einbildung treibt bisweilen wunderliche Wirthschaft im Gehirne junger Gesellen!

Und doch —sprach Siegmund nach langem, tiefem Athemzuge — doch gemahnt es mich bisweilen, als ob Du dazumal Recht gehabt hättest und ich Unrecht. —Denn eine böse, äußere Kraft mußte wohl dazu gehören, mich von Dorchen, die ich verführte, so ganz mit Seele und Sinnen abzuwenden. Ich fühlte das, wie Du zu Hause mir die Sache vorhieltest. Es gehörte wahrlich mehr Rede von Deiner Seite

dazu, als vonnöthen gewesen, wenn alles natürlich bei mir zugegangen. Und der Traum, der doppelte Traum, den ich Dir erst gestern erzählte, der alle meine guten Vorsätze wieder umwarf, wie soll ich mir den anders, als durch fremdes, gewaltiges Einwirken erklären, da die Wirklichkeit nachher doch nichts that, als seine Gerippe mit dem erforderlichen Fleisch und Blut zu überbauen?

Hm! — lachte der Andere — Du bist ein Narr, wie ich vor Kurzem auch noch einer war! —

Gotthard — rief Warsberg, ihm mit starren Augen in's Gesicht sehend — Du bist viel anders geworden, unbegreiflich viel!

Das — antwortete Heßler — mußte kommen und es kam plötzlich, wie alles Große. Wozu auch an den Wust von todtten Buchstaben das Mark des flüchtigen Lebens vergeuden, wenn nicht endlich einmal die Einsicht folgen sollte, daß das ganze Bücherwesen ein leidiges Unwesen, die ganze Menschenweisheit und Tugend nur unnützer Tand und eitle Hoffarth ist, so lange kein tieferes Wissen, kein rücksichtloser Sinn die Sklavenfessel von Seele und Leben nimmt?

Was meinst Du denn jetzt — fragte Warsberg nach gedankenvollem Schweigen — daß Dorchen werden soll?

Was sie will und kann! antwortete der Andere.

Und das Kind unter ihrem Herzen, mein Kind? fragte Siegmund weiter.

Auch das werde, was es kann! versetzte Heßler. Sind doch tausend Mägdlein und tausend Kinder in solchem Falle. Glaubst Du, die Welt gehe darum unter, weil zuweilen Kinder sich hineinwagen, welche ihr Daseyn nicht erst von der sogenannten heiligen Ehe erbettelt haben!

Aber Gotthard — rief Siegmund aus — denke Dir, Dorchen, wie sie die Stunde ihrer und meiner Geburt verwünschen mag; denke Dir den so hochgeachteten Goldschmidt, ihren Vater, ihre Mutter, das Musterbild einer sittsamen Hausfrau, diese Aeltern, die alles gethan, um ihr Kind der Tugend zuzuführen; denke Dir sie, wenn sie nun die Schmach des Mägdleins inne werden!

Freilich — erwiderte der Andere — das wird ihnen ungelegen kommen. Aber Du, mußt denn Du deßwegen dem rastlosen, weit

hinausstrebenden Geiste mit der Goldschmidtstochter ein ewiges Gewicht an die schönen Fittige hängen?

Ei — sprach Siegmund — meine Schuld muß ich doch wohl vor allem gut zu machen suchen.

Ich dünkte — versetzte Heßler lachend — jedes von Euch könnte die Hälfte der Schuld so auf sich nehmen, wie Ihr Euch in die Lust gleichfalls getheilt haben mögt! —

Da schauerte Warsberg vor dem Freunde. Gleichwohl schmeichelte solche böse Sinnesart seiner Neigung, die fortdauernd von Dorchen völlig abgewandt, einzig nach Barbara sich hinkehrte. Er glaubte indessen andere Luft nöthig zu haben, kleidete sich daher eilends an und ging hinaus in's freie Feld. Aber sein Gewissen ging mit ihm und drückte ihn bald auf einen Hügel am Wege nieder. Hier versank er, der Umgebung seinen Blick zuwendend, in das Meer düsterer Bilder, welches in seinem Innern auf- und abstürmte.

Da klopf ihm mit einem Male ein Händchen leise auf den Arm, und wie er aufsieht, so ist es Dorchen, die vor ihm steht. Es ist ihr freundliches Gesicht, obschon bleich von Harm; ihr schönes dunkles Auge ist es, obschon halb erloschen in den Thränen, deren Spur sich ringsum eingegraben hatte.

Beim Erblicken des verlorenen Liebsten brachen sie von Neuem stromweis hervor.

Siegmund — sprach sie — Du hast die Rathsmeisters Tochter entführt; Dein Herz gehört mir nicht mehr an. Aber der Himmel, wenn anders der noch von mir weiß, der Himmel führt Dich selber mir unverhofft zu. Nicht als wollte ich Anspruch machen auf die Hand, so Du mir zusagtest. Nein, mein Anspruch mag verfallen seyn, wie Dein Versprechen. Und damit keine böse Erinnerung daran Dich quäle, so gieb mir meinen Ring zurück, wie ich Dir den Deinigen hier wieder gebe.

Dorchen! rief Siegmund, ihre Hand heftig ergreifend.

Nein! sprach sie, indem sie solche von ihm los machte, glaube nicht, daß ich Deinetwegen meinen geliebten Geburtsort heimlich verlassen habe. Nur der Aeltern, der frommen Aeltern halber, geschah es. Denn es ist ihnen besser noch, kinderlos seyn, als zu erfahren von mir, was Du — — weißt. —

Gott, Gott! — rief Siegmund, mit der Hand seine Augen vor der Gestalt der Armen schützend, oder vor dem Lichte des Tages, dessen er sich unwerth achtete. —

Lange blieb er halb bewußtlos, und wie er endlich wieder aufblickte, da fragte er sich, was mit ihm vorgegangen, ob Dorchen wirklich bei ihm gewesen sei? Denn nun war er allein.

Desto mehr erschrak er über Heßlers Gesellschaft, worein er einen Augenblick später so plötzlich gerieth, daß es zweifelhaft blieb, ob sein Bekannter aus einem Graben hinter ihm, oder aus der Erde herausgestiegen.

Nun hast Du ja das abgedankte Liebchen wieder bei Dir gehabt, Siegmund, so begann der Andere. Doch Sigmund, der jetzt durch den Ring an seiner Hand ebenfalls davon überzeugt wurde, daß kein bloßes Phantasiespiel ihn mit Dorchens Erscheinung getäuscht habe, winkte, an die Leidende denkend, die noch immer mit so viel unverdienter Schonung vor den Augen seines Geistes da stand, finsternen Blickes, Schweigen dem rohen Munde.

Beim Zurückkehren mit dem Andern verschwand aber das durch ihn so tiefgekränkte Wesen allmählig aus seinem Auge. Doch ward ihm deßhalb nicht froher um's Herz; vielmehr stellte sich sein Drang nach Barbara immer stärker und stärker ein, so daß er, als sie in ihrer Wohnung ankaenen, endlich ausrief:

Gotthard, hast Du wirklich etwa gar zaubern gelernt, daß Du mir den Trieb in der Seele selbst gewaltsam umwenden und mein Herz stimmen magst, wie ein todes Saitenspiel?

Wer weiß? versetzte der Andere.

O, dann — sprach Siegmund — dann verlaß mich! Denn schon friert mein Mark zusammen bei der Betrachtung, Du könntest mir wohl nach und nach Gedanken einflößen, wie die, welche, bösen Giftqualm aushauchend, mich vorhin in's Freie hinaus nöthigten.

Gut —sprach der Andere — ich gehe, wenn Du mein entbehren kannst!

Halt, noch eins! rief Siegmund, das Herz schlägt mir die Brust entzwei, wenn ich nicht weiß, wie es um Barbara stehen mag. Kannst Du mir sagen, ob sie glücklich ist?

Glücklich?— lachte jener— Närrische Frage! Sie wäre vielleicht glücklich geworden, hätte sich die verwünschte Gerechtigkeit nicht dazwischen gelegt! So viel kannst Du wohl errathen, daß Vater und Bräutigam der Entlaufenen wenig Süßigkeiten sagen werden! —

Und ich, o wie selig könnte ich seyn mit ihr! Ob ich wohl nach Erfurt zurück dürfte?

Warum nicht? Der Magistrat erwartet Dich mit Sehnsucht. Alle sein Marterwerkzeug liegt schon bereit. Denn das Hinwegführen der Tochter eines stolzen Rathsmeisters gilt wenigstens soviel, als die Verführung von zehn ehrlichen Goldschmidtskindern! —

Gotthard! — rief Siegmund verzweifelnd und fuhr auf ihn ein.

Nur gemacht — erwiderte der Andere ganz gelassen, — Wozu wollen Freunde sich den Hals brechen?

Freunde? — versetzte Warsberg — wir sind keine Freunde mehr! Und doch, Gotthard, wenn Du geheime Künste verstehst, und mich mit Barbara unbemerkt von den Ihrigen zusammen bringen könntest, nur um sie noch einmal zu sehen, ein einziges Mal! Ja, wenn Du das könntest!

Nun — rief der Andere schnell — was wäre denn da?

Dann würde ich Dich doch bei unserer alten Freundschaft darum beschwören! Rief Siegmund, und sein Auge und das ganze Gesicht glühete wie im Anfall des heftigsten Fiebers.

Meinetwegen —sprach der Andere — da Du sie nur sehen willst. Aber kein Umarmen, kein Anrühren! —

Nein — sprach Warsberg — nichts will ich, als sie sehen. Wie auch mein Herz sich auflehnen möge, dieses Anschauen soll das Letzte seyn zwischen mir und der Holden. Es sott mir Muth verleihen zur gänzlichen Entsagung. Ihr mildes Auge selbst soll mich stärken in dem Vorsatze, Dorchen aufzusuchen und — zu thun, was Recht ist.

Darüber lächelte der Andere so boshaft, daß Siegmund sich zur Seite wandte, weil er sein Gesicht nicht ertragen konnte. Darauf sagte Heßler:

Um Mitternacht soll Dir die Erscheinung werden, in diesem Gemache!

Als nun die schleichende Tages- und Abendzeit endlich der Mitternacht Raum gemacht hatte, da sprach Heßler noch einmal zu dem harrenden Siegmund mit aufgehobenem Finger:

Aber kein Umarmen! Nicht das mindeste Berühren!

Siegmund wiederholte die Worte mit Nachdruck.

Einen Augenblick später ging die Thüre auf, und Barbara trat hold herein, wie die Göttin der Liebe. Da sank Siegmund, bezwungen von der Gewalt ihrer Reitze, vor ihr auf die Kniee, sie beschwörend, ihm nicht zu zürnen wegen der Bosheit, die er an ihr verübt durch die Entführung. Zugleich verursachte der Liebeszauber in ihrem ganzen Wesen, daß er sich und den Schwur vergaß und ihre Hand ergriff.

Und kaum, daß letzteres geschehen war, so sank die Gestalt zusammen als ein todter Körper, worin alle Spur des Lebens erloschen ist. —

Ha, Zauberspuk, böser, höllischer Zauberspuk! Schrie Siegmund, welcher aufgesprungen war, mit gezogenem Degen auf den Andern einzudringen. Doch der war nicht mehr zu sehen. Nur ein entsetzliches Lachen verrieth, daß er noch im Gemache sei.

Wer bist Du? rief Warsberg, wie auf einmal von tausend Dolchen durchbohrt.

Ich bin, wer ich eben bin! lachte der Unsichtbare. Denke nur darauf, ebenfalls zu bleiben wer Du bist neben diesem Leichnam! —

Siegmund gerieth außer sich bei dem Gedanken, man könne ihn nun gar für den vorsätzlichen Mörder der schönen Liebsten halten, und alle Welt, in Verfolg dessen und des früher Vorgefallenen, ihm fluchen bei der schmachvollen Hinrichtung, die seiner wartete.

Das war zu viel; daher flehte er den Unsichtbaren an, wenn er's vermöge, den Leichnam wieder in's Leben zu bringen.

Darauf antwortete jener: Es soll geschehen, was Du wünschest; Barbara soll morgen früh im Hause ihres Vaters aus ihrem Bette aufstehen. Nicht Deiner Freundschaft wegen; denn ich hasse die Freundschaft, wie ich Dich hasse, und alles was Mensch heißt. Aus bloßem Hasse flößte ich Liebe zu Barbara in die Brust dessen, über den ich durch Dorchens Verführung

Macht gewonnen. Aus bloßem Hasse nahm ich die Gestalt Deines Freundes Heßler an, wie ich auch nunmehr aus bloßem Hasse Dich von einem baldigen Tode erretten will. Denn Dein ganzes noch fortdauerndes Leben soll nur Ein Tod, Eine Verzweiflung seyn. —

Darauf warf Siegmund sich zur Erden und flehte zu Gott, daß er über ihn verhängen möge, was es sei, wenn er ihn nur aus des Bösen Gewalt befreien wolle, und da der Tieferschütterte wieder aufsaß, war der Leichnam verschwunden, auch die Stimme des Unsichtbaren nicht mehr zu hören.

Noch in derselben Nacht verließ Siegmund Haus und Stadt.

Sein Erstes war nunmehr, Dorchen aufzusuchen und seinen Aeltern Nachricht von den Umständen zu geben. So ungehalten sie auch auf den Sohn waren, so konnten sie doch seinem tiefen Unglücke die Verzeihung nicht verweigern, riethen ihm indessen von dem Gedanken ab, in die Heimath zu kommen, da bereits bei der dortigen Obrigkeit auf seine Verhaftung, im Fall er erscheine, angetragen sei.

Nach Dorchen aber suchte er überall vergebens, so daß es wahr wurde, was der fürchterliche Unsichtbare ihm weissagte, und sein Leben wirklich ein fortdauernder Tod, eine immerwährende Verzweiflung war. —

Eines Tages in einer kleinen Stadt ward ihm ein Ring zu Kauf angeboten, den er sogleich für denjenigen erkannte, welchen Dorchen ihm einst gegeben und zuletzt gegen Herausgabe desjenigen, den sie von ihm erhalten, wieder an sich genommen. Der Beschreibung nach war sie es selbst gewesen, die den Ring verkauft hatte. Aus Mangel! —

Aber das war nicht das Bitterste, was er dabei vernahm. Allgemein wurde sie für die Mutter eines Kindes gehalten, das im Keller des Hauses, wo sie gewohnt, ermordet gefunden worden. Obschon wenig Zweifel darüber blieb, daß die That durch sie selbst geschehen sei, weil sie an dem Tage, wo das Kind gefunden wurde, sich heimlich entfernt hatte, so verheelte man es doch der Obrigkeit aus Mitleiden. Schon vor der Niederkunft hatte Dorchen nämlich irre Reden ausgestoßen und gemeint, daß ein Kind immer besser daran sei, wenn es sogleich nach der Geburt in die Arme des erbarmenden Vaters im Himmel gelegt

werde, als wenn es in der bösen Welt herumschweifen und wohl gar am Ende denen fluchen müsse, von denen es abstamme.

Die Hausgenossen, gegen die sie sich also geäußert, waren ihr damals zwar mit Trost an die Hand gegangen; doch hatte man, weil dem sanften Geschöpf ein Kindesmord gar nicht ähnlich gesehen, keine Vorkehrung gegen die der Schwangerschaft allerdings Verdächtige getroffen. Nur die schrecklichste Verzweiflung oder gänzliche Sinnlosigkeit — das meinte jedermann — habe sie zu so schrecklicher That verleiten können.

Siegmund schauderte zurück vor der Erzählung und vor dem Abscheu, den man über den unnatürlichen Vater äußerte, dessen Verlassen allein schuld war, daß solch ein liebes, gutes Wesen so tief herab hatte sinken können. Den Ring aber kaufte er und that ihn an seinen Finger, um das Wohlverdiente der Qualen, welche ihn zerrissen, immerdar vor Augen zu behalten.

Aus mancher Erkundigung Siegmunds über die Unglückliche ging hervor, daß sie entweder in die Gegend von Leipzig oder nach dem Erzgebirge gewandert sei. Aber so viel er auch überall suchte nach ihr, nirgends war sie anzutreffen.

Endlich nahm er seinen Aufenthalt in der Stadt Leipzig selbst, um auf der so eben hier errichteten hohen Schule seine Studien wiederum mit Eifer fortzusetzen.

Bald nach seiner Ankunft hörte er einmal in dem Hause, wo er sein Mittagsbrod einzunehmen pflegte, von einem Kunstpfeifer sprechen, welchem der Satan darum hart zusetze, daß er einst auf einer Hochzeit musiziert, der doch gewußt, daß die Braut eine für einen Andern bestimmte, ihren Aeltern heimlich Weggeführte gewesen. Der Pfeifer — hieß es — habe keine Ruhe Tag und Nacht, obschon er seine damalige That ernstlich bereue und zu allen geistlichen Mitteln seine Zuflucht nehme.

Siegmund erleichte bei dieser Erzählung; denn sogleich fiel ihm der Pfeifer Henrich ein. Auch war er's in der That. Da konnte er sich denn nicht enthalten, ihn aufzusuchen.

Wider alles Erwarten fand er denselben nicht wild und schwermüthig, wie man ihm solchen beschrieben hatte, vielmehr war Henrich gar vergnügt. Er erkannte Siegmund sogleich und rief ihm zu: Willkommen Du armer, betrogener Gesell, der

lediglich durch die Arglist eines bösen Gefährten in jenes Verbrechen verlockt worden. Freue Dich aber mit mir, weil uns beiden heute viel Heil widerfahren ist! —

Henrich entdeckte ihm nun, daß er vorhin jenen Gefährten auf der Straße angetroffen in geistlicher Kleidung, und denselben alsbald als den Genossen seines gottlosen Peinigers, des Satans, den Gerichten übergeben habe. Er hoffe auf Ruhe, nun dieser Arge sich in der Gerechtigkeit Händen befinde.

Aber Henrichs Hoffen ward nicht erfüllt. Siegmund war noch bei ihm, als das Getöse, welches oft um ihn her erscholl, von Neuem ihn schreckte. Bald darauf kam auch der Mann, welcher auf Henrichs dringendes Suchen verhaftet, jedoch, weil er sich als völlig schuldlos ausgewiesen, wieder entlassen worden, selbst, in Begleitung mehrerer Gottesgelehrten, um der Ursache von des Pfeifers Hasse gegen ihn auf die Spur zu kommen.

Als nun der Fremde Siegmund gewahrte, so ging er zuerst auf diesen zu und reichte ihm die Hand sich zu innig freudig, ihn wiederzusehen, als daß Siegmund hätte meinen können, er sei nicht der ächte Gotthard Heßler, sein alter Freund. Nachdem sie eine Zeitlang sehr herzlich mit einander gesprochen, da trat auch der Pfeifer, der Anfangs die größte Scheu vor dem Manne gehabt, dazu, und überzeugte sich, daß er Gotthard Unrecht gethan, wenn er ihn mit jenen verwechselt, der vorhin seine Gestalt angenommen. —

Gotthard versprach beim weggehen, Henrich wieder zu besuchen und ihn mit Rath und Trost kräftig zu unterstützen. Denn so jung er war, so hatte er doch schon durch große Gelehrsamkeit den Grad eines Doktors der Theologie und den Ruf zum Lehrer an der neuen hohen Schule zu Leipzig gewonnen. Darauf geleitete er Siegmund in seine Wohnung, und als sie hier allein waren, so offenbarte dieser seinem alten Freunde alles, was er erlebt hatte, und Gotthard entsetzte sich über die schrecklichen Dinge, auch schmerzte ihn nicht wenig der Mißbrauch seiner Gestalt durch den bösen Geist.

Denn aus allem, was er hörte, zog er den Schluß, daß sein lebendiges Konterfei kein bloßer Zauberer, sondern der böse Geist selbst gewesen. Doch tröstete er Warsberg damit, daß, möge auch sein Geschick das finsterste seyn auf dieser Erde, er gewisse Hoffnung habe auf ein besseres in jener Welt. Denn der

Umstand, daß er der Gemeinschaft des Satans ganz entronnen, zeige ihm von seiner aufrichtigen Reue und guten Gesinnung; indem der Satan, falls nur einige Aussicht da wäre, den Reuigen wieder auf Abwege zu locken, unfehlbar nichts dazu dienendes unversucht lassen werde.

Aber nun, Lieber, sprach der also Getröstete, nun Du selbst keinen Zweifel mehr darein setzest, daß die vorige, sündliche Begier von mir gewichen sei, so sage mir auch, daferne Du es weißt, ob des Rathsmeisters Tochter zu Erfurt zurückgekommen in das Haus, ihres Vaters, und was sonst, aus derselben geworden?—

Diese Frage erweckte eine, große Betrübniß in Gotthard, und er sagte:

Was ich Deiner Wißbegier hierauf antworten kann, wird schwerlich Dir zum Troste reichen! Allein da die Frage nun einmal an mich ergangen ist, so darf die Wahrheit nicht vorenthalten werden. — Allerdings schien es die lebende Barbara, welche am Morgen vom Lager aufstand; auch hatte keines im Hause ihre nächtliche Abwesenheit bemerkt. Sie that am Morgen und nachher alles ihrer Gewohnheit nach. Nur war sie ihrer Sprache beraubt; dazu schritt sie so leise und langsam einher, und sah so bleich und todtenartig aus, daß die große Veränderung in ihr dem Vater, und sämmtlichen Verwandtschaft große Unruhe erregte.

Besonders fehlte ihr auch das schöne Licht ihres Auges, das zuvor so mild und gut umherleuchtete. Statt dessen glühete darin ein dumpfes, düsteres Feuer, so daß die Menschen anfangen sich zu scheuen vor dem Mägdlein. Schon glaubte der Vater, der sie vor Jammer bald gar nicht mehr betrachten konnte, seine wenige Schonung habe aus der Tochter mit einem Male ein so schreckliches Leichenbild gemacht.

Doch wie sehr er sie auch mit zärtlichen Worten wieder zu gewinnen trachtete, immer sah sie ihn nur starr und schauerhaft an, so daß er, als dieß drei ganze Tage gedauert, mehrere Gottesgelehrte zu sich lud, um von diesen zu vernehmen, was die Sache für Bewandniß habe, und wie seiner lieben Tochter zu helfen sei. Als nun in seinem Beiseyn die frommen Männer herantraten zu ihr, da ward das Feuer in Barbara's Augen wilder als vorhin, so daß jene eine große Verstockung argwohnten im

Herzen des Mädchleins, und einer derselben sie im Namen Gottes hart anredete. Und siehe, da wick der Teufel, welcher bis dahin Barbara's todten Leichnam widerrechtlich inne gehabt, alsbald von ihr und die Leiche fiel zur Erde, ohne weiter sich zu regen; worauf sie an geweihter Stätte beerdigt worden! —

Gott, Gott! rief Siegmund, auf die Kniee stürzend und die Hände hochemporgehoben, auch dieser Mord also durch mich, den Frevler, der die herrliche Jungfrau mit Satans Hülfe ihrer Heimath entreißen ließ! —

Und Dorchens Aeltern — fügte er dann noch hinzu — sollten diese nicht auch geopfert seyn? —

Gotthard zuckte schmerzlich die Achseln.

Beide, Vater und Mutter? fragte Warsberg.

Erst die Mutter — sprach der Doktor — dann ihr Gatte. Ich selber tröstete sie im letzten Stündlein.

Und sie ließen mir ihren Fluch zurück? — rief Siegmund.

Nein — antwortete Gotthard — sie gingen aus der Welt in frommer Ergebung, fluchten niemand im Sterben wie im Leben, und ruhen nun selig in Gott. —

Aber Doktor Heßler hatte viel Trost und Gebet nöthig, ehe er seinen unglücklichen Freund zu einer ruhigern Stimmung brachte. —

Mit dem Kunstpfeifer ward es von Tage zu Tage schlimmer. Der Feind der Seelen erschien ihm oft leibhaftig, und als er den also Gepeinigten endlich bedeutet hatte, daß er ihn in der Nacht abholen werde, da ließ Henrich Gotthard zu sich bitten und betete lange andächtig mit ihm. Nachdem er nun dem Doktor zuletzt noch gebeichtet, so segnete dieser ihn ein und sagte: Sei getrost, Du Bußfertiger, und freue Dich, wenn er kommt. Denn das ist ein Zeichen, daß Du dann die Frucht Deiner ehrlichen Reue bald genießen sollst im Angesicht des Herrn. Nur den Leichnam darf der häßliche Wurm des Paradieses Dir beschädigen! —

So komme er denn! rief Henrich freudig aus, auf daß der Müde in die himmlische Heimath eingehe!

Darauf reichte ihm der Doktor den Leib des Herrn und ging sodann.

Am andern Tage aber, als man den Pfeifer allenthalben vergebens gesucht hatte, ward er endlich ohnweit der Stadt in einer Haselstaude entseelt aufgefunden. —

Zur damaligen Zeit wurde in Leipzig viel von einer Magd erzählt, zu welcher ein unsichtbarer Gesell sich in die Küche gefunden, der mit ihr freundlich sprach und seinen Platz gewöhnlich auf der einen Seite des Herdes hatte. Weil er dafür Sorge trug, daß diese Stelle immer sehr reinlich blieb, so hielt man den Unsichtbaren, welcher im Hause das Heinzlein genannt wurde, für einen guten Geist. Er half der Magd manchen Dienst verrichten. Hauptsächlich ging er an ihrer statt in den Keller, wenn aus diesem etwas zu holen war. Denn die Magd hatte viel Scheu vor dem Keller. —

Siegmund hörte ebenfalls, von diesem Heinzlein, und je furchtbarer ihm die Erinnerung an die Stimme war, die seinen Schmerz beim Leichname Barbara's und seine Ohnmacht verhöhnet hatte, desto eifriger dachte er daran, zu der Magd zu gehen, und sie zu überreden, daß sie den unsichtbaren Gesellen vermögen solle, sich ihr näher kund zu geben und zu versichtbaren.

Wie groß aber war Warsbergs Erstaunen, als er in die Küche hineintrat und die Magd ohnmächtig zu Boden sank. Obschon bis zur Jammergestalt abgefallen, erkannte er sie doch noch für das von ihm verführte Dorchen, und es schmerzte ihm tief in der Seele, daß die wohlerzogene Tochter des kunstreichen Goldschmidts sich so geringen Dienstes unterziehen mußte. Doch gedachte er auf der Stelle sich ihrer anzunehmen.

Dorchens Freude, als sie nach zurückgekehrtem Bewußtseyn die alte Liebe in Siegmund wieder aufgelebt sah, stand augenscheinlich ein tiefer Schmerz zur Seite. Doch Siegmunds Verlangen, sie aus der jetzigen Erniedrigung zu ziehen, und die Eil, mit der er zu ihrer Herrschaft ging, um einen Vergleich abzuschließen, kraft dessen sie sofort ihrer Dienste quitt seyn sollte, betäubte diesen Schmerz für den Augenblick.

Erst als sie den verkauften Ring von ihm zurück erhielt, durchzuckte es aufs Neue schmerzlich ihren Körper.

Woher kamst Du zu dem? fragte sie ängstlich.

Unfehlbar — antwortete er — schickte die Vorsehung selbst den Käufer an mich, um Dir zu Deinem Rechte zu verhelfen.

Aber sie ward sehr traurig; denn alles Vergangene schien sich auf einmal zwischen sie und Siegmund zu stellen.

Warsbergs liebendem Herzen gelang es jedoch, sie abermals in das verlorne Glück zurück zu versetzen. —

Er kam zu Gotthard, theilte diesem nebst seiner Freude den Entschluß mit, Dorchen zu ehelichen, und erhielt dessen Billigung.

Eine herzlichere Beichte kann schwerlich statt finden, als die war, welche Siegmund am folgenden Tage Gotthard ablegte, worauf dieser ihm mit großer Salbung das Sakrament reichte, damit alles geschehen sei für seine Seele, ehe er die Ausführung seines Vorhabens anhub, Dorchen von ihrer Dienstherrschaft abzuholen, und sie einstweilen bis nach erfolgter Genehmigung der Verbindung mit ihr von Seiten seiner Aeltern, bei guten christlichen Leuten, von Gotthards Bekanntschaft, ehrlich unterzubringen.

Erst auf dem Wege zu Dorchen fiel ihm der Zweck wieder ein, der ihn der unbekanntnen Magd zugeführt, und den er im Rausche, die Liebste wiedergefunden zu haben, bis dahin ganz vergessen hatte. Daher fragte er sie auch alsbald nach dem sogenannten Heinzlein. Dorchen ging hierauf mit dem Verlobten in die Küche, zeigte ihm am Herde die besonders sauber gehaltene Stelle, hinzufügend, daß der Geist freiwillig zugesagt habe, ihr zu folgen auch in die neue Wohnung, und sie lebenslang nicht zu verlassen.

Siegmund versuchte nunmehr eine Anrede an den Unsichtbaren, erhielt aber keine Antwort. Dorchen selbst erhielt keine in des Liebsten Beiseyn.

Das alles bekümmerte Warsberg.

Als sie darauf wieder in der Stube waren, sprach er deßhalb zu Dorchen:

Liebster Herzensschatz, es dürfte allerdings die Reinlichkeit, deren sich das Heinzlein befleißet, von einem guten, reinen Geiste zeugen. Doch verschmäht der Fürst der Finsternis auch nicht, sich in Licht zu kleiden, wenn solches seine Bosheit fördern kann. Ich habe das leider! an mir erlebt, und meine

Erfahrung lehret mich, die Stimmen genau zu prüfen, welche eines Körpers ermangeln. Gehe daher zu ihm, mein Kind, und heiße ihm seine eigentliche Gestalt annehmen und bedräue ihn damit, daß, falls solches nicht geschähe, Du gottselige Männer herbei rufen werdest, ihn in Gottes Namen dazu zu nöthigen. Denn ist er ein guter Geist, so darf er Dir solcher Rede halber nicht zürnen, ist er aber ein böser, dann besser, er zürne, als daß das Heil Deiner Seele in Gefahr gerathe.

Darauf ging Dorchen in die Küche, und that, wie der Liebste ihr geheißen hatte.

Sie kam aber gar blaß und traurig zurück in die Stube. Denn Heinzlein hatte zwar versprochen, ihr sichtbar zu werden, doch möge es einzig im Keller geschehen, vor dem sie grade jetzt eine größere Scheu hege, als jemals.

Wohlan — sprach Warsberg — in Gottes Namen geleite ich Dich hinab, so kann, was auch unserm Leibe widerfahren dürfte, der Seele doch sicher kein Leid etwas anhaben.

Darauf gingen sie.

Es war Dorchen, als ob sie mit jeder Stufe des Kellers, in ein tieferes Grauen gerieth. Und sie klammerte sich immer fester an den Geliebten, dessen Herz gleichfalls immer banger zu klopfen begann. Und beider Augen blickten überall umher, ob wohl in der Dunkelheit drunten eine Gestalt sich irgendwo erkennen lasse. Als sie nun die Hälfte der Treppe hinter sich hatten, da wandelte ein kleiner, schwacher Schein heran, der dichter und dichter wurde, je näher er kam. Ahnungsvoll kehrten beide die starren Augen unverrückt, nach dem Scheine, der ihnen, als er endlich auf der untern Stufe war, plötzlich in der Gestalt eines neugeborenen Kindes, am Herzen stark blutend, entgentrat. —

Jesus Marie! unser Kind! — rief Dorchen zurückeilend. — Siegmund stürzte todt die Treppe hinunter, seine Verlobte aber, um der Gemeinschaft des bösen Gesellen am Herde zu entrinnen und wenigstens ihre Seele zu retten, floh in die Arme der strafenden Gerechtigkeit.

Das Meerfräulein.

Ungefähr im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zeichnete sich das Haus der Montano zu Palermo durch alle die Reitze aus, welche der Reichthum in den Händen von Geist und Geschmack gewähren kann. Francesko Montano hatte unter dem tapfern Visconti Herzog von Mailand als Oberster gedient und zu dem Rückzuge der Feinde am Gardasee viel beigetragen. Dann war er in sein Geburtsland zurückgekehrt, um hier die ihm übrigen Tage im Kreise seiner Gemahlin und Kinder zuzubringen. Keines der letztern zog er dem andern vor; aus Grundsätzen. Gleichwohl schlug sein Herz schon darum am stärksten für den Sohn, weil er sein einziger war, während drei Töchter, an Wohlgestalt und Sitte wetteifernd, sein häusliches Leben heiter ausschmückten.

Filippo Montano hatte eben das ein und zwanzigste Jahr zurückgelegt und sich so ausgebildet, daß er manches bedeutende Staatsamt würde haben verwalten können. Allein er zog die Stille der Wissenschaft dem öffentlichen Leben vor. Sein Vater schien es zu billigen, und eben dieserhalb ergab sich auch die Mutter darein, die dem Sohne wohl noch lieber einen ansehnlichen Rang gegönnet hätte. Sein Aeußeres war so vollkommen, daß man ihn allgemein den zweiten Apollo nannte, und manche Jungfrau sich stärker in seinem Anschauen berauschte, als es ihrer Ruhe zuträglich seyn mochte; mancher junge Mann im Kreise der Frauen sich durch Filippo's Gegenwart gedrückt fühlte. Sein ewig heiterer Geist sagte jedoch, daß sein Herz bis dahin, wenn nicht die Liebe selbst, doch gewiß ihre Fesseln, fortdauernd von sich gewiesen habe. Ueberhaupt schien er, außer in den Wissenschaften, alle möglichen Bande zu fliehen, so daß sogar seine Zerstreungen jeden Tag eine andere Form annahmen, damit er auch in ihnen nicht der Sklaverei der Gewohnheit anheimfalle.

Nur Eine Lust gab es, welcher er sich in der schönen Jahreszeit fast tagtäglich widmete, das Bad im Meere; weil er dieß seinem Körper zuträglich glaubte. Er war ein so fertiger Schwimmer, daß man bei seinem Auf- und Untertauchen auf den Gedanken gerieth, nicht die Erde sondern das Meer müsse sein

Element seyn. Auch wagte er sich oft so weit hinaus in die große Wasserfläche, daß die Aeltern einigemal ihre Bangigkeit darüber äußerten.

Einsmals, als er eben wieder wie gewöhnlich gegen Abend die herrlichen Ufer weit, weit hinter sich gelassen hatte, da empfand er ein Wohlseyn, wie niemals. Wie Liebesseufzer klangen ihm die Wellen und ihr Berühren däuchte ihm wie Küsse und süße Umarmung. Und die Täuschung schien bald noch stärker werden zu wollen. Denn hinter ihm erscholl ein Ton der Angst von der lieblichsten Frauenstimme. Da sah der Schwimmer sich um und es war — keine Täuschung.

Gott! — rief er aus — denn der Kopf, welcher hier aus dem Wasser ragte und die Arme, die nach ihm sich ausstreckten und der Blick der blauen, von lichtblondem Haar umflossenen Augen, wenn das alles keiner Liebesgöttin gehöre, so war wohl die ganze Welt nichts, als ein arger, himmelschreiender Trug.

Ein Moment und die wunderschöne Jungfrau lag in seinen Armen, und der Dank aus ihrem Blicke kräftigte diese so, daß die reizende Last glücklich an das weit entfernte Ufer brachte.

Niedergeschlagenes Auges trat sie hier, bis er seinen Mantel umgeworfen hatte, zurück und suchte ihrem Gewande in lichtem Weißzeuge bestehend, das, überall von der Nässe durchdrungen, bloßem Wasserschaume glich, so gut als möglich die Kleiderform zurückzugeben.

Mein Fräulein — so redete Filippo sie an — nun sagt mir vor Allem, welchem Unglücke ich die Seligkeit verdanke, Euer Retter geworden zu seyn und wohin ich Euch zu geleiten habe, um Euerm Wunsche Gnüge zu leisten.

Da deutete die Schöne mit der Lilienhand in das Meer hinaus. Aber die Worte fehlten ihr; doch schien sie alles wohl zu verstehen, was der Jüngling sprach.

Das Landhaus seines Vaters war in der Nähe, Rosaura, die eine seiner Schwestern, hielt sich eben hier auf und trug Sorge für die Bekleidung der Geretteten.

Aber, obschon Filippo sie in mehreren Sprachen anredete, so konnte er doch keine Antwort von ihr erhalten. Ja, es fand sich endlich, daß sie in der That völlig stumm war.

Schade, ewig Schade, rief er aus, daß so wundervollen Lippen das Wort nicht vergönnet wurde! Doch Vollkommenheit ist nicht das Loos des Menschen. Bei solcher Anstrengung im Gestalten mußte daher wohl die Natur diesem Wesen die Sprache versagen. Und spricht denn nicht alles an ihr, Auge und Miene und Geberde, und zwar so seelenvolle Sprache, daß das Wort davor niederfallen und seine Bettelarmuth gestehen möchte? —

Rosaura erkannte es allzusehr, wie hoch die Fremde über sie an Schönheit hervorragte, um von des Bruders Enthusiasmus erfreut zu werden. Doch nahm sie sich so artig gegen die Unbekannte, als die Umstände es erforderten und dies vielleicht um so mehr, da es bald ganz klar wurde, daß die schöne Gerettete bei ihrer gänzlichen Sprachlosigkeit doch keinesweges des Gehörs beraubt war, sondern jedes Wort richtig verstand.

Filippo wünschte, als sich das nicht weiter bezweifeln ließ, darüber einige Auskunft von ihr und sagte:

Mein Fräulein, thut mir, ich bitte Euch, schriftlich zu wissen, wie es zugeht, daß Euer Ohr alles vernimmt, und Ihr gleichwohl nicht vermöget, ähnliche Töne, wie wir andern, hervorzubringen, da doch sonst die Stummheit gemeinlich nur als die Folge eines gänzlichen Gehörmangels betrachtet wird.

Dazu reichte er ihr seine Schreibtafel. Aber das Fräulein schob sie zurück, und deutete durch Geberden darauf hin, daß sie des Schreibens unkundig sei.

In allen Sprachen? fragte Filippo ferner.

In allen! so gab sie ganz unzweideutig zu vernehmen.

Wahrlich sehr räthselhaft! Rief Rosaura, und ihr Ton dabei streifte an eine beleidigende Verwunderung hin. Das schien den Bruder zu verdrießen, und er sagte:

Allerdings räthselhaft; auch mir. Aber, Schwester, ist denn die ganz unvergleichbare Schönheit der Dame nicht ein weit größeres Räthsel für jedes Auge, das sehen kann? Solch ein Räthsel, wie sie ist, zu lösen, wer möchte daran nicht Leib und Leben setzen? —

Während Rosaura diese Rede mit sichtbarem Verdrusse aufnahm und zur Seite sah, senkte ein himmlisch-schöner Blick der Andern sich so tief in Filippo's Herz, daß das Schicksal

dieses Herzens für immer entschieden war. Sie aber keine! erklang es darin.

Bald darauf gingen alle drei gemeinschaftlich nach der Stadt.

Die Ankunft der Fremden und das viele Unerklärliche an ihr, machte großen Eindruck im Hause. In den beiden andern Schwestern Filippo's war eben so wenig Wohlwollen für die neue Bekanntschaft, als in Rosaura wahrzunehmen, wenn schon der Höflichkeit auch von ihnen ihre Rechte nicht vorenthalten wurden.

Die Mutter trat auf der Töchter Seite. Besonders als sie die Sorglosigkeit sah, mit welcher die Gerettete sich hier unter lauter fremden Menschen befand und ihrer früheren Verhältnisse auch gar nicht zu denken schien. Ein ungeheurer Leichtsinn, meinte sie, oder ein gänzlicher Mangel an Gefühl gehöre dazu, hier sogleich wie einheimisch und froh und vergnügt zu seyn. Denn auch die sehr sichtbare Neigung zu Filippo könne das Mädchen keinesweges entschuldigen, daß sie an die unfehlbare Betrübniß der Ihrigen über ihren Verlust nicht im mindesten zu denken scheine!

Wer weiß — so sprach hierwider der Gemahl der Matrone, gegen den sich diese also äußerte — wer weiß denn, ob die Ihrigen nicht durch üble Behandlung des Fräuleins Vergessen selbst verschuldet haben? Wer will überhaupt im Augenblicke sogleich entscheiden, ob unter den zahllosen, denkbaren Verhältnissen auch nicht eines zu finden sei, fähig, die Gerettete zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen?

Mit einem Worte, der alte Montano trat seinem Sohne ziemlich bei. Er hatte sogar nichts gegen dessen Vorhaben, die Unbekannte zu heirathen. Nur bat er ihn, die Sache nicht zu übereilen, sondern zuvor Erkundigungen einzuziehen.

Filippo's Herz war zu sehr dabei interessirt, um nicht hierzu alles Thunliche in Bewegung zu setzen. Aber es ließ sich doch weder der Unglücksfall, noch das Herkommen des Fräuleins ausmitteln. Da erklärte der junge Mann endlich einmal seinen Aeltern mit einem Eifer, vor dem sie erschranken, daß es ihm nun durchaus nicht länger möglich sei, zu leben, wenn er sie nicht besitzen solle. Achselzuckend willigten sie ein, und die Kirche heiligte Filippo's Band mit der stummen Schönheit, wie man sie,

welcher er den Namen Mirabella gegeben hatte, in ganz Palermo zu nennen pflegte.

Vom Anfange an äußerte Mirabella eine große Scheu vor dem Anblicke des Meeres. Auf ihr Bitten hatte man ihr daher sogleich eine Wohnung eingeräumt, von welcher aus man nicht dahin sehen konnte. Bei der neuen Einrichtung drang sie ebenfalls auf ein solches Quartier; ein Umstand, den man allgemein so auslegte, als ob sie mit allzugroßem Schauder an das Unglück zurück denke, welches sie auf dem Meere betroffen habe.

Das Paar lebte glücklich. Aber Mirabellens Scheu vor dem Anblicke des Meeres dauerte fort. Wo sie in Zimmer kam, deren Aussicht dahin ging, wendete sie ihr Auge oft recht auffallend davon ab. Schon besaßen sie einen Sohn, der seine schöne Mutter nicht verläugnen konnte, als einmals am Abende Rosaura ihren Bruder bei Seite nahm, und zu ihm sagte:

Theurer Filippo, ich muß Dir etwas vertrauen, das mein Herz nicht wenig ängstiget. Vorhin als Mirabella sich vermuthlich ganz allein im Hause glaubte, ging ich zufällig bei ihrem Zimmer vorbei, und hörte, daß mehrere bekannte Lieder darin gesungen wurden. Das wunderte mich, da außer der Stummen niemand dort seyn konnte, und ich ging hinein. Hierüber nun erschrak sie außerordentlich, wollte auch auf all mein Bitten sich nicht zum Fortfahren in ihrem Gesange bewegen lassen. Vielmehr spielte sie die Stumme auf's Neue. — Das aber betrübt mich gar sehr, lieber Bruder, um Deinetwillen. Denn es muß doch ein wichtiger Grund vorhanden seyn zu ihrem so beharrlichen Schweigen. Auch gehört ein Grad von Verstellung dazu, der wenig Gutes für Dein künftiges Glück verspricht. Die ganze Familie, welcher Rosaura dieses wichtige Geheimniß schon früher mitgetheilt hatte, kam jetzt auch dazu. Alles zeigte sich höchst empört über Mirabellens Verstellung, und Francesco legte seinem Sohne ernstlichst auf, die Gattin unter diesen Umständen zum Reden zu nöthigen. —

Mit sehr bekümmertem Herzen ging Filippo, zu ihr und hielt ihr die Sache vor.

Kind, sagte er, als sie alles sogleich, mit Mienen um Vergebung bittend, eingestand, ohnfehlbar giebt es in Deinem frühern Leben lichtscheue Geheimnisse, welche sich unter der angenommenen Stummheit zu verbergen suchen? — Besorge

aber nichts davon für mein Herz. Mag das Verborgene seyn, von welcher Beschaffenheit es wolle, die Größe Deiner Schuld kann nie reichen an die Größe meiner Liebe zu Dir. — Selbst das entsetzlichste Verbrechen würde diese unter ihren Schutz nehmen. — Rede nur, rede, das ist mein einziges Begehren!

Aber seine Gattin zeigte sich so betrübt, daß er's nicht über das Herz bringen konnte, dieserhalb weiter in sie zu dringen. Als sie hieraus seine große Liebe wohl abnahm, so suchte sie ihm solche mit Liebkosungen reichlich zu vergelten. —

Die herrliche Mondnacht bewog ihn, sie zu einem kleinen Spaziergange aufzufordern. Das konnte sie nicht versagen. Nur als er den Weg nach dem Meere einschlug, zuckte sie, um ihn zurückzuhalten. Da sagte er:

Warum, liebes Herz, das Meer so sorgfältig, fast eigensinnig, vermeiden? Ist es denn der Unfall allein, dessen Du dabei gedenken mußt? Ich dünkte doch, der Augenblick wäre mehr werth, wo wir uns dort gefunden haben! —

Es schien, als ob Mirabella nur darum nachgebe, weil sie dem Verdachte des Eigensinnes sich entziehen wollte.

Das Meer, als es jetzt im Mondglanze vor ihnen lag, machte einen ganz seltsamen Eindruck auf die Frau. Sie brach in ein lautes Jauchzen aus und schickte die süßesten Blicke nach den Wogen. Endlich riß der Zauber in ihnen sie gar von dem Arme des Gatten. Sie warf sich, als sei es die Brust eines lang entbehrten Geliebten, auf das Meer, und verschwand darin so, daß Filippo einen heftigen Schrei ausstieß. Da tauchte sie schalkhaft lächelnd empor, und verschwand wieder und kam dann von Neuem zum Vorschein. So herrlich hatte Filippo ihren Körper nie gesehen. Er glänzte in den wundervollsten Biegungen. Des Gatten Auge ward eifersüchtig auf den Vollmond, der die leuchtende Kraft, welche er der Sonne entwendet, der Schwimmenden abtreten zu wollen schien.

Aber selbst bei ihrer unglaublichen Gewandtheit ward dem Filippo bange, daß sie allzuviel wagen möchte. Daher begab er sich gleichfalls in's Meer, um ihr auf den Nothfall nahe zu seyn.

Kaum aber hatte er sie endlich ergriffen, so raunten die Wellen, die schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Schönen ihn süß und geheimnißvoll umschlungen und umlispelt

hatten, dem Paare, wie dem Filippo dünkte, folgenden Gesang zu:

Lieben, komm, o kommt hernieder!
Höret nur, wie leis' und lüstern,
Aus der Tiefe Liebeslieder
Eurer Herzen Glut umflüstern:
Fühlt der holden Küsse Hauchen,
Die herauf in Liebe lodern:
Seht, wie unsre hellen Augen
Lieb' um Liebe von Euch fodern! —

Filippo, ganz berauscht von den in sein innerstes Leben zitternden Tönen, umfaßte Mirabellen und, aufhörend, sich durch Bewegung auf der Oberfläche des Wassers zu behaupten, schien er wirklich der geheimen Macht in der Tiefe nachgeben zu wollen. Da ergreift ihn die Gattin in höchster Verzweiflung und rudert den von seinen Sinnen fast ganz Verlassenen wunderbarer Weise zurück an das Ufer. —

Was war das? Was ist das alles? — So ruft hier der völlig in's Leben Zurückgebrachte. Aber Mirabella nimmt mit der Rechten seinen linken Arm, und hält nach der Seite des Meeres hin mit der linken Hand einen Theil des Gewandes vor Ohr und Auge, um, wie es schien, weder vom Klange, noch vom Ansehen der Wogen, zur Rückkehr in dieselben verlockt zu werden.

Wer bist Du? spricht er zu Hause, die Gattin anstarrend. Denn der süße Gedanke, sie einst dem Untergange in den Wogen entrissen zu haben, fand seine Vernichtung in dieser Nacht. Was bedurfte die einer Rettung, die in den Wellen wie zu Hause war, und ihn selbst dießmal, ganz unläugbar dem Untergange entzogen hatte?

Wer bist Du? wiederholte er, als außer einem Liebesblicke keine Antwort erfolgt war.

Da drückte sie ihn an ihre wunderschöne Brust. Auch ohne Wort sagte ihr ganzes Thun und Wesen, klarer als alle Rede: Dein bin ich ja, mit all meiner Schönheit und Liebe und Güte frage nichts weiter!

Auch schien ihm das in diesem Momente zu genügen.

Aber das Nachdenken der folgenden Tage führte ihn immer wieder auf den Punkt seiner zurückgenommenen Frage hin.

Dazu kam, daß Apollonia, eine seiner Schwestern, in jener Nacht, erweckt durch sein Fortgehen mit Mirabellen, vom Fenster aus Zeugin der Scene im Wasser gewesen war und solches ihrer Dienerin vertraut hatte. Von dieser war der Umstand auf allerlei Umwegen bis zur Frau vom Hause gelangt, die, darüber höchst unruhig, ihren Sohn eines Tages holen ließ, und also zu ihm sagte:

Mein theurer Filippo, einziger männlicher Zweig eines alten, verehrten Namens. Vergönne der, welche Dich gebar, daß sie die Sorge in Deinem Busen ausschütte, die mehr noch Dein eigenes Wohl, als das meinige angeht.

Wie hätte der Sohn solche Rede der bekümmerten Mutter zurückweisen mögen?

Zuvörderst — so fuhr sie fort — sage mir doch, ob es wahr ist, daß vor Kurzem einmal in der Nacht Deine Gattin sich als eine vollendete Schwimmerin gezeigt, und Dich auf eine für die zarte Frau an Wunder gränzende Weise der Gewalt der Wogen entrissen hat? —

Das konnte Filippo nicht läugnen. Da erblaßte die erschrockene Mutter. Lieber Sohn — sagte sie — es thut mir weh, sehr weh, Deinen Frieden zu stören. Aber es geschieht einzig Dir zum Heil. Weißt Du, daß Du Leib und Seele zugleich wegen dieser Frau verlieren kannst? Nach dem letzten Vorfalle ist's gewiß, daß sie nur durch Trug Deine Bekanntschaft gewonnen hat, und sollte nicht auch ein Zauber nöthig gewesen seyn, um einen so kunstreichen und bewunderten Schwimmer, wie Du bist, in Todesnoth zu bringen? — O gewiß, mein Sohn — sprach sie, als er hier, des Wellengesanges schmerzlich gedenkend, tief erseufzte, gewiß ist alles nur geschehen, damit sie Dich durch diese Rettung desto fester umgarne und tiefer in's Verderben hinabziehe! — Geliebter Sohn, frage sie, wer sie sei und wie die Sache zusammenhänge, und giebt sie keine Antwort, so thue sie von Dir! —

Das Wort schnitt in das Mark seines Lebens ein.

Die Mutter ersah das und faßte seine Hand. Es gilt das Heil Deiner Seele! sprach sie, und die Thräne des geängstigten Mutterherzens fiel brennend auf die Wange, an die sie sichlehnte. Thue sie von Dir, liebstes Kind, wenn sie nicht reden will. Ist doch alles Trug an diesem Wesen, böser Dämonentrug!

Man hat sie ja singen hören, deutliche Worte, als sie sich allein glaubte. Welch eine höllische Bosheit, dem Gatten, den sie zu lieben heuchelt, durch freiwilliges Stummseyn das Herz zu zerreißen! Welch eine unglaubliche Bosheit, die Stummheit, trotz seiner zärtlichsten Bitten, Jahrelang behaupten zu können!

Francesko, der dazu kam, verwunderte sich nicht wenig über die große Bewegung, worin er Gattin und Sohn fand. Auch er trat, sobald er die Umstände vernahm, der mütterlichen Meinung bei. Dem nun erfolgenden, vereinten Sturme mußte des Sohnes Herz nachgeben. Er sagte zu, was man von ihm begehrte. —

Als er aber zu Mirabellen kam, da hielt die Schöne sein Kind, ihr Ebenbild, so lieblich in den Armen und reichte es ihm, daß er's küssen möchte und schlug das herrliche, blaue Auge so süß zum Himmel, daß jedes Wort ihres Mundes nur elender Ueberfluß gewesen wäre.

Dank, tausend Dank, Dir droben, der Du beide mir gegeben hast, diesen Gemahl und dieses Kind! so sprach ihr frommer Blick und Filippo drückte erst einen Kuß auf des Kindes Stirn, dann auf die Lippen der innig geliebten Gattin. Wer diese auch seyn, was er selbst auch zugesagt haben mochte, in diesem Momente war er Mirabellens Liebe und Güte viel zu gewiß, um in sie zu dringen mit einer Frage, deren Beantwortung nun so oft schon von ihrer flehenden Geberde abgelehnt worden war.

Die Verwandten ließen ihm indessen keine Ruhe. Dazu mußte Mirabella von ihnen eine sehr demüthigende Behandlung erfahren. Zu keinem Familientage wurde sie mehr gezogen. Niemand besuchte sie, alles kehrte sich von ihr ab, wie von einem bösen Geiste. —

Filippo litt unbeschreiblich. Einst an einem schönen Abende, als sie, ihr Kind auf dem Arme, den Garten besuchte, war er, von der Thüre aus, Zeuge, daß seine Mutter und die Schwestern ihren schüchternen zwar, doch freundlichen Gruß nicht einmal der kleinsten Erwiederung werth hielten, vielmehr den Garten auf der Stelle verließen. Da griff ihm eine solche Erniedrigung seiner Gattin gewaltiger als je an's Herz. Schon war er Willens, die Verwandten ernsthaft zur Rede zu stellen, als er der seinen Aeltern gegebenen Zusage noch zu rechter Zeit gedachte.

Jetzt oder nie! sagte er zu sich und ging hastigen Schrittes in den Garten.

Geliebtes Herz — so redete er die Gemahlin an — bemerktest Du wohl, wie unwürdig man mit Dir verfuhr?

Mirabella antwortete durch Achselzucken.

Und wessen Schuld dieß alles, Liebste, als die Deinige? Ein Wort, ein einziges Wort darüber wer Du bist, und die Scheidewand fällt, welche Dein Unerklärbares zwischen Dich und die Meinigen gezogen hat!

Da gab Mirabella durch Zeichen zu verstehen, wie kein Urtheil über sie Gewicht habe, als das seinige, wie gar nichts da sei für sie, in der ganzen Welt, als er und ihr Kind.

O mein theuerstes Leben — rief er nun aus — wenn ich denn, wie ich's glaube, einen wesentlichen Theil Deines Daseyns und Glückes ausmache, so nimm den Kummer von diesem Herzen, meine Gemahlin so tief erniedrigt zu sehen. Alles sagt mir von Deiner Güte und Liebe. Nur der Andern wegen, sprich es aus, wer Du bist! —

Hierauf fiel sie ihm zu Füßen, seine Kniee umfassend, zeigte dann auf ihr Kind und ihn und sich. Ihre übrige Geberdensprache sagte deutlich den Wunsch aus, daß er mit ihr, fern von dieser Gegend und dem Meere — gegen welches sie einen heftigen Widerwillen ausdrückte — in's Land tiefer hineinziehen sollte, wo sie, ungestört von fremdem Uebelwollen, ihrem schuldlosen Vereine allein leben dürften.

Ach, Mirabella war so ganz Liebe, daß er wohl abermals von seiner Bitte abstehen mußte.

Je düsterer ihn die gegebene Zusage machte, deren Erfüllung er sonach seinem Herzen nicht abdringen konnte, desto eifriger dachte er selbst darauf, sich aus Palermo hinweg, in einen abgelegenen Ort der segenreichen Insel zu begeben. Aber aus vielen Ursachen konnte es nicht ohne Vorwissen seines Vaters geschehen. Als er diesen nun davon unterrichtete, so brach Francesco in die größte Heftigkeit aus, auf dem Worte bestehend, welches sein Sohn ihm und der Mutter gegeben hatte.

Vergebens suchte Filippo ihm seine Ansicht von der Schönen beizubringen. Des Vaters Zorn drang alles überhörend auf die Erfüllung der Zusage.

Erst, als Filippo am folgenden Tage in einem Briefe umständlich auseinander gesetzt hatte, warum er auf die älterliche Lossprechung von dieser Zusage hoffen zu dürfen glaube, erst da schien Francesco geneigter zu einer Unterhandlung in dieser Angelegenheit. Nur ersuchte er seinen Sohn, daß er, möge er in Palermo bleiben oder hinwegziehen, nun endlich einmal sich dem Könige solle vorstellen lassen, da dieser nothwendige Akt nur allzulange verschoben worden sei.

Um dem Vater zu genügen, mußte Filippo sich dazu entschließen.

Aber der Alte war gar arglistig dabei zu Werke gegangen. Er hatte den König von der Lage der Ehe seines Sohnes, wie er, der Vater solche betrachtete, unterrichtet, und um Beistand des Landesfürsten gegen Filippo's Neigung gefleht. — Daher ließ der König den jungen Mann sehr hart an, und gebot ihm, seine Gattin zur Rede über sich selbst zu nöthigen, wenn er nicht wolle, daß ihr Geständniß auf schmachvolle Weise durch die peinliche Frage herausgebracht werde. Er fügte hinzu, daß es kindisch und der Ahnen der Montano ganz unwürdig sei, sich auf so plumpe Art von Hexen oder ähnlichen Personen am Narrenseile führen zu lassen, und daß er erst dann wieder zu seiner Gnade gelangen solle, wenn er die seinem Vater gegebene Zusage erfüllt haben werde.

Die harten, beleidigenden Worte des Königs, die dieser in Gegenwart einiger Großen ausstieß, setzten den Filippo um so mehr in Wuth, da in der That den Tadel, welcher ihm widerfuhr, ein Schein der Wahrheit unterstützte. Daher eilte er auch nach Hause, und in Staatskleidern, wie er war, den Degen an der Seite, in's Zimmer seiner Gemahlin.

Sprich endlich, Schlange, wer Du bist, rief er athemlos und schwang dazu den Degen über das Kind in der Wiege neben ihr.

Da bedeckte sie mit ihrer Brust das letztere und sagte zu dem Gemahl:

Theures Herz, ja, jetzt muß es seyn, zu Rettung des Kindes muß ich Dich brechen! Wisse, daß ich, in den Tiefen des Meeres geboren, auch hier auf der Erde nach den Gesetzen, die dort unten gelten, leben muß. Badend erblickte ich Dich und gewann Dich lieb. Schon als Du scheinbar mich rettetest, hätte ich die Rede an Dich richten können. Aber sobald es geschah, war auch

Dein Glück den Mächten in der Wassertiefe verfallen. Denn sie hassen den Wandel der Menschen, und mögen es nur ungern, daß die Unsrigen mit Euch Gemeinschaft halten. Darum, sobald wir einem von Euch unser Herz zuwenden, müssen wir auch die Pein der Stummheit über uns nehmen. Und wahrlich, es ist der Liebe schwerer, stumm zu seyn, als des Geliebten Stummseyn zu ertragen! Denn das Wort drängt ihr stets gewaltig zum Munde. Aber die Stärke meiner Liebe zu Dir hütete selbst des Wort.

Jetzt, Theurer, weißt Du alles! Meinen Ernst, Dein zu seyn für immer, verbürgt Dir meine Furcht vor der Heimath, dem Meere, dessen Anblick den in seinen Tiefen Gebornen stets unendliche Erquickung gewährt. — Noch mehr bürge Dir's die Gewalt, die ich meiner eigenen Natur anthat um Deinetwillen, als die Wellen Dich mit ihrem falschen Gesange hinablocken wollten. Filippo, wir müssen scheiden. Bedenke jetzt, welchen Schmerz es mir kosten mußte, Deinen Ungestüm mich sprechen zu hören, so oft zurückzuweisen, und daß ich mein Schweigen nur darum aufgab, weil das Leben meines Kindes bedroht war. Lebewohl, theurer Filippo! Sollte auch mein Anspruch auf Dich dahin seyn, so werde ich doch dem Sohne, den ich gebar, nimmer entsagen.

Und der Tieferschütterte warf sich, wie vorhin Mirabella, über die Wiege, vermeinend, daß wenn er sich so des geliebten Kindes versichere, er die Mutter zugleich am ehernen Bande halte. Von der Gewalt ihrer Worte erdrückt, deren Nachklang in seinem Gemüthe immer schauerlicher wurde, hatte er eine lange Weile so gelegen, als er sich erst wieder aufrichtete.

Aber Mirabella war nicht im Zimmer, nicht im Hause, nirgends war sie zu finden. Endlich kam noch die Nachricht, daß sie zum Erschrecken mehrerer Personen nach dem Meere gegangen sei und sich hineingestürzt habe.

Also doch ohne das Kind? rief Filippo. So wollte die zärtlichste der Mütter lieber das ihr Unentbehrliche hier zurücklassen, als länger Gemeinschaft halten mit einem Ungeheuer, einem fluchwürdigen Ungeheuer, wie ich bin? —

Der junge Mann wüthete schrecklich und stieß die härtesten Vorwürfe gegen sich, seine Familie, ja selbst gegen den König aus. Niemand wagte seiner Verzweiflung in den Weg zu treten.

So ging es den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht hindurch. Erst gegen Morgen verfiel er in einen unruhigen Schlaf, und als er spät erwachte, und seinem Schmerze an dem lieben Abbilde der Verschwundenen einen neuen Stachel geben wollte, da fand er die Wiege leer, welche dicht bei seinem Bette gestanden hatte.

Mein Kind! sprach er, den einzigen Schatz, der mir übrig bleibt, wo habt Ihr ihn?

Seine Aeltern standen erstarrt vor ihm. Die Mütter selbst hatte die ganze Nacht Wache gehalten bei Sohn und Kind. Da war — grade als Filippo eingeschlafen — Mirabella in einem leichten, weißen Nebelgewande zur Thüre herein und vor die Wiege getreten. Die Wächterin hatte ihr wehren wollen, nach dem Kleinen zu langen. Aber die Wächterin war auch Mutter, und so hatte Mirabellens Miene sie wie gelähmt, weil diese Miene schauerlicher als die stärksten Worte ausrief: Wer will der unglückseligen Mutter die Frucht vorenthalten, welche sie unter dem Herzen getragen?

Die Meerbewohnerin nahm das Kind auf den Arm und ging hinweg damit. Jetzt endlich ermannte sich die Matrone so weit, um nachzueilen und der bereits aufgestandenen Dienerschaft anzubefehlen, daß sie die Hinweggehende aufhalten möchten. Aber alle waren gar oft Zeugen gewesen von ihrer Mutterliebe; alle sahen sich durch die Macht der Natur selbst gezwungen, zur Anerkennung ihrer geheiligten Rechte auf das Kind.

Kein Mensch wagte auch nur den Arm nach ihr zu erheben, als sie — ein Bild des tiefsten, schrecklichsten Schmerzens — die Treppe hinab und aus dem Hause schlich.

Man hatte sie abermals den Weg nach dem Meere nehmen und dann die Wellen über ihr und dem Kinde zusammenschlagen sehen.

Als Filippo auf seine vorige heftige Frage diese Umstände erfuhr, verstummte er. Späterhin schien er ruhiger zu werden. Wenigstens dankte er allen, daß sie der Mutter seines Sohnes kein Hindernis in den Weg gelegt hatten. —

Von jetzt nahm er selbst eine Einsilbigkeit an, die an gänzliche Stummheit gränzte. Sein Vater drang sehr in ihn, sich der bösen Erinnerungen halber aus Palermo hinweg, und, wie er früher

gewollt hatte, an einen vom Meere entfernten Ort zu wenden. Vergebens; das Meer schien jetzt auch seine Heimath geworden. Besonders gern badete er in der Gegend, wo seine Gattin mit dem Kinde verschwunden war.

An demselben Abende, an dem er späterhin einmal vom Meere nicht wieder zurückkam, hatten viele Schiffer ein ungewöhnliches Leuchten auf dem Wasser in jener Gegend wahrgenommen. Manche schlossen hieraus auf Filippo's Wiederverein mit seinen Lieben, jenseits der Wogen und Stürme.

Der Mönch.

Auf **s Kaffeehause in Dresden wurde eines Abends an dem einen Tische ein interessanter Gegenstand abgehandelt. Es ging über die steinernen Wächter, der vor Kurzem an dem Brühlschen Garten erbaueten, ansehnlichen Treppe, die ägyptischen Löwen, her. Der Eine versicherte, daß sie ihm eher wie große Hunde denn Löwen vorkamen. Ein Anderer wollte zufrieden seyn, wenn sie nur wie natürliche Hunde aussähen, so aber wären es, weiß Gott im Himmel, ganz unnatürliche Bestien. Dagegen wußte ein Dritter, aus der Beschreibung von Bonaparte's Leibmamelucken, daß sich die Löwen in Aegypten just so und nicht anders trügen. Aber, mein Gott, sagte ein Vierter, welcher dazu eine sehr fremde Aussprache annahm, warum denn nicht lieber deutsche Löwen in einer so deutschen Zeit? —

Einige sahen den letzten billigend, andere ganz erstaunt, andere gar lachend an. Auch sprachen noch viele über die Sache mit. Nur diejenigen schienen schweigend ihren Rauchtobak zu verqualmen, die wohl etwas Besseres darüber hätten sagen können.

Obschon der mit anwesende Leihbibliothekar aus der Neustadt, Herr Schweppermann, nicht zu letztern zu rechnen war, so reihte er sich doch an die Schweigenden an, weil Löwen grade nicht zu seinem Fache gehörten. Ja, er begann bereits dann und wann die Augen zu schließen und mit dem Kopfe zu nicken, als das Gespräch durch einen eben erst Hinzutretenden, den Advokat Schreck, eine andere Wendung erhielt.

Apropos, meine Herren — sing Herr Schreck an — da Sie eben beim Brühlschen Garten sind, haben Sie noch nicht von dem Gespenste, dem Mönche, gehört, das in voriger Nacht dort gesehen worden ist?

Dieses Wort wirkte sogleich auf Herrn Schweppermann dergestalt, daß er die Augen weit, weit öffnete, und sein Ohr dem Erzähler zuneigte. Denn die Gespenster waren ganz eigentlich sein Fach, als Leihbibliothekar und als Mensch. Er hatte nämlich von Kindesbeinen an bei Nacht immer etwas zu sehen oder zu hören gehabt, und es gab vielleicht kein einziges Mitglied seiner

Familie, das sich ihm, nach oder kurz vor dem Tode, nicht gespenstisch gezeigt hätte. Zu Zeiten, wenn sich ein Todesfall ereignen sollte, war es, als wollt sein ganzes Hausgeräth zu Grunde gehen. Noch neulich erst hatte er geäußert, daß, weil ihm nun lange nichts Unheimliches begegnet sei, nächstens gewiß etwas Außerordentliches erfolgen müsse. Darauf könne er, zufolge seiner Erfahrung, nach einer so langen Pause, allezeit sicher rechnen. Uebrigens — fügte er hinzu — lasse ich mich das alles nicht weiter anfechten, mache, wenn ein Geist an mir vorübergeht, in Gottes Namen mein Kreuz und bin geborgen.

Auf Herrn Schrecks Frage aber versicherten mehrere, daß sie auch kein Wort von der Erscheinung in voriger Nacht gehört hätten.

Aber — fuhr er fort — Sie wissen doch von dem Mönche, der bereits vor Jahrhunderten auf hiesigen Wällen bisweilen umgegangen seyn soll?

Einige wollten so etwas einmal vernommen haben, Andre schüttelten den Kopf.

Ei — sagte nun Herr Schweppermann — von der Historie hat mir meine selige Großmutter schon erzählt. Nicht wahr, der Mönch erschien gewöhnlich vor unglücklichen Landesereignissen, trug den Kopf unterm Arme und dabei eine Laterne in der Hand.

Richtig! sprach Herr Schreck. Neuerlich hat man zwar daran zweifeln wollen, aber — —

Aber — unterbrach ihn einer — Sie wären wohl im Stande, solchen Unsinn für wahr zu halten?

Herr Schweppermann warf einen sehr verdrießlichen Blick auf den Zweifler und der Advokat fuhr ruhig fort: Ich kann die Wahrheit der Sache dahingestellt seyn lassen. Doch habe ich, in der Voraussetzung, daß man die Sage von voriger Nacht wissen werde, die Historie dieses Mönchs, wie ich sie vor Jahren einmal in einem alten Manuscript fand, abgeschrieben mitgebracht, um sie zum Besten zu geben, da sie glücklicher Weise nicht allzulang ist.

Ei, sprach hier Herr Schweppermann. der in der Gespensterliteratur wohl Bewanderte, damit Haben Sie unsern Dank gar sehr verdient. So viel auch darüber gesprochen und

hin und wieder geschrieben worden, so giebt es doch noch gar nichts Befriedigendes über diese Erscheinung. Wollten Sie mir die Schrift wohl ein wenig erlauben?

Mit Vergnügen! antwortete der Advokat. Doch mehrere der Uebrigen machte ihre gleichen Ansprüche darauf geltend, daher Herr Schreck sich bewogen sah, die Sage vorzulesen. Sie lautete folgendergestalt:

In dieser letzten Zeit begab es sich, daß der Landsknecht, welcher an der Bastei beim Wilsdruffer Thore allhie Wache halten sollte, in der Mitternachtstunde, wie man kam ihn abzulösen, auf dem Erdboden, gleichsam als sei er plötzlich verstorben, ausgestreckt und steif liegend befunden wurde; so daß man denselben auf einer Trage zurück nach der Wacht bringen mußte. Hier aber gab er alsbald einige Zeichen des Lebens von sich; worauf er, durch Anwendung allerlei zweckdienlicher Mittel, endlich die Augen wieder aufthat. Gott Lob! — rief da der Knecht aus — daß ich wieder unter Menschen bin; denn es war doch gar zu grauenhaft, was mir eben begegnet ist. — Nun drang man in ihn, sein Begegniß kund zu thun, und er sagte:

Ihr wisset insgesamt, liebe Gesellen, wie ich mich im Kriege herumgeschlagen und deß noch Zeugniß trage, in dem Kreuzhiebe hier auf der Stirne. Als ich aber vorhin auf meinem Posten stand, da gewahrte ich plötzlich einen wunderlichen Lichtschein, welcher, wo der Wall in die Krümme geht, herüberkam und immer näher an mich heran. Da entdeckte ich, daß der Schein von einer Laterne ausging. Als ich nun: wer da? rufe und es nicht antwortet, da trete ich dem Lichtlein näher und stehe einer der Brüder Baarfüßer steht vor mir, etwas unter dem Arme fragend. Und weil keine Antwort erfolgt war auf mein Anrufen, so rufe ich nochmals, und zwar ungeduldiger, Denn was hat, meine ich, um diese Zeit ein Ordensbruder auf dem Walle zu schaffen? Da antwortete er denn. — Aber sein: gut Freund! klang so leise und hohl und schauerlich, daß es mir zitterte durch Mark und Bein. Bald darauf entdeckte ich gar, wie das Ding, das nunmehr dicht vor mir steht, sein Haupt nicht auf den Schultern, sondern unterm Arme trägt.

Was aber seitdem sich mit mir begeben, ist mir unbekannt. —

Solcher Mähr erstauneten seine Gesellen und harreten sehr auf die Rückkehr des Knechtes, welcher den Wiederbelebten abzulösen gegangen war. Der zweite aber hatte nichts gesehen, so wenig wie alle darauf folgenden Landsknechte, welche insgesamt gar schweren Herzens nach der Bastei gegangen waren. Denn keiner zweifelte, daß dem ersten wirklich die Erscheinung begegnet sei, weil sie nicht glauben mochten, daß eitel Furcht ihn geneckt habe, maßen er für einen ganz unerschrockenen Degen allgemein geachtet wurde.

Es kam auch am folgenden Tage die meisten vor der Wacht in der Mitternachtsstunde an jener Bastei ein Grausen an. Da trat einer aus ihnen, der solches merkte, hervor und sprach: Obwohlen auch ich nicht gelernet mit Feinden umzuspringen, so nicht Fleisch und Bein haben, so denke ich doch den Dienst um Mitternacht an dem bewußten Orte zu versehen, wenn mir anvertrauet werden wollte. Keinesweges aus Fürwitz; denn der sei ferne von mir!

Da war man froh, daß sich einer freiwillig fand für den bedenklichen Posten, und schickte ihn, als die Stunde kam, zu jener Bastei auf die Wacht. —

Der Landsknecht hatte vollauf Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen, und rief, als er schon da stand, seine Gedanken noch einmal daran zurück. Was kann mir, dachte er, Unrechtes begegnen, da ich nichts Unrechtes gethan, noch im Sinne habe, vielmehr lediglich meiner Pflicht nachlebe. Das stärkte ihn denn gewaltiglich.

Gleichwohl ward ihm auch wieder gar bang und unheimlich, wenn ein Knistern oder Rascheln sich vernehmen ließ, oder er sich einbildete, nunmehr wirklich einen hellen Schein oder gar das Lichtlein schon selber um die Krümmung des Walles herumkommen zu sehen. Ein eiskalter Schauer aber durchzog plötzlich seinen ganzen Leib, als jetzt, nicht langsam heran, wie bei dem vogestrigem Tage, sondern ganz plötzlich der Baarfüßer, der keinen Kopf hatte, mit seiner Laterne so dicht neben ihm aus dem Erdboden heraufstieg, daß er den Saum seines Waffenrocks berührt glaubte von dem Geiste.

Da prallte er heftig zurück, und entsetzte sich vollends beim Anblicke des Hauptes, welches der Mönch unterm Arme trug. Denn es war, wie eben erst vom Scharfrichter abgeschlagen,

und es schien noch Blut daraus zu fließen auf den der es trug. Auch entsann sich der Knecht, daß die Gesichtszüge daran einem jungen Manne gehörten, der, wie er der Landsknecht vor etwa einem halben Jahre, als gar schöner Vollmond leuchtete, ebenfalls um Mitternacht bei einer Bastei des Walles, die nach der Elbe hinaus geht, Wache halten mußte, dort aus einer Sänfte stieg. O — so hatte damals der junge Mann die Hände ringend immer ausgerufen, wie bin ich so elend und doch so unschuldig. Ja, ja, ich bin es, ich sterbe unschuldig! —

Deß war jedoch nicht geachtet, sondern der Jüngling nach dem Innern der Bastei, dem heimlichen Gerichte, die Jungfrau genannt, hinabgeführt worden, und bald darauf hatte der Landsknecht außen die Schwerter der Jungfrau unten im Gericht zusammen klirren hören; sodann mehrere schwarze Männer heraus kommen, und nachdem der Eingang verschlossen worden, hinweggehen sehen. Aber der junge Mensch kam nicht zurück mit ihnen!

Schon da graute es dem Landsknechte sehr vor den schwarzen Männern und ihrer heimlichen That. Jetzt aber, als er den Kopf des damals Vermißten so frisch und wie lebend unterm Arme des Gespenstes gewahrte, so wäre er fast seiner Sinne unmächtig geworden. Doch raffte er seine Kraft noch zu rechter Zeit zusammen, bedachte, was sein Hierseyn auf sich hatte, und rief dann unter dem Zeichen des Kreuzes aus: Alle guten Geister loben Gott den Herrn!

Ich auch! antwortete dumpf und schrecklich der Rumpf des Mönches und das Haupt unter seinem Arme regte sich und schlug einen Blick zum Himmel hinauf. —

Wer bist Du, fragte nunmehr der Knecht, und was begehrest Du mein?

Da antwortete der Mönch: Ich bin ein Anzeiger des Unglückes, welches sich binnen dreien Tagen im Lande begeben wird. Du magst das widersagen jedermann. Dach habe ich noch eins auf dem Herzens wovon keiner wissen soll, als der gelahrte und fromme Frater Ambrosius, der Baarfüßer im hiesigen Kloster. Willst Du mir hiervon Schweigen geloben gegen jedermann außer ihm?

Das gelobte der Knecht und der Geist begann folgendermaßen:

Der Geschlechtsname, den ich führe, gehöre leider! nicht mir allein, drum soll die künftige Zeit, der meine schwere Schuld und Strafe zur Buße dienen kann, solchen nicht mit erfahren. In der heiligen Taufe wurde ich Berthold genannt. — Ach, schon gar frühzeitig begann ich meinen sündlichen Trieben ingeheim nachzugehen und mit Weibsbildern ein ärgerliches Leben zu führen. Eismals, auf dem Wege nach der Kirche zu unserer lieben Frauen, ersah ich eine Weibsgestalt im ersten Glanze der Jugend. Mit Hülfe eines ächten, adelichen Herkommens, und der guten Glücksumstände meiner Aeltern, wußte ich mir Eingang in das Haus von Kunigundens Vater zu verschaffen, welcher eine der obersten Stellen im Lande bekleidete. Der Mann war mir hold über Verdienst. Aber das Fräulein weigerte sich, mir die Hand zu geben, um welche ich bei ihm angehalten hatte, maßen sie in ihrem Herzen das Bild eines Andern trug, den der Vater, weil er an Herkommen und Glücksgütern mir nachstaud, ihr nun nicht mehr zum Gemahl geben wollte.

Nachdem ich nun sahe, daß all mein Fleiß, Kunigunden von dem Andern abzuwenden, fruchtlos war, und die Leidenschaft in mir immer größer und größer wurde, da gerieth ich auf den ruchlosen Gedanken, den von ihr Begünstigten aus dem Wege zu räumen. Ein Zufall bot mir hierzu die Hand. Als ich eben wieder, Kunigundens halber, mit der Zofe, die ich durch Geld gewonnen, Unterhandlung pflog, diese aber zu allem den Kopf schüttete, da ersah ich — denn wir standen in ihres Herrn Arbeitszimmer, in dessen Reinigung sie eben begriffen war — auf dem Schreibetische ein Blättlein mit einem Aufsätze in lateinischer Sprache. Der Inhalt machte mich aufmerksam. Ich las weiter, und es war von einem Geheimnisse die Rede, so wichtig, daß es unfehlbar jedem, der darum wußte, das Leben kosten konnte.

Als nun die Zofe das Blättlein gewahrte in meiner Hand, da sagte sie zu mir: Lieber Herr, wollet doch um meines guten Rufes willen alles hier auf dem Tische unangetastet lassen, indem mein gnädiger Graf unter Bedrohung, mich sofort aus dem Dienste zu jagen, mir verboten hat, etwas zu verändern auf diesem Tische oder gar in die Hand zu nehmen. Auch soll mir ein Gleiches widerfahren, wenn ich irgend jemand über diese

Schwelle lasse. Denn so wohl er Euch auch sonst will, dieses Zimmer würde er doch selbst für Euch verschlossen halten.

Darauf nun legte ich zwar das Blättlein wieder an seinen Ort, entfernte mich auch sogleich aus dem Hause, doch nur um einige Stunden später, wo der Hausherr zugegen war, zurückzukehren. Mit wenigen Worten deutete ich da ihm an, daß ein gewisser junger Mann — hier nannte ich Kunigundens Buhlen — in überaus strafbaren Verbindungen stehe. Ich ließ Worte fallen von seinen angeblichen Aeußerungen, welche einzig aus jenem Blättlein geschöpft wann. Da erbleichte Kunigundens Vater, dankte mir für den wichtigen Dienst, so ich dem Staate geleistet, und ging dann, wie er sagte, um Maßregeln zu nehmen, den Verrath zu hindern. —

Erst in der folgenden Nacht kam ich zum Besinnen wegen meiner gräulichen Handlung. Nach einem höchst unruhigen Schlafe erwachte ich auf einmal wie durch Schwertgeklirr. Ich zitterte am ganzen Leibe, als es geschah. Sogleich dachte ich an den jungen Mann, und es war, als ob seine Todesangst auf meinen Körper hernieder träufte und mir eiskalt bis tief in die Seele gehe.

Mit dem frühesten Morgen erkundigte ich mich nach ihm und er war verschwunden, kein Mensch wußte wohin.

Leider! rief hier der Landsknecht aus, leider habe ich's gesehen, wo er verschwand; gesehen und gehört. Das Schwertgeklirre war auch dabei!

Nachdem er dem Geiste nähern Aufschluß hierüber gegeben, fuhr dieser seufzend also fort:

Aber der ungeheuere Frevel brachte meiner Leidenschaft auch kein Gedeihen! War mir bei Lesung jenes Blättleins vielleicht etwas entschlüpft, oder schöpfte die Zofe sonst Verdacht, genug, als niemand wußte wohin der junge Mann gekommen, und sich auch späterhin keine Spur wiederfand von ihm, da trieb ihr Gewissen sie, einen Verdacht über mich gegen ihren Herrn zu äußern und zu entdecken, daß ich in seinem Schreibezimmer gewesen und hier einen Zettel vom Tische in der Hand gehabt. Mein Diener, in vertraulichem Umgange mit der Zofe stehend, kam eines Abends eiligst nach Hause und sagte mir das, hinzufügend: Eilet Herr, daß Ihr fortkommt in die Fremde

hinaus. Denn ich weiß gewiß, daß Euere Freiheit, ja wohl Euer Leben gefährdet ist im Laufe dieser Nacht.

Da zog ich noch an demselben Abende fort aus Dresden und verließ das Sachsenland und kam gen Böhmeim, wo ich mich in der Hauptstadt Prag eine Weile unter fremdem Namen aufhielt.

Aber der arge Geist der Hölle hatte mich nun einmal ergriffen und trachtete, mich immer tiefer in sein Verderben zu ziehen. Tag und Nacht spiegelte er mir für, von wie großer Schöne Kunigunde sei, und daß alles Glück so lange mir fehlen werde, als ich ihres Besitzes mich nicht erfreuen könne. Da faßte ich denn thörichter Weise den Vorsatz, wieder nach Dresden zu ziehen, und diejenige mit Gewalt zu nehmen, welche sonst schwerlich je die meinige werden konnte.

Eines Morgens begab ich mich unter der Larve eines vom Baarfüßerorden zu Fuße zurück, kam auch am dritten Abende in der genannten Stadt an. Meine hiesigen Kundschafter hatten mir berichtet, daß die Zeit günstig seyn werde meinem unseligen Beginnen, indem Kunigundens Vater grade abwesend. Von einem falschen Barte und schwarz abgefärbten Augbraunen zur Gnüge entstellt, wagte ich im Finstern, eine kleine Laterne in der Hand, in sein Haus zu gehen, und Namens der Brüderschaft um eine milde Gabe zu bitten. Zuvor hatte ich meine Vertrauten angestellt, die Dienstleute auf irgend eine Weise zu entfernen, und eine hierzu besonders eingerichtete Sänfte, die zu verschließen war, für das Fräulein im Hause bereit zu halten. Nur allzubald aber entdeckte ich die Untreue meiner Leute. Denn als ich eben im Begriff war, mich Kunigundens mit Gewalt zu bemächtigen, siehe, da trat ihr Vater ins Zimmer, eine Donnerbüchse in der Hand, und meine Dienstleute geleiteten ihn und hatten sich meiner bemächtigt, ehe an Flucht oder Wehr zu denken war.

Nun ich sah, daß Rettung unmöglich sei, so gestand ich alles beim ersten Befragen; wodurch ich wenigstens so viel Begünstigung erlangte, daß man meine Verwandten nicht durch meine öffentliche Hinrichtung der Schande aussetzte. — Noch in derselben Nacht zerschnitten die nämlichen Messer der Jungfrau, unter welche ich vor Kurzem den Unschuldigen geliefert, mein elendes Leben. Ach, ich wäre allzu glücklich gewesen, hätten sie mich bloß von dieser lastenden Bürde

befreit. Aber nein, sie lieferten mich nun dem unsichtbaren Richter aus.

Kaum war mein Leben dahin, so wurde ich von ihm verurtheilt, schrecklich verurtheilt. Theils in dem leeren Raume zwischen Himmel und Erde schwebend, theils in flammende Tiefen der Unterwelt eingeschlossen, muß ich des durch mich Gemordeten Haupt immer bei mir tragen, und wegen des großen Unheils, so ich verübt, mich von Zeit zu Zeit auf die Erde zurückbegeben, um ein Bote des Unheils hier zu seyn, von jedwedem vermieden und verabscheuet. Denn der Zorn des Himmels folgt dem Verbrechen überall! —Auch Kunigundens Vater bleibt nicht ungestraft, daß er, nach eiteln Dingen trachtend, der Tochter den rechtlichen Buhlen, den sie liebte, und der sie beglückt hätte, eigensinnig verweigerte. Denn wie Du mich hier siehest, muß ich allezeit in Kunigundens Geburtsnacht und der Sterbenacht ihres Buhlen vor des Vaters Bette treten. —

Der Landsknecht tieferschüttert von dem, was er vernommen, fragte:

Und für immer, Du beklagenswerther Geist, bist Du verdammt zu so unseligem Treiben?

Nicht für immer; der Herr sei gelobt! so hieß die Antwort. Einst soll auch mein Stündlein der Gnade erscheinen. Aber dieses Einst, wer weiß, ob nicht lange, Ewigkeiten lange Jahrhunderte zwischen heute und meiner Erlösung liegen. Zu Abbüßung der begangenen Frevelthaten liegt mir unter andern auch ob, diejenigen Aeltern zu bessern, welche, verstockten Herzens, ihren Kindern statt solcher ehelichen Bündnisse, in denen sie ein gottseliges Leben führen würden, andere aufdringen wollen, die ihnen ein Gräuel und dem Bösen ein Wohlgefallen sind. Leider jedoch ist mir nicht vergönnet, ihnen wörtliche Warnung zu geben. Nur mit aufgehobener Hand bedrohen darf ich sie. Verstehen sie dieses nicht, so ist der Gang mir sowohl als ihnen verloren!

Hier — so schaltete der Vorleser ein — hier fehlt leider! eine ziemliche Stelle in dem alten von Moder gebräunten Manuscripte, welche weggebrochen war. Aus einigen stehengebliebenen Worten zu schließen, enthielt sie etwas Näheres über die Bedingungen, unter denen der Geist von Zeit zu Zeit erscheinen konnte und endlich Erlösung zu hoffen hatte.

Der Aufsatz ist, besage des Schlusses, wörtlich getreu nach der Erzählung des Landsknechts, welcher darin ein für seinen geringen Stand ungemein redper [*beredsamer*] Mensch genannt wird, vom Bruder Ambrosius, Bertholds nahem Verwandten, abgefaßt und unterschrieben, auch auf weitere durch ihn eingezogene Erkundigung mit der geschichtlichen Einleitung, wie ich solche vorgelesen habe, ergänzt worden. —

Vor einiger Zeit gelangte sie, schon so defekt, wie ich sie gefunden, durch Erbschaft in die Hände eines meiner Bekannten, dessen Großvater — welcher viel auf sie gehalten — in einem Nebenblatte mehrere Notizen über das spätere Erscheinen des Geistes hinzugefügt hat. Diesen Notizen nach soll er neuerlich in einen bessern Zustand gerathen und seine Wohnung nicht mehr in der Luft, auch nicht in flammender Erde, sondern in derjenigen Bastei des Walles haben, welche vorhin zum heimlichen Gerichte gedient, dann aber in einen Pavillon verwandelt worden ist. So lange letzterer gestanden hat, soll der sogenannte Mönch, als gestört in seiner Ruhe, oft in der Nähe gesehen, auch in gewissen Nächten des Jahres ein herzscheidendes Aechzen und jenes furchtbare Schwertergeklirr daselbst gehört worden seyn.

Noch gar manchem habe er da seinen Besuch im Schlafgemache abgestattet, doch niemals jemand einiges Leid außerdem zugefügt. — Späterhin, als nur noch die Ruinen jenes Pavillons übrig waren, will man von der Erscheinung nichts mehr gehört haben. Wenn es aber gegründet ist, daß in voriger Nacht wirklich der Enthauptete abermals gesehen worden — was ich keinesweges verbürgen möchte! — so würden gewiß manche dem neuen, aus seinen Trümmern wieder erstandenen Gebäude, die Veranlassung dazu beimessen wollen. Uebrigens — so schloß der Vorleser — enthalte ich mich alles eigenen Urtheiles über die Sache. —

Desto reicher entfalteteten sich die Urtheile der Andern. Hauptsächlich gerieth das Urtheilen wieder in die Hände der Kritiker der ägyptischen Löwen. Einige sprachen in zahllosen Worten die dürftige Behauptung aus, daß alles erlogen sei. Albernheiten! riefen Andere. Noch Andere suchten durch eine höchst piffige Miene an den Tag zu legen, welche Mühe es ihnen koste, ihr Lachen zurückzuhalten. Einer endlich — der

nämliche, welcher der großen Treppe so gern deutsche Löwen gegönnet hätte — wollte doch einigen Anschein der Wahrheit in jener Sage finden. Denn — sagte er — die ächten Deutschen der Vorzeit haben bekanntlich zuweilen Erscheinungen von Geistern gehabt, so daß der Glaube daran, so zu sagen, dem deutschen Blut und Leben recht eingewachsen ist. —

Kurz alles nahm denselben Gang wie vorhin bei den Löwen, diejenigen schwiegen allein, welche vielleicht über den Gegenstand hätten sprechen können.

Auch dießmal schloß Herr Schweppermann sich an sie an. Aber nicht in so passiver, lebloser Art, wie vorhin. Vielmehr ließ er auf die Zweifler an der Gespensterwelt so unwillige Blicke fallen, daß er zuverlässig im Donnertone mit ihnen gesprochen, wären nicht ein Paar treffliche Kunden seiner Leihanstalt darunter gewesen, die er dadurch vielleicht vor den Kopf hätte stoßen können.

Endlich stand er auf und zog den Vorleser auf die Seite. Aus dem Achselzucken des Letztern war so viel zu schließen, daß er mit manchem Aufschlusse, welchen Herr Schweppermann gerne noch gehabt hätte, diesem nicht zu dienen wußte. —

Da die Herren Schreck und Schweppermann dicht nebeneinander auf der Hauptstraße in Neustadt wohnen, und es schon spät war, so verließen sie jetzt zusammen das **sche Kaffeehaus.

Offenbar war Herrn Schweppermann der Mönch auf die Sprachorgane gefallen. Wenigstens schienen die vielen Hm, die er kopfschüttelnd auf der Straße ausstieß, eine Menge in der Geburt erstickter Bemerkungen kund zu geben. Endlich, in der Gegend des Taschenberges, wendete er sein Gesicht rasch nach der Straße, welche dahin führt, weil dort der Bruder Ambrosius vormals seine Zelle hatte. Dann sagte er: Es ist doch was ganz Wunderliches um die Geisterwelt! Das aber hätte ich nimmermehr gemeint, daß jener Mönch noch immer auf Erden herumwandeln sollte!

Ich, warlich, eben so wenig! antwortete der Advokat. Er soll neuerlich von Neustadt herüberkommen und dann seinen Weg über die große Treppe nach der Brühlschen Terrasse hinaufnehmen. — Uebrigens, Herr Schweppermann, weiß man ja, was die Menschen bisweilen sehen; was eine gereichte

Einbildungskraft dabei thun kann! Ein Mann wie Sie, der in seiner Leihbibliothek gewissermaßen die sämtlichen Geheimnisse der wirklichen sowohl als der Titular Geisterwelt beisammen hat, der kann ein Wort davon erzählen, was im Sehen solcher Dinge oft für Mißgriffe geschehen.

Während dieser Rede waren sie durch das Schloßthor gekommen. Da überfiel Herrn Schreck mit einem Male ein solches Husten, daß sein Gefährte in Furcht war, es möchte ihn ersticken. Was dann anfangen mit der Leiche, da sich keine Seele mehr sehen ließ auf der Straße als die Schildwache im Innern des Thores, die von ihrem Posten nicht weg durfte? Solche Vorstellungen machte sich nämlich Herr Schweppermann, der überhaupt furchtsamer Natur ist, und immer alle Dinge sogleich von der schwärzesten Seite betrachtet.

Hier hätte er dergleichen Sorgen gar nicht nöthig gehabt. Denn der Husten hörte auf einmal wieder völlig auf, wie er auf einmal gekommen war, und sie gingen ruhig weiter.

Auf Herrn Schweppermanns Seite jedoch dauerte die Ruhe gar nicht lange. Herr Schreck! sprach er jetzt auf einmal ganz leise, lieber Herr Advokat Schreck! Dazu hielt er seinen Begleiter am Aermel fest.

Nun? fragte der, ganz verwundert.

Mein Gott, sehen Sie denn nicht? Da steht es ja!

Was soll ich sehen?

Sehen Sie denn nicht, wie es uns anschauet?

Phantasieen! rief der Advokat, kommen Sie kommen Sie! Am Ende wollen Sie mich wohl selber mit dem Mönche zu fürchten machen?

St! Ich bitte Sie doch um Gotteswillen, Herr Advokat!

So kommen Sie doch! sprach Herr Schreck, im Tone des Unwillens.

Tieferseufzend sagte nun der Leihbibliothekar: Endlich! Endlich, Gottlob, geht es, und wirklich nach der Treppe.

Herr Schweppermann — so sagte nunmehr er Advokat, stehen bleibend — ehe ich einen Schritt weiter gehe mit Ihnen, erklären Sie sich, ob Sie mich zum Besten haben wollen?

Aber, bester, englischer Freund — versetzte der Andere — Sie können Sich ja mit eigenem Auge überzeugen! dort steigt, er eben die Treppe mit seiner Laterne hinauf!

Der Advokat versicherte dagegen, nicht einmal die Laterne zu sehen, und fuhr auf dem Wege über die Brücke fort, Herrn Schweppermann, der den ganzen Mönch, just wie er beschrieben worden, gesehen haben wollte, umsonst zu überreden, daß er nichts als ein Bild seiner eigenen, gereizten Phantasie vor sich gehabt habe.

Sie hatten endlich ihre Wohnungen erreicht. Da fragte der Advokat, ob noch so spät für ihn in der Leihbibliothek ein Buch zu haben sei.

Zehn für eines! war die Antwort, und beide stiegen mit einander die Treppe hinauf. —

Oben in der Leihbibliothek aber gab es eben ein lebendiges Gemälde, wie nach Gerhard Dow, nur von verbessernder Schneiderhand in unsere Tage versetzt. An dem einen Ende eines schmalen Tisches saß nämlich ein junger Mensch, nicht sonderlich von Aeußerm, aber voller Aehnlichkeit mit Herrn Schweppermann. Eingeschlafen ruhte er mit dem Kopfe auf dem Schuwerke einer altväterischen Stuhllehne, und schien eben die Härte des Zieraths im Traume bitter zu empfinden. Am entgegengesetzten Ende des Tisches schlief, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, eine für ihre vierzig Jahre ziemlich wohl erhaltene Frau. Als sei ihr eben ein artiges Kunststück gelungen, so schlau und fröhlich sah ihr angenehmes Gesicht aus, welches mit ihrem *vis à vis* den vollkommensten Kontrast bildete.

Der Tisch selbst stand so dicht an der Fensterseite, daß dahinter kaum noch jemand zu sitzen vermochte, und wer ja etwa dahinter saß, gewiß auf keine Weise heraus konnte, ohne einen der beiden lebendigen Riegel aufzuwecken, welche der Schlaf mehr als gewöhnlich in die Breite getrieben hatte.

Und in der That saß jemand hinter dem Tische, die Person nämlich, welche Herrn Schweppermanns Leihbibliothek seit anderthalb Jahren so gewaltig in Aufnahme brachte; das blonde Frizchen mit dem Wuchse einer Hebe, aus deren blauem Auge jedem, der sie ansah, ein köstlicher Nektar in's Herz rieselte, wenn er nicht etwa ein fühlloser Schneemann war. Und Frizchen gegenüber an der andern Seite des Tisches saß der junge Maler

Heide, ein recht feines, annehmliches Persönchen, ohnstreitig der beste Kunde der Schweppermanschen Bibliothek. Alle Abende holte er neue Schriften.

Und sonderbar, Anfangs, ehe man ihn kannte, war er so wählig, daß er über ein Paar Bücher eine ganze Seigerstunde suchen konnte. Seit er's aber zu dem Rechte gebracht hatte, Frizchens Mutter — denn das war die Vierzigerin — und dem jungen Herrn Schweppermann — das war der Mutter *vis à vis* — die Zeitungen Abends vorzulesen, seitdem nahm er die Bücher wie sie ihm unter die Hände geriethen, blieb aber dennoch allemal viel länger als eine Stunde da, weil er doch die Früchte seines Zeitungslesens genießen mußte.

So eben waren diese wieder reif geworden, oder was eben so viel sagen will, seine beiden Zuhörer waren soeben eingeschlafen. Kaum ward er dieß inne, so ließ er auch Zeitungen Zeitungen seyn und sprach mit Frizchen über den Tisch hinüber sehr ämsig. Endlich bog sich der Maler immer weiter über den Tisch hinüber, und aus Höflichkeit bog sich Frizchen zu ihm herüber, bis sie grade über der Mitte des Tisches mit dem Munde zusammen trafen.

Kein Wunder, wenn sie unter solchen Umständen die Herren Schweppermann und Schreck gar nicht hatten hereintreten hören, welche eben dieses lebendige Gemälde betrachteten.

Nun? rief der Hauswirth. Da merkten sie endlich, daß noch außer ihnen Wachende im Zimmer waren, und Herr Heide stand auf und sprach: Bloß um die Eingeschlafenen nicht zu stören, wollte ich der Mamsell etwas in's Ohr sagen.

Ei — versetzte hierauf der Leihbibliothekar — ein Maler sollte doch wohl besser wissen, was ein Ohr ist und was ein Mund. — Marsch Mamsell! —

Inzwischen waren die Schlafenden erwacht und Frizchen schlich sich verschämt hinter dem Rücken ihrer Mutter in's Kämmerchen hinaus.

Allen Respekt, mein Herr Heide — sprach nun der Leihbibliothekar — vor Ihnen, als Lesekunde. Nach dem jetzigen Vorfalle aber darf ich Sie wohl bitten, künftig ihre Bücher lieber hübsch am Tage zu holen, wenn ich zu Hause bin. —

Herr Heide hatte für diesen Augenblick nichts zu thun, als seinen Abtritt zu nehmen.

Während hierauf Herr Schweppermann, seinen Sohn im Vorbeigehen eine ewige Schlafmütze scheltend, nach den Büchern für den Advokaten suchte, zischelte letzterer der Frau Trick, Frizchens Mutter, etwas zu, worüber sie ihm ihren vollen Beifall bezeugte. —

Als sodann Herr Schweppermann dem Leser hinausleuchtete, sagte dieser noch an der Treppe: Versprechen Sie mir, ja niemand eine Silbe von Ihrer Vision auf dem Schloßplatze zu erzählen. Denn wahr oder unwahr, ich meines Orts müßte läugnen, daß mir auch nur das Geringste vorgekommen, und Sie könnten dann leicht in den Verdacht gerathen, gewisse — überspannte Ideen zu hegen, wodurch nach und nach vielleicht, wenn es bekannt würde, Ihre jetzt so schön angebrachte Leihbibliothek wieder herunterkommen dürfte.

So böse Herr Schweppermann auch über denn Sinn war, welchen der Advokat mit der Benennung: *überspannte Ideen* zu vermänteln suchte, so gelobte er doch ein völliges Verschweigen der Sache. Sein Gewissen sagte ihm überdieß, daß er in die Kategorie derjenigen gehöre, denen das Gespenst, der Sage nach, seinen Besuch zu machen pflegte. Denn, wie oft auch Frizchens Mutter ihm darthat, daß die Temperamente ihrer Tochter und seines Sohnes gar nicht zusammen paßten, so beharrte er doch auf seiner Lieblingsidee ein Pärchen aus diesen Leuten zu machen.

Er sah nämlich Frizchens wohlthätigen Einfluß auf den schwunghaften Betrieb seines Gewerbes recht gut ein, und da er letzteres seinem Sohne künftig allein zu überlassen dachte, so wollte er ihm in Frizchen ein werbendes Kapital mit zutheilen, wegen dessen Sicherheit der junge Schweppermann um so weniger gefährdet war, weil des Mädchens Sitte nicht einmal ihre streitigen Punkte hatte. Denn was vorhin über den Tisch hinüber von ihr geschah, das gewinnt ein ganz anderes Ansehen, wenn man erfährt, daß Frau Trick bereits wußte, der junge Maler Heide sei durchaus kein Heide in der That, ja er wolle an Frizchen noch weniger zum Heiden werden, vielmehr — lieber heute als morgen — das christliche Werk der heiligen Ehe mit ihr beginnen. Doch konnte Frau Trick, als Herrn Schweppermanns

arme Verwandte, bei den Absichten, welche er mit ihrer Tochter hatte, ihren und des Mädchens heißesten Wunsch bis dahin nicht durchsetzen, oder auch nur in etwas vorwärts bringen. —

Herr Schweppermann würde übrigens diesen Abend seine rauhe Seite noch ganz anders herausgekehrt haben, wäre nicht sein Andenken an die Erscheinung Frizchens Schutz gewesen. In der That war er auch während der bangen, kummervollen Nacht nicht ganz einig mit sich, ob er Frizchen, sein Mündel, wirklich dem Maler Heide zur ehelichen Hausfrau überlassen solle oder nicht. Sein Sohn konnte ja, selbst beim gänzlichen Untergange der Lesebibliothek, von dem hübschen Vermögen leben, das ihm nach des Vaters Tode zurückblieb, und bedurfte daher der Nothhülfe gar nicht, welche ihm sein Vater mit einer hübschen Frau zu verschaffen dachte. —

Allein mit dem Anbruche des Morgens traten die Aussichten für des Malers Wünsche auf einmal wieder in einen höchst düstern Nebel zurück. Herr Schweppermann fragte sich nun in ganzem Ernste, ob er auch recht gesehen und nicht vielmehr die Erscheinung auf dem Schloßplatze wirklich ein Fehler seiner Phantasie gewesen seyn möge. Daher rief er denn auch bald nach dem Aufstehen Frizchen zu sich, las ihr den Text wegen des Abends, hielt dann der Mutter gleichfalls die Sache vor und sprach, daß, möge Frizchen nun seinen Sohn heirathen oder nicht, so viel gewiß sei, daß er niemals seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Heide geben werde. Denn man möge sagen was man wolle, die Malerei sei doch immer eine brodlose Kunst.

Der arme Heide ahndete es, was vorgegangen war, daher wollte ihm kein einziger Pinselstrich gelingen. Und am Abende trat gleichfalls kein Augenblickchen ein, die Herzallerliebste zu sehen. Denn das Kammerfenster, das sonst immer erleuchtet war, sobald Herr Schweppermann den Fuß aus dem Hause gesetzt hatte, das blieb heute finster und blieb finster; woraus der arme Verliebte schließen konnte, daß sein Widersacher gar nicht ausgegangen sei. —

So finster aber dem Maler durch dieses finstre Fenster der Abend selbst wurde, so heiter lachte ihn der folgende Morgen an. Schon mit dem Frühesten klingelte des Leihbibliothekars Dienstmädchen an seiner Thür und brachte ihm, als er geöffnet

hatte, ein schönes Kompliment von ihrem Herrn, und der Herr Kunstmaler Heide möchten doch so gefällig seyn, sich baldmöglichst zu dem Herrn Leihbibliothekar Schweppermann hinüber zu bemühen.

Herr Heidi ließ sich das gefallen. Im schlimmsten Falle hatte Herr Schweppermann noch ein Paar Grobheiten für ihn auf dem Herzen. Das mochte seyn, wenn unser Verliebter nur, wie er hoffte, irgend eine Gelegenheit fand, Frizchen ein Billet in die Hände zu practiciren.

Flugs brachte er auch ein Paar Zeilen, ihre nunmehr höchst nothwendigen, geheimen Zusammenkünfte betreffend, zu Papiere, brach letzteres winzig klein zusammen, und stellte sich dann bei Herrn Schweppermann ein.

Das Billet aber war ganz fruchtlos geschrieben. Herr Schweppermann sagte ihm nämlich sogleich, daß er sich noch recht gut erinnere, wie Herr Heide vor einiger Zeit um die Hand seines Mündels, Frizchen Trick, angehalten. Damals wären der Sache einige Bedenken wegen seiner brodlosen Handthierung und sonst in den Weg getreten, die er nunmehr für erlediget achte.

Schon stand der junge Maler im Begriff, den Mann für diese so rechtschaffene Sinnesänderung an sein verliebtes Herz zu drücken. Aber er unterließ es doch, als jetzt in Frizchens Person ein ganz anderer Magnet für dieses Herz hereintrat. Ja, er war undankbar genug, sich bloß mit dem Mädchen und der Frau Trick über die Sache zu freuen, und Herrn Schweppermann gar nicht weiter zu berücksichtigen.

Genau genommen, that letzteres auch wenig Noth, wie er später erfuhr. Des Vormunds plötzliche Sinnesänderung rührte nämlich bloß davon her, daß in der vorigen Nacht der Mönch mit dem Kopfe unterm Arme vor sein Bette getreten war, und die Hand drohend gegen ihn aufgehoben hatte. Dadurch war der Erschrockene so mürbe geworden, daß er schon in der Morgendämmerung den Advokat Schreck zu sich bitten ließ und ihm die Sache vertraute.

Herr Schreck wollte nun Anfangs freilich wieder, wie zwei Tage früher, den Mönch für ein Trugbild der Schweppermannschen Phantasie ausgeben. Darüber aber ward der Leihbibliothekar dermaßen unwillig, daß jener einlenkte und meinte: wenn die

Erscheinung wirklich statt gefunden, so sei, um sich vor künftigen Beunruhigungen zu sichern, doch wohl das Beste, in die Heirath der beiden jungen Personen zu willigen. —

In der Folge ist es freilich an den Tag gekommen, daß Herrn Schweppermanns Visionen durch eine Truggestalt von Frizchens Mutter und dem Freunde des Malers Heide, Herrn Schreck — jedoch ganz ohne Vorwissen des Pärchens —veranstaltet worden sind. Schon nach dem verdächtigen Husten des Advokaten am Schloßthor mögen wohl manche Leser diesen in Verdacht gehabt haben.

Daß aber die vorgelesene Sage bloß erfunden sei, jener Täuschung halber, läugnet Herr Schreck standhaft. Ohne die Wahrheit der Erscheinung des Mönches in alter Zeit, oder auch nur das vormalige, von Vielen ganz bezweifelte Daseyn des erwähnten heimlichen Gerichts verfechten zu wollen, behauptet er doch, die alte Handschrift in den Händen gehabt und die Kopie davon, bis auf einige zur Verständlichkeit nothwendige Veränderungen im Ausdrucke, mit der pünktlichsten Treue selbst besorgt zu haben. Ganz wie die Sage sich befunden, sei sie zu seinem Zwecke — dessen Rechtfertigung schwer zu übernehmen seyn möchte — passend gewesen.

Noch ist hier in der Schweppermannschen Angelegenheit hinzuzufügen, daß Frizchens Mutter ihren Aufenthalt nunmehr bei der Tochter genommen hat, und Herr Schweppermann, wo er ihr oder dem Advokaten einmal auf der Straße begegnet, allezeit einen weiten Bogen um sie herum macht. In seiner Leihbibliothek aber, wenn sie Bücher holen, da sind sie ihm beide recht schön willkommen.

Seit Frizchens Abgange aus dem Hause ist wirklich mancher Kunde aus der Anstalt weggeblieben; daher soll denn noch neulich Herr Schweppermann zu seinem Sohne mit Seufzen gesagt haben: Es könnte mit unserm Geschäft ganz anders stehen, wenn der fatale Mönch mit dem Kopf unterm Arme nicht gewesen wäre, oder wenigstens mir damals der Kopf auf dem rechten Flecke gesessen hätte!

Der rothe Faden.

Tief in des Odenwaldes finstern Schweigen
Wirft ein kristallner See verstohlene Blicke
Dem Wanderer zu aus dichter Tannen Zweigen,
Vertraue keiner der geheimen Tücke
Der Wellen, die in seinem Schooße rinnen,
Sie sind der Untergang von manchem Glücke.
Hier prangten lange Zeit die Thürm' und Zinnen
Von einem Kloster, reich an irdischer Habe,
Und schöner Himmelsbräute viel darinnen.
Da wankt in Sturmesnacht am Pilgerstabe
Ein schwacher Greis einst nach des Klosters Pforte
Um Obdach stehend und um milde Gabe.
Allein vergebens rang er an dem Orte
Die Hand' um Mitleid bei dem eis'gen Regen.
Man wieß den Müden fort mit hartem Worte.
Nur eine zarte Jungfrau, die der Segen
Als Braut des Herrn, noch nicht der Welt entbunden,
Lenore, fühlt Erbarmen sich bewegen.
Doch aus der Andern Sinn ist's ganz verschwunden;
Sie schlagen lauter, als der Pilger klaget,
Der Gütigen mit kaltem Spotte Wunden.
Da braust's im Sturm: „Ihr Argen, also traget
Den Herrn im Herzen ihr, daß ihr dem Wimmern
Des Greises so geringen Dienst versaget!“
Drauf sieht man Funken ans dem Boden flimmern,
Und aufgeschossen schnellzu hohen Flammen.
Sich schrecklich wölben, ob des Klosters Trümmern.
Die sinken tief und tiefer. Zu verrammen
Die Rückkehr ihnen nach des Himmels Blicke,
Schlägt drüber bald ein Wellenchor zusammen.
Da wandelt trunken von der liebe Glücke
Einher den oftversuchten Pfad ein Ritter
Und schrickt, weil hier kein Kloster mehr, zurücke.
Allnächtlich rührt' er leise sonst die Zither,
Dann kam, die ihm zu eigen sich ergeben,
Lenore, seine liebste, stets an's Gitter.

Und seine Brust füllt ein unendlich Beben,
Als keine Spur des Klosters auszufinden,
„Wo bist du, seufzt er, mein geliebtes Leben?“
Nun könt es schaurig aus des Sees Gründen:
„Komm morgen Nacht, so wird aus meinem Spiegel
Ein blutroth Fädlein Dir herauf sich winden.“
Dann schließt der Welle Mund des Schweigens Siegel,
Zur Heimath schleicht er, doch kehrt er wieder
Die nächste Nacht auf banger Liebe Flügel.
Verlangend blickt zum See sein Auge nieder,
Und wie nun blutroth sich ein Faden zeigt,
Durchzittert plötzlich Schauer seine Glieder.
„Lieb' oder Tod!“ ruft er jedoch und neiget
Die Hand zum Fädlein. Kaum von ihm errungen
Ist's die Geliebte, so der Flut entsteiget.

„Dein Laut, sagt sie, ist bis zu mir gedrungen;
Des Ew'gen Schluß, den keiner je ergründet,
Hat mit den Schuld'gen mich in eins verschlungen.
Doch schuldig war auch ich in Lieb' entzündet,
Und bin erst durch die Fluten losgesprochen
Von dem Geblübde, das auf ewig bindet;
Denn vorbehalten blieb in wenig Wochen
Der Eid mir, welcher mich von Dir geschieden,
Und schon hatt' ich im Herzen ihn gebrochen.
Nun bin ich, Theurer, Dein im stillen Frieden,
Doch darf ich nur die mitternächt'ge Stunde,
Nach langem Flehn, Dir zum Vereine bieten.
Furchtbare Trennung drohet unserm Bunde,
Wenn später wir beisammen je verweilen.
Der Faden reißt dann mir zur Todeswunde.“

Und mochten Blitze glühn und Stürme heulen,
Sah nun doch jede Nacht Lenorens Treuen
Nach des geheimen Sees Ufern eilen.
Und immer muß das Wunder sich erneuen:
Kaum hat das rothe Fädlein er gezogen,
So darf er sich an Liebchens Anschau'n freuen.
Und immer ist die Zeit zu schnell verflogen,
Wenn sie, besorgend des Vereines Störung,
Hinuntergleitet in die bleichen Wogen.

Doch überschritten einst sie in Bethörung,
Durch Liebeshauche. Blick' und süßes Kosen,
Die strenggemeßne Stunde der Erhörnung,
Gemahnet dann erst durch der Wellen Tosen,
Seufzt die Geliebte, sich hinuntersenkend:
„Nun ist der Dolch dem Glück ins Herz gestoßen.“

Des Schreckenswortes immerdar gedenkend,
Befällt den Rittersmann das bängste Zagen,
In künft'ger Nacht zum See die Schritte lenkend.
Er sieht den Faden aus den Wellen ragen,
Doch schauerlich im Ahnungsweh befangen,
Will seine Hand ihn nicht zu fassen wagen,
Allein, die monderhellten Wellen klangen
So mild wie sonst; er kann nicht widerstreben:
„Lieb' oder Tod!“ ruft glühend sein Verlangen.
Da reißt das Fädlein, wie er's will erheben
Und Blut durchströmet plötzlich jede Welle.
„Das ist das theure Blut von ihrem Leben!
Dein will ich bleiben!“ ruft er, und zur Stelle
Stürzt er hinunter, ihr sein Wort zu bürgen.
Da wird das blut'ge Wasser wieder helle,
Wie ihr's noch heut erschaut bei Neuenkirchen.

Der Lügenstein.

Als schon vom Tagewerk müd' und matt
Jedermann schlief in Halberstadt
Und nur der Wächter herum noch ging,
Während der Mond am Himmel hing,
Um sich den tiefen Grund zu beschauen,
Worauf sie den heiligen Dom wollten bauen,
Da stieg ein Mann aus diesem Grunde,
Das war euch ein gar seltsamer Kunde.
Man merkte nicht das kleinste Loch,
Wo er hervor aus der Erde kroch,
Dazu stand er mitten im Vollmondschein,
Ohne von ihm erhellt zu seyn
Und brummte 'was in den Bart hinein.
Dieß sah der Wächter und dachte schnell:
„Hm, der ist mir ein saubrer Gesell,
Doch wachend hier in Gottes Namen
Muß ich horchen, was er aus wird kramen.“
So schlich er leise zu ihm hinan.

Da sagte denn der fremde Mann:
„Das wird fürwahr ein stattlich Gebäude;
Die Menschen sind doch recht dumme Leute!
Denn zu schließen aus der geräumigen Stelle
Ist das sicher ein neuer Weg zur Hölle,
Durch Spiel und Wein und andern Unfug.
Dächte sie hätten schon Wege genug
Nach meinen unterirdischen Reichen.
Um mich indeß erkenntlich zu zeigen,
Will ich mit Steinen, wacker und schön,
Die Lieben, Getreuen reichlich versehn.“

Gesagt, gethan! Die ganze Nacht
Werden Steine durch ihn herbeigebracht.
„Ei,“ denkt der Wächter, der sich verborgen,
„Mein feiner Herr Urian, schönen guten Morgen,
Dasmal taugte, fürwahr, euer Schluß
Gerade so viel, wie eine taube Nuß,

Ja, wollt' ich mir das Maul verbrennen,
Könnt' ich darob euch selber dumm nennen.“

Der Rath erfuhr's, es erfuhr's die Stadt
Und jedermann lachte sich trefflich satt;
Denn allen schien der Gedank' erlabend.

Doch war noch nicht aller Tage Abend.
Der Vater der Lügen, als er einst erschaut,
Daß man in Form eines Kreuzes baut,
Der er von jeher nicht gewogen,
Merkend wie sehr er sich betrogen,
Kommt herbei mit einem schrecklichen Fels geflogen
Und hält so über dem Dome still.

„Wart't,“ ruft er drohend da, „ich will
Euch lehren Kirchen nun gar noch bauen,
Aus Steinen die unsereins zugehauen!
Seht hier den Fels in meinen Krallen,
Den laß' ich auf das Kirchlein fallen,
So ihr erschufet mit solchem Fleiß,
Und hin ist im Nu euer saurer Schweiß;
Denn getroffen von so artigem Steinchen
Bleibt an der Kirche kein ganzes Gebeinchen.“
Darauf eilte alles Volk herbei,
Erhebend ein jämmerlich Zetergeschrei,
Fleht es: „Herr lasset den Dom vollenden
Und legt den häßlichen Fels ans den Händen!“

„Gut,“ sagt der Teufel, „so baut denn, baut,
Ihr wißt, ich bin eine gute Haut;
Doch seid auch ihr dafür fein billig,
Und setzt mir daneben ein Weinhaus, so will ich
Vergessen seinetwegen in Gnaden
Den gar nicht zu berechnenden Schaden,
Der meinem Reich' aus der Kirch' erwächst,
Die ihr mir da auf die Nase kleckst.
Doch erklärt euch schleunigst, ihr lieben Leute,
Denn mein Fels will herunter mit Macht aufs Gebäude.“

Und um des heiligen Domes willen
Müssen sie schon seinen Wunsch erfüllen.
„Kopfweg!“ ruft er darauf und läßt vor allen
Leuten den Fels daneben fallen.

Der stürzt halb in den Boden hinein
Und heißet nach ihm der Lügenstein.
Dran haftet die Spur bis diesen Tag,
Wo des Teufels glühende Kralle lag.
Noch rafft sie Sonntags der Kirchengemeine
Gar manchen hinweg und führt ihn zu Weine.

Siebentes Bändchen.

Leipzig. 1817.

*[Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und
Friedrich Laun.*

Auch veröffentlicht als: „Wunderbuch“ — 3. Band.]



Vorrede.

Leider, hat ein viel zu früher Tod den mir ewig theuern Apel verhindert, in diesem dritten Bändchen des Wunderbuchs die Verpflichtung zu erfüllen, welche er auf meine dringende Bitte übernahm und in einer Vorrede zum zweiten Bändchen öffentlich aussprach. Unter diesen Umständen war es mir um so erfreulicher, daß zwei von dem geliebten Verewigten inniggeschätzte Freunde [*Friedrich Baron de la Motte Fouqué; Carl Borromäus von Miltitz*], welche er bereits zur thätigen Theilnahme an diesem Werke aufgefordert hatte, meiner Einladung dazu ihr Gehör nicht verweigerten. Der hochgeehrte Name des nunmehrigen Mitherausgebers wird, wie ich hoffen darf, mir im Voraus Verzeihung auswirken, daß ich es wagen konnte, nach Apels Hintritte noch an die Fortsetzung des Wunderbuchs zu denken.

Dresden im April 1817.

F. Laun.

Die drei Templer.

Die Nacht lag tief über den Gebirgen des schottischen Hochlandes. Ritter Gualterus, ein edler Provenzal, ritt einsam durch die Thäler hin; bisweilen ward es ihm, als müsse die seit Jahren nicht erschaute Veste der schönen Gräfin Edilbertha ganz nahe bei des Weges nächster Windung ihm vor Augen stehen; dann wieder kam es ihm vor, als sei er durch ein gaukelndes Hexen- und Koboldenspiel ganz weit hinaus in die allerentfernteste und unbewohnteste Gegend dieser wunderlichen Bergesforsten verbannt.

„Mag es sich doch so oder anders damit verhalten!“ sagte er endlich leise aber entschlossen in sich hinein. „Nur daß ich erst erführe, ob der Sinn der hohen Frau noch eben so gegen mich gestellt ist, als vordem! Ob sie mich noch würdig hält, zu sprechen, wie damals: „edler Ritter Gualterus, reitet für mich gen Welschland, und vollführt das ernste Gericht am Herzog Rotaldo; der Sieg ist möglich; wahrscheinlich indessen der Tod; doch weiß ich: wo Gott und reine Frauen winken, fehlt es an Euerm guten Arm und Schwerte nicht!“ — O was zu jener Zeit der seligen Freude viel aufging in meinem Herzen! Und wenn es nun anders geworden wär!“

Eine recht furchtbare Beklemmung zog ihm die sonst so starke Brust zusammen. Zwar ermuthigte er sich mit dem Gedanken: „nun, du hast doch auf deinem Zuge wahrhaftig nichts wider Ritterehre und Frauenwerth gethan; wie kann denn Edilberthas fester, frommer Sinn, sich abgewendet haben von deinem reinen, ehrbarlichen Dienst!“

Aber die ängstigenden Gedanken wollten gar nicht von ihm lassen, so oft er sie auch verlachte, und endlich im fast übermüthigen Hohne den ehrnen Handschuh von der Linken zog, und damit um sich schlug in die Luft, als wolle er wüstes, thöriges Nachtgeflügel verscheuchen.

Da rauschte ihm ein wunderliches Wallen und Wandeln und Wirbeln entgegen, und eine seltsame Stimme — eben von der Seite her, wo er hingeschlagen hatte — sagte:

„Guten Abend, Herr Ritter,
Guten Abend!
Und ist Euch so bitter
Des Lebens Stimme,
Doch ist Euch bisweilen sehr labend .
In ihrem wechselnden Lachen und Grimm
Des Lebens Stimme.
Drum lachen wir all Euch aus,
Euch aus,
Im wechselnden witzigen Graus!“

„Wer da?“ rief Gualterus mit kräftigem Kampfeston, und hatte im selben Augenblicke den Eisenhandschuh wieder an der Hand, und die Hand am Schwert. Da lachte es nur noch wunderlicher aus den Gebüschchen, aber freilich etwas scheu; und nach und nach verzog sich das Lachen, und immer mehr und mehr in die Ferne verhallend, ward es am Ende gänzlich still.

„Wunderbar!“ sagte darauf Gualterus laut vor sich hin. „Als mich Gräfin Edilbertha hinaussandte auf die italische Fahrt, wagte keiner aus diesen schottischen Bergkobolden es, mich zu verlocken und zu verhöhnen; und nun sind sie mit einem Male so wunderbar dreist geworden. Ach, das ist wohl kein gutes Zeichen für mich!“

Er seufzte recht sehr tief und herzlich bei diesen Worten. Da lachte es wieder laut und ganz nahebei, welches er jedoch ohne Zweifel für eine Menschenstimme erkennen mußte. Und hervor aus den Zweigen trat eine hohe, schlanke, braungelbe Mannesgestalt, eine Fackel in der Hand, welche das gewissermaßen schöne, aber recht scharfe und schon vom greisenden Haupthaar und Bart umwallete Antlitz bestrahlte! Ein schönes Maulthier am blanken, mit goldnen Ringen verbrämtem Zaume, folgte geduldig des Fremden Hand.

Höflich grüßend, sagte die unerwartete Erscheinung:

„Was überrascht Euch denn so ausnehmen an mir? Ich bin ja eben kein Anderer, als der, welchen Ihr schon in Welschland fandet. Der sogenannte Abentheurer Gualfredo bin ich, derselbe, vor dessen ungestümem Angriff Herzog Rotaldo in sein Todesblut sank, etwa ein drei, vier Wochen, bevor Ihr dahin gelangen konntet, die verheißne That wider ihn auszuführen.“

Nun, that es nicht Gualterus, that es doch Gualfredo. In der Hauptsache sollte man denken, wäre das immer ganz einerlei!“

Der Fremde lachte hell und heiter auf, nicht etwa auf eine boshafte Weise, aber dennoch konnte der Provenzal es nicht über sich gewinnen, daß er mitgelacht hätte, oder auch nur den Mund dazu verzogen. Da hörte der Fremde urplötzlich zu lachen auf, wiegte das stolze Haupt wie fragend hin und her, und sagte endlich:

O Gualterus, Ihr seid bei weitem noch nicht der Mann, für den ich Euch hielt. Bildete ich mir doch ein — nach Allem, was man von Euch erzählte, und was ich noch vor wenigen Tagen durch die schöne Gräfin Edilbertha selbst von Euch erfuhr, — bildete ich mir doch ein, Ihr wäret so ein ächter Spiegel aller edlen Ritterschaft, daß Euch zwar sehr viel daran läge, was in der Welt vollbracht würde an wahrhafter Thatherrlichkeit, nicht aber wie viel davon in Eure eigne kleine Schaale zu liegen käme. Und nun murret und ächzt Ihr, weil es der Gualfredo ist und nicht der Gualterus, der den bösen Herzog Rotaldo verdientermaßen erschlagen hat. Ermannet Euch, Herr Ritter, damit Ihr Euer selbst würdig bleiben möget.“

Und etwas unzufrieden aussehend, zog er sein Maulthier auf einen nahen Fußsteig hinauf, schwang sich, die Fackel löschend, in den Sattel, und trabte, eh' noch Gualterus eines Wortes mächtig werden konnte, davon.

*

„Was ist es denn nun mit mir? Und hat nicht der wunderliche Fremde Recht? Und bin ich es denn noch werth, heute vor das Antlitz der Gräfin zu treten, läge auch ihre Burg ganz nahe und hell, mit offnen Pforten und gesenkten Zugbrücken mir gegenüber?“

So zürnte Gualterus wider sich selbst, und wohl gar nicht mit Unrecht. Er sprang vom Roß, entstangte es, und knüpfte es mit dem Halfterriemen an einen Eichbaum, so daß es Raum und Gemächlichkeit zum Grasen und Lagern behielt. Dann streckte er sich tiefsinnig auf den Boden nieder.

„Wer ist der Sämann, dachte er, der so häßliches Unkraut in mich hinein streuen durfte? Unkraut der Eigenehre und des Neides! Wahrhaftig, Gualterus, das hätte dein seliger

Waffenmeister nicht von dir geglaubt, und noch minder hättest du es selbst geglaubt.“

Wieder lachten die Kobolde aus den Berghölen und Gebüsch, und einige sangen:

„Du fragst, wer es gewesen,
Wer es sich hat erdacht?
Gualterus ist's gewesen
Der hat es sich erlesen
Aus eignen Geistes Schacht.
Gualterus, stolzer Ritter,
Ei, schmäh nicht allzubitter
Auf solcherlei Gedanken!
Ihr habt sie selbst erdacht.“

„Das ist nicht wahr! das habt ihr erlogen!“ rief Gualterus kräftig dazwischen, und die Kobolde lachten wohl noch, aber das Lachen wich dennoch wieder zurück, und verstummte endlich in unsicherer Scheue ganz und gar.

„Ach, wenn mich Niemand auslachen dürfte, als ihr!“ dachte Gualterus. „Aber mit Gualfredo's Auslachen ist es weit ein andres und bedenklicheres Ding!“

Er konnte von diesem Einen Gegenstande seines Sinnens gar nicht abkommen, und wußte ihn doch eben so wenig zu seiner Beruhigung und Zufriedenheit zu lösen. Am Ende — wie es wohl in dergleichen Fällen zu geschehn pflegt — erbarmte sich der Schlaf über ihn, und schloß ihm Augen und Gedanken zu.

*

Aber — wie es gleichermaßen wohl auch zu geschehen pflegt — es zogen häßliche Träume und Gedanken über ihn heran. Ihm ward, als sähe er den jungen Herzog Iwein, seit Edilberthas frühem Wittwenstande ihr zum Bräutigam erlesen, unter den Hufen eines wilden, schnaubenden Rosses todtwund liegen, und auf dem Rosse sitze Gualfredo, und lache eben so unbefangen dazu, als er nur noch vor kurzem gelacht hatte. — Dann wölbte sich wieder auf einmal ein prächtiger Dom in vieldurchschlungner Verzweigung rings umher, und Ritter Iweins Bahre ward in eine Gruft gesenkt, und derweile standen Edilbertha und Gualfredo, zur Einsegnung fertig, vor dem Altar. Im zornigen Aufschrei faßte Gualterus an sein Schwert; — da wich der Traum von ihm, und

düster und wunderlich sahen die Waldbäume und die aufsteigenden Morgennebel drein. Er selbst aber zückte sein Schwert, schlug damit gegen den Schild, woraus sich immer ein ganz seltsamer Wohlklang zu erheben pflegt und sang folgende Worte:

„Ihr Geister mit tausend Augen,
Ihr Sterne durch wolkige Nacht!
Was ich mag Gutes taugen, —
Habt ihr das wohl bedacht? —
Ihr lächelt herunter und blinket,
Als dient' ich euch zum Spiel.
Doch wie ihr schüttelt und winket,
Ich kann des Bessern viel.
Ich ziehe mir eigene Bahnen —
Ihr laufet gezügelt und blind —
Ich habe gewaltige Ahnen, —
Ihr habt nicht Vater noch Kind.
Ihr müßt euch nur nicht überheben,
Ihr Stern', im gesicherten Lauf!
Dann schaut man im Wechselleben
Recht freundlich zu euch hinauf.

*

Es war beinah, als ob die Sterne sich ordentlich etwas beschämt gefunden hätten über Gualterus Lied. Sie verbleichten gegen das Ende desselben, und ließen der jungen Sonne Raum, die auch alsbald hellfröhlich über Felshänge und Wiesenmatten heranstrahlte.

Dicht vor Gualterus lag Edilberthas Burg.

Da ritt er in all dem edlen Stolze, der ihm sonst eigen zu seyn pflegte, den gewundenen Burgpfad hinauf. Daß er den argen Herzog Rotaldo nicht selbst mehr hatte erlegen können, trat ihm nur kaum in den Sinn. Es war fast, als hätte Gualfredo dieses Geschäft als ein pflichtschuldiger Knapp' oder Reisiger des kühnen Gualterus nothwendigerweise beenden müssen.

Der Thürmer blies; in den strahlendsten Morgenlichtern ward Edilbertha's herrliche Gestalt auf einem Balkone sichtbar. Sie grüßte freundlich, auf klirrten die Thore, und über donnernde Zugbrücken sprengte Gualterus in den Hof.

*

Aber wie brannte die herrliche Gabe auf Gualterus Brust! Wäre sie nicht von Edilbertha's Hand gekommen, er hätte sie wohl, in stürmischer Unzufriedenheit mit sich und aller Welt, zerrissen, und die goldnen Ringe einzeln über den Waldboden hin verstreut. Er sprengte nach der Burg des tapfern Walters hin, eines Jugendfreundes, den er auf einer Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande hatte kennen lernen, und dem zu Lieb' er vor drei Jahren den ersten Zug in diese Hochlande unternahm, ohne ihn doch damals zu Hause zu treffen. — „Nun wird er mich nach der goldnen Kette fragen,“ murrte er in sich hinein, „und wird mir Glück dazu wünschen, und ich habe gleich bei der ersten Zusammenkunft nichts als eine widrige Beichte abzustatten, denn lügen kann doch nun Meinesgleichen ein für allemal nicht.“

Da trabte er so eben um eine scharfe Windung des Bergweges, und entgegen auf seinem schönen Maulthiere, nachlässig der Queere im Sattel sitzend, kam ihm Gualfredo, und begrüßte ihn mit ausnehmend heiterm Lachen.

Eine Weile still haltend, blickte ihn Gualterus an, ganz wie versteinert. Aber nicht lange, so hatte alles Aechte und Gute in seinem Gemüth die Oberhand gewonnen, und er sagte voll Demuth und kräftiger Reue Alles heraus, was er bei der schönen Herrin wider Gualfredo geredet hatte, und bat von ganzem Herzen um Vergebung, wohl fühlend, diese Genugthuung sei unendlich schwerer und eben deßhalb verdienstlicher zu geben, als die allerernsthafte mit den Waffen in der Hand.

Gualfredo lachte wieder recht von ganzem Herzen, und sagte freundlich:

„Daß Ihr einmal auf die Nase gefallen wart, und zwar tüchtig, sah ich Euch gleich von vorn herein an. Aber das thut so viel gar nicht; am wenigsten, wenn man so fromm und treuherzig aufzustehn weiß, als Ihr, mein lieber, edler Gualterus.“

Und damit reichte er ihm die Hand, und ritt langsam, noch immer freundlich lachend, seines Weges fürder.

*

Aus Walters Burghallen scholl das laute Jauchzen eines fröhlichen Gelags dem Provenzalen entgegen. Geschmückte Knappen nahmen sein Roß in Empfang, und oben an der Stiege

stand bereits der Schloßherr, einen gefüllten Pokal in der Hand, den Ankömmling mit einem wilden Liede begrüßend.

Dem ward es gar seltsam zu Sinne: bald, als gehe nun erst aufs neue ein frischlebendiges Jugendtreiben in seinem Geiste auf, bald wieder, als hebe Edilbertha die schöne Hand ernstwarnend empor, und könne Gualfredo, aller Mühe ungeachtet, nicht wieder in sein voriges, harmloses Lachen kommen.

„Es sind die Kobolde dieser Berge!“ sagte Gualterus in sich selbst hinein, kämpfte den wunderlichen Streit seines Innern nieder, und stand plötzlich an Walters Hand stolz und freudig in des köstlichen Rittermahles Mitten.

Von allen Seiten höflich und treuherzig, ja beinahe ehrfurchtsvoll bewillkommt, — denn der Ruf seiner Thaten war groß und herrlich, — ward ihm bald wieder ganz keck und frisch und zuversichtlich zu Sinne. Er leerte einen Becher auf den andern, und endlich war ihm Alles, was mit dem Andenken des Herzog Rotaldo Störendes zusammenhängen mochte, so ganz und gar leicht und heiter geworden, daß er auf die erste Frage Walters, warum er denn eigentlich wider Jenen nach Welschland gezogen sei, ganz unbefangen der Tischgesellschaft Folgendes zu erzählen anhub:

„Es liegt in dem appenninischen Gebürg ein wundersames Kloster, aus dem seit undenklichen Zeiten immer alle hundert Jahr ein Ritter hervorgegangen ist, ein mit Zauberkraften begabter, ganz entsetzlicher Ritter, welchem Niemand zu widerstehn vermochte, und in dessen Gemüth die uns Andern gewohnten Bedenklichkeiten von Recht und Unrecht auch nicht den mindesten Raum zu finden schienen. Vergeblich trachteten Abt und Mönche darnach, sich untereinander — vorzüglich wenn jener bedrohliche Zeitpunkt herannahte — immer in den frömmsten und möglichst gesetzlichen Schranken zu halten: immer um die bestimmte Zeit brach Einer von ihnen als der furchtbare Ritter los, und wüthete beinahe gräßlicher, als man es je von Heidenrittern und Raubschiffen in den ältesten Historien und Liedern vernommen hat.

„Da geschah es vor einigen Jahren, daß Herzog Rotaldo, schon längst durch die abscheulichsten Thaten berühmt oder berüchtigt, eine Lust bekam, sich zu besserm Erfolge mit solch

einem wunderbar verfehmten und verhexten Klostersitter zu verbünden. Er sprengte gegen die Mauern der geweihten Stätte hinan, stieß mit der Lanze wider das Thor, und rief in einem fort: „schickt mir einen tollen Zaubersitter heraus! schickt mir einen tollen Zaubersitter heraus!“ — Vergeblich erinnerte ihn der Abt an die Gottlosigkeit eines solchen Betragens, und bat ihn, davon abzustehn; vergeblich betheuerte er, es sei Gottlob dergleichen verhexter Mensch jetzt gar nicht im Kloster, und habe es schlimmsten Falles damit noch siebenzig Jahre Zeit, indem der letzte von dieser Art vor kaum erst dreißig Jahren in die Welt hinausgebrochen sei, — Rotaldo wollte durchaus von keiner Entschuldigung hören, und erklärte endlich in seinem rasenden Uebermuth dem ganzen Kloster auf Leben und Tod die blutigste Fehde.

„Nun,“ unterbrach ihn Walter, „das kann ich selbst ihm nicht so ganz und gar verdenken. Wenigstens mit der männiglichsten Drohung und Kraft hätte ich drauf bestanden, daß sie mir einen so tollen Zauberkerr zum Kumpan herbeischaffen müßten.

„Sie konnten es ja aber nun einmal nicht,“ entgegnete Gualterus etwas ungeduldig, „und überhaupt brauchst du die schlimme Sache nicht noch schlimmer zu machen, denn in dem Kloster übernachtete grade dazumal ein Mutterbruder der Gräfin Edilbertha, der als Pilgrim durch die Lande zog, und da Herzog Rotaldo in toller Wuth ohne Säumen Feuer an das Kloster legte und Schwefelbrände hineinwarf, verbrannte er bei seinem wilden Anlauf den edlen Pilger mit.“

„Und die sanfte Edilbertha,“ lächelte Walter höhnisch zurück, „fand es für nöthig, daß du deßhalb in die italischen Lande hinausfahren mußtest, um den Rotaldo zu erschlagen.

„Seid Ihr Schottländer,“ brach Gualterus zornig aus, „und kennt Euer eignes Recht der Blutrache nicht? Edilbertha's Bräutigam rüstete sich zum Rachewerk, und da war es doch wohl besser, daß ich mich daran machte, ich ziemlich einsamer, und auf den Fall des Niederstürzens gewiß sehr unbeweinter Mensch!“

„Und Edilbertha — lachte Walter aufs neue dazwischen. — Edilbertha fand das Alles so recht ausnehmend bequem! Und den Abentheurer Gualfredo hatte sie wohl auf gleiche Art am Seile. Eine schöne Gespannschaft, die sie dir da auserkoren hat! O Ihr Löwen, wann werdet Ihr doch endlich ablassen, auf die

Winke der Tauben zu fechten, damit der Tauber recht sicher und keck umherstolzieren könne im gesicherten Schlag, als ein gar gewaltiger und unbezwinglicher Held!“

Gualterus, seinen Wirth etwas unzufrieden anschauend, sagte nach einigem Schweigen:

„Spötteleien über Edilbertha und ihren edlen Liebling und Bräutigam Iwein bin ich eben nicht gewohnt, ruhig anzuhören; auch den Ritter Gualfredo, da sie mit Achtung von ihm redet, laß ich nicht schmähen. Von dir aber, der du mir so etwas von selber anmerken konntest, wenn du gewollt hättest, verbitte ich es mir ein für allemal, und recht strenge.

«Ei, mit dem Merkenkönnen!“ fiel der zornglühende Walter ein. „Auch du konntest merken schon von unsrer Kreuzfahrt her, daß ich mir solche Zurechtweisungen nicht gefallen lasse. Und somit, ihr Knappen, räumt die Tafeln aus der Halle, und ihr, edlen Gäste, nehmt rings an den Wänden eure Sitze, denn es hat hier eine Zunge viel zu dreist gesprochen, und da müssen die stählernen, scharfen Zungen heraus.“

Gualterus neigte sich mit stolzer Bejahung, und alsbald war der hochgewölbte Saal zum Kampfplatz umgestaltet, und Wirth und Gast traten einander als zwei erzürnte Fechter mit blanken Klingen gegenüber.

Da humpelte plötzlich voll seltsamer Behendigkeit ein kleines, altes, runzliches Männlein, dem Knappen und Reisige mit einer seltsamen Ehrfurcht auswichen, durch die Thür, und stellte sich zwischen die beiden Ritter, so daß es Jedem von ihnen den Anfall wehrte.

„Hauskobold,“ sagte Walter gelassen, „du weißt, daß ich sonst, dem Beispiel der frühern Schloßbewohner gemäß, dich in Ehren zu halten pflege, aber hier thust du am besten, wenn du dich bei Zeiten davon machst. Dinge, wie wir sie hier mit einander vorhaben, verstehst du nun einmal nicht.

Aber der kleine Hauskobold (denn diese Stelle bekleidete er wirklich seit einigen Jahrhunderten in der Burg) schien anderer Meinung zu seyn, als sein jetziger Herr. Denn indem er mit einem höhnischen Grinsen gegen diesen, mit einem gräßlichen Dräuen gegen Gualterus hinhauchte, wurden beiden die Armen so matt und schwer, daß sie nur kaum — man kennt wohl

ähnliche Empfindungen aus Träumen — mit angestrongter Kraft die gewaltigen Schlachtschwerter in der Hand und sich aufrecht erhalten konnten, fast nach Knabenweise zu Boden gezogen von der riesigen Wucht.

„Ihr habt hier einen allzumächtigen Schutz!“ lächelte ingrimmig Gualterus.

„Hauskobold will es nicht haben,“ entgegnete Walter, „daß ich meine Wände mit Provenzalenblut besprütze.“

Und so schieden beide im Zorne von einander, verabredend, sich morgen auf der grünen Haide zu treffen, die unter der seit grauen Zeiten Fingalssaal genannten Felsenhöhle lag.

*

Gualterus gedachte sich gleich nach der wundersamen Grotte zu begeben, und dort die Nacht über zu verweilen, theils damit er mit dem Frühroth gewißlich der erste auf dem Kampfesanger sei, theils auch, weil es ihm ganz ärgerlich und unheimlich vorkam, noch am selbigen Abende mit Menschen Verkehr zu halten. Zwar piffen und lachten und heulten die Kobolde sehr wunderlich im Gebirge, doch wußte Gualterus, daß in der Fingalshalle entweder ein tiefes, allen Spuk verbannendes Schweigen herrsche, oder daß lieblich Ossians Harfe darin töne und all der uralte Saitenklang der Barden von Selma, und so den Geist des dort rastenden Wandrers beschirme und beschwichtige.

Und in der That, wie er nur in die feierlichen Klippengewölbe einschritt, verstummte vor seinen Ohren das Koboldsgelächter, und Harfenklänge bebten wie Sangesregenschauer vor den Tropfsteinen nieder, und im melodischen Geriesel wallte der klare Felsbach, aus der noch von allen Menschenkindern unbetreten Mitte des wundersamen Berghauses entspringend, an ihm vorüber.

Ihm fing es an, sehr hell und wohlbehaglich im Sinne aufzugehn von diesen seltsamen Tönen, auch selbst da noch, als eine Rittergestalt ihm aus dem tiefsten Dunkel unbekannt und wie hier daheim entgegen schritt. Er dachte an Fingal selbst, oder an Ossian, oder an einen andern jener gefeierten Helden. Aber die Gestalt kam noch näher heran, und zündete die Fackel durch heftiges Anschlagen gegen eine Felswand zum kühnsten

Auflodern, und lächelte ihn in dem rothen Flammenlichte freundlich an, und war Gualfredo.

Da könnte Gualterus sein Mißvergnügen beinahe nicht verhehlen. Doch rief er den ganzen Stolz seines Herzens herauf, und sagte mit kühnem Bewußtseyn:

„Guten Abend, Ihr fremder Gast. Ich hätte Unrecht, Euch dießmal nicht gern unter die Augen treten zu wollen, denn ich habe nun vollkommen ausgelöscht, was ich mir gestern wider Euch zu Schulden kommen ließ. Morgen früh steht mir ein ernster Zweikampf bevor, den ich zu Rettung Eurer Ehren mit einem tapfern Ritter dieser Hochlande eingegangen bin. Wir können uns nun also wohl ohne weitres die Hand bieten als Gleich und Gleich.“

„Muß ergebenst danken,“ sagte der wunderliche Fremdling, „oder vielmehr nicht ergebenst. Denn ich kann eben nichts von meiner Verpflichtung gegen Euch begreifen, und Ihr kommt mir vielmehr in diesem Augenblick ganz aus aller Maßen unbekannt und unheimlich vor.“

„Eurer hohen Würde,“ lachte Gualterus höhnisch zurück, „scheint es überhaupt sehr unheimlich und sehr fatal vorzukommen, wenn irgend außer Euch ein Mensch auf seinen eignen kräftigen Füßen steht.“

Gualfredo seufzte tief, und trat sodann schweigend weiter nach dein Eingang der Felsenhalle vor.

Da strahlte urplötzlich heller Fackelschein aus dem Klippenthalweg herauf, und am wenigsten Gualterus konnte es verkennen, daß dort jetzt eben Gräfin Edilbertha vorüber ziehe mit einem Geschwader begleitender Reisigen, sie selbst auf einem schneeweißen Zelter im leichten Trabe nach den höchsten Gegenden des Gebirges hinauf eilend.

Ein Reiter des Gefolges, den entweder sein ungestümes Roß oder seine Pflicht, zur Seite nach möglichen Feindesverstecken zu spähen, weiter bergan geführt hatte, trabte jetzt nah an den beiden Rittern vorüber, und Gualfredo rief ihm eine Frage zu, was es denn eigentlich gebe?

„Ei, wißt Ihr nur das noch nicht?“ rief der forteilende. „Ist ja Herzog Iwein, der Bräutigarn meiner schönen Herrin, zum Tod’

urplötzlich erkrankt, und sie zieht dahin, ihn heilen zu helfen, oder vielleicht an seinem Sarge zur Nonne zu werden.“

Lautlos war Gualfredo aus der Höle getreten. Wie herbeigewünscht kam sein schönes Maulthier zugleich aus dem Gezweig heran geschritten. Er schwang sich in den Sattel, und flog dem Zuge der Herrin pfeilgeschwind nach.

„Sehr wunderbar!“ dachte Gualterus. „Es sieht doch wirklich darnach aus, als ob mein Traum recht behalten sollte. Reitet der Abentheurer auch nicht lachend über Iweins Leichnam hin, so scheint es ihm doch eben ein ganz lustiges Ding zu seyn, daß Iwein stirbt, und während der Jünglingsleichnam in die Gruft gesenkt wird, mag der buhlerische Greis wohl froherzig mit Edilberthen am Altare stehn. —“

Aber diese Gedanken vermochte er kaum auszudenken. Vielmehr war es, als greife eine eisige, strengwarnende Hand dazwischen in seine Brust hinein. Er wandte sich wie von sich selbst zurück in ehrerbietiger Scheu. Zugleich auch hörte er ganz vornehmlich Selma's wundersame Harfen aus dem Innern der Fingalshalle rauschen, und gerieth in einen lieblich schauerlichen Zustand, von dem er nicht eigentlich wußte, war es Wachen, war es Schlaf.

*

„Und alle, alle Selmasharfen tönen,
Und alle tönen feiernd von der Schönen,
Und alle huld'gen ihr von Herzen sehr,
Und keine Schmähung gab's und giebt es mehr.

Und du hier in den heil'gen Felsenhallen,
Siehst du hier deine Lebensbilder wallen?
Halb ist es Zukunft, halb Vergangenheit,
Was sich um dich im dunkeln Tanze reiht.

Wer war der Knabe, den ein heimlich Zittern
Oft forttrieb nach des Orients Lichtgewittern?
Der auf der vielverschlungnen Kreuzesfahrt
Nachher als Sieger Siegern war geschaart?

O wie so viel der Helden dort du kanntest!
O wie du hell in Freundschaftsflamme branntest!
Ach, damals war es so gar schöne Zeit.
Besinn' dich, Held! Ist sie dir ewig weit?

Der Morgen naht. Nimm jetzt dich noch zusammen!
Denk' wie im Blut des Wechselmords verschwammen
Oft Helden, die geliebt sich und geahnt, —
O denk' an Ossian, der dich warnt und mahnt!“

*

Staunend ermunterte sich Gualterus zum vollen Bewußtseyn, während die Sonne bereits ihre ersten Lichter in die Felsenhalle sandte. Er kannte die Ossianssagen wohl, und wußte, wie in jenen uralten Tagen oftmals Kämpfer voll unseliger, vermuthlich zauberischer Verblendung ihr liebstes zum Tode getroffen hatten, bald der Vater den Sohn, bald der Bräutigam die Braut, wenn sie eben meinten, den verhaßtesten Feind an den Boden zu strecken. Eine seltsame Ahnung ergriff sein Herz. „Wär' es möglich,“ dachte er, „daß Edilbertha —?“ Er bebte. Aber bald wieder gefaßt, sprach er ganz laut: „o wir fechten ja nicht hinter verhüllenden Visieren, und seit sich Walters Gesicht zum frechen Hohn über Edilbertha verzog, ist es mir wahrhaftig in seiner Verhaßtheit bekannt genug, um es mit keinem andern Antlitz auf Erden zu verwechseln. Den schönen Ruhm doch soll mir der stolze Gualfredo nicht rauben, daß ich für meine Herrin, — ja auch im Grund für ihn selber mit — dem Tod oder dem Siege recht freudvoll entgegengesritten bin.“

Und jetzt eben tönte das wohlbekanntes Waid- und Kampfhorn Walters von den Bergen herüber, und er selbst, einen leichten Sturmhut auf dem Haupt, ein klirrendes Schlachtschwert an der Seite, sonst aber im blanken, lustigen Jägerwamms schritt blasend herunter in das Thal.

Dem Gualterus ward es vor dieser Erscheinung nur noch zorniger zu Sinn: grade weil ihn so bekannte, einstmalen vertraute Züge dabei anlächelten, und weil es ihm vorkam, als offenbare Walter eben in diesem Augenblick einen noch herbern, verhöhnendern Trotz.

So gingen denn beide einander zornmüthig entgegen, und fanden sich auf der Haide, und hatten alsbald die scharfen, entscheidenden Klingen in dir Hand.

Man grüßte höflich; dann lag man zum tödtlichen Ausfall in kampfgerechter Stellung bereit.

Das Gefecht begann, und zwar mit so vieler Ringfertigkeit und so klarer Entschlossenheit von beiden Seiten, daß die Schwerter nur um einander herum schwirrten wie blitzhelle Frühlingsvögel, ohne daß ein Kämpfer den andern verletzen konnte.

So rang man über eine halbe Stunde lang wider einander; da senkten sich die Klingen in den erschöpften Händen nach und nach von selbst. Jedweder fühlte wohl: es konnte jetzt ohne einen Waffenstillstand nicht abgehn. Man schloß den Vertrag.

Sich gegenüberstehend auf zwei uralten Grabessteinen, ließen die Fechter funkelnde Blicke hin und wieder gehn, und jeder hatte sich fest mit beiden Händen auf des wohlerprobten Schwertes Griff gelehnt. Es mochte Jedem von ihnen bisweilen zu Sinne werden, als müsse er urplötzlich ausrufen: „Verzeihung und Versöhnung!“ aber ein krauses Gewirr im eignen Geiste störte verwildernd dazwischen, und ehe man sich's noch versah, war man wiederum aufgesprungen, und hatte sich auf's neue zum Kampf um Tod und Leben, um Schmach oder Ehre gefaßt und wieder mußten sie untereinander ablassen, und ihren Sitz auf den Grabsteinen nehmen.

In solchen seltsamen Zwischenräumen, bald des Kampfes, bald der Ruhe, war ihnen endlich der ganze Tag vergangen, und obgleich bereits der Spätabend hernieder dunkelte, hatte doch Keiner von ihnen eine Wunde aufzuzeigen, noch minder fast konnte sich Jemand auf irgend eine Art im Vortheil glauben. Wechselsweise hatten sie dabei Einer aus des Andern Flasche getrunken, und Einer von des Andern mitgebrachtem Vorrath gezehrt. Aber der alte Grimm blieb wach, oder entflammte sich vielmehr nach jedem unentschiednen Gange immer gewaltiger.

Da fuhr man endlich bei schon ganz tief hereingebrochnem Dunkel so gewaltig wider einander los, daß an kein geschicktes Ausweichen, an kein gewandtes Pariren mehr zu denken war. Blitzgewaltig, und eben so blitzesscharf und schnell schmetterten die Hiebe, schwirrten die Stöße durcheinander hin und über einander her, und plötzlich aus Walters zerhau'nem Sturmhut quoll ein rother Strom, und ohnmächtig seufzend taumelte der noch kaum so frische Fechter zurück, flüsternd: „trag mich in Fingals Höle, Gesell. Der Abend wird schon so tief, und die Kobolde lärmten. Trag' mich hinein, und setz' dich an den Eingang, und davor. hin leg kreuzweise dein Schwert und

meines. Sonst weichen sie nicht von uns, und ich kann sie jetzt nicht ertragen. Willst du denn thun, lieber Gualterus, wie ich dich bat?“

Und es geschah nach des verwundeten Jünglings Worten, nachdem ihn der sieghafte Gegner achtsam und liebevoll verbunden hatte.

*

Draußen lärmten die Kobolde seltsamlich. Walter, in halber Ohnmacht, und weit in's Innre der Höle gebettet, vernahm nichts davon, aber die vorgeschriebne Stelle am Eingange hütend, konnte Gualterus deutlich hören, wie sie untereinander zankten. Endlich fuhr der alte Hauskobold aus Walters Burg eilig, wie gehetzt, auf einem schwarzen Hahn durch die Luft vorüber; ein ganzes Heer von kleinen abscheulichen Gestalten zürnend hinterdrein. Aber der Alte drehte sich lachend nach ihnen um, und sang mit heiserer Stimme:

Hält ja doch jeder sein Haus gern rein!
Sollte kein Blut in mein's herein!
Hab' sie ja nur hier heraus gebracht,
Habt ja nun doch'ne hübsch blutige Nacht!“

Da jauchzten die andern:

„Er hat ja auch Recht!
Hat ja auch Recht!
Ist ein recht lustiger, greisiger, neckischer Knecht!“

Und sie huben allzumal einen wilden Tanzesreigen an. Aber da erwachten wehmüthig feiernd die Harfenklänge von Selma, und weit hinaus nach fernen Gegenden des Waldes verstäubte das tolle Gewimmel.

*

Von tiefer, ihm selbst unverstandner Wehmuth befangen, saß Gualterus am Eingange der Fingalshalle ganz still und regungslos. Ihm war zu Muth, als ob er innerlich im heißen Weinen zerflösse, und dabei rann keine einzige Thräne über seine Wange, — er fühlte eine stechende nagende Angst, ohne zu wissen, wovon und warum, und dennoch, wie er sich dieser Angst endlich ganz hingab im demüthigen Erwarten, was

eigentlich daraus werden solle, ward ihm plötzlich wieder ganz unbeschreiblich wohl und heiter zu Sinn.

Derweil kam Jemand von der Haide herauf nach der Felsenhalle geschritten. Jede Störung war jetzt freilich dem Ritter höchst unwillkommen, und ganz vorzüglich diese, da er den wunderlichen Gualfredo im Nähertretenden erkannte, denn ach, der mochte ihm vielleicht eine gar schwer zu tragende Botschaft bringen. Kam er ja doch aus der begeisternden Edilbertha Nähe, und hatte ihr vielleicht wer weiß wie viel Nachtheiliges vom Ritter Gualterus vorgeschwatzt! Konnte ja wohl gar Iwein gestorben seyn, und der heimlich gewaltige Fremde irgendein Recht gewonnen haben auf Edilbertha's Liebe und Treue, seinen Greisenlocken und seiner oft furchtbaren Schroffheit zum siegenden Trotz! Denn dieser — das sahe man — vermochte unaussprechlich viel über das Leben, und wohl das Ungewöhnlichste, Unerhörteste mochte ihm grade das Reizendste und Anlockendste seyn. Dennoch empfand Gualterus keinen Unwillen, sondern nur seine inn're Wehmuth noch unendlich gesteigert. Freundlich und auf Alles, was er zu hören habe, gefaßt, räumte er dem wunderlichen Fremdling die Hälfte seines moosbedeckten Schwellensitzes ein.

Gualfredo nahm diese Höflichkeit mit heiter dankender Geberde an: er schien erschöpft, aber nur erschöpft von recht freudigen Herzensschlägen.

„Ihr kommt mir ja so betrübt vor;“ fragte er mit sanfter Theilnahme. „Wie ist es denn mit Euerm Zweikampf abgelaufen?“

„Mein Gegner blutet,“ erwiderte Gualterus, „aber vielleicht hätt' ich klüger gethan, den ganzen Streit ungefochten zu lassen, und mir ist in dieser Ahnung sehr unbehaglich zu Muth.“

Der Alte lachte wieder recht herzlich. Da blickte ihn Gualterus in erneuter Unzufriedenheit an, und fragte nach einer Weile:

„Sagt nur, Herr, warum es Euch immer zu lachen beliebt, wenn Ihr mich unzufrieden seht, und weßhalb Ihr dagegen recht mürrische Gesichter zieht, wenn mir einmal die heitre Klarheit des Lebens in Kraft und Freudigkeit aufgeht!“

„O Gott,“ rief Gualfredo lächelnd aus, „die Sache ist bei weitem so spitzfindig nicht, als Ihr in Euerm grübelnden Verstande sie

Euch vielleicht denken mögt. Aber fangt deßhalb keine Händel mit mir an. Grade wenn Ihr mir dabei eine Stahlspitze durch die Brust renntet, möchtet Ihr noch verdrießlicher werden, als Ihr es seit dem heutigen sieghaften Gefechte schon geworden seid. Wenn Ihr indeß wissen wollt, woher jenes mein Lachen und Trübseyn wechselt, so hört mich geruhig an. Die Geschichte, die ich erzählen will, betrifft Euch näher, als Ihr denkt.“

„Habt Ihr was von Edilbertha zu erzählen?“ fragte Gualterus mit überwallendem Herzen.

„Auch das, mein junger Freund,“ entgegnete der Alte: „nur wollte ich es erst nachher thun. Aber Ihr mögt recht haben. Es ist besser, ich fange gleich damit an. Die Art, wie Ihr es aufnehmt, wird mich lehren, wie viel ich Euch von allem Uebrigen zu erzählen habe. Von Edilbertha's kräftigen und weise bereitete Arzneien — Ihr wißt, sie ist dadurch auf eine fast wundersame Weise durch das ganze Hochland berühmt — genas Herzog Iwein alsbald, und, erweicht durch die nur kaum überstandne Gefahr, den jungen Helden zu verlieren, konnte die schöne Aerztin seinen holden Bitten nicht widerstehn. Um die Mittagstunde wurden sie getraut; als ich das Schloß verließ, hub nach den letzten Reigen der feierliche Fackeltanz an.“

„O Gott sei gepriesen! O Gott sei tausendmal gelobt!“ rief Gualterus, und schlug voll inniger Freudigkeit die Hände zusammen. Zu gleicher Zeit aber faßte ihn auch der Alte liebkosend in die Arme, und dessen Freudenthränen rannen wie in leisen Quellen herab.“

„Wie wird es Euch?“ fragte Gualterus, sich sich sanft losmachend.

„Nun,“ erwiderte der lächelnde Greis, „ich weine Freudenthränen, daß Ihr keine Schmerzenthänen weint. Ehrlich herausgesagt, ich hatte mir Euer Gefühl für Edilberthen als ganz ein andres vorgestellt. Eure geheimsten Wünsche, fürchtete ich, träfen doch immer auf einen irdischen Verein.“

„Eh ich sie kannte, war sie Braut,“ sagte Gualterus ruhig. Dann aber fügte er etwas stolz hinzu: „Doch freilich richten sich meine Wünsche auf einen irdischen Verein, auf den, daß Edilbertha mir unveränderlich ihre hohe, begeisternde Freundschaft bewahren soll, und mich leiten mit ihres klaren, gotterhellten Geistes

Lichtstrahl zu manchem schönen und heilbringenden Schaffen. Und hat irgend Jemand etwas dawider einzuwenden?“

„Ich hab' Euch ja schon erklärt,“ lächelte Gualfredo, „daß ich durchaus nicht gesonnen bin, Händel mit Euch anzufangen. Und am wenigsten jetzt, da ihr mir ausnehmend wohl gefällt! Zwar ein ziemliches Gewichtchen Ueberstolz drückt noch immer in Eure Schale, und bestrebt sich, die meine etwas unartig und heftig in die Höhe zu schnellen. Aber laßt nur! Ich falle wohl deßhalb doch nicht heraus, und lasse mir solche ernsthaftgemeinte Späßchen von wackern jungen Leuten recht gern gefallen. Hört nun achtsam auf meine Geschichte, denn ich fange an.

„In jenes wunderliche Apenninenkloster, um dessen Zerstörung willen der tolle Rotaldo bluten mußte, trat — vor nun schon mehr als dreißig Jahren — ein Jüngling edlen Stammes ein, von ausnehmend schöner Gestalt, und überhaupt mit jeglicher Gabe zu Freuden und Ehren ganz überreichlich geschmückt. Der hatte nun seinen Sinn ganz und gar darauf gesetzt, daß er nie Mönch werden wollte, und als ihn die Väter über das Warum befragten, meinte er, es bedünke ihn eben diese Unternehmung der allerschwerste und kühnlichste Ritterzug zu seyn, den irgend ein Mensch auf Erden unternehmen könne, und grade einen solchen Ritterzug habe er sich vorgesetzt, im Bewußtseyn der eignen, beinah ganz übernatürlichen Kräfte, stark.

„Weil nun eben jetzt die Zeit herannahete, wo man das Losbrechen eines wahnwitzigen Hexenritters befürchten mußte, nahm der Abt mit dem Klosterkonvent im Einklang um so lieber den neuen Gesellen auf, hoffend, vor dessen unverkennbarer Geisteskraft müsse entweder der arge Fluch auf nun und immer verstieben, oder schlimmsten Falls werde man durch Hülfe des ritterlichen Ankömmlings den losbrechenden Besessenen viel kräftiger und entscheidender bändigen können.

„Es sah auch Anfangs Alles darnach aus, als solle die Hoffnung der frommen Brüder in Erfüllung gehn. Betrug sich ja der kräftige Noviz — Bruder Fredegundo ward er auf sein Verlangen genannt — höchst demüthig und voll nie gesehener Geistes- und Willenskraft! Waren ihm ja die schwersten Uebungen zu leicht! Das angestrengteste Fasten zu oberflächlich! Man glaubte, und beinah auch mußte man's

glauben, eines recht auserlesenen Glaubenshelden theithaftig worden zu seyn, und nahm ihn nach Jahresfrist triumphirend in die volle Gemeinschaft der Brüder auf.

„Und immer Allen voran blieb Fredegundo in jeglichem Akt der Verleugnung und Obergewalt über das irdische Thun und Lassen, und steigerte die ganze Klostersgemeinde immer mehr und mehr, so daß sie zuletzt in der ganzen umliegenden Gegend mehr für einen Kreis von Engeln als von Menschen galt.

„In dieser glänzenden Epoche sagte auch Bruder Fredegundo öfters vor seinen Gefährten, — ja sogar bisweilen in den Predigten, die er in der Klosterkirche vor dem von allen Seiten zuströmenden Volke hielt, — eben um der Versuchung willen, mit welcher dieses Kloster bedroht sei, habe er sich aus seinem jungen, fröhlichen Ritterstande hier hereinbegeben, wohl wissend, seine ihm durch Gott angeborne Heldenkraft reiche hin, das Alles, und wohl noch tausendmal mehr zu besiegen.

„Und dann pflegte auf seinem Angesicht eine Siegesgewißheit zu leuchten, die sich allen Hörern mittheilte, so daß es schien, als sei der Arge, und all das Arge, welches er zu stiften vermöge, in diesem glücklichen Kreise für alle Zeiten bezwungen.

„Da ward aber am Ende ganz was Seltsames aus dieser dreisten Zuversicht.

„Denn in einer sehr entsetzlichen Nacht, wo die wildesten Unwetter in Sturm und Blitz und Hagel über das Apenninenkloster hereinbrachen, und die Bergwasser zürnend aus ihren Ufern rollten, und viele Klippenhäupter wie toll und schwindelnd von ihren steilen Sitzen verderblich in das Thal hinunter schmetterten, — in eben dieser Nacht auch sprang Bruder Fredegundo entsetzlich heulend von seinem Lager auf, und brach die Zellen der Brüder, und hätte sie wohl allzumal erwürgt, wenn nicht die Mordbegier ihn immer weiter gerissen hätte von Einem zum Andern, bevor noch irgendwo die höllische That zu Ende gekommen war. Aber vor Entsetzen und Athemlosigkeit halbtodt lagen Abt und Mönche in ihren Zellen, während Fredegundo mit über- oder untermenschlichen Kräften das Thor sprengte, und hinausrasete als der besessene, wahnwitzige Klostersritter in die weit und breit erschreckende Welt.“

Erschöpft hielt der alte Gualfredo inne; beinahe zitternd, und doch von der innigsten Theilnahme glühend, fragte ihn der Provenzal:

„Was ist denn aber seitdem aus dem unglücklichen Helden geworden? Und wie konnte er doch nur so entsetzlich fallen und so schnell?“

„Ich will dir deine letzte Frage zuerst beantworten,“ sprach Gualfredo, „und dabei sollst du zugleich erfahren, was es eigentlich zu bedeuten hat mit meinem dir so wunderbar vorkommenden Lachen und Trübseyn. — Sieh nur, mein lieber, junger Held, wär es dem Fredegundo nicht eingefallen, er stehe auf eignen Beinen recht ganz und gar und unerschütterlich fest, und es liege nur an ihm, die allerentsetzlichsten Versuchungen aufzufinden, um selbige an seiner eignen werthgeschätzten Trefflichkeit machtlos zu Schanden werden zu sehn, — ja, wär er nie auf diese und ähnliche Einfälle gerathen, da hätte er wohl lange in gottgefälligen Ehren und Herrlichkeiten leben mögen zu seiner und aller Welt Freude, und von jenem entsetzlichen Sturz wär' nimmermehr die Rede gewesen.

Aber wer die Gefahr sucht, kommt darin um, und grade dich umkommen zu sehn, Gualterus, — es hätte mir das eigne Herz gespalten. Mußte ich denn da nicht finster werden, wenn du auf eigne Kraft pochtest, und auf Willensgewalt und meintest Etwas zu seyn? Und durfte ich nicht fröhlich lachen, wenn dir die Unzulänglichkeit deiner Thaten recht ordentlich in's Gemüth trat, und deine eigne Unzulänglichkeit? Und weil dieß, o lieber, lieber Gualterus, doch ziemlich oft geschieht, hoffe ich auf unaussprechliche Freude für dich und mich Hienieden im rüstig ehrbaren Thun, dort jenseits in ungetrübter Seligkeit!“

Und wieder schlang er die Arme freundlich um den jungen Ritter, und weinte noch innigere Freudenthänen, als vorhin.

Ein wunderbar ahnungsreiches Beben rieselte durch Gualterus Gebein. — „Wer seid Ihr,“ stammelte er, „wer seid Ihr, geheimnißreicher Held?“

„Du mußt dich nur nicht entsetzen,“ erwiderte der Alte sehr ernsthaft; „dann ich will dir's wohl sagen. Ich bin nämlich jener ehemals verhexte und gräulich tolle Kloster Ritter selbst. Aber mache dich nicht von mir los, ach bitte, thue das nicht! Hat sich ja doch die ewige Gnade selber recht deutlich meiner erbarmt! —

Wie das habe zugehn können? meinst du? — Ja, von dem Wie — da vermag ich dir nicht Rechenschaft zu geben, und wer auch vermöchte das! Aber es ist geschehn, es ist wahrhaftig geschehn; ich weiß es mit voller, herzensfröhlicher Gewißheit!“

Und alles Zittern in Gualterus Gebeinen ward zur jubelnden, zuversichtlichen Kraft. Konnte ja doch nimmermehr Lüge kommen aus einer solchen Stimme!

Der Alte aber fuhr bedächtig fort:

„Eh' ich meinem Heil entgegengetrieben, und späterhin seiner vergewissert ward durch das innre. bald züchtigende, bald lockende Wort, habe ich freilich der abscheulichen Unthaten gar viele verübt in meinem zauberischen Wahnwitz. Eine der schlimmsten geschah in der Gegend von Marseille. Gewaltsam riß ich eine Nonne aus dem Kloster; dann bethörte ich sie durch buhlerische Zaubergesänge, und sie ließ in toller Verblendung sich mir antrauen, nachdem ich in meiner abscheulichen Teufelsgewalt Stadt und Gegend dermaßen unter mich gezwungen hatte, daß die beängsteten Klosterfrauen keine Klage wider mich zu erheben wagten.

Aber alsbald überdrüssig meiner befriedigten Lust, — welches denn im Kleinsten und Größten aller ungöttlichen Menschen Art zu seyn pflegt, — ließ ich die Geliebte und das Kind, das sie mir gebar, in eines tapfern Burgherrn Schutz, und eilte hier nach Schottland in die wilden Berge herauf, recht um abzustreifen jedes Band, welches mir noch die grüne, friedliche Erde — als mahnend an den blauen, seligen Himmel — zu flechten vermöge. Was half es! Die tolle Wuth zwar saß, wie fest hinten auf meinen Sattelbogen gekauert, mir auf dem Rosse mit, und trieb mich ungebündigt aus Kampf in Kampf, und aus Blut in Blut. Aber auch die verlockende Liebeslust war dabei, und unversehns lag ich in neuen Minnebanden ganz überwältigt fest.

Davor mußte der Vater und der Bräutigam meines vergötterten Mädchens in's Todesblut fallen. Sie selbst entführte ich nach einer unbewohnten Insel, und baute ihr dort, unter dem Beistand bezwungner Knechte, und wunderlicher, mir unterworfenner Geister, ein seltsames Schloß.

Sie starb über der Geburt unsers Kindes, und da schlug ich zuerst einigermaßen in mich. Deßhalb, als ich dem Knaben eine schottische Heldenburg gewonnen hatte, und Wiesen und

Forsten und Aecker umher, hinterließ ich dem bestallten Vormunde, es ruhe ein strenges Gelübd auf dem Kleinen, daß er — dereinst erwachsen — eine Kreuzfahrt nach Palästina thun müsse.“

„Auch mein Waffenmeister in der Provence — stammelte Gualterus — redete von einem solchen Gebot meines verschollnen Vaters; nur daß es erst lange nach seinem Verschwinden zu uns hingediehen sei.“

„Laß doch nur jetzt deinen Vater aus dem Spiel!“ unterbrach ihn Gualfredo mit einiger hastigen Aengstlichkeit. „Höre doch lieber dafür, wie es mir fürder auf meinen Irrfahrten erging. — Umherstürmend ohne Rast und ohne Ruh, nur kaum gedenkend noch der frühern Liebe und des frühern Schmerzes, ward ich dahin gerissen und dort hin: immer tiefer hinein in den unbegreiflichen Taumel. Aber immer auch klang es wie Nachtigallensang mir nach, mitten durch alles betäubende Gewirre durch: „du wurdest ja doch so sehr geliebt, und hast ja auch so sehr geliebt!“ — Damit waren meine stillfrommen Jahre gemeint, — ich wußt' es wohl, aber ich kehrte mich viel zu wenig darnach hin, im eiteln Stolz mich überredend, nur höchstens auf meine weltlichen Liebschaften dürfe sich dieser hochernste Gruß beziehn.

„Ach, Gualterus, da ist mir zuletzt eine Erscheinung begegnet, welche mir meine volle Sündhaftigkeit recht unwidersprechlich in's Gemüth hereinstralte durch den ganz endlosen Abstand von ihr zu mir. Und sieh, da gedieh es zum eigentlichen Wendepunkt, und zum Anfang meiner Errettung und Bekehrung. Die Erscheinung aber war Edilbertha.“ —

„Wie denn!“ fiel ihm Gualterus in die Rede. „Da müßtet Ihr Euch ja erst seit ganz kurzer Zeit bekehrt haben!“

„So ist es auch;“ entgegnete mit einem seufzenden Lächeln der Alte. „Zwar kam mir Anfangs — es sind nun fünf Jahre seitdem vergangen — nur ein Bildniß von ihr vor die Augen, das ein kunstreicher Mahler, von dieser Engelsklarheit ergriffen, auf seinen Reisen durch die Hochlande, ihr ganz unbewußt, zu eigner frommer Freude gefertigt hatte. Aber alles, was man sündhaft in mir nennen konnte, war seit jenem Augenblicke — wenigstens in Bezug auf Edilberthen — ab und todt. Eine Ahnung der seligen Himmelswelt gewann sich meinen ganzen

Sinn zum vorwärtsstrebenden seligen — Segel möcht' ich sagen, weil ja der glücklichleitende Himmelshauch auf ähnliche Art rettende Gewalt ausübt über ein bis dahin wild zwischen den Salzfluthen irrendes Schiff.

„Nun wußt' ich auf einmal, wohin ich mich zu wenden hatte, nämlich in mein eignes Innre hinein, um daselbst den Retter zu finden, der über allen Himmeln thront. Ich suchte, mein junger Freund, ich suchte, und — *versteht sich, daß ich sehr ernsthaft suchte*, — und, Gott sei gepriesen! ich fand! —

In seliger Wehmuth senkte Gualfredo seine Augen, und weinte noch weit schönere Freudenthränen als vorhin. Dann redete er auf gesetzte Weise in folgenden Worten fürder:

„Da ist mir denn Versöhnung geworden: zu Anfang nur mit einzelnen Menschen und Provinzen, zuletzt aber mit der heiligen Kirche auch. Viel des Schweren und Mühsamen ward mir zu vollbringen aufgegeben, aber ich rang mich ehrlich hindurch, und endlich — grade indem ich den wilden Rotaldo in sein Blut gestürzt hatte, ihm rächerisch, nach seinem eignen Begehr als der entsetzliche Klosterritter erscheinend, — endlich ward mir aus des heiligen Vaters Munde, und (wie ich wohl sagen darf) aus meinem Innern herauf der völlige selige Erlaß all meiner sündhaften Bürde zu Theil. Nun bleibt mir nur noch übrig, daß ich mit meinen beiden Söhnen, — der eine aus jenem gottesfeindlichen Bunde mit der Nonne, der zweite hier in Schottland erzeugt, — in den Ritterorden der frommen Templer trete, und so mich und mehr noch die armen schwerbedrohten Beide vor jeder künftigen Uebertretung hüte. Meint' ich doch kaum, daß mir dieser Wunsch je vollkommen gelingen dürfe. Nun aber, da du Edilberthens irdischer Liebe mit so recht herzlich reiner Freudigkeit zu entsagen vermochtest, wie sollte ich noch zweifeln, daß dein sehnlicher Beistand —“

Ein tiefes, ängstliches Stöhnen aus der Fingalshalle unterbrach den Sprechenden.

„Ich fürchte, mein tapfrer Freund und Gegner stirbt!“ seufzte Gualterus, und eilte in die Höle! Gualfredo ihm nach.

Da leuchteten funkelnde Meteore, wie man sie wohl in dieser wundervollen Felsengrotte bisweilen zu gewahren pflegte, in mannigfachen Schwingungen, glich feiernden Reigentänzen hin und wieder, und vor ihren Lichtesblitzen ward des todtbleichen,

wohl beinahe schon todathmenden Walters Antlitz offenbar. Gualfredo aber hielt die Hände vor die Augen, und seufzte weinend:

„Das ist ja eben Dein Bruder, der mit uns in den Templerorden treten sollte, und nun hast du ja deinen Bruder erschlagen, o mein Sohn Gualterus! Ach, nun werd' ich nie wieder lachen können, denn verdorben hat ja dein frecher, auf sich selbst beharrender Hochmuth mein armes Lachen auf immer!“

Heißweinend saßen Gualfredo und Gualterus bei dem immer leiser athmenden Walter, und auch über dessen Wangen schlichen einzelne, leise — vermuthlich wohl die letzten Thränen hin. Die Harfen von Selma rauschten feierliche Todtenklagen aus den verborgensten Höhengängen herauf. Wohl war es, als ob die Kobolde fern über den Bergen lachten und höhnten, aber sie durften hier nicht heran.

Da kamen die ersten Morgenstrahlen in die Fingalshöle herein geglitten, und Selma's Harfen verhallten im süßen Gelispel, und die Kobolde rauschten erschrocken fernab, aber Gualfredo seufzte:

„Ach sicherlich, nun in der frühen Tagesstunde, nun stirbt mein lieber Walter, mein frischer jüngser Sohn, und stirbt von Bruderhand, und ich hatte mich doch so recht von ganzem Herzen, Ihr trauten Schmerzenskinder, gefreut, auf eben dieses Wiedersehen gefreut! O weh! O weh!“

Und sie weinten wieder alle drei recht bitterlich.

*

Aber es kam viel anders, als der alte wundersame Mann und seine zwei trüben Sohne sich es denken konnten.

Denn mit dem Morgen zugleich trat die morgenröthliche Edilbertha in die Fingalshalle, von ahnungsvollen Träumen geweckt und hierher beschieden, an der Hand ihres glücklichen Helden und Gemahls.

Und es war, als stellten sich die Meteore in ihrem letzten, morgenlichen Verschweben noch zu einem Kreise zusammen über Edilbertha's Haupt, und von ihnen wie gefeiert und geschmückt, goß sie langsam und betend einen heilenden Saft in Walters Wunde. Der Kranke schlug die Augen auf, und nicht lange, so lächelte er die Morgensonne an, und sagte:

„O ich fühl' es fürwahr, ich lebe nun wieder, und werde noch leben für manchen herrlichen, ruhmestbetränzten Tag! — Meine holde Aertzin aber, wie Ihr so labend und helfend vor mir steht, da muß ich Euch eine Beichte thun. Geliebt hab' ich Euch mit all der Inbrunst meines thörichten, kindischen Herzens, und weil Ihr das weder erwidern konntet noch wolltet, hub ich in rasender Frechheit an, wider Euch zu schmähen. Das hat denn mein Bruder Gualterus gar ernsthaft und blutig und billig an mir gerächt. Und nicht wahr, gütige Herrin, nun verzeiht Ihr mir? Und nicht wahr, nun ist Alles gut, was Gualfredo und seine Söhne Verkehrtes auf Erden angefangen haben?“

Edilbertha antwortete nur mit einem anmuthigen Lächeln, aber das leuchtete hold versöhnend und auch die letzte Wunderlichkeit und Unbill verlöschend durch des Greisen und seiner Kinder Seelen hin. — „Es ist gar herrlich,“ sagte endlich Gualfredo, „daß wir Drei zum rechten Wege doch ganz durch das Leiten der schönen Herrin Edilbertha gelangt sind. Mochten wir uns dabei auch links oder rechts in Nebenpfade verirren,— der schöne, liebe Stern winkte uns dennoch wieder stät zu sich hin, um uns dem erhabensten und seligsten Sterne nachzuführen, den es je gegeben hat und giebt und geben wird.“

*

Sie sind nachher alle Drei als Templer in das heilige Land gezogen, und ehrenvoll, und den größten Theil des Christenheeres von bedrohlichem Unglück errettend, an Einem rühmlichen Tage gefallen, und Edilbertha hat ihnen verherrlichende Thränen nachgeweint.

Der Liebesring.

Zur Zeit, als der große Kaiser Karl schon Jahrelang der Franken König war und eben in Worms seinen Hofhalt hatte, begab es sich eines Tages, daß bittere Klagen daselbst einliefen. Denn es nahmen in dasiger Gegend die Bären dermaßen Überhand, daß sie sich schon bis dicht an die Stadt heranwagten und großen Unfug anrichteten. Da das dem Könige zu Ohren kam, so sprach derselbe also zu den Rittern und Herren, welche eben um ihn waren: Schon manchen Feindesschwarm, der auf seine Vernunft pocht, haben wir in Gottes Namen gedämpft; laßt uns diesem vernunftlosen nicht anders thun!

Und alsbald waffnete sich eine gute Schaar, meist ansehnlicher Herren, dem unbewehrten Landmanne von den grimmigen Bären zu helfen. Sie zerstreuten sich in den Wäldern, hierhin und dorthin, und waren so fleißig im Aufsuchen der Raubthiere, daß schon nach wenig Tagen die Gegend ziemlich gesäubert seyn konnte. Ein einziger, alter Bär, welchem der König auf der Fährte war, schien noch übrig und dem wollte er selber nachtrachten, wie weit das Thier auch von der Furcht hinweggetrieben sei. Daher entließ er die meisten seiner Gesellen und behielt, außer einigen Dienstleuten, keinen bei sich, als den Erzbischoff, Turpin von Rheins. Denn auch Bischöffen ziemte die Jagd, wo selbige zum Schutze vor Raubthieren geschah.

Vergebens aber zog Herr Turpin mit dem Könige hin und her, den Bären zu finden, einen ganzen Tag. Als es nun finster wurde, und die Fährte des Thieres gar verloren schien, da beschloß Karl mit den Seinen in einer Köhlerhütte die Nacht über zu verweilen, um mit frühem Morgen desto frischer wieder an das Werk zu gehen.

Aber obschon der König die letzten Tage im Walde gar unruhig und beschwerlich verlebt hatte, so lohnte er doch, auch in dieser Nacht, des Lagers nicht froh werden, welches der Köhler, der ihn kannte, durch seine Ehefrau mit möglichster Sorgfalt bereiten lassen. Vielmehr erhob er sich, seiner Gewohnheit nach gegen Mitternacht, und ging, während die andern in tiefem Schläfe lagen, vor die Thüre der Hütte, um sein Aufmerken einzig den

Sternen zuzuwenden, welche gerade in dieser Nacht so klar, wie eitel Sonnen, vom Himmel herableuchteten. Gleichwohl schlossen sie nicht, wie sonst, sein innerstes Leben auf, sondern er fühlte den Sinn, der in solchen Nächten gemeiniglich die hellsten, herrlichsten Entschlüsse faßte, so gestört und düster und verdumpft, daß er kein einziges Sternbild zu entziffern vermochte.

Da fragte er sich selbst, warum die Sterne wohl so stumm wären für ihn, dem sie sonst immer ihren goldenen Mund aufthaten, und es war ihm, als sei etwas Unfreundliches gegen ihn im Anzuge. Denn in den Nächten kurz vor dem Ableben seines theuren Gemahls, der Frau Hildegardis und seiner vielgeliebten Mutter Berchta, welche der Herr in einem Jahre zu sich berufen, hatte der Sternhimmel sich auch nicht kund thun mögen dem unablässigen Verlangen seines Herzens.

Traurig wollte er schon in die Hütte zurück. Doch als er sich dieserhalb zur andern Seite kehrte, da ward er, in nicht allzugroßer Entfernung einer Flamme gewahr, welche, über die alten hohen Eichen des Waldes hinauf, fast bis in den Himmel hinein wogte.

Nun gab es in dieser Nähe kein Haus, ja nicht einmal eine Köhlerhütte, daher war er begierig, etwas Bestimmtes über das Feuer zu vernehmen, und eilte zu dem Wirthe, und erweckte ihn. Dieser aber trat sogleich mit Karl'n heraus und erstaunte fast noch mehr als der König, über die ungeheure Flamme, die mit jedem Augenblicke höher, und in wunderlicherer Gestaltung, hinaufloderte.

Herr König, sprach der Köhler, in sichtbarer Angst, sollte vielleicht ein Heidenschwarm in der Nähe liegen? Anders wenigstens kann ich mir solch ein Feuer in jener Gegend nicht deuten. Gleichwohl wäre, nach so vielen Niederlagen des ungläubigen Volkes, die Tollkühnheit allzugroß!

Dem sei wie ihm wolle — versetzte Karl — ich muß wissen, welche Bewandniß es habe mit der Flamme!

Hierauf ermunterte er seine Jagdgenossen, daß sie aufstanden und bald waren der Erzbischoff wie die Uebrigen auf den Beinen, die meisten mit wenig mehr als ihren Jagdspießen bewaffnet.

Während einer der Knechte eine Fackel voran trug, gingen sie insgesamt herzhaft nach dem Feuer zu und es war als ob dieses auf einmal, höher denn zuvor, ja bis über die Sterne hinauf glänze, dann aber immer kleiner und kleiner werde.

Wie sie nun auf den freien Platz im Walde kamen, den der Köhler für den einzigen angab, von dem die große Flamme habe aufsteigen können, so fand sich keine Spur, nicht einmal von Kohlen oder Asche. Da sprach der König zum Köhler: Ei Lieber, sage, wie wäre es möglich, daß hier eben erst solch eine Flamme aufgestiegen sei, und nun sich auch nicht das mindeste Zeichen davon entdecken liesse? Wäre vielleicht auf anderm Platze gewesen, was wir von weitem wahrgenommen?

Aber der Köhler vermaß sich hoch, daß es für ein solches Feuer keinen Platz in der ganzen Gegend gäbe, als diesen, indem von nun an der Wald, allenthalben, bis auf wenige Fußsteige, unzugänglich werde.

Man sah hierauf nochmals sorgsam umher, nirgend aber leuchtete ein einziger Funke. Nur von der Mitte des Platzes breitete sich, ein kaum bemerkbarer, blauer Qualm, nach allen Seiten hin, der einen Pesthauch von sich gab. Als die Mitte sich nun wieder aufhellte, entdeckte man auch einige kleine Leute, welche etwas im Grase zu suchen schienen.

Was gilts, Herr König, sprach der Köhler, das alles ist bloßer Zauberspuk gewesen! Denn man will behaupten, daß das Heidenthum nunmehr, da die Waffen durch Gottes Hülfe ihm fehlschlügen, darauf ausgehe, den Christen mit heimlichen Mitteln Abbruch zu thun.

Der Erzbischoff trat seiner Meinung bei und der König sagte: So laßt uns denn hin und des Teufels Werke zerstören.

Als sie nun näher kamen, da entsetzten sich der Erzbischoff und alle Uebrigen vor der Häßlichkeit des Weibes und ihrer drei Kinder, welche der Ankommenden zu harren schienen.

Wie hierauf, beim Herannahen der Alten, die Andern in lautes Murren ausbrachen, da gebot der König ihnen zu schweigen und redete selbst, mit milder Stimme, das Weib also an:

Was, Alte, ist dein Beginnen, hier, mitten in der Nacht?

Zu suchen mit meinen Kleinen nach heilenden und glückbringenden Kräutern, so nur in dieser Stunde zu finden

sind.

Hast du die Flamme erregt, die vorhin von hier in die Höhe stieg?

Nur gepflegt!

Wo ist sie hingekommen?

Wohin die Sonne geht am Abend; es war nur, künstlich aufbewahrtes, Sonnenfeuer!

Herr König, sprach jetzt der Erzbischoff, seinen Eifer länger nicht bezähmend, wozu die Nacht verderben mit diesem Zaubergeschmeiß? Lasset sie binden durch die Knechte, und ihnen alsbald thun, was recht ist!

Was recht ist! wiederholte Karl bedeutend. Ziehe du darum in Frieden, Weib, mit deinen Kindern. Mehr, denn der verdächtigen Rede deines Mundes, traue ich auf dein wohlwollendes Angesicht.

Nut mit Mühe hielt der Erzbischoff, wie die Uebrigen, ihren Unwillen über diese Rede zurück! Das Weib aber sagte:

Herr König, habet Dank für den Schutz, so Ihr einer armen, alten Frau gewährt und traget mir zum Andenken dieses Fingerlein [*Ein Ring.*] gefertigt aus den heilsamen Kräutern der Mitternacht. So wenig Schein es hat, so mag es Euch doch in mancherlei Fällen Dienste leisten. Gedenket drum meiner und des Fingerleins, wenn morgen der Bär von Euch erlegt wird.

Hierauf begab sich die Frau mit den Kindern hinweg und der König that wirklich den Ring an seinen Finger.

Der Erzbischoff verstummte darüber vor Schrecken und selbst der Köhler schüttelte den Kopf. Aber Karl, dem es nicht entgieng, schalt gewaltig über das voreilige Urtheilen, und daß man auf der Alten mildes Auge, das ihm immer noch vorleuchte, so gar wenig setze.

Nichts, eiferte der Erzbischoff, leuchtete daraus, als der Glanz des Feuers, in dem dieser Ring, Euch zum Verderben, bereitet wurde! Was bedarf es weiter Zeugniß, daß Eure Verblendung der Zweck der Hexe war, der ihr auch gelungen ist, nun wir von Euch hören, daß ein so ruchloses Gesicht wie das ihrige, Euch mild und freundlich hat dünken können.

Verblendete Ihr alle, erwiderte der König heftig. Zuvor schon erfüllt mit eitel Zauberbildern, hat Eure Einbildungskraft Euch das Auge zugehalten. Als ob es nicht auch geheime Wissenschaften gäbe, zum Heil und Glücke der Menschen ausgesonnen!

Der Pestgeruch, sprach Herr Turpin, sollte der auch nicht von unreiner Quelle zeugen?

Da versetzte der König finster: So habt Ihr denn niemals aus unreinem Dampfe selbst das Reinste und Höchste hervorgehen sehen? Oder ist es eitel Weihrauch, worin das Metall verschmolzen wird zum Kelche für den Tisch des Herrn? —

Am Morgen beim Aufbruch aus der Köhlerhütte meinte der König schon, er habe das Geschenk der Alten in der Nacht verloren. Bald aber entdeckte es sich, daß ihr Ring ganz unten, an seinem Mittelfinger, wie eingewachsen in ihn war, auch in so kurzer Zeit die Farbe des Fingers angenommen hatte, so daß er sich nur schwer von diesem unterscheiden ließ. Den Ring abzunehmen, war unmöglich geworden.

Herr Turpin erseufzte, als der König ihm die Sache vorzeigte. Ha sagte Karl zu ihm: Und wenn — was ich ganz bezweifeln muß — der Teufel selbst verborgen wäre in diesem Fingerlein, meint Ihr, daß ich, der ich bloß lebe, um ihn zu bekämpfen, mich durch solch Gaukelspiel vom Kampfe würde abschrecken lassen?

Seine Macht und Blendwerke sind groß! rief der Erzbischoff. Doch der König sprach halbzornig: Nun will ich, daß endlich die Furcht hierüber schweige!

Da wagte dann niemand mehr ein Wort gegen ihn fallen zu lassen über den Ring. —

Wirklich wurde der Bär sehr bald aufgetrieben und erlegt. Karl dachte sogleich an das Geschenk der Alten, enthielt sich aber, zu sprechen davon.

So groß auch Herr Turpins Besorgniß war wegen des Ringes, so offenbarte sich doch, während geraumer Zeit, nichts an dem Könige, was die Macht des Bösen über ihn kund gethan hätte. Nach wie vor, führte Karl das Schwert des Herrn gegen die Feinde des Glaubens und der Ordnung, mit Kraft und Freudigkeit. Nach wie vor sprach er mit Herrn Turpin und dem Abt Alkuin, seinem vertrauten Freunde, von geistlichen Dingen.

Wie immer stärkte er seine Seele in den herrlichen Schriften des heiligen Augustinus und brach einst, weil er, trotz seiner Anstrengung, die Wissenschaft nicht so fordern konnte, als sein Wunsch war, gegen Alkuin in folgende Worte aus: O daß ich nur zwölf so weise und gelehrte Männer hätte, wie Hieronymum und Augustinum! Doch Herr Alkuin, welcher tiefe Aeußerung der frommen Demuth zuwider achtete, entrüstete sich deß und sprach: Hat doch der Schöpfer des Himmels und der Erden nicht mehrere ihres Gleichen gehabt, und Ihr könnt deren zwölf begehren? —,

Nach einiger Zeit war das Geschenk der Alten gänzlich vergessen, selbst von Karl, bis eines Morgens, als beim Händewaschen sein Auge auf den Finger fiel, an dem der Ring gesessen, dieser sich nicht mehr daran fand. Er wußte nicht, wenn und wo er ihn verloren hätte.

Sogleich gab er Herrn Turpin, welcher sich damals in seinem Erzbisthum aufhielt, schriftliche Nachricht von diesem Umstande, und der fromme Mann dankte Gott, daß er sein unablässiges Flehen endlich erhört habe.

Um diese Zeit befand sich der König in der Stadt Aach, und gieng eben darauf um, sich fernerweit zu vermählen. Die schöne Luitgardis von Schwaben hatte seinen Sinn gefesselt, deren Beschreibung ihm so umständlich gemacht worden, daß er eines Tages ausrief: Obschon ich das Fräulein nimmer mit Augen gesehen, so bin ich deß doch gewiß, sie werde mir vor andern wohlgefallen, auch vermesse ich mich, sie unter tausenden alsbald herauszufinden!

Der Hofmeister, den er zur Werbung um das Fräulein eben senden wollte, stand dabei, als Karl solches ausrief; daher fügte der König hinzu: Du kannst das immer ihrem Vater wieder sagen.

Wie nun der Hofmeister gen Schwaben gereiset war, und dort, nebst den übrigen Befehlen seines Herrn, auch diesen ausgerichtet, that Luitgardis Vater alsbald, in seiner Freude, der Tochter solches kund. Da diese nun begierig war, zu wissen, ob Karl auch wirklich sie sogleich entdecken werde, so beschloß sie, bei ihrer ersten Zusammenkunft mit dem künftigen Gemal, sich in nichts von den Dienerinnen, die mit ihr reiseten, auszuzeichnen, und gänzlich wie diese gekleidet, vor dem theuern Herrn zu erscheinen.

Karls Hofmeister, als er ingeheim hiervon vernahm, so glaubte er dem König doch zuvor davon Kunde geben zu müssen und er schrieb ihm solches, und damit aller mögliche Irrthum vermieden werde, erbot er sich, ihm ein Zeichen zu geben, welche von den Ankommenden seine Braut sei.

Deß aber warb der König fast zornig und schrieb dem Hofmeister zurück: Er möge sich besser gewöhnen, die Befehle seiner nunmehr baldigen Gebieterin zu befolgen, sonder Trug und Hinterlist. Ein anderes Zeichen seiner Treue und seines Gehorsams begehre er in diesem Falle nicht von ihm. —

Und alles geschah, wie Luitgardis und ihr Bräutigam solches eingeleitet.

Um in Zeiten seiner Sache gewiß zu seyn, ritt König Karl dem Brautzuge weit entgegen, barg sich jedoch, als der Zug, auf eitel stattlichen Rossen, herannahete, hinter dem Gestrippe des Waldes, von wo aus er alles genau und unbemerkt beobachten konnte.

Ha! rief er aus, als der Zug vorüber kam, und vor Freude seiner Sache und hiermit der reizendsten Braut gewiß zu seyn, also laut, daß man den Ton vernahm und alles nach der Seite sich hinkehrte, woher er scholl. Doch das dichte Laub schützte den König vor der Entdeckung und als der Zug vorüber war, gewann er noch Zeit, auf Seitenwegen eiligst zurückzureiten nach der Stadt Aach, und sich hier bereit zu machen zum Empfange der holden Braut. —

Luitgardis konnte so wenig wie alle die mit ihr waren, im Thore zu Aach ihr Staunen bergen über den König, der hier ihrer schon harrte. So viel sie auch von der Hoheit seiner Gestalt vernommen, so herrlich und mild zugleich hatten sie ihn nicht denken mögen, als er hier, auf weißem, ungewöhnlich großem Zelter, im Rocke aus Goldstoffe gewebt, mit der blitzenden Krone auf dem Haupte und dem mächtigen Schwerte in der Hand erschien, und nachdem der fremde Abgesandte, vereint mit seinem Hofmeister, ihm die Meinung Luitgardis kundgethan, herabstieg von dem Rosse, um die Braut herauszufinden, welche nebst ihren Begleiterinnen und Begleitern ebenfalls abgestiegen war.

Wenn auch Luitgardis nicht, gleich ihm, alle andern ihres Geschlechts an Schönheit hinter sich ließ, so ragte sie doch

darinn über ihre Dienerinnen so weit hervor, daß sie seiner Wahl ganz geruhig entgegen sehen konnte.

Da trat der König ihnen näher und senkte sein Schwert. Wer ihn sah, der fühlte sich erhoben von dem liebevollen Strahle seines großen, schönen Auges.

Wie er nun sagte: Ich, der Franken König, grüße Luitgarden von Schwaben, als meine geliebte Braut und, so Gott will, baldiges Gemal! dazu einer der Damen seine Hand zu reichen kam, die also Begrüßte aber niedergeschlagenen Auges sich zur Seite wendete und einer der Damen, welche darüber ihr Bewußtseyn verlor, alle zugleich hülfreiche Hand zu leisten suchten, da trat der, der keinem äußern Feinde erzitterte, heftig zitternd zurück. Denn alles sagte ihm, daß er sich in der Person geirrt hatte.

Als bald aber, ermunterte sich sein Geist wieder und er bedachte, wie die Blicke des Volkes auf ihn gerichtet waren, auch dem eingegangenen Verträge sein Recht geschehen müsse. Doch wurde es ihm schwer, die eine, so er fälschlich begrüßt, nicht anzuschauen und statt dessen die Rede an seine künftige Hausfrau zu richten, als diese wieder zur Besinnung zurückkehrte.

Verehrte, Braut — so begann er — wir selbst haben beide Schuld an dem Irrthume, der eben begangen worden. Laßt uns daher jedes dein Andern sein Theil daran verzeihen! —

Luitgardis schwieg. Da hielt der Gesandte ihres Vaters eine Anrede in wohlgesetzten Worten. Der König aber schloß seine Braut in die Arme und darauf stieg alles wieder zu Rosse, um sich nach der Burg zu begeben. Luitgardis dem Könige zur Linken reitend, glich einem todten Leichname, so bleich war ihr Gesicht, so starr' ihr Auge. —

Als nun in Karls Kapelle der Segen über das Paar gesprochen wurde, da erscholl ein Aechzen in des Bräutigams Nähe. Aber er sah nichts, wie er sich danach umblickte. Doch war es ihm, als könne dieser bange Ton einzig aus der Brust jener Dame kommen, welche sein Auge, seitdem er sie fälschlich für seine Braut begrüßt, alles Fleißes vermieden hatte. Er entdeckte indeß die Dame nirgends, was ihn Wunder nahm und seine Andacht merklich störte. Gleichwohl enthielt er sich auch nachher des Fragens nach ihr.

Als die Dame jedoch den ganzen Tag nicht bei der Tafel noch sonst irgend wo erschien, während alle ihres Gleichen fortwährend um ihre Herrin waren, da sprach Karl am Abende, wie niemand mehr als Luitgardis bei ihm saß:

Mein theures Gemal, als Beweis, daß du mir den Fehler dieses Morgens zu gut halten und kein Arg aus dem leidigen Zufalle nehmen willst, laß uns dessen jetzt ruhiger gedenken, und entdecke mir, welches Herkommens und Namens die Dienerin ist, der ich Worte sagte, so ihr nicht zukamen.

Darauf antwortete die Königin:

Geliebter Herr und Gemal, gern möchte ich bessere Antwort auf Eure Frage geben. Doch weder ich, noch eins der Meinigen weiß etwas mehr von ihr, als daß sie Gunilde geheißen ist, und ein mir unbekannter Ritter selbige, wenig Tage vor meiner Abreise von Hause, meinem Herrn Vater mir zur Begleitung empfohlen hat, da eine meiner Dienerinnen erkrankt war. Weil sie nun eine stille und sittsame Jungfrau schien, so ist solche mir mit anhergegeben worden.

Und habt Ihr, Mein theures Gemal — versetzte der König mitleidig — der Armen, die ich nirgends wieder gesehen, meines Irrthums halber für heute Euer Antlitz entziehen wollen? —

Nein, geliebter Herr, sagte die Königin, mit sehr aufmerksamen Blicken auf den Gemal. Sie soll, wie man mir berichtet, unpaß worden seyn.

Alles, alles die Schuld meiner trüben Augen, die den gemeinen Stein für das Juwel, die schönste Zier meiner Krone, ansahen! sprach der König unwillig über sich selbst. —

Desto zorniger war Karl, als er, auf sorgfältiges Nachforschen, am folgenden Morgen erfuhr, daß der Abgesandte seines Schwähers jene Dienerin sofort eigenmächtig entlassen und gen Schwaben zurückgesendet. Und er sagte ihm:

Wie mochtet Ihr Euch so unziemlicher Dinge erdreusten? Gerechtigkeit heißt der Grundstein meines Throns und Ihr wagt es, diesen hier vor meinen Augen dadurch zu erschüttern, daß Ihr wälzen wollt vor allem Volke auf die Schuldlose den Verdacht irgend einer argen Schuld? Wie kam Euch überhaupt zu, Recht zu sprechen, in diesem Reiche, über eine, die Ihr selbst mir,

Namens meines hochverehrten Schwähers, zugleich mit der theuren Braut übergeben habt?

Schaffet sie zurück, wo sie auch sei, so befehle ich Euch. Zwar enthalte ich mich aller Verletzung Eurer Person, wenn aber die Beleidigte nicht binnen drei Tagen wieder an meinem Hofe ist, so werde ich, für Euren strafbaren Eingriff in meine Gerechtsame, Euren Kopf von meinem Schwäher begehren. — Uebrigens sei der Alwissende mein Zeuge, daß hierunter keinerlei Nebenabsicht mich leitet! —

Wirklich that Karl, nach Gunildens Rückkehr, alles, um jeden möglichen Argwohn zu vermeiden: allein nicht ohne den größten Kampf mit sich selbst. Denn obschon Gunilde keinesweges mit blendender Schönheit begabt war, vielmehr ihr höchster Reiz in dem an Wildheit glänzenden Feuer des dunkeln Auges lag, so wurde doch des Königs Blick, wo sie auch seyn mochte, zu ihr hingezogen. Ja, wider seinen Willen, hatte sein Gedächtniß alle ihre Eigenheiten in Kurzem dergestalt aufbewahrt, daß — auch ohne sie zu sehen — er am schwächsten Athem, am leisesten Fußtritte, sogleich ihren Athem und ihren Fuß erkannte. —

Einstmals bei Nacht, als Karl, seiner Sitte nach, die Sternbilder beobachten wollte, welche eben köstlich hervortraten, da gewahrte er im Burghofe an einem offenen Fenster, dicht neben dem Gemache seiner Gemalin, eine weiße Frauengestalt. Und sein Trachten nach Deutung der schönen Sterngebilde verging ihm plötzlich über der Gestalt. Obschon kein Zug von dem Gesichte zu erkennen war, so währte sein Auge doch ein Paar dunkle Augen, heller funkelnd als die hellsten Sterne, einen süßen Liebesglanz zu ihm herüberwerfen zu sehen.

Da fragte er leise hinüber:

Dame, sprecht, wie heißet Ihr, und was treibet Euch, den holden Schlaf an die, auch geübtem Blicke oft unklaren, Geheimnisse der Nacht zu setzen?

Mein Herr und König, sprach dagegen die Dame, die Sterne sind meine Vertrauten von Kindheit an. Uebrigens ist mein Name Gunilde. Erlaubet mir daher mich zurückzuziehen, auf dass Eure Anrede mich nicht abermals arger Deutung aussetze!

Mit diesen Worten entfernte sich das Fräulein vom Fenster.

Und das Vertrauen mit den Sternen, von dem sie sagte, ließ dem Könige keine Ruhe mehr. Er ging, um sie aufzusuchen. Doch gelobte er sich, auf dem Wege alles zu vermeiden, was Gunildens Sittsamkeit beleidigen könne. Als er nun vor die Thüre ihres Gemaches gekommen war und leise angeklopft und gesagt hatte:

Dame, vergönnet mir, in Gemeinschaft mit Euch, des Himmels Lichter, zur Erleuchtung unserer Pfade, anzuschauen!

Aber das Fräulein sprach:

Mein Herr und König, Ihr gewährtet mir Schutz gegen ein ungerechtes Urtheil, wollet daher nicht selbst durch Euer jetziges Thun diesem Urtheile den Schein der Gerechtigkeit leihen.

Gunilde — sprach der König — die Sterne, deine Vertrauten, sind meine Zeugen, daß ich nichts will, als ihre mir heut so unklare Sprache vernehmen, von deinen Lippen, durch deine Augen.

Die Sterne — antwortete das Fräulein — ja sie sagen mir, daß es Euer Ernst sei. Aber, werden sie es auch der Welt sagen, die ihrer Sprache nicht kundig ist? Morgen am Tage darüber, wenn Ihr wollt. —

Sie öffnete das Gemach nicht und Karl begab sich, auf ihr Bitten, wieder hinweg.

Am folgenden Morgen mit dem Frühesten ließ die Königin, welche dicht neben Gunildens Gemache schlief, das Fräulein zu sich holen, schloss sie in ihre Arme und sprach: Verzeihe, mein Kind, das Unrecht, so dir durch den Abgesandten meines theuren Vaters widerfahren ist. Der Schlaf flohe mich in voriger Nacht; da bin ich Zeugin gewesen deiner Treue, vor dem Augenblicke, wo mein Gemal dir Ansprache abgewann, bis wo er die Thüre deines Gemaches verließ. Fahre fort, treu und tugendlich mir zu dienen, weiche jedoch dem Könige, meinem vielgeliebten Gemale, nicht also aus, daß er dessen Verdacht fasse, weil dieses seiner Leidenschaft — wenn er solche für dich empfinden sollte — nur ein neuer Sporn und Antrieb seyn würde. Uebrigens deute mir doch, da dir die geheime Schrift der Sterne bekannt, was darinnen von meiner Zukunft steht.

Gunilde weissagete hierauf ihrer Herrin viel Erfreuliches, und befestigte sich hierdurch gar sehr in Luitgardis Gunst. —

Den ersten Augenblick, wo Gunilde allein war, ersah der König, um ihre Entdeckungen der vorigen Nacht zu vernehmen. Er staunte darüber, was die Sterne ihr verrathen. Zwar hatten sie sich gegen ihn durchaus nicht klar ausgesprochen; doch waren auch die dunkeln Andeutungen, welche er ihnen verdankte, oft ganz im Widerspruche mit Gunildens vollständigen Aufschlüssen, so daß der Argwohn in ihm sich regte, seine Sternkunde beruhe auf eitel falschen Grundsätzen.

Nun ließ er nicht eher ab, als bis Gunilde sich entschloß, die nächste Nacht in Gemeinschaft mit ihm den Himmel zu beobachten. Doch drang sie dabei darauf, daß Luitgardis dazugezogen werde, dagegen lehnte sie Alkuins Gegenwart, welche die Königin vorschlug, mit Nachdruck ab, weil, wie sie sagte, es dem schwachen Weibe nicht zieme, im Beiseyn eines so hochgelehrten Herrn ihre geringen Kenntnisse leuchten lassen zu wollen. —

Karl überzeugte sich in dieser Nacht immer mehr von Gunildens Unentbehrlichkeit für sich und sein Glück und selbst für seinen Umgang mit den Gestirnen. Sie deutete ihm aus denselben Dinge, worauf er sonst nie wurde gerathen seyn, und wußte durch Ehrerbietung und Diensteyer auch die Königin dergestalt für sich einzunehmen, daß diese ein unbegrenztes Vertrauen in sie setzte, und sie zu ihrer ersten Dienerin erhob. —

Aber nur allzubald gewahrte der König, daß die Sternkunde und ähnliche höhere Dinge es nicht allein waren, was ihn fortdauernd an Gunilden zog; er entbrannte vielmehr dergestalt in Liebe zu ihrer Person, daß nichts als Gunildens Härte ihn bezähmen konnte. —

Nicht für immer. Auch diese —verstellte — Härte erlag eines Tages, in Abwesenheit seiner Gemalin, und von Stunde an vermochte der König keinen Tag ohne das Fräulein und dessen Gunst zu leben.

Jetzt sah Luitgardis wohl, wie sehr sie sieh in ihrer Vertrauten getäuscht hatte. Denn alles bewieß, daß Gunilde dem Könige nur darum Hindernisse entgegengesetzt, damit sie ihn desto fester in ihre Schlingen bekommen möchte.

Sein Umgang mit ihr ward von Tag zu Tage seiner Gemalin, und sogar dem Reiche gefährlicher. Nicht genug, daß er alle Freude verloren hatte an der Sorge für das Regiment, entfernte

er auch, sonder Zweifel bewogen durch Gunildens falsche Auslegung der Gestirne, oder des Fräuleins ungezügelter Willen, die mächtigsten Stützen desselben. Er fing sogar an, die Feinde Christi mit andern Augen zu betrachten und ward nie mehr betroffen, im Lesen der Schriften heiliger Männer, wozu er vor Kurzem noch sogar die Zeit während des Essens oftmals angewendet hatte.

Da bat alles und beschwor den König, das Rechte wieder wie vormals zu thun, und die Dirne von sich zu weisen, die so viel Unheil über sein Reich bringe.

Und aus den fernsten Gegenden desselben kam allmählig eine große Zahl weiser und heiliger Männer, um ihm seine Pflichten vorzuhalten, und zu zeigen, wie durch so arges Beginnen die Strahlen des Ruhmes verlöschen müßten, welche die frühere preiswürdige Amtierung um des Königes Haupt gewunden hatte.

Aber weder der weise Erzbischoff Turpin, noch seine Schwester Gisla, die Aebtissin, welche ihm vieles galt, kurz niemand, vermochte seinen Sinn zu ändern.

Ein einzigesmal, als die Kunde kam, von seines Freundes, des heiligen Vaters Adriani Ableben, da wollte er vor Rührung in Thränen zerfließen, weil er sich unwürdig fühlte des Segens, den der hohe Mann ihm hinterlassen.

Aber nur allzubald hatten Gunildens Blicke seine Thränen wieder getrocknet und ihre Lippen ihm die Rührung aus dem verkehrten Herzen gesogen. —

Der große Nachtheil, welchen unter anderm Religion und Glaube durch die Umstände erlitten, und daß man bemerkt haben wollte, Gunilde gehe immer nur mit Widerwillen zu Tische des Herrn, das bewog endlich mehrere fromme Menschen nachzuspüren ihrem, bis dahin keinem bekannten, Herkommen. Und es ergab sich, daß sie eine Tochter war des Maurenkönigs Abdorrhaman, von einer Christensklavin zwar geboren, aber im Heidenthume groß gezogen, die von jeher der heiligen Taufe widerstrebt hatte.

Froh darüber, wie er mit dem Gewicht solcher Kunde das Herz des Königs auf Einmal zum Guten kehren wolle, trat der Erzbischoff von Rheims zu Karl.

Aber wie entsetzte sich der Mann Gottes, als auch das den König nicht von Gunilden wenden konnte, vielmehr derselbe darüber in die Worte ausbrach: Und sei sie wer, und was sie wolle, Gunilde verdient der Franken Königin zu seyn, und ich habe beschloßen, diesem würdigen Haupte die Krone nicht länger vorzuenthalten.

Darauf ließ Karl wirklich eine kostbare Krone bereiten. Ehe er solche aber der Heidin auf ihr Haupt setzen konnte, schien der Himmel die große Noth, welche das Reich erlitt und noch bedrohte, durch den Tod der bösen Dirne hinwegnehmen zu wollen. Denn der Argwohn war nicht ohne Grund, daß sie wirklich darauf ausging, das Christenthum wieder auszurotten.

Schon freute sich alles Volk der wunderbaren Rettung gar sehr. Der König aber, außer sich in seinem Schmerz, ließ den Leichnam mit den köstlichsten Salben versehen, und als derselbe nun beigesetzt werden sollte, so verhinderte er solches und that die Krone auf der Todten Haupt und lag vor ihr auf den Knieen Tag und Nacht. Ja, der Erzbischoff Turpin, welcher wenig mehr aus der Gegend seines Gemaches sich entfernte, vernahm einstmals, daß der König in seiner Verzweiflung mit lauter Stimme gelobte, zum Heidenthume zurückzukehren, wenn Gunilde wieder erwachen, und nur ein Jahr lang seinen Thron mit ihm theilen wolle.

Entbrannt darüber im heiligen Eifer, wollte eben der fromme Mann das Gemach eröffnen, in dem solch ein Gräuel sich kund that, als er, noch außen, ein Jauchzen des Königs vernahm, so daß er meinen mußte, der arme Herr sei in seinem Schmerze plötzlich wahnsinnig geworden. Wie er nun anstand, das geweihte Kleid, das er trug, der Verletzung durch die Hand eines Wahnsinnigen auszusetzen, da nahm er eine Spalte wahr in der Thüre und sahe durch dieselbe, daß der Leichnam in der That sich aufgerichtet und einen Schein des Lebens erhalten hatte.

Doch kaum, daß der Erzbischoff die Thüre mit geweihter Hand berührte, so fiel die Leiche wiederum leblos zurück. Da ward Karl hohergrimmt über sein nunmehriges Eintreten, weil er seiner Nahe die Leblosgkeit Gunildens mit Recht zuschrieb. Doch ging solch ein Glanz aus von dem Manne Gottes, daß den König ein Schauer anwandelte und er keine Worte hatte, ihm solches zu verweisen.

Als aber nun der Erzbischoff des Königs Hand ergreifen und ihn aus dem Zimmer führen wollte, mit den Worten, daß er seinem Reiche nöthiger sei, als so häßlichem Leichname, da wehrte Karl ihn dennoch heftig ab und sagte in seiner Verzweiflung:

Hier, hier ist mein Reich und mein Leben und mein Himmel. Eben erwachte dieses theure Haupt von seinem Schlafe und versprach, den Thron fortan mit mir zu theilen. Geht, eilet, solches kund zu thun allem Volke!

Als nun Turpin sahe, daß der König durchaus nicht zu bewegen war, das Gemach zu verlassen, da gedachte er des Reiches und der Kirche mit betrübtem Herzen, und ging in die Kapelle, und warf sich vor dem Altare nieder, um Erleuchtung flehend, wie solchem ungeheuern Frevel zu steuern sei.

Und wie er hier auf seinen Knieen lag, erschien ihm der Engel des Herrn und erfüllte seinen Geist mit einer wunderbaren Klarheit, daß er sah, wie alles Böse von dem unseligen Ringe herrühre, den Karl, seiner Verwarnung nicht achtend, einst bei Nacht im Walde von jener Alten angenommen. Diese arge Zauberin ging in der That darauf aus, den König durch den eben erst, einzig für ihn bereiteten, Ring, dem Christenthume abwendig zu machen. Aber des Ringes Zauber war zu schwach gewesen wider die Glaubensstärke des Helden. Darum nahte sich die Alte einstmals bei Nacht, wahrscheinlich unsichtbar, wie Karl in seinem Zelte schlief und zog ihm den Ring wieder vom Finger. Und wie einst die Schlange Evam, so sollte ein schlangengleiches Weib ihn nunmehr verführen, und der Ring dem Weibe in seinen Augen, eine Schönheit, selbst durch den Tod unzerstörbar, verleihen, auch, unter der Zunge getragen, die süßesten Worte einflößen. Gunilde war es, welche von der Hexe hierzu auserwählt wurde. —

Ha warf sich der Erzbischoff auf sein Antlitz nieder, den Himmel preisend für solche Offenbarung, und ging flugs zurück nach dem vorhin verlassenen Gemach und ersah durch die Spalte der Thüre, daß Karl, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, sein Haupt in der flachen Hand hielt und eingeschlummert war, auch die Entseelte noch mit geschlossenen Augen dalag. Und er eröffnete die Thüre leise und schlich hinein nach dem Leichname zu, des Vorsatzes, ihm

den Mund aufzuthun und den gefährlichen Ring herauszunehmen.

Kaum aber, daß der Erzbischoff die Lippe der Leiche berührt hatte, so weckte die unsichtbare Gewalt, welche sie, Kraft des Ringes, über den König übte, diesen aus seinem Schlummer.

Darauf riß Karl in grimmiger Wuth sein Schwert aus der Scheide, um damit herzufallen über den Erzbischoff, daß er sich solcher Dinge erdreisten möge. Doch schon bevor es geschah, war der Ring in des Erzbischoffs Hand und er reichte ihn ruhig lächelnd dem Könige, der eben das Schwert über seinem Haupte geschwungen hielt.

Und als der König den Ring für denselben erkannte, den er unbemerkt wieder verloren hatte, so fiel fast zugleich sein Blick auf den todten Körper. Da erschrak er gewaltig. Denn wie allen Andern, kam er ihm nun leichenhaft und abscheulich vor, und er sahe wohl, daß seine zeitherige Verblendung von dem argen Zauber herrührte, der ihm erst dann etwas anhaben können, als er mit diesem Weibe zusammengerathen war.

Und das Schwert sank von selbst aus seiner Hand.

Fort, fort mit diesem Leichname, der mir Herz und Leben, wie jenes Feuer die Luft, verpestet hatte! So rief er und eilte am Arme des Erzbischoffs aus dem Gemache und vernahm von diesem die wunderbare Weise, wie der Herr dem frommen Manne das Geheimniß zu seiner Rettung mitgetheilt hatte. —

Nun aber, sprach der Erzbischoff, nun sei Euer Erstes, mein König, das Fingerlein von Euch zu thun, auf daß es seine teuflische Gewalt fortan nimmer an Euch, noch irgend einem üben, oder den Feuergeistern, so es bereitet, wieder in die Hände gerathen möge!

Da gab der König alsbald den Ring dem frommen Manne und dieser sprach, ihn in die Höhe haltend:

Aus der Flamme gingst du hervor, um Seelen zu werben für die Flamme. Damit du auf immer von der Gemeinschaft mit deinem Urstoffe geschieden seist, soll jetzt die Welle dich verschlingen.

Und der Erzbischoff warf den Ring in den See, der vor ihnen lag und segnete den König ein und dieser fiel sodann, neben ihn,

auf seine Kniee, um Gott zu danken für das gerettete Heil seiner Seele.

Sodann eilte Karl mit ihm zu seiner Hausfrau, die er lange nicht gesehen hatte. Die erstaunte gar sehr, daß er, da er doch zeither fast hart und unfreundlich mit ihr verfahren, jetzt so schüchtern und mild auf sie zukam. Da winkte er dem Erzbischoff, ihr zu erzählen, was geschehen war. Und die Königin, als sie es vernahm, war deß über die Maßen froh und reichte dem Reuigen ihre Rechte.

Da sagte der König: Mein herzallerliebstes Gemal, der Himmel schenkt dich mir heute zum zweiten Male. Jetzt begreifst du wohl, wie ich so rasend seyn konnte, dein süßes, liebeiches Antlitz, die hohe, adeliche Gestalt und Geberde, bei der Larve zu übersehen, durch welche die Hölle mich zu locken dachte auf ewig in ihren Abgrund?

Der König traf sodann Anstalt zu einer nochmaligen Feier seiner Hochzeit, wozu die edelsten und stattlichsten Gäste geladen wurden, im Reiche weit und breit.

Und alles Volk jauchzete und preisete Gott, der das Herz des Königs regiert hatte. —

Als nun Karl an sich bemerkte, die Gewalt des Ringes dauere gewissermaßen noch fort, indem sein Auge, auch wider Willen, nach jenem See gezogen wurde und seine Vorliebe für die Stadt Aach so groß war, daß er, von ihr in Staatsgeschäften abwesend, stets eine unüberwindliche Sehnsucht nach derselben hatte, und nicht ruhen konnte, bis er zurück in ihre Mauern war, da entdeckte er solches einst Herrn Alkuin, seinem Freunde, und sprach sodann:

Der Zauber, welcher hierunter waltet, soll bald einem himmlischen Zauber weichen müssen. Denn ich bin entschlossen, zu Abbüßung jener und anderer Sünden, dem Himmel ein Heiligthum zu errichten, dessen Pracht nirgend seines Gleichen finde. —

Sofort ließ er auch aus fernen Landen köstliche Säulen und Marmelsteine herbeiführen, und Künstler und Bauleute kamen aller Art, aus der ganzen Welt, nach der Stadt Aach. Zum Aufseher des Baues aber erkiesete er seinen Getreuen, Herrn Eginhard.

So wurde das Münster unserer lieben Frauen aufgerichtet, von acht Pfeilern getragen, mit ehernen Thüren wohl versehen und mit Golde und Silber reich geschmückt.

Als nun nach sieben Jahren dieses heiligt Haus beendet war, da berief der König zum Weihungstage eine große Zahl von Fürsten und Grafen und Herren seines weiten Reiches, vornämlich auch Bischöffe, dreihundert und fünf und sechs zig an der Zahl; letztere, damit in diesem Münster jeglicher Tag im Jahre eines frommen Mannes und dessen besonderer Vorbitte sich erfreuen möge. Die Weihe selbst geschah am Dreikönigsfeste, im achthundert und vierten Jahre nach der Geburt unsers Herrn, durch den heiligen Vater Leo, welcher deßhalb von Rom anher gekommen war. Aber zwei Bischöffe von jenen dreihundert und fünf und sechs zig hatte der Herr inzwischen zu sich genommen. Und Monulphus und Gondulphus, so waren die beiden seligen Männer geheißen, steigen hervor aus der Gruft der Kirche des heiligen Servatius, wo sie begraben liegen, und wandeln betend nach dem Münster unserer lieben Frauen. Dort nehmen sie, zu großem Erstaunen aller, ihre Plätze ein und kehren, als der heilige Vater den Segen ausgesprochen, wieder zurück in ihre Grabesstätte. —

Der See aber, in welchem jener Ring sich befand, wurde vom Kaiser — denn dazu war Karl nun schon vier Jahre zuvor gekrönt worden — überbaut mit einem prächtigen Pallaste, den er sein Lateranum zu nennen pflegte. Die Bosheit des Zaubers in besagtem Ringe war durch Karls Buße und die Kraft seiner frommen Stiftung gänzlich gebrochen, doch fesselte ihn nunmehr eine heilige Gewalt an die Stadt Aach. Sie blieb auch sein geliebtester Wohnsitz, den er, sobald ihm Ruhe vergönnt war, immer wieder mit Freuden aufsuchte und wo er eines frommen und unsträflichen Wandels sich befleißigte, bis der Herr ihm heimführte zu seiner Gnade.

Die Jungfrau des Pöhlberges.

1.

Die hohe geräumige Burg lag wie ausgestorben da. Ritter Bolko von Wendensee litt an heftigem Gichtschmerz, und Mechtilde, seine junge lieblich blühende Gemalin, die ihre süßen Erwartungen von der Ehe mit dem reichen Manne nicht im mindesten erfüllt sah, fing an, des Geschäfts einer Krankenwärterin überdrüssig zu werden. An gesellige Freude kein Gedanke, da alles Junge und Wehrhafte aus der Gegend längst fortgezogen war in den Krieg nach Frankreich, und die wenigen zurückgebliebenen Edeln der Nachbarschaft, gleich dem Ritter Bolko, durch Hinfälligkeit an ihre Behausung gefesselt wurden. —

Endlich, nach langem, fruchtlosen Harren erscholl die Kunde vom Frieden und von der Heimkehr. Zugleich vernahm Ritter Bolko, daß sein Stellvertreter im Kriege, der Knappe Adelbert von Hulbringen, wegen ausgezeichneter Heldenthaten, vom Kaiser selbst zum Ritter geschlagen worden. Das Herz des Kranken klopfte mächtig bei dieser Nachricht seines Waffenzöglings und Mechtilde bereitete für den Abend, an dem das Häuflein eintreffen sollte, ein festliches Mahl, um dem neuen Ritter die wohlverdiente Auszeichnung widerfahren zu lassen. —

Die Gegend war in rothen Abendglanz gehüllt, als der Thurmwart hereintrat, die Kommenden anzusagen. Ritter Bolko, gestützt auf seine Gemalin und einen der Knechte, wankte selbst nach dem Söller. Aber die Freude, worauf sein Auge gehofft hatte, ward beim Näherkommen des Häufleins sehr gestört. Viele Tapfere, nach denen er umhersuchte, wurden schmerzlich vermißt. Ueberhaupt war die Schaar gar merklich zusammengeschmolzen.

Desto frischer und stattlicher ritt der Anführer derselben einher. Der junge Held schien während der kurzen Abwesenheit von achtzehn Monden um eine ganze Spanne größer und das lichtbraune Roß, welches ihn trug, stolzer auf den so kraftvollen, würdigen Herrn geworden. Mechtilde konnte ihr Trunkenseyn

von seinem Anblicke nicht verbergen. Bolko billigte es und nahm die goldene Kette, welche von seinem Halse herabhing und sprach: Meine vielgeliebte Gemalin, unser gnädigster Kaiser hat ihn nach Würden geehrt, an uns ist es, ihn zu zieren. Gehet Ihr ihm entgegen mit diesem güldenen Kleinod und hänget es ihm um den Hals. Es wird Adelberten gewiß doppelt theuer seyn, als der Preis meiner und seiner Tapferkeit.

Die Freude beflügelte Mechtildens Schritte. Kaum bemerkte Adelbert unten die ihm entgegen Eilende, so sprang er vom Rosse ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen. In demselben Augenblicke schmückte sie ihn mit der goldenen Kette und sprach:

Herr Ritter, vergönnet auch der Freundschaft, den Heldenmuth zu ehren. Ich bin stolz darauf, daß mein Gemal die Vollziehung seines Wunsches in meine Hand legte.

Und ich, edle Frau — antwortete Adelbert, sie die Stiege hinaufgeleitend — schwerlich würde das Ritterschwert mir geworden seyn, hätte ich so gezittert in der Schlacht, wie jetzt vor Beschämung durch Eure namenlose Güte.

Guter Adelbert! sprach Mechtilde, wohl merkend, daß ein Theil seines Zitterns auf Rechnung ihrer hohen Reize zu setzen war.

Nennet mich immer so, wie sonst, edle Frau, erwiederte er. Ich ziehe diese Anrede schon darum vor, weil aus Euerm schönen Munde keine schmeichelhaftere denkbar ist, auch das Wort gut, in Beziehung auf mich von Euch ausgesprochen, mir stets als Richtschnur dessen dienen wird, dem ich vor Allem nachzustreben habe. —

Bolko ließ sich bis an die Thüre des Gemaches bringen und drückte den Eintretenden mit inniger Liebe an sein Herz.

Bei Tafel, zu welcher mehrere ebenfalls heimgekehrte Ritter geladen waren, saß die Wirthin neben Adelbert. Aber je höher nach und nach ihr Frohsinn stieg, desto stiller und in sich gekehrter ward der Ritter. Mechtilde hielt dieses für das Zeichen einer besondern Neigung zu ihr, von der Furcht in Schranken gehalten. Daher sagte sie ihm am folgenden Tage, so oft sie allein war mit ihm, von der Sehnsucht, mit der sie seine Rückkehr erwartet habe, und wie ihr Gedanke immer bei ihm gewesen sei. Doch selbst hierdurch ward die Schüchternheit des

Jünglings nicht gehoben oder auch nur vermindert; vielmehr zog sich der Ritter am Ende ganz von ihr zurück. Denn Huldringen verschmähte ein Glück, welches er durch Verrath seines theuern Erziehers hätte erreichen können. —

Unter diesen Umständen hatten die unverkennbaren Liebesbewerbungen Mechtildens sogar eine sehr nachtheilige Wirkung auf seine Neigung zu ihr. Gleichwohl versäumte er nicht, der Gattin des hochverehrten Lehrers und Freundes überall, wo er mit ihr zusammentraf, die Ehrfurcht zu erweisen, welche sie als solche von ihm fordern konnte. —

So standen die Sachen, als Ritter Bolko allmählig immer mehr von Kräften kam, und endlich gar das Leben verlassen mußte. Mechtilde war außer sich vor Schmerz an seinem Sterbebette. Das Gewissen mochte es seyn, was sie so ängstete, was ihr den untreuen Sinn gegen denjenigen vorwarf, dem sie ewige Treu gelobt hatte.

Der schuldlose Adelbert, weit entfernt ihrer Verzweiflung diese Auslegung zu geben, machte sich in der Stille bittre Vorwürfe, daß er ihr uneigennütziges Wohlwollen gegen ihn früher ganz falsch verstanden habe, und bemühte sich eifrigst, ihr Trost zuzusprechen. Vielleicht wären auf diesem Pfade ihre geheimsten Wünsche noch von selbst zur Erfüllung gelangt, hätte nicht Adelberts inniger Antheil sie zu früh an's Licht gerufen. Die von Liebe zu ihm heftig glühende Frau wagte schon bald nach dem Begräbnißtage sich recht offen gegen den Ritter zu erkennen zu geben und erkältete damit seine Gefühle mehr als jemals. —

Vergebens suchte ihr Schmerz hierüber sich in die Trauer um den Verstorbenen zu kleiden. Huldringen wurde nicht mehr getäuscht durch dieses Gaukelspiel.

2.

Um so trauriger mußte es der Wittve bei ihren Bestrebungen seyn, daß jetzt Adelberten durch den Tod eines Oheims, dessen Burg, auf dem Pöhlberge bei Schreckenber *[Jetzt Annaberg, im sächsischen Erzgebirge.]* gelegen, zufiel, und er hier seine

Wohnung aufschlagen wollte. Manche Vorstellungen geschahen dagegen von ihrer Seite. Besonders suchte sie die Pflichten gegen die verlassene Wittve seines Erziehers ihm vorzuhalten. Weit entfernt, diese zu verkennen, trug daher Adelbert einem Waffenbruder auf, sich Mechtildens anzunehmen. Denn die Burg auf dem Pöhlberge und die dortigen Unterthanen legten ihm noch nähere Pflichten auf und forderten seine Gegenwart zu dringend, als daß er der schönen Trauernden hätte nachgeben können. —

Am Abschiedsmorgen stampften Huldringens Rosse schon lange, des Scheidenden harrend. Immer hatte Mechtilde ihm noch ein Wort zu sagen und die Last ihres Herzens, durch nasse Augen und schweres Athemholen hinlänglich verrathen, sprach sein Mitleid zu rührend an, um sie durch Eilen noch mehr zu verletzen. Endlich aber als ihre schwer verhaltenen Thränen hervorstürzten, da sprach er: Edle Frau, das Scheiden ist wahrlich schrecklicher als die Trennung selbst, lasset uns daher endlich das minder Schlimme vorziehen! —

Dazu reichte er seine Hand zum stummen Lebewohl! Aber Mechtilde hielt ihn fest und sagte: Es sei, Adelbert. Doch beschwöre ich Euch mir Nachricht zu geben, sobald Ihr angekommen seyn werdet auf Eurer Burg, und überhaupt das Band nicht ganz zu zerreißen, welche Euch sonst so fest an diese Gemächer und Gegend fesselte. War ich doch immer Eure treueste Freundin! Vergebt mir darum auch, wenn es einigemal das Ansehen hatte, als wolle ich gar noch um Eure Liebe werben. Achtet dieß als Augenblicke der Verirrung, eben durch die Innigkeit meiner Freundschaft erzeugt. Gedenket derjenigen, welche hier beten wird für Euer Heil auf der einsamen Burg; der nichts mehr Freude gewähren wird auf der Welt, als dieses Gebet, und dessen Erfüllung. Adelbert, jener Abend, an dem Ihr siegreich zurückkehrtet und ich auf das Geheiß meines seligen Herrn Euch dieses güldene Kleinod umhing, der sei Euch unvergessen und deute auf das Verhältniß hin, das für immer nun stattfinden muß zwischen uns. Eure Freundschaft für immer!

Für immer! Und zwar die treueste, innigste Freundschaft! rief Adelbert aus, zog ihre Hand erst an sein Herz, dann an seine Lippen und eilte hinweg.

Schluchzend streckte Mechtilde ihre Arme nach ihm aus, als wolle, als müsse sie mit ihm. Dann eilte sie nach dem Söller, um den mit den Seinen Davonjagenden noch einmal ins Auge zu fassen, unbekümmert in ihrer Leidenschaft darum, welche Auslegung die Burgleute ihrem qualvollen Zustande geben möchten. —

3.

Adelbert vergaß nicht, was er zugesagt hatte. Erst gab er ihr, sogleich nach der Ankunft auf seiner Bueg schriftliche Nachricht, kam auch, sobald nur das Nöthigste berücksichtigt war, selbst wieder zum Besuche zu ihr. Ihre Freude war ungemein groß darüber. Als er aber zurück nach seiner neuen Heimath kehrte, da fühlte sie recht schmerzlich, daß die Freundschaft des von ihr so innig Geliebten, ihrem Herzen doch keine Gnüge thue, und er gleichwohl bei der bloßen Freundschaft stehen bleiben werde. —

Der Abend dieses zweiten Scheidetages war für sie finster in jeder Rücksicht. Rings um die Burg lagen schwere Gewitterwolken und der Sturm, welcher sie eben vollends zusammenjagte, schien auch Mechtildens Gefühle in wilde Glut zu entzünden. Wie thörigt eilte sie aus dem Burgthore in den Garten und von diesem wieder herauf nach dem Söller. Ihre Blicke hafteten starr an der Stelle, wo Adelbert ihr zuletzt verschwunden war. Ihr schönes leidendes Auge schien ihn zurückzaubern zu wollen.

Mit der eintretenden Dämmerung rief sie ihrer vertrauten Freundin, daß diese ihr die Zither holen sollte. Sie riß solche der damit herbeieilenden Jutta aus der Hand, und mitten im Brausen des Sturmwindes griff sie aufs heftigste in die Saiten und sang, dazu verzweiflungsvoll hinauf in die Wolken schauend, ein Lied, ohngefähr folgendes Inhalts:

Heulet nur, fliegende
Schwarze Gestalten.
Stürmet, die trübende
Welt zu zerspalten!

Donnerkeil ründe dich
Sie zu verheeren;
Blitzstrahl entzünde dich,
Mich zu verzehren.

Jugend, was logest du,
Mit holdem Gleißeln?
Busen, was wogest du,
Ohne zu reißen?

Heulen ist nicht genug,
Treulose Winde,
Daß vor des Lebens Trug
Frieden ich finde.

In mir ein Flammenmeer,
Eisiges Quälen
Draußen, drum Flammen her,
Mich zu vermählen! —

Außer sich schlug Mechtilde hierauf die Zither an dem Gemäuer entzwei und schien Absichten gegen ihr eigenes Leben zu hegen, als jetzt wirklich aus dem immer nächtlicher gewordenen Himmel ein Blitz herunterfuhr. Da stürzte sie auf die Kniee nieder, die Arme hoch hinauf reichend, als fordre sich nochmals dringender einen tödtenden Strahl für ihr Herz.

Theure Mechtilde! — sprach Jutta tröstend. Du hier? rief die Burgherrin, welche in ihrer Pein ganz vergessen hatte, daß sie nicht allein war, und reichte der Freundin, die Hand.

Ich hoffe — sagte Mechtilde als die Blitze immer stärker und heftiger wurden — ich hoffe, daß der Himmel, der mich ganz außer Acht gelassen, endlich meiner gedenken werde. Hier will ich auf meine Erlösung harren. Das Scheinleben, das ich so lange schon führe, ist fürder nicht zu ertragen: ich begehre den Tod! —

Geliebteste Freundin — sagte Jutta — nicht so finstre, schreckliche Gedanken!

Als ob eine Lebendigbegrabene wie ich, freundliche hegen könnte! — rief Mechtilde aus, und Jutta suchte vergebens, tröstend auf sie zu wirken, und sie zum Verlassen des Söllers zu bewegen, da das Ungewitter schon ihren Häuptern nahe stand und der heftigste Regen aus der schwarzen Nacht herunterfiel.

Geh, armes Kind! sprach Mechtilde. Ich will dir ja nicht Theilnahme zumuthen, an dem Gesckicke, welches ich hier sehulich erharre.

Aber Jutta verlangte, wie sie sagte, durchaus kein besseres Loos, als ihre Freundin.

Mechtilde zog sie in ihre Arme und sprach dann, sie von sich stoßend, als eben wieder ein heftiger Blitz die Gegend furchtbar erhellte: Entferne dich wenigstens von mir. Der Blitzstrahl, den ich meinem Leben vom Himmel ertrotzt zu haben hoffe, soll dem deinigen nicht schaden, welchem die Freude noch auf tausend Wegen entgegen jauchzt.

Jutta zögerte noch immer in der Nähe der Freundin. Doch diese drang darauf, daß sie wenigstens bis an die entgegengesetzte Seite des Söllers, weit von ihr wegging.

Armes Kind — rief Mechtilde, der Freundin Schluchzen vernehmend — geh doch, gehe hinein. So furchtbar hast du gewiß noch keine Nacht im Freien zugebracht! —

Doch habe ich's! erwiederte jene. Es wird nun jährlich, daß ich eine weit schrecklichere erlebte, drunten im dicken Eichwalde. Weißt du noch, Mechtilde, als ich am Morgen hineintrat zu dir und du mich kaum wieder erkanntest, so bleich und entstellt, wie ich aussah? Ich sagte damals die Ursache nicht, weil ich mich derselben schämte. Denn ich hatte einen ungeheuern Frevel begangen: ich war in der Hütte jener Alten gewesen, die man nur immer die graue Waldfrau nennt.

Was wolltest du dort? fragte Mechtilde.

Du erinnerst dich doch —versetzte Jutta — daß Heinrich damals mir untreu geworden war. Weil nun mein Herz gar nicht von ihm abließ, so begab ich mich eines Tages zu der Alten und fragte die, was wohl anzufangen sei, um ihn mir zurückzubringen? — Wir wollen sehen! sprach diese. Geduldet Euch nur bis zur nächsten Gewitternacht. In der aber kommt zu mir. Denn recht kräftige Liebestränke lassen sich nur bei nächtlichen Blitzen bereiten. Ich versprach hierauf, mich einzustellen. — Schon am zweiten Abende thürmten sich die Wolken auf und das Wetter kam wirklich heran. Da schlich ich mich, mit Hülfe der Frau des Thorwarts aus der Burg und begab mich in den Wald. Meine Füße schienen brechen zu wollen, so

schauerte mir vor dem Schritte. Aber der gewaltige Drang meines Herzens machte doch, daß ich mich zusammenraffte. —

Die Nacht war rabenschwarz. Die Blitze, welche von Zeit zu Zeit den Wald in Flammen setzten, leuchteten mir nothdürftig durch das Dickicht bis zu der Waldfrau. Schon hatte ein Wetterstrahl mir ihre Hütte gezeigt. Während ich aber darauf zuging, war alles wieder finster geworden. Doch bemerkte ich an der Stelle, wo ich mir die Hütte denken mußte, ein Paar Funken neben einander, mitten in der schwarzen Nacht. Auf diese ging ich zu und erschreck nicht wenig, als jetzt die Waldfrau selbst, dicht vor mir stehend, mich anredete. Die beiden Funken waren ihre Augen gewesen.

Habt ein schönes Nächtlein getroffen, Fräulein! sprach die Alte. Gebt, gebt mir hurtig, was zu unserm Vorhaben erforderlich ist. —

Letzteres war ein goldenes Ringelein von dem Liebsten, das ich auf ihr Geheiß mitgebracht hatte. Denn zu solchem Zauber gehört allezeit ein Andenken oder irgend ein Stück, das dem Liebsten einst zuständig gewesen. — Da gab ich ihr denn das Ringelein, doch nur mit dem Bedinge, daß ich es gewiß zurück erhalte von ihr. Sie sagte mir's zu und führte mich dann bei der Hand in ihre Hütte.

Das Blut starrte in meinen Adern schon auf der Schwelle; denn dumpfe unheilverkündende Töne umkreisten mich in der dicken Finsterniß. Ich wußte nicht, welchem Wesen ich sie beimessen sollte, ja, es ward mir sogar zweifelhaft, ob sie dem Leben angehörten oder dem Tode. Da fuhr ein Blitzstrahl zum Fenster herein in einen Kessel, der mitten in der Stube stand, so furchtbar darin hin und her zuckend, bald aufbald untertauchend, daß mir die Sinne ganz umnebelt wurden. Bald aber schreckte ein unterirdisches Krachen mich auf aus dem bösen Traume. Der Boden der Hütte schien auseinander zu weichen, und als ich mich emporrichtete, dem Grabe bei lebendigem Leibe zu entkommen, da ist es, als breche draußen der ganze Wald im Sturme zusammen. Dazwischen kreischte die Alte, um den Kessel herumrasend, aus dem von allen Seiten Blitzstrahlen zuckten, unaufhörlich die Worte:

Wohl! die Blitze, die gleich Schlangen,
Nach dem Zauberkessel sprangen,

Winden drinnen sich gefangen! —

Drauf kam sie mit einem Gesichte, roth, wie die Flamme der Verdammniß, und hoch aufsteigendem Haare, zu mir und sprach:

Was du auch sehen oder hören magst, Töchterlein, fürchte dich nicht. Schau das Feuer im Kessel, wie es mit Gewalt wieder hinauf will zum Himmel, von dem es herabgekommen. Aber es ist gebunden und muß nun kochen den Trank, welchen du von mir erheischest.

In diesem Augenblicke murrte und kreischte und wimmerte es in der ringsum feuerhellen Stube.

Nunmehr sprang die Waldfrau abermals frohlockend um den Kessel herum und sang wie vorhin eine Zeitlang ohne Aufhören Folgendes:

Eure Pein ist mein Vergnügen,
Eitel Euer störrisch Kriegen.
Was nicht seyn soll, werd' ich fügen! —

Immer schrecklicher wurden die Töne im Kessel und das Zischen der Blitze, dann aber starben sie allmählig in tiefem Jammer ab; die Blitze verloschen und Gestalten stiegen aus dem Zauberkessel mit bleichen schrecklichen Gesichtern von Männern, Weibern und Kindern, welche sich in Rauch auslöseten.

Drauf sprang die Hexe stärkeren Schrittes als zuvor um den Kessel zu dreien Malen und schrie mit der heillosesten Schadenfreude:

Wohl! Nun habt ihr ausgesungen,
Euer Leben ist verklungen
Und der Liebestrank gelungen! —

Wart, Kindchen! so sprach sie dann zu mir, die ich hinaus wollte: warte nun noch. Dein Liebster soll selbst erscheinen, dir den Trank zu überreichen, der ihn in deine Gewalt geben wird. Aber hüte dich, davon künftig gegen ihn ein Wort fallen zu lassen, leicht könnte sonst aus seiner Liebe der grimmigste Haß werden! —

Ein leises Lachen, wie wenn jemand hinter Eines Rücken diesen verhöhnet, zischelte jetzt allenthalben um mich her, und

es ward mir dabei so unfreundlich zu Muthe, daß ich, während die Alte tief in den Kessel hinein unverständliche Worte sprach, die Thüre zu gewinnen trachtete, und durch den Wald zurück nach Hause floh. Unverrichteter Sache nach vielen Schrecknissen! Auch ließ ich lieber seinen Ring in dem Zauberkessel, als daß ich von der Bosheit der Alten Gebrauch machen wollte. —

Thörin, Ihr — zürnte die Alte, als ich ihr am folgenden Morgen auf dem Burgplatze begegnete, vergebens habt Ihr Eure Seele mit Fluch beladen, da Ihr die Frucht davon verschmähen konntet!

—

Gleichwohl — so schloß Jutta ihre Rede — gleichwohl freut es mich noch heute, daß ich die begonnene Ruchlosigkeit nicht vollbrachte. Denn ich fühle, der Herr hat mein Gebet erhört und den Fluch, worein die Alte mich verstrickt hatte, wieder von mir genommen. Es ist mir um so gewisser, da der Geliebte nun von freien Stücken wieder mein geworden. Auch vertraute ich ihm den Frevel und er hat mir solchen verziehen. —

4.

Jutta's Erzählung war häufig von den heftigsten Blitzstrahlen und Donnerschlägen unterbrochen worden. Keiner hatte, wie Mechtilde es erwartet, das Herz der letzten getroffen. Doch entfernte sich nun auch das Ungewitter wieder etwas und die in ihrer festen Hoffnung auf Vernichtung Getäuschte sagte: Jutta, siehst, du nun wohl, daß der Himmel von mir und meinem Flehen nichts wissen will? — Jutta, theure, einzige Seele noch für mich auf der Welt, könntest du mir wohl einen Dienst thun, aber einen großen, den wichtigsten Dienst?

Alles — antwortete die Freundin mit Feuer — alles für dich, Theuerste, alles, ich schwöre das! Doch nein —fügte sie hinzu, an die schreckliche Hoffnung denkend, welche Mechtilde eben verfehlt hatte, eins nicht, ein Einziges nicht. An dein Leben könnte ich keine Hand legen! Sonst aber Alles, ich schwöre es, bei meiner, unendlichen Liebe!

Wohlan —sprach Mechtilde —ich halte dich bei deinem Worte: Geleite mich auf der Stelle zur grauen Waldfrau.

So wolltest du? versetzte Jutta erstarrend. Nach so vielen Schrecknissen, von denen ich sagte, wolltest du dennoch? — Besinne dich Mechtilde, du bist weit strafbarer als ich; denn ich war ein unerfahrenes Kind, ich wußte nichts von alle dem dort erlebten, gräßlichen Dingen; du bist unterrichtet davon, durch mich. —

Meine nicht — erwiderte Mechtilde — mit Worten die Glut zu besprechen, von der meine Brust bereits halb getrocknet ist. Nach Liebe lechze ich ; nach seiner Liebe; nur sie kann mich retten. — Doch gut, ich entbinde dich sogar des geleisteten Schwurs und gehe allein, da ich unfehlbar auch so die Hütte finden werde. —

Allerdings wirst du das! Aber eben darum kann ich dich nicht allein gehen lassen. Eine Warnerin thut dir auf solchem Pfade gar Noth.

Spare, ich wiederhole es, deine Worte, liebe Jutta; sie fallen auf einen ganz unempfänglichen Boden! —

O daß ich — versetzte jene — daß ich diese Geschichte dir mittheilen mußte! In der besten Absicht wenigstens ist es geschehn! —

Mit diesen Worten eilte sie Mechtilden nach, welche aus Furcht, die Gelegenheit zu versäumen, sich nicht einmal überreden ließ, ihre völlig durchnäßte Kleidung zuvor mit einer trockenen zu vertauschen. —

Der Thorwart erschrak, als seine Gebieterin hinauswollte in den schrecklichen Sturm. Ihr starres Auge, ihr dumpfes Wort schreckte ihn fast noch mehr, als das unerklärbare Verlangen. Aber sie wies seinen mitleidig fragenden Blick mit heroischer, unfreundlicher Miene zurück. Da öffnete er zitternd und sah dann Jutta, welche ihr folgte, mit stummem Kopfschütteln in's Gesicht. Ein liebevoller Blick der letztern war die einzige Beruhigung, welche ihm zurückblieb und die auch nicht groß seyn konnte, da der Blick unverkennbar selbst aus trostbedürftigem Busen kam.

Harre unser! sprach Jutta zum Thorwart. Bald werden wir wieder hier seyn. —

Mechtilde, nichts als ihr Ziel im Auge habend, war schon vorausgeeilt.

Während Jutta bei jedem Schritte zusammenbebte, würdigte die Burgherrin die Blitze, welche sich kreuzten auf dem Wege, nicht des mindesten Aufmerkens. Erst, als unfern von ihnen, der Wetterstrahl eine Eiche zerspaltete, erst da schien die in tiefes Schweigen Versunkene Augen zu haben für die furchtbare Umgebung und rief: Warum nicht mir diesen Blitz, der mich dieses Ganges und des ganzen lästigen Lebens auf Einmal entbunden hätte? —

Jutta ließ ihre Mitleidsthränen still herabfallen, weil sie überzeugt war, daß der Zustand der Freundin durch Zureden eher schlimmer als besser werden würde. Als aber die beiden Augen der Alten, gerade wie in jener Nacht, da Jutta diesen Weg allein machte, aus der finstern Hüttenthüre herüberleuchteten, da konnte sie sich doch nicht enthalten, der Freundin um den Hals zu fallen und sie bei allem, was dem Menschen theuer und heilig ist, zu beschwören, umzukehren, jetzt, da es noch Zeit sei.

Allein Mechtilde machte sich mit Unwillen von Jutta los und eilte der Alten zu.

Willkommen, gestrenge Frau! sprach die Zauberin. Dachte ich doch, daß diese schöne Nacht nicht vergehen würde, ohne daß jemand meiner Hülfe begehrte. Wem möchte ich sie wohl lieber bieten, als dir, unserer guten Herrin. Versprich mir aber, es nicht zu halten, wie die, so dich geleitet. Denn an schlechte Neugier sei meine Kunst so wenig verschwendet, als an die Furchtsamkeit, welche nicht im Stande ist, Großes zu ertragen!

Du wirst zufrieden seyn mit mir, Alte! antwortete Mechtilde. Ist es, sage mir, noch Zeit zu Bereitung eines kräftigen Liebestranks?

Grade die rechte, bei so kräftigen Blitzen. Auch versah ich mich dessen, daß die unglückliche Liebe heute nicht ausbleiben würde. Denn es giebt deren nur allzuviel in der Welt und mein wenigens Wissen ist bekannt genug. Schön steht der Kessel halb im Sieden. Hast du aber auch irgend etwas, das dem, den du liebest, zuvor angehörte?

Wenigstens — versetzte Mechtilde — trage ich eine Locke von ihm auf meinem Busen, welche ich einst heimlich dem Schlafenden vom Haupte schnitt.

So gieb doch, gieb. Ein besser Kleinod zu Erfüllung deiner Wünsche würde schwerlich zu finden seyn. —

Es war das erste Mal auf dem ganzen Wege hierher, daß Mechtilde zitterte vor Bangigkeit, als sie die Locke von ihrem Busen nahm und sie der Waldfrau überreichte. Denn schon lange betrachtete die Liebende diese Locke als einen Theil ihres innersten Wesens, ja als dessen besten Theil.

Komm mit mir! sprach die Alte, sie in die leere Stube führend, wo der von Blitzen immer mehr und mehr angefüllte Kessel leuchtete, während die mannichfachsten Töne leisen, bittern Schmerzes aus den Rauchwolken darüber sich vernehmen ließen. —

Jutta war ihrer Freundin gefolgt und klammerte sich hier noch einmal an sie, wie die Verzweiflung selbst, um sie herauszuziehen mit Gewalt aus so bösem Luftkreise. Aber unwillig schleuderte Mechtilde die Warnende von sich, so daß diese nichts weiter zu thun wußte, als hinauszueilen, hier auf die Kniee zu fallen und zum Himmel für die Verblendete zu beten.

Ganz wie Jutta erzählt hatte, verfuhr die Alte auch in dieser Nacht; doch waren die Ereignisse vielleicht noch schrecklicher; das Eine Mal schien es, als sei die Hütte gar vom Grund aus geborsten, und als wolle eben das Dach herabstürzen über Mechtilden. Aber vor allem diesen erzitterte sie nicht. Der gräßliche Ton und die wahrhaft schaudererregenden Mienen, mit welchen die Alte im letzten Verse ihre Schadenfreude ausdrückte, äußerte keine Wirkung auf Mechtilden. Sogar die schrecklichen Gesichte, welche nachher aus dem Rauche emporstiegen, fanden keinen Weg zu ihrem, allem Mitleid fremd gewordenen Herzen.

Erst als auf die Verheißung der Alten, daß nun der Geliebte selbst ihr den Trank reichen werde, ein Ton des Zornes in der Rauchwolke zu vernehmen war, in dem sie Adelberts Stimme erkennen wollte, erst da fing sie an, Pein zu empfinden. Diese wurde immer größer und größer, als wirklich aus dem Dampfe des Geliebten Gestalt sich nach und nach entwickelte und sein Gesicht zornig, wie sie solches nie gesehen, sie anblickte.

Gleichwohl streckte sie die bebende Hand aus nach der Phiole in seiner Rechten. In diesem Augenblicke jedoch gewährte sie, daß ihm ein blutiger Dolch im Herzen saß und — o namenloses Entsetzten! — eine Art von Schattenbild, welches den Stoß dahin gethan hatte, in dessen Gesichtszügen sie, wie im Spiegel, ihre eigenen wieder erkannte.

Was ist das? fragte sie, die Faust nach der Hexe aufgehoben.

Eine Prüfung deiner Standhaftigkeit, die letzte! antwortete diese und Mechtildens Verzweiflung bezwang ihr Grauen; hastig griff sie nach der Phiole.

Da verschwand die Erscheinung vor der Bewußtlosen. Doch als sie wieder zu sich kam, überzeugte sie das Glas in ihrer Hand davon, daß die erlebten Vorfälle keine bloßen Träume gewesen. —

Alte — sprach Mechtilde — der reichste Lohn soll dir werden für deine Kunst!

Ich danke dir, edle Frau, antwortete sie. Doch verschmähe ich deine Gabe, ehe du den Trank erprobt hast an dem Geliebten. Gehab dich wohl. —

5.

Die Morgenwinde schüttelten schon den Regen von den Bäumen, als Mechtilde aus der Hütte trat. Jutta ging im Walde händeringend auf und nieder. Ein Schauer durchbebte ihr Innerstes, als sie die Freundin wieder sah mit der Phiole. Auch über Mechtildens Gesicht erschrak sie, denn diese schien in der Einen Nacht voller Qual und Sünde, um zehn ganze Jahre älter geworden.

Jutta — sprach die Besitzerin des Tranks — hier trage ich denn endlich die feste Zuversicht auf das längst ersehnte Glück in meiner Hand. Sogleich soll Anstalt getroffen werden zur Abreise; denn noch diesen Vormittag muß ich bei ihm seyn auf dem Pöhlberge.

Wie, Mechtildis — entgegnete die Freundin — so sehr könntest du vergessen, was du dir selbst schuldig bist, um ihm nachzueilen, wie eine Rasende?

Ei, sollte ich denn nicht rasen, um das einzuholen, das mir stets so feindlich den Rücken kehrte? das, das glaube ich meinem armen Herzen schuldig zu seyn für seine langen namenlose Qualen auf den Flügeln der schwankenden und treulosen Hoffnung. —

Mechtilde — rief Jutta — dieses Glas ist dein Verderben, mache keinen Gebrauch von ihm, um Gotteswillen bitte ich dich darum! —

Bitte den Verschmachtenden, den Labetrunk von sich zu weisen, der ihm nach langem fruchtlosen Sehnen geboten wird. Diese Phiole ist mein Alles auf dieser Welt!

Und was in jener? fragte Jutta mit furchtbarem Nachdruck.

In dieser soll ich jetzt leben! — versetzte Mechtilde. Darum will ich auch leben und nicht todteyn in ihr, wie ich es zeither gewesen!

Finster barg sie das Glas in ihr Gewand und riß sich los vom Arme der Freundin, welche langsam und in der tiefsten Betrübniß ihr nach der Burg folgte. —

Der Thorwart, der sich lange schon umgesehen hatte nach den nächtlichen Wanderinnen, war hocheifrig über deren Ankunft. In der Burg war man es gleichfalls denn er hatte die seltsame Auswanderung nicht verschweigen können, Und alles zeigte Neugier nach des Räthsels Lösung.

Statt letzterer aber kam ein neues Räthsel hinzu: Noch vor Sonnenaufgang mußten zwei Rosse vorgeführt werden, welche Mechtilde und Jutta bestiegen. Ein Knappe nebst zweien Knechten wurde zur Begleitung ausersehen und von der Reise selbst sagte die Herrin nur so viel, daß sie am Abend zurückzukehren hoffe. —

6.

Adelbert staunte nicht wenig über die Ankunft der beiden Damen. Eben so sehr vielleicht über das Gesicht Mechtildens. Auch er fand, wie Jutta in der Nacht, eine so große Entstellung daran, daß er vor Allem fragte, ob Grunde sei? Die davon Betroffene verneinte es, versichernd, daß vielleicht der Verdruß

über ihr Vergessen einer wichtige Angelegenheit während seines gestrigen Besuches der Lebhaftigkeit ihrer Gesichtsfarbe geschadet habe. Sie trug ihm hierauf diese Angelegenheit vor, welche sie für den Grund ihres Kommens ausgab, und die in der That so bedeutend war, daß der Ritter dem Vorgeben wohl glauben konnte.

Beim Mittagmale, welches die Damen auf der Burg einnahmen, mißfiel es Mechtilden schon sehr, daß außer Adelberts Schwester, welche bei ihm wohnte, noch mehrere fremde Ritter Gesellschaft leisteten. Sie wartete lange vergebens auf eine Gelegenheit, den Trank in Adelberts Becher zu schütten, und fieng schon an recht ängstlich zu werden, als auch kein einziger Augenblick dazu günstig seyn wollte.

Endlich fand sich doch noch einer. Während des Thurmwarts Trompete alle Uebrige an die Fenster lockte, zog sie schleunigst das Fläschchen hervor und goß es aus in den Becher des Burgherrn. Alle Uebrigen waren zu aufmerksam auf die ankommenden, neuen Gäste, als daß sie Mechtildens Unternehmen hätten bemerken können.

Bald war nunmehr die ganze Burg erfüllt mit Rittern, Frauen und Fräulein. Unter den letztern zeichnete sich eine durch besondere Reize aus, der edelgestaltete Körper beschämte den Glanz eines seidnen Kleides, von dem es eingefaßt war, an Weiße und Zartheit. Auf dem lieblichsten Angesicht prangen der Morgenschein frischer, lebensreicher Jugend, und jeder Blick aus ihrem blauen Auge beseligte um so mehr, da diese Blicke fast immer, aus Sittsamkeit, nach dem weißen Lichte des schuldlosen Busens gekehrt, zu den Seltenheiten gehörten. Dazu floß das köstlichste Gold in großen Locken über ihre Schultern.

Der Eindruck, welchen das Fräulein Blanka von eichenberg auf Adelbert machte, war so unverleugbar, daß er Mechtilden unmöglich entgehen konnte. Auch Blanka schien, wenn er mit ihr sprach, von höhern Feuer als gewöhnlich geröthet. Dazu wagten ihre holden Augen kein einziges Mal ganz nach ihm aufzusehen.

Mechtilde schoß schreckliche Blicke nach ihr herüber. Schon fürchtete sie, daß ihr ganzes Vorhaben verloren seyn und der Liebestrank unseliger Weise irgend einem Knappen oder Knecht

zufallen werde. Denn Huldringen, hatte seinen Becher völlig vergessen.

Auch Blanka's Bruder, Herr Dietrich von Eichenberg, bemerkte, was in Adelberts Busen vorging. Um allen Unheil in Zeiten zu begegnen, trat er zu ihm, wie er eben mit Blanka im Sprechen war und sagte: Lieber Huldringen, in dieser kann ich Euch zugleich die Verlobte des Ritters Bernhard von Wildenau vorstellen!

Wie ein tödtender Blitzstrahl traf das Wort das Leben von beiden mit Einem Male. Starr stand Adelbert noch einen Augenblick da, dann eilte er hin nach seinem Becher, und zu Mechtildens Entzücken trank seine Verzweiflung ihn in Einem Zuge aus.

Jutta errieth aus der Freudetrunkenheit ihrer Freundin, was geschehen seyn mochte. Die Folge bestätigte ihr die Vermuthung: Adelbert fing an, niemanden zu suchen, als Mechtilden. Ja, er bestand darauf, noch an demselben Abende in seiner Gäste Beiseyn die Verlobung mit ihr zu feiern. Während des Ringewechsels verlor Blanka ihr Bewußtseyn, so, daß sie hinweggebracht werden mußte.

Dieser Zufall und der Umstand, daß die Nacht schon allzuweit vorgerückt war, bewog Huldringen, den Rittern den Vorschlag zu thun, den Morgen auf seiner Burg beim Becher zu erwarten, während den anwesenden Frauen ein gemeinsames Lager angewiesen wurde.

7.

Erst nach der Mittagstafel des folgenden Tages schieden die Gäste von der Burg. Die schöne Blanka war noch so hinfällig vom gestrigen Ereignisse, daß sie nur mit Mühe sich auf ihrem Rosse festzuhalten vermochte. Adelbert selbst geleitete Mechtilden und Jutta nach der Heimath. Kaum aber, daß sie diese erreicht hatten, so erkrankte die Freundin seiner Verlobten. Ein überaus heftiges Fieber warf sie völlig nieder. Alles beeiferte sich zur Hülfeleistung; denn Jutta war zu liebeich, als daß nicht

jedermann ihr hätte Genesung wünschen sollen. Auch Adelbert wachte oft in Gesellschaft seiner Braut an ihrem Lager.

Einstmals gegen Abend, wie Jutta eben wieder in großer Fieberhitze lag und niemand bei ihr war, als ihre Dienerin und der Ritter von Huldringen, da nahete auch der alte Thorwart, um sich, wie er sagte, nach dem guten Fräulein zu erkundigen!

Kaum erblickte die Kranke sein mitleidiges Gesicht, so rollten ihre Augen, ihr Mund öffnete sich gewaltsam. Es war als trachte sie zu sprechen, und als widerstrebe ihr das Wort.

Endlich aber rief sie doch aus: Du, Alter, du kannst es wissen, was mich niedergeworfen hat, was mich ängstigt und vielleicht ängstigen wird bis zum letzten Hauche. Erinnerst du dich jener schrecklichen Gewitternacht? In der liegt mein Unheil! —

Meinte ich's doch immer— sprach der Mann weinerlich. — Ihr wisset auch, wie ungern ich Euch das Thor öffnete, durchweicht vom Regen, wie Ihr schon waret. Die Erkältung konnte ja gar nicht fehlen!

Nein, Alter, nein! — rief sie mit schrecklichem Blicke — Nicht Erkältung, höllisches Feuer vielmehr war es, was mich getroffen hat: Blitze vom Himmel herabgekommen und von der Hölle festgehalten und zu furchtbarem Frevel benutzt: Bete für mich und deine Herrin, guter Alter! Wir waren damals bei der Waldfrau, der bösen Zauberin. Mechtilde ließ sich von ihr einen Liebestrank kochen für den Ritter von Huldringen! — Er ist doch wohl nicht in der Nähe, daß er's gehört haben könnte? —

Der Thorwart zuckte die Achseln und hob die Augen zum Himmel. Gern hätte er ihr Kunde gegeben von Adelberts Anwesenheit, wenn dieser solches nicht durch seine Zorn drohenden Augenbrauen gewehret hätte. —

Ja, Alter — fuhr sie fort — das war eine Nacht, wie ich deinen greisen Haaren keine wünschen will. Ich bin jung und habe noch Zeit vielleicht mich durch Buße wieder auszusöhnen mit dem Himmel. Dein noch übriges Leben würde zu kurz dazu seyn. Jetzt gehe und bete für uns, hörst du?

Der Alte eilte hierauf zu der Burgherrin, dieser berichtend, was in Huldringens Beiseyn vorgefallen war. Eingedenk des Wortes der Zauberin, daß der Geliebte nie von dem Liebestranke erfahren dürfe, wenn seine Liebe sich nicht in grimmigen Haß

verwandeln solle, wuch auf einmal ihr alles Blut aus dem Gesichte; ihr Athem stockte. Doch, den Jammer des vor ihr stehenden Alten nicht achtend, raffte sie sich plötzlich auf und eilte nach dem Zimmer der Kranken. Hier saß Huldringen, von letzterer noch immer unbemerkt, zu des Bettes Häupten mit starren glühenden Augen.

Wie ein heftiger Windstoß die Gluth zur Flamme bringt, so hier das Erscheinen Mechtildens.

Bübin, Schändliche! rief er aus, vergessend, wo er war und sein Schwert ziehend.

So ermorde mich denn! sprach Mechtilde; morde mich wegen der boshafte Träume einer Fieberkranken!

Da blickte Jutta heftig erschrocken auf und verhüllte dann schluchzend ihre Augen in das Hauptkissen. —

Nur allzuwahr — rief Adelbert — hat das Fieber in seinem Traume gesprochen! Meine, noch niemand entdeckte Pein in jener Gewitternacht verbürgt es mir. War es mir doch, als ob alles Haar meines Hauptes ausgerissen, als ob meines Herzens Blut abgezapft werde! Doch morden will ich dich nicht! — Bist ja elend genug, in dem Gefühle solch eines Lebens, solch einer Verworfenheit! —

Mit diesen Worten stieß Adelbert sein Schwert in die Scheide, schleuderte die Bittende, bemüht, ihm den Ausgang zu vertreten, von sich, und war wenig Minuten später mit seinen Knappen zu Rosse auf dem Wege nach dem Pöhlberge.

Am Morgen verschied Jutta und mit dieser Mechtilden die einzige Warnerin vor dem Pfade, den sie betreten hatte. Daher eilte die Trostlose auch sogleich in den Wald nach der Zauberin. Diese aber zuckte die Achseln, als sie helfen sollte. Ein neuer Liebestrank — behauptete sie — sei nicht mehr hinreichend. Nichts könne ihr helfen, als ein Bündniß mit dem Oberherrn der Zauberer.

Auch das! rief die Wahnsinnige aus und wie schauderhaft die Formen seyn mochten, sie unterwarf sich ihnen und errichtete dann ein geheimes Schwesterband mit der Waldfrau.

8.

Adelberten fieng an zu grauen vor dem Saale in seiner Burg, weil er hier den Liebestrank bekommen hatte und er ladete keine Gäste mehr zu sich, sondern zog überhaupt das Umherschweifen dem Sitzen auf dem Pöhlberge vor.

Oft tadelte man ihn sehr bitter wegen seiner einsamen, fast menschenscheuen Weise, da er ein Mann war, wohlhabend genug, um ein frohes Leben mit Weib und Kindern zu führen, auch wie sonst der schöne Knappe, jetzt weit und breit der schöne Ritter genannt wurde.

Eines Tages kam er nach Schreckenbergr, wo eben Jahrmarkt war und er allerlei einzukaufen hatte. Da reizte plötzlich eine Käuferin sein Auge durch ihre Wohlgestalt, und er wünschte sehr, ihr Gesicht zu sehen, welches die Waaren der Bude verbargen, an der sie mit einer bejahrten Dame stand.

Beim Näheretreten sah er, daß man feines Heirathsgut einkaufte. Auf das Geräusch seiner Sporen blickten die Käuferinnen sich um, und Adelbert und die kaufende Jungfrau starrten erbleicht einander an. Die schöne Blanka war es mit ihrer Mutter. Letztere wußte erst nicht, was sie von der seltsamen Veränderung ihrer Tochter denken sollte, als der Ritter, den sie zeither nur dem Rufe nach gekannt hatte, sich ihr zu erkennen gab. Ein Zug tiefer Betrübniß zitterte auf dem noch wohlerhaltenen Gesichte der bejahrten Dame. Durch ihren Sohn hatte sie früher von dem Eindrucke gehört, den Adelbert auf ihre Tochter gemacht. Letztere war selbst gegen sie ganz offenherzig hierüber gewesen. Adelberts Feindschaft mit Mechtilden, welche jetzt überall kund wurde, erregte bald darauf neue Hoffnungen in Blanka. Doch wieß die Mutter diese auf das Bernharden bereits gegebene Wort hin.

Und kaum mochte es der ehrwürdigen Matrone gelungen seyn, durch vernünftige Darstellung der Umstände, das Bild des Ritters von Huldringen aus der Tochter Seele zu drängen, als sein Erscheinen plötzlich das ganze Werk wieder über den Haufen wirft.

Herr Ritter — mir diesen, leise ausgesprochenen Worten nahm die, bei allem Unmuthe doch entschlossene Frau, Adelberten auf

die Seite.— Ihr seid ein Ehrenmann, aber der Bräutigam meiner geliebten Tochter ist auch einer. Ich weiß, daß Ihr Gefallen findet an ihr und sie an Euch. Doch auch Ihr werdet wissen, was in Fällen, wie dieser, einem rechtlichen Rittersmann zukommt.

Das weiß ich, sprach Huldringen sich tief verbeugend, und ging, ohne auch nur noch einen einzigen Blick auf Blanka zu richten. —

Das aber grade konnte letztere nicht ertragen, und als sie mit der Mutter nach Hause kam, bewog sie den ihrer hier harrenden Bruder, zu Adelbert auf den Pöhlberg zu gehen und zu fragen: Ob er darum, weil ihnen wechselseitige Liebe versagt sei, ihr auch den wohlwollenden Blick entziehen wolle?

Der Ritter von Eichenberg, welchem das tiefe Leid seiner Schwester die eigene Brust mit Wehmuth erfüllte, beschwor sogar Adelberten mit ihm zu kommen zu Blanken und ihr zu versichern, daß sein Wohlwollen ihr nicht fehle, da sie auf weiter nichts Anspruch mache.

Aber die Bruderliebe hatte hiermit nicht wohl gerathen. In Huldringens liebevollem Blicke zerschmolz, als er Abends bei Blanka's Eltern und ihr erschien, die Festigkeit ihres Vorsatzes. Ja, sie erkrankte dergestalt nach diesem Abende, und sprach mehrere Tage mit solcher Sehnsucht von Huldringen, daß die Mutter, aus Liebe zu ihr, selbst nach dem Ritter Adelbert schickte.

Dieser fand, als er kam, Blanka's Bräutigam, der eben aus dem Kriege heimgekehrt und nicht wenig erschüttert war von der Abneigung, mit welcher ihn die ihrer Haltung nicht mächtige Braut empfangen hatte. Noch empfindlicher mußte das Entzücken ihm werden, mit dem sie den jetzt Hereintretenden bewillkommnete.

Zwar suchte die Mutter alles durch den halbbewußtlosen Zustand des Fräuleins zu entschuldigen, doch schaute Bernhard von Wildenau der Sache auf den Grund und sagte: Ritter von Huldringen, mancher an meinem Platze würde, so thöricht seyn, Genugthuung von Euch zu verlangen in solcher Angelegenheit. Durch Schwert und Lanze aber läßt die Neigung der Menschen sich keine dauernde Richtung geben. Darum verzichte ich freiwillig auf meine Ansprüche. Mag Euch Blanka's Hand

glücklich machen, da ich ja doch unter diesen Umständen kein Glück von ihr erwarten dürfte. —

Herr Ritter — sprach hierauf die erfreute Mutter — wohl dem, der also handeln kann, wie Ihr, denn dadurch muß ihm selbst auf Erden, spät oder frühe, der Friede des Herzens gewiß seyn.

Bernhard schied, und seine Züge sagten dabei deutlich, wie theuer er diesen Frieden erkaufte. In ihrer Leidenschaft für Adelberten ging Blanka das Mitgefühl für den Zustand ihres gewesenen Bräutigams völlig verloren. Die Hoffnungen einer schönen Zukunft reichten ihr den Arm, so daß sie gar bald das Krankenlager verlassen konnte. —

9.

Den Liebenden ging ein neues Leben auf, nur selten von Wildenau's tiefem Schmerze ein wenig trübe gehaucht. Denn durch blinde Leidenschaft erhitzt, pflegt jeder selbst die unrechtmäßigste Liebe sich für das heiligste und alles für rechtlos zu halten, was feindlich mit ihr zusammentrifft.

Eines Abends, als das Paar berauscht saß von den Träumen einer seligen Zukunft und Blanka's Mutter eben hinausgegangen war, da erhob sich grade wie Adelbert die Unendlichkeit seiner eigenen Leidenschaft in Blanka's liebevollen Augensternen wiederfinden wollte, auf dem Stuhle, welchen die Mutter vor kurzem noch inne gehabt, ein lautes Athmen. Da die Rückkehr der Mutter nicht so bald zu erwarten gewesen war, so blickten beide zugleich nach dem Sitze hin. Es war aber auch keinesweges das Gesicht der theilnehmenden Mutter, was sie entdeckten, es waren Mechtildens Züge. Beide flogen vor dem kalten furchtbaren Hohne in ihren tiefliegenden Auge von den Stühlen empor.

Was willst du hier, böse Zauberin? rief Adelbert.

Gewöhne dich immer an meinen Anblick — sprach Mechtilde — mitten in Euern Glücksträumen werde ich Euch oft also überraschen.

Fliehe oder zittre! rief der Ritter die Faust empor hebend.

Keines von beiden! antwortete sie. In tiefer Ruhe erwarte ich deinen Dank für das mannichfache Gute, so du von meinem Gemale und mir empfindest.

Dieses Wort entkräftete des Ritters Arm, und sie sagte: Was zähmte doch den wüthigen Tiger so plötzlich? Was schonest du meines zeitlichen Lebens, du, durch den die Seele mir verloren ging? — Schaudre nur davor, es ist also. Du allein bist an den schrecklichen Schritten schuld, die ich gethan habe! —

Mechtilde — rief da der Ritter mitleidig — gehe in dich, weiche von dem heillosen Pfade, den du wandelst! —

Um dich denn doch in einer Andern Armen zu sehen? Nein! Ich will elend seyn, wenn ich nicht selig werden soll, selig durch dich! — Aber du — und du, erwartet auch Ihr keine Seligkeit von dem Bündnisse, welches bis jetzt nur noch in Euern Träumen lebt. Sobald es der Wirklichkeit näher tritt, wird es auch zerfallen in sich selbst. Denn in nichts suche ich nun mein Glück als darin, Andere in mein namenloses Elend hinabzuziehen! —

Schmerzlich umfaßte Adelbert die Geliebte, während Mechtilde das Gemach verließ. Vielleicht war dieß der erste Moment, wo das liebende Paar sein Unrecht an Bernhard erkannte und fühlte, daß es, ohne dieses, schwerlich also in die Hände der bösen Zauberin möchte gegeben worden seyn. Gleichwohl war die beiderseitige Leidenschaft zu stark, als daß sie einer Verbindung hätten entsagen mögen, in welcher allein sie ihr Heil zu finden glaubten.

10.

Die Hochzeit fand zwar zu Schreckenbergs im elterlichen Hause der Braut statt, doch begab man sich, nachdem die Trauung vorüber war, nach dem Pöhlberge, wo der Bräutigam ein großes Fest veranstaltet hatte. Als alles schon hier versammelt war, und man eben Paar und Paar in den Speisesaal ging, da erbleichte mit Einem Male die schöne Braut und sank schreiend zu Boden vom Arme des Bräutigams. Der Schrecken war um so größer, da alle Versuche einen Lebensfunken in ihr zu erwecken, fruchtlos blieben. Weder die untröstliche Mutter noch irgend einer der

Gäste begriff das Plötzliche dieses, das ganze Fest vom Grunde aus zerstörenden Trauerfalles, weil die Erblichene vor dem Augenblicke ihres Hinscheidens auch nicht die kleinste Ahndung von Unpäßlichkeit gehabt hatte.

Nur Adelbert dachte sogleich an Mechtilde und deren Drohung. Zuweilen aber konnte er auch gar nicht glauben, daß Blanka gestorben sei, und meinte, sie müsse nun endlich wieder aus ihrem tiefen Schlafe erwachen. Allein nach drei Tagen und Nächten, die er bei ihr zugebracht hatte, zeigte sich auch nicht die mindeste Lebensspur. Am Abende nach dem Tage, an welchem Blanka beigesetzt worden, und Adelbert schlaflos im Bette liegend sein schreckliches Schicksal übersann, da öffnete, sich plötzlich die Thüre. Er blickte auf; ein eiskalter Schauer überlief ihn: Mechtilde kam auf ihn zu.

Bist du es selbst, oder ist es nur ein Trugbild der Hölle? rief er aufgerichtet. —

Wie du es nehmen willst! antwortete sie. Es ist eingetroffen, was ich dir weissagte: dein Glückstraum ist zergangen an meiner Rache, wie jeder andere. Wer hieß dich aber auch die geliebte Gattin lebend hinabstoßen in die kalte Gruft?

Lebend? rief Adelbert voll Entsetzen.

Ja wohl lebend! antwortete sie. Nur Zauber gab ihr den Schein einer Todten. — Jetzt lebt sie wieder!

Teuflische Lügnerin — rief der Ritter — willst du mich nun noch wahnsinnig machen durch eine falsche Hoffnung?

Hoffe nicht! versetzte Mechtilde. Wenn du schon lange moderst, wird sie noch leben und umgehen auf diesem Berge. Aber nicht zu deinem Heile. Denn der erste ihrer Blicke auf dich wird, auch dein Tod seyn! —

O du höllische Natter! schrie Adelbert, nach ihr hinrasend. Doch als er vor ihr stand, da erfaßte ihn ein heftiger Schrecken und sie sprach mit Hohne:

Gewahrst du nun, daß auch ich eine Abgeschiedene bin? Auf daß meine grimmigste Feindin desto länger leben möge, ein unerfreuliches, grauenvolles, tödtendes Leben, darum habe ich mich des meinigen selbst beraubt.

Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung.

Festhaltend in seinen Gedanken, was sie gesagt hatte, rief der Ritter sogleich nach Leuten und Fackeln und eilte damit hinab in die Gruft. Er ließ sie öffnen.

Wo ist sie? fragte er mit dumpfer Stimme, als die Gruft leer war.

Erstaunt sahen seine Begleiter sich an. Niemand begriff, wer das eiserne Thor ohne Geräusch geöffnet und wieder verschlossen hatte. —

— Herr Ritter — so sprach am folgenden Nachmittage ein Knappe zu dem Trostbedürftigen — gestern hat ein Knecht Eure Braut just in ihrer Sterbestunde auf dem Schloßberge gesehen. Ich wollte wissen, was an seinem Vorgeben sei und vorhin ist sie auch mir dort begegnet. Zwar schlug sie das Auge zur Erde, aber sie war es, in völligen Glanze ihres Hochzeits- und Sterbetages, ich schwöre darauf.

Am folgenden Mittage versäumte Adelbert nicht, den Weg aufzusuchen, den sie, wie er hörte, beidemale genommen hatte. Und ohne daß er ihr Ankommen inne geworden, stand sie plötzlich vor ihm mit niedergeschlagenen Augen, wie gestern und vorgestern. Blanka, meine theure Blanka! rief er nun aus.

Aber wie hierauf ihre Augenlieder sich erschlossen, so schnitt auch ein Strahl aus ihnen auf Adelbert sein Leben mit Einemmale entzwei.

Manche Andere haben seitdem die Jungfrau hochzeitlich in schneeweißem Atlas gekleidet und das Haupt mit goldenen Locken geschmückt, in der Mittagsstunde den Pöhlberg herabkommen und traurig und niedergeschlagenen Auges vorüberwandeln sehen. Jeden aber, der, bethört von dem Glanze der Erscheinung, durch Ausrufen ihres Namens ihren Blick auf sich herüber lockte, hat dieser Blitzstrahl aus der Unterwelt sogleich tödtend in das Mark seines Lebens getroffen.

Der Bergmönch.

Helltönend schallte das Betglöcklein von des Steigers Wohnung durch das Bergstädtchen, als die Abendsonne mit ihren scheidenden Strahlen die Waldhöhen rings umher mit Gold und Purpur säumte. Es war die Stunde, wo die Mannschaft, die den Tag über in der Grube gearbeitet hatte, von den zur Nachtschicht bestimmten Knappen abgelöst wurde.

„Nun laß mich liebes Fränzchen“ — sagte Michael zu seinem Mädchen, das ihn ein Stuck Wegs begleitet hatte — „der Steiger kann mich nicht leiden und paßt mir auf den Dienst; käme ich einmal zu spät zur Schicht, so hätte er eben ein Recht mich auszuzanken, und da sollte mirs trübselig ergehn!“ Damit drückte er noch einen Kuß auf Franziskas blühende Lippen und sprang nach dem Grubengebäude, wo er noch vorm Verlesen der Mannschaft ankam, und statt des gewöhnlichen frommen Grußes mit Fluchen und Schelten vom Steiger auf der Fahrt geleitet wurde.

Dieser, der Franziska's frommem und wackerm Vater in derselben Stelle gefolgt war, hatte sich gleich in den ersten Monaten als einen böartigen, gottlosen Mann kundgegeben. Er spottete über Kirche und Gebet, trank und spielte unmäßig, drückte seine Untergebenen, und machte sowohl mit den gewonnenen Erzen als mit dem zur Auszimmerung der Gruben und Erhaltung der Maschinen bestimmten Bauhölzern und Metallen, einen schändlichen Unterschleif.

Ein so schlimmes Beispiel hatte in einigen Jahren die Mannschaft zur Grube St. Florian genannt zu einer höchst sittenlosen und liederlichen Bande gemacht. An der Stelle der, einem Bergmanne so nöthigen Gottesfurcht, war eine empörende Geringschätzung aller religiösen Gebräuche eingerissen, die über kurz oder lang die wohlverdiente Strafe nach sich ziehen mußte.

Unter dieser rüdigen Herde waren noch etwa ein acht oder zehn alte Bergleute, die treu an Gott und Vergeltung glaubten, und sich in frommer Gemeinschaft zu einander hielten, von der

bösen Rote aber auch Spottweise „Moses und die Propheten“ genannt wurden.

Dieses kleine Häuflein hatte vergebens der einreißenden Verwilderung entgegengestrebt, und auch sogar einmal mit einer Anzeige gedroht.

Der herzhafte unter den Sprechern war Michael, ein junger Mann voll Geist und Leben, der sich durch seine seltenen Fähigkeiten, und seinen Fleiß auf der Bergschule sowohl als im praktischen Bergbaue, so ausgezeichnete Kenntnisse erworben hatte, daß ihn Fränzchens Vater mit gutem Gewissen dem Bergamte zur Beförderung vorschlagen durfte.

Sicher würde auch eine vortheilhafte Anstellung darauf erfolgt seyn, wenn der alte wackre Steiger am Leben geblieben wäre, und fleißig die hohen Gönner hätte erinnern können. So aber starb er, und mit ihm schien auch Michaels Glück vernichtet. Die gethanen Versprechungen blieben unerfüllt, und nach kurzer Zeit kam ein neuer Obersteiger hin, der bald darauf förmlich eingewiesen, und der Knappschaft als ihr nunmehriger Oberer vorgestellt ward.

Franziska zerfloß an diesem Tage in Thränen. Ihre Hoffnung, nach des geliebten Vaters Tode nun doch in ihrem Michael als Gatten eine Stütze zu finden, war aufs neue in die Ferne hinausgerückt. Sie war arm, Michael lebte von seinem Verdienste. Was die Zukunft noch mehr verfinsterte, war des neuen Steigers gehässige Aeußerung über Michael: „er wolle seinem Nebenbuhler die stolzen Gedanken schon vergehen machen!“

In der That begegnete er auch dem wackern jungen Mann aufs schnödeste, ließ ihm seine Obergewalt bei jeder Gelegenheit fühlen, und mochte auch in seinen Berichten nicht besser gegen ihn verfahren. Denn bei dem letzten Löhnungstage, las der Steiger eine Weisung vom Bergamte ab, worinnen dem Knappen Michael Ehrerbietung und Unterwerfung gegen seinen Vorgesetzten empfohlen ward.

„Laß das gut seyn Fränzchen“ — tröstete dieser seine weinende Geliebte, als er bei ihr in der alten Muhme Stübchen saß — „ohne Gottes Willen kann mir auch der Teufel kein Haar krümmen, geschweige denn der Steiger. Mag er mich verläumdnen, meine Unschuld und seine Schlechtigkeit kommen

doch noch einmal aus Licht, und dir und mir hilft der liebe Gott auch noch zusammen. Darum, vertrauen wir ihm, so wirds uns nicht fehlen.“ Die alte Muhme lobte Michaels gottesfürchtigen Sinn, aber Fränzchen weinte fort, und der Steiger feindete den jungen Mann nicht weniger an, als zuvor.

Seit der gedrohten Anzeige, war sein heimlicher Haß in offenbare Feindschaft ausgebrochen, und er schwur unauslöschliche Rache. Mit Gelde gewann er ein paar der schlimmsten, gegen Michael als einen Verläumder aufzutreten, und wußte den Vorfall in seiner Klagschrift so vorzustellen, daß von Bergamts wegen dem Michael angedeutet wurde, bei einer neuen Klage des Steigers habe er, als ein Ruhestörer, unausbleiblich seinen Abschied zu erwarten.

Tief gekränkt ging dieser mit seinem alten Freunde, dem eisgrauen Martin nach der Grube. Martin tröstete ihn väterlich, und schloß mit der Versicherung, er selbst wolle sich aufmachen, und ins Bergamt gehn, und gegen den Steiger auftreten, dessen Ränke er allein ganz aufzudecken im Stande sei. — „Hierher, Vater Martin,“ sagte Michael, als der Alte jetzt vom Wege abginge

„Laß du's gut seyn, mein Sohn! Ich weiß was ich thue. Komm nur mit mir!“

Verwundert folgte Michael dem Altvater, der mit ihm hinter einen dicken Strauch trat, und nach der Grube hindeutete.

Michael sah hin. Da saß oben auf der Fahrt [*Fahrt heißt bei den Bergleuten die Leitern, auf welchen man hinabsteigt.*] ein wunderlicher kleiner, dicker Mann, in ganz weiten Mönchskleidern von dunkler Farbe, mit den Füßen, die in die Grube hinabhingen, wild schlenkernd, während sein Haupt, mit einem großen herabfallenden runden Hute bedeckt, wie eine Kugel im Kreise auf dem starken Rumpfe umlief.

„Wer ist denn ...“ fragte Michael leise.

„St — um Gotteswillen“ — winkte Vater Martin — „'s ist der Bergmönch! lassen wir ihn vorüber!“

Jetzt hob sich die Erscheinung aus der Grube, reckte sich hoch in die Höh', und stürzte sich mit einem Satze Kopfüber in den Schacht hinunter.

Michael schrie laut. „Sei ohne Sorge“ lachte Martin, „der thut sich keinen Schaden.“

Auf dem Wege belehrte der Alte seinen jungen Freund von des Bergmönchs Eigenschaften. Michael erfuhr nun, daß es ein böses Zeichen sei, wenn er sich am Tage sehen lasse. Gewöhnlich folge Unglück darauf. Sonst thue der Mönch gottesfürchtigen Bergleuten keinen Schaden, im Gegentheil zeige er ihnen bisweilen edle Gänge an, auch höre man ihn oft in der Tiefe arbeiten. Unter diesem Gespräche waren die beiden wieder an der Grube angelangt, und gingen nun an ihr Tagwerk.

Nach einiger Zeit kam Michael spät und gedankenvoller als sonst zu seinem Mädchen. Franziska that was sie konnte, den Trübsinn von seiner Stirn zu scheuchen. Vergebens. Endlich ging die alte Muhme das Abendessen zubereiten, da ließ Michael der Rede freien Lauf.

„Sieh Fränzchen“ — hob er an — „du weißt, wir sind beide arm, und haben in unsrer Dürftigkeit nicht einmal den Trost, unsre Liebe vor den Leuten zu zeigen, weil wir noch nicht Mann und Frau sind. Nun ist der Steiger mein Todfeind, der mir keine Zulage auf meinen Lohn gönnen wird, und so können noch Jahre vergehn, eh wir einander heirathen können!“

„Michael“ — unterbrach ihn Franziska — „habe ich dir denn nicht tausendmal geschworen, daß ich dich, hättest du auch Tonnen Goldes, nicht zärtlicher lieben würde? So laß uns heirathen, und Noth und Kummer zusammen tragen, wenn uns Gott nun einmal solches bestimmt hat!“

„Ja doch liebes Mädchen, aber ich könnte mir es nicht verzeihen, dich aus deiner Ruhe in Angst und Noth zu versetzen. Indeß giebt's eben noch ein Mittel, uns gleich auf der Stelle zu heirathen, und noch eben eins reich und glücklich zu seyn. Wenn nun —

„Ein Mittel“ — sagte Franziska, ihm liebevoll das gesenkte Haupt mit der Hand empor hebend, und ihm sehr ernst in die dunkeln Augen blickend — „ein Mittel, das mein frommer Freund mit Zögern nennt, das ihn einen ganzen Abend trübsinnig macht, sollte das wohl ein erlaubtes Mittel seyn?“

„Thu mir nicht Unrecht liebes Mädchen, und vernimm erst was mir begegnet ist!“ Damit verließ Michael den Schmollwinkel am

Ofen, setzte sich Fränzchens Spinnrade gegenüber, und hob folgendergestalt an zu erzählen:

„Es mußte schon stark gegen das Ende der Schicht gehn, denn mein letztes Licht in der Blende [*Das Grubenlicht.*] war fast ganz herunter gebrannt, als ich vor Ort [*Die Stelle, wo der Bergmann eben arbeitet.*] knieend, ein Klopfen und Hämmern wie von arbeitenden Bergleuten, aber unter meinen Füßen vernahm. Ich wußte, da ich auf der Sohle der Grube war, daß es unter mir keinen Bergmann geben könne, und hielt es für den zurückgeworfenen Schall meiner entfernt arbeitenden Kameraden. Das Klopfen hörte indeß nicht auf. Nun fiel mir zwar wohl ein, daß mir Vater Martin erzählt hatte, wie man bisweilen solch Klopfen in den Gruben höre, wenn auch eben kein Mensch arbeite. Das wären die Erdgeister. Ich achtete nicht weiter darauf, und es verlor sich auch bald.

Nun suchte ich mein Zeug zusammen, und ging auf dem Stollen vor zum Fahrschachte. Wie ich so in Gedanken um eine Ecke biege, die der Stollen macht, so tritt mir plötzlich aus einem von den Alten getriebenen und verlassenen Ort, ein kleiner, dicker Mann im Grubenkittel entgegen, vom Eisenocker so roth gefärbt, und so schmierig als unser einer. Schlägel und Eisen, die ihm im Gürtel staken, waren ungeheuer groß und stark. In der rechten Hand hielt er eine Blende, in der aber kein Licht brannte, sondern ein herrlicher grüner Stein befestigt war, der einen wunderlieblichen bunten Schein in hellen Strahlen nach allen Seiten hinwarf.

„Ein bloßes Nebelgebild aus bösen Wettern und sonst verdorbner Luft erzeugt, war das nicht, wie ich auf den ersten Blick sah. Ich wollte daher schweigend vorbei. Mit Erstaunen aber ward ich gewahr, daß der unbekante Bergmann mit seinem Leibe die Breite des Stollens so genau ausfüllte, daß an kein Vorbeischlüpfen zu denken war.

„Ich trat also ein Schritt zurück, schlug ein Kreuz vor der Gestalt und sagte: „wer du auch seist, gieb einem frommen Bergmanne Raum, der auf seinem Berufswege wandelt!“ Aber der kleine Kerl lachte, und sagte: „Ich fürchte mich vor deinem Zeichen nicht, Kamrad, und magst du daraus abnehmen, daß ich dir kein Leid zufügen will. Im Gegentheile, ich will dir helfen. Du bist ein armer Kerl, hast manchmal kaum satt Brot, und verdienst

mehr als alle die Schurken, die hier anfahren. Ich bin, den ihr den Bergmönch nennt, bin Herr über alle Gebürge dieser Gegend, und kenne alle edle Flötze und reichen Gänge. Dich hab' ich liebgewonnen, und will dich zum reichen Manne machen. Hier nimm — damit langt er aus seinem weiten Grubenkleide eine Menge der herrlichsten Schaustufen hervor, die ich auf den ersten Blick für gediegen Rothgülden-Erz erkannte.

„Gott verhüte, — antwortete ich — daß ich euer Geschenk annähme, und somit meinen Landesherrn bestöhle. Wißt ihr wirklich, wo edle Geschiche brechen, so zeigt es dem Steiger an, wir bekommen dann alle einen höhern Lohn. Schimpft mir auch nicht auf meine Kameraden, es sind auch noch ehrliche Kerls drunter.

„Narr du“ — brummte der Bergkönig — „mit deinen ehrlichen Kameraden; und dein Steiger ist ein Schuft, der die Grube bestiehlt, und dem ich noch einmal den Hals umdrehen will! — Du nimmst also mein Geschenk nicht?“

„Ich darf nicht, Herr,“ entgegnete ich. „Nun so kriech hinaus du blöder Maulwurf!“ Damit faßte er mich bei den Schultern, und warf mich, den Stollen vor, bis an den Fahrschacht, ohne daß mir jedoch ein Glied weh gethan hätte.

„Ich hatte Mühe die Fahrt zu finden, denn meine Blende war verlöscht. Endlich hatte ich sie, und stieg nun herzhaft los. Als ich so hoch war, daß das Tageslicht herein fiel, sah ich den Bergmönch schon oben sitzen und neben ihm des Steigers Neffen, den lust'gen Guntram. Der Mönch hatte dieselben Stufen ausgelegt, die er mir angeboten, verlangte aber, Guntram sollt sie theilen, und einen Theil davon behalten, den andern aber ihm geben.

„Guntram theilte nun. Wenn er aber eine Stufe zerschlug, so schob er immer die größere Hälfte heimlich in den Kittel. Als er fertig war, steckte er seinen Theil ein, und schob dem Berggeiste die andre Hälfte zu. Der aber packte ihn beim Gürtel, riß ihm die versteckten Stücke heraus, rannte ihn mit dem Kopfe gegen die Fahrt, wobei er immer schrie: „heißt das ehrlich getheilt, du Galgenstrick? heißt das ehrlich getheilt?“ und endlich schleuderte er ihn den Schacht hinunter.

„Ich hatte das voraus gesehen, und stand zum Glücke fest auf meinen Füßen. So gelang es mir den stürzenden Guntram aufzufangen, und wieder mit heraufzubringen. Ich trug ihn zum Steiger, dem ich die ganze Geschichte erzählte. Aber der hieß mich einen Narren, meinte, ich sei wohl betrunken gewesen, und gebot mir nach Haus zu gehn.

Seit der Zeit begegnet mir der Bergmönch täglich, und heut Abend bot er mir gar gediegen Gold' an, von dem er mir sagte, es sei aus einem weit entfernten Lande, und ich könne es daher ganz unbesorgt nehmen. Dennoch — ich weiß nicht — freilich —“

„Dennoch“ — fiel Franziska ein — „erinnert dich dein Gewissen es nicht zu nehmen; nicht so Michael? Nun sieh', ich denke eben so, und du darfst wahrhaftig nichts annehmen, sollten wir auch noch so lange einander nicht, heirathen dürfen!“

Am andern Morgen wurde Michael vor den Steiger gefodert, der ihm bekannt machte, Guntram habe ausgesagt, Michael sei betrunken in die Grube gekommen, habe Händel angefangen, ihn blutrünstig geschlagen, und um sich zu entschuldigen, das Märchen vom Bergmönch erfunden. Auch sei er nebst ein paar Zeugen erbötig, seine Aussage gegen Michael zu beschwören.

Ogleich dieser nun die Zeugen ihrer Schändlichkeit leicht überführte, indem sie auf sein Befragen ganz andre Umstände als Guntram erzählte, angaben, so konnte er doch nicht läugnen, daß er des Steigers Neffen blutend herauf gebracht, und vor seines Oheims Wohnung niedergelegt hatte. Da dieser die Geschichte vom Berggeiste schlechterdings nicht glauben wollte, und Michael keinen Zeugen seiner Unschuld hatte, so ward er auf acht Tage zur Hundejungenarbeit verurtheilt. Das heißt, er mußte einen schweren vierrädrigen Karren schieben, auf welchem das Gestein in der Grube bis zum Treibegöpel [*Ein Räderwerk über der Erde, welches das Gestein aus der Grube windet.*] geschafft wird, und der in der Bergsprache der Hund heißt. Eine Arbeit der jüngsten Anfänger!

Diese neue unverschuldete Kränkung empörte Michaels Herz; er beschloß seinen Abschied zu fodern, und auf einem ausländischen Bergwerke ein Unterkommen zu suchen. Franziska bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Am nächsten Lohntage wollte er ihn anzeigen.

Ruhig, im Bewußtseyn seiner Unschuld, wär er heut angefahren, und begann eben seine Strafarbeit. Da sah er den Bergkönig sich gegenüber stehn, und ihn auslachen. „Siehst du Tropf“ — sprach er — „wie deine Gutmüthigkeit belohnt wird, und was du für ehrliche Kameraden hast? So nimm nun ein Stück Silbers von mir, damit du wenigstens einen Zehrpennig auf die Reise habest!“

„Hebe dich weg Versucher,“ antwortete Michael. „Jetzt leide ich unschuldig, deßhalb bin ich heiter und guter Dinge; so ich aber deinen Reichthum nähme, und mein Gewissen mit ungerechtem Gute belastete, was bleibe mir denn für ein Trost?“

„Ich sehe wohl“ — entgegnete der Geist — „du bist ein wackrer Bursch, der in seiner Redlichkeit nicht wankend zu machen ist. Wandle ferner so, und es wird dir wohl gehn. Ich bleibe dein Freund, und obwohl du mich heut zum letztenmale siehst, so sollst du doch noch oft in deinem Leben meinen wohlthätigen Einfluß inne werden. Jetzt merke wohl auf was ich dir sage. Wenn du zu Abend aus der Grube fährst, so bitte den Steiger, er möge dich morgen frei lassen, du wollest deine Andacht halten. Das darf er dir nicht abschlagen. Dann geh' zum Geistlichen, empfang die heiligen Sakramente, und halte dich ruhig. Hüte dich aber, jemand ein Wort zu sagen, es wäre zu deinem Schaden. Wenn nun der Steiger die Knappen beruft, so geh' und thu frischen Muths, was dir befohlen wird. Du bist auf guten Wegen. Gott wird dich schützen, und ich werde dir behülflich seyn!“

Michael that wie ihm gesagt ward. Er verrichtete am andern Morgen seine Andacht, und saß nun stillbetend in seinem Kämmerlein, wartend was da kommen solle.

Einige Stunden nach Mittag hörte er ein Zusammenlaufen, und lautes eilendes Gespräch vor seiner Hütte.

Er trat hinaus und vernahm, das große Gestänge, was die Wasser aus der Grube hebe und ins Feld leite, stehe still, woraus zu schließen, daß es zerbrochen seyn müsse; weil man aber ein ganz ungewöhnliches Brausen und Poltern in der Tiefe höre, und doch keine Meldung aus der Grube komme, so befürchte man ein Unglück. Während man sich deßhalb besprach, läutete die Betglocke zur ungewöhnlichen Stunde. Ein

Ruf für alle Bergleute, die sich nicht auf der Schicht befanden, sich beim Steiger zu versammeln.

Mit pochendem Hetzen dachte Michael an des Geistes Worte, und eilte nach dem Versammlungsplatze,

„Der Teufel weiß“ — lärmte hier der Steiger — „was für ein verfluchter, dreimal vermaledeiter Zufall wieder bei dem großen Kunstrade begegnet ist! Ich wollte das Donnerwetter schlänge die ganze Maschine in Stücke, und uns alle dazu Hundert Meilen tief in die Erde! Man hat so nichts als Schererei davon!“

Michael kreuzte und segnete sich vor des Mannes gräulichen und ruchlosen Reden.

Jetzt kam ein Knappe, und meldete, der tiefe Stollen stehe voll Wasser, und die Flut habe einen Schachthut mit herausgespült, den er bei sich habe.

Unter Fluchen und Verwünschungen aller Art, zog der Steiger an der Spitze der Bergleute nach dem Huthause, wo die Mannschaft gewöhnlich aufzufahren pflegte. So wie die das Mundloch des Schachtes verschließende Fallthüre geöffnet wurde, hörte man auch schon das donnerähnliche Brausen der unterirdischen Flut.

Jetzt wurden die anwesenden Bergleute überzählt. Der alte Martin fehlte. Der Steiger besann sich jedoch, daß er ihm am vorigen Tage erlaubt habe, in sein Geburtsdorf zu gehn. Die eine Hälfte wurde mit Werkzeugen nach dem Kunstrade gesandt, um größerm Schaden vorzubeugen, die andre, unter der sich der wiedergenesene Guntram, Michael und noch mehrere Alte befanden, behielt der Steiger bei sich.

„Guntram“ — redete er jetzt seinen Neffen an — „es muß unweigerlich einer in das verfluchte Loch, damit man ordentlich erfährt, wie es aussieht, und ob denn die Sackermenter da unten todt oder lebendig sind.“

Guntram ward blaß.

„Herr Obersteiger“ — nahm Michael das Wort — „mit Gunst. Mein Kamerad Guntram ist noch schwach von dem letzten Falle, wie leicht könnte ihm schwindeln, und er von der Fahrt hinabstürzen in die Tiefe. Laßt mich hinein in Gottes Namen!“

„Ins Drei Teufels Namen sag ich Euch, Ihr kopfhängerischer Betbruder, schweigt bis man Euch zu reden befiehlt! Ich soll wohl

nicht merken, daß Ihr Euerm Todfeinde Guntram die Gelegenheit nicht gönnt, sich auszuzeichnen? Fahr du an Guntram, und sieh, wieweit du kommst. Ich verspreche dir einen Bericht ans Bergamt, der dir den Untersteiger einbringen soll!“

Guntram zündete seine Blende an und stieg einige Sprossen hinab. Da hörte er es sausen, schäumen, wogen, brüllen. Das Herz sank ihm. Er stieg wieder aufwärts,

„Bitt' Euch, Herr Obersteiger, laßt mich wieder herauf, es ist gar zu gräßlich!“

„Schämt Euch, feige Memme“ — antwortete dieser — „Marsch! hinunter.“

„Ich bitte Euch um Gotteswillen, Herr Ohm,“ — flehte der Jüngling — „die Angst bringt mich um; und die Wasser steigen immer höher!“

„Gotts Donnerwetter, so ersauft ins Teufels Namen, wenn Ihr nichts bessers werth seid!“ Damit stieß der erzürnte Mann den Jüngling hinunter, und warf die schwere Fallthüre zu.

Nun liefen Berichte von allen Seiten ein, daß eine unterirdische entsetzliche Wasserflut das ganze Werk ersäuft, die schadhafte Auszimmerung losgerissen, die Maschinen zerstört, und so einen höchst beträchtlichen Schaden angerichtet habe. Mehr als zwanzig Bergleute, die eben auf der Schicht arbeiteten, waren verloren. Die traurige Kunde verbreitete sich schnell, die Wittwen und Waisen der Verunglückten erfüllten die Luft mit ihrem Jammergeschrei, und klagten des Steigers gewissenlose Vernachlässigung des Werkes, als die Ursache ihres Unglücks an.

Auch Franziska kam in tödtlicher Angst um ihren Michael gelaufen. Da gebot der Steiger durch die Vorwürfe erbittert, durch seines Neffen vorsätzlichen Mord noch mehr verwildert, Michael solle nun hinab, und ihm Kundschaft bringen, woraus er denn den Bericht abfassen könne. Vergebens stellten ihm einige der ältesten Bergleute vor, ein solch Verlangen sei unnütz, indem die Ursache und die Große des Schadens nur zu klar wären. Dazu verhinderten auch die immer höher steigenden Fluten jede Untersuchung, und der arme Michael sei ganz nutzlos ein Raub des unausweichlichen Todes.

Franziska fiel dem harten Manne mit Thränen zu Füßen, ihn beschwörend, ihr liebstes Gut auf Erden nicht so ganz unnütz zu morden. Umsonst. Der Steiger bestand darauf als auf einem letzten pflichtmäßigen Versuche. „Und“ — setzte er hinzu — „habe ich meinen Neffen dem landesherrlichen Dienste opfern können, so werde ich für Euern Liebsten, Jungfer, wahrlich keine Ausnahme machen. Als Euer Oberer befehl ich Euch Michael, fahrt an. Ihr seid ja ein frommer Mann und eifriger Beter, Euch werden die Wasser die Füße nicht naß machen!“

Und Michael trat mit angezündeter Blende auf die Fahrt. „Sei ruhig Fränzchen,“ — sagte er — „der Steiger hat Recht, es ist meine Pflicht. Aber mein Herz sagt mir, wir sehen uns wieder!“ Jetzt stieg er hinab, und über ihm warf der Steiger die Thür zu, schob den Riegel vor, und sagte lachend: „der fromme Mann wird wohl pochen, wenn er wieder heraus will!“

„Ha Ungeheuer, schändlicher, verruchter Mörder,“ — schrie Franziska außer sich — „nicht genug, daß du den unschuldigen Michael aufs feindlichste verfolgst, aufs schändlichste verläumdetest, nun willst du ihn auch noch vorsätzlich morden, weil du von seiner Klugheit und Rechtlichkeit das Schlimmste fürchtest? Aber ich rufe Gottes Gerichte über Dein Haupt. Die Thränen, der Waisen schreien zum Himmel um Rache. Sie wird dich treffen und zerschmettern!“ Ohnmächtig fiel sie zu Füßen.

„Bringt das mannstolle Weibsbild von hinnen,“ befahl der Steiger. Aber keiner der Umstehenden wagte es, sie anzurühren.

„Wenn der Erzengel Michael wieder zu Tage ausfährt, so ruft mich nur. Ich bin in meiner Wohnung!“ Mit diesen bitter höhennenden Worten ging der Steiger nach seinem Hause.

Die Bergleute blieben stehen, als erwarteten sie wirklich Michaels Rückkehr. Da erhob sich Franziska todtenbleich und zitternd vom Boden. Ihr reiches schwarzes Haar hatte sich gelöst, und flog geisterhaft um das verstörte Antlitz und die hohe, schlanke Gestalt.

„Oeffnet den Schacht,“ gebot sie. Schweigend vollzog man ihr Gebot. Da kniete sie einige Schritte seitwärts, erhob zitternd die Hände, und während die Thränen ihr blasses Gesicht überströmten, betete sie mit lauter Stimme:

„Vergib, ewige Güte, mir, deinem schwachen Kinde, das schon verzweifelte, ehe es bei deiner Allmacht Hülfe gesucht hatte. Was aller Welt unmöglich scheint, ist dir ein leichtes. Rette, o rette meinen Freund! Ist aber meine Bitte thöricht, so vergieb, Allmächtiger; aber dann, dann o du ewige Erbarmung und Liebe, dann nimm auch mich von dieser Welt!“

Die Männer bebten, und Thränen zitterten in ihren Augen!

„Jetzt“ — sagte sie leise — „blicke einer hinunter, und rufe mir zu, was er sieht.“

Eine lange Pause. „Noch nichts?“ fragte sie hebend. „Nichts“ war die fürchterliche Antwort. Ihre Augen wurden dunkel. Die Angst, unerhört gebetet zu haben, preßte Tropfen aus ihrer Stirn. Immer schwächer ward sie. Jetzt sank ihr Haupt, erschöpft fiel sie vorwärts auf die gefalteten Hände, und ...

„Licht,“ ruft der spähende Bergmann. „Ich seh' ein Licht in der Tiefe!“

Franziska flog heran, augenblicklich aber stürzte sie wieder auf die Kniee, ihr Herz schlug hörbar. „Fasse dich Seele, sprach sie leise — „noch ist Täuschung möglich!“ Und wie versteinert blieb sie horchend am Boden liegen.

„'S ist ein Bergmann“ — sagte der Knappe. „Ich höre seinen Tritt auf der Fahrt. Aber er stöhnt schwer!“

Jetzt hatte Franziska wieder Thränen.

„'S ist weiß Gott Michael,“ ruft der Späher jetzt sich aufrichtend, indeß sich alles, Franziska voran, dicht um die Grube drängte.

Und wie ein Stern aus finstrem Gewölke, so leuchtete jetzt Michaels Grubenlicht aus der wüsten Tiefe herauf. Schon konnte man seine edlen, von der Angst geschärften, blassen Gesichtszüge erkennen. „Helft mir Kameraden,“ schrie er. Und alle Arme streckten sich nach ihm aus. Jetzt stand er oben. Um den Leib hatte er ein Seil geschlagen, er zog es nach sich herauf, und an dem Seile hing — Guntrams Leiche!

Franziska lag ohnmächtig in des wassertrifenden Michaels Armen. Da kam ein Bergoffizier von hohem Range, und hinter ihm der Steiger mit gezogener Hute und der alte Martin.

„Michael lebt, Michael lebt,“ schrie alles ihm jubelnd entgegen. „Unmöglich Kinder,“ meinte der Obere, und eilte zur Grube, der Steiger betroffen hinter ihm her.

Aber Michael rieb nur Gutrams Schläfen, und ließ ihm Sprengpulver vor der Nase an, zünden und riechen. Endlich kam er zu sich, schlug die Augen auf. und stammelte:

„Michael, unschuldiger, verläumdeter Michael, zweimal mein Retter, ach vergieb!“ Dieser drückte ihn an sein Herz.

Jetzt beugte sich der Bergoffizier über den Schacht, und hinabstarrend, sagte er, „unglaublich — die Wasser steigen noch immer! Seht nur selbst Herr Obersteiger!“ Der eilte herbei, sich weit vorüber den Abgrund legend. Aber urplötzlich fuhr, allen sichtbar, eine Riesenfaust aus der Tiefe, drehte im Nu des Steigers Angesicht auf den Nacken, daß man alle Wirbel brechen hörte, hielt das gräßlich verzerrte blaue Todtenantlitz der Menge entgegen, und verschwand mit seinem Raube unter der Flut. Augenblicks darauf hörte man ein fürchterliches Donnern, wie von zusammenstürzenden Bergen in der Tiefe.

*

Als die Umstehenden sich vom Schreck und bangen Erstaunen erholt hatten, nahm der Bergbeamte das Wort. „Gott hat gerichtet — sagte er sehr ernst — und meinen schwachen Händen dieß schwere Amt entnommen. Denn auch ich war gekommen zu richten. Das Bergamt, mit Klagen über die unrichtigen Ausbeutezahlungen, von Seiten der Gewerken bestürmt, beschloß eine strenge Untersuchung der hiesigen Gruben, die mir aufgetragen ward. Vor meiner Abreise kam der Altvater Martin, den ich von Jugend auf als einen wackern Bergmann und frommen Christen kannte, mit sehr wichtigen Beweisen gegen die Rechtlichkeit des Steigers und mit sehr empfehlenden Schilderungen des jungen Michaels beim Bergamte an.

Zum Glück fanden sich mehrere vortreffliche Risse und Berechnungen dieses klugen Bergmannes unter den Papieren eines verstorbenen Rathes, die durch meine Hände gegangen waren. Aus denselben Papieren ergab sich auch des Steigers Treulosigkeit und schändlicher Betrug. Ich reiste nun mit Vollmacht zu strafen und zu belohnen hierher, Martin begleitete mich. Unterweges hörten wir schon von der Ausartung der

hiesigen Mannschaft und von der über sie verhängten göttlichen Strafe. Ich stellte mich anfangs gegen den Steiger, als sei ich nicht abgeneigt, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Dieß machte den Elenden so dreist, daß er mir unaufgefordert seine Schändlichkeiten bekannte. Hier an der Grube, wo er seine letzte Unthat an Michael begangen hatte, wollte ich ihn vor euer aller Augen vernichten. Aber wie gesagt, Gott hat gerichtet! Nun Michael, bevor ich meinen Auftrag vollende, sag uns noch, wie du gerettet worden bist.“

„Ach edler Herr, ich kann Euch fast gar nichts sagen. Als ich den Steiger den schweren eisernen Berren über die Fallthür legen hörte, da merkte ich wohl seine Tücke und daß es auf meinen Tod abgesehen sei. Aber ich vertraute auf Gott und den Berggeist, der sich ja mir auch als ein gottesfürchtiges Wesen kund gegeben hatte. Unter mir tobte die Flut fürchterlich. Die Wasserräder sausten im schnellsten Umtriebe. Die Ziehstangen und die zerbrochenen Ketten klirrten und piffen und heulten fürchterlich. Ich wagte mich bis über die Hälfte des Leibes ins Wasser, weil ich die Sprossen der Fahrt noch fest fühlte. Soviel, konnte ich bei meinem Grubenlichte sehen, daß das Wasser schon hoch über unsern letzten Orten stehe. Da fühlte ich zu meinen Füßen einen Körper. Ich zog ihn empor. Es war Guntram.

Im Augenblick hörte ich einen neuen Wassersturz unter mir donnern. Zugleich auch schwankte die Fahrt, knallte, brach, und ich stürzte, den Todten in meinen Armen, hinab in die schwarze Flut. Nun weiß ich nichts mehr. Ich erwachte von dem starken Geruch brennenden Bergöls. Als ich die Augen aufschlug, stand ich hoch über der leis wogenden Tiefe, seitwärts der Fahrt, in einer geräumigen trockenen Halle, die ich nie vorher gesehen hatte. Vor mir brannte in einer großen kupfernen Schale das Bergöl in grünen Flammen. Neben mir lehnte der ertrunkene Guntram; zu meinen Füßen stand meine angezündete Blende und lag ein Stück Seil. Ich sah nun wohl was die Absicht war. Da fiel ich auf meine Kniee, und betete und dankte. Zuerst Gott, dann dem guten Geiste. Hierauf schleifte ich Guntram das Seil unter den Achseln durch, mir um den Leib, und stieg nun getrost herauf, wo ich denn Gott lebenslang für meine wunderbare Rettung danken will!“

„Thut das, braver Michael“ — sagte der Beamte, „empfangt aber auch aus meinen Händen die zeitliche Belohnung eures tugendhaften Wandels. Das Bergamt ernennt Euch durch mich zum Untersteiger an der Grube Sankt Florian, und weist auch dem alten Martin einen Zuschuß an, den er von Euch erhalten wird, und der ihm erlaubt, den Rest seines Lebens außer der Grube zuzubringen. Wandelt vor Gott und rührt Euch tüchtig in euerm neuen Berufe.“ Damit schied der Beamte.

Wer war glücklicher als Michael, Fränzchen und der alte Martin. Nach acht Tagen war Franziska Michaels glückliches Weib. Aber auch der Berggeist hielt Wort. Die ersoffene Grube blieb zwar liegen; aber in demselben Reviere entdeckte Michael die herrlichsten Anbrüche. Die Grube ward nach seinem Namen „Erzengel Michael“ genannt, gab überreiche Ausbeute und baute sich gut aus. Als aber nach einem Jahre Michael den Beamten und den alten Martin zu Gevattern bei seinem neugeborenen Söhnlein bat, und dieser ihm die Ernennung zum Obersteiger mit Gehaltszulage mitbrachte, da klingelte es auf einmal wie güldene Schellen auf den zinnernen Tellern, die an der Wand standen. Und siehe, es fielen eitel neue Goldstücke durch die Decke herab, hundert an der Zahl. In der Mitte war ein Mönch darauf geprägt, und rund herum standen die Worte: „Bescheert Glück zum Erzengel!“

Jetzt erkannte Michael wohl seinen alten Freund den Berggeist, und in der Freude seines Herzens griff er nach einem Becher Weins, und brachte die Gesundheit aus: „der Berggeist soll leben!“

Da that ihm jedermann Bescheid, die Gläser klirrten, und zugleich ertönte eine herrliche stark und doch liebliche Musik von Harfen und Zithern, Hörnern und Schalmeien. Als man aber die Thür öffnete, und den Spielleuten zu trinken geben wollte, da war niemand zu sehen, noch zu hören. —

Die Fräulein vom See.

Die Nacht lag draußen kalt in schwarzen Schleiern,
Und Jungfrau'n saßen bei des Heerdes Knistern
Am Rocken wohlgemuth mit ihren Freiern
Zu Epfenbach. Da tönet durch die Rüstern,
Die weit des Hauses Giebel übersteigen,
Ein Wohl laut, weicher, als der Harfe Flüstern.
Als schwebte her vom See im frohen Reigen
Ein Elfenchor mit lindem Geistertritte,
Klingt's der Versammlung durch das nächt'ge Schweigen.
Nun klopft es leise nach der Jungfrau'n Sitte.
Herein! ruft man halb freudig, halb erschrocken,
Und sieh, drei Fräulein treten in die Mitte.
Ihr Schnee gewand umwallt von lichten Locken.
Grüßt jede durch des Auges süße Rede
Und nimmt zur Hand den mitgebrachten Rocken.
Und von des Dörfleins Spinnerinnen jede
Macht Platz am Heerde den drei weißen Lichtern;
Doch stumm wird alles, wie in düstrer Oede.
Erst, als der Fräulein blassen Angesichtern
Des Heerdes Flamm' im Widerschein erblühet,
Da nahen die Andern spinnend sich und schüchtern.
Allein so dünn man auch den Faden ziehet,
So schön und kunstvoll als die Fremden spinnen,
Sind alle Jungfrau'n nur umsonst bemühet.
Doch wie den Fräulein Worte nun entrinnen,
Vergißt sich bald die Kunst der zarten Hände,
So mächtig waltet Zauberkraft darinnen;
Anmuth'ge Mährlein steigen auf behende,
Gleich Blumenschmelz und Duft aus Wunderreichen,
Doch plötzlich geht das heitre Spiel zu Ende:
Inmitten ihrer Rede Lauf' erleichen
Die Schönen, brechen schleunig auf und eilen
Davon. Die andern stehn voll Furcht und Schweigen.
Dann starren sie erstaunt sich an, und neigen
Einander Ohr und Mund: Wer waren jene?
Wird jemals fürder sich ihr Glanz uns zeigen? —

Als nun das Dunkel wieder eint die Söhne
Des Dorfs und Töchter dort am trauten Heerde,
Schweben auch wieder wonnigliche Töne
Vom See herüber auf die stille Erde;
Wie gestern treten mit verschloßnen Zungen
Die Fräulein ein und fröhlicher Geberde.
Und als des Heerdes Flamme sie durchdrungen,
Entquillen Märlein neu dem holden Munde,
So zauberisch, wie gestern sie erklungen.
Doch kaum erscholl vom Thurm die elfte Stunde,
So nahmen sie den Rocken schnell zusammen.
Enteilend abermals dem neuen Bunde;
Auf zarter Liebestöne Wogen schwammen
Sie draußen fort, doch wagt, sie zu belauschen.
Sich niemand von des Heerdes treuen Flammen.
Und sieh, mit jedem neuen Abend rauschen
Die Fräulein auf der Töne Strom herüber,
Für traute Blicke Märlein auszutauschen.
Gewohnheit zehrt das Staunen auf darüber,
Man sehnt herbei den Abend, der sie bringet,
Und jeder macht sie nur dem Völklein lieber.
Ja, manchem ehrlichen Gesellen dringet
Mit ihren Märchen auch ihr Blick zu Herzen,
Der süßer fast, als selbst ihr Ton erklinget.
Die holden Gäste nimmer zu verscherzen,
Strebt alles ihren Beifall zu erjagen,
Nur eins erregt dem Völkchen bittre Schmerzen:
Elf hören kaum vom Thurm die Fremden schlagen,
So stirbt ihr Wort; sie eilen rasch von hinnen,
Oft mitten in der lieblichsten der Sagen. —
Vor Andern aber liebt mit Seel' und Sinnen
Der wackre Rolf der zarten Fräulein eine
Und um ihr Anschauen länger zu gewinnen
Sich und dem ganzen traulichen Vereine,
Läßt er die Uhr zurück en Stündlein rücken,
Daß Mitternacht als erste Stund' erscheine.
Bethört, wie alle, von der Täuschung, schicken,
Die Fräulein erst, als schon die Geisterstunde
Vorüber, an sich zu den Abschiedsblicken.

Doch Rolf, gepeinigt, wie von tiefer Wunde,
Von dem Betrug den arglos er begangen,
Macht um den See die ganze Nacht die Runde.
Und horch, aus dessen Silberwellen rangen
Sich Jammertöne los, worin die Stimmen
Der Fräulein, unverkennbar ihm, erklangen.
Erst will er schon hinab in ihnen schwimmen,
Dann, die Beleidigten nicht frech zu stören,
Den höchsten Fels zu seinem Sturz erklimmen.
Doch läßt sein Fuß das Bleiben sich nicht wehren,
Er muß — o möcht' ihm bald das Herz zespringen! —
Er muß die süße Jammerstimme hören. —
Kaum aber regt der Morgen seine Schwingen,
So hört auch Rolf des Jammers herbe Laute
Allmählig bis zum letzten Ach! verklingen.

Als er nun starr zum See hinunterschaute,
Erglänzten blutig bald darin drei Stellen,
Vor denen ihm das junge Haar ergraute.
Als ob erächzend aus den stillen Wellen
Das liebste Lebend zürnend auferstehe,
So sieht den einen Punct er plötzlich schwellen.
Er schaut und schaut, allein das herbe Wehe,
Das er erschaut, will nicht sein Herz zerreißen,
Wie brünstig auch vom Himmel er's erlehe.
Es schmilzt des Tages Licht ihn hin zum leisen
Dunkel, das oft am Heerd ihm huldvoll lachte
Und schnell entrinnt er nach der Freunde Kreisen.
Hier hob den Fuß er zitternd nur und sachte,
Fürchtend, damit die Andern wegzuscheuchen.
Als auf er die bekannte Thüre machte.
Schon lauschen all' am Heerde nach dem Zeichen
Der Fräulein, die auf Tönen oft gekommen,
Allein die schwarzen Lüfte draußen schweigen.
Wer hat uns Armen ihre Huld genommen?
So unterbricht die Still' oft dumpfes Fragen
Und Rolf sitzt starren Auges tief beklommen.
Denn grausam hemmen ihm den Trost der Klagen
Die blut'gen Stellen, so im See schwammen.
Doch kaum, daß elf die Thurmuh'r ausgeschlagen,
Bricht auch zum Glück sein wundes Herz zusammen.

Muhme Bleich.

Von seinem Vater, einem tüchtigen Waidmanne, zu demselben Berufe mit großer Sorgsamkeit angeführt, hatte der junge Ferdinand Eckebrecht seine Lehrjahre überstanden, und sollte mit der Zeit dessen Adjunkt werden.

Allein er hatte nie Lust zum Jägerleben gehabt, und nur mit Widerwillen die Lehre angetreten. Wald- und Felsthal waren ihm zu düster, Hörnerklang und Hundsgebell zu eintönig. Wenn aber im nächsten Städtchen Truppenschau gehalten ward, wenn da die silbernen Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, die Standarten flatterten, und nun in langen Reihen die glänzenden Kuirassiere am Musterzelte vorbeizogen, mühsam die feurigen schwarzen Rosse zum Paradedritt zügelnd—und, nun dem Obristen vorüber, im donnernden Galopp dahin flogen, die blanken Klingen im Scherz über den Goldhelmen schwenkend — ach dann schlug Ferdinands Herz vor banger, ungestümer Sehnsucht. Das war es, was er suchte, und was ihm Fels und Wald und Hörnergetön und Hundsgebell nicht zu ersetzen vermochten.

Gewöhnlich tobte er in solcher Stimmung Tag und Nacht im Waldgebirge umher, die kühnsten Schüsse, die gefährlichsten Sprünge von einer Felszacke zur andern wagend; gleichsam als wolle er sich selbst beweisen, bei solcher Kühnheit, Kraft und Gewandheit, sei er zu gut zum gemeinen Jäger, wohl aber stecke ein künftiger Kriegsoberster in ihm verborgen.

Seinem Vater war er in solcher wilden Stimmung am liebsten. Obgleich unversöhnlicher Feind der Soldaten — die bitteren Gram in sein früheres Leben gebracht halben sollten — liebte er doch Mannstrotz, Kühnheit und ein gewisses rauhes, militairisches Wesen ungemein.

„Braver Jäger, der Ferdinand,“ pflegte er dann wohl zu sagen, wenn der schöne Jüngling glühendheiß, Gesicht und Hände von Dornrissen blutend, die Kleider vom Klippensturz zerschlitzt, ein Wild über der Achsel, barsch ins Zimmer trat, seine Bürde in einen Winkel schleudernd, die gewichtige Büchse wie spielend

mit einer Hand herum warf, und sie dann hoch an der Wand an den Haken hing.

Ferdinand war eines Tages im Walde bei Holzhauern, die ihm untergeben waren, da schallten die bekannten silbernen Trompetentöne wie rufend und grüßend zu ihm herüber. „Ha — dachte er — die Kuirassiere exerziren drüben — du springst hinüber!“

Wie eine Katze klomm er die Felsenwand hinab, den jähren Hang hinunter. Schon sah er die Helme blitzen, noch ein paar hundert Schritt — da stand er auf der Ebne, und die schön geordneten Schwadronen im hellen Sonnenglanz ihrer Waffen, vor ihm.

Es gab eben heute wieder eine Truppenschau vor dem neuen Obristen, der das Regiment bekommen, und nun jede einzelne Schwadron genau durchgemustert hatte. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit begleitete Ferdinand die verschiedenen Reiterübungen, und sah auf einem Steine am Wege sitzend, die letzten Abtheilungen bei sich vorüber ziehn. Der Obrist war mit seinem Gefolge zurückgeblieben, und kam nun in freundlichem Gespräch langsam herangeritten.

Ferdinand sprang sogleich ehrerbietig auf, militairisch den Hut ziehend. Die laue Morgenluft wehte ihm das dunkle Haar aus dem sonnengebräunten Antlitz.

„'N schöner Bursch,“ sagte der Obrist. „Wer seid Ihr, junger Mann?“

„Ferdinand Eckebrecht, des nächsten Försters Sohn, gnädiger Herr Obrist.“

„Keine Lust zum Soldaten?“ frug der Obrist lächelnd.

„O nur zu viel — meinte Ferdinand — und überglücklich unter Euerm Befehl zu dienen.“

„Wetter — das ist ein gewandter Bursch, — sagte der Obrist, sich zu dem weiten Kreise der um ihn haltenden Offiziere wendend. — Den muß ich zu meiner Schwadron haben! Ja mein Sohn — fuhr er fort — das ist recht schön, eher man wird nicht gleich Offizier, Ihr müßtet ein paar Jahr Gemeiner seyn!“

„Ich weiß wohl, gnädiger Herr; aber glückt es mir je, unter Euern Augen zu fechten, so sollten die Jahre wohl zu Monaten werden!“

„Teufelsjung — rief der entzückte Obrist — komm gleich mit. In vier Wochen bist du Korporal.“

„Ich darf nicht Heer Obrist. Mein Vater ist den Soldaten todtfeind, und lebt nur in dem Gedanken in mir seinen Nachfolger zu sehen.“

„Possen! Der alte Narr!“ lachte der Obrist. „Herr Rittmeister Adjutant!“

Ein schlanker Reiter prallte vor.

„Bemerkt Euch des jungen Mannes Namen und Wohnort. Ihr selbst sollt mir ihn abholen. Lebt wohl, Eckebrecht, auf Wiedersehen!“

Und im sausenden Galopp flog der Schwarm über die Fläche hin.

Der Adjutant hielt noch neben Ferdinand. Die kurze Notiz war bald eingetragen.

„Aber mein Vater,“ seufzte Ferdinand. „Nimmermehr giebt er mich frei!“

„Sorgt nicht, wackrer Jäger. Der Herr Obrist gilt alles beim Fürsten. Ade künftiger Kamerad!“

Da stob auch der letzte hin, wie vom Winde getragen. Ferdinand stand träumend; aber die Nähe des ersehnten Glückes, und die so glänzenden Aussichten rissen ihn über alle Bedenklichkeiten hinweg, die angeborne Wildheit hell anfachend.

Nach der gewohnten Weise ging es auch heut wieder auf dem Rückwege Thal aus, Thal ein, Fels auf, Fels ab; und erst am zweiten Tage trat er Beutebeladen in die väterliche Wohnung.

„Braver Ferdinand,“ rief auch heut der Alte dem Eintretenden entgegen. Er ließ sich das erlegte Wild zeigen. — „Ein wackerer Schuß,“ sagte er — darauf: „Du bist doch ein tüchtiger Kerl, ein fermer Schütz! Nun, an dir bekommt doch der Fürst einmal einen Förster, wie er seyn muß!“

„Das hoffe ich,“ — antwortete Ferdinand halblaut.

Da fing es an hinter dem Ofen zu rascheln und sich zu bewegen, und hervor trat eine lange, geisterbleiche Frauengestalt, einen Rocken im Arme.

Es war des Försters Schwester, ihrer Blässe wegen, „Muhme Bleich“ genannt. Im Haus und der Gegend galt sie für halbwahnwitzig. Sie stammelte, und da sie deßhalb oft von muthwilligen Buben verhöhnt worden war, so sprach sie seit Jahren nur das allernöthigste; dieß nur in kurzen Worten.

Jetzt schlich sie, fast unhörbar zu Ferdinand hin, mit erhobnem, dürrn Zeigefinger drohend.

„De- de- der lü- lügt!“ stammelte sie.

„Was? Wer lügt!“ fuhren Vater und Sohn die Alte an.

„Nan- Nan- Nandel lü- lü- lügt!“

„Ihr träumt wohl, Muhme Bleich,“ sagte Ferdinand betroffen.

„Was krächzt denn die alte Eule wieder?“ fragte der Förster verdrießlich.

„Nan- Nan- Nandel ke- kein Jä- Jä- Jäger. Nan- Nandel Sol- Sol- Soldat!“

„Donnerwetter!“ fluchte der Alte. „Was ist das! Sag Junge ist's wahr? Höllen Element! Nein, nein 's ist nicht wahr, 's wäre ja mein Tod! Sag, sag, bist du ...“

„Aergert Euch doch nicht Vater,“ begütigte Ferdinand den Alten — „ich sag' Euch Ja, auf mein Ehrenwort, ich bin nicht Soldat!“

„Lü- Lü- Lügt!“ sagte Muhme Bleich kopfschüttelnd und kroch hinter den Ofen zurück.

Ferdinand war außer sich vor Zorn ; er begriff weder was die Alte gegen seinen Hang zum Soldatenstande habe, noch woher sie sein Geheimniß wisse, und weißwegen sie ihn nun verrathe. Der Förster war und blieb verstimmt. Am andern Morgen nahm er die Alte wieder vor und fragte sie aufs schärfste aus, woher sie die Nachricht habe, und was daran wahr sei.

Allein aus der Wahnsinnigen war nichts herauszubringen, als — sie habe es geträumt. Unwillig stieß sie der Alte in ihren Winkel zurück, von wo aus sie immer hervor heulte: „Do- do- doch wahr, Nan- Nan- Nandel Sol- Sol- Soldat!“

Der Forster beschloß nach der Stadt zu reiten, um zu versuchen, ob es nicht möglich sei, sich Ferdinand gleich adjungiren zu lassen. Er theilte dieß Vorhaben seinem Sohne mit, und sagte mit Thränen in den Augen: — „Zu meiner

Beruhigung, schwöre mir, du bist nicht Soldat!“ Und Ferdinand schwor: „ich bin's nicht!“

Da heulte die Alte im Schläfe laut auf, und wie von Entsetzen ergriffen, prallten die beiden Männer aus einander.

Ein paar Stunden mochte der Förster weg seyn, da sprengte der Adjutant vor das Haus. Er hielt ein Papier mit großem Siegel hoch in der Hand. Blitzend strahlte der Goldhelm, blitzend flog die goldne Feldbinde um seine Schultern.

„Hier Freund,“ rief er. „Hier ist der fürstliche Befehl an Euern Vater. Ihr seid frei.“

„Gott ists möglich!“ erwiderte Ferdinand halb freudig, halb bang überrascht. „Aber mein Vater ist abwesend!“

„So erwarte ich ihn,“ antwortete der Adjutant. „Ich habe Befehl, Euch mit zurück zu bringen. Dort kommt auch schon meine Ordonanz mit einem Handpferde für Euch!“

Ferdinand sah hinaus. Er sah die Ordonanz, zugleich aber auch nebenher seinen leichenblassen Vater, der den alten Braunen stachelte, um früher als der Kuirassier anzukommen.

Jetzt sprang er ab, ließ den treuen Gaul unbekümmert stehn, und eilte ins Zimmer.

Auf dem Flur trat ihm der Offizier entgegen, den fürstlichen Befehl in der Hand.

„Herr — redete er ihn an — Euer Sohn da hat dem Herrn Obristengesagt, er wünsche Soldat zu werden, dürfe es aber vor Euch nicht laut werden lassen!“

Der alte Förster zitterte vor Schreck und konnte kein Wort sprechen. Ferdinand, den Ausgang bang erwartend, stand wie ein armer Sünder in einer Ecke des Zimmers.

„Weil aber — nahm der Offizier das Wort wieder — der Herr Obrist das Glück Eures Sohnes will, so hat er dem Fürsten des jungen Mannes Wünsche vorgetragen, und hier ist nun ein fürstlicher Befehl, kraft dessen Ihr Euern Sohn in seinem Vorhaben nicht hindern, sondern ihn mit mir zum Regiment gutwillig abgehn lassen sollt. Hört Ihr wohl?“

„Meines Sohnes Glück,“ — sagte der Förster schneidend. „Und was wird denn aus meinem Glück, meinen Wünschen?“

„Närrischer Alter! in einem Jahre ist Euer Sohn Offizier! Ist denn das kein Glück für Euch?“

„Nichts weniger als das, Herr Offizier — entgegnete der Alte — und du Ferdinand, mein lieber, einziger Sohn, ist es denn wahr, ist es denn möglich? Du willst mich verlassen, meine liebsten Hoffnungen und Wünsche mit einem Schlage vernichten, mir meine Sorge und Pflege mit Undank lohnen, und hingehn, und so ein — so ein Soldat werden?“

„Herr! keine Seitenblicke auf den edlen Stand, den der Fürst liebt,“ — rief der Adjutant.

„Herr Offizier, ihr wißt nicht, was dieser edle Stand meiner Ruhe kostet. Fragt nur das bleiche Bild dort hinterm Ofen!“

Muhme Bleich kroch jetzt aus ihrem Winkel hervor; mit rollenden Augen und knirschenden Zähnen näherte sie sich dem Adjutanten und ehe er es verhindern konnte, hatte sie seine Hand erfaßt und blutig gebissen.

„Schafft das alte Scheusal weg — schrie der erschrockne Kriegsmann — oder ich renne ihr meinen Pallasch durchs Herz!“

„He- He- Herz i- i- ist scho schon ent- entzwei!“ grinzte die Wahnsinnige und verkroch sich.

„Ferdinand Eckebrecht, Ihr seid Soldat auf des Fürsten Geheiß. Als Euer Vorgesetzter befehle ich Euch, mir unverzüglich zu folgen.“ Mit diesen Worten verließ der Offizier das Zimmer.

Ferdinand wollte nach. Da vertrat ihm der Alte den Weg. Tiefen Ernstes faßte er seine Hand und sagte: „Mann! Sohn! Christ! schwurst du denn nicht in Gottes Namen — ich bin nicht Soldat?“

„Damals Vater war ich es auch noch nicht,“ antwortete Ferdinand.

„Elender Wortmäkler, Lügner vom Anfang an,“ — zürnte der Alte. „So spieltest du mit meiner Angst, konntest meinen Kummer mit ansehen, und warst elend genug, dich mit einem Wortspiel herauszulügen? Geh hin, meineidiger, wortbrüchiger Mensch, ohne Glauben und ohne Liebe. Werde Soldat, aber nimmer betritt diese Schwelle wieder. Ich weiß, du bist herzlos, wirst mich und meinen Kummer bald vergessen haben. Aber einst werden dir meine Thränen auf der Seele brennen.“ Damit kehrte er ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

Leise schlich die Alte hervor. „Warte altes, häßliches Gespenst,“ — rief Ferdinand — „das ist dein Werk, aber dich treffe ich noch einmal, und dann zahle ich dir den schuldigen Lohn!“

Die Alte drohte, Ferdinand warf die Thüre krachend hinter sich zu; im Hofe hielt die Ordonanz mit dem Beipferde. Rasch schwang er sich hinauf, und im vollen Jagen ging es nun dem Offizier nach.

Der Förster überlebte seinen Gram nicht lange. Nach einem halben Jahre fand man ihn vom Schlage getroffen unter einer Eiche,

Muhme Bleich zog als Kräutersucherin, kluge Frau und Wahrsagerin im Lande umher, wo man sie, weil sie unschädlich war, gewähren ließ.

Ferdinand war nun schon längst Korporal, zuletzt Wachtmeister geworden, und so sehr beliebt, daß man ihm die nächste erledigte Kornettstelle zugesagt hatte. Im ganzen Regimente gab es keinen tollern Reiter, keinen gewandtern Fechter. Der Obrist, der den schönen, kecken Soldaten liebte, gab ihm Geld über Geld. Das verdarb ihn. Er ward liederlich und ein Ausbund aller tollen Streiche.

Einmal kam er spät in der Nacht vom Spiel zu Haus. Er hatte verloren und warf sich mißmuthig aufs Lager.

Er mochte ein Paar Stunden gelegen haben, da träumte ihm, seine tolle Muhme stehe vor seinem Lager und mache traurige Geberden, und stammle wieder mit ihrer häßlichen Stimme: Na-Na- Nandelchen!

„So schweigt doch ins Teufels Namen!“ schrie Ferdinand ärgerlich und erwachte von dem Laute.

Da stand Muhme Bleich gegenüber an der mondbeleuchteten Wand, und drohte mit erhobenem Finger.

Ferdinand, doch etwas erschrocken, sah scharf hin; aber die Erscheinung blieb, und ganz vernehmlich hörte er nun die Worte: „Nan- Nan- Nandchen, Va- Va- Vater ist to- todt; vo- vor Gra- Gra- Gram!“

Schnell sprang Ferdinand empor, riß den Pallasch aus der Scheide, und hieb mit den Worten: „Wart' alte Hexe!“ nach der Gestalt. Aber so wie seine Klinge die Stelle traf, so prallte sie wie

von einem Steine zurück, und flog so unsanft gegen seine Stirn, daß er auf sein Lager taumelte.

Er hütete sich am andern Tag etwas von dem Abenteuer zu erzählen, ohne den Grund dieser Scheu angeben zu können.

Der Tod seines Vaters, der sich bald bestätigte, gab indeß der gespenstischen Warnerin ein großes Gewicht. Auch beschäftigte der Gedanke, seinen Vater in die Grube gebracht zu haben, Ferdinand ein paar Tage, aber dann riß ihn die Gewohnheit wieder in den Strudel seiner Ausschweifungen, und alles war vergessen. Bald auch hörte man nichts mehr von des Försters wahnsinnigen Schwester, die sich weggewendet haben sollte.

Ferdinand wurde in seiner Laufbahn sichtlich vom Glücke begünstigt. Seit einigen Wochen war er Offizier. Im Dienst zeigte er sich pünktlich und wohlverhalten, daher kümmerte man sich nicht um seine übrige Lebensweise.

Da brach Krieg aus. Ferdinands Regiments bekam Befehl aufzubrechen und zur Armee zu stoßen. Wer war froher als er. Hier war seine Tollkühnheit und Wildheit, so wie seine glänzenden kriegerischen Eigenschaften ganz an ihrem Platz. Gleich im ersten Gefechte glückte es ihm, sich so herrlich auszuzeichnen, daß er vom obersten Heerführer mit Rittmeisters Titel zu einem Jäger-Regiment versetzt wurde. Er mußte sogleich ein Kommando bei den äußersten Vorposten übernehmen, und seine Tapferkeit wurde bald eben so bekannt als seine Grausamkeit und sein Blutdurst.

In demselben Regimente, wo Ferdinand diente, stand auch ein Ausländer von großem Rang und Reichthum, der als Freiwilliger den Krieg mitmachte. Er war eben so tapfer, eben so gewandt als Ferdinand, dabei eben so schön, nur älter und finstrier. Kein Mensch wußte, wer er war, er gab sich für einen Irländer, und nannte sich O Fernal. Recht als wäre er zu Ekebreckts Verdruß geboren, gab er sich die ausgesuchteste Mühe, es ihm überall zuvorzuthun. Da er ein eben so lockrer Gesell war, so trafen sie sich gewiß, wo es ausgelassne Streiche gab.

Ging Ferdinand einem hübschen Mädchen nach, so erfuhr er am andern Tage, daß O Fernal schon der Beglückte gewesen sei. Setzte jener zehn Louisd'or auf eine Karte, so setzte dieser das Doppelte, und gewann bestimmt, wenn jener verlor. Machte Ferdinand Gefangene, die Nachrichten geben konnten, so hob

der Irländer am nächsten Tage einen Kourier mit den wichtigsten Depeschen auf, die Ferdinands Gefangene unwichtig machten. Kam es zum Einhauen, wo Eckebrecht immer der Erste war, so mußte ihn gewöhnlich O Fernal wieder mit seinen Leuten heraushauen. Kurz in allem zeigte er sich dem Eckebrecht zuwider, ohne daß er eben das geringste absichtlich zu thun schien. Ja sogar bei der Beförderung war er einen Tag früher Rittmeister geworden als Ferdinand. Dieser haßte seinen Nebenbuhler unbeschreiblich, was jener wohl ziemlich gleichgültig aufnehmen mochte.

Als man am Morgen vor einem zu erwartenden Gefecht eine Heerstraße hinabzog, saß ein Bettelweib, fast eben so sehr durch den Nebel als durch ihre dicken, schleppenden Gewänder verhüllt, am Wege, jammernd und händeringend. Die Reuter deuteten das als ein übles Zeichen des bevorstehenden Verlustes, und Ferdinand befahl, man solle sie aus dem Wege schaffen, damit sie mit ihrem Gekrächz nicht, die Nachfolgenden bethöre,

Die Bettlerin aber hatte das steinerne Kreuz, an dem sie saß, so fest umklammert, daß man sie nicht ohne die größte Gewalt losreißen konnte. O Fernal kam indeß herbei gesprengt, und als er den Zusammenhang erfuhr, rief er spöttisch: „Was gilt's, Rittmeister Eckebrecht, die Bettlerin ist Eure Muhme Bleich!“

Ferdinand nahm den Scherz und die Erwähnung einer Person, die er hier ganz unbekannt glaubte, sehr übel auf. „Eure albernen Reden werdet Ihr mir morgen mit Eurem Blute bezahlen, Herr Rittmeister!“ rief er zornglühend.

„Ja, wenn Ihr noch lebt, Herr Kamerad,“ lachte jener zurück.

Aber die Alte, die Ferdinands Namen gehört hatte, machte sich mit unglaublicher Kraft los, lief neben seinem Pferd her, und mit dem Finger drohend, rief sie unaufhörlich sehr laut: „Nandchen Ecke- keke- brecht, Nan- Nan- Nandchen Ecke- keke- brecht!“

Das Unheimliche der Erscheinung ward durch das Lächerliche ihres Aufzugs, ihrer Sprache und ihrer Vertraulichkeit mit dem glänzenden Rittmeister so verwischt, daß ein unaufhaltsames Gelächter die ganze Schwadron ergriff, während Muhme Bleich immer lauter schreiend, neben Ferdinands Pferde herhinkte. Aber im Augenblicke blitzte auch des erzürnten Kriegsmannes Pallasch über der Alten, und mit dem Schrei: „Herr Jesus hilf!“

sank sie blutend mit gespaltenem Haupte zu Boden. Zugleich auch schallte das Kommandowort, im donnernden Galopp marschierte die Kolonne auf, ging rasch vorwärts und Muhme Bleich blieb hüflös in ihrem Blute liegen.

Das Gefecht ward weder hitzig noch entscheidend; der Feind zog sich zurück, und die warnende Alte wurde verlacht. Allein am selben Abend ward man in der Flanke angegriffen, geworfen, und Ferdinands Regiment erfuhr bedeutenden Verlust. Der Obrist blieb an der Spitze desselben auf dem Wahlplatze.

Tags darauf forderte Ekebrecht seinen Gegner. Ferdinand schoß O Fernal durch die Brust. Dieser fiel, sprang aber gleich wieder auf, und indem er Ekebrecht die Kugel darreichte, sagte er: „Hebt die Kugel auf, Herr Kamerad, 's ist ein Treffer!“ Es fand sich, daß Ferdinands Schuß nur gestreift hatte. O Fernal schoß durch Ferdinands Hut, und die Sache war abgemacht.

Abends lag man am Bivouakfeuer. Es kamen mehrere Offiziere zusammen, man plauderte viel von dem neuen Kommandeur. Der Irländer trat auch dazu, und erzählte, er wisse, dem Obristen liege alles daran, die Schlappe der vorigen Tage wieder gut zu machen, und er suche Nachricht von des Feindes Macht, Stellung, Anzahl des Geschützes u.s.w. zu bekommen. Ein gewöhnlicher Spion taugte dazu nicht. Ein Offizier mit etlichen verkappten Leuten, des Landes und der Sprache kundig, könne sich den Major und den Orden mit verdienen, wenn er Glück hätte. Aber freilich, mißlinge es, so sei Leben und Ehre verloren. Er für seine Person — fügte er hinzu, sei nicht lüstern nach dem Auftrage. Es müsse bald eine Hauptschlacht geben, da könne ihm der Major nicht fehlen, und nach dem Kreutze sei er eben nicht begierig.

Wie ein Blitz fuhr es Ferdinand durch den Sinn, hier könne er dem verhaßten Irländer auf einmal den Rang ablaufen, und sich dem neuen Obristen recht nachdrücklich empfehlen. Sobald es sich thun ließ, trug er sich demselben als Freiwilligen zu dem Auftrage an. Dieser stellte ihm das Gefährvolle vor, lobte indessen seinen Eifer und bestätigte im Namen des Heerführers den Majorsposten und das Ordenskreuz. Um Mitternacht war Ferdinand mit seinen Leuten auf dem Wege in des Feindes Lager. An dem letzten Posten begegnete ihm O Fernal, der trotz der Vermummung im Bauerkittel ihn dennoch gleich erkannte.

„He Bruder Ekebrecht — rufte er ihm zu— heut thust du es mir zuvor, aber gieb Acht ich überhole dich dennoch!“

Ferdinand glaubte, mißverstehend, er wolle sich noch um denselben Auftrag bemühen, und eilte was er konnte, seinem Ziele zu. Glücklich war er durch die Vorposten gekommen, und glücklich hatte er die wichtigsten Nachrichten eingezogen. Schon triumphirte er über seinen Feind. Allein die große Eil des Hinweges hatte ihn die verschiedenen Schleiwege nicht genau genug bemerken lassen. Ein dichter Nebel, der gegen Morgen die ganze Gegend bedeckte, ließ ihn und seine Leute, die auf Seitenwegen giengen, die Richtung verfehlen. Zugleich hörte man Kanonendonner. Ruhmbegier und Besorgniß zu spät zur Schlacht zu kommen, erlaubtem ihm nicht, das Verschwinden des Nebels zu erwarten. Er verlor die Direktion, und ehe er sich's versah, war er von feindlichen Reutern umringt und entwaffnet.

Man »rollte ihn ins Verhör bringen. Da kam ein vornehmer Offizier gesprengt, der dem Auditeur zurief, die Armee gehe vorwärts, die Schlacht sei im Beginnen. Hier sei keine Zeit zum Verhören. Er solle die Kerle todt schießen lassen. „Ihr Führer ist der Rittmeister Ekebrecht! Schützen vor!“ Ferdinand sah auf nach dem unerbittlichen Richter — es war O Fernal in feindlicher Majorsuniform.

Während Ferdinand noch kaum von seinem Erstaunen zurückkommen konnte, waren seine Leute schon an einen Baum gebunden und erschossen worden. Auch er ward jetzt an denselben Stamm gefesselt. Da nahte sich ihm der Irländer, und vom Pferde herabgebückt, raunte er ihm in's Ohr! „Versprich mir die Seele, so rette ich dir den Leib!“

„Ha Verruchter“ — schrie Ferdinand — jetzt erkenne ich dich! Fort mit dir in die Hölle, der du angehörst!“

„Feuer“ kommandirte der Major, und Ferdinand sank von zwei Kugeln getroffen, zu Boden. Zugleich auch schrie ein Trupp flüchtiger Soldaten, „der Feind, der Feind,“ und nah brüllte das Geschütz und immer näher. Das Kommando, das die Unglücklichen geführt hatte, floh, und im Donnersturm wogte die Feldschlacht heran und vorüber.

Tief und still lag die laue Sommernacht über der blutgerötheten Erde. Mit kalter Klarheit beleuchtete der Mond, der sanfte Freund glücklich Liebender, hier blutige Leichen, rauchendes Gehirn, vom Rumpf getrennte Glieder.

Ferdinand kam zu sich. Die eine Kugel hatte den Kopf verletzt, die andere den Arm zerschmettert. Ihm war als lege jemand kühlende Binden um sein Haupt. Mühsam öffnete er die Augen. Muhme Bleich kniete weinend, mit gefalteten Händen neben ihm, und ihre Thränen fielen kühl in seine Wunde.

„Ha Scheusal“ — rief er, als er sie erkannte — „bis hieher verfolgst du mich!“

„Rede doch nicht so entsetzliche Worte“ — schluchzte die Knieende, „ich bin ja deine Mutter!“

Ferdinands Augen schlossen sich wie von einem Blitzstrahl getroffen. Nach einer Weile fragte er: „Mutter? du bist ja Muhme Bleich, wie kannst du denn nun —“

„Ich war schön und leichtsinnig und Gottesvergessend, wie du, mein Sohn. Nach der Eltern Tode lebte ich beim Förster, meinem Bruder.

Ein Offizier entführte mich, damit ich aber ihn nicht als den Urheber meiner Schande angeben sollte, verstümmelte er mich an der Zunge und verließ mich dann im tiefsten Elende. Da gebar ich dich; aber ich war wahnsinnig geworden und stammelte. Ich bettelte mich nach Haus. Mein Bruder nahm mich auf und erzog dich!“

„Deine Rede kann nicht wahr seyn“ — sagte Ferdinand — „denn Muhme Bleich stammelte noch immer, du aber nicht!“

„Ach Ferdinand, Sprache und Verstand bekam ich im Augenblicke als mich dein Schwert zum Tode traf, und ich den Erlöser anrief!“

„So bist du tod? —“ fragte Ferdinand — „und von meinem Schwerthiebe?“

„Ich wandle nicht mehr auf Erden, aber mir ward nachgelassen, dir in deiner Sterbestunde zu erscheinen, damit du nicht verzweifeln mögest!“

„Ha,“ — schrie Ferdinand mit letzter Anstrengung — „also Vater- und Muttermörder! Erde verschlinge das Ungeheuer!“

„Nein Ferdinand, Gott ist barmherzig, er wird vergeben, dein Vater hat dir verziehen, ich auch; bete zum Himmel und hoffe!“

„Ich glaube dir — Muhme Bleich — sprach der Sterbende, denn du bist wieder jung und schön, du mußt ein Engel seyn. Deine Schleier wehn mir, wie Fittige Kühlung zu. Bete Mutter, bebe für mich — denn des Sünders Tod ist schwer!“

Und sein Leben war entflohn. In der Dämmerung kamen Bauern, um die Gebliebenen zu beerdigen. Sie sahen die weiße Frau bei dem Todten sitzen, und erkannten bald die Verstorbene, die auch in ihrem Dorf gewesen war. Sie winkte ihnen, daß sie ein Grab grüben und Ferdinand da hinein legten. Sie aber knieete auf das Grab um zu beten. Als aber der Tag anbrach, die Hähne das letztemal riefen, und die ersten Purpurwölkchen in Osten aufstiegen, da beugte sich Muhme Bleich immer tiefer und tiefer über den Hügel und bald war sie verschwunden; aber ein lichtiges Nebelwölkchen stieg von der Stelle empor, wo sie gebetet hatte! —

Friedbert.

Eine Erzählung von Carl Borromäus von Miltitz.

Ein junger deutscher Wundarzt, Friedbert geheißen, ward einstmals in eine Herberge gerufen, einem Fremden die Ader zu schlagen. Als er ins Zimmer trat, fand er einen großen, starken Mann mittleren Alters, blassen Angesichts, mit starkem schwarzen Knebelbart, gelb und roth nach spanischer Sitte gekleidet. Er saß in mitten des Zimmers auf einem Sessel, den rechten Arm aufgestreift, wie des Arztes erwartend.

Friedbert kramte eilig seine Geräthschaften aus, unterband den Arm, und schlug nun herzhaf mit seinem Schnäpper los. Allein, ob er schon die Ader wohl getroffen hatte, so kam doch so wenig Blut zum Vorschein, als ob er in einen Stein geschlagen hätte.

Deß wunderte sich der junge Arzt. Indeß versuchte er sogleich ein, zwei andre sehr scharfe Instrumente — derselbe Erfolg. „Herr — sagte er jetzt zu dem Fremden, der finster und in Gedanken versunken dagesessen hatte — „Herr, ich weiß nicht was Schuld daran ist, allein ich kann Euch kein Blut lassen!“ Der Spanier stand auf ohne ein Wort zu verlieren, nestelte sein Wamms auf, zog etwas hervor, das er in ein Schubkästlein legte und setzte sich wieder auf den Sessel.

Friedbert schlug jetzt, und das Blut flog wie ein Springquell aus der geöffneten Ader. So seltsam ihm diese Erscheinung dünkte, so achtete er doch nicht so sehr darauf, daß er um die Ursache gefragt hätte. Vielleicht auch hielt ihn des Fremden finsternes Gesicht ab.

Mit drohender Stimme verbot ihm der, das abgelassene Blut, wie es gebräuchlich, hinwegzuschütten, sondern er mußte es behutsam in ein silbern Becken gießen.

Friedbert verband nun den Arm, empfing ein Goldstück und verließ das Zimmer. Auf der Mitte der Treppe öffnete sich eine Thür in der Wand. Eine Dienerin winkte ihm. „Seid Ihr der junge Wundarzt, der dem hispanischen Hauptmann neben an die Ader geschlagen?“ „Der bin ich“ — antwortete Friedbert. „Nun so tretet

eilig ein, zu meiner Gebietene, die Eurer Hülfe bedarf!“ Damit zog ihn die Dienerin sich nach in ein reichverziertes Gemach. Auf seidnen mit güldenen Quasten behangenen Polstern lag ein wunderschöne Frauengestalt, die sich bei seinem Eintritte mit halbem Leibe erhob, und indem sie auf ihr verbundenes Haupt deutete, ihm mit schwacher Stimme im gebrochenen Deutsch sagte: „seid Ihr wirklich wie der Ruf sagt, ein eben so glücklicher als erfahrner Wundarzt, o so nehmt die Schmerzen von mir, die mein Haupt zu zersprengen drohen!“

Friedberts Ohren that die sanft klingende Stimme unbeschreiblich wohl. „Was die Kunst vermag in meiner Hand — antwortete er — soll gewissenhaft zu Eurer Heilung angewendet werden, edle Dame!“ Damit schritt er zur Untersuchung der Kranken, deren schönes Haupt von der Gewalt des Schmerzens bezwungen, sich oft krampfhaft an seine Brust drängte.

„Ihr müßt einen fürchterlichen Fall gethan haben, edle Dame,“ — sagte Friedbert zu der Verbundenen, die schmerzensbleich auf ihre Polster zurückgesunken war.

„Ja wohl fürchterlich,“ — flüsterte diese — „aus dem Glück ins Elend; aus dem Himmel in die Hölle!“

Friedbert dachte bei sich, in diesem Zimmer sehte es nicht wie Elend aus. Aber aus Furcht mißzuverstehn, enthielt er sich weitrer Fragen. Noch einige Verhaltensregeln ertheilte er, versprach am andern Tage wieder zu kommen, und ging seinen Geschäften nach.

In der Stadt hörte er von dem ungeheuern Reichthume eines angekommenen Fremden erzählen, der alles mit Gold aufwiege, ein engelschönes Frauenbild mit sich herum führe, täglich bis spät in die Nacht spiele und bankettire, und bisweilen in einem goldenen Muschelwagen mit sechs kohlschwarzen Hengsten sich spazieren fahre. Er sei eigentlich ein fremder Prinz und Stammverwandter eines regierenden Hauses, den man, weil er geisteskrank sei, auf Reisen zu erhalten suche, wo er sich besser fühle.

Friedbert dachte an seinen hispanischen Kunden, dessen hohe Gestalt und vornehme Miene wohl einem verkleideten Fürsten angehören konnte. Er ward inzwischen nicht wieder zu demselben beschieden, und so hatte er auch keine Gelegenheit den Grund oder Ungrund seiner Vermuthungen zu prüfen. Desto

fleißiger besuchte er seine schöne Kranke, deren Besserung zusehends vorwärts schritt. Ohne einer thörigten Liebe Raum zu geben, konnte er sich des innigsten Mitleidens, der herzlichsten Theilnahme an dem Gesckicke der schönen Leidenden nicht erwehren. Er gab ihr diese Empfindungen durch ihre Vertraulichkeit ermuthigt, einst auf eine ehrfurchtsvolle Art zu erkennen.

„Guter, junger Mann — antwortete die Kranke mit dem seelenvollsten Blicke — ich seh' Euch an, daß Ihr es also meint wie Ihr sagt. Habt meinen innigsten Dank dafür, aber — haltet mich nicht für eigennützig — sollte ich durch Eure Freundschaft wahrhaft glücklich werden, so müßte ich Euch als meinen Retter und Befreier lieben dürfen!“

„Wie versteh' ich Euch edle Dame? Kann ich Euch helfen, o so sagt schnell wie, und bei Gott schwöre ich Euch, Leib und Leben, Gut und Blut sind Euer!“

„Ists möglich?“ sagte die Dame freudig erröthend, „Ihr wolltet wirklich — vielleicht Euer Leben für mich wagen?“

„Zweifelt keinen Augenblick — sagte Friedbert — stellt mich auf die Probe. Was ein Mensch vermag, thu ich für Euch — wenn es nicht gegen Gott und Kirche läuft.“

„Seid ohne Sorgen, mein wackrer Freund! Im Gegentheile mögt Ihr Euch eine Stufe im Himmel damit erbauen, falls Gott Euch das Werk gelingen ließe. Setzt Euch mir gegenüber, und hört mir aufmerksam zu!“

Friedbert nahm zu den Füßen der Dame Platz, und sie fing ihre Erzählung folgendermaßen an.

„Ich heiße Laura und bin eine Gräfin Montesereno. Meine Eltern lebten auf ihren Gütern am stolzen Tajostrome. Beide starben vor einigen Jahren, mich und die herrlichsten Besitzungen, ihrem Erstgeborenen, Francesko, hinterlassend. Galanterie und Tapferkeit, Schönheit und adliche Sitte, machen ihn zum liebenswürdigsten Ritter jener Gegend. Zugleich aber ist er auch der beste Bruder. Nach Verfluß des Trauerjahrs führte er mich in die Residenz, um meiner aufblühenden Schönheit Verehrer, meinem Herzen Beschäftigung zu verschaffen. Sein ächt spanisches stolzes Herz ertrug den Gedanken nicht, daß eine Erbin des Namens Montesereno, ungekannt und ungefeiert,

auf dem düstern Schlosse verblüht, das die Familiengruft und die irdischen Ueberreste meiner Eltern in sich faßte.

An einem der herrlichsten Hoffeste erschien ich zum erstenmale in der großen Welt unter dem Schutz einer verheiratheten Mutterschwester. Ohne Eitelkeit zu besitzen, sah ich dennoch, daß meine Erscheinung keine unwillkommne war. Der Männer Blicke folgten meinen Schritten. Jetzt ward die Stechbahn eröffnet Nachdem die Prinzen vom Hause einige Rennen gehalten hatten, verkündeten die Trommeten zwei neue Kämpfer. Den in silberner Rüstung und halb weiß, halb blausamntnem Wappenrocke, erkannte ich bald an den Farben unsers Hauses. Es war mein herrlicher Bruder Francesko. Leicht flog der feine andalusische Schimmel über die Verhängung der Rennbahn, kaum den Sand empor wirbelnd. Von der andern Seite kam eine nicht minder hohe Ritttergestalt in blauem Stahl, und dunkelgrün mit Gold verbrämten Wappenrock hereingespreng.

Nachdem er den Hof begrüßt, galoppierte er mir gegenüber, hielt und grüßte mit ehrerbietig gesenkter Lanze. Meine Wangen glühten, und die Neugier, zu wissen, wer der schlanke Ritter sei, peinigte mich. Ich verlor das wilde arabische Roß nicht aus dem Auge. Jetzt rennten beide gegeneinander, die Lanzen krachten, und Francesko's Schimmel überschlug sich mit seinem Reiter. Ehe ich mich vom Schreck erholt hatte, war er schon wieder bügelfest. Der Kampf ging von Neuem an, und dießmal mußte der Fremde den Sand küssen. Nun führte mein Bruder mir denselben als den edeln Grafen Pedro Albufar auf, mit den er auf der hohen Schule zu Salamanca den freien Künsten obgelegen, wo Albufar, seiner herrliche maurischen Vorfahren eingedenk, sich in der Sangeskunst so wie in der Natur- und Arzneikunde ungemein hervorgethan hätte.

Ich läugne es nicht, daß des edeln Albufar's feine Sitte mein Herz gewann, so daß ich die stete Aufmerksamkeit eines dritten, Don Lopez de Veragüel, nicht eher bemerkte, als bis sie mir höchst lästig wurde.

Er wandte sich deshalb an meinen Bruder, dem er seine Reichthümer und Besitzungen weitläufig aufzählte. Allein dieser versicherte ihn mit seiner gewohnten Galanterie, das Herz einer Dame sei wie ein unschätzbare Edelstein, nie zu kaufen, kaum

zu verdienen, und nur als ein Geschenk zu erhalten. Er sprach mir nun zwar wohl von Lopez Bewerbungen: aber des Mannes ganzes Wesen hatte für mich etwas unheimlich abschreckendes, daß ich Francesco bat, ihm ein für allemal das durchaus fruchtlose seiner Bemühungen anzukündigen. Wüthend nahm Lopez diese Eröffnung auf. Es kam zum Wortwechsel, endlich zum Klingenspiel. Mein armer Bruder ward schwer verwundet. Ich pflegte sein, und Lopez schickte täglich seinen alten Wundarzt, der ihm von dem Befinden seines edeln Gegners Nachricht bringen mußte. So hassenswürdig er mir auch sonst erschien, so rührte mich doch dieser Beweis von Herzlichkeit. Aber wie fürchterlich ward ich betrogen. Jener Alte, angeblich stumme Wundarzt, war ein altes Weib, eine höchst verruchte Hexe und Zauberin. Sie gab meinem genesenden Bruder geschickt einen heftigen Schlaftrunk ein, der ihn drei Tage hindurch in todtähnlicher Betäubung daniederhielt.

Während dieser Zeit hatte Lopez mit seinen teuflischen Helfershelferin die Gelegenheit wohl erkundet. In der Nacht ward ich überfallen, gebunden und entführt. Der abscheuliche Lopez verließ in wenig Tagen den spanischen Boden. Seit einem Jahre ziehe ich nun mit ihm, der kein anderer als der Hauptmann ist, dein Ihr die Ader geschlagen, in der Welt umher. Täglich, ja stündlich bestürmt er mich mit Liebkosungen, die mir verhaßter sind als der Tod.

Als ich ihm vor einigen Tagen seine gränzenlose Schändlichkeit vorwarf, ihm schwur, daß ich nicht lebendig in seine Arme kommen wollte, und im gerechten Eifer ihn einen ehr- und wortbrüchigen Schurken nannte, der nach Ritterrecht an den Schweif einer Stute gebunden und so zur Fehmstätte geschleift werden sollte — hilf Himmel! wie ergrimmete er da! Er riß mich bei den Haaren zu Boden, schleifte mich im Zimmer umher, rennte mich mit dem Kopfe gegen die Mauer, und würde mich zweifelsohne umgebracht haben, wäre er nicht — zu meinem Glücke — vom Schläfe überfallen worden.

Ihr sollt nämlich wissen, daß der Verruchte in unauflöselichem Bunde mit den Geistern der Finsterniß stehet, denen er schon als Knabe für die Gaben unermeßlichen Reichthums, immerwährender Gesundheit und Unverwundbarkeit seine Seele verschrieb. Nur eine Stunde jeden Tages, und zwar um 12 Uhr

Mittags verläßt ihn die Kraft der Hölle, und dann überfällt ihn ein tiefer Schlaf. Auf der Brust trägt er ein roth seiden Küsslein, in sein Blut getaucht, und mit entsetzlichen Gotteslästerungen geweiht. Aller sieben Wochen muß er jenes Päcklein, das abscheuliche Dinge enthalten mag, aufs neue in seinem Blute baden, falls der Bund nicht für gelöst gelten soll. Dieß alles weiß ich von ihm selbst, der es mir, als er einst berauscht in mein Zimmer trat, entdeckte.

Bis jetzt hat mich der Himmel noch beschützt, und ich bin dem Unholde glücklich entgangen. Mein vor sieben Wochen kündigte er mir an, daß dieß die letzte Frist sei. Bei fürchterlichen Eiden schwur er, mir das Herz aus dem Leibe zu reißen, falls ich mich nicht ergeben würde. Und o barmherziger Himmel, in drei Tagen kehrt er von einer Reise zurück, und die Frist ist abgelaufen!“

„Beruhigt Euch, schöne Freundin, — tröstete Friedbert die Gräfin — so wahr Gott der Tugend hilft, ich stehe Euch bei, und mir ahnet: ich errette Euch. Allein sagt mir nur wie und wenn ich den Unhold gerade in seiner schwachen Stunde treffe, falls er mein nicht als Wundarzt begehrt?“

„Alles ist überlegt — antwortete Laura — denn schon oft versuchte ich mich zu retten, aber immer hinderte die Zaghaftheit derer, denen ich mich anvertraute, die Ausführung. Mit diesem Dolche, dessen Heft das Kreuz unsers Erlösers bildet, wappne ich Euch zu meinem Retter, und biete Euch meine unberührten Lippen zum Weihekuß!“

Friedbert ließ sich demuthsvoll auf ein Knie vor der schönen Frau nieder, und empfing die herrlichen Gaben.

„Ich lasse Euch rufen — hob die Gräfin an — sobald Lopez von seinem eisernen Schläfe überfallen wird. Rasch durchbohrt Ihr dann den Schändlichen, und schenkt Eurer ewig dankbaren Freundin Freiheit und ein neues Leben. Sollte er aber nicht eher als am dritten Tage von seiner Reise zurückkehren, und er dann Eurer früher zum Aderlaß begehren, als der Schlaf eintritt, so zaudert nicht, ihm das Päcklein zu entwenden, während er blutet, damit er so seines höllischen Beistandes entbehre.“

Friedbert war fest entschlossen, mit Gefahr seines Lebens den Unhold zu erlegen und die Gräfin zu retten.

Am liebsten wäre es ihm gewesen, hätte er Gelegenheit gefunden, das höllische Kleinod ihm während des Ablassens wegzunehmen, ihn dann zu verbinden, und nun um den Besitz zu kämpfen. Denn ihn im magischen Schläfe niederzustoßen, schien seinem deutsche Herzen zu unrühmlich, obgleich er sich nicht verbergen konnte, daß so allein das Leben der Gräfin gesichert sei. Er beschloß den Himmel walten zu lassen, und verließ die Gräfin nicht ohne bange Erwartung.

Aber am Morgen des dritten Tages ward er von dem Aufwärter des Gasthauses zu dem spanischen Hauptmanne beschieden, ihm die Ader zu öffnen. Friedberts Herz klopfte ungestüm. Unter seinem Mantel verbarg er ein gutes Schwert, nahm sein Bindezeug unter den Arm, und trat getrost den kurzen Weg an.

Alles war genau wieder so wie das Erstmal. Der Hauptmann saß wieder ganz allein in mitten des Zimmers, den rechten Arm entblößt. Friedbert mußte wieder drei vergebliche Versuche machen, recht als wolle der furchtbare Spanier sich von dem unausgesetzten Beistande seiner unterirdischen Bundsgenossen versichern. Finster lächelnd stand er jetzt auf, zog das Päckchen aus dem Busen, und barg es unter seinem auf einem Pfeilertisch liegenden, reich befiederten Sturmhute. Friedbert behielt ihn scharf im Auge. Er schlug jetzt tiefer als das vorigemal, und eine reiche Quelle strömte aus der geöffneten Ader. Der Spanier fing selbst in einem silbernen Becken das hervorschießende schwarze Blut auf.

Während er so mit beiden Armen beschäftigt war, trat Friedbert schnell zu dem Tischlein, lüftete den Sturmhut, und schob das Päcklein in seinen Busen. Der Spanier hatte nichts bemerkt. Jetzt war er verbunden, und Friedbert wickelte sein Schwert aus dem Mantel, zog es aus der Scheide, und stellte sich dem Hauptmann schlagfertig gegenüber.

Dieser sah ihn verwundert an. „Was sollen die Possen?“ frug er verächtlich, indem er an den Pfeiler trat, und mit der Hand unter den Hut griff.

„Wer hat mir das Kleinod geraubt, das unter meinem Sturmhute lag?“ frug er schnell mit zornblitzenden Augen.

„Ich Herr“ — antwortete Friedbert keck.

Der Spanier schien sich zu besinnen. „Treibt keine unnütze Kurzweil, Gesell — sagte er freundlich — und gebt mir das Ding zurück. Für Euch ist es von keinem Werthe, und ich schenke Euch noch überdieß eine Handvoll Geld!“

„Nicht für Tonnen Goldes. Das Päcklein bleibt auf meiner Brust, und einer von uns todt im Zimmer. Ihr seht mich entschlossen, darum zu kämpfen.“

„Narr — sagte der Hauptmann — wenn du den Werth des Dinges kennst und danach lüstern bist, so kann ich dir mit leichter Mühe eins verschaffen, und wir werden Bundesbrüder obendrein.“

„Ha Schändlicher — rief Friedbert — du irrst gröblich, wenn du glaubst, ich begehre in deine höllische Verbindung zu treten. Wisse, dein Geheimniß ist verrathen, deine Unverwundlichkeit genommen, dein Tod beschlossen. Jetzt wähle: bereue deine Schandthat und stirb als ein Christ, oder rufe die Hölle an, und sieh was ihre Geister gegen diese am Hochaltare geweihte Klinge vermögen. Sterben mußst du.“

Wie ein wildes Tigerthier brüllte der racheschnobende Spanier; „Ha Laura, das ist dein Werk! Aber dein Herzblut soll tropfenweis unter den entsetzlichsten Qualen zu meinen Füßen verrinnen!“ Damit hatte er seinen Degen ergriffen, gezückt, und rennte nun auf Friedbert los, einen wüthenden Stoß gegen dessen Brust führend. Dieser aber parirte mit Kraft und Gewandtheit, und im Augenblick ritzte sein scharfer Stahl des Hauptmanns Arm.

„Die Hölle giebt dir Kraft — schrie jener — leg' das Päcklein ab, damit wir mit gleichen Waffen fechten!“

„Nicht also — entgegnete Friedbert — Ihr möchtet den Augenblick zu meinem Schaden nützen. Aber ich entsage hiemit laut dem Teufel und seinen Werken, und fechte als ein getaufter Christ!“

„Ha ihr höllischen Geister alle, so steht mir bei!“ — rief der Spanier —

„Helft mir himmlische Heerschaaren“ — der Jüngling, und wüthender als zuvor, hob jetzt das Fechten an. Zugleich auch erscholl ein sinnverwirrendes Gepfeif und Gekrächz, Flügelschlag rauschte an den Wänden, in langen schwarzen Zügen kroch häßliches Gewürm am Boden und an Friedbert in

die Höh'. Abscheuliche Thierfrazzen steckten blutrothe Rachen zu den Fenstern herein, und ein buntes, blendendes Feuer, das bald verlöschend, bald grell aufleuchtend, Friedberts Augen blendete, erfüllte, an den Simsen umherlaufend, das Zimmer mit einer fürchterlichen Hitze und einem unerträglichen Geruch. Immer wüthender fiel der Hauptmann aus, und Friedbert sah sich jetzt nach einer Ecke zgedrängt, wo eine scheußliche menschenähnliche Gestalt am Boden saß, die Kniee vor sich aufgestemmt, die Hände darauf gekreuzt und unbeweglich das Haupt darauf ruhend. Starr und steinern sah das abscheuliche Bild dem Kampfe zu, nur die entsetzlichen Blicke bald da, bald dorthin versendend.

Friedbert fühlte seine Sinne sich verwirren. Ihm war als zischte ihm etwas ins Ohr: „das dort in der Ecke das lauert auf dich. So wie du fällst, sitzt es zentnerschwer auf deiner Brust und saugt dir dein Herzblut aus!“ Eine fürchterliche Angst drohte sich seiner zu bemächtigen. Da sandte seine Schutzgeist ihm fromme Gedanken ins Herz. „Fort Höllenspuk in des Gekreuzigten Namen“ rief er laut, und alle das teuflische Blendwerk zerstoß wie Nebel und Dunst. Zugleich auch wich der Hauptmann einen Schritt rückwärts, und Friedbert drang rasch nach; mit höchster Kraft führte der Spanier jetzt einen Stoß, Friedbert aber schlug den Degen seitwärts, und pfeilschnell fuhr nun seine scharfe Klinge so mitten durch des Gegners Brust, daß er zu Boden stürzte, Friedberten mit sich niederreißend.

Während der nun bemüht war, sich von dem Unholde los zu machen, flog die Thür auf und Laura eilte ins Zimmer. „Gott im Himmel sei gepriesen“ — rief sie laut, — „ich bin gerettet“ — und sank in des ihr entgegeneilenden Friedberts Arme. Das sah der Sterbende, und mit halbem Leibe vom Boden emporgerichtet, bleich von Todesangst, brüllte er mit fürchterlicher Anstrengung: „Hölle räche mich an den Beiden!“ Damit sank er zurück und verschied.

Das Glück wollte, daß Ritter Francesko Montesereno, der seiner entführten Schwester überall nachgespürt hatte, gerade in die Stadt einritt, als der Vorfall schon allgemein bekannt war. Voll Entzücken eilte er, den Retter seiner heißgeliebten Schwester zu umarmen. Friedbert, unverheirathet und elternlos, nahm gern das Erbieten an, die beiden in ihr schönes Vaterland zu

begleiten, und dort wenigstens so lange zu bleiben, bis ihn das Heimweh zurückrufe. Alle drei verließen nun die Stadt, nachdem der Sturmhut und das Schwerdt des Spaniers nebst jenem berüchtigten Päckchen, das Friedbert auf den Todten geworfen hatte, unter dem Galgen verscharrt worden. Der Leichnam war nirgends zu finden.

Laura lebte nur erst seit wenig Monden in Spanien, als Graf Pedro Albufar, der seinerseits auf entgegengesetzten Wegen, um die Entführte einzuholen, ausgezogen war, auch von seiner fruchtlosen Fahrt heimkehrte. Der Freude seinen Freund und die Geliebte wiederzusehen, folgte bald die Verbindung mit der schönen Laura.

Sie zog mit ihrem Gemahl auf seine nah am Meere gelegenen Besitzungen, und Friedbert begleitete sie. Mit inniges Herzlichkeit schloß sich Graf Albufar an den Jüngling, und dieser erwiderte mit deutscher nachhaltiger Wärme die spanische Glut. Das gemeinschaftliche Interesse an den Naturwissenschaften verband die jungen Männer aufs innigste. Der Graf bereitete seinem deutschen Freunde eine höchst angenehme Existenz, indem er ihn zum Leibarzt der Gräfin und zum Aufseher seiner Bibliothek und der herrlichen naturhistorischen Sammlungen machte, die er besaß. Täglich kamen Kisten mit Pflanzen, Mineralien, ausgestopften Thieren, mit Mumien u. dgl. an, so daß Friedbert immer neue Nahrung für seine unersättliche Wißbegierde finden konnte.

*

Er lebte hier einige Jahre in ungetrübter Zufriedenheit, und hatte die Freude zu sehen, daß Laura's Glück durch sein vertrautes Verhältniß mit ihrem Gemahle noch mehr erhöht ward. Einst meldete man in des Grafen Abwesenheit eine Zigeunerin, die allerhand ausgezeichnete Taschenspielerkunststücke vorzeigen wollte, auch sich mit Wahrsagen abgab. Laura beschloß ihres Gemahls physikalische und chemische Kenntnisse bei dieser Gelegenheit auf eine scherzhafte Probe zu stellen; und so wenig sie auch daran glaubte, so ließ sie sich doch auch von der Alten wahrsagen. Diese schien betreten über die Linien in Laura's schöner Hand, gab aber nur so viel zu verstehen, die Gräfin

möge sich in Acht nehmen, indem sie sich mit irgend einem scharfen Werkzeuge selbst verletzen werde.

„Mit einer Nadel vielleicht, kluge Frau?“ höhnte die Gräfin, und befahl im Scherz Friedbert solle nun auch seine Hand hinreichen. Die Zigeunerin besah sie lange aufmerksam, dann sagte sie: „junger Herr, ihr werdet noch einige Zeit sehr glücklich seyn, dann aber werdet ihr unter die wilden Thiere gerathen, und durch die Umarmung eines Fremden groß Unheil erfahren.“

Während Laura und Friedbert über die possierliche Zusammenstellung noch lachten, kehrte der Graf in das Schloß zurück, und beide eilten ihm entgegen, So abentheuerlich nun auch ihm die Prophezeiungen der Wahrsagerin klangen, so verwies er doch der Gräfin sowohl als seinem Freunde mit sanftem Ernste ihren Vorwitz. „Glaubt mir meine Lieben — schloß er seine Rede, — solcher Frevel straft, sich immer selbst. Entweder durch wirkliches Eintreffen des Vorhergesagten, oder durch den tiefen und schreckhaften Eindruck, der sich in der Seele unauslöschlich lebhaft, erhält, und fast immer ein trübes Ende herbeiführt. Ich könnte grausenerregende Beispiele für meinen Satz aus der Geschichte meiner edeln maurischen Vorfahren anführen. Gebe Gott daß ich nichts ähnliches an Euch erfahren möge!“

Man war ernsthaft geworden, und um die vorige Heiterkeit wieder zu beleben, verlangte der Graf, die Taschenspielerin solle erscheinen. Vergebens ward sie im ganzen Schlosse gesucht. „Nun — lächelte der Graf — wenn Laura nicht die Freude haben soll, mich vor der weisen Frau meine Unwissenheit gestehen zu hören, so will ich dagegen versuchen, ob es mir nicht gelingen wird, ihr eine andre Freude zu verschaffen.“

Er befahl nun den orientalischen Kaufmann herein zu führen, der ihn begleitet habe. Dieser kam und legte die herrlichsten, reichsten und geschmackvollsten Waaren aus, die nur ein weibliches Herz reitzen können. Als Laura nach den Preisen fragte, antwortete ihr der bärtige Türke, ihr Gemahl habe ihm seinen ganzen Besitz abgekauft, und alles was Sie hier sehe, sei Ihr Eiigenthum. Wolle sie jedoch sich aus Freude auch gegen ihn günstig erzeigen, so bitte er — um einen Kuß! Und ehe Laura sich besinnen, und irgend jemand es hindern konnte, war er der

Gräfin um den Hals gefallen, und küßte ihre schönen Lippen so feurig, daß man ihr Geschrei davor nicht hören konnte.

Umsonst bemühte sich Friedbert den unverschämten Kaufmann von der Gräfin weg zu reißen. Albufar, der ihn hierin unterstützte, fing es so ungeschickt an, daß Friedbert sich in dem langen Kaftan des Türken und den Füßen des Grafen verwickelte, und zu Boden fiel. Zornig raffte er sich empor, und wollte nun im höchsten Ernst auf den Türken losgehn, da riß dieser den falschen Bart von Kinn und Lippen, so wie die greisen buschigen Augenbraunen ab, schleuderte Turban und Kaftan von sich, und stand als Francesko Montesereno laut lachend vor dem verblüfften Friedbert. Nun war die Freude allgemein, und hundertfach theilte die schöne Laura ihre süßen Küsse an Gemahl und Bruder aus; so daß Friedbert sie scherzend bat, denn doch einige Rücksicht auf ihn zu nehmen, der eine wahrhaft tantalische Pein erleide!

„Auch dir, mein guter Friedbert — sagte Albufar sich zu ihm wendend — bereite ich eine große Freude. In meines ritterlich edlen Schwagers Geleit ist nämlich eine überaus reiche Sendung der seltensten Naturalien über das Meer her hier auf dem Schlosse angekommen, und ich verspreche dir einige der schönsten Stücke für deine Privatsammlung. Dagegen sollst du mir behülflich seyn, meine sämmtlichen Naturschätze in dem neueingerichteten Saale, als einem Museum, zweckmäßig und schön aufzustellen!“ Friedbert fiel entzückt in des Grafen Umarmung, und wollte nun sogleich zu seinen Kisten und Kästen. Aber Laura verbot ihm heut daran zu denken, und die Vier brachten einen unaussprechlich frohen und heitern Abend miteinander zu.

In den nächsten Tagen waren die Freunde ganz mit ihrer Wissenschaft beschäftigt. Alle Kisten, bis auf ein paar der größten, die nach der Aufschrift fossile Knochen und allerhand Versteinerungen enthielten, waren geöffnet, und die herrlichsten Gegenstände daraus zum Vorschein gekommen. Die Menge derselben war so bedeutend, das Albufar und Friedbert sie unter sich vertheilten, und so kam es daß der letzten nur mit Pflanzen, Insekten und Mineralien beschäftigt, die große Anzahl ausgestopfter Thiere noch gar nicht gesehen hatte.

Eben wollten beide eines Abends ihre Studien verlassen, und sich nach den Zimmern der Gräfin begeben, als der Armbrustspanner, der in dem großen Saale schlief, damit nicht etwa aus dem Garten her Einbruch geschehen könne, seinen Gebieter flehentlichst bat, ihn davon loszusprechen. Er habe geglaubt die vorige Nacht vor Angst sterben zu müssen. Ein fürchterliches Toben und pochen habe sich nach Mitternacht erhoben, alle Kisten umgestürzt, alle Schränke aufgesprengt, und in einem kleinen Gewölbe neben dem Saale, wohin man noch uneröffnete Kisten gesetzt habe, sei der Lärm am tollsten gewesen. Beim ersten Hahnenruf jedoch sei es alles still geworden.

Albufar und Friedbert sahen bald einander, bald den Armbrustschützen an, der sonst nicht grade für feig galt.

„Laßt mich die Nacht hier zubringen, lieber Graf — sagte Friedbert — so erfahrt ihr auf einmal was es ist, und seid sicher nicht mit Hirngespinnsten heimgesucht zu werden. Der Graf gab die Erlaubniß, befahl aber daß er den Diener bei sich behalte. Auch das lehnte Friedbert ab. Ungern gab er zu, daß dieser bewaffnet vor dem Eingange sein Lager nehmen sollte, um, falls es einem Einbruch ähnlich sähe, Hülfe zurufen, und bei der Hand zu seyn. Der Gräfin verschwieg man die Sache, und verbot auch dem Armbrustspanner bei der Ungnade seines Herrn, ein Wort davon gegen die übrige Dienerschaft zu verlautbaren.

Nach der Abendtafel trat Friedbert in den Saal. Er mußte lächeln, als er an des Armbrustschützen Entsetzen dachte, das ihm jetzt sehr erklärlich wurde. Im wildesten Gemisch standen hier Tiger und Löwen, Bären und Leoparden an den Wänden umher, mit häßlichen dickkröpfigen Vögeln abwechselnd. An den Fenstern hingen schwarze Riesenschlangen, auf dem Boden lagen allerhand Eidechsen und ungestaltete Fische; auf den Tischen leuchteten Todtenköpfe, und saßen häßliche große Spinnen unter Glas. In den Wandschränken standen allerhand seltsamliche Kinderfiguren in Geist aufbewahrt, die bei der zuckenden Lichtflamme die Glieder zu bewegen schienen.

Ihm war dieß alles zu bekannt, als daß es ihn hätte erschrecken sollen. Er nahm daher die Handschrift eines alten arabischen Chemikers zur Hand, die ihn der Graf zu entziffern

gelehrt hatte, und setzte sich ruhig an die große Tafel, den Unfug erwartend.

Schon einige Stunden waren ohne Störung verflossen! und Friedbert stand eben auf, um sich angekleidet auf sein Lager zu werfen, als er ein dumpfes Pochen unfern von sich vernahm. Er sah auf und horchte. Es war keine Täuschung, deutlich zählte er die Schläge — erst drei — dann zwei — dann noch einmal zwei. An Ratten oder Mäuse war hier nicht zu denken. Er ging an jede Thür, an jeden Glasschrank — alles still. Er hob die Deckel von den großen Särgen der Mumien ab — umsonst. Jetzt erhob sich das Poltern von neuem, und zwar ganz deutlich kam es aus dem Gewölbe, wo die uneröffneten Kisten standen.

Friedbert ging augenblicklich mit angezündeter Kerze dem Schalle nach. Er hatte sich nicht geirrt; kaum betrat er das Gemach, so vernahm er außer dem schon gehörten Laut, auch noch ein sonderbares Scharren, Bewegen und Wenden. Ein Schauer überlief ihn, aber er strafte sich gleich selbst. „Possen — sagte er laut — diese Kisten sind mehr als 6 Monden unterwegs gewesen, kein lebendiges Wesen kann also nicht darin verborgen seyn. Und falls irgend eine Diebeslist oder sonst ein Bubenstück dahinter steckt, liegt denn nicht des Grafen Leibschutz vor der Thüre auf den ersten Ruf bereit? und habe ich nicht zur eigenen Vertheidigung jenen herrlichen Dolch, den mir Laura in der schönsten Stunde meines Lebens gab? Aber ich brauche dich nicht ritterliche Waffe; dagegen werden mir Hammer und Zange desto nöthiger seyn!“

Die Werkzeuge waren in der Nähe, weil man ihrer bei jedem ankommenden Transporte bedurfte. So wie sich Friedbert an die Erdöffnung des Kastens begab, hörte das Getos auf. Die breitere Decke gab bald nach; jetzt glitt sie herab, und vor seinen Augen lag — ein riesengroßes, menschliches Geripp. Friedbert stutzte. Da sah er in der Brusthöhle ein weißes Papier leuchten. Rasch bückte er sich danach, meinend, es müsse eine Erklärung dieser muthmaßlich seltenen Knochengestalt enthalten.

Das Papier war indeß nur die Hülle eines andern Gegenstandes. Er wickelte es los, und das blutgetränkte Küsslein des ermordeten Spaniers lag in seinen Händen, diese augenblicklich roth färbend. Entsetzt schleuderte es Friedbert von sich. Allein so wie er sich aufrichtete, stieg auch das Gerippe

mit ihm empor, die langen, knöchernen Arme fest um seinen Hals schlagend, die hohlen Augenhöhlen, den zahnlosen Mund dicht an sein Gesicht legend. Mit der Riesenkraft der Verzweiflung kämpfte Friedbert sich zu befreien. Vergebens stieß er Laura's Dolch zwischen die beinernen Rippen.

Von einem fürchterlich lähmenden Schlag getroffen, sank sein Arm, und der Dolch flog weit von ihm an den Boden. Immer enger und enger preßte das Gespenst den Unglücklichen an sich, der keinen Laut von sich zu geben vermochte, und dessen Todesangst niemand ahnete. Endlich ließ es sich auf die Kiste nieder, und behielt den Erwürgten in seinen entfleischten Armen.

So fand ihn der Armbrustschütz am späten Morgen von seinem ungewöhnlich langen Schläfe beängstigt. Der Graf und seine Gemahlin stürzten herbei, mit ihnen die ganze Dienerschaft, jeder noch auf eine Übertreibung des Schreckens hoffend.

Leider war alles so. „Entsetzlich — schrie Laura mit Thränen des tiefsten Schmerzens — nicht einmal mein Dolch mit dem Kreuzesheft konnte den Unglücklichen retten? Oder hat er ihn in der Verzweiflung von sich geworfen?“ Sie eilte nach der Stelle, wo der Dolch am Boden lag, um ihn wieder zu sich zu nehmen. Im selben Augenblicke sprang das Geripp klappernd empor. Alle fuhren entsetzt zurück, nur der Graf blieb nachdenklich stehn. Laura in Todesangst, die Knochengestalt werde sie nun erfassen, will fliehen. Aber vorwärts gebeugt, um den Dolch aufzunehmen, verliert sie das Gleichgewicht, ihr Fuß wankt, sie stürzt, und fällt sich den ergriffnen scharfen Stahl in die Brust. Laut aufschreiend sinkt sie zu Boden.

Jetzt erwacht auch der Graf aus seiner Betäubung. Er eilt zu Laura. Ein Blick auf ihre Wunde zeigt ihm, daß der Dolch von dem Demantkreuz, das sie auf der Brust trägt, schräg abglitt, und keine tödtliche Verletzung gemacht haben kann. Jetzt faßt Er den Dolch, und indem er das auf dem Hefte befindliche Crucifix dem Gerippe entgegenhält, ruft er: „in dieses Bildes Namen, höllischer Spuk, laß deine Beute fahren!“ Und kaum hat er diese Worte ausgesprochen, so sinkt das Skelett zu Staub und Asche zusammen, und Friedbert schlägt die Augen auf.

— Der Graf befahl nun für die beiden theuren Wesen die möglichste Sorgfalt zu tragen. Laura ward in ihre Zimmer

gebracht. Friedbert aber, den Armen des höllischen Peinigers einmal entflohen, bedurfte so wenig Hülfe, daß er sogar am selben Tage die Wunde der Gräfin untersuchte, und sie zwar für eine tiefe Schramme, aber durchaus nicht gefährlich erkannte. Auf seinen Geist hatte dagegen der Vorfall einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er in den Orden der barmherzigen Brüder trat, und darin in der doppelten Eigenschaft eines Leibes- und Seelenarztes noch unzähliges Gute stiftete. Als Laura wieder hergestellt war, und sich von Friedbert, den man jetzt Pater Benedetto nannte, den ganzen Vorfall erzählen ließ, setzte der Graf hinzu:

„Sobald ich das Zimmer betrat, fiel mir beim Anblick der aufgestellten Panther, Löwen und Tiger, sogleich die Prophezeiung der Wahrsagerin ein. Wie ich nun Friedbert in den Armen des Gerippes sah, errieth ich sogleich den Zusammenhang, und schloß auch gleich mit Zuversicht, Gott werde der Hölle nicht den Sieg davon tragen lassen. Der weggeschleuderte Dolch, den gewiß Friedbert nicht gutwillig hergegeben hatte, bestärkte mich in der Gewißheit. Laura's Selbstverwundung mit ihrem eigenen Dolche, wodurch die Prophezeiung ganz erfüllt wurde, unterbrach zwar mein Gebet zum Himmel um Rettung unsers Freundes. Inzwischen hatte die heilbringende Kreuzesgestalt schon den Tod bezwungen; um so freudiger ergriff ich sie, fest überzeugt, sie nun auch hier über die Hölle den Sieg davon tragen zu sehen. Und der Herr ließ mein Hoffen nicht zu Schanden werden!“ „Ach Albufar —rief Benedetto, sich in des Freundes Arme werfend — ich war verloren, aber dein Glaube hat mir geholfen!“

Altmeister Ehrenfried und seine Familie.

Von L. M. Fouqué.

„Schließe die Hausthür zu, Margrethchen,“ sagte der alte Großvater, „und schieb auch den Riegel recht sorgsam vor. Die Herren Studenten wollen heut' Nacht ein groß Jubiliren auf den Straßen halten, wie mir der Nachbar Schwertfeger erzählt hat, und da ist es denn für unsern einsamen Haushalt, zumal da wir im Erdgeschoß wohnen, am besten, daß man sich etwas sorgfältig verwahrt. Ich will derweil auch die Fensterladen zumachen; es ist schon ganz dunkel geworden, und wir müssen ja ohnehin Licht anstecken.“

„Wie soll denn aber unser alter Miethsman hereinkommen, lieber Großvater?“ fragte das kleine Mädchen. „Ihr wißt ja, der ist noch draußen im Fichtenbusch und rumort in den alten Heidengräbern herum.“

„Laß ihn rumoren, Kind, so lang er will. Wir können's nicht hindern. Dafür kann er sich's denn gefallen lassen, ein bischen vor der Thüre zu warten. Mir ist sein Treiben ohnehin nicht recht, und mich reut es, daß ich bei des Hauses Uebnahme dem Herrn Professor versprach, den wunderlichen Miethsman nicht auszutreiben!“

„I Großvater, dem armen Herrn Professor ward es ohnehin sauer genug, sein schönes angeerbtes Haus mit dem Rücken anzusehn, und ich bin den schlimmen Gläubigern, die ihn dazu drängten, recht gram. Der Herr Professor sieht immer so hold und freundlich aus, auch gar nicht so alt wie die andern Herren Professoren, und weiß viele herrliche Geschichten aus der vergangenen Zeit, wobei einem wohl manchmal die Haare ein bischen zu Berge stehn, aber es hört sich doch sehr hübsch zu. Und der wunderliche Miethsman ist im Grunde wohl auch so gar übel nicht, als er mir bisweilen vorkommt.“

„Mag seyn, Kind, aber ich hätte in meinem Vaterhause bleiben sollen. Wenn ich drin vorbeigehe, wird mir noch immer recht wehmüthig ums Herz. Es war viel hübscher dort.“

„Und doch weintet Ihr damals viel öfter als jetzt.“

„Wie du's verstehst, Margrethchen! Nun, ich hab's dem guten Herrn Professor zu Gefallen gethan. Und hätt' er nur hier wohnen bleiben wollen! Allenfalls auch ohne Miethzins! Aber davon war ja gar nicht mit ihm zu sprechen. — Nun jetzt, mein liebes Kind, vor allen Dingen geh' und mache die Hausthür zu.“

Das artige Margrethchen that nach des Großvaters Befehl. Dreimal drehte sie den Schlüssel im Schloß um, schob noch zuletzt recht sorgsam den eisernen Riegel vor, und nun saßen die zwei recht heimlich und behaglich in dem stillen, sanfterhellten Stübchen beisammen.

„Soll ich dir nun vorlesen, Großväterchen?“ fragte das Kind. Der freundliche Alte nickte bejahend, indem er aus einer Schublade Bleistift, Lineal und Papier hervorsuchte, um, wie er wohl um diese Stunde pflegte, Zeichnungen zu entwerfen, die er dann als Altmeister des Tischlergewerks den jüngern Kunstgenossen zur Ausführung vertheilte. Deswegen hielt er auch gar keine Gesellen mehr, sondern lebte ganz abgesondert, gepflegt von einer einzigen Magd und seinem frommen Enkeltöchterchen.

Das liebe Kind hatte den großen, in Pergament kunstreich eingebundenen Folianten herbeigeschleppt, und las, dem Großvater gegenüber sitzend, folgendergestalt:

„Es hat sich auch einstmalen zugetragen, daß in der Seestadt Venezia ein Gondolier (man nennet daselbst die Leute also, die, wegen Ermanglung ordentlicher Pflasterstraßen und demgemäßen Fuhrwerks, in schwarzbehangenen Kähnen für Lohn auf den Wasserkanälen hin und her kutschieren) einen fremden Ruderknecht angenommen hat, von gar ungewöhnlicher Größe und Stärke. Wußte auch weder der Gondolier, noch sonst Jemand anzugeben, woher denn selbiger Bursch eigentlich gekommen, und aus welchen Provinzien er bürtig sei. Es haben einige Gelehrte behaupten wollen, dieser Ruderknecht, der gar nicht zu sprechen, wohl aber einen guten Trunk zu thun und höflich zu grüßen wußte, sei in der That nichts anders, als ein verhextes Thier, welchem ein wundersamlicher Zaubermeister die Menschengestalt angezogen habe, und stamme es aus dem riesenstarken Geschlechte der großen Elephanten her.“

„Dem sei, wie ihm wolle: der Gondolier war mit seinem Ruderknechte zufrieden, als welcher zwar ausnehmend viel

Trank und Speise zu sich nahm, aber auch ausnehmend viel Arbeit leistete, und über dessen Herkunft zerbrach er sich den Kopf weiter nicht, sondern ließ die Gelehrten deshalb nach ihrem Belieben streiten.“

„Da hat er aber nicht gut dran gethan, denn ein ehrbarer christlicher Hausvater soll keinen Dienstboten annehmen, als dessen Glauben, Herkommen und bisherigen Lebenswandel er geziemend kennt, sintemal er ja doch immer Gott und den Menschen für seines Gesindes Aufführung mitverantwortlich bleibt.“

Der Alte seufzte, aus tiefem Herzen, und ließ sein ehrwürdig weißes Haupt in die vorgestützte Hand inken. Margrethchen hielt inne und sah ihn befremdet an. Da ermannte er sich, und sagte, lächelnd wieder emporgerichtet: „lies du nur weiter, Kind. Mir fehlt nichts. Ich dachte nur, wie es hätte weit besser kommen müssen, wenn ich — lies du nur weiter, Kind.“ Margrethchen fuhr fort.

„Da hat denn einstmalen ein berühmter Schwarzkünstler sich begeben lassen, den Gondolier um drei tüchtige Ruderknechte zu bitten, für eine sehr lange und eilige Fahrt bei Nacht, und hat der Gondolier am besten zu thun vermeint, wenn er ihm den stummen Trinker zutheile, als welcher für sechst zu rudern vermochte. Anfänglich ist auch die Fahrt recht gut gegangen. Aber um Mitternacht hat man ein fürchterliches Geheul in den Wasserstraßen vernommen, und haben viele Menschen darin die Stimme des Schwarzkünstlers zu erkennen vermeint. Auch sind einige dreiste junge Leute mit Fackeln und Waffen herzugelaufen. Die sahen noch eben, wie der gewaltige Ruderknecht hoch oben auf der Decke des Gondelschiffleins stand, und es immer tiefer in das Wasser hinunterstampfte, wobei er mit dem kleinen Schwarzkünstler Ball spielte, daß dem der Kopf darüber vom Rumpfe flog. Endlich versank der Ruderknecht mitsammt dem Schifflein tief unter die Fluth.“

„Am andern Morgen hat man den ganz zerstückten Leichnam des Schwarzkünstlers an vielen Orten zusammengelesen. Was aber das allerseltsamste war, so hat sich auch plötzlich am Meersstrande, wenige Meilen von der Stadt ein ertränkter Elephant gefunden. Wußte kein Mensch, woher solch fremdes Thier gekommen war.“

„Ist also wohl anzunehmen, daß der Schwarzkünstler das ungeheure Geschöpf zu Ausführung irgend einer schlimmen That in Menschenbildung verzaubert und nach Venezia geschafft habe. Ist ihm aber auch auf dasmal verunglückt, da er vielleicht Zeit und Stunde und Constellation mag außer Acht gelassen haben; oder auch wohl von den bösen Geistern verblendet worden ist, daß er beim Einsteigen in die Gondel den Verhexten gar nicht wiedererkannte; wie es denn gewöhnlich mit dergleichen losen Künsten auf ähnliche Manier zu enden pflegt.

Einige wollten wissen, der Magier habe sich selbst die unscheinbare Gestalt, in welcher er klein und ältlich einherging, durch seine Kunst nur so umgeben, sei aber eigentlich ein wunderschöner Jüngling gewesen, und in die Gemahlin des venezianischen Herzogs, welchen sie daselbst Doge heißen, sehr verliebt. Da hat denn wohl der Elephantenknecht zu einer Entführung helfen sollen, oder gar zu einer Umwälzung der ganzen Stadt und des sämmtlichen freien Herzogthumes oder Republik. Ist aber, wie oberzählt durch des Nigromanten eigne Unvorsichtigkeit vor dasmal unterblieben.“

„Woraus zu lernen —“

Margrethchen ward durch ein wüstes Gelärm auf der Straße am Weiterlesen gehindert. Sie blickte ängstlich nach den Fenstern, und flüsterte endlich:

„Ach Großväterchen, aber die Herren Studenten sind doch auch heute gar zu ausnehmend sehr lustig!“

„Ist nun einmal ihre Art so, lächelte der freundliche Greis. Und Art läßt nicht von Art, wie man schon im Sprichwort zu sagen pflegt. Laß dich's so wenig irren, als das Sausen eines Frühlingssturmes, und bleibe nur ungestört am Lesen, mein liebes Kindchen.“

Margretha schickte sich an, nach den Worten ihres Großvaters zu thun; da donnerten aber plötzlich drei so gewaltige Schläge gegen den Fensterladen, daß sie ihr schönes, altes Buch weinend aus den Händchen sinken ließ, und das bleich werdende Gesichtlein in die Kissen des gepolsterten Stuhles verbarg.

Nicht so der ehrbare Altmeister. Gegen das Fenster vorschreitend, sagte er mit aller kühnen Gewalt feiner bei früher Jugendzeit im Kriegsdienste geübten Stimme:

„Wer hat hier einen freien Bürger zu turbiren in seinem eignen Hause? Rede der frevelhafte Mensch draußen und nenne mir seinen Namen, falls er in der That so dreist ist, wie er sich anzustellen beliebt! Was dieses Haus betrifft, so wohnt hier drinnen der Altmeister des hiesigen achtbaren Tischlergewerks, mit Namen Philibert Ehrenfried!“

Ein leises, angstvolles Gewinsel ließ sich draußen vernehmen, auf recht seltsame Weise durch das Tosen des Studentenjubels dringend, und mit diesem nach und nach im weitem Fortziehn verhallend.

„Was war das?“ sagten Großvater und Enkelin, und blickten einander staunend an.

*

Die Studenten hatten sich nach dem Marke hingemacht, wo sie einen großen Kreis bildeten, mit Fackeln wild in die Luft schlagend, und die langen, gezückten Hieber auf den Steinen wetzend. Es sollte unterschiedlichen Professoren ein Pereat gebracht werden, vorzüglich dem, von welchen Margrethchen vorhin mit so vieler Liebe gesprochen hatte. Er pflegte nämlich zwar sehr freundlich mit den Studenten umzugehn, oft aber ihre Wildheiten und rohen Streiche auf eine so witzig scharfe und zugleich so tief ernste Weise zu schelten, daß sie nicht wußten, wo sie hinsehn sollten.

Nun hofften sie ihn von diesem lästigen Censormat für immer fortzuschrecken, und waren besonders dazu aufgehetzt durch einen fremden Studenten, Namens Marcellin, der seit einigen Wochen als Reisender hier lebte, und dem ganzen wilden Schwarme sehr theuer geworden war, durch die Kühnheit und nicht anmuthlose Kraft, mit welcher er, obgleich längst über die gewöhnlichen Studentenjahre hinaus, tolle Dinge begann und durchsetzte; zugleich auch hegte Jedermann vor seinen nicht gemeinen Geistesgaben und Kenntnissen Achtung. Gegen den Professor Nordenholm (so hieß Margrethchens Schützling) schien er von Anfang her einen besondern Widerwillen zu empfinden. Er konnte ihn kaum nennen hören, war nie dahin zu bringen, daß er ihm einen Besuch abgestattet hatte, wie allen übrigen Professoren, und freute sich ganz unaussprechlich und überlaut, als er diesen Zug wider den ihm Verhaßten im Gange sah.

Nun aber stand das ganze wilde Jünglingsheer vor Nordenholms jetziger Wohnung, und lange vergeblich riefen dennoch hundert Stimmen: „Marcellin! Marcellin!“

Marcellin war weder zu hören noch zu sehn. Endlich kam er ganz bleich und athemlos, mühsam auf seinen Hieber sich stützend, aus dem Haufen hervorgeschlichen. Die Senioren der Landsmannschaften traten staunend und fragend auf ihn zu; wunderlich zuckten die Fackellichter über sein blasses, entstelltes Gesicht.

„Ist das auch wohl Sitte und Recht?“ fuhr er die ihn Begrüßenden zornig an. „Hetzt Ihr mich da ganz verrückterweise an das Haus eines, alten wunderlichen Tischleraltmeisters, — ich mag ihn gar nicht einmal bei Namen nennen, — und bildet mir ein, das sei die angeerbte Wohnung des widerwärtigen Professor Nordenholm!“

„Nun freilich hat der Altmeister seinen Sitz in Nordenhams angeerbtem Hause;“ sprach einer her Jünglinge unzufrieden zurück. „Aber wer hat denn dich — wie du dich auszudrücken beliebst — dort hin gehetzt? Und wie weißt du denn überhaupt z etwas von Nordenholms Erbwohnung, du, der ja niemals das mindeste von ihm hören wollte, und der du vorgabst, dich durchaus nicht um ihn zu bekümmern. Das kommt mir denn doch etwas sonderbar vor!“

Marcellins Studentenehre fand sich durch den Ausdruck: „sonderbar“ auf eine ernste Weise verletzt; überhaupt antwortete er so wild und verworren, daß man immer tiefer in das beginnende Gezänk hineingerieth, und nicht lange, so hatte er in seinem Ingrim zwei Senioren der Landsmannschaften auf morgen zum Zweikampf gefordert. Darüber ging aber endlich die ganze Versammlung im entzweiten Tumulturen auseinander, ohne daß irgend aus einem früher beschloßnen Preat etwas geworden wäre. Nordenholm schaute ihnen aus seinen mit alten Büchern halb zugesetzten Fenstern im ernstesten wehmuthsvollen Lächeln nach, sich an einen ähnlichen Aufzug erinnernd, nach welchem vor Jahren ihn seines Erdenlebens liebste Freude verlassen hatte.

*

Der Altmeister und Margrethchen hatten derweil noch lange still und nachdenklich dagesessen.

„Lies heut nicht fürder, Kind, sagte endlich der Greis. Die Nacht scheint so wild hereinzubrechen, und auch die Geschichte war mir über alle Maßen wunderlich. Wer weiß, es könnten wohl noch tollere Historien nachkommen. Rücke du lieber dein Spinnrädchen an den Tisch, und wenn dir etwa eins deiner hübschen Lieder dabei einfällt, so sing' es mir vor.“

Margrethchen nickte freundlich bejahend, und hub recht emsig zu spinnen an, aber ein Liedchen wollte nun einmal nicht aus dem erschreckten kleinen Herzen heraus; vielmehr, war ihr zu Muth — obgleich auf der Straffe schon wieder die gewohnte ruhige Stille herrschte, als müsse dieser Abend noch einen recht seltsamen Graus heraufführen.

Und sie schien nicht unrecht geahnet zu haben.

Denn mit schweren Tritten über ihnen ging es auf und nieder, in derselben Kammer, die der noch nicht heimgekehrte alte Miethsman inne hatte, und zu deren wunderlichen Innern er den einzigen Schlüssel beständig bei sich trug. Dazwischen hörte man ein grauenvolles Aechzen herunterhallen, wie aus todtmüder und furchtbar geängsteter Menschenbrust. Margrethchen deutete nur stillschweigend dahinauf; der ehrbare Altmeister nahm seinen alten Pallasch von der Wand, betete einige Augenblicke still, und ging dann nach der Thüre.

„Ach Großvater, lieber Großvater, nehmt mich doch mit!“ weinte Margrethchen. „Was auch immer oben los seyn mag, es kann doch nichts so entsetzliches seyn, als ich mir einbilde, wenn ich hier in der Stube allein bleibe mit meinen graulichen Gedanken. O, ich bitte Euch um Alles, nehmt mich mit!“

Und nach einigem Besinnen, während dessen der Altmeister die Laterne in gehörige Ordnung gebracht und das andre Licht gelöscht hatte, winkte er dem ängstlichen Kinde bejahend zu, und leuchtete ihr voran. Sie aber hielt sich mit beiden Händchen aus angestrengtester Kraft an seinem Kleide fest.

Immer deutlicher, wie sie über den großen, hallenden Hausflur gingen, die steinerne, enge Wendeltreppe hinauf, hörten sie im Zimmer des abwesenden Miethsmannes jenes seltsame Schreiten und Aechzen. Nun standen sie vor der Thür; durch das Schlüsselloch blitzte ihnen Licht entgegen.

„In Gottes Namen,“ rief Altmeister Ehrenfried, „wer treibt sein Wesen dadrinnen, und was hat er daselbst zu schaffen?“

Wild flog urplötzlich die Thüre auf, und: „hussah! halloh! Wer stört, wer erschreckt mich?“ heulte es von drinnen heraus, so abscheulich toll, daß Altmeister Ehrenfried unwillkürlich einen Schritt zurückschwankte, und das Kind sich kniend und leise wimmernd hinter ihm verbarg.

In Mitten der Kammer stand, mit einem blutrothen Mantel angethan der fremde Miethsmann, und zitterte gleichfalls heftig.

Nach einigem Schweigen sagte er mit hohler Stimme:

„Nehmt doch Euern Miethzins für dies halbe Jahr. Da liegt er ja auf dem Tische. Nehmt doch hin. Er war Euch ja schon in voriger Woche verfallen.“

„Darauf kommi's mir heute nicht eben an; entgegnete der Altmeister, mit wieder vollkommen gesetzter und sichrer Stimme. „Aber wissen will und muß ich, was Ihr so grauenvoll hier stöhnt und ächzt, und auf welchen Wegen Ihr in mein festverschloßnes Haus heimgekommen seid.“

„Was ich stöhne? Was ich ächze?“ seufzte halb und lachte halb der unwillige Miethsmann zurück. „Ei, das haben ja sogar die spukenden Bilder am Hochgericht frei; warum nicht Jemand, der seine Miethe ordentlich und überreichlich bezahlt? — Wie ich hereingekommen bin? Hm! Was das nur für Reden sind! — dumme, tolle, ganz ungehörige Reden! Stand ja die Hausthür sperrangelweit offen. als ich kam. Ich wenigstens, —auf Ehre kann ich's Euch versichern, — ich wenigstens hab' es nicht anders vermerkt.“

„Nun denn, sagte Meister Ehrenfried gelassen, so muß ich Euch gar ernstlich bitten, noch morgenden Tages auszuziehn, denn solche Miethsleute, denen festverschlossene Thüren vorkommen, wie sperrangelweit offne, leid' ich nun einmal in meinem Hause nicht.“

„Das wird denn doch noch einigermaßen drauf ankommen,“ lachte der Fremde höhnisch zurück,“ wegen des Ausziehens, mein' ich. Ihr wißt, da habt Ihr Euch dem ehemaligen Hausherrn eben so gut als mir drum verpflichtet. Für jetzt seydt nur so gut oder so klug, und nehmt einstweilen den verfallenen Miethzins hin.“

Seitwärts nach dem auf ein Tischlein hingezählten Golde blickend, sagte der Altmeister:

„Vor der Hand mag ich gar nichts von Euch. Ueberdem sehe ich, daß Ihr schon wieder so kuriose uralte Dublonen bringt, mit dem Namen Venezia, und ich weiß nicht welcher verscholl'nen Jahreszahl drauf. Und ich hab' Euch schon vorigesmal gesagt, daß ich kein Wechsler bin, und mit den seltsamen, außer Cours gekommenen Münzen nichts zu schaffen haben will, stände auch zehnfach dabei zu gewinnen.“

„Es sind dießmal keine venezianische Dublonen;“ lachte der Fremde hohl. „Altsächsische Goldmünzen sind es, wie sie Eure Väter schon vor tausend Jahren gekannt haben. Und kennt Ihr thörichtes Volk sie jetzt nicht mehr, so mag der vorige Hausherr, der wunderliche, superkluge Nordenholm, für das Auswechseln sorgen. Mich aber laßt in Frieden, oder nehmt was Euer ist!“

Und da sich Altmeister Ehrenfried unwillig zum Fortgehn wandte, schlug der trübe Miethsman sein Thüre so heftig zu, daß vor ihrem Zugwinde selbst das Lichtlein in der Laterne verlosch. Langsam und grauend tappten Großvater und Enkelin die Treppe hinab, durch die hallende Hausflur zurück, und wurden erst einigermaßen wieder frisch und froh, als sie in dem trauten Stüblein das Licht zum Brennen gebracht hatten. Da aber schellte Altmeister Ehrenfried auch gleich recht gewaltig nach der Magd, und hieß sie den Professor Nordenholm alsbald zu ihm bescheiden; und ob er auch schon zu Bette gegangen sei, er müsse wieder auf, und wegen einer hochwichtigen Angelegenheit noch in dieser Stunde zu ihm her.

*

Sehr bleich und bestürzt trat nach kurzer Frist der Professor in das Gemach. „Ihr laßt mich wegen des Miethsmannes rufen? Nicht wahr?“ sagte er mit leiser Stimme. „Ach Gott, ich konnt' es wohl denken! Aber schickt Margrethchen zu Bett. Ich hab' Euch viel und seltsames zu sagen, und unsre Berathung möchte weit bis über Mitternacht hinaus dauern.“

Der Altmeister winkte bejahend, und gebot der Magd, das Kind zur Ruhe zu bringen.

Wohl sahe Margrethchen ein wenig ängstlich aus, aber überlegend, daß zu ihrem Schutze der wackre fromme

Großvater wach bleibe und der gute Herr Professor, gedachte sie selbst, es sei am besten, den wilden Schrecken zu verschlafen, und sagte beiden Männern eine freundliche gute Nacht. Auch schlief sie, nach einem herzigen Gebetlein, flugs und fröhlich ein, und der Graus hatte fürder in dieser Nacht über das fromme, liebe Kind alle Gewalt verloren.

Nordenholm und der alte Ehrenfried hatten sich indeß ernst und feierlich einander gegenüber an den runden Tisch gesetzt, und Jener hub nach einem tiefsinnigen Schweigen folgendergestalt zu reden an:

„Ich muß Euch zuförderst an einen großen Schmerz erinnern, lieber Altmeister, und zugleich an die einzige Stelle Eures ehrsamens Lebens, die es Euch gefiel, mit einem undurchdringlichen Dunkel zu bedecken, aber — es geht nun einmal nicht anders! — Ich liebte Eure seit zehn Jahren verschwundene Tochter, und es war auch eine Zeit, wo sie meine Neigung, wenn nicht erwiderte, doch ihr mit schuldloser Milde und Freundlichkeit begegnete. Das Verschwinden der holden Jungfrau, mir über Alles schmerzhaft, blieb mir so unerklärbar, als vermuthlich Euch.“

Der Alle winkte ihm zu schweigen, und schien innerlich mit sich zu Rathe zu gehn. Endlich sagte er:

„Mir ist jene furchtbare Begebenheit nicht ganz so unerklärlich, als Ihr denken mögt, lieber Herr, obgleich schmerzhafter, als sie irgend einem Menschen auf Erden seyn kann. Wenn ich mir aber Alles überlege, — Euer rechtliches Wesen Eure jetzige Offenheit, die treue Liebe, die Ihr für mein Enkeltöchterchen bewahrt, und des Kindes anmuthiges Vertrauen zu Euch, — ja, lieber Herr, auch ich bin Euch mein ganzes Vertrauen schuldig, und so vernehmt denn, was ich von meiner unglücklichen Tochter weiß.“

„Es mögen jetzt grade zwölf Jahre verflossen seyn oder etwas drüber, da kam in mein stilles Haus — ach, ich wohnte damals so behaglich und klar mit meinem jungfräulichen Kinde! — kam, sage ich, ein schöner junger Herr zu mir herein, und nachdem er alles in meiner Werkstätte recht genau besehn hatte, trug er sich mir zum Lehrburschen an. Ihr könnt denken, wie ich das Anfangs als einen höflichen Scherz erwiderte, nachher als eine ungezogene Verhöhnung ernsthaftiglich von mir wies. Aber der

junge Herr bestand darauf, er treibe weder Scherz noch Verhöhnung, sondern finde nun einmal recht ernsthafte Lust daran, das edle Tischlerhandwerk ganz aus dem Grunde zu lernen, wozu es ihm bis jetzt nur an einem gehörig sinn- und kunstbegabten Meister gefehlt habe. Der sei ihm nun in meiner Person vorgekommen, und er werde nicht von mir wanken noch weichen, bis er all meines Wissens und Könnens theilhaftig worden sei.

Da sprach mein thörigtes Herze Ja, und meine Zunge sprach es nach. Und wußte ich doch nicht einmal, wer der junge Herr eigentlich sei, und woher er komme, und ob er irgend eine gültige Bescheinigung mit sich führe. Aber wie ein Verhexter nahm ich schon greisender Thor den Unbekannten in meine ehrsame Werkstatt, und nannte ihn auf sein Begehren Ludibert Wendelstern.“

„Ludibert! seufzte Nordenholm. Ach, in meiner Geschichte kommt auch ein Ludibert vor. Aber weiter, weiter, lieber Meister. War es denn der Ludibert, der Euch um Eure engelholde Tochter betrog?“

„Kein andrer Mensch auf Erden!“ erwiderte finster der Alte. „Wohl stellte sich der arge Verführer gar fein und geschickt zu meinem edlen Handwerk an, daß ich noch nie einen Lehrling seines Gleichen gehabt hatte, wie er denn überhaupt mit vielen und schönen Talenten begabt war. Er schlug die Laute kunstreich, und sang wunderschöne Weisen dazu; er wußte das Rappier als ein Meister zu führen —“

Nordenholm nickte ernst bejahend. Der Alte fuhr fort, ohne es zu beachten:

„Und in den Freistunden gab er all meinen Gesellen und Lehrburschen in der edlen Fechtkunst Unterricht, welches mir, der ich selbst meine Waffe gut führe als ehemaliger Soldat, und ein Gleiches von jedem Ehrenmann gern sehe, ausnehmende Freude machte. Dabei zeigte der Herr Urian in seinem ganzen Wandel nichts als Sittlichkeit und Anstand; —Summa, er bethörte mich mit jedem Tage mehr, bis mir nach zwei Jahren die Augen erschrecklich aufgethan wurden. Grade hatten die Herren Studenten einen Umzug gehalten, wie heute Abend, und wer nicht zum Spätimbiß kam, und sich seitdem niemals wieder sehn ließ, war Ludibert Wendelstern. Am Morgen drauf fand ich

in meiner Tochter Agnes Stübchen an ihrer Statt nichts als ein Papier mit diesen Zeilen.“

Er stand auf, öffnete ein wohlverschloßnes Wandschränklein, und nahm zwei Briefe heraus, deren einen er dem Professor hinreichte. Nordenholm, die Schriftzüge der Geliebten aus einzelnen im halben Scherz geschriebnen Blättchen nur allzugut wiedererkennend, las unter Thränen: „Mich ruft ein großes Glück, herzlieber Vater, aber Ihr hättet nimmer drein gewilligt. Lebt wohl, und beruhigt Euer liebes Herz. Ich hoffe zuversichtlich, ja ich weiß, daß wir einander unter tausendmal tausend Freuden wiedersehn.“

„Das ist denn nun freilich nicht wahr geworden!“ seufzte der Alte, und fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern. „Sie hat es wohl gar zu gewiß zu wissen vermeint, und das bringt den Hoffnungen der armen Menschenkinder kein Glück. Es ist nur Eins gewiß, aber das ist auch ganz gewiß, wofür der Herr gepriesen sei in Ewigkeit!“

Er nahm das Mützchen vom ehrwürdigen Haupte, hielt es zwischen den gefaltnen Händen, und betete still.

Dann sagte er voll heitrer Erhebung:

„Durch vier Jahre seitdem hatt' ich nichts von ihr vernommen. Da lag eines schönen Morgens Margrethchen, sauber in prächtige Windeln gewickelt in einem schmucken Körbchen als ein armes Vierteljahrkindlein vor meiner Thür; dieses Brieflein dabei.“

Das las er selbst mit fester Stimme folgendergestalt:

„Ich bin vor Gott ehelich zusammengegeben durch geweihte Priesterhand mit meinem geliebten Ludibert, und, Vater, bei allem was heilig ist, die Kleine, die ich Euch hier unter tausend Thränen sende, ist mein ehrbar in der Ehe gezeugtes Kind. Wenn Ihr mich nicht durch Euern Fluch verderben wollt für alle Zeit, so beweist mir Eure Huld damit, das Ihr das arme, liebe Kind aufnehmt und auferzieht, bis ich komme, es abzuholen, denn noch muß sein Daseyn ein Geheimniß bleiben. — Mein Gemahl hält mich in hohen Ehren und reichem Glanz, aber — ach glaubt es mir, herzlieber Vater! — mit stillen Sehnsuchtsthränen, und mit dem heißen Wunsch, Eure Schwelle

recht bald wieder betreten zu dürfen denkt immerdar an Euch zurück

Eure Agnes.“

„Es lag,“ fuhr der Alte fort, „an Gold und Silber und Edelgestein und andern Herrlichkeiten eine bedeutende Summe mit im Korb. Das hab' ich denn natürlich sogleich hier in Sanct Ursulaspital abgeliefert als ein auswärtig frommes Vermächtniß von unbekannter Hand. Aber keinen Augenblick bedacht' ich mich, auf mein Wort zu erklären, meine Tochter sei in der Fremde verheirathet, und die Kleine sei mein Enkelkind. Nun, Gottlob, die Stadt setzt ein hinlängliches Vertrauen in Altmeister Philibert Ehrenfrieds Rede; so überließ mich denn auch niemand weiter mit unnützen Fragen. Und sicherlich, eine Lüge hat mein armes Agneschen nicht auf ihres alten Vaters Seele geladen. Ich zog die Kleine nach besten Wissen und Gewissen auf, und dabei ist es denn so verblieben unter Gottes Schutz und unerforschlichem Rathschluß bis auf den heutigen Tag.“

Nordenholm faßte des Alten Hand, beugte sich darüber, und weinte bitterlich. Dann sagte er nach einem langen Schweigen:

„Ach lieber, guter Meister, Ihr leidet freilich wohl sehr schwer, aber Ihr leidet beinahe ganz schuldlos, und eben deswegen freudig und stark. Und mit dem Schuldlosleiden, — o weh, da ist es bei mir keinesweges klar! — Denn ob auch gleich zu Anfang nichts Arges auf meiner Seele lag, so dämmerte doch viel des Argen so nach und nach verdunkelnd in mich herein.“

„Das geschah nämlich zuerst bei jenem von Euch vorhin erwähnten Feste, wo ich noch als ein fröhlicher Jüngling — ach zweifach fröhlich, weil ich dazumal in großer Zuversicht auf Eurer holden Agnes Liebe hoffte! — mit den andern Studenten in Reih' und Glied einherzog.“

„Wir jubilirten nach gehaltenem Umgang in einem festlich geschmückten Saal, da trat ein Verlarvter in glänzender Tracht herein. Wir hatten ihn schon einigemal in unserm Zuge bemerkt, und meinten nicht anders, als daß ein lustiger Kamrad seinen Scherz mit uns haben wolle. Jetzt verbeugte sich der Unbekannte würdig und ernst, mit sehr anmuthiger Stimme um die Erlaubniß bittend, der Gesellschaft etwas vortragen zu dürfen. Nach allgemeiner Bewilligung hub er an, uns auf Ehre und Pflicht zu befragen, ob es recht sei, daß ein Geliebter die

Liebende entführe, wenn er gedenke, sie hinfort als seine getreue Hausfrau in hohen Ehren und Würden zu halten, sein Glück aber und das ihrige auf keine andre Weise erreichen könne? —

Er schwieg, und die Stimmen für und wider tönnten eifrig durcheinander hin, die mehrsten jedoch, vom fröhlichen, überdreisten Jugend- und Weinmuth beflügelt, sprachen ein keckes Ja, und ach, lieber Meister, auch ich gehörte zu den Frevelnden! Es war der erste wahrhaft abscheuliche Fehltritt meines Lebens, und nur vor einer halben Stunde sagte mir Euer Mund, wie gewaltsam ich auch mein äußres Heil damit hinunterreißen half!“

Er barg sein Antlitz in die Hände und schwieg. Der alte Mann legte mit segnender Verzeihung seine ehrbare Rechte ihm auf's reuige Haupt. Da richtete sich Nordenholm neu erstarkt wieder auf, und redete folgendergestalt weiter:

„Mich faßte im Augenblick jenes unseligen Ausspruches ein wüster Schwindel toller Lustigkeit, die gewiß recht furchtbar gegen mein ehemaliges stilles Fröhlichseyn abstach. Ich selber kam mir wild und seltsam und unheimlich vor, und stürzte mich eben deshalb nur immer toller in alle Tollheit des Lärmens und Trinkens und rasenden Singens hinein. So hörte ich denn nur noch dumpf und wie von fern herüber, daß der Fremde sich bestrebe, mit zierlich edeln Worten muthige Genossen zu werben für die Ausführung der nun beinah von Allen gebilligten That. Mein rohes Dazwischenjubeln störte ihn; es fielen seiner- und meinerseits beleidigende Worte. Da riß er die Larve ab, und ein ganz fremdes, aber wunderschönes Jünglingsantlitz zürnte mir entgegen. Mein Vorname ist Ludibert, sagte er, der Name meines Stammes fürstlich, aber ich habe nicht Lust, ihn heute zu nennen. Genüge Euch das, und stellt Euch mir zum ehrbaren Kampf. — Schnell war Alles geordnet, und ich, der ich mich für einen fast unbesiegbaren Fechter gehalten hatte, stürzte gleich im ersten Gange vor der ungeheuern Uebermacht meines Gegners blutend und schnell bewußtlos zu Boden. Der Stoß saß tief in der Brust.“

„Als ich — Wochen nachher — wieder zur vollen Besinnung gelangte, summten finstre Gerüchte von meiner angebeteten Agnes Verschwinden in mein Ohr. Ich konnte das Wann und Wie

nicht erfahren, und stellte Alles nur in soweit mit jener wilden Nacht zusammen, als ich glaubte, mich meines holden Glückes durch den ausgesprochenen Frevelmuth unwerth gemacht zu haben.“

„Ach, trauter Meister, meine Schale war noch nicht voll! Denn was ich früher zu poetischer Lust getrieben hatte: das Erkunden alter, wunderlicher Zauberformeln und anderer magischer Kunststücke, — die Verzweiflung um Agnes Verlust trieb mich nun an, dergleichen auszuüben, um zu erfahren, wohin meines Erdenlebens liebstes Glück entschwunden sei. — Aber lieber, ehrwürdiger Meister, ach blickt mich nicht so streng und strafend an, und noch minder wendet Euch ganz von mir Jammervollen ab! Denn — Gott sei gepriesen! — verläugnet oder gemißbraucht habe ich das Heilige bei meinem Treiben nimmermehr!

Er hielt betheuernd die Rechte hin, und wieder mild und mitleidig aussehend, nahm Ehrenfried den Handschlag an, und winkte ihm fortzufahren, welches er in folgenden Worten that:

„Ich wußte, daß es möglich sei, durch allerhand Vorbereitungen einen Spiegel zu fertigen, in welchem des Mondes Strahlen dergestalt aufgefangen würden, daß sie im geheimnißvollen Reflex Alles darstellten, was auf derselben Erdhemisphäre, wo man sich befinde, vorgehe, je nachdem man den Spiegel drehe und richte. Solch ein wundersames Werkzeug bereitete ich mir mit unsäglicher Mühe und überschwänglichen Kosten, und einstmalen im Garten dieses Eures jetzigen, damals noch meines Hauses, begann ich — hell und golden war grade der Vollmond am Himmel aufgezogen — um, Elf Uhr Abends mein verschwiegenes Experiment. Daß man auch meine Erscheinung — dafern mein Bild in den Spiegel falle — von dem fernsten Erdwinkel her erblicken müsse, war mir wohl bekannt, aber ich dachte vor der Hand auf nichts, als Agnes Geschick und Aufenthalt zu erkunden.“

„Es war, als leite bei den auf gut Glück angestellten Spiegelwendungen ein hülfreiches Wesen meine Hand. Denn nur wenige, fremde seltsame Gestalten waren mir in unbekanntem Gegenden vorübergeschwebt, da — in der Richtung gen Süden, — o Meister, o Vater, noch steigt es süß und lieb und herzerreißend vor mir auf! — da in einem

blühenden Orangerhaine, von hohen Pinien rings umkränzt erging sich Agnes im Mondenlicht —“

„Eure, Augen funkeln voll Entzücken,“ unterbrach ihn sehr unzufrieden der Greis. „Ihr sollt und dürft Euch aber nicht freuen in der Erinnerung an ein bösliches Hexenwerk. Verkündet mir mit Reue und Ernst, was Ihr gesehn habt.“

Und demüthig seine Blicke senkend, sprach Nordenholm leise:

„Agnes erging sich im Mondenlicht, prachtvoll geschmückt, gelehnt auf Ludiberts Arm. Noch hielt ich mein Antlitz lauschend fern, daß der Spiegel es nicht aufnehmen konnte. Da tratet plötzlich Ihr, Meister, in den Garten, und aus dem Spiegel zuerst nahm ich Eure just damals todtbleichen Züge wahr. Entsetzt, und fürchtend, auch Ihr möchtet Agnes erblicken, stürzte ich mich über das Glas, sahe mein eignes verzerrtes Antlitz herausleuchten; und zerschmettert in tausend Stücke fiel das kunstreiche Werkzeug aus meiner bebenden Hand.“

„Ich weiß es noch, als wär' es heute,“ sagte der greise Ehrenfried. „Aber von all den Spiegelbildern sah ich nichts, denn es schwebte mir ein Gewölk herzinniger Thränen vor den Augen. Ich hatte mich dazumal in Gottes Willen noch gar nicht gehörig ergeben. Weinend lag ich auf meinem Bette, da war's, als flüstere mir Einer ins Ohr: „mache dich auf, in Nordenholm's Hause weiß Jemand was deine Tochter macht!“ Und ich folgte, und es war doch ohne Zweifel kein guter Geist, der mir so etwas sagte. Auch wie ich euch so erschrocken sah, ging ich — Ihr wißt ja selbst — alsbald wieder schweigend zurück, und sprach niemals zu Euch davon. Aber eine ganze Zeit lang that mir doch Etwas im Gewissen recht weh, und seht, lieber bethörter Herr, das ist bei solchen Hexereien und Zauberstücklein auch eben noch ein recht bedenklich Ding: man kann ein still einfältiglich Gemüth ganz wider dessen Willen zugleich mit verstören.“

Indem hörten sie, wie droben der seltsame Miethsman sich wieder zu regen anhub mit Winseln und Aechzen und verwildertem Lachen.

„Daß Gott!“ rief Nordenholm erschrocken aus, „Wenn nun das Kind über dem unheimlichen Lärmen erwacht!“

Und schon erhob er, zornig hinaufdrohend die Hand, — aber alsbald sich zügelnd, kniete er nieder, und sprach:

„Helft mir beten, lieber, frommer Meister. Das wird um Vieles besser, seyn.“

Und sie beteten, und Alles ward still.

Da sie nun aber wiederum einander am Tische gegenüber saßen; sprach der Altmeister:

„Gewiß, Herr Professor, auch noch auf andre Weise, als mit jenen wunderlichen Spiegelkünsten habt Ihr mein Gemüth mir verstört. Und werdet Ihr am besten thun, es ganz gradheraus zu sagen, daß auch der wunderliche, kaum still gewordene Miethsmann in Eure trübe Wunder-Reihe mit gehört.“

„So ist es;“ sagte Nordenholm. „Denn Einmal wissend, gegen Süden hin müsse Agnes zu finden seyn, begab ich mich alsbald auf die Fahrt, meines angeerbten Vermögens letzte Trümmer dazu auf einen Haufen raffend. Vorher noch — um ansehnlicher zu reisen — gewann ich mir den Doktor- und Professorentitel, und nun ging es hinaus, und abwesend war ich, als Ihr Euer liebes Margrethchen fandet und aufnahmt. Ach, ich fand derweilen viel weniger holde Dinge! Grausame, fürchterliche Verbindungen rissen mich in ihren Strudel hinein.“

Bis zur Meeresstadt Venezia war ich gelangt. Da sprach man zu mir von einem Schwarzkünstler, der alle Dinge auf Erden zu entziffern verstehe, und weil mein rastloses Nachjagen Agnesen noch immer vergeblich suchte, gab ich mich in dessen Bekanntschaft, und eben er ist das entsetzliche Wesen, das nur kaum noch wimmernd und ächzend über uns dahin schritt. Eine Heimath, sprach er, müsse er haben, um die rechte Beschwörung anzustellen, und deshalb mußte ich ihm einen stäten Platz in meinem Hause geloben, — aber hier angekommen, hielt er nicht Wort; Agnesens Bild erscheine ihm nur unter ganz dunkeln Schleiern, wandte er vor, — dazu mochte man schon in Venezia sagen, er sei nur eigentlich ein Gespenst, — eines vor Jahrhunderten durch eigne unvorsichtige Zauberei zerstückten Schwarzkünstlers unruhiges Gespenst —“

„Daß Gott,“ seufzte Ehrenfried, „ich fürchte, Margrethchen hat mir heut' Abend seine Geschichte vorgelesen! Wie dem aber auch sei, wir müssen uns ihn vor allen andern Dingen vom Halse schaffen.“

Und wieder zündete er die Laterne an und nahm seinen Pallasch unter den Arm, und schritt entschlossnen Muthes hinauf. Nordenholm wagte keine Einwendung; obgleich im innersten Herzen vor Grauen und Zweifelmuth erbebend, folgte er seinem greisen Freunde nach zu dem furchtbaren Gang.

Der Hauswirth klopfte an seines Miethsmannes Thür. Die that sich langsam auf, wohl vor irgend einer unsichtbaren Gewalt, denn ganz am andern Ende der Kammer saß der schauerliche Gast im rothen Mantel am Boden, um sich her einige Geräthschaften, drin, ein blaues Feuer flackerte; er blitzte die Beiden voll höhnernden Stolzes aus seinen tiefliegenden Augen an.

„Gebt Euch keine Mühe;“ sagte er mit hohler Stimme. „Euern Wunsch und Rathschlag kenne ich recht gut, aber es wird nichts draus; wenigstens bei Euerm Leibesleben nicht, und es ist noch sehr die Frage, ob Meister Philiberts Urenkelkinder mein ledig werden. Denn ich bin ein Ding von sehr zäher Natur.“

Nordenholm seufzte tief aus beängsteter Seele. Du versuchte der Rothe zu lachen, — aber das konnte er doch nicht recht, — und sagte triumphirend:

„Einem von Euch zweien ist gar jämmerlich zu Sinne. So viel weiß ich gewiß!“

„Ich aber,“ — entgegnete Altmeister Philibert Ehrenfried gelassen, — „ich weiß noch viel zuversichtlicher, daß ich der Eine nicht bin. Ja, ich weiß auch noch was mehr; nämlich, daß Du keine Viertelstunde länger in diesem Hause verweilen darfst, weil ich dir im frohen, lebenskräftigen Glauben und Gottvertrauen das Ausziehn *gebiete* und das Wiederkommen *verbiete*. Auch sollst du dich still und heimlich davon machen, und keine Christenseele in meinen vier Pfählen erschrecken oder verwirren. — Nun? — Gehst du? — Zwing mich nicht, daß ich strenger und ausdrücklicher spreche. Du möchtest schlimme Frucht davon ziehn.“

Und eilig und mit häßlicher Gewandtheit sich aufrichtend und die wunderlichen Geräthschaften des Kämmerleins unter seinen Mantel packend, schnellte der Rothe zur Thür' hinaus, im Vorbeistreifen flüsternd: „du superkluger Nordenholm, bist gegen den hier, — den Graubart, — abscheulich dumm! Weg will ich

aus den vier Pfählen! —Aber draußen was Unheil, — was Unheil doch—doch—“

Seine Stimme verhallte. Er selbst war verschwunden. Mit ruhigem Hausvatermuth leuchtete Meister Ehrenfried sorgsam umher, ob auch nicht irgend etwas Unheimliches zurückgeblieben sei. Er fand dergleichen nicht; nur auf dem Tischlein lag noch immer der Miethzins in uralten Goldmünzen aufgezähl.

„Hm, sagte Ehrenfried nachsinnend, behalten mag ich's grade nicht, und doch auch wieder ist's eine Gottesgabe, die man nicht ungenützt vergraben oder verschleudern darf! — Wir wollen's in Sanct Ursulaspital tragen. Der Morgen dämmert schon recht hell durch die Fensterladen, und Margrethchen wollen wir wecken und mitnehmen. Das Kind geht ohnehin dieses Weges so ganz ausnehmend gern.“

*

Und in den hellen Frühlichtern wandelte Meister Ehrenfried und Nordenholm, achtsam das liebe Margrethchen zwischen sich führend, den schönen Lindengang, der zum Ursulaspital sanft bergan leitet, hinauf. Das Kind lachte und erzählte in einem fort, so daß über die Gesichter der zwei tiefernten Männer bisweilen auch etwas hinstrich wie heiteres Lächeln. Jetzt, eine Spitalfrau, die ihnen entgegenkam, wahrnehmend, schlug Margrethchen die Händlein ganz ausnehmend freudig zusammen, rufend:

„Ach Frau Sibylle! Ach Frau Sibylle, die mir immer so gar schönes Obst und schöne Kuchen bringt, und der ich so gern ein Patschhändchen gebe! Einen schönen guten Morgen, liebe Frau Sibylle!“

Und ihre Führer zurücklassend, lief sie der weitverhüllten und sich zu ihr niederbeugenden Frauengestalt entgegen.

Im selben Augenblick drang ein verwornes Getümmel von der entgegengesetzten Seite hügelan. Ein Zug vieler Studenten kam herauf, in dessen Mitte eine Bahre, worauf wohl ein Schwerverwundeter liegen mochte, der Hülfe des wohlthätigen Ursulastiftes bedürftig. Frau Sibylla trat, sich von dem Kinde losmachend, mit eilendem Ernst ihrer Pflicht entgegen; die

Männer folgten bedächtig; Margrethchen barg sich angstvoll hinter einen blühenden Rosenstrauch.

Die Bahre ward niedergelassen; im Kreise drängten sich die Studenten umher, während die Stiftsfrau sanft und sorgfältig des Verwundeten Zustand untersuchte. Man ließ dem indeß herzugetretenen Nordenholm und dem wackern Altmeister ehrerbietig Raum, und erzählte ihnen leise flüsternd, wie der fremde Student Marcellin den einen der herausgeforderten Senioren mit großer Geschicklichkeit entwaffnet, und ihm dann sein eignes Unrecht von gestern Abend offen gestanden habe; darauf sei auch eine herzliche Versöhnung erfolgt.

„Mit dem zweiten Gefechte,“ fuhr der Erzählende fort, „würde es wahrscheinlich dasselbe, oder doch ein ähnliches mildes Ende genommen haben, wenn nicht — es wußte Keiner, woher — plötzlich ein alter, seltsam aussehender Mann im rothen Mantel unter uns Zeugen und Zuschauern mitgestanden hätte. Der murmelte immerfort unvernünftige Worte vor sich hin, und sahe dazu höchst unzufrieden aus. Die Kämpfer stritten wilder und wilder. Auf einmal bückte sich der Fremde, raffte mit unerwarteter Gewandtheit Staub vom Boden, und streute ihn, gleich einer ganzen Wolke, zwischen die Fechtenden.

Lautlachend rief er: „schön begrüßt, Herr Altmeister! Wohlauf! Hab' dennoch meinen Possen gespielt. Nun auf Venezia! Nun gehabt Euch wohl! Unheil — Unheil —!“ Und auf ganz unerklärliche Weise war er fort. Wir, die wir uns vom Staunen erholten, sahen beide Gegner blutig am Boden: den Senior todt, den Marcellin in dem Zustande, wie Ihr ihn leider vor Euch erblickt. Die Sekundanten sind entflohn; wir Minderschuldige wollten uns lieber allzumal der gesetzlichen Ahndung überliefern, als den Unglücklichen hilflos lassen.“

Schauernd traten Ehrenfried und Nordenholm näher zur Bahre.

Da richtete sich der bleiche Marcellin, Nordenholm erkennend, in Zuckungen empor und ächzte.

„Schwarzkünstler, verwünschter Schwarzkünstler, dir hatt ich's geschworen! Sah doch dein Widerwärtiges Antlitz mir drein, als du vor meines süßen Weibes Aug' ihres blassen, abgehärmten, thränenvollen Vaters Bildniß zaubertest. O damals, im Orangenhaine bei Neapolis! — Im Mondenschein! — Weißt noch

wohl? Mußt ja noch wissen. — Und in ängstlicher Reue wandte sie sich von mir ab, und zerrissen war unser liebeglüh'nder Bund, und ich habe sie nicht wiederfinden können auf der ganzen weiten, weiten Erde. Da kam ich denn her, um mich an dir zu rächen, — und muß nun elend sterben, — und jetzt doch waren alle Hindernisse besiegt, und als Herzogin hätt' ich die süße Huldin, um derentwillen ich Tischlergesell ward, und weiß Gott was sonst noch mehr, — ja — heimgeführt hätt' ich sie jetzt in Lust und Pracht, — und — o nun ist sie fort, und ich sterbe, — sterbe wohl gar an einem neuen Pröbchen deiner Hexenkunst —“

Ein Gemurmel ging durch den Kreis. „Er faselt im Wundfieber,“ sagten Einige, Andere aber sprachen bedenklichere Worte.

Meister Ehrenfried sahe freundlich umher, zog das Käppchen von seinem schönen Greisenhaar, und sagte mit lauter aber sanfter Stimme:

„Den hochzuverehrenden jungen Herren und einem Jeden, der darnach zu fragen hat, stehe ich mit Leben und Ehre dafür ein, daß Professor Nordenholm an dem Tode dieses wilden jungen Mannes unschuldig ist.“

Als bald ward das Gemurmel still, und Alle neigten sich ehrerbietig gegen den trefflichen Greis; auch hörte man ringsum leise Entschuldigungen und Abbitten an Nordenholm. Aber der wußte kaum noch von derzeit etwas; er stand in heißen, stillen Thränen wie ein Bild der Wehmuth da.

Der Altmeister neigte sich indessen gegen den Sterbenden hinab, und sprach mit sanfter Festigkeit:

„Ihr werdet nun bald vor Gottes Angesicht stehn, lieber Herr, und jetzt habt Ihr vor Euch das Angesicht eines Menschen, den Ihr entsetzlich, auf irdische Weise ganz unvertilgbar schwer, gekränkt und beleidigt habt. Aber Gottlob, ich kenne den, der uns geboten hat, unsern Schuldner zu verzeihen, und, lieber Herr, auch Euch hat er das geboten. Seht nur, was mich betrifft, ich verzeihe Euch aus ganzem Herzen, und wenn Ihr gleichfalls mit versöhntem Gemüthe scheidet, findet sich, schon jenseit Einer, der Eure Schulden allzumal in überschwänglicher Huld und Liebe zu löschen weiß. Und der wird Euch, lieber Ludibert, obgleich Ihr hier auf Erden mit recht bösllicher Falschheit den Namen Wendelstern trugt, zu einem so stäten und herrlichen

Sterne verklären, daß keine irdische Pracht Eures angeborenen Standes hinaufreichen kann, und wir noch alle dermaleinst unsre selige Lust mitsammen daran finden werden. Schlaft nur hübsch ruhig und versöhnlich ein, lieber Ludibert, und freut Euch im Voraus auf's Erwachen.“

Der für Marcellin gehaltne Ludibert reichte beide Hände dem Altmeister und dem nur kaum noch so grimmig gehaßten Nordenholm freundlich lächelnd hin, und starb.

*

Erst jetzt bemerkte man, daß die Stiftsfrau ohnmächtig neben der Bahre niedergesunken war. Indem der Alte sie mit kräftiger Sorgsamkeit emporrichtete, kam sie wieder zu sich, wies ernsthaft winkend alle fernere Hülfe ab, und wandte ihre langsamen Tritte, die Umhüllung ihres Antlitzes noch fester zusammenziehend, wieder nach Sanct Ursulastifte zu. Die Studenten erhuben die Bahre des Gefällten, um ihn einstweilen in einem alten, halbversunkenen Kirchlein vor dem Thore beizusetzen, während Nordenholm, durch Ludiberts sühnenden Abschied wundersam gestärkt, ihnen mit aller sonstgewohnten Kraft und Klarheit in kurzen Worten die Wege zur besten Ausgleichung ihres Handels andeutete, und seine vielgeltende Fürsprache dabei verhiess. Dankend und ehrfurchtsvoll grüßend zog die trübe Schaar von dannen.

Da hatte derweil die Stiftsfrau den alte Ehrenfried sich nachgewinkt, und stand mit ihm unter der Thorwölbung, des frommen Hauses im ernsten Gespräch. Auch den umblickenden Nordenholm winkte jetzt der Alte herbei, und sagte: „die fromme, wohlthätige Frau will uns Beiden etwas offenbaren.“

Und zurück wallten die Schleier von ihrer Stirn, und vor ihnen stand die verloren geglaubte Agnes, zwar bleich und sehr verwandelt in so vielen innern Schmerzen, aber dennoch unverkennbar den Blicken des Vaters und des Liebenden.

In der ernsten, gottergebenen Stimmung, welche den Dreien jetzt aufgegangen war, gedachten sie aller gescheiterten Erdenwünsche mit sanfter, lächelnder Geduld, und auch was ihnen in Zukunft noch hienieden zu thun oder zu lassen übrig sei, ward bald und klar von Jedem erschaut und ausgesprochen. So kam es denn, daß Margrethchen, die, von der gestrigen Unruhe und dem frühen Gange ermüdet, sanft hinter den Rosen in

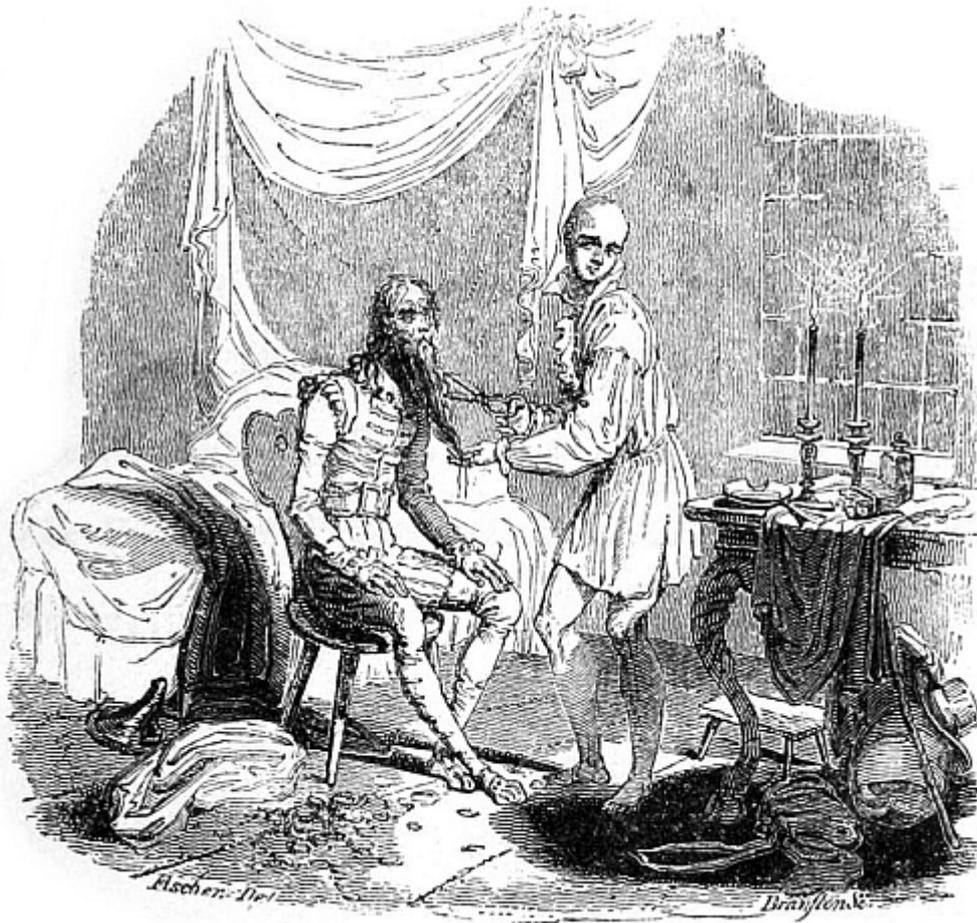
Schlaf gesunken war, nun herbeihüpfend die Dreie mit heitern, man könnte sprechen seligen Angesichtern in den hellduftigen Morgen hinaus, schauend antraf.

„Ei, lächelte die Kleine, wie schön du aussiehst, du liebe Frau Sibylle, seit du die finstre Kappe dir weiter zurück gestreift hast!“

Sie lächelte aber noch viel freudiger, als sie erfuhr, inskünftige werde Frau Sibylle bei ihnen im Hause wohnen, und zwar in dem Gemache des alten, seltsamen Miethsmanns, der ohnehin für immer ausgezogen sei.

Und so ward und blieb es denn auch, und vor den zarten, vielgetreuen Bemühungen der in heitrier Entsagung lebenden Dreie blühte Margrethchen zu einer der holdesten Blumen im reichen Kranze deutscher Frauen empor.

[Anhang:]



Acht Erzählungen aus den ersten beiden Bänden bildeten den Großteil einer 1812 unter dem Titel *Fantasmagoriana, ou Recueil d'Histoires d'Apparitions de Spectres, Revenans, Fantomes, etc.*; traduit de l'allemand, par un Amateur erschienenen französischen Anthologie deutscher Gruselgeschichten, übersetzt von Jean-Baptiste Benoît Eyriès. Die Sammlung enthielt:

L'Amour Muet (Original: *Stumme Liebe* von Johann Karl August Musäus)

Portraits de Famille (Original: *Die Bilder der Ahnen* von Apel)

L'Heure Fatale (Original: *Die Verwandtschaft mit der Geisterwelt* von Schulze)

La Tête de Mort (Original: *Der Totenkopf* von Apel)

La Morte Fiancée (Original: *Die Todtenbraut* von Apel)

Le Revenant (Original: *Der Geist des Verstorbenen* von

Schulze)

La Chambre grise (Original: *Die graue Stube* von Heinrich Claren)

La Chambre noire (Original: Die schwarze Kammer von Apel)

Fünf der Geschichten aus den *Fantasmagoriana* erschienen 1813 in einer englischen Übersetzung von Sarah Elizabeth Utterson (zusammen mit einer Erzählung der Übersetzerin) unter dem Titel *Tales of the Dead*:

The Spectre-Barber (Original: Stumme Liebe von Johann Karl August Musäus)

The Family Portraits (Original: Die Bilder der Ahnen von Apel)

The Fated Hour (Original: Die Verwandtschaft mit der Geisterwelt von Schulze)

The Death's Head (Original: Der Tottenkopf von Apel)

The Death-Bride (Original: Die Todtenbraut von Apel)

The Storm (Utterson)

Die Ausgabe der *Fantasmagoriana* war eine der Inspirationen als im Sommer 1816 in der Villa Diodati in Cologny am Genfersee Lord Byron, Percy Bysshe Shelley, Mary Wollstonecraft Shelley und Dr. William Polidori sich mit dem Schreiben von Gruselgeschichten die Zeit vertrieben. So entstanden zwei der prägendsten Werke der fantastischen Literatur, Shelleys *Frankenstein* und Polidoris *Der Vampyr*. (aus Wikipedia)

Die drei in der "*Fantasmagoriana*" zusätzlich enthaltenen Erzählungen – "Stumme Liebe" (Johann Karl August Musäus); "Die Bilder der Ahnen" (August Apel) und "Die graue Stube" (H. Claren) – wurden bei der vorliegenden Epub-Ausgabe in den Anhang übernommen.

Stumme Liebe.

*Von Johann Karl August Musäus,
aus: Volksmärchen der Deutschen. (Bd. 4)
Bei Carl Wilhelm Ettinger. Gotha. 1782-87.*

Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der sich immer hohl lächelnd den Bart strich, wenn vom reichen Mann im Evangelium gepredigt wurde, den er, im Vergleich mit sich, nur für einen kleinen Krämer schätzte. Er hatte des Geldes so viel, daß er seinen Speisesaal mit harten Talern pflastern ließ. In jenen frugalen Zeiten herrschte dennoch, so gut als in den unsrigen, ein gewisser Luxus, nur mit dem Unterschiede, daß er bei den Vätern mehr als bei den Enkeln aufs Solide gestellt war. Ob ihm diese Hoffart gleich, von seinen Mitbürgern und Konsorten, sehr verarget und für eine Prahlerei ausgedeutet wurde: so war's damit doch mehr auf kaufmännische Spekulation, als Aufschneiderei angesehen. Der schlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieser scheinbaren Eitelkeit nur den Ruf seines Reichtums ausbreiten und seinen Kredit dadurch mehren würden. Er erreichte diese Absicht vollkommen: das tote Kapital von alten Talern, das so weislich im Speisesaal zur Schau ausgestellt war, brachte hundertfältige Zinsen durch die stillschweigende Bürgschaft, die es in allen Handelsgeschäften für die Valuta leistete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfahrt des Hauses scheiterte.

Melchior von Bremen starb auf einen jähen Trunk bei einem Quabbenschmause, ohne daß er Zeit hatte sein Haus zu bestellen, und hinterließ all sein Hab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbschaft gesetzmäßig anzutreten. Franz Melcherson war ein herrlicher Junge, und hatte von der Natur die besten Anlagen empfangen. Sein Körper war regelmäßig gebauet, dabei fest und konsistent; seine Gemütsart heiter und jovialisch, als wenn geräuchert Ochsenfleisch und alter Franzwein auf seine Existenz Einfluß gehabt hätten. Auf seinen Wangen blühte Gesundheit, und aus den braunen Augen sahe

Behäglichkeit und froher Jugendsinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Wasser und ein magres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen; in allzu fettem Boden aber geilen Überwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß war, wie es oft der Fall ist, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Besitzer eines großen Vermögens zu sein, und damit nach Belieben schalten zu können: so suchte er sich dessen, nicht anders als einer drückenden Bürde, zu entledigen, spielte den reichen Mann im Evangelium im Wortverstande, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gastmahl am Hofe des Bischofs kam den seinigen gleich an Pracht und Überfluß, und so lange die Stadt Bremen steht, wird solch ein Ochsenfest nicht wieder erlebt, als er jährlich zu begehen pflegte: an jeden Bürger in der Stadt spendete er einen Krüselbraten aus und ein Krüglein spanischen Wein. Davor ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hoch leben¹, und Franz war der Held des Tages.

Bei diesem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht, die ehemals das Vademekum der Handelsleute war, jetzt aber immer mehr außer Brauch kommt, daher das Zünglein der merkantilischen Waage sich oft, mit magnetischer Kraft, zum Fallissement neiget. Einige Jahre verliefen, ohne daß der verschwenderische Gauch eine Abnahme seiner Renten spürte; denn bei des Vaters Hinscheiden waren Kisten und Kasten voll. Die gefräßige Schar der Tischfreunde, das luftige Völklein der lustigen Brüder, die Spieler, Lungerer und alle, die von dem verlorenen Sohn Nutz und Gewinn hatten, sahen sich wohl vor, ihn zu einiger Besonnenheit kommen zu lassen; sie rissen ihn von einem Vergnügen zum andern fort, und erhielten ihn immer im Atem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecken, und ihren räuberischen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich versiegte das Brünnelein des Wohllebens, die Tonnen Goldes, aus dem väterlichen Nachlaß, waren abgezapft bis auf die Hefen. Franz kommandierte eines Tages eine große Zahlung, der Kassierer war außerstand, die Ordre seines Herrn zu honorieren und gab sie mit Protest zurück. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn; doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über seinen widerspenstigen Diener, dem

er allein, keinesweges aber seiner eignen übeln Wirtschaft, die Unordnung in seinen Finanzen beimaß. Er gab sich auch keine weitere Mühe, die Ursache davon zu ergründen, sondern, nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unsinns seine Zuflucht genommen und einige Dutzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achselzuckenden Haushalter den lakonischen Befehl ergehen: Schaff Rat.

Die Geldmäkler, die Wucherer und Wechsler wurden nun in Tätigkeit gesetzt. Gegen hohe Zinsen flossen, im Kurzen, wieder große Summen in die ledigen Kassen: der Saal mit harten Talern gepflastert galt damals, in den Augen der Gläubiger, mehr als in unsern Tagen ein offener Kreditbrief des amerikanischen Generalkongresses, oder aller dreizehn vereinigten Staaten. Das Palliativ leistete eine Zeitlang gute Dienste; doch unter der Hand breitete sich das Gerücht in der Stadt aus, das silberne Pflaster im Speisesaal sei in aller Stille aufgehoben und mit einem steinernen vertauscht worden. Die Sache wurde von Stund an, auf Verlangen der Darleiher, gerichtlich untersucht und in der Tat also befunden. Nun war nicht zu leugnen, daß ein Pflaster von buntfarbigem Marmor, à la mosaïque, sich in einem Speisesaal ungleich besser ausnahm, als die verblichenen alten Taler; allein die Gläubiger respektierten den feinen Geschmack des Eigentümers so wenig, daß sie ohne Verzug ihre Zahlung forderten, und da diese nicht erfolgte, wurde der Konkursprozeß eröffnet, das väterliche Haus nebst allen annexis, Vorrathshäusern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien, bei brennender Kerze versteigert, und der Besitzer, der sich zur Notwehr mit einigen rechtlichen Schikanen noch verbollwerkelt hatte, judizialiter exmittiert.

Jetzt war's zu spät über seine Unbesonnenheit zu philosophieren, da die vernünftigsten Betrachtungen nichts bessern und die heilsamsten Entschließungen den Schaden nicht mehr heilen konnten. Nach der Denkungsart unsers verfeinerten Zeitalters hätte nun der Held mit Würde von der Bühne abtreten, seine Existenz auf irgend eine Art vernichten, die große Reise in die weite Welt antreten oder sich entgurgeln müssen, da er in seiner Vaterstadt nicht mehr, als ein Mann von Ehre, leben konnte. Franz tat indessen weder das eine noch das andere. Das qu'en dira-t-on?² welches die gallische Sittlichkeit,

als Zaum und Gebiß für Torheit und Unbesonnenheit, erfunden hat, sie damit zu zähmen, war dem zügellosen Wicht bei seinem Wohlstande nicht eingefallen, und sein Gefühlssinn war noch nicht fein genug, die Schande seiner mutwilligen Verschwendung zu empfinden. Es war ihm wie einem berauschten Zecher zu Mute, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht, und sich nicht zu besinnen weiß, was mit ihm vorgegangen ist. Er lebte nach der Weise verunglückter Verschwender, schämte sich nicht und grämte sich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Reliquien aus dem Familienschmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine Zeitlang für drückenden Mangel schützten.

Er bezog ein Quartier in einem abgelegnen Gäßgen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht schien, außer in den längsten Tagen, wenn sie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er, für seine jetzt sehr eingeschränkten Bedürfnisse, alles was er brauchte: die frugale Küche des Wirts schützte ihn für Hunger, der Ofen für Kälte, das Dach für den Regen, die vier Wände für den Wind; nur für die peinliche Langeweile wußte er weder Rat noch Zuflucht. Das lockere Gesindel der Schmarotzer war mit dem Wohlstande davon geflohn, und von seinen ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr. Die Lektüre war damals noch kein Zeitbedürfnis, man verstund sich nicht auf die Kunst, mit den hirnlosen Spielen der Phantasie, die gewöhnlich in den seichtesten Köpfen der Nation spuken, die Zeit zu töten. Es gab keine empfindsamen, pädagogischen, psychologischen, komischen, Volks- und Hexenromane; keine Robinsonaden, keine Familien- noch Kloster geschichten, keine Plimplamplaskos, keine Kakerlaks, und die ganze fade Rosenthalsche Sippschaft hatte ihren Höckenweibermund noch nicht aufgetan, die Geduld des ehrsamem Publikums mit ihren Armseligkeiten zu ermüden. Aber doch tummelten sich die Ritter schon wacker auf der Stechbahn herum, Dietrich von Bern, Hildebrand, der gehörnte Seyfried, der starke Rennewart gingen auf die Drachen- und Lindwurmsjagd, und erlegten Riesen und Zwerge von zwölf Mannsstärke. Der ehrwürdige Theuerdank war das höchste Ideal von deutscher Art und Kunst, und damals das neueste Produkt des vaterländischen Witzes, doch nur für die schönen Geister, Dichter und Denker seines Jahrhunderts. Franz gehörte zu keiner von diesen Klassen, daher wußte er sich mit nichts zu beschäftigen, als daß

er seine Laute stimmte und zuweilen drauf klimperte, hiernächst zur Abwechslung aus dem Fenster schauete und Wetterbeobachtungen anstellte, aus welchen sich gleichwohl so wenig ein Resultat ergab, als aus der verlorren Mühe unsrer windsüchtigen Meteorologen. Sein Beobachtungsgeist bekam indessen bald eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllt wurde.

In dem engen Gäßgen, seinem Fenster gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die auf Hoffnung beßrer Zeiten, sich kümmerlich vom langen Faden nährte, den sie nebst einer wunderschönen Tochter durch die Spindel gewann, sie zogen tagtäglich denselben so lang aus, daß sie die ganze Stadt Bremen, mit Wall und Graben und allen Vorstädten, leicht damit hätten umspannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel geboren, sie waren von gutem Herkommen, und lebten ehemals im behäglichen Wohlstande. Der schönen Meta Vater hatte ein eignes Schiff auf der See, das er selbst befrachtete und damit jährlich nach Antwerpen fuhr: aber ein schwerer Sturm begrub das Schiff, mit Mann und Maus und einer reichen Ladung, in den Abgrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verständige gesetzte Frau, ertrug den Verlust ihres Gatten und des sämtlichen Vermögens, mit weiser Standhaftigkeit, entschlug sich, aus edlem Stolze, bei ihrer Dürftigkeit, aller Unterstützungen des wohlthätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandtschaft, die sie für schimpfliche Almosen hielt, solange sie noch in ihrer eignen Tätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß sich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all das köstliche Geräte darin, den harten Gläubigern ihres verunglückten Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßgen, und spann vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, ob ihr dieser Broterwerb gleich schwer einging, und sie den Faden oft mit heißen Tränen netzte. Dennoch erreichte sie, durch diese Emsigkeit, den Endzweck von niemand abzuhängen und keinem Menschen einige Verbindlichkeit schuldig zu sein. In der Folge lehrte sie die heranwachsende Tochter zu gleicher Beschäftigung an, und lebte so genau, daß sie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurücklegte, den sie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keinesweges, in diesem dürftigen Zustande ihr Leben zu beschließen, vielmehr stärkte die wackere Frau ihren Mut mit günstigen Aussichten in die Zukunft, hoffte dereinst wieder in eine behägliche Lage zu kommen und in dem Herbste des Lebens auch noch ihren Weibersommer zu genießen. Diese Hoffnung gründete sich nicht so ganz auf leere Träume der Phantasie, sondern auf eine planmäßige und vernünftige Erwartung. Sie sahe ihre Tochter wie eine Frühlingsrose aufblühen, dabei war sie tugendlich und sittsam, und mit so vielen Talenten des Geistes und Herzens begabt, daß die Mutter Freude und Trost an ihr empfand, und sich den Bissen aus dem Munde absparte, um nichts an einer anständigen Erziehung mangeln zu lassen. Denn sie glaubte, wenn ein Mädchen der Skizze gleich käme, welche Salomon der weise Philogyn von dem Ideal einer vollkommenen Gattin entworfen hat³: so könne es nicht fehlen, daß eine so köstliche Perl zum Hausschmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgesucht und darum gehandelt werden: denn Schönheit und Tugend miteinander vereinbart, galten zu Mutter Brigittens Zeiten gerade soviel in den Augen der Freier, als in unsern Tagen Sippschaft und Vermögen. Zudem gab es auch mehr Ehekompetenten: man hatte damals den Glauben, die Frau sei der wesentlichste, nicht aber nach der verfeinerten ökonomischen Theorie, der entbehrlichste Hausrat in der Wirtschaft. Die schöne Meta blühte zwar nur wie eine köstliche seltene Blume im Gewächshaus, nicht unter Gottes freiem Himmel; sie lebte unter mütterlicher Aufsicht und Gewahrsam höchst eingezogen und stille, ließ sich auf keiner Promenade und in keiner Gesellschaft blicken; kam im ganzen Jahre kaum einmal vors Tor ihrer Vaterstadt, und das schien den Grundsätzen einer gesunden Mutterpolitik gerade entgegen. Die alte Frau E** in Memel verstund's weiland anders, schickte die reisende Sophie, wie klar am Tage liegt, eigentlich nur auf Heuratsspekulation von Memel nach Sachsen, und erreichte ihre Absicht vollkommen: wie viel Herzen steckte die wandernde Nymphe in Brand, wie viel Kompetenten warben um sie! Wenn sie als ein häusliches sittsames Mädchen daheim geblieben wär, würde sie in der Klausur ihrer jungfräulichen Zelle vielleicht abgeblühet haben, ohne sogar an dem Magister Kübbuz eine Eroberung zu machen. Andere Zeiten, andere Sitten. Töchter sind bei uns ein

Kapital, das in Umlauf muß gesetzt werden, wenn's rentieren soll; ehemals wurden sie wie Spargeld unter Schloß und Riegel aufbewahrt; aber die Wechsler wußten doch, wo der Schatz verborgen lag und wie ihm beizukommen sei. Mutter Brigitta steuerte sich auf einen wohlhabenden Eidam, der sie einst wieder aus dem babylonischen Gefängnis im engen Gäßgen, in das Land des Überflusses, wo Milch und Honig innen fließt, zurückführen würde, und vertraute fest darauf, die Urne des Schicksals werde das Los ihrer Tochter mit keiner Niete zusammen paaren.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenster ausschauete, um Wetterbeobachtungen anzustellen, erblickte er die reizende Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo sie täglich Messe zu hören nicht verfehlte. In seinem Glücke hatte der unstete Wüstling für das schöne Geschlecht keine Augen gehabt, die feineren Gefühle schliefen noch in seiner Brust, und alle Sinnen waren, von dem unaufhörlichen Rausche des Wohllebens, gleichsam umnebelt. Jetzt hatten sich die stürmischen Wellen der Ausgelassenheit gelegt, und bei der großen Windstille wirkte das kleinste Lüftgen auf die Spiegelfläche seiner Seele. Er wurde von dem Anblick der lieblichsten weiblichen Figur, die ihm jemals vorgeschwebt hatte, bezaubert, gab von Stund an das dürre meteorologische Studium auf, und stellte nun ganz andere Beobachtungen an zu Beförderung der Menschenkunde, die ihm weit unterhaltendere Beschäftigung gaben. Er zog bei seinem Wirt bald Kundschaft von der angenehmen Nachbarschaft ein, und erfuhr das größtenteils, was wir bereits schon wissen.

Jetzt fiel ihm der erste reuige Gedanke über seine unbesonnene Verschwendung auf, es regte sich ein geheimes Wohlwollen in seinem Herzen gegen die neue Bekanntschaft, und er wünschte nur um deswillen sein väterliches Erbgut wieder zurück, die lebenswürdige Meta damit auszusteuern. Das Quartier im engen Gäßgen war ihm jetzt so lieb, daß er's nicht mit dem Schudding⁴ würde vertauscht haben. Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom Fenster hinweg, um die Gelegenheit zu erlauren, das liebe Mädchen zu beäugeln, und wenn sie sich sehen ließ, fühlte er mehr Entzücken in seiner Seele, als der

Beobachter Horockes zu Liverpool empfand, da er zum erstenmal die Venus durch die Sonne wandern sah.

Zum Unglück stellte die wachsame Mutter Gegenbeobachtungen an, und merkte bald, was der Lungerer gegenüber im Schilde führte, und weil er als ein Wüstling ohnehin bei ihr gar schlecht akkreditiert war, so entrüstete sie dieses tägliche Angaffen so sehr, daß sie ihr Fenster mit einer Schleierwolke verhüllte und die Vorhänge dichte zuzog. Meta erhielt strengen Befehl, sich nicht mehr am Fenster sehen zu lassen, und wenn die Mutter mit ihr in die Messe ging, hing sie ihr ein Regentuch übers Gesichte, verummte sie wie eine Favoritin des Großherrs, und sputete sich, daß sie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herumkam, um dem Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franz stund eben nicht im Rufe, daß der Scharfsinn sein vorzüglichstes Talent sei; aber die Liebe weckt alle Fähigkeiten der Seele auf. Er merkte, daß er durch sein unbescheidenes Spähen sich verraten hatte, und zog sich alsbald von seinem Fensterposten zurück, mit dem Entschluß, nicht wieder auszuschaun, wenn auch das Venerabile vorbeigetragen würde. Dagegen sann er auf einen Fund, seine Beobachtungen dennoch unbemerkt fortzusetzen, und das gelang seiner Erfindsamkeit ohne große Mühe.

Er heuerte den größten Spiegel der aufzutreiben war, und hing diesen, in seiner Stube, unter einer solchen Richtung auf, daß er durch denselben alles, was in der Wohnung seiner Nachbarinnen vorging, deutlich bemerken konnte. Da man in vielen Tagen nichts mehr von dem Lauerer wahrnahm, öffneten sich allmählich die Gardinen wieder, und der große Spiegel empfing zuweilen die Gestalt des herrlichen Mädchens, und gab sie, zur großen Augenweide seines Inhabers, getreulich zurück. Je tiefer die Liebe in seinem Herzen Wurzel schlug⁵, desto mehr erweiterten sich seine Wünsche. Jetzt kam es darauf an, der schönen Meta seine Leidenschaft zu veroffenbaren, und ihre gegenseitige Gesinnung zu erforschen. Der gewöhnliche und gangbarste Weg, den Verliebte unter einer solchen Konstellation ihrer Neigungen und Wünsche einzuschlagen pflegen, war ihm in seiner gegenwärtigen Lage ganz unzugänglich. In jenem sittsamen Zeitalter hielt es überhaupt schwer für verliebte

Paladins, sich bei den Töchtern vom Hause zu introduzieren: Toiletten-Besuche waren noch nicht Sitte, trauliche Zusammenkünfte unter vier Augen, waren mit dem Verluste des guten Rufs von seiten der weiblichen Teilhaberschaft verpönt, Promenaden, Esplanaden, Maskeraden, Pickeniks, Goutés, Soupés, und andere Erfindungen des neuern Witzes, die süße Minne zu begünstigen, gab es noch nicht; nur die verschwiegene Ehekammer gestattete die Konkurrenz beider Geschlechter, zur Erörterung ihrer Herzensangelegenheiten. Demungeachtet gingen alle Dinge ihren Gang, so gut wie bei uns. Gevatterschaften, Hochzeitschmäuse, Leichenmahle, waren, vornehmlich in Reichsstädten, privilegierte Vehikel, Liebschaften anzuspinnen und Ehetraktaten zu betreiben, darum sagt das alte Sprüchwort: Es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine neue erdacht. Aber einen verarmten Schlemmer begehrte niemand in seine geistliche Verwandtschaft aufzunehmen, er wurde zu keinem Hochzeitmahl, zu keinem Leichenessen geladen. Der Schleifweg, durch die Zofe, durch die junge Magd oder einen andern dienstbaren Geist von Unterhändlerin zu negoziieren, war hier versperrt: Mutter Brigitta hatte weder Magd noch Zofe, der Flachs- und Garnhandel ging allein durch ihre Hand, und sie verließ die Tochter so wenig als ihr Schatten.

Unter diesen Umständen war's unmöglich, daß Nachbar Franz der geliebten Meta sein Herz entweder mündlich oder schriftlich entdecken konnte. Er erfand aber bald ein Sprachidiom, das für die Darstellung der Leidenschaften ausdrücklich gemacht scheint. Zwar gebühret ihm nicht die Ehre der ersten Erfindung: lange vor ihm hatten die empfindsamen Seladons in Welschland und Spanien, schmelzende Harmonien bei ihren Serenaden, die Sprache des Herzens, unter dem Balkon ihrer Donna, reden lassen, und dieses melodische Pathos soll in Liebesdeklarationen des Zwecks nicht leicht verfehlen, und nach dem Geständnis der Damen herzanfassender und hinreißender sein, als weiland die Wohlredenheit des ehrwürdigen Vaters Chrysostomus, oder die Beredsamkeit des schulgerechten Cicero und Demosthenes. Aber davon hatte der schlichte Bremer nie ein Wort gehöret, folglich war die Erfindung, seine Herzgefühle in musikalische Akkorde überzutragen, und sie der geliebten Meta vorzulautenieren, ganz die seinige.

In einer empfindsamen Stunde ergriff er sein Instrument, ließ es jedoch nicht wie sonst bei dem bloßen Stimmen bewenden, sondern lockte rührende Melodien aus den harmonischen Saiten hervor, und in minder als einem Monat, schuf die Liebe den musikalischen Stümper zum neuen Amphion um. Die ersten Versuche schienen eben nicht bemerkt zu werden; aber bald wurde im engen Gäßgen alles Ohr, wenn der Virtuos einen Akkord anschlug, die Mütter schwiegen die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Türen, und er hatte das Vergnügen, durch den Spiegel zu bemerken, daß Meta mit ihrer alabasternen Hand zuweilen das Fenster öffnete, wenn er anfang zu präledieren. War's ihm gelungen sie herbeizuziehen, daß sie ihm das Ohr lieh, so rauschten seine Phantasien im frohen Allegro, oder hüpfen in scherzenden Tanzmelodien daher; hielt sie aber der Umtrieb der Spindel oder die geschäftige Mutter ab, sich sehen zu lassen, so wälzte ein schwerfälliges Andante sich über den Steg der seufzenden Laute, welches in schmachtenden Modulationen ganz das Gefühl des Kummers ausdrückte, den Liebesqual in seine Seele goß.

Meta war keine ungelehrige Schülerin, und lernte bald diese ausdrucksvolle Sprache verstehen. Sie machte verschiedene Versuche, zu prüfen, ob sie sich alles recht verdolmetscht hätte, und fand, daß sie nach ihrer Willkür die Virtuosenlaune des unsichtbaren Lautenschlägers regieren konnte: denn die stillen sittsamen Mädchen haben, wie bekannt, einen ungleich schärfern Gefühlblick, als die raschen flatterhaften Dirnen, die mit schmetterlingsartigem Leichtsinn von einem Gegenstande zum andern forteilen, und an keinen ihre Aufmerksamkeit heften. Sie fand ihre weibliche Eitelkeit dadurch geschmeichelt, und es behagte ihr, durch eine geheime Zaubermacht, die nachbarliche Laute bald in den Ton der Freude, bald in den wimmernden Klage-ton stimmen zu können. Mutter Brigitta aber hatte mit dem Erwerb im Kleinen immer den Kopf so voll, daß sie nicht darauf achtete, und die schlaue Tochter hütete sich wohl, ihr die gemachte Entdeckung mitzuteilen, und dachte vielmehr darauf, eine Gelegenheit auszuspähen, diese harmonischen Apostrophen an ihr Herz, aus einem gewissen Wohlwollen gegen den girrenden Nachbar, oder aus Eitelkeit, um ihren hermenevtischen Scharfsinn zu veroffenbaren, durch eine symbolische Gegenrede zu erwidern. Sie äußerte ein Verlangen,

Blumentöpfe vor dem Fenster zu haben, und dieses unschuldige Vergnügen ihr zu gestatten, fand bei der Mutter keine Schwierigkeit, die nichts mehr von dem lauersamen Nachbar fürchtete, nachdem sie ihn nicht mehr vor Augen sahe.

Nun hatte Meta einen Beruf ihre Blumen zu warten, zu begießen, für den Sturmwinden sie zu sichern und anzubinden, auch ihr Wachstum und Gedeihen zu beobachten. Mit unaussprechlichem Entzücken erklärte der glückliche Liebhaber diese Hieroglyphen ganz zu seinem Vorteil, und die beredte Laute ermangelte nicht, seine frohen Empfindungen in das horchsame Ohr der schönen Blumenfreundin, über das enge Gäßgen hinüberzumodulieren. Das tat in dem zarten jungfräulichen Herzen Wunder. Es fing an sie heimlich zu kränken, wenn Mutter Brigitta, bei ihren weisen Tischreden, wo sie mit der Tochter zuweilen ein Stündchen zu kosen pflegte, den musikalischen Nachbar in die Zensur nahm, ihn einen Taugenichts und Lungerer schalt; oder mit dem verlorenen Sohne verglich. Sie nahm immer seine Partei, wälzte die Schuld seines Verderbens auf die leidige Verführung, und legte ihm nichts zur Last, als daß er das goldne Sprüchlein nicht erwogen hätte: Junges Blut spar dein Gut! Indessen verteidigte sie ihn mit schlauer Vorsicht, daß es schien, es sei damit mehr auf die Unterhaltung des Gesprächs abgesehen, als daß sie an der Sache selbst Anteil nähm.

Während daß Mutter Brigitta innerhalb ihrer vier Wände gegen den jungen Wildfang eiferte, hegte dieser für sie gleichwohl die besten Gesinnungen und machte die ernsthafteste Spekulation, wie er nach Vermögen ihre dürftigen Umstände verbessern, und die wenige Habe, die ihm noch übrig war, mit ihr teilen möchte, so daß es ihr doch gänzlich verborgen blieb, daß ein Teil seines Eigentums in das ihrige übergegangen sei. Eigentlich war's mit dieser milden Spende freilich nicht auf die Mutter, sondern auf die Tochter abgesehen. Unter der Hand hatte er vernommen, daß der schönen Meta nach einem neuen Leibrock gelüste, welchen zu kaufen die Mutter ihr abschlug, unter dem Vorwand schwerer Zeiten. Er urteilte aber ganz recht, daß ein Geschenk oder ein Stück Zeug, von unbekannter Hand, wohl schwerlich dürfte angenommen werden, oder die Tochter sich darein kleiden möchte, und daß er alles verderben würde, wofern er sich als der

Geber zu der Spende legitimieren wollte. Unversehens führte der Zufall eine Gelegenheit herbei, diesen guten Willen auf die schicklichste Art zu realisieren.

Mutter Brigitta beklagte sich gegen eine Nachbarin, der Flachs sei nicht geraten, und koste mehr im Einkauf, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten, daher sei dieser Nahrungszweig vor der Hand nichts anders als ein dürrer Ast. Horcher Franz ließ sich das nicht zweimal sagen, er lief alsbald zum Goldschmied, und vermäkelte die Ohrensperren seiner Mutter, kaufte einige Steine Flachs ein, und ließ sie durch eine Unterhändlerin, die er gewann, seiner Nachbarin für einen geringen Preis anbieten. Der Handel wurde geschlossen, und wucherte so reichlich, daß die schöne Meta, auf Allerheiligentag, in einem neuen Leibrock prangte. Sie leuchtete in diesem Prunk dem spähenden Nachbar dergestalt in die Augen, daß er die heiligen eilftausend Jungfrauen samt und sonders würde vorbeigegangen sein, wenn ihm vergönnt gewesen wär, sich ein Herzgespiel darunter zu suchen, um die reizende Meta zu wählen.

Doch eben da er sich über den guten Erfolg seiner unschuldigen List in der Seele freuete, wurde das Geheimnis verraten. Mutter Brigitta wollte der Flachströdlerin, die ihr so reichlichen Erwerb eingebracht hatte, zur Vergeltung auch eine Güte tun, und bewirtete sie mit einem wohlgezuckerten Reisbrei⁶ und einem Quartiergen spanischen Sekt. Diese Näscherei setzte nicht nur den zahnlosen Mund, sondern auch die geschwätzig Zunge der Alten in Bewegung, sie verhiess den Flachshandel fortzusetzen, wenn ihr Kommittent sich ferner geneigt dazu finden ließ, wie sie aus guten Gründen vermute. Ein Wort gabs andere. Mutter Evens Töchter forschten, mit der ihrem Geschlechte gewöhnlichen Neugier so lange nach, bis sie das morsche Siegel der weiblichen Verschwiegenheit auflösten. Meta erlebte für Schrecken über diese Entdeckung, die sie würde entzückt haben, wenn nicht die Mutter Teilhaberin derselben gewesen wäre. Aber sie kannte ihre strengen Begriffe von Sittlichkeit und Anstand, und die machten ihr für den Verlust des neuen Leibrocks bange. Die ernste Frau geriet nicht minder in Bestürzung über diese Novelle, und wünschte ihrerseits gleichfalls, daß sie allein Notiz von der eigentlichen Beschaffenheit ihres Flachshandels möchte erhalten haben,

denn sie fürchtete, die nachbarliche Großmut möchte auf das Herz der Tochter einen Eindruck machen, der ihren ganzen Plan verrückte. Daher beschloß sie, den noch zarten Keim des Unkrautes, auf frischer Tat, aus dem jungfräulichen Herzen zu vertilgen. Der Leibrock wurde, aller Bitten und Tränen der lieblichen Besitzerin ungeachtet, vorerst in Beschlag genommen, und des folgenden Tages auf den Trödelmarkt geschickt, das daraus gelöste Geld, mit dem übrigen aufs gewissenhafteste berechneten Gewinn von dem Flachsnegoz, zusammengepackt und als eine alte Schuld unter der Aufschrift: an Herrn Franz Melcherson, seßhaft in Bremen, durch Beihülfe des Hamburger Boten zurückspeidiert. Der Empfänger nahm auf guten Glauben das Päckgen Geld als einen unvermuteten Segen an, wünschte, daß alle Schuldner seines Vaters in Abzahlung der alten Reste so gewissenhaft sein möchten, als dieser biedere Unbekannte, und ahndete nichts von dem wahren Zusammenhange der Sache; die schwatzhafte Mäklerin hütete sich auch wohl, von ihrer Plauderei ihm Confidence zu machen, sie begnügte sich nur ihm zu sagen, Mutter Brigitta habe den Flachshandel aufgegeben.

Unterdessen belehrte ihn der Spiegel, daß gegenüber die Adspekten in einer Nacht sich gar sehr verändert hatten. Die Blumentöpfe waren insgesamt verschwunden, und die Schleierwolken bedeckten wieder den freundlichen Horizont der gegenseitigen Fenster. Meta war selten sichtbar, und wenn sie ja einmal auf einen Augenblick zum Vorschein kam, wie der Silbermond in einer stürmischen Nacht aus dem Gewölke, so erschien sie mit gar trübseligem Gesicht, das Feuer ihrer Augen war verloschen, und ihm bedünkte, sie zerdrücke zuweilen ein perlendes Tränlein mit dem Finger. Das griff ihm gewaltsam ans Herz, und die Laute hallete schwermutsvolle Mitempfindung in weichen lydischen Tönen. Er quälte sich und sann, die Ursache des Trübsinns seiner Liebschaft zu erforschen, ohne mit seinem Dichten und Denken etwas zu enden. Nach Verlauf einiger Tage bemerkte er mit großer Bestürzung, daß sein liebster Hausrat, der große Spiegel, ihm völlig unbrauchbar sei. Er lagerte sich an einem heitern Morgen in den gewöhnlichen Hinterhalt, und wurde gewahr, daß die Wolken gegenüber alle wie nächtliche Nebel verschwunden waren, welches er anfangs einer großen Wäsche zuschrieb; aber bald sah er, daß inwendig im Zimmer

alles öd und ledig war: die angenehme Nachbarschaft war abends zuvor in aller Stille dekampieret, und hatte das Quartier verändert.

Nun konnte er mit aller Muße und Bequemlichkeit wieder der freien Aussicht genüßen, ohne zu befürchten, irgend jemand durch sein Ausschauen lästig zu fallen; allein für ihn war's ein peinlicher Verlust, des wonnigen Anblicks seiner platonischen Liebschaft entbehren zu müssen. Stumm und fühllos stand er da, wie ehemals sein Kunstgenoß der harmonische Orpheus, als der geliebte Schatten seiner Eurydice wieder zum Orkus hinabschwand, und wenn zu seiner Zeit das Tollhäuслergefühl unserer Kraftmänner, die im abgewichenen Jahrzehend toseten, nun aber, wie die Hummeln beim ersten Froste, verschwunden sind, zur Existenz wär gediehen gewesen: so würde diese Windstille in einen plötzlichen Orkan übergegangen sein. Das wenigste was er hätte tun können, wäre gewesen, sich die Haare auszuraufen, auf der Erde sich herumzuwälzen, oder den Kopf gegen die Wand zu rennen, den Ofen und die Fenster einzuschlagen, und seiner als ein Unsinniger zu beginnen. Alles das unterblieb, aus dem ganz einleuchtenden Grunde, weil wahre Liebe nie Toren macht, sondern das Universale ist, kranke Gemüter von Torheit zu heilen, der Ausschweifung sanfte Fesseln anzulegen, und jugendliche Unbesonnenheit, von dem Wege des Verderbens, auf die Bahn der Vernunft zu leiten: denn der Wüstling, welchen die Liebe nicht wieder zurechte bringt, ist unwiederbringlich verloren.

Sobald sich sein Geist wieder gesammelt hatte, stellte er über das unerwartete Phänomen am nachbarlichen Horizont mancherlei lehrreiche Betrachtungen an. Er vermutete allerdings, daß er der Hebel gewesen sein möchte, der die Bewegung im engen Gäßgen veranlaßt und die Auswanderung der weiblichen Kolonie bewirkt habe; der Geldempfang, der eingestellte Flachshandel, und die darauf erfolgte Emigration dienten einander zu wechselseitigen Exponenten, ihm alles aufzuklären. Er merkte, daß Mutter Brigitta hinter seine Geheimnisse gekommen sei, und sahe aus allen Umständen, daß er nicht ihr Held war, und diese Entdeckung munterte eben seine Hoffnung nicht sehr auf. Die symbolische Rücksprache der schönen Meta hingegen, welche sie, mittelst der Blumentöpfe, auf seine

harmonischen Liebesanträge mit ihm genommen hatte, ihr Trübsinn, und die Zähre, die er kurz vor der Auswanderung aus dem engen Gäßgen in ihren schönen Augen bemerkt hatte, belebten seine Hoffnung wieder und erhielten ihn bei gutem Mute. Sein erstes Geschäft war, auf Kundschaft auszugehen und in Erfahrung zu bringen, wo Mutter Brigitta ihre Residenz hinverlegt habe, um das geheime Einverständnis mit der zärtlichen Tochter auf irgend eine Weise zu unterhalten. Es kostete ihn wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, gleichwohl war er zu bescheiden, ihr mit wesentlicher Wohnung zu folgen, und begnügte sich nur die Kirche auszuspähen, wo sie nun Messe hörten, um sich das Vergnügen des Anblicks seiner Geliebten täglich einmal zu verschaffen. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, bald da bald dort in einem Laden, oder in einer Haustür, wo sie vorübergehen mußte, ihr aufzupassen und sie freundlich zu grüßen, welches so viel galt als ein Billet doux und auch die nämliche Wirkung tat.

War Meta nicht allzu klostermäßig erzogen, und von der strengen Mutter wie ein Schatz von den Augen eines Geizigen bewacht worden, so hätte Nachbar Franz, mit seiner verborgenen Werbung auf ihr Herz, ohne Zweifel wenig Eindruck gemacht. Aber sie war in dem kritischen Alter, wo Mutter Natur und Mutter Brigitta, mit ihrer guten Lehr und Unterricht, immer in Kollision kamen. Jene lehrte sie durch geheimen Instinkt Empfindungen kennen, und pries ihr solche als die Panazee des Lebens an, für die sie keinen Namen hatte; diese warnte sie für den Überraschungen einer Leidenschaft, die sie nicht mit dem wahren Namen benennen wollte, die aber, ihrer Sage nach, für junge Mädchen schädlicher und verderblicher sein sollte als Blattergift. Jene belebte im blühenden Lenz des Lebens, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, ihr Herz mit wohlthätiger Wärme; diese wollte, daß es immer so frostig und kalt als ein Eiskeller bleiben sollte. Dieses ganz entgegengesetzte pädagogische System zweier guten Mütter, gab dem lenksamen Herzen der Tochter die Richtung eines Schiffs, das gegen den Wind gesteuert wird, und weder dem Winde noch dem Ruder folgt, sondern ganz natürlich eine dritte Direktion nimmt. Sie behielt die Sittsamkeit und Tugend bei, die ihr durch die Erziehung von Jugend an war eingepreget worden, und ihr Herz war aller zärtlichen Empfindungen empfänglich. Weil nun Nachbar Franz

der erste Jüngling war, der diese schlafenden Gefühle aufgeweckt hatte: so empfand sie ein gewisses Behagen an ihm, das sie sich kaum selbst gestand, das aber jedes minder unerfahrene Mädchen würde für Liebe erklärt haben. Darum ging ihr der Abschied aus dem engen Gäßgen so nahe, darum zitterte ein Tränlein von ihren schönen Augen, darum dankte sie dem lauersamen Franz so freundlich, wenn er sie auf dem Kirchwege grüßte, und wurde rot dabei bis an die Ohren. Beide Liebenden hatten zwar nie ein Wort miteinander gesprochen; aber er verstand sie, sie verstand ihn so vollkommen, daß sie unter vier Augen sich gegeneinander nicht deutlicher würden haben erklären können, und beide Kontrahenten schwuren, jeder Teil für sich im Herzen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dem andern den Bund der Treue.

In dem Viertel, wo Mutter Brigitta eingemietet hatte, gab's auch Nachbarschaften, und unter diesen auch Mädchenspäher, denen die Wohlgestalt der reizenden Meta nicht verborgen bleiben konnte. Gerade ihrer Behausung gegenüber wohnte ein wohlhabender Brauherr, den die Scherztreiber, weil er sehr bei Mitteln war, nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger flinker Witwer, dessen Trauerjahr eben zu Ende lief, und nun, ohne die Gesetze des Wohlstandes zu übertreten, berechtigt war, sich nach einer anderweiten Gehülfin in der Wirtschaft umzusehen. Er hatte gleich nach dem Hinscheiden der selgen Frau, mit seinem Schutzpatron, dem heiligen Christoph, in aller Stille den Kontrakt gemacht, ihm eine Wachskerze zu opfern, so lang als eine Hopfenstange und so dicke als ein Schürbaum, wenn er es ihm mit der zweiten Wahl, nach dem Wunsch seines Herzens, würde gelingen lassen. Kaum hatte er die schlanke Meta erblickt, so träumte ihm, der heilige Christoph sähe, im zweiten Geschoß des Hauses⁷, zum Fenster des Schlafgemachs herein und mahne seine Schuld ein. Das dünkte dem raschen Witwer ein himmlischer Beruf zu sein, unverzüglich das Netz auszuwerfen. Am frühen Morgen berief er die Mäkler der Stadt, und gab ihnen Kommission auf gebleicht Wachs, drauf putzte er sich heraus wie ein Ratsherr, sein Heuratsgewerbe zu betreiben. Er hatte keine musikalischen Talente, und in der geheimen Symbolik der Liebe war er ein roher Idiot; aber er hatte ein reiches Brauerbe, ein bares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weser, und einen Meierhof vor der Stadt. Unter

diesen Empfehlungen hätte er auch wohl ohne Beistand des heiligen Christophels, auf einen erwünschten Erfolg seiner Werbung rechnen können, besonders bei einer Braut ohne Heuratsgut.

Er ging, dem alten Herkommen gemäß, gerade vor die rechte Schmiede, und entdeckte der Mutter freundnachbarlich seine christliche Absicht auf ihre tugendliche und ehrsame Tochter. Keine Englerscheinung hätte die gute Frau mehr entzücken können, als diese frohe Botschaft. Sie sahe jetzt die Frucht ihres klugen Plans und die Erfüllung ihrer Hoffnung reifen, aus der bisherigen Dürftigkeit zu ihrem ersten Wohlstand zurückzukehren; segnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßgen weggezogen zu sein, und in der ersten Aufwallung der Freude, da sich tausend heitere Ideen in ihrer Seele aneinanderreiheten, dachte sie auch an den Nachbar Franz, der die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ohngeachtet er eben nicht ihr Schoßjünger war, gelobte sie ihm doch, als dem zufälligen Werkzeuge ihres aufgehenden Glücksterns, eine heimliche Freude mit irgend einer Spende zu machen, und dadurch zugleich Abtrag für den wohlgemeinten Flachshandel zu leisten.

In dem mütterlichen Herzen waren die Heuratspräliminarien so gut als unterzeichnet, doch erlaubte der Wohlstand nicht, in einer so wichtigen Sache zu rasch zu Werke zu gehen, daher nahm sie den Antrag ad referendum, um nebst ihrer Tochter die Sache mit Gebet zu überlegen, und bestimmte eine achttägige Frist, nach deren Verlauf sie den ehrsamen Brautwerber, wie sie sagte, mit genügender Antwort zu kontentieren verhoffte, welches er sich, als die gewöhnliche Prozedur, gar gern gefallen ließ und sich empfahl. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so wurden Spindel und Weife, Schwingstock und Hechel, ohne Rücksicht auf ihre treugeleisteten Dienste, und so unverschuldet als zuweilen die Pariser Parlamentsherren, ins Elend verwiesen, und als unnütze Gerätschaften in die Rumpelkammer gestellt. Wie Meta aus der Messe zurückkam, erstaunte sie über die plötzliche Katastrophe in dem Wohnzimmer, es war alles aufgeputzt wie an einem von den drei hohen Festen im Jahr. Sie begriff nicht, wie die emsige Mutter an einem Werkeltage ihre tätige Hand so lässig in den Schoß legen konnte; doch ehe sie

noch Zeit gewann, über diese Reform im Hause die freundlich-lächelnde Mutter zu befragen, kam ihr diese schon mit Aufklärung des Rätsels entgegen. Die Suada saß auf ihren Lippen, und es ergoß sich ein Strom von weiblicher Wohlredenheit aus ihrem Munde, das bevorstehende Glück mit den lebhaftesten Farben abzuschildern, die ihre Einbildungskraft nur immer auftreiben konnte. Sie erwartete von der keuschen Meta das sanfte Erröten der jungfräulichen Verschämtheit, welches das Noviziat in der Liebe ankündigt, und dann eine völlige Resignation in den mütterlichen Willen. Denn bei Heuratspropositionen waren ehemals die Töchter in dem Fall unserer Fürstentöchter, sie wurden nicht um ihre Neigung befragt, und hatten keine Stimme bei der Wahl ihres legalen Herzspiels, als das Jawort vor dem Altar.

Allein Mutter Brigitta irrte sich in diesem Punkte gar sehr: die schöne Meta wurde, bei dieser unvermuteten Notifikation, nicht rot wie eine Rose, sondern totenblaß wie eine Leiche. Ein hysterischer Schwindel umnebelte ihre Sinnen, und sie sank ohnmächtig in den mütterlichen Arm. Nachdem ihre Lebensgeister mit kaltem Wasser wieder waren aufgefrischt worden, und sie sich in etwas erholet hatte, flossen ihre Augen von Tränen, als wenn ihr groß Unglück begegnet wäre. Daraus merkte die verständige Mutter bald ab, daß ihr das Heuratsgewerbe nicht zu Sinne sei, worüber sie sich denn höchlich verwunderte, und weder Bitten noch Ermahnungen sparte, die Gelegenheit, durch eine gute Heurat ihr Glück zu machen, nicht aus Eigensinn und Widerspenstigkeit zu verscherzen. Aber Meta war nicht zu überreden, daß ihr Glück von einer Heurat abhinge, wozu ihr Herz nicht seinen Assent gäbe. Die Debatten zwischen Mutter und Tochter dauerten verschiedene Tage, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, der Termin zum Bescheid rückte heran, die gigantische Wachskerze für den heiligen Christoph, deren sich der König Og von Basan nicht würde geschämet haben, wenn sie als hochzeitliche Fackel bei seinem Beilager ihm vorgeleuchtet hätte, war auch bereits fertig und gar herrlich mit lebendigen Blumen bemalt, wie ein buntes Licht, ob der Heilige sich gleich so untätig für seinen Klienten, die ganze Zeit über bewiesen hatte, daß diesem das Herz der schönen Meta verriegelt und verschlössert blieb.

Indessen hatte sie sich die Augen ausgeweint, und die mütterliche Überredungskunst hatte so gewaltsam gewirkt, daß sie, wie eine Blume von schwüler Sonnenhitze, zusammenwelkte und sichtbarlich abzehrte. Geheimer Kummer nagte an ihrem Herzen, sie hatte sich ein strenges Fasten auferlegt, und seit drei Tagen keinen Mundbissen genossen, auch mit keinem Tropfen Wasser ihre trocknen Lippen benetzt. Des Nachts kam ihr kein Schlaf in die Augen, und darüber wurde sie zum Sterben krank, daß sie die Letzte Ölung begehrte. Da die zärtliche Mutter die Stütze ihrer Hoffnung wanken sah, und bedachte, daß sie Kapital und Zinsen auf einmal verlieren könnte, fand sie nach genauer Überlegung, daß es ratsamer sei, die letztern schwinden zu lassen, als beide zu entbehren, und bequemte sich nach der Tochter Willen mit freundlicher Nachgiebigkeit. Es kostete ihr zwar große Überwindung und manchen schweren Kampf, eine so vorteilhafte Partie von der Hand zu weisen; doch gab sie sich endlich, wie es die Ordnung des Hausregiments mit sich bringt, ganz in den Willen ihres lieben Kindes, und machte der Kranken deshalb weiter keine Vorwürfe. Da auf den bestimmten Tag der flinke Witwer sich anmeldete, in dem guten Vertrauen, daß sein himmlischer Geschäftsträger alles nach Wunsch zur Richtigkeit würde gebracht haben, erhielt er ganz gegen seine Erwartung abschlägige Antwort, die jedoch mit so vielem Glimpf versüßt war, daß sie ihm einging wie Wermutwein mit Zucker. Er fand sich indessen leicht in sein Schicksal und beunruhigte sich so wenig darüber, als wenn sich ein Malzhandel zerschlagen hätte. Im Grunde war auch keine Ursache vorhanden, warum er sich hätte kränken sollen: seine Vaterstadt hat nie Mangel gehabt an lebenswürdigen Töchtern, die der Salomonschen Skizze gleichen, und sich zu vollkommenen Gattinnen qualifizieren; überdies verließ er sich, ungeachtet der mißlungenen Ehwerbung, mit festem Vertrauen auf seinen Schutzpatron, der ihn auch anderweit so gut bediente, daß er, ehe ein Monat verlief, mit großem Pomp, die gelobte Kerze vor den Altar des Heiligen pflanzte.

Mutter Brigitta bequemte sich nun, die exilierte Spinnergatschaft aus der Rumpelkammer zurück zu berufen und wieder in Aktivität zu setzen. Alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Meta blühete bald von neuem auf, war tätig zur Arbeit und ging fleißig in die Messe, die Mutter hingegen

konnte den heimlichen Gram über fehlgeschlagene Hoffnung, und die Vernichtung ihres Lieblingsplans nicht verbergen, sie war mürrisch, mißmütig und kleinlaut. Besonders quälte sie an dem Tage üble Laune, wo der Nachbar Hopfenkönig Hochzeit hielt. Als der Brautzug in die Kirche begann, und voraus von den Stadtpfeifern trommetet und schalmeiet wurde, wimmerte und erseufzete sie wie in der Unglücksstunde, da ihr die Hiobspost gebracht wurde, die wütige See habe ihren Mann mit Schiff und Gut verschlungen. Meta sahe das Brautgepränge mit großer Gleichmütigkeit vorüberziehen, selbst der herrliche Schmuck, die Edelgesteine in der Myrthenkrone, und die neun Reihen Zahlperlen um den Hals der Braut, machten auf ihre Gemütsruhe keinen Eindruck, welches zu verwundern war, da eine neue Pariser Haube, oder sonst ein Meteor des modischen Flitterputzes, doch so oft die Zufriedenheit und häusliche Glückseligkeit eines ganzen Kirchspiels stört. Nur der herznagende Kummer ihrer Mutter beunruhigte sie, und umnebelte den heitern Blick ihrer Augen. Sie war bemüht durch tausend Liebkosungen und kleine Aufmerksamkeiten sich ihr anzuschmeicheln; es gelang ihr damit nur insoweit, daß die gute Mutter doch wieder etwas gesprächig wurde.

Auf den Abend, als der Brautreiben anhub, sprach sie: »Ach Kind! diesen frohen Reihen könntest du jetzt anführen. Welche Wonne! wenn du die Mühe und Sorgen deiner Mutter mit dieser Freude belohnt hättest. Aber du hast dein Glück verschmähet, und nun erleb ich's nimmer, dich zum Altar zu geleiten.« »Liebe Mutter«, sprach Meta, »ich vertrau dem Himmel, wenn's droben angeschrieben stehet, daß ich zum Altar geführt werden soll, so werdet Ihr mir den Kranz wohl schmücken: denn wenn der rechte Freier kommt, wird mein Herz bald ja sagen.« – »Kind, um Mädchen ohne Heuratsgut ist kein Drang, müssen kaufen wer mit ihnen kaufen will. Die jungen Gesellen sind heutzutage gar kehrisch, freien um glücklich zu werden, aber nicht um glücklich zu machen. Zudem weissagt dir dein Planet nicht viel Gutes, du bist im April geboren. Laß sehen, wie steht im Kalender geschrieben? Ein Mägdlein in diesem Monat geboren, ist holdseligen freundlichen Angesichts und schlanken Leibes, aber veränderlichen Gemüts, hat Belieben zum Mannsvolk. Mag ihr Ehrkränzlein wohl in acht nehmen, und so ein lachender Freier kommt, mag sie ihr Glück nicht verpassen. Das trifft zu aufs

Haar! Der Freier ist dagewesen und kommt nicht wieder: du hast ihn verpaßt.« – »Ach Mutter, was der Planet sagt, laßt Euch nicht kümmern, mein Herz sagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben soll, und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht sucht, will ich mich nähren meiner Hände Arbeit bei heiterm Mute, Euch beistehn und Euer pflegen dereinst im Alter, als einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, so segnet meine Wahl, auf daß es Eurer Tochter wohlgehe auf Erden, und fraget nicht, ob er sei vornehm, reich oder geehrt, sondern ob er sei gut und bieder, ob er liebe und geliebet werde.« – »Ach Tochter, die Liebe hat gar eine dürftige Küche, und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brot.« – »Aber doch wohnt Eintracht und Zufriedenheit gern bei ihr, und würzet Salz und Brot mit fröhlichem Genuß des Lebens.«

Die reichhaltige Materie von Salz und Brot wurde bis in die späte Nacht erörtert, solange sich noch eine Geige auf dem Hochzeitgelag hören ließ, und die große Begnügbarkeit der bescheidenen Meta, die bei Schönheit und Jugend, doch nur auf ein ganz eingeschränktes Glück Anspruch zu machen schien, nachdem sie eine sehr vorteilhafte Partie ausgeschlagen hatte, brachte die Mutter auf die Vermutung, daß sich der Plan zu einem solchen Salzhandel in ihrem jungfräulichen Herzen wohl schon möchte angesponnen haben. Sie erriet auch leicht den Handelskompagnon im engen Gäßgen, von dem sie nie geglaubt hatte, daß er der Baum sein würde, der in dem Herzen der lebenswürdigen Meta wurzeln würde. Sie hatte ihn nur als einen wilden Ranken betrachtet, der sich nach jedem nahegelegnen Stüdchen hinbreitet, um sich daran hinaufzustängeln. Diese Entdeckung machte ihr wenig Freude, sie ließ sich gleichwohl nicht merken, daß sie solche gemacht habe. Nach ihrer strengen Moral aber verglich sie ein Mädchen, das vor der priesterlichen Einsegnung Liebe im Herzen hatte einnisten lassen, einem wurmstichichen Apfel, der nur fürs Auge tauge, nicht aber für den Genuß, und den man irgendwo auf einen Schrank stelle, ohne seiner weiter zu achten: denn der schädliche Wurm zehre am innern Mark und sei nicht heraus zu bringen. Sie verzagte nun ganz daran, in ihrer Vaterstadt jemals wieder empor zu kommen, ergab sich in ihr Geschick, und ertrug schweigend, was sie meinte das nicht mehr zu ändern stehe.

Unterdessen lief das Gerücht in der Stadt um, die stolze Meta habe dem reichen Hopfenkönig den Korb gegeben, und erscholl auch bis ins enge Gäßgen. Franz war außer sich vor Freuden, als er diese Sage bestätigen hörte, und die geheime Sorge, daß ein bemittelter Nebenbuhler ihn aus dem Herzen des lieben Mädchens verdrängen möchte, quälte ihn nicht mehr. Er war nun seiner Sache gewiß, und wußte sich das Rätsel, welches der ganzen Stadt ein unauflösliches Problem blieb, ganz leicht zu erklären. Die Liebe hatte zwar aus dem Wüstling einen Virtuosen gebildet: doch dieses Talent war für einen Brautwerber damals gerade die kleinste Empfehlung, welches in jenen rohen Zeiten weder so geehrt noch genährt wurde, wie in unserm üppigen Jahrhundert. Die schönen Künste waren noch nicht Kinder des Überflusses, sondern des Mangels und der Dürftigkeit. Man wußte von keinen reisenden Virtuosen, als den Prager Studenten, deren gellende Symphonien vor den Türen der Reichen, um einen Zehrpfennig sollizitierten; die Aufopferung des lieben Mädchens war auch zu groß, um sie mit einer Serenade zu vergelten. Jetzt wurde ihm das Gefühl seiner jugendlichen Unbesonnenheit ein Stachel in der Seele. Manch herziges Monodrama fing er mit einem O und Ach an, das seinen Unsinn beseufzete: »Ach Meta«, sprach er zu sich selbst, »warum hab ich dich nicht früher gekannt! du wärst mein Schutzengel gewesen, und hättest mich vom Verderben errettet. Könnt ich meine verlorren Jahre wieder zurückleben, und sein der ich war, so wär mir jetzt die Welt Elysium, und dir wollt ich sie zu einem Eden machen! Edles Mädchen, du opferst dich einem Elenden, einem Bettler auf, der nichts im Besitz hat, als ein Herz voll Liebe und Verzweiflung, daß er dir kein Glück, wie du es verdienst, anbieten kann.« Unzählichmal schlug er sich, bei den Anwandlungen solcher empfindsamen Launen, voll Unmut vor die Stirn, mit dem reuvollen Ausruf: »O Unbesonnener! o Tor! zu späte wirst du klug.«

Die Liebe ließ indessen ihre Schöpfung nicht unvollendet, sie hatte bereits in seinem Gemüte eine heilsame Gärung hervorgebracht, das Verlangen nämlich, Tätigkeit und Kräfte anzuwenden, sich aus seinem gegenwärtigen Nichts hervorzustreben: sie reizte ihn nun zum Versuch, diesen guten Willen auszuführen. Unter mancherlei Spekulationen, die er gemacht hatte, seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war die

vernünftigste, welche einen guten Erfolg zu verheißen schien, diese, daß er die Handelsbücher seines Vaters durchging, und die Kaduzitäten, die als Verlust eingetragen waren, notierte, in der Absicht, das Land zu durchziehen und eine Ährenlese anzustellen, um zu versuchen, ob aus diesen verlorenen Halmen sich noch ein Maß Weizen sammeln ließ. Diesen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen seine Einbildungskraft bald in alle Teile der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er sähe schon Schiffe in der See, die mit seinem Eigentum befrachtet wären. Er ging rasch dran, sein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldne Nestei aus der Erbschaft, das Stundenei⁸ seines Vaters zu Gelde, und kaufte dafür einen Reitklepper, der ihn, als einen Bremer Kaufmann, in die weite Welt tragen sollte.

Nur die Trennung von der schönen Meta ging ihm schwer ein. »Was wird sie«, sprach er zu sich, »von dieser plötzlichen Verschwindung denken, wenn ich ihr nicht mehr auf dem Kirchweg begegne? Wird sie mich nicht für treulos halten, und aus ihrem Herzen verbannen?« Dieser Gedanke beunruhigte ihn außerordentlich, und er wußte lange keinen Rat, wie er sie von seinem Vorhaben verständigen sollte. Aber die erfindungsreiche Liebe gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel seine Abwesenheit und deren Absicht ihr kund machen zu lassen. Er erkaufte deswegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verständnis der Liebenden begünstiget hatte, eine Vorbitte für einen jungen Reisenden, zu glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte, diese sollte so lange dauern, bis er den Groschen für die Danksagung erlegen würde.

Bei der letzten Begegnung hatte er sich reisefertig gekleidet, und strich ganz nahe an seinem Liebchen vorbei, grüßte sie bedeutsam und mit mindrer Vorsicht als sonst, daß sie darüber errötete, und Mutter Brigitta zu mancherlei Randglossen Gelegenheit bekam, ihr Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbesonnenen Laffen, der ihre Tochter noch ins Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben, und letztere damit den lieben langen Tag, eben nicht auf die angenehmste Weise, zu unterhalten. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr gesehen, und von dem schönsten Augenpaar seiner Vaterstadt vergeblich gesucht. Oft hörte Meta die Vorbitte verlesen, aber sie

achtete nicht darauf, denn sie war äußerst bekümmert, daß sich ihr Geliebter verunsichtbart hatte. Diese Verschwindung war ihr unerklärbar, und sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Nach Verlauf einiger Monate, da die Zeit ihren geheimen Unmut in etwas gemildert hatte, und ihr Gemüte ruhiger seine Abwesenheit ertrug, fiel ihr einsmals, als ihr eben die letzte Erscheinung ihres Herzspiels vorschwebte, die Vorbitte sonderbar auf. Sie reimte und erriet den Zusammenhang der Sache, und die Absicht dieser Notifikation. Ob nun gleich kirchliche Bitte, Gebet und Vorbitte, eben nicht im Geruch großer Wirksamkeit stehen, und für die andächtigen Seelen, die sich darauf steuern, nur ein schwacher Stab sind, indem das Feuer der Andacht in der christlichen Gemeinde, beim Schluß der Predigt, zu verlöschen pflegt; so fachte bei der frommen Meta das Verlesen der Vorbitten solches erst recht an, und sie unterließ nie, den jungen Reisenden seinem Schutzengel bestens zu empfehlen.

Unter dieser unsichtbaren Geleitschaft, und den guten Wünschen seiner Geliebten, setzte Franz die Reise nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzumahnen. Eine Reise von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Wegelagerungen gab, und jeder Grundherr einen Reisenden, der keinen Geleitsbrief gelöst hatte, zu plündern und im Verließ seines Raubschlosses verschmachten zu lassen sich berechtigt hielt, mit mehr Gefahren und Schwürigkeiten verknüpft, als jetziger Zeit von Bremen bis nach Kamschatka: denn der Landfriede, den Kaiser Maximilian hatte ausrufen lassen, galt durchs Reich zwar als Gesetz, an vielen Orten aber noch nicht als Observanz. Demungeachtet gelang es dem einsamen Reisigen, das Ziel seiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr als ein einziges Abenteuer aufstieß.

Tief in dem öden Westfalen ritt er an einem schwülen Tage bis in die sinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es türmten sich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das fiel dem Zärtling, der von Jugend an aller ersinnlichen Bequemlichkeiten gewohnt war, sehr beschwerlich, und er befand sich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in diesem Zustande hinbringen sollte. Zum Trost erblickte er, nachdem das Ungewitter vorüber

gezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauerhütte an, die ihm wenig Trost gewährte. Das Haus glich mehr einem Viehstalle als einer Menschenwohnung, und der unfreundliche Wirt versagte ihm Wasser und Feuer, wie einem Geächteten, denn er war eben im Begriff, neben seine Stiere sich auf die Streue zu wälzen, und zu träge, um des Fremdlings willen das Feuer auf dem Herde wieder anzufachen. Franz intonierte aus Unmut ein klägliches Miserere, und verwünschte die westfälischen Steppen mit emphatischen Flüchen. Der Bauer ließ sich das wenig anfechten, blies mit großer Gelassenheit das Licht aus, ohne von dem Fremdling weiter Notiz zu nehmen, denn er war der Gesetze des Gastrechts ganz unkundig. Weil aber der Wandersmann vor der Tür nicht aufhörte, ihm mit seinen Lamenten Überlast zu machen, die ihn nicht einschlafen ließen, suchte er mit guter Art seiner los zu werden, bequemte sich zum Reden und sprach: »Landsmann, so Ihr Euch wollt gütlich tun und Euer wohl pflegen, so findet Ihr hier nicht was Ihr sucht. Aber reitet dort, linker Hand, durch den Busch, dahinter liegt die Burg des ehrenfesten Ritters Eberhard Bronkhorst, der herbergt jeden Landfahrer, wie ein Hospitalier die Pilger vom Heiligen Grabe. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von sich läßt. So Euch's nicht irret, ob er Euch das Wams bläuet, wird's Euch bei ihm baß behagen.«

Für eine Suppe und einen Schoppen Wein die Ribben einer Bastonade preiszugeben, ist freilich nicht jedermanns Ding, obwohl die Schmarotzer und Tellerlecker sich rupfen und zausen lassen, und alle Kalamitäten der Übermütler willig dulden, wenn ihnen der Gaumen dafür gekitzelt wird. Franz bedachte sich eine Weile, und war unschlüssig, was er tun sollte, endlich entschloß er sich dennoch, das Abenteuer zu bestehen. »Was liegt daran«, sprach er, »ob mir hier auf einer elenden Streu der Rücken geradebrecht wird, oder vom Ritter Bronkhorst? Die Friktion vertreibt wohl gar das Fieber, das im Anzuge ist, und mich wacker schütteln wird, wofern ich die nassen Kleider nicht trocknen kann.« Er gab dem Gaul die Sporen, und langte bald vor der Pforte eines Schlosses von altgotischer Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das eiserne Tor, und ein ebenso vernehmliches »Wer da?« hallete ihm von innen entgegen. Dem

frostigen Passagier kam das lästige Passagezeremoniell der Torwächterinquisition so ungelegen als unsern Reisenden, die mit Recht über Wächter- und Mautamtsdespotismus, bei Toren und Schlagbäumen, seufzen und fluchen. Gleichwohl mußte er sich dem Herkommen unterwerfen und duldsam abwarten, ob der Menschenfreund im Schlosse bei Laune sei, einen Gast zu prügeln, oder geruhen würde ihm ein Nachtlager unter freiem Himmel anzuweisen.

Der Eigentümer der alten Burg hatte von Jugend an, als ein rüstiger Krieger im Heere des Kaisers, unter dem wackern Georg von Fronsberg gedient, und ein Fähnlein Fußvolk gegen die Venediger angeführt, sich nachher in Ruhe gesetzt, und lebte auf seinen Gütern, wo er die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen, viel gute Werke verrichtete, die Hungrigen speiste, die Durstigen tränkte, die Pilger herbergte, und die Beherbergten wieder aus dem Hause prügelte. Denn er war ein roher wüster Krieger, der des martialischen Tons sich nicht wieder entwöhnen konnte, ob er gleich seit vielen Jahren in stillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Bewirtung sich der Sitte des Hauses zu unterwerfen, verzog nicht lange, so rasselten von innen die Riegel und Schlösser am Tor, die keuchenden Türflügel taten sich auf, als wenn sie durch den Jammerton, den sie hören ließen, den eintretenden Fremdling warneten, oder beseufzten. Dem bangen Reisigen überlief's mit einem kalten Schauer nach dem andern den Rücken herab, als er durch das Tor einritt, demungeachtet wurde er wohl empfangen: einige Bediente eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten sich geschäftig das Gepäck abzuschneiden, den Rappen in den Stall zu ziehen, und den Reuter zu ihrem Herrn in ein wohlerleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegerische Ansehn des athletischen Mannes, der seinem Gaste entgegenkam, und ihm so nachdrücklich die Hand schüttelte, daß er hätte laut aufschreien mögen, auch ihn mit stentorischer Stimme willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub gewesen wär, übrigens ein Mann in seinen besten Jahren schien, voll Feuer und Tatkraft, setzte den scheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, also, daß er seine Zagheit nicht verbergen konnte, und am ganzen Leibe erbebte. »Was ist Euch,

junger Gesell«, frug der Ritter, mit einer Donnerstimme, »daß Ihr zittert wie ein Espenlaub, und erbleichet als wollt Euch eben der Tod schütteln?« Franz ermannete sich, und weil er bedachte, daß seine Schultern nun einmal die Zeche bezahlen müßten, ging seine Poltronnerie in eine Art Dreustigkeit über. »Herr«, antwortete er traulich, »Ihr seht, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als sei ich durch die Weser geschwommen. Schaffet, daß ich meine Kleider mit trocknen wechseln kann, und lasset zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberschauer vertreibe, der an meinen Nerven zuckt: so wird mir wohl ums Herz sein.« »Wohl!« gegenredete der Ritter, »heischt was Euch not tut. Ihr seid hier zu Hause.«

Franz ließ sich bedienen wie ein Bassa, und weil er nichts anders als Podoggen zu erwarten hatte, so wollte er sie verdienen, foppte und neckte die Diener, die um ihn geschäftig waren, auf mancherlei Weise, es kommt, dacht er bei sich, doch alles auf eine Rechnung. »Das Wams«, sprach er, »ist für einen Schmerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieser Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hühnerauge, schlägt ihn über den Leisten; diese Krause ist steif wie ein Brett und würgt mich wie ein Strick, schafft eine herbei, die mir sanfter tue, und durch keinen Stärkenbrei gezogen sei.«

Der Hausherr ließ über diese bremische Freimütigkeit so wenig einen Unwillen spüren, daß er vielmehr seine Diener antrieb, hurtig auszurichten, was ihnen befohlen war, und sie Pinsel schalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tisch bereitet war, setzten sich Wirt und Gast, und ließen sich beide das Biermus wohl behagen. Bald darauf trug jener: »Begehret Ihr auch etwas zur Nachkost?« Dieser erwiderte: »Laßt auftragen was Ihr habt, daß ich sehe, ob Eure Küche wohl bestellt sei.« Alsbald erschien der Koch und besetzte den Tisch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf würde verschmähet haben. Franz langte fleißig zu, und wartete nicht bis er genötiget wurde. Als er sich gesättiget hatte, sprach er: »Eure Küche, seh ich, ist nicht übel bestellt, wenn's um den Keller auch so stehet, so muß ich Eure Wirtschaft fast rühmen.« Der Ritter winkte dem Kellner, dieser füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tischwein und kredenzte ihn seinem Herrn, der ihn auf die Gesundheit des Gastes rein ausleerte. Drauf tat

Franz dem Junker ehrlichen Bescheid, welcher sprach: »Lieber, was saget Ihr zu diesem Weine?« »Ich sage, daß er schlecht sei«, antwortete Franz, »wenn's vom besten ist, den Ihr auf dem Lager habt, und daß er gut sei, wenn's Eure geringste Nummer ist.« »Ihr seid ein Schmecker«, entgegnete der Ritter: »Kellner, zapf uns aus dem Mutterfasse!« Der Schenke brachte einen Schoppen zum Kostetrunk, und als ihn Franz versucht hatte, sprach er: »Das ist echter Firnewein, dabei wollen wir bleiben.«

Der Ritter befahl einen großen Henkelkrug zu bringen, und trank sich mit seinem Gaste heiter und froh, fing an von seinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Venediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die welschen Scharen wie die Schafe abgewürgt habe. Bei dieser Erzählung geriet er in einen solchen kriegerischen Enthusiasmus, daß er Flaschen und Gläser niedersäbelte, das Trenchiermesser wie eine Lanze schwang, und seinem Tischgenossen dabei so nahe auf den Leib rückte, daß diesem für Nase und Ohren bange war.

Es wurde spät in die Nacht, gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen, er schien recht in seinem Elemente zu sein, wenn er auf den Kriegszug gegen die Venediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der Erzählung mehrte sich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieses der Prolog zu der Haupt- und Staatsaktion sein möchte, bei welcher er die interessanteste Rolle spielen sollte. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schlosses pernoctieren werde, beehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun meinte er, werde man ihm den Wein erst einnötigen, und wenn er nicht Bescheid tät, ihn unter dem Scheine eines Weinzwistes, nach der Sitte des Hauses, mit dem gewöhnlichen Viatikum fortschicken. Gegen seine Erwartung, wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt, der Ritter riß augenblicklich den Faden seiner Erzählung ab, und sprach: »Zeit hat Ehre, morgen mehr davon!« »Verzeihet, Herr Ritter«, antwortete Franz, »morgen wenn die Sonne aufgehet, bin ich über Berg und Tal, ich ziehe einen fernen Weg nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heut, daß mein Abschied morgen Eure Ruhe nicht störe.« »Tut, was Euch gefällt«, beschloß der Ritter; »aber scheiden sollt Ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn

bin, daß ich Euch noch mit einem Bissen Brot und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Türe geleite, und nach Gewohnheit des Hauses verabschiede.«

Franz bedurfte zu diesen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitschaft bis in die Haustür entlassen hätte, so wenig schien dieser geneigt, von dem eingeführten Ritual abzuweichen. Er befahl den Dienern den Fremden auszukleiden, und ins Gastbette zu legen, wo sich Franz wohl sein ließ, und auf elastischen Schwanenfedern einer köstlichen Ruhe genoß, daß er sich, ehe ihn der Schlaf übermannte, selbst gestund, eine so herrliche Bewirtung sei, um eine mäßige Bastonade, nicht zu teuer erkaufte. Bald umflatterten seine Phantasie angenehme Träume. Er fand die reizende Meta in einem Rosengehege, wo sie mit ihrer Mutter lustwandelte und Blumen pflückte. Flugs verbarg er sich hinter eine dichtbelaubte Hecke, um von der strengen Domina nicht bemerkt zu werden; wiederum versetzte ihn die Einbildungskraft in das enge Gäßgen, wo er durch den Spiegel die schneeweiße Hand des lieben Mädchens, mit ihren Blumen beschäftigt, sah; bald saß er neben ihr im Grase, wollte ihr seine heiße Liebe erklären, und der blöde Schäfer fand keine Worte dazu. Er würde bis an den hellen Mittag geträumet haben, wenn ihn nicht die sonore Stimme des Ritters und das Geklirr seiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages schon in Küch und Keller Revision hielt, ein gutes Frühstück zuzurichten befahl, und jeden Diener auf den ihm zugeteilten Posten stellte, um bei Handen zu sein, wenn der Gast erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es kostete dem glücklichen Träumer viel Überwindung, sich von dem sichern gastfreundlichen Bette zu scheiden, er wälzte sich hin und her; doch die grelle Stimme des gestrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er in den sauren Apfel beißen. Also erhob er sich von den Federn, und sogleich waren ein Dutzend Hände geschäftig ihn anzukleiden. Der Ritter führte ihn ins Speisegemach zu einer kleinen wohl zugeschickten Tafel; aber da es jetzt zum Abdrücken kam, fühlte der Reisende wenig Eßlust. Der Hauswirt ermunterte ihn: »Warum langt Ihr nicht zu? Genießt etwas für den bösen Nebel.« »Herr Ritter«, antwortete Franz, »mein Magen ist noch zu voll von Eurem

Abendmahl; aber meine Taschen sind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger.« Er räumte nun wacker auf, und bepackte sich mit dem Niedlichsten und Besten, was transportabel war, daß alle Taschen strotzten. Wie er sahe, daß sein Gaul wohl gestrichelt und aufgezümt vorgeführt wurde, trank er ein Gläslein Danziger zum Valet, in der Meinung, das werde die Losung sein, daß ihn der Wirt beim Kragen fassen und sein Hausrecht werde fühlen lassen.

Aber zu seiner Verwunderung schüttelte er ihm, wie beim Empfang, traulich die Hand, wünschte ihm Glück auf die Reise, und die Riegeltür wurde aufgetan. Er säumte nun nicht den Rappen anzustechen, und zak zak war er zum Tor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen, da er sich in völliger Freiheit befand, und sahe, daß er so mit heiler Haut davongekommen war, er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirt die Rechnung kreditiert hatte, die seinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gastfreien Mann mit warmer Liebe, dessen faust- und kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte; trug aber noch groß Verlangen, Grund oder Ungrund des ausgestreuten Gerüchtes an der Quelle selbst zu erforschen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter stand noch im Tor, und glossierte mit seinen Dienern, zu Beförderung der Pferdekunde, die sein Lieblingsstudium war, über Abkunft, Gestalt und Bau des Rappen und seines harten Trabes, währte, der Fremdling vermisse etwas von seinem Reisegepäck, und sahe die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtsamkeit scheel an. »Was gebriecht Euch, junger Gesell«, rief er dem Kommenden entgegen, »daß Ihr umkehret, da Ihr wolltet förder ziehen?« »Ach, noch ein Wort, ehrenfester Ritter!« antwortete der Reisinge. »Ein böses Gerücht, das Euch Glimpf und Namen bricht, sagt, daß Ihr jedes Fremdlings wohl pfeget, der bei Euch einspricht, um ihn, wenn er wieder davon scheidet, Eure starken Fäuste fühlen zu lassen. Dieser Sage hab ich vertrauet, und nichts gespart, die Zeche Euch abzuverdienen: ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts schenken, so will ich ihm auch nichts schenken. Nun laßt Ihr mich in Frieden ziehen, sonder Strauß und Gefährde, das nimmt mich wunder. Lieber, sagt mir darum, ist einiger Grund oder Schein an der

Sache; oder soll ich das faule Geschwätz Lügen strafen?« Der Ritter entgegnete: »Das Gerücht hat Euch keinesweges mit Lügen berichtet; es treibt sich keine Rede im Volk um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darinnen. Vernehmt den eigentlichen Bericht, wie die Sache stehet. Ich beherberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingehet, und teile meinen Mundbissen mit ihm, um Gottes Willen. Nun bin ich ein schlichter deutscher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede wie mir's ums Herz ist, und verlange, daß auch mein Gast herzlich und zuversichtlich sei, mit mir genüße was ich habe, und frei sage was er bedarf. Aber da gibt's einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß tun, foppen und äffen mich mit Kniebeugen und Bücklingen, stellen all ihre Worte auf Schrauben, machen viel Redens ohne Sinn und Salz; vermeinen mit glatten Worten mir zu hofieren, gebärden sich bei der Mahlzeit, wie die Weiber beim Kindtaufschmause. Sag ich: ›Langt zu!‹ so erwischen sie aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüssel, das ich meinem Hunde nicht böt; sprech ich: ›Tut Bescheid!‹ so netzen sie kaum die Lippen aus dem vollen Becher, als wenn sie Gottes Gabe verschmäheten; lassen sich zu jedem Dinge lang nötigen, tät schier not, auch zum Stuhlgang. Wenn mir's nun das leidige Gesindel zu bunt und kraus macht, und ich nimmer weiß, wie ich mit meinem Gaste dran bin: so werd ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, fasse den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werf ihn zur Tür hinaus. Das ist bei mir so Sitt und Brauch, und so halt ich's mit jedem Gaste, der mir Überlast macht. – Aber ein Mann von Eurem Schlag ist mir stets willkommen: Ihr sagtet rund und deutsch heraus, was Euch zu Sinne war, wie's der Bremer Art ist. Sprecht getrost bei mir ein, wenn Euch der Weg wieder vorbeiträgt. Damit Gott befohlen.«

Franz trabte nun, mit heiterm frohen Mute, nach Antwerpen zu, und wünschte allenthalben eine so gute Aufnahme zu finden, als bei dem Ritter, Eberhard Bronkhorst genannt. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämischen Städte, schwellte ein günstiger Wind das Segel seiner Hoffnung auf. In allen Straßen begegneten ihm Reichtum und Überfluß, und es schien, als wenn Not und Mangel aus der betriebsamen Stadt Landes verwiesen sei. Wahrscheinlicherweise, dacht er bei sich, ist mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder empor gekommen und wird mir bereitwillig gute Zahlung leisten, wenn

ich ihm meine rechtmäßige Forderung dokumentiere. Nachdem er sich von der Ermüdung der Reise erholet hatte, zog er in dem Gasthofs, wo er eingekehret war, vorläufige Nachricht von dem Zustande seiner Schuldleute ein. »Wie steht's mit Peter Martens«, frug er eines Tages seine Tischgenossenschaft bei der Mahlzeit, »lebt er noch, und macht er viel Geschäfte?« – »Peter Martens ist ein solider Mann«, antwortete einer aus der Gesellschaft, »treibt Speditionshandel, und zieht viel reinen Gewinn davon.« »Ist Fabian von Plürs noch in gutem Zustande?« – »Oh! der weiß seines Reichtums kein Ende, sitzt im Rate, und seine Wollmanufakturen geben reiche Ausbeute.« – »Hat Jonathan Frischkier guten Vertrieb mit seinem Gewerbe?« – »Ei der wär jetzt ein Kapitalmann, wenn sich Kaiser Max nicht hätte von den Franzosen die Braut wegwaschen lassen⁹. Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiser hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel, aufgesagt. Wenn Ihr ein Liebchen habt, das Ihr mit den Kanten bedenken wollt, so verläßt er sie Euch ums halbe Geld.« – »Ist das Handelshaus op de Bütokant gesunken, oder hält sich's noch?« – »Dort hat's vor einigen Jahren im Gesparre geknackt; aber die spanischen Karavellen¹⁰ haben eine neue Strebemauer dran gesetzt, daß es nun wohl halten wird.«

Franz erkundigte sich nach mehrern Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meisten sich in blühenden Umständen befanden, die zu seines Vaters Lebzeiten bonis zediert hatten, und merkte daraus ab, daß ein verständiger Bankerott von jeher die Fundgrube zukünftigen Erwerbs gewesen sei. Diese Nachrichten heiterten sein Gemüt sehr auf, er säumte nicht seine Papiere in Ordnung zu bringen, und bei der Behörde die alten Schuldscheine zu produzieren. Aber es erging ihm mit den Antwerpern, wie seinen peregrinierenden Landsleuten mit den Krämern in den deutschen Städten, sie genüßen allenthalben einer freundlichen Aufnahme, und werden an keinem Orte gern gesehen, wenn sie kommen Schulden einzutreiben. Einige wollten von den alten Sünden nichts wissen, und meinten, sie wären aus der Konkursmasse, mit fünf Prozent, judizialiter rein abgetan. Es sei des Gläubigers Schuld, daß er die Zahlung nicht akzeptiert hätte. Andere wußten sich keines

Melchiors von Bremen zu entsinnen, schlugen ihre infallibeln Bücher auf, fanden keine Schuldpost für diesen unbekanntem Namen angemerket; noch andere brachten eine starke Gegenberechnung zum Vorschein, und es vergingen keine drei Tage, so saß Franz im Schuldturm, um für den väterlichen Kredit zu haften, wo er nicht eher herauskommen sollte, bis er den letzten Heller bezahlen würde.

Das waren nicht die besten Aspekte für den jungen Mann, der Hoffnung und Vertrauen auf die Antwerper Beförderer seines Glücks gesetzt hatte, und nun die schöne Seifenblase verschwinden sah. Er befand sich in seinem engen Gewahrsam in dem qualenvollen Zustande einer Seele im Fegfeuer, nachdem sein Schiffein auf den Strand gelaufen und mitten im Hafen, wo er gegen die Stürme Sicherheit zu finden vermeinte, gescheitert war. Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchen er versunken war, wieder emporzukommen, um seine Hand nach ihr auszustrecken; und gesetzt, er hätte den Kopf auch wieder über Wasser gebracht, so war sie, ihrerseits, doch außerstande ihn aufs Trockene zu heben. Er fiel in eine stumme Verzweiflung, hegte keinen Wunsch als den zu sterben, um mit einem Male der Marter abzukommen, und machte wirklich den Versuch, sich durch Hunger zu töten. Aber das ist eine Todesart, die nicht jedermann zu Gebot stehet, wie dem abgezehrten Pomponius Attikus, dem seine Verdauungswerkzeuge den Dienst bereits versagt hatten; ein gesunder rüstiger Magen ergibt sich nicht so leicht in die Beschlüsse des Kopfs und des Herzens. Nachdem der Sterbenslustige zwei Tage der Speise sich enthalten hatte, bemächtigte sich ein despotischer Heißhunger plötzlich der Herrschaft über den Willen, und verrichtete alle Operationen, die sonst der Seele zukommen; er gebot der Hand in die Schüssel zu greifen, dem Munde die Speise anzunehmen, den Kinnladen sich in Bewegung zu setzen, und er selbst verrichtete die gewöhnliche Funktion der Verdauung ungeheißt. Also scheiterte auch dieser Entschluß, an einer harten Brotrinde, der im siebenundzwanzigsten Lebensjahre in der Tat etwas Heroisches hat, das im siebenundsiebzigsten ganz daraus verschwunden ist.

Im Grunde war's der hartherzigen Antwerper Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpressen, sondern nur keins an ihn zu bezahlen, da sie seine Forderungen nicht als liquid anerkannten. Es sei nun, daß die kirchliche Vorbitte in Bremen wirklich zu den Vorhöfen des Himmels gelangt war; oder daß die vermeinten Gläubiger nicht Lust hatten, einen überlästigen Kostgänger auf Lebenszeit zu verpflegen: gnug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz seiner Gefangenschaft unter dem Beding entlediget, innerhalb vierundzwanzig Stunden die Stadt zu räumen, und der Antwerper Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfing er fünf Gulden Reisegeld, aus den getreuen Händen der Justiz, die sich seines Rappens und Gepäcks bemächtiget, und den Ertrag, des daraus gelösten Geldes, für Gerichts- und Atzungskosten gewissenhaft berechnet hatte. Mit schwermütigem Herzen verließ er, mit dem Pilgerstabe in der Hand, ganz demütig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingritten war. Mutlos und unschlüssig, was er nun beginnen sollte, oder vielmehr gedankenlos wankte er durch die Straßen, zum nächsten Tor hinaus, ohne sich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführe, den der Zufall ihn hatte nehmen lassen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge, bis ihn Ermüdung oder Hunger nötigten, die Augen aufzuheben, und sich nach einer Kirchturmspitze, oder sonst einem Merkzeichen von Menschenwohnung umzusehen, wenn er von Menschen Beistands bedurfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgeschweift, und ein verborgner Instinkt hatte ihn unvermerkt, vermöge seiner gesunden Füße, geraden Weges nach seiner Heimat hinwärts geführt, als er gleichsam aus einem schweren Traum erwachte, und inne ward, auf welcher Straße er sich befand.

Er stand augenblicklich stille, um zu überlegen, ob er förder gehen, oder wieder umkehren sollte. Scham und Verwirrung bemächtigten sich seiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler, mit dem Stempel der Verachtung gebranntmarkt, in seiner Vaterstadt herumgehen, und die Wohltätigkeit seiner Mitbürger, denen er es ehemals an Reichtum und Wohlstand allen zuvorgetan, nun in Anspruch nehmen sollte. Und wie konnte er der schönen Meta, ohne die Wahl ihres Herzens zu

beschämen, in dieser Gestalt unter die Augen treten? Er ließ seiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieses traurige Gemälde zu vollenden, sondern nahm den Rückweg mit solcher Eile, als wenn er schon vor dem hohen Tore in Bremen stünd, und die Gassenbuben sich versammelten, ihn mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen suchen. Matrosendienste auf einem spanischen Schiffe nehmen, nach der Neuen Welt segeln, und nicht eher nach seinem Vaterlande zurückkehren, bis er, in dem goldreichen Peru, die Reichtümer wieder erwerben würde, die er so unachtsam verschleudert hatte, ehe er den Wert des Geldes kannte. Bei Anlegung dieses neuen Plans, kam die schöne Meta zwar weit im Hintergrunde zu stehen, daß sie auch dem schärfsten Seherauge, nur als ein dämmernder Schatten, in der Ferne vorschwebte; doch begnügte sich der wandernde Projektant damit, daß sie nun wieder in den Plan seines Lebens eingewebt war, und machte große Schritte, als wenn er, durch diese Eilfertigkeit, sie desto eher zu erreichen vermeinet hätte.

Schon befand er sich wieder an der niederländischen Grenze, und langte unfern von Rheinberg, bei Sonnenuntergang, in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt, welcher nachher im Dreißigjährigen Kriege ganz ist zerstört worden. Eine Karawane Lyker Fuhrleute hatten bereits das Wirtshaus angefüllt, also, daß der Wirt keinen Platz hatte, ihn zu herbergen, und ihn aufs nächste Dorf verwies; besonders, weil er wegen seiner jetzigen Landstreicherphysiognomie zu ihm eben nicht das beste Vertrauen hegte, und ihn für einen Diebsspion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Absicht habe. Er mußte sich, der großen Ermüdung ungeachtet, zur weitem Wallfahrt rüsten, und sein Reisebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünschungen, über die Hartherzigkeit des Wirtes, zwischen den Zähnen vormurmelte, schien dieser mit dem Zustande des Fremdlings einiges Mitleiden zu empfinden, und rief ihm aus der Tür nach: »Hört doch, junger Gesell, was ich Euch sagen mag, wenn Ihr hier zu rasten begehret, will ich Euch wohl unterbringen. Hier oben im Schlosse sind der ledigen Zimmer gnug, wenn's Euch da nicht zu einsam ist, es wird nicht bewohnt,

und ich habe die Schlüssel dazu.« Franz nahm den Vorschlag mit Freuden an, rühmte ihn als ein Werk der Barmherzigkeit, bat nur um Dach und Fach und um ein Abendbrot, sei's gleich in einem Schloß, oder in einer Baurenhütte. Der Wirt war aber ein heimlicher Schalk, dem's wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn sich hatte entfallen lassen, und wollte sich dafür durch einen Plagegeist rächen, der in der alten Bergfeste hauste, und die Einwohner seit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem schroffen Felsen, gerade dem Gasthof gegenüber, so daß es nur durch die Fahrstraße und einen kleinen Forellenbach davon geschieden wurde. Der angenehmen Lage halber, wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräthe wohl versehen, und diente dem Eigentümer zum Jagdschloß, der oft darin den Tag über bankettierte; aber sobald die Sterne am Himmel funkelten, mit seinem Hofgesinde davonzog, um den Insulten des Poltergeistes, der die Nacht über darinne tosete, zu entweichen, denn am Tage ließ das Gespenst sich nicht vermerken. So unangenehm für den Grundherrn das Gespilde seines Schlosses mit dem nächtlichen Ungetüm war, so vorteilhaft war ihm der Spukgeist, in Rücksicht der großen Sicherheit für Diebe. Der Graf hätte keinen treuem und wachsamern Hüter des Schlosses bestellen können, als eben das Nachtgespenst, das die verwegesten Diebesbanden in Respekt hielt. Daher wußte er keinen sichrern Ort, zu Aufbewahrung seiner Kostbarkeiten, als dieses alte Bergschloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Hinunter war der Sonnenschein, die finstre Nacht brach stark herein, als Franz, mit einer Laterne in der Hand, vor der Pfortentür des Schlosses, unter Geleitschaft des Wirtes anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug, nebst einer Flasche Wein, die, wie er sagte, nicht in Rechnung kommen sollte. Auch hatte er ein Paar Leuchter und zwei Wachskerzen mitgenommen: denn im ganzen Schlosse war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends [als] bis zum Zwielichten daselbst verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den knisternden schwer beladenen Korb und die Wachslichter, deren er nicht zu bedürfen, und sie doch bezahlen zu müssen glaubte.

Darum sprach er: »Wozu dieser Überfluß und Unrat, als bei einem Gastmahl. Das Licht in der Leuchte ist hinreichend dabei zu sehen, bis ich mich aufs Lager strecke, und wenn ich erwache, wird die Sonne hoch herauf sein; denn ich fühle große Ermüdung, und werde auf beiden Ohren schlafen.« »Ich will Euch nicht verhehlen«, antwortete der Wirt, »daß sich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schlosse, und wohne ein Spukgeist darinnen. Ihr dürft Euch das gleichwohl nicht irren lassen, wir sind, wie Ihr sehet, nahe genug, daß Ihr uns errufen könnt, wenn Euch etwas Unnatürliches zustoßen sollte; ich werde mit meinem Gesinde flugs bei der Hand sein, Euch Beistand zu leisten. Unten im Hause wird's die ganze Nacht nicht ruhig, und es bleibt immer jemand wach. Ich wohne nun seit dreißig Jahren hier im Orte, kann gleichwohl nicht sagen, daß ich je was gesehen hätte. Wenn's ja zuweilen in der Nacht Gepolter gibt, so sind's Katzen und Marder, die auf dem Kornboden rasanen. Aus Vorsorge hab ich Euch mit Licht versehen: die Nacht ist doch keines Menschen Freund, und die Kerzen sind geweiht, deren Schimmer die Gespenster, wenn welche im Schlosse vorhanden sind, gewiß scheuen werden.«

Der Wirt sagte daran keine Unwahrheit, daß er nie von einem Gespenste im Schlosse was innen worden sei, bei Nacht hatte er sich wohl in acht genommen, jemals einen Fuß hineinzusetzen, und bei Tage ließ sich der Geist nicht sehen; auch jetzt wagte der Schalk sich nicht über die Grenze. Nachdem er die Tür geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb mit den Viktualien, wies ihn zurechte, und wünschte gute Nacht. Franz trat, ohne Furcht und Scheu, in das Vorhaus, vermeinte, die Spukgeschichte sei leeres Geschwätz, oder eine mißverstandene Tradition irgend einer wirklichen Ereignis, woraus die Phantasie ein unnatürlich Abenteuer gebildet hätte. Er gedachte an die Sage, von dem wackern Ritter Eberhard Bronkhorst, für dessen schwerem Arm ihm so bange war gemacht worden, und bei welchem er dennoch einer so gastfreien Aufnahme genoß. Darum hatte er sich's aus seinen Reiseerfahrungen zur Regel gemacht, von der gemeinen Sage gerade das Gegenteil zu glauben, und ließ das Körnlein Wahrheit, das nach der Meinung des weisen Junkers darin verborgen liegen sollte, ganz aus der Acht.

Nach Anweisung des Wirts, stieg er die steinerne Wendeltreppe hinauf, und kam vor eine verschlossene Tür, die er mit dem Schlüssel öffnete. Eine lange düstre Galerie, wo sein Fußtritt widerhallet, führte ihn in einen großen Saal, und aus diesem eine Seitentür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Gerätschaften, zur Zierde und Bequemlichkeit, reichlich versehen waren. Er wählte sich eins darunter zum Schlafgemach, das ihm am freundlichsten schien, wo er ein wohlgepolstertes Ruhebett fand, und aus dessen Fenstern er, gerade unter sich, in den Gasthof sahe, auch jedes laute Wort, das daselbst geredet wurde, vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beschickte seine Tafel, und speiste mit solcher Gemächlichkeit und Wohlgeschmack, als ein Nobili von Otaheite. Die gebauchte Flasche ließ ihn dabei keinen Durst leiden. So lange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit, an die angebliche Spukerei im Schlosse zu gedenken; wenn sich auch zuweilen etwas in der Ferne regte, und ihm die Furchtsamkeit zurief: Horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeist, so antwortete die Herzhaftigkeit: Possen! es sind Katzen und Marder, die sich beißen und balgen. Aber in dem Dauungsviertelstündgen nach der Mahlzeit, da der sechste Sinn, die Empfindung des Hungers und Dursts, die Seele nicht mehr beschäftigte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit, unter den fünf übrigen, allein auf das Gehör, und da flüsterte die Furcht schon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher ins Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal drauf antwortete.

Vor den ersten Anlauf schloß er die Tür ab, schob den Nachriegel vor, und nahm seine Retirade auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fensters. Er öffnete solches, sahe, um sich in etwas zu zerstreuen, an den gesternten Himmel, blickte in den genärbten Mond, und zählte wie oft sich die Sterne putzten. Auf der Straße unter ihm wurd's öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gasthofs, wurden die Türen verschlossen, die Lichter ausgetan, und es wurde darinnen so still, als in einer Totengruft. Dagegen stieß der Nachtwächter ins Horn, und ließ sein: »Hört ihr Herren«, über den ganzen Flecken erschallen, intonierte auch, zur Beruhigung des bangeren Astronomen, der seine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerade unter dem Fenster, also, daß Franz leicht mit ihm Unterredung

hätte pflegen können, welches er, um der Geselligkeit willen, auch gern getan hätte, wenn er vermuten können, daß ihm der Wächter zur Rede stehen würde.

In einer volkreichen Stadt, mitten unter einer zahlreichen Hausgenossenschaft, wo des Getümmels so viel ist als in einem Bienenkorbe, mag's für den Denker eine angenehme Erholung sein, über die Einsamkeit zu philosophieren, sie als die lieblichste Gespielin des menschlichen Geistes zu gestalten, ihr alle vorteilhafte Seiten abzugewinnen, und nach ihrem Genusse zu verlangen. Aber da, wo sie einheimisch ist, auf der Insel Juan Fernandez, wo ein einzelner, dem Schiffbruch entronnener Eremit, lange Jahre mit ihr verlebt; oder bei schauervoller Nacht, in einem tiefen Walde; oder in einem unbewohnten alten Schlosse, wo öde Mauren und Gewölbe Grausen erwecken, und nichts Leben atmet, außer die traurige Eule, in dem zerfallnen Turne: da ist sie, in Wahrheit, nicht die angenehmste Gesellschafterin für den scheuen Anachoreten, der darinne übernachtet, besonders wenn er sich, alle Augenblicke, der Erscheinung eines Poltergeistes gewärtigen muß. Da kann's leicht der Fall sein, daß eine Unterredung mit dem Nachtwächter zum Fenster heraus, eine bessere Unterhaltung gewähret für Geist und Herz, als die anziehendste Lektür eines Panegyrikus über die Einsamkeit. Wenn Freund Zimmermann in Freund Franzens Stelle sich befunden hätte, auf dem Schloß Rummelsburg an der westfälischen Grenze, so würde er ohne Zweifel, in dieser Situation, die Grundideen zu einer ebenso interessanten Schrift über die Geselligkeit ausgesponnen haben, als ihn, allem Vermuten nach, eine lästige Assemblée bestimmt hat, aus der Fülle des Herzens der Lobredner der Einsamkeit zu werden.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die intellektuelle Welt Leben und Tätigkeit gewinnt, wenn die vergrößerte animalische Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünschte um deswillen lieber, diese bedenkliche Stunde zu verschlafen, als zu durchwachen, darum tat er das Fenster zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchspähete Winkel und Ecken, zu sehen, ob alles geheuer sei; schneuzte die Lichter, daß sie heller brennten, und streckte sich flugs aufs Ruhebett, welches seinem ermüdeten Körper gar sanfte tat. Dennoch konnt er nicht

so bald, als er wünschte, in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuschrieb, erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht, diese Frist zu benutzen, und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte, dieser tat die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabei einschlief. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, welches bei einem unruhigen Blute eben nichts Ungewöhnliches ist. Dadurch wurde er ganz munter, horchte, ob alles ruhig sei, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölf schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf, im ganzen Flecken, mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich aufs andre Ohr, und war eben im Begriff wieder einzuschlafen, da war's ihm, als knarre von ferne eine Tür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O wehe! wehe! raunte die Furcht ihm ins Ohr, das ist fürwahr der Poltergeist! Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kam's näher, immer näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Delinquent mit schweren Ketten; oder als ging der Pförtner, mit seinem Schlüsselbund, im Schloß umher. Das war kein Windesspiel, die Herzhaftigkeit verstummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte wie ein Schmiedehammer.

Jetzt war die Sache außerm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte lassen zum Worte kommen, so würde diese den Verzagten an den Subsidiën-Traktat mit dem Wirte erinnert und ihn angetrieben haben, die stipulierte Hülfe laut aus dem Fenster zu reklamieren; aber da gebrach's an Entschließung. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matratze, der letzten Schutzwehr der Furchtsamen, und zog sie dichte über'n Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt hinter ein Sträuchlein birgt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen ging's Tür auf, Tür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kam's auch ans Schlafgemach. Es drehte rasch am Schloß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Türe fest, bis sie ein harter Schlag, gleich einem Donnerschlag, eröffnete, daß Niet und Riegel sprang. Da trat herein ein langer hagrer Mann, mit einem schwarzen Barte, in alter Tracht und finstern Angesicht, die Augenbraunen senkten

sich zu tiefem Ernste, von der Stirn herab. Um seine linke Schulter schlug er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupt trug er einen spitzen Hut. Er zog, mit schwerem Tritt, dreimal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweihten Kerzen und putzte sie, damit sie heller leuchteten. Drauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Schersack auf, den er darunter barg, und kramte ein Barbierzeug aus, strich flugs ein blankes Schermesser auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz schwitzte Judasschweiß unter der Matratze, befahl sich in den Schutz der Heiligen Jungfrau, und spekulierte ängstlich, was dies Manövre sollte, wußte nicht, ob's damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeinet sei. Zu seiner Beruhigung, goß das Gespenst, aus einer silbernen Flasche, Wasser in ein silbernes Becken, und schlug, mit beinerner Hand, die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte, und winkte, mit ernster Miene, den angstvollen Lauerer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen diesen bedeutsamen Wink galt so wenig eine Einwendung, als gegen die strengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilierten Wesir den Engel des Todes, den Capichi Baschi, mit der seidnen Schnur nachschickt, seinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigste, was sich in diesem kritischen Falle tun läßt, ist, der Notwendigkeit nachzugeben, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, und sich, mit stoischer Gelassenheit, die Kehle gemachsam zuschnüren zu lassen. Franz honorierte die empfangne Ordre: die Matratze begann sich zu heben, er sprang rasch vom Bette auf, und nahm den ihm angewiesenen Platz auf dem Schemel ein. So wundersam auch dieser schnelle Übergang, von der äußersten Verzagtheit zur kühnsten Entschlossenheit scheinen mag, so natürlich wird dennoch das psychologische Journal uns diese Erscheinung zu erklären wissen.

Der spukende Barbier band seinem zitternden Bartkunden alsbald das Schertüchlein vor, ergriff drauf Kamm und Schere, beschnitt ihm Haar und Bart. Dann seifete er ihn kunstmäßig ein, zuerst den Bart, hernach die Augenbraunen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und schor ihn von der Gurgel bis zum Nacken so glatt und kahl, wie einen Totenkopf. Als er mit dieser Operation zustande war, wusch er ihm das Haupt, trocknete es säuberlich, machte seinen Reverenz, und schnürte

den Schersack zu, hüllte sich in den Scharlachmantel, und schickte sich zum Rückzug an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich helle bei der ganzen Verhandlung, und Franz sahe, vermöge ihres Schimmers, im Spiegel, daß ihn der Scherer in einen chinesischen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verlust der schönen braunen Locken, gleichwohl schöpfte er nun wieder frischen Atem, da er merkte, es sei mit diesem Opfer alles abgetan, und der Geist habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt sich's auch in der Tat, der Rotmantel ging nach der Tür, stillschweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und schien ganz das Widerspiel seiner geschwätzigten Professionsverwandten. Kaum war er aber drei Schritte zurück, so stund er stille, sahe sich mit trauriger Gebärdung nach seinem wohlbedienten Kunden um, und strich mit der flachen Hand über den schwarzen Bart. Eben das tat er zum andern Male, und nochmals, als er eben zur Tür hinaus schreiten wollte. Franz geriet dadurch auf die Vermutung, daß das Gespenst etwas verlange, und durch eine schnelle Kombination der Ideen riet er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienst von ihm erwarte, den es ihm vorher geleistet habe, und er traf's damit glücklicher, als weiland Geisterseher Oeder, der das renommierte Braunschweiger Gespenst inquirierte, wie ein Amtmann den Delinquenten, ohne daß er es zum Geständnis brachte, was es eigentlich mit seiner frivolen Erscheinung wolle.

Da der Geist, ungeachtet seines trübsinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernst aufgelegt schien, und seinen Gast geschabernackt, nicht aber gemißhandelt hatte: so war bei diesem jetzt fast alle Furcht verschwunden. Also wagte er den Versuch, und winkte dem Geiste, sich auf den Schemel zu setzen, welchen er eben verlassen hatte. Sogleich gehorchte das Gespenst, warf den roten Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tisch, und setzte sich auf den Stuhl, in die Stellung eines Menschen, der sich will den Bart abnehmen lassen. Franz beobachtete sorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geist zuvor mit ihm vorgenommen hatte, stutzte ihm den Bart mit der Schere, schnitt ihm das Haar ab, seifete ihm den ganzen Kopf ein, und das Gespenst hielt still wie ein Haubenstock. Der ungeschickte Gesell wußte das Messer schlecht zu regieren,

hatte noch nie eins in der Hand gehabt, schor den Bart gerade gegen den Strich, wobei der Geist ebenso seltsame Grimassen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das Bartputzen seines Herrn nachahmte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuscher doch nicht wohl zu Mute, er dachte mehr als einmal an die sinnreiche Sentenz: Was deines Amts nicht ist, laß deinen Vorwitz, indessen zog er sich, so gut er konnte, aus der Affäre, und schor das Gespenst so kahl als er selbst war.

Bisher war die Szene, zwischen dem Geiste und dem Wanderer, pantomimisch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatisch. »Fremdling«, sprach jener mit freundlicher Gebärde, »habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast: durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in diese Mauren gekerkert hat, und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange, einer Übeltat halber, verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und tun würde, was ich bei meinen Lebzeiten andern tat.

Wisse, daß hier ehemals ein frecher Übermütler wohnte, der sein Gespött mit Pfaffen und mit Laien trieb. Graf Hartmann hieß sein Name, war keines Menschen Freund, erkannte kein Gesetz und keinen Oberherrn, übte eitel Mutwillen und Schälkelei, und schändete des Gastrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter sein Dach einging; den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohne einen bösen Tück ihm zu beweisen. Ich war sein Schloßbarbier, trieb Liebedienerei, und tat was ihm gefiel. So manchen frommen Pilger, der vorüberging, lockt ich mit Freundlichkeit ins Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte seiner wohl zu pflegen, schor ich ihn glatt und kahl, und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Tür. Da schauete Graf Hartmann aus dem Fenster, und sah mit Lust, wie sich die Otternzucht der Knaben, aus dem Flecken, versammelt hatte, den Geschändeten zu höhnen, und über ihn, wie über den Propheten einst die freche Knabenrotte, Kahlkopf! Kahlkopf! schrie. Des freute sich der Schadenfroh, und lachte teuflisch drüber, daß er den Speckwanst hielt, und ihm die Augen trännten.

Einst kam ein heiliger Mann aus fernen Landen, er trug, gleich einem Büßenden, ein schweres Kreuz auf seiner Schulter, und hatte sich fünf Nägelmal, an Händen, Füßen und der Seite, aus Andacht eingearbt; auf seinem Haupte stund ein Kranz von

Haaren, gleich der Dornenkrone. Er sprach hier an, begehrte Wasser seine Füße zu waschen, und einen Bissen Brot. Flugs bracht ich ihn ins Bad, um ihn nach meiner Weise zu bedienen, und respektierte nicht die heilige Glatze, schor ihm die Krone rein vom Haupte weg. Da sprach der fromme Pilger einen schweren Bannfluch über mich: ›Verruchter wisse, daß nach dem Tode, der Himmel und die Hölle, und des Fegfeuers eherne Pforte, deiner armen Seele verschlossen ist. Sie soll als Plagegeist so lang in diesen Mauren tosen, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wanderer das Vergeltungsrecht an dir verüben wird.‹

Von Stund an wurd ich siech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete und ich verging gleichwie ein Schatten. Mein Geist verließ den abgezehrten Leichnam, und blieb an diesen Ort gebannt, wie ihm vom heiligen Mann ward auferlegt. Vergebens harrt ich der Erlösung aus diesen qualenvollen Fesseln, die mich noch an die Erde ketteten: denn du sollst wissen, daß, wenn die Seele von dem Körper scheidet, sie nach dem Ort der Ruh verlangt, und diese heiße Sehnsucht macht ihr die Jahre zu Aeonen, solange sie in einem fremden Elemente schmachtet. Zu eigener Qual, setzt ich das traurige Geschäfte fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach! bald verödete mein Tosen dieses Haus! Nur sparsam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen tat wie dir, so wollte keiner dennoch mich verstehn, und mir, wie du, den Dienst erweisen, der meinen Geist aus dieser Sklaverei befreite. Hinfort wird sich kein Poltergeist in diesem Schloß mehr regen, ich gehe nun zur langgewünschten Ruhe ein. Nun, junger Fremdling, nochmals meinen Dank, daß du mich nun erlöset hast. Wär ich der Hüter tiefverborgner Schätze, sie wären alle dein; doch Reichtum war im Leben nie mein Los, es liegt in diesem Schlosse auch kein Schatz vergraben. Hör aber guten Rat. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Kinn und Glatze wieder decken, dann ziehe heim in deine Vaterstadt, und harre auf der Weserbrücke daselbst, zur Zeit wenn Tag und Nacht im Herbst sich gleichen, auf einen Freund, der dir begegnen wird, der wird dir sagen, was du tun sollst, daß dir's wohlergeh auf Erden. – Wenn aus dem güldnen Horn des Überflusses dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann sei meiner eingedenk, und laß, sooft der Jahrestag wiederkehret, an welchem du mich des Verwünschungsfluchs entbandest, zu meiner Seelenruh, mir

jedesmal drei Messen lesen.- Nun fahre wohl, ich scheidet jetzt davon.«

Mit diesen Worten verschwand der Geist, nachdem er, durch seine Geschwätzigkeit, seine ehemalige Existenz als Hofbarbier, im Schlosse Rummelsburg, sattem dokumentiert hatte, und ließ seinen Befreier voll Verwunderung über das seltsame Abenteuer. Er stand lange unbeweglich, und war zweifelhaft, ob sich die ganze Geschichte wirklich begeben, oder ob ihn nur ein schwerer Traum getäuscht habe; allein sein kahlgeschornener Kopf überzeugte ihn bald von der Wahrheit der Begebenheit. Er legte sich drauf zur Ruhe, und schlief auf das überstandene Schrecken, bis in die Mittagsstunde. Der betrügerische Wirt hatte schon von frühem Morgen an gelauret, wenn der Wanderer mit der Glatze zum Vorschein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter, unter dem Anschein der Verwunderung über das nächtliche Abenteuer, zu empfangen. Da ihm dieser aber zu lang zögerte, und schon der Mittag herannahete, wurde ihm die Sache bedenklich, und er fing an zu fürchten, das Gespenst möchte etwas unsanft mit dem fremden Gaste gefahren sein, ihn erdrosselt, oder in so übermäßige Furcht versetzt haben, daß er vor Entsetzen gestorben sei; und seine mutwillige Rache so weit zu treiben, war gleichwohl seine Absicht nicht. Er schellte dem Gesinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg, und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekanntem Schlüssel an der Tür; aber diese war von innen verriegelt; denn nach der Verschwindung des Geistes hatte Franz sie wieder verwahrt. Er pochte mit ängstlicher Heftigkeit an, daß die heiligen Siebenschläfer von dem Getöse würden aufgewacht sein. Franz wurde munter, und meinte in der ersten Bestürzung, der Geist stünd wieder vor der Tür, und habe ihm einen nochmaligen Besuch zgedacht. Da er aber des Wirts Stimme vernahm, der nichts mehr verlangte, als daß sein Gast ein Zeichen des Lebens von sich geben sollte, raffte er sich auf und öffnete das Gemach.

Mit scheinbarem Entsetzen sprach der Wirt, indem er die Hände zusammenschlug: »Bei Gott und allen Heiligen! der Rotmantel ist hier gewesen, (unter diesem Namen war das Gespenste den Einwohnern bekannt,) und hat Euch zum

Kahlkopf geschoren, nun ist's vor Augen, daß die alte Sage kein Märchen ist. Aber berichtet mich, wie sahe der Poltergeist aus, was hat er geredt, und wie hat er getan?« Franz, der den Frager vollkommen ausgemerket hatte, antwortete: »Der Geist glich einem Mann in einem roten Mantel, wie er getan hat, ist Euch nicht verborgen, und was er sprach, des bin ich wohl eingedenk: ›Fremdling‹, sprach er, ›trau keinem Wirte, der den Schalk im Schilde führt: was dir begegnen sollte, war ihm wohl bewußt. Gehab dich wohl, ich ziehe fort aus diesem alten Aufenthalte, denn meine Zeit ist aus. Hinfort wird hier kein Poltergeist mehr spuken; ich werde nun zum stillen Alp, will baß den Gastwirt plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er seine Schuld nicht büßt, dir Dach und Fach und freie Zehrung gibt, bis um dein Haupt sich wieder braune Locken krümmen.«

Der Wirt erbehte bei diesen Worten, schlug ein großes Kreuz vor sich, und gelobte, bei der Heiligen Jungfrau, dem Abenteurer freie Zeche, solange er bei ihm verharren wollte, führte ihn in sein Haus und bediente ihn aufs beste. Es fehlte wenig, daß der Fremdling nicht in den Ruf eines Geisterbanners kam, da sich das Gespenst von nun an nicht mehr sehen ließ. Er übernachtete oft in der alten Burg, und ein Waghals aus dem Orte hatte den Mut, ihm Gesellschaft zu leisten, ohne daß er zum Kahlkopf geschoren wurde. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rotmantel nicht mehr in Rummelsburg spuke, ward er darüber sehr froh, und erteilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn seiner Meinung nach weggebannt habe.

Um die Zeit, als sich der Wein färbte, und der herannahende Herbst die Äpfel an den Bäumen rötete, kräuselten sich die braunen Locken wieder, der Wanderer schnürte sein Reisebündel: seine Sinnen und Gedanken waren auf die Weserbrücke gerichtet, um den Freund aufzusuchen, der ihm, nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers, Anweisung geben sollte, wie er sein Glück machen könnte. Indem er sich vom Wirt verabschiedete, zog dieser ein Pferd, mit Sattel und Zeug, aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beschenkte, daß er sein Schloß wieder wohnbar gemacht hatte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpennig reichen, und so kam Franz flink und wohlgenut in seine Vaterstadt wieder angeritten, wie er vor Jahresfrist daraus gezogen war. Er suchte sein altes Quartier

im engen Gäßgen auf, hielt sich aber gar still und eingezogen, und forschte nur unter der Hand, wie's mit der schönen Meta stünd, ob sie noch lebe, und unvermählt sei. Auf diese Frage erhielt er eine befriedigende Antwort, und begnügte sich vor der Hand daran: denn er wagte es nicht, ehe sein Schicksal entschieden wäre, ihr unter die Augen zu treten, oder seine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu lassen.

Mit heißer Sehnsucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche, seine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahre. Endlich erschien der langgewünschte Termin. Die Nacht vorher konnte er, vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kein Auge zutun; das Blut waltete und pochte in den Adern, wie im Schlosse Rummelsburg, da er des Besuchs von einem Poltergeiste sich versahe. Um den unbekanntem Freund nicht zu verfehlen, stund er schon vor Tagesanbruch auf, und begab sich in der ersten Morgendämmerung auf die Weserbrücke, die noch leer und ledig von Passanten war. Er ging verschiedenemal einsam darauf hin und wider, mit einem Vorgefühl freudiger Ahndung, das den eigentlichen Genuß aller irdischen Glückseligkeit in sich faßt, denn nicht die erreichten Wünsche, sondern die unbezweifelte Hoffnung, sie zu erreichen, gewähret dem menschlichen Geiste das volle Maß des höchsten und innigsten Vergnügens. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er sich im Besitz seines zu erwartenden Glücks, bei der geliebten Meta produzieren wollte; ob es ratsamer sei, sich ihr in vollem Glanze zu zeigen, oder nur im ersten Schimmer des Morgenlichtes, aus seiner bisherigen Dunkelheit hervorzugehen, und sie nach und nach die glückliche Veränderung seiner Lage wahrnehmen zu lassen. Die Neugierde tat bei dieser Gelegenheit tausend Fragen an den Verstand: Wer mag der Freund sein, der mir auf der Weserbrücke begegnen soll? Ob's wohl einer meiner alten Bekannten ist, bei denen ich, seit meinem Verfall, ganz vergessen bin? Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? Und wird dieser Weg kurz oder lang, bequem oder mühsam sein? Auf alles das wußte der Verstand, seines Sinnens und Spekulierens ungeachtet, keine Antwort.

Nach Verlauf einer Stunde, fing's an auf der Brücke lebhaft zu werden, es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin und her gebracht. Die gewöhnliche

Tagwache, von Bettlern und preßhaften Personen, besetzte nach und nach diesen zu ihrem Gewerbe wohlgelegnen Posten, um die Wohltätigkeit der Vorübergehenden in Kontribution zu setzen: an Armenanstalten und Arbeitshäuser hatte die weise Polizei damals noch nicht gedacht. Der erste von der zerfetzten Kohorte, der den jovialischen Spaziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe ansprach, war ein verabschiedeter Kriegsmann, der mit dem militärischen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes versehen war, das ihm, als er weiland fürs Vaterland focht, zum Lohn seiner Tapferkeit verliehen wurde, mit der Gerechtsame, zu betteln wo er wollte, und der nun, als Physiognomist, das Studium der Menschenkunde auf der Weserbrücke mit so gutem Erfolg trieb, daß er selten eine Fehlbitte um ein Almosen tat. Auch diesmal irrte sich sein Beschauungsblick keinesweges, indem ihm Franz, in der Freudigkeit seines Herzens, einen blanken Engelgroschen¹¹ in den Hut warf.

Zur Zeit der ersten Morgenstunden, wo nur der arbeitsame Handwerker tätig ist, der vornehmere Städter aber noch der trägen Ruhe pfleget, erwartete er die Erscheinung des verheißenen Freundes eigentlich noch nicht: er suchte ihn nicht in den niedrigsten Volksklassen, und nahm daher von den Passanten nur wenig Notiz. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Proceres von Bremen, in stattlichen Amtskleidern, zu Rat fuhren, und um die Börsenzeit, war er ganz Auge und Ohr, spähetete die Kommenden von ferne, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, geriet sein Blut in Bewegung, und er vermeinte an ihm den Schöpfer seines Glücks zu finden. Es verging indessen eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte hoch herauf; bald machte die Mittagszeit einen Stillstand in den Geschäften; das Getümmel verlor sich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit seiner Ankunft. Franz promenierte jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder, hatte keine andre Gesellschaft neben sich, als die Bettler, die sich ihre kalte Küche servierten, ohne den Platz zu verlassen. Er trug ebenfalls Bedenken dieses zu tun, und weil er nicht mit Lebensmitteln versehen war, kaufte er einiges Obst, und nahm sein Mittagsmahl ambulando ein.

Dem ganzen Klub, der auf der Weserbrücke tafelte, fiel der junge Mann auf, der vom frühen Morgen an bis an den Mittag hier gelauret hatte, ohne mit jemand Unterredung zu pflegen, oder ein Geschäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müßiggänger, und ungeachtet sie alle seine Mildtätigkeit erfahren hatten, entging er ihrem Spotte doch nicht: sie nannten ihn scherzweise den Brückenvogt. Der Physiognomist mit dem Stelzfuße aber bemerkte, daß seine Miene nicht mehr so heiter war als in der Morgenstunde, er schien einer Sache ernstlich nachzudenken, hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt, seine Bewegung war langsam und bedächtig, er nagte lange Zeit an einem Apfelkröbse, ohne daß er dieses selbst zu wissen schien. Aus dieser Beobachtung vermeinte der Menschenspäher Vorteil zu ziehen, darum setzte er sein natürliches und sein hölzernes Bein in Bewegung, begab sich an das andre Ende der Brücke, und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anschein eines neuen Ankömmlings, ihn nochmals um eine Beisteuer anzugehen, und dieser Fund gelang ihm aufs beste. Der tief sinnige Philosoph richtete keine Aufmerksamkeit auf den Bettler, griff mechanisch in die Tasche, und warf ihm ein Sechsgrotstück in den Hut, um seiner loszuwerden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tausend neue Gesichter zum Vorschein, der Harrende war nun des Verzugs seines unbekanntes Freundes müde, demungeachtet hielt die Hoffnung noch immer seine Aufmerksamkeit gespannt; er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, hoffte, daß ihn einer freundschaftlich umarmen sollte; aber alle gingen kaltsinnig ihres Weges, die mehresten bemerkten ihn gar nicht, und wenige erwiderten seinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, die Schatten wurden länger, die Frequenz auf der Brücke nahm ab, und das Bettlerpikett zog nach und nach heim, in seine Kasernen auf der Mattenburg. Eine tiefe Schwermut überfiel den Hoffnungslosen, da er seine Erwartung getäuscht und die herrliche Aussicht, die er des Morgens vor Augen hatte, am Abend nun verschwinden sahe. Er geriet in eine Art mißmutiger Verzweiflung, war nahe dabei über Bord zu springen und sich von der Brücke herab in die Weser zu stürzen. Aber ein Gedanke an Meta hielt ihn zurück, und bewog ihn, dieses Vorhaben so lange aufzuschieben, bis er sie noch einmal gesehen hätte; er

beschloß den folgenden Tag sie zu belauschen, wenn sie gehen würde Messe zu hören, zum letzten Mal aus ihrem reizenden Anblick Wonne zu trinken, und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weserstrom auf ewig abzukühlen.

Indem er sich anschickte, die Brücke zu verlassen, begegnete ihm der verabschiedete Lanzknecht mit dem Stelzfuß, der mancherlei Spekulationen zum Zeitvertreib gemacht hatte, was des jungen Mannes Intent sei, daß er, vom frühen Morgen bis zum Abend, die Brücke bewacht hätte. Er hatte um seinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil er's ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, sich an ihn selbst zu wenden und ihn darum zu befragen. »Nichts vor ungut, lieber Herr«, redete er ihn an, »vergönnt mir eine Frage.« Franz, der eben nicht bei gesprächiger Laune war, und die Ansprache, die er von einem Freunde so sehulich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürrisch: »Nun was ist's? Alter Graubart, rede!« »Wir zwei beide«, fuhr jener fort, »sind heut die ersten hier auf dieser Brücke gewesen, und sind nun auch die letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hierher, Almosen einzusammeln; aber Ihr seid doch, wahrlich! nicht von unsrer Gilde, und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauret. Lieber, sagt mir, wenn's kein Geheimnis ist, welche Ursach bringt Euch hierher; oder welcher Stein liegt Euch auf dem Herzen, den Ihr hier abwälzen wolltet?« »Was kann's frommen, Alter«, sprach Franz launisch, »ob du weißt, wo mich der Schuh drückt; oder welches Anliegen ich auf dem Herzen habe, dich wird's wenig kümmern.« – »Herr, ich will Euch wohl, darum, daß Ihre Eure Hand gegen mich aufgetan, und mir zweimal Almosen gegeben habt, das Euch Gott belohne! Aber Euer Angesicht war am Abend nicht so heiter wie am Morgen, und das frißt mir 's Herz.« Diese gutmütige Teilnahme des alten Kriegsknechtes gefiel dem Misanthropen, daß er nun das Gespräch gern unterhielt. »Ei nun«, antwortete er, »wenn dir daran gelegen ist, zu erfahren, warum ich mich hier die Langeweile habe plagen lassen, so wisse, daß ich einen Freund suchte, der mich hierher beschied, und nun vergeblich auf sich warten läßt.« »Mit Verlaub«, entgegnete der Stelzfuß, »daß ich frei reden mag, Euer Freund, sei er auch, wer er sei, ist 'n Schurke, daß er Euch so am Narrenseile führt. Tät er mir das, so sollt er, wahrlich! meine

Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen trät. War er verhindert Wort zu halten, sollt er es kund tun, und Euch nicht wie einen Knaben äffen.« »Ich kann ihm«, entschuldigte Franz, »sein Ausbleiben gleichwohl nicht verargen, er hat mir nichts versprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen.« Die Gespenstergeschichte war ihm zu erzählen zu weitläufig, darum hüllte er sie in einen Traum. »Das ist ein andres«, sprach der Alte, »wenn Ihr auf Träume baut, so wundert's mich nicht, daß Euch Eure Hoffnung betrügt. Mich hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumet; aber ich bin nie ein solcher Tor gewesen, darauf zu achten. Hätt ich all die Schätze, die mir im Traume sind beschert gewesen, die Stadt Bremen wollt ich damit kaufen, wo sie feilgeboten würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, auch weder Hand noch Fuß geregt, ihren Wert oder Unwert zu prüfen, ich wußte wohl, daß es vergebne Mühe damit sei. Ha! ich muß Euch ins Gesichte lachen, daß Ihr um eines leeren Traumes willen, einen schönen Lebenstag verschleudert, den Ihr, bei einem fröhlichen Gelag, besser zugebracht hättet.« – »Der Erfolg beweist, daß du recht hast, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber«, verteidigte sich Franz, »ich träumte so lebhaft und umständlich, vor länger als drei Monden, daß ich an eben diesem Tage und an diesem Orte einen Freund antreffen sollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu sagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren, ob der Traum zutreffen würde.« – »Oh«, versetzte der Stelzfuß, »niemand träumt lebhafter als ich! Einen Traum vergeß ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mich, weiß nicht vor wie viel Jahren, mein Schutzengel stünd an meinem Bette, in Gestalt eines Jünglings, mit goldgelockten Haaren, und zwei silberfarbenen Fittichen auf dem Rücken, und sprach zu mir: ›Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß keins verloren gehe aus deinem Herzen. Es ist dir ein Schatz beschieden, den du heben sollst, um dir davon gütlich zu tun, die übrige Zeit deines Lebens. Morgen abend, wenn die Sonne zum Untergang sich neiget, nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg, über die Tieber rechter Hand, nach der Balgenbrücke, an dem Johanniskloster hin, bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof durch den Schlüsselkorb, daß du gelangest außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Steige von vier

steinernen Stufen von der Straße hinunter zu dessen Eingang führt. Harre hier abseits, im Verborgnen, bis die Mondssichel dir leuchtet: dann stemme dich mit Mannskraft gegen die leicht verwahrte Tür, die dir nur schwach widerstehen wird. Tritt getrost ein in den Garten, und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beschattet, hinter demselben linker Hand überragt ein hoher Apfelbaum das niedrige Gebüsch, tritt an den Stamm dieses Baums, das Angesicht gerade gegen den Mond gekehret, schau drei Ellen breit vor dich auf die Erde, so wirst du zwei Zimtrosensträucher erblicken, dort schlage ein und grabe drei Spannen tief, bis du eine steinerne Platte findest, darunter liegt der Schatz begraben, in einer eisernen Truhe voll Gold und Geldeswert. Ob sie wohl schwer und unbehüflich ist, so scheue doch die Arbeit nicht, sie aus der Gruft zu heben, sie wird deiner Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüssel suchest, der unter der Truhe verwahrt ist.«

Vor Verwunderung starrte und staunte Franz den Träumer an, über das was er hörte, und würde seine Verwirrung nicht haben verbergen können, wo nicht die nächtliche Dämmerung ihm zustatten gekommen wär. Er erkannte, aus allen angegebenen Merkzeichen, seinen eignen vom Vater ererbten Garten, der des guten Mannes Steckenpferd bei seinem Leben gewesen war; um deswillen aber dem Sohne nicht behagte, vermöge der Erfahrungsregel, daß selten Vater und Sohn in einer Lieblingsneigung, wenn sie kein Laster ist, sympathisieren; denn im letztern Fall fällt der Apfel, wie man spricht, selten weit vom Stamme. Vater Melchior hatte den Garten ganz in seinem eignen Geschmacke angelegt, so bunt und seltsam wie sein Urenkelsohn, der sein Elysium durch eine originelle Beschreibung verewiget hat¹². Er hatte zwar keine gemalte Menagerie darinne zur Schau ausgestellt; aber er unterhielt gleichwohl eine sehr zahlreiche daselbst, von springenden Rossen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und andern Wundertieren, allesamt von reinem Gold geprägt, die er aber für jedermanns Augen sorgfältig verhehlte, und unter die Erde verbarg. Dieses väterliche Tempe hatte der verschwenderische Sohn, zur Zeit seiner Wildfangsepoche, um ein Spottgeld verschleudert.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal höchst interessant, da er merkte, daß eben dieser der Freund war, an den ihn das Nachtgespenst im Schlosse Rummelsburg adressiert hatte. Gern hätte er ihn umarmen, und im ersten Entzücken Freund und Vater nennen mögen; doch hielt er sich zurück und fand ratsamer, sich gegen ihn über die mitgeteilte Nachricht nicht weiter auszulassen. Darum sprach er: »Das laß ich mir einen umständlichen Traum sein! Aber, Alter, was tatest du am Morgen beim Erwachen? Befolgest du nicht, wozu der Schutzengel dich anmahnte?« »Ei wie sollt ich«, antwortete der Träumer, »vergebne Arbeit tun? Es war ja nichts als ein leidiger Traum. Wenn mir mein Schutzengel erscheinen wollte, so hab ich der schlaflosen Nächte in meinem Leben gar viel gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat sich wohl nie sehr um mich bekümmert, sonst würde ich nicht, zu seiner Schande, auf diesem Stelzfuß hinken.« Franz zog sein letztes Silberstück hervor, das er bei sich trug. »Nimm«, sprach er, »alter Vater, diese Gabe noch von mir, zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk, dein Gespräch hat meine üble Laune verscheucht. Verabsäume nicht, dich fleißig auf dieser Brücke einzufinden, wir sprechen, hoff ich, uns hier wieder.« Der lahme Greis hatte seit langer Zeit kein so reiches Almosen eingeerntet, als an diesem Tag, er segnete dafür seinen Wohltäter, krückte sich in ein Wirtshaus und tat sich eine Güte; Franz aber eilte, von neuer Hoffnung belebt, seiner Wohnung im engen Gäßgen zu.

Am folgenden Tage setzte er alles in Bereitschaft, was zum Schatzgraben erforderlich ist. Die außerwesentlichen Requisita, Beschwörungsformeln, Zaubersegen, Zaubergürtel, hieroglyphische Charaktere und dergleichen mangelten ihm gänzlich; sie sind aber auch entbehrlich, wenn nur die drei Hauptfordernisse nicht fehlen, Schippe, Spaten, und vor allen Dingen der Schatz unter der Erde. Das nötige Arbeitszeug schaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle, und verbarg es einsweils in eine Hecke; was aber den Schatz selbst betraf, so hatte er den festen Glauben, daß der Geist im Schlosse, und der Freund auf der Brücke, an ihm nicht würden zu Lügnern werden. Mit sehnllichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieser seine Silberhörner durchs Gebüsch streckte, gab er sich frisch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihm der alte Invalid gelehret hatte,

und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer dabei zu bestehen; ohne daß ihn ein schwarzer Hund erschreckt, oder ein blaues Flämmlein dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiser Vorsicht diesen Notpfennig hier vergrub, hatte keinesweges die Absicht, seinem Sohne diesen beträchtlichen Teil der Erbschaft zu entziehen, der Verstoß lag nur darinne, daß Freund Hein auf eine andre Manier den Erblasser aus der Welt geleitete, als dieser vermutet hatte. Er war gänzlich überzeugt, daß er alt und lebenssatt, mit allen Formalitäten eines ordentlichen Krankenlagers, das Zeitliche gesegnen würde, wie ihm in der Jugend war prophezeit worden. Da wollte er nun, wenn er nach Kirchengebrauch die Letzte Ölung empfangen hätte, seinen geliebten Sohn ans Sterbebette zu sich rufen, nachdem er alle Umstehenden zuvor entlassen hätte, ihm den väterlichen Segen erteilen, und zum Valet, den im Garten vergrabenen Schatz nachweisen. Es wäre auch alles in seiner Ordnung gegangen, wenn das Lebenslicht des guten Alten ausgelöscht wär wie ein brennendes Tocht, dem es an Öl gebricht; da es aber der Tod hinterlistigerweise auf einem Gastmahl ausputzte, so nahm er, wider Willen, sein Mammonsgeheimnis mit ins Grab, und es waren beinahe so viel glückliche Konkurrenzen erforderlich, ehe das verscharrte Patrimonium an den rechten Erben kam, als wenn es durch die Hand der Gerechtigkeit an die Behörde wäre befördert worden.

Mit unermeßlicher Freude nahm er die unförmlichen spanischen Matten in Empfang, die der eiserne Kasten, nebst einer großen Anzahl anderer Sorten von feinem Gepräge, getreulich verwahret hatte. Nachdem der Taumel der ersten Wonnetrunkenheit etwas verraucht war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt und sicher ins enge Gäßgen zu transportieren sein möchte. Die Bürde war zu schwer, sie ohne Gehülfen fortzubringen, daher wachten mit dem Besitz des Reichthums auch alle damit verknüpfte Sorgen auf. Der neue Krösus wußte sich nicht anders zu raten, als sein Kapital einem hohlen Baume, der hinterm Garten auf einer Wiese stund, auf Treu und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kasten vergrub er wieder in das Rosengebüsch, und ebnete den Platz so gut er konnte. In Zeit von drei Tagen, war der Schatz aus dem hohlen Baume wohlbehalten ins enge Gäßgen eingelotset, und nun glaubte der

Inhaber, mit Ehren sein strenges Inkognito ablegen zu können. Er kleidete sich aufs beste, ließ die Vorbitte in der Kirche abstellen, und begehrte dagegen eine christliche Danksagung für einen Reisenden, bei der Wiederkehr in seine Vaterstadt, nach glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte. Er verbarg sich in der Kirche in einen Winkel, wo er unbemerkt die schöne Meta beobachten konnte, verwendete von ihr kein Auge, und trank aus ihrem Anblick alles das Entzücken, dessen Vorempfindung ihn von dem Hallorumsprunge, von der Weserbrücke, zurückhielt. Wie's an die Danksagung kam, blickte frohe Teilnehmung aus allen ihren Gesichtszügen, und die jungfräulichen Wangen glüheten vor Freude. Die gewöhnliche Begegnung auf dem Heimwege war so sprechend, daß sie auch dem dritten Mann, der darauf gemerkt hätte, wäre verständlich gewesen.

Franz erschien nun wieder auf der Börse, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen schon ins Große ging, und da sein Wohlstand täglich mehr in die Augen fiel, urteilte Freund Neidhard der Lästerzüngler, er müsse bei Einkassierung der alten Schulden mehr Glück als Verstand gehabt haben. Er mietete ein großes Haus, dem Roland gegenüber auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an, und trieb seine Geschäfte unverdrossen. Da handhabte das leidige Völklein der Schmarotzer wieder fleißig die Klingel an der Tür, kamen zu Hauf und erdrückten ihn schier mit Freundschaftsversicherungen und Glückwünschen, zu erneuertem Wohlergehen; vermeinten ihn wieder, mit ihren räuberischen Klauen, zu erfassen. Aber er war durch Erfahrung klug worden, bezahlte sie mit ihrer eignen Münze, speiste ihre falsche Freundlichkeit mit glatten Worten ab, und ließ sie mit leerem Magen abziehen, welches souveräne Mittel, das lästige Geschmeiß der Gutschmecker und Schranzen zu vertreiben, die beabsichtigte Wirkung tat, daß sie wegblieben.

In Bremen war der neu emporschwebende Franz das Märchen des Tages, die Fortüne, die er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Gespräche auf Ehrengelagen, vor den Gerichtsschranken, und auf der Börse. Doch in dem Maße, wie der Ruf von seinem Glück und Wohlstand wuchs, nahm die Zufriedenheit und Gemütsruhe der schönen Meta ab. Der Freund in petto war, ihrer Meinung nach, jetzt wohl dazu qualifiziert, ein lautes Wort zu sprechen.

Demungeachtet blieb seine Liebe noch immer stumm, und außer der Begegnung auf dem Kirchwege, ließ er nichts von sich hören. Selbst diese Art von Aufwartung wurde sparsamer, und dergleichen Aspekten deuteten nicht auf warme, sondern auf kalte Witterung in der Liebe. Die traurige Harpyie Celano Eifersucht umflatterte, zur Nachtzeit, ihr Kämmerlein, und girrete, wenn der goldne Schlaf ihr kaum die blauen Augen zugeedrückt hatte, manche bange Ahnung der Erwachenden ins Ohr. »Laß die süße Hoffnung schwinden, einen Unbeständigen zu fesseln, der als ein leichter Ball von jedem Winde umgetrieben wird. Er liebte dich und war dir treu, solange sein Glück dem deinigen die Waage hielt: nur gleich und gleich gesellet sich. Jetzt hebt ein günstiger Los den Wankelmütigen weit über dich empor. Ach! nun verschmähet er die reinsten Triebe im dürftigen Gewand, da Prunk und Pracht, und Reichtum wieder um ihn braust, und buhlt, wer weiß um welche stolze Schöne, die ihn verstieß, als er im Staube lag, und mit Sirenenruf nun wieder zu sich lockt. Vielleicht hat ihn des Schmeichlers Stimme von dir abgewendet, der zu ihm mit verführerischen Worten sprach: Dir blüht der Garten Gottes in deiner Vaterstadt, Freund, du hast jetzt die Wahl von allen Mädchen, drum wähle mit Verstand, nicht mit den Augen nur. Es gibt der Mädchen viel, und viel der Väter, die heimlich auf dich lauren; dir weigert keiner seine Lieblingstochter. Nimm Glück und Ehre mit der Schönsten, auch Sippschaft und Vermögen hin. Die Ratsherrn-Würde kann dir nicht entgehen, wo der Gefreundschaft Stimme viel in der Stadt vermag.«

Diese Eingebungen der Eifersucht beunruhigten und quälten ihr Herz unablässig, sie musterte ihre schönen Zeitgenossinnen in Bremen durch, und maß den großen Abstand so vieler glänzenden Partien, gegen sich und ihre Verhältnisse, und da fiel das Resultat nicht für sie günstig aus. Die erste Nachricht von der Glücksveränderung ihres Geliebten, hatte sie im Geheim entzückt, nicht in der eigennützigen Absicht, Teilhaberin eines großen Vermögens zu werden, sondern um der guten Mutter Freude zu machen, die auf alles Erdenglück Verzicht getan, nachdem die Heurat mit dem Nachbar Hopfenkönig sich zerschlagen hatte. Jetzt wünschte Meta, der Himmel möchte die kirchliche Vorbitte nicht erhöret, und den Verrichtungen des Reisenden keinen so glücklichen Erfolg verliehen, sondern ihn vielmehr bei Salz und Brot erhalten haben, welches er gern mit

ihr teilen würde. Die schöne Hälfte der Menschheit ist ganz und gar nicht geschickt, ein geheimes Anliegen zu verhehlen: Mutter Brigitta merkte bald den Trübsinn ihrer Tochter, und erriet auch, ohne eben eines Scharfblicks dazu benötigt zu sein, dessen Grund und Ursach vollkommen. Das Gerücht, von dem wieder aufgegangenen Glücksstern ihres ehemaligen Flachsspediteurs, der jetzt als ein Muster eines ordentlichen, verständigen und tätigen Handelsmannes gepriesen wurde, war ihr ebenso wenig, als die Gesinnung der holden Meta gegen ihn verborgen, und sie urteilte, wenn es mit seiner Liebe auf Ernst gemeinet sei, so wär's unnötig, so lange zu zaudern, ohne sich deutlich zu erklären. Doch zu Schonung ihrer Tochter erwähnte sie nie etwas davon; bis dieser endlich das Herz so voll war, daß sie die gute Mutter zur Vertrauten ihres Kummers machte, und ihr die wahre Ursache desselben offenbarte. Die kluge Frau erfuhr dadurch wenig mehr, als sie bereits schon wußte. Aber dieses freie Geständnis gab Gelegenheit, daß sich Mutter und Tochter gegeneinander, über diese Herzensangelegenheit expektorierten. Jene machte dieser diesfalls keine Vorwürfe weiter, sie glaubte, zu geschehenen Dingen müsse man das Beste reden; sie wendete vielmehr alle ihre Beredsamkeit an, die Niedergeschlagne zu trösten und anzumahnen, fehlgeschlagne Hoffnung mit standhaftem Mute zu ertragen.

In dieser Absicht buchstabierte sie ihr das sehr vernünftige moralische a-b-ab vor: »Kind, du hast a gesagt«, sprach sie, »nun muß du auch b sagen; du hast dein Glück verschmäht, da es dich suchte, nun mußt du dich auch drein ergeben, wenn es dir nicht wieder begegnet. Die Erfahrung hat mich gelehret, daß die zuversichtlichste Hoffnung am ersten trügt. Darum folge meinem Beispiel, entsage der schönen Gleisnerin, so wird sie deine Zufriedenheit nicht stören. Rechne nicht auf eine Verbesserung deines Schicksals, so wirst du dich mit deinem Zustande begnügen. Ehre die Spindel, die dich nährt, was kümmern dich Glück und Reichtum, wenn du ihrer entraten kannst?« Auf diese herzige Oration folgte eine rauschende Symphonie der Schnappweife und des Spinnrads, um die durch das Gespräch verlorne Zeit wieder beizubringen. Mutter Brigitta philosophierte in der Tat aus dem Herzen heraus: sie hatte den Plan ihres Lebens, nachdem sich die Anlage zu Wiederherstellung ihres ehemaligen Wohlstandes verschoben

hatte, so vereinfacht, daß das Schicksal darin nichts mehr verwirren konnte; aber Meta war noch weit von diesem philosophischen Ruhepunkte entfernt. Daher wirkten diese Lehre, Vermahnung und Trost ganz anders, als sie gemeinet waren: die gewissenhafte Tochter betrachtete sich jetzt, als die Zerstörerin der süßen mütterlichen Hoffnung, und machte sich tausend Vorwürfe deswegen. Ob sie gleich den mütterlichen Heuratsplan nie adoptieret, und nur auf Salz und Brot in der zukünftigen Ehe gerechnet hatte: so waren ihre Küchenprojekte, nachdem sie von der wieder aufblühenden Handlung und dem Reichtum ihres Herzspiels Kundschaft erhalten hatte, schon auf sechs Schüsseln gestiegen, und es war für sie ein entzückender Gedanke, durch ihre Wahl den Wunsch der guten Mutter dennoch zu realisieren, und sie wieder in den ehemaligen Wohlstand versetzt zu sehen.

Dieser schöne Traum verschwand nun allgemach, da Franz nichts mehr von sich hören ließ, dazu kam noch eine Sage, die in der ganzen Stadt umlief, er lasse sein Haus, zu seiner bevorstehenden Vermählung mit einer reichen Antwerperin, aufs herrlichste ausschmücken, und die Braut sei schon im Anzuge. Diese Hiobspost brachte das liebevolle Mädchen ganz aus der Fassung: sie sprach von Stund an dem Abtrünnigen das Verbannungsurteil aus ihrem Herzen, gelobte sich, nicht mehr an ihn zu gedenken, und netzte dabei den ausgezogenen Faden mit Tränen. In einer der schwermutsvollen Stunden, wo sie dies Gelübde brach, und wider Willen an den Treulosen dachte, – denn sie hatte eben einen angelegten Rocken abgesponnen, und von der Mutter war ihr ehemals ein Sprüchlein gelehrt, zu Fleiß und Arbeit sie zu ermuntern, das lautete:

Spinn, Töchterlein, spinn,
der Freier sitzt drin!

An dieses Sprüchlein dachte sie, sooft sie einen Rocken aufgesponnen hatte, und dabei mußte ihr notwendig der Wankelmütige einfallen, – in einer solchen schwermutsvollen Stunde pochte ein Finger gar zierlich an die Tür. Mutter Brigitta sahe hinaus, da stund der Freier davor. – Und wer war's? – Wer anders, als Freund Franz aus dem engen Gäßchen? Er hatte sich mit einem prächtigen Feierkleide herausgeputzt, und seine wohlgekämmten lichtbraunen Locken düfteten Wohlgeruch.

Dieser stattliche Aufzug ominierte allerdings eine andere Absicht, als ein Flachsnegez; Mutter Brigitta bestürzte; sie wollte reden, aber die Worte versagten ihr. Meta erhob sich beklommen vom Sessel, glühete wie eine Purpurrose und schwieg. Franz aber war der Sprache mächtig, legte dem zärtlichen Adagio, das er ihr ehemals vorlauteniert hatte, nun einen schicklichen Text unter, und erklärte ihr seine stumme Liebe mit deutlichen Worten. Hierauf tat er um sie bei der Mutter feierliche Anwerbung, und legitimierte sich dadurch, daß die Zubereitungen in seinem Haus zum Empfange einer Braut, auf die reizvolle Meta wären gemeinet gewesen.

Die umständliche Frau wollte, nachdem sie ihre Sensationen wieder ins Gleichgewicht gestellet hatte, den Antrag, nach Gewohnheit, in achttägige Überlegung ziehen; ob ihr gleich die Freudentränen über die Wangen rollten, die auf kein Hindernis ihrerseits, sondern vielmehr auf beifällige Resolution deuteten. Franz war aber so dringend in seinem Gewerbe, daß sie zwischen dem mütterlichen Kostum und dem Verlangen des Freiwerbers einen Mittelweg suchte, und die holde Meta bevollmächtigte, das Decisum in der Sache nach ihrem Gutbefinden zu fällen. In dem jungfräulichen Herzen hatte sich, seit Franzens Eintritt ins Zimmer, eine merkliche Revolution ereignet. Seine Erscheinung war der redendste Beweis seiner Unschuld, und da sich während der Unterredung deutlich ergab, daß der scheinbare Kaltsinn nichts anders als Eifer und Betriebsamkeit gewesen war, teils Handelsgeschäfte in Gang zu bringen, teils das Nötige zur bevorstehenden Eheverbindung zu veranstalten: so lag der geheimen Wiederaussöhnung kein Stein des Anstoßes im Wege. Sie verfuhr mit dem Verbanneten, wie Mutter Brigitta mit der außer Aktivität gesetzten Spinnergerätschaft, oder der erstgeborene Sohn der Kirche mit einem exilierten Parlament, berief ihn mit Ehren in ihr hochklopfendes Herz zurück, und verlieh ihm darin alle vormalige Gerechtsame. Das entscheidende bilitteralische Wörtlein, das das Glück der Liebe bestätigt, gleitete mit unaussprechlicher Anmut von ihren sanften Lippen, daß der erhörte Liebhaber sich nicht enthalten konnte, solches mit einem feurigen Kusse aufzufangen.

Das zärtliche Paar hatte nun Zeit und Gelegenheit, alle Hieroglyphen ihrer geheimnisvollen Liebe zu entziffern und zu paraphrasieren, welches die angenehmste Unterhaltung gab, die jemals zwei Liebende miteinander gepflogen haben. Sie fanden, was sich unsre Exegeten wünschen sollten, daß sie den Grundtext immer richtig verstanden und interpretiert hatten, ohne jemals den wahren Sinn ihrer wechselseitigen Unterhandlungen zu verfehlen. Es kostete dem entzückten Bräutigam beinahe ebensoviel Überwindung, sich von der reizenden Braut zu scheiden, als an dem Tage, da er seinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat. Er hatte aber noch einen notwendigen Gang zu tun, den er in Person zu verrichten sich nicht entbrechen wollte, daher wurd's endlich Zeit, sich zu beurlauben.

Dieser Gang war auf die Weserbrücke gerichtet, zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergessen war, ob er gleich lange verzogen hatte, demselben Wort zu halten. So scharf der spähende Graukopf, seit der Entrevue mit dem freigebigen Pflastertreter, alle Passanten aufs physiognomische Korn genommen hatte, so wenig konnte er seiner doch wieder ansichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Besuch verheißen hatte. Seine Gestalt war ihm indessen noch nicht aus dem Gedächtnis verschwunden. Sobald er den schöngeputzten Mann von ferne erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiderte des Alten Gruß, und sprach: »Freund, kannst du mit mir wohl einen Gang in die Neustadt tun, um ein Gewerbe auszurichten? Deine Mühe soll nicht unvergolten bleiben.« – »Warum das nicht?« antwortete der Altvater, »ob ich gleich ein hölzern Bein habe, so kann ich doch damit so rüstig schreiten, als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umkrochen hat¹³: denn der hölzerne Fuß, sollt Ihr wissen, hat die Eigenschaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber ist, das zwischen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln.« – »Was ist's mit dem Grauröcklein?« frug Franz, »laß mich wissen, welche Beschaffenheit es damit habe?« – »Das Grauröcklein bringt mir täglich einen Silber Groschen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommet auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, drum laß ich's bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein sei gar der Teufel, der meine Seele mit dem

Geld erkaufen wolle. Doch sei er's, oder sei er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin den Kauf nicht eingegangen, so kann er auch nicht gelten.« – »Ich denke wohl«, sprach Franz, mit lachendem Munde, »dem Grauröcklein läuft der Schalk hinterdrein. Folge du mir, der Silbergroshen soll dir drum nicht fehlen.«

Der Stelzfuß machte sich auf, hinkte seinem Geleitsmanne nach, und dieser führte ihn Straß auf Straß ab, in eine entlegne Gegend der Stadt nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hause stehen und klopfte an die Tür. Da solche aufgetan wurde, sprach er: »Freund, du hast mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es ist billig, daß ich dir den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieses Haus, mit allem Zubehör, und dem Garten, worauf es stehet, ist dein Eigentum; Küch und Keller ist gefüllt, ein Aufwärter bestellt, dein zu pflegen, und den Silbergroshen obendrein wirst du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Es soll dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener ist, den ich sandte, dir täglich ein ehrliches Almosen zu reichen, bis ich diese Wohnung für dich zubereiten ließ. Willst du, so magst du mich für deinen guten Engel halten, weil's dein Schutzengel dir nicht zu Danke gemacht hat.«

Er führte den Alten drauf in seine Wohnung ein, wo der Tisch bereitet und alles zu seiner Bequemlichkeit und Leibespflge angeordnet war. Der Graukopf war von seinem Glück so überrascht, daß er's nicht fassen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen sich also erbarmen sollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greises Angesicht, und sein Wohltäter begnügte sich daran, ohne abzuwarten, daß sich dieser von seiner Bestürzung erholte, um ihm mit Worten zu danken, schwand nach dieser ausgerichteten Engelbotschaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm, die Sache zu reimen wie er konnte.

Am folgenden Morgen war's in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz schickte Kaufleute, Juwelier, Putzmacherinnen, Spitzenhändler, Schneider, Schuster und Nähterinnen zu ihr, teils allerlei Waren, teils ihre guten Dienste

ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erfordernisse zum Brautstaat auszuwählen, und sich das Maß zu neuen Kleidungsstücken nehmen zu lassen. Ihr niedlicher Fuß, der schöngestaltete Arm und die schlanke Taille, wurden so oft und so sorgfältig ausgemessen, als wenn ein kunstreicher Bildner das Modell zu einer Liebesgöttin von ihr hätte nehmen sollen. Der Bräutigam ging indessen, das Aufgebot zu bestellen, und ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum Altare, mit einer Feierlichkeit, die das glänzende Hochzeitgepränge des reichen Hopfenköniges verdunkelte. Mutter Brigitta genoß die Wonne, der tugendsamen Meta den Brautkranz aufzuschmücken, erreichte den Wunsch vollkommen, ihren Weibersommer bei gutem Wohlstand zu verleben, und sie verdiente diese Zufriedenheit, als eine Belohnung um einer lobenswürdigen Eigenschaft willen, die sie besaß: sie war die leidlichste Schwiegermutter, die jemals ist erfunden worden.

Fußnoten

1 Davon schreibt sich, der Sage nach, die an einigen Orten noch gewöhnliche scherzhafte Gesundheit her: Des Alten Sohn soll leben!

2 Was wird die Welt dazu sagen?

3 Sprüchwörter Salom. 31. Kap. 11. Vers bis zu Ende.

4 Eins der ansehnlichsten Gebäude in Bremen, worinne die Konvente der Kaufleute gehalten werden.

5 apo to oran erxetai to eran

6 Ehe der Koffee bekannt war, pflegten Damen von Stande den weiblichen Besuch mit Konfekt oder anderm Backwerk und süßem Weine zu bedienen; wirtschaftlichere Hausmütter substituierten dafür Reisbrei und ein Glas Landwein. Der erstere stund als eine vorzügliche Leckerei in großem Kredit, und wurde bei den Gastmahlen der Fürsten aufgetragen. Ohne Reisbrei wurde selbst kein kurfürstlich Beilager vollzogen, wie die archivarischen Urkunden aufbewahrter alter Küchenzedel besagen.

7 Sankt Christoph erscheint seinen Schutzbefohlenen nie in einem einsamen Kämmerlein, wie die übrigen Heiligen, mit Himmelslicht umflossen: Für seine gigantische Natur ist jedes Zimmer zu niedrig, daher tut der heilige Enakssohn alle Geschäfte mit seinen Pfleglingen nur vor dem Fenster ab.

8 Die ältesten Taschenuhren wurden von der Form, welche man ihnen zuerst gab, Stundeneier genannt.

9 Anna von Bretagne.

10 So wurden die spanischen Schiffe ehemals genannt, die nach Amerika gingen.

11 Eine Münze, die im Erzgebürge ausgeprägt wurde, aber überall im deutschen Reiche Kurs hatte, an Wert ungefähr vier Groschen.

12 In Hirschfelds Gartenkalender vom Jahr 1783 auf der 126. u.f.S.

13 Laut einer alten Sage, verhiess eine benachbarte Gräfin den Bremern scherzweise so viel Land zu schenken, als ein Krüppel, der sie eben um ein Almosen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt sie beim Wort, und der Krüppel kroch so gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam.

Die Bilder der Ahnen.

*Erzählung von August Apel, aus: Cikaden.
Im Kunst- und Industrie-Comptoir. Berlin. 1810.*

Die Dämmerung war beinahe zur völligen Dunkelheit geworden, als Ferdinands Wagen noch langsam durch den Wald fuhr. Der Postillion stimmte die oft gehörten Klagen über die fast unfahrbaren Straßen des Landes an, und Ferdinand hatte bei der allmählichen Bewegung seines Fuhrwerks Muße genug, sich den Betrachtungen und Gefühlen zu überlassen, welche seine Reise und ihr Zweck in ihm rege machten. Er hatte, nach der Sitte der jungen Leute seines Standes, einige Akademien besucht, und war vor kurzem von einer Reise durch die merkwürdigsten Länder Europa's in sein Vaterland zurückgekehrt, um die Erbschaft feines indessen gestorbenen Vaters in Empfang zu nehmen.

Ferdinand war der einzige Sohn seines Vaters, und der letzte Zweig des alten Pannerschen Stammes; um so mehr drang seine Mutter darauf, daß er, den Geburt und Reichthum zu den glänzendsten Verbindungen berechtigten, ihr eine willkommene Schwiegertochter, und der Welt einen Erben seines Namens und seiner Güter schenken möchte. Angelegentlicher, als Alle andre, nannte sie Klotilden von Hainthal, wenn sie mit ihrem Sohn über die Wahl seiner künftigen Gemahlin sprach. Anfangs nannte sie ihren Namen unter Mehrern der Vorzüglichsten, welche sie der Aufmerksamkeit ihres Sohnes Werth hielt; bald aber nannte sie selten neben ihr noch eine Andre, und endlich erklärte sie ziemlich bestimmt, ihre Zufriedenheit beruhe auf dieser Verbindung, und sie erwarte, daß Ferdinand ihre für ihn getroffene Wahl billigen werde.

Ferdinand schien indessen nur ungern an eine ernste Verbindung zu denken, und die oft und angelegentlich wiederholten Erinnerungen seiner Mutter waren eben nicht geeignet, ihm die entfernte Klotilde liebenswürdig zu machen. Doch entschloß er sich endlich zu einer Reise in die Residenz, wo die ihm bestimmte Braut sich des Karnevals wegen mit ihrem

Vater aufhielt. Hier wollte er sie, den Bitten seiner Mutter gemäß, wenigstens kennen lernen, und, wie er im Geheimen hoffte, Gelegenheit finden, dieser Verbindung etwas anders, als Eigensinn, wie die Mutter seine Weigerung nannte, entgegen zu setzen.

Allein auf dieser Reise in seinem Wagen, und um sich die Stille des nächtlichen Waldes, träumte er sich zurück in die vergangene Zeit der ersten jugendlichen Jahre, in welche die fliehende Kindheit noch den Widerschein ihrer lieblichen Farben wirft. Es dünkte ihn, als könne er in keiner Zukunft das wiederfinden, was ihn aus jenen Zeiten so wunderbar freundlich anlächelte, und je lieblicher ihn die Vergangenheit an sich zog, desto widriger war ihm der Blick in die Zukunft, die er sich selbst gegen seine Neigung bereiten sollte.

Die Langsamkeit, mit welcher auf dem unebenen Boden sein Fuhrwerk sich bewegte, brachte ihn für seine Wünsche viel zu schnell dem Ziele seiner Reise näher, und die weißen Stundensäulen, deren er immer mehr hinter sich ließ, schienen ihm, wie weiße Gespenster, Unglück verkündigend, bei seinem Wagen vorbei zu wandeln.

Schon tröstete der Postillion, daß die Hälfte des Weges nun bald erreicht sey, und daß die Straße dann, von dem letzten Lustschlosse des Fürsten an, in sehr gutem Stande sey; aber Ferdinand befahl seinem Jäger, im nächsten Dorfe, wo er die Nacht zubringen würde, halten zu lassen, und die Pferde zurück zu schicken.

Der Weg nach dem Wirthshause des Dorfes zog sich an einigen Gärten hin. Einzelne Töne von musikalischen Instrumenten ließen Ferdinand ein lärmendes Fest der Dorfbewohner erwarten, dessen Zuschauer er nicht ungern zu seyn pflegte, und von dessen Gewühl er sich eine willkommene Zerstreuung seines Mismuthes versprach. Bald aber bemerkte er in den Tönen nicht die, den Wirthshäusern gewöhnlichen Melodien; und die hell erleuchteten Fenster eines artigen Landhauses, aus welchem die Töne hervordrangen, ließen ihm keinen Zweifel, daß sich hier eine Gesellschaft aus gebildeteren Ständen, als man gewöhnlich auf Dörfern in der rauhen Jahreszeit findet, mit der Ausführung musikalischer Werke vergnügte.

Endlich hielt der Wagen vor dem kleinen, ziemlich verfallenen Wirthshause. Ferdinand, der sich hier wenig Unterhaltung und viel Unbequemlichkeit versprach, fragte nach dem Besitzer des Dorfs; aber dieser hatte sein Schloß auf einem benachbarten Gute, und Ferdinand mußte sich entschließen, mit dem besten Platz, welchen ihm der Wirth anweisen konnte, vorlieb zu nehmen.

Sich zu zerstreuen, entschloß er sich zu einem Spaziergang durch das Dorf. Es zog ihn nach der Gegend, in welcher er vor, hin die Musik gehört hatte, und in kurzer Zeit hallten ihm die Töne wieder einladend entgegen. Er näherte sich langsam, und trat unter die Fenster des Gartenhauses.

In der offenen Thür desselben saß ein kleines Mädchen, und spielte mit ihrem kläffenden Favoriten. Ferdinand, den dieses fremdartige Accompagnement störte, fragte das Kind, wer in diesem Hause wohne? — „Hier?“ — antwortete die Kleine freundlich, — „ei, hier wohnt der Vater: kommen Sie nur mit!“ und damit hüpfte sie die Treppe hinauf.

Ferdinand zögerte etwas, der schnellen Einladung zu folgen; bald aber kam der Hauswirth selbst die Treppe herab. — „Unsre Musik hat Sie wahrscheinlich hierher gelockt,“ redete er den Fremden freundlich an, — „Sie sind hier in der Pfarrwohnung, und mir herzlich willkommen!“

„Meine Nachbarn und ich haben ein wöchentliches musikalisches Kränzchen errichtet,“ — fuhr er fort, indem er Ferdinand die Treppe hinaufführte — „und heute trifft mich die Reihe. Ist Ihnen gefällig, an der Musik Theil zu nehmen, oder zuzuhören, so nehmen Sie hier bei uns Platz: oder wenn Sie durch bessere Musik, als Sie von Dilettanten erwarten können, verwöhnt sind, so finden Sie hier im Nebenzimmer bei meiner Frau noch eine kleine Gesellschaft, die neben unsern Tonübungen ihre Redeübungen treibt.“ — Hiermit öffnete er eine Seitenthüre, machte dem Fremden eine kleine Verbeugung, und setzte sich auf seinen Sessel an das Notenpult. Ferdinand wollte einige Entschuldigungen vorbringen, aber die Gesellschaft fing ohne langes Stimmen die unterbrochene Musik von neuem an, die artige junge Wirthinn bat ihn ebenfalls, nach seinem Gefallen, entweder bei ihrem Manne, oder bei ihrer Gesellschaft Platz zu

nehmen, und Ferdinand trat nach einigen Höflichkeitsbezeigungen in ihr Zimmer.

Um das Sofa schloß sich ein Halbkreis von Stühlen, von welchen, bei Ferdinands Eintritt, eine Gesellschaft von Frauen, und einigen wenigen Männern, sich, wie es schien, etwas unwillig über die Unterbrechung, erhob. In der Mitte saß auf einem niedrigen Sessel, mit dem Rücken gegen die Thür, ein junges lebhaftes Mädchen, die bei dem allgemeinen Aufstande das Gesicht nach der Thüre wendete, und bei dem Anblick des Fremden etwas verlegen und erröthend aufstand. Ferdinand bat dringend, die Unterhaltung nicht zu unterbrechen; man setzte sich wieder, und die Wirthinn wies dem Fremden den Ehrenplatz auf dem Sofa neben ein paar bejahrten Damen an; ihren eignen Stuhl setzte sie neben den Fremden.

„Sie werden bei uns um die Musik kommen,“ — jagte sie, indem sie die Thüre zu dem Musikzimmer zudrückte. „Ich höre zwar selbst sehr gern Musik, nur kann ich mit meinem Mann den Enthusiasmus für bloße Quartett, und Quintett-Musik nicht theilen. Vielen meiner Freundinnen geht es eben so; wir haben daher, wenn unsre Männer bei ihren Notenpulten sitzen, unsre Conversation für uns, welche aber unsern Nachbarn Virtuosen oft zu laut wird. Heute gebe ich meinen lange versprochenen Gespensterthee, wo jeder ein Gespenstergeschichtchen oder etwas ähnliches erzählen muß, und Sie sehn, mein Auditorium ist um ein gut Theil zahlreicher, als das musikalische.“

„Erlauben Sie mir, es zu vermehren?“ — erwiderte Ferdinand. — „Zwar bin ich nicht so geschickt im Auflösen des Wundenbaren wie Hennings oder Wagener ...“

„Da kämen Sie auch bei uns übel an,“ — fiel ihm eine niedliche Brünette ins Wort; — „es ist hier ausgemacht, daß keine Erklärung versucht werden darf, wäre sie auch noch so wahrscheinlich. Das Erklären nimmt einem die ganze Freude an der Erzählung.“

„Desto besser—“ sagte Ferdinand — „aber ohne Zweifel störte ich eben eine interessante Erzählung: darf ich bitten ...“

Die schlanke Blonde, die vorhin von dem Sessel aufgestanden war, erröthete, wieder; die kleine muntere Wirthinn aber faßte sie schäkernd am Arme, und führte sie mitten in den Kreis. — „Mache nur keine Umstände, Kindchen,“ — sprach sie — „setze

dich auf deinen Sessel und erzähle dein Geschichtchen aus. Der Herr da muß hernach auch etwas zum Besten geben!“

„Nun wenn Sie das versprechen —“ sagte die Blonde, und Ferdinand verbeugte sich bejahend. Sie setzte sich auf den angewiesenen Platz des Erzählers, und begann: „Eine meiner Freundinnen, — sie hieß Juliane — brachte mit ihren Aeltern und Geschwistern regelmäßig alle Sommer auf einem Landgute ihres Vaters zu. Es lag in einer romantischen Gegend, in der Ferne von Gebirgen eingeschlossen, zwischen hohen Eichenwäldern und angenehmen Lusthainen.“

„Das Schloß selbst war uralt, und von einer unzähligen Menge Vorfahren auf Julianens Vater vererbt worden. Daher entschloß sich dieser auch nicht leicht, etwas verändern zu lassen, und erhielt vielmehr, nach dem Beispiel seiner Vorältern, alles auf das genaueste in dem Zustande, wie er ihm von seinem Vorgänger hinterlassen worden war.“

„Unter die Alterthümer des Schlosses, die in vorzüglichem Werth bei ihm standen, gehörte besonders der Familiensaal, ein düstres, hohes gothisches Gewölb, an dessen schwarzen Wänden die Ahnen seines Geschlechtes in alten, lebensgroßen Bildern zu sehen waren. In diesem Familiensaal wurde, nach einer, ebenfalls von den Altvätern hergebrachten Gewohnheit, täglich gespeiset, und Juliane hat mir oft geklagt, daß sie nie ohne die entsetzlichste Bangigkeit, besonders der Abendmahlzeit, in diesem Saale habe beiwohnen können, und daß sie oft eine kleine Krankheit vorgegeben habe, um nur diesen fürchterlichen Saal nicht betreten zu müssen.“

„Unter den Bildern nämlich war Eins, vielleicht nicht einmal ein Familienbild, sondern ein fremdes weibliches Portrait, von welchem Julianens Vater selbst nicht angeben konnte, wessen Bild es vorstellte, und wie es in diesen Saal unter die Reihe seiner Ahnen gekommen war, dem er aber doch, vielleicht weil es diese Stelle lange eingenommen hatte, einen Platz unter den Bildern seiner Vorfahren gönnte.“

„Dieses Bild konnte Juliane nie ohne einen unwiderstehlichen Schauer betrachten, und wie sie mir erzählt hat, so fühlte sie dieses geheime ahnungsvolle Grauen vor diesem Bilde schon in den frühesten Jahren ihrer Kindheit, ohne daß sie einen bestimmten Grund davon anzugeben wußte. Ihr Vater nannte

dieses Gefühl eine kindische Furcht, und zwang sie zuweilen, allein in diesem Saal ein Geschäft zu verrichten. Allein je älter Juliane wurde, desto größer wurde nur ihr Grauen vor dem wunderbaren Bilde, und sie bat ihren Vater oft mit Thränen, sie nicht allein in diesem Saale zu lassen. Das Bild, sagte sie, blicke sie mit leuchtenden Augen an, nicht finster und schrecklich, aber mit einer so wunderbar freundlichen Wehmuth, als wolle es sie zu sich ziehen und die Lippen öffnen, sie zu rufen; es werde sie auch gewiß noch tödten.“

„Der Vater gab endlich selbst die Hoffnung auf, Julianens Furcht zu überwinden, und einmal, als sie bei der Abendmahlzeit vom Schauder einen heftigen Zufall bekam, weil sie gesehn haben wollte, wie das Bild die Lippen bewegte, machte der Arzt es dem Vater zur Pflicht, seine Tochter vor Ähnlichen Veranlassungen zum Schreck zu sichern. Das furchtbare Bild ward also aus dem Saale weggenommen, und in ein einsames unbewohntes Zimmer im obern Stock über der Thüre aufgehängt.“

„Zwei Jahre lebte nun Juliane sehr vergnügt, und sie blühte zu aller Verwunderung auf, wie eine verspätete Blume: denn die immerwährende Furcht hatte ihr Ansehn zuvor bleich und entstellt gemacht, das Bild mit allen seinen Schrecken war verschwunden, und Juliane ...“

„Sag es nur heraus, kleine Unschuld“ — sagte die muntre Wirthinn, als die Erzählerinn stockte — „Juliane fand Bewunderer ihrer aufblühenden Schönheit, nicht wahr?“

„Nun ja“ — fuhr jene etwas erröthend fort, — „sie war Braut und ihr Verlobter besuchte sie wenig Tage vor der Hochzeit. Da führte sie ihn in dem ganzen Schlosse herum, und zeigte ihm die Aussicht auf die fernen grauen Gebirge aus dem obern Stock. Ohne es selbst zu bemerken, befand sie sich in dem Zimmer, über dessen Thüre jenes unglückliche Bild hing. Ein Fremder, dem das einsame Portrait auffallen mochte, fragte Julianen, wen es vorstellen sollte. Aufblicken, das furchtbare Gemälde erkennen, und mit einem durchdringenden Schrei nach der Thüre stürzen, war bei Julianen das Werk eines Augenblickes: aber — wurde das Bild durch die Heftigkeit, mit welcher sie die Thüre ergriff, erschüttert, oder war der Moment eben erschienen, in welchen es seine gefürchtete Macht gegen Julianen bewähren

sollte, genug, im Augenblicke, da die Unglückliche durch die geöffnete Thüre ihrem Schicksal entfliehen will, stürzt das Bild herab, und Juliane, vom Schreck und der Last des schweren Rahmens zu Boden geworfen, lag in einer Betäubung, von der sie nie wieder erwachte!“

Eine lange Pause, nur von dm lange zurückgehaltenen Ausrufungen des Erstaunens und der Theilnahme an der unglücklichen Braut unterbrochen, bezeichnete die Wirkung, welche diese Erzählung in den Gemüthern der Zuhörer hervorgebracht hatte; nur Ferdinand schien weniger erstaunt, als die Andern. Endlich unterbrach eine der alten Damen in Ferdinands Nachbarschaft die Stille.

„Diese Erzählung“ — sagte sie, — „ist buchstäblich wahr; ich kenne selbst die Familie, welcher dieses Bild die Tochter geraubt hat. Auch das Bild habe ich gesehen. Es ist, wie Sie, meine Liebe, richtig bemerkt haben, nichts weniger als fürchterlich, aber von so einer, wie soll ich sagen, — geheimnißvollen Gutmütigkeit, daß ich selbst seinen Anblick nie habe lange ertragen können, wiewol es einen, durch den wehmüthig, freundlichen Blick, von dem Sie auch sprachen, immer wieder an sich zieht, und mit den Augen zu winken scheint.“

„Ich bin überhaupt den Portraits nicht gut,“ — setzte die Wirthinn hinzu, und schauderte etwas dabei, — „ich möchte auch keins in meinem Wohnzimmer haben. Man sagt, sie erblassen, wenn das Original stirbt, und je treffender sie sind, desto mehr kommen sie mir vor, wie die angeputzten Wachsfiguren, die ich nie ohne Abscheu habe sehen können.“

„Deswegen“ — sagte die Erzählerinn — „ziehe ich auch die in Handlung gesetzten Portraits den gewöhnlichen Abbildungen der Gesichter vor. Jene sind in ihrer Handlung von dem, der sie ansieht, vollkommen abgesondert, und blicken nicht, wie diese, mit ihren starren Todtenaugen aus ihrem Rahmen in die lebendige Welt heraus. Solche Bilder scheinen mir eben so die, der Kunst anständige, Täuschung zu überschreiten, als die gemalten Statuen.“

„Allerdings,“ — erwiderte Ferdinand, — „und ein fürchterlicher Eindruck eines solchen Bildes in meiner frühem Jugend, dessen Schrecken ich nie vergessen werde, zwingt mich, Ihnen vollkommen Recht zu geben.“

„O, erzählen Sie!“ rief die Blondine, die noch auf ihrem Erzählersitz saß. — „Sie sind ohnedieß durch Ihr Versprechen gehalten, meinen Platz einzunehmen.“

Mit einer leichten Wendung sprang sie auf, und nöthigte scherzend Ferdinanden, seinen Sitz mit dem ihrigen zu vertauschen.

„Meine Geschichte,“ — sagte Ferdinand, — „würde mit der, welche Sie eben erzählten, zu viel Ähnlichkeit haben; erlauben Sie mir daher ...“

„Das thut nichts,“ — fiel die Wirthinn ihm ein, — „an solchen Dingen hört man sich nicht satt, und so ungern ich der, gleichen fatale Bilder ansehe, so höre ich doch gern von ihnen erzählen, wie sie aus ihren Rahmen herausschreiten, oder winken.“

„Im Ernst,“ — fuhr Ferdinand fort, der sein Versprechen gern wieder zurück gehabt hätte, — „meine Geschichte ist wirklich fast zu grausend für einen so schönen Abend. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich selbst jetzt, nach einigen Jahren, ihrer nicht ohne Schauer erinnern kann.“

„O desto besser, desto besser,“ — riefen die meisten Stimmen, — „nun machen Sie uns erst recht neugierig, und da es Ihnen selbst begegnet ist, so erfahren wir doch einmal etwas ganz unbezweifelt gewisses!“

„Mir selbst eigentlich nicht,“ — versetzte Ferdinand etwas einlenkend — „aber einem meiner Freunde, dessen Wort mir so sicher und gewiß ist, als meine eigne Erfahrung.“

Die Bitten wurden wiederholt, und Ferdinand begann:

„Mein Freund, dessen ich eben erwähnte, erzählte mir bei einem freundschaftlichen Streit über Erscheinungen und Vorbedeutungen folgendes: Ich ward, sprach er, von einem meiner akademischen Freunde eingeladen, die Universitäts-Ferien mit ihm auf dem Landsitze seiner Aeltern zuzubringen. Der Frühling, der nach einem langen traurigen Winter spät, aber desto lebendiger und kräftiger erschien, begünstigte unser Vorhaben, und wir kamen in den schönsten Tagen des Aprils munter und froh, wie die singenden Vögel im Walde, auf dem Schlosse an.“

„Mein Freund, mit dem ich auf der Akademie unzertrennlich zu leben gewohnt war, hatte es schon durch seine Briefe so

eingrichtet, daß wir auch hier ungetrennt blieben. Wir bezogen einige neben einander gelegene Zimmer des weitläufigen Schlosses, welche uns die Aussicht auf den Garten, und über denselben hinaus in eine freundliche, von Wäldern und Weinbergen in der Ferne begränzte Gegend gewährten. Nach wenig Tagen war ich so eingewohnt und mit Jedem vertraut, daß zwischen mir und dem Sohn vom Hause weder von der Familie, noch von der Dienerschaft, ein Unterschied gemacht wurde. Die jüngern Geschwister meines Freundes ließen es sich nicht nehmen, wenigstens die Nacht in meinem Schlafzimmer, wie bei ihrem Bruder, zuzubringen, und seine Schwester, ein liebes Mädchen von zwölf Jahren, schön und lieblich wie eine weiße Rosenknospe, nannte mich ihren Bruder, und behauptete ihr schwesterliches Recht, mich mit jedem ihrer Lieblingsplätze bekannt zu machen, und mich bei der Tafel und in meiner kleinen häuslichen Einrichtung mit dem Nöthigen selbst zu versehen. Unvergeßlich bleibt mir ihre zarte Sorgfalt, unvergeßlicher selbst, als die Schrecken, welche dieses Schloß auf ewig an meine Erinnerung knüpfen.“

„Schon am ersten Tage hatte ich an der Wand eines Saales, durch welchen der Weg zu meinen Zimmern führte, ein großes, in die Mauer befestigtes Bild bemerkt; aber zu sehr mit den neuen, mich von allen Seiten anziehenden Gegenständen beschäftigt, achtete ich wenig darauf. Erst als die beiden jüngern Brüder meines Freundes sich mit so kindlicher Anhänglichkeit an mich anschlossen, und ich sie, die mich fast nie verließen, auch Abends in unser gemeinschaftliches Schlafzimmer begleitete, erregte ihre auffallende Furcht, wenn, wir durch diesen Saal gingen. Meine Aufmerksamkeit. Jeder schmeichelte sich an mich an, um von Mir auf den Arm genommen zu werden, und wer nur an meiner Hand blieb, verbarg wenigstens sein Gesicht darin, um auch nicht den mattesten Schein von diesem Bilde mit seinen Augen aufzufangen.“

„Ich wußte, daß sich fast alle Kinder vor kolossalen oder doch in Lebensgröße dargestellten Figuren fürchten, und suchte den beiden Knaben Muth einzusprechen: gleichwol konnte ich bei näherer Betrachtung dieses Bildes selbst eines unwillkührlichen Grauens mich nicht enthalten. Es stellte einen alten Ritter vor, in unbekannter, den fernsten Jahrhunderten eigner Tracht. Ein

weiter grauer Mantel fiel ihm von der Schulter herab bis über die Knie; der eine Fuß schritt vorwärts, als wollte er aus seinem Rahmen heraustreten. Sein Gesicht war von einer erstarrenden Kraft. Solche Mienen hatte ich noch bei keinem Lebenden gesehen. Es war ein fürchterliches Gemisch von Todes-Starrheit, und den Resten einer, selbst der Hand des Todes unbesiegbaren, schmerzlichen, wilden Leidenschaft, als hätte dem Maler ein wiederkehrender Bewohner des Grabes zu diesem entsetzlichen Gemälde die gräßlichen Züge geliehen.“

„Ich wurde von einem ähnlichen Grauen, wie die Kinder, befallen, so oft ich es betrachten wollte; meinem Freunde war der Anblick unangenehm, doch eben nicht schrecklich; nur seine Schwester konnte die schreckliche Gestalt lächelnd betrachten, und sagte, wenn ich mein Entsetzen äußerte, mitleidig: er ist wol nicht böse, aber gewiß sehr unglücklich!“

„Mein Freund erzählte mir, es sey das Bild des Stammvaters seines Geschlechtes, auf welches sein Vater sehr viel halte. Wahrscheinlich sey es in den ältesten Zeiten schon hier aufgestellt, und es lasse sich nicht wohl herausnehmen, ohne das gleichförmige alte Ansehn dieses ehemaligen Rittersaales zu entstellen.“ —

„Die Zeit unsrer Ferien entfloß indessen unvermerkt unter ländlichen Freuden, und der letzte Tag unsers schönen Aufenthaltes erschien. Der alte Graf, dem es nicht entging, wie ungern wir den liebenswürdigen Kreis seiner Familie, und die anmuthigen Umgebungen seines Landsitzes verließen, hatte den Tag vor unsrer angesetzten Abreise mit einer bewundernswerrhen Sorgfalt zu einer ununterbrochenen Reihe kleiner ländlicher Feste gemacht. Eins folgte dem andern ohne allen Schein einer Veranstaltung, wie durch innere Nothwendigkeit herbeigeführt, und nur die leuchtenden Augen meiner kleinen schwesterlichen Freundin, wenn sie die Zufriedenheit ihres Vaters bemerkte, und die liebevolle Freundlichkeit, mit welcher dieser Emilien —, so nannte sich die kleine Grazie — anblickte, wenn ihn seine eignen Pläne zuweilen durch ihre unerwartete Anordnung überraschten, ließen mich zuweilen das Einverständniß von Vater und Tochter, und zugleich den wichtigen Antheil errathen, welchen diese an der Harmonie

hatte, die in den Festen dieses Tages, so wie in den ganzen Einrichtungen auf dem Schlosse, herrschte.“

„Der Abend kam, die Gesellschaft zerstreute sich noch in dem Garten, aber meine liebenswürdige Begleiterinn wich nicht von meiner Seite. Die beiden Kinder hüpfen munter vor uns her, verfolgten die summenden Maikäfer und schüttelten sie von den blühenden Zweigen. Der Thau erhob sich im Scheine des Monds und lag wie silberner Flor auf Blumen und Gras. Emilie hing wie eine liebende Schwester an meinem Arm, und führte mich noch, wie zum Abschied, in jede Laube und zu jedem Sitz, den ich allein oder an ihrer Seite zu besuchen gewohnt gewesen war.“

„Endlich als wir vor der Thüre zu der Gartenseite des Schlosses standen, mußte ich ihr das Versprechen wiederholen, welches ihr Vater schon von mir genommen hatte, einige Wochen des nächsten Herbstes wieder auf diesem Schlosse zuzubringen. „Der Herbst“ — sprach sie — „ist so schön, wie der Frühling; nur ernsthafter, und — ich möchte sagen rührender. Mir scheint es immer, wenn er die welken Blätter so bunt färbt, als wollt' er sie trösten. Sie sollen denken, das neue Jahr kommt und macht sie zu Blüthen; so sterben sie vielleicht froher und fallen gern ab.“ — Wie gern versprach ich, jede andre Einladung abzulehnen, und ihren Bruder wieder zu ihr zu begleiten. Sie ging in ihr Schlafzimmer, und ich brachte meine kleinen Halbbrüder wie gewöhnlich zur Ruhe. Sie schwärmten die Treppe hinauf, und durch die Reihe der schwach beleuchteten Zimmer; nicht einmal das furchtbare Bild störte heute zu meinem Erstaunen ihre Munterkeit.“

„Mir selbst war noch der Kopf und die Brust zu voll von dem heutigen Tage und der ganzen schönen Zeit, die ich auf des Grafen Schlosse verlebt hatte. Alle Bilder dieser frohen Vergangenheit drängten sich in meiner Erinnerung, und meine, damals noch sehr jugendliche Fantasie ward zu sehr davon bewegt, als daß ich mich nach dem Beispiel meines Freundes schon der Ruhe hätte überlassen können. Die zarte, sich so kindlich, unbefangen hingebende Emilie schwebte mir, wie ein schönes Geisterbild, vor den Augen; ich blickte noch zu meinem Fenster heraus in die Gegend, die ich so oft und eben jetzt zum letztenmale mit ihr durchwandelt hatte, und jede Stelle erschien mir hell in dem weißen Lichte des Monds.“

„Die Nachtigallen sangen in den Büschen, die unsre Lieblingssitze blühend umwölbten, und der Fluß, auf dem wir oft, mit Blüthenzweigen bekränzt, unter frohen Gesängen schifften, wallte in silbernem Lichte.“

„Verschwunden, dachte ich, in diese Erinnerungen verloren, verschwunden ist vielleicht mit den Blüthen des Frühlings dieser schöne, holde Schimmer der arglosen, ruhig vertrauenden Kindlichkeit, und es hat sich, wie um die ausgeblühete, reifende Frucht eine harte verhüllende Schale um ihr jetzt sich so liebevoll hingebendes Herz gezogen, wenn der Herbst mich wieder zu ihr führt!“

„Unmuthig trat ich von dem Fenster, und ging, von diesen Gedanken bewegt, durch die nahen Zimmer. Auf einmal stand ich vor dem Bilde des Stammvaters, das, von dem Mondstrahl allein auf seltsame Weise beleuchtet, wie ein gräßliches Gespenst vor mir schwebte. Es schien in dem wunderbaren Lichte wie verkörpert, und aus dem dunkeln Grund hervortretend. Die Starrheit in seinen Zügen schien in die tiefste Wehmuth aufgelöset, und nur durch den kalten, übermenschlichen Ernst des Auges schien der Mund auf dem Uebergang zum nagenden Schmerz zu erstarren.“

„Meine Kniee sanken zusammen, und mit schwankenden Schritten eilte ich in mein Zimmer zurück an das noch offene Fenster, um mich in der frischen Luft des Abends und beim Anblick der freundlichen Gegend von diesem grauenvollen Anblick zu erholen. Ich blickte in einen breiten Gang von uralten Linden, der sich unmittelbar vor meinem Fenster durch den ganzen langen Garten nach den Ruinen eines alten Thurms hinzog, und der gewöhnliche Platz für unsre ländlichen Vergnügungen und gesellschaftlichen Spiele gewesen war. Die wunderbare Gestalt des Bildes löste sich mir schon in ein täuschendes Phantom, gebildet von meiner erregten Fantasie, auf, als es mir vor, kam, als bewege sich eine dichte Thauwolke von den Ruinen durch den Lindengang her.“

„Neugierig heftete ich meine Blicke darauf; der sonderbare Nebelball zog mir näher, aber verborgen durch die belaubten Aeste der hohen Linden.“[^]

„Plötzlich erblick' ich an einer lichtern Stelle des Ganges die entsetzliche Gestalt, von welcher das Bild die furchtbaren Züge

trug. In den mir wohlbekanntem grauen Mantel gehüllt, schritt sie langsam, fast zögernd nach dem Schlosse zu. Kein Laut bezeichnete ihren Tritt auf dem steinichten Boden. So schritt sie, ohne aufzublicken, bei meinem Fenster vorüber, nach einer Nebenthüre, welche zu der vordern Seite des Schlosses führte.“

„Außer mir vor Entsetzen warf ich mich in mein Bett, zufrieden, daß an jeder Seite desselben eins der beiden Kinder schlief. Sie lächelten, als sie mein schnelles Herzukommen erweckte, schliefen aber sogleich wieder ein. Die Unruhe verscheuchte mir den Schlaf, und schon wandte ich mich, um zu meiner Zerstreuung eins der Kinder zu wecken; aber — wer spricht mein Entsetzen aus, als ich vor dem einen Bette des Kindes die schreckliche Gestalt stehen sah.“

„Starr vor Grausen und Schreck, vermochte ich mich nicht zu bewegen, nicht einmal das Auge vor dem entsetzlichen Anblick zu schließen. Ich sah, wie die Gestalt sich niederbeugte, und die Stirne des Kindes mit einem leisen Kuß berührte. Dann beugte sie sich über mich hinweg, und küßte auch des zweiten Knaben Stirne.“

„Hier verließ mich die Besinnung, und als ich am andern Morgen von den Kindern selbst liebkosend geweckt ward, war ich beinahe versucht, den ganzen Vorfall für einen lebhaften Traum zu halten.“ —

„Die Stunde der Abreise rückte indessen heran, und wir frühstückten noch zum letztenmale zusammen in der blühenden Laube von türkischem Holunder. „Nehmen Sie sich besser auf der Reise in Acht“ — sagte unter andern der alte Graf zu mir, — „Sie waren gestern Abend noch ziemlich spät in etwas leichter Kleidung in dem Garten. Es war mir bange, Sie möchten sich ein Fieber zuziehn. Die jungen Herren halten ihre Gesundheit für unverwüstlich, aber nehmen Sie den Rath eines Freundes an!“

„In der That“ — erwiderte ich ihm, — „möchte ich glauben, ein böses Fieber habe mich diese Nacht geängstet: denn so fürchterliche Fantasien haben mich noch nie erschreckt, als diese Nacht, und ich begreife nun, wie lebhaft Träume oft zu wunderlichen Einbildungen und Erzählungen von Erscheinungen Veranlassung gegeben haben.“

„Wie das?“ — fragte der Graf etwas unruhig. Ich erzählte die Erscheinung der vorigen Nacht. Der Graf schien zu meinem

Erstaunen nicht verwundert, aber im Innersten tief bewegt.“

„Beide Kinder küßte der Geist?“ — fragte er mit bebender Stimme, und als ich es bejahte, rief er mit dem Ton des tiefsten Schmerzes: „O Gott, dann sterben auch diese Beide!“

Die Gesellschaft hatte bis jetzt aufmerksam, und ohne durch einen Laut die Erzählung zu unterbrechen, Ferdinanden zugehört. Bei diesen Worten aber schauderten die Meisten, und die Blondine, welche vorher erzählt hatte, stieß einen lauten Schrei aus.

„Urtheilen Sie,“ — fuhr Ferdinand fort, — „wie diese unerwartete Wendung meinen Freund, in dessen Person ich zeither erzählt habe, überraschen mußte! Die Erscheinung hatte seine Sinne fürchterlich bewegt, aber dieser schmerzhaft Ton des Vaters durchschnitt sein Herz und erschütterte seine ganze Natur mit dem Grauen der Geisterwelt und ihrer verborgenen Schrecken. Es war also kein Traum, kein Fantom der aufgeregten Fantasie! Ein unbezweifeltes geheimes Schreckensbote der fremden Welt war bei ihm vorübergewandelt, hätte an seinem Lager gestanden und den Tod auf die blühenden Wangen der Kinder an seiner Seite geküßt!“

„Vergebens bat er den alten Grafen um einige Enthüllung dieser wundervollen Begebenheit: vergebens drang der Sohn in den Vater, ihm ein Geheimniß zu entdecken, welches wahrscheinlich ein Eigenthum der Familie sey. „Du bist noch zu jung“ — antwortete ihm der Vater, — „und solche fürchterliche Dinge, als du selbst unter diesem Geheimnisse vermuthest, erfährst du zu jeder Zeit zu früh für deine Ruhe!“

„Mein Freund bemerkte erst jetzt, als man ihn zur Abreise rief, daß der Graf die Kinder und Emilien während der Erzählung entfernt hatte. Er nahm jetzt innigst bewegt von den zurückkommenden Kindern, die sich gar nicht von ihm trennen wollten, und von dem alten Grafen Abschied. Emilie winkte ihm aus ihrem Fenster das Lebewohl zu, und nach drei Tagen erhielt der junge Graf die Nachricht von dem Tode beider Kinder. Sie hatten beide in Einer Nacht ihr Leben geendet.“ —

„Sie sehen,“ — setzte Ferdinand etwas munterer hinzu, um die Gesellschaft, welche ihm zu bewegt schien, von dem grauenvollen Inhalt seiner Erzählung nach und nach abzulenken,

— „Sie sehen, daß mein Märchen so weit von der, Ihnen mit Recht anstößigen natürlichen Erklärung des Wunderbaren in ihm entfernt ist, daß es nicht einmal die volle Bekanntschaft mit seinen Wundern zuläßt, welches man doch mit Recht von einer jeden Erzählung verlangt. Ich habe aber nie etwas mehr erfahren können, und da der alte Graf gestorben ist, ohne seinem Sohn das Geheimniß des Bildes zu enthüllen, so sehe ich keine Möglichkeit, jemals anders, als durch willkührliche Dichtung, die gewiß nicht uninteressante Geschichte dieses Bildes aufzufinden.“

„Dieses scheint auch eben nicht nöthig“ — sagte ein junger Mann. — „Diese Geschichte ist so, wie die vorher erzählte, in der That zu Ende, und giebt gerade die Befriedigung, welche eine Erzählung dieser Art geben soll.“

„Ich würde Ihrer Meinung nicht beistimmen,“ — antwortete Ferdinand, — „wenn ich den wunderbaren Zusammenhang jenes Bildes mit dem nächtlichen Kindertödter, oder der Furcht Julianens vor dem Bilde mit ihrem Tod durch dasselbe, zu enthüllen wüßte. So aber bin ich Ihnen für Ihre Zufriedenheit verbunden, und begnüge mich wohl selbst in Ermangelung des Ganzen mit dem Fragment.“

„Was würden Sie aber für die Fantasie gewinnen,“ — fragte Jener, — „wenn Ihnen dieser Zusammenhang klar würde?“

„Offenbar viel,“ — erwiderte Ferdinand. „Denn die Fantasie verlangt eben so Vollkommenheit ihrer Bildungen, wie der Verstand in seinem Gebiete Uebereinstimmung der Begriffe fordert.“

Die Wirthinn, welche die Streitigkeiten der Gelehrten nicht liebte, schlug sich auf Ferdinands Seite, und sagte: „Wir Weiber sind einmal neugierig; halten Sie es uns also wenigstens zu gut, wenn wir bedauern, daß das Ende fehlt. Es kommt mir gerade vor, als ob ich die letzten Scenen von Mozart's Don Juan ohne die vorhergehenden sehen sollte. Damit würden Sie auch nicht zufrieden seyn, so vortrefflich auch die letzten Scenen an und für sich sind.“ —

Der junge Mann schwieg, vielleicht weniger überzeugt, als gefällig gegen die artige Wirthinn. Die Gesellschaft schwatzte noch das und jenes. Viele machten Anstalt zum Aufbruch, und Ferdinand, der seit seiner Erzählung sich vergebens überall nach

der Blondine umgesehn hatte, stand schon vor der Thüre, als ein ziemlich bejahrter Mann, den er im Musikzimmer gesehn zu haben sich erinnerte, ihn anredete.

„War nicht“ — fragte er, — „der Name Ihres Freundes, dessen Geschichte Sie uns erzählten, Graf Panner?“

„So hieß er“ — antwortete Ferdinand betroffen. — „Woher errathen Sie — — ist Ihnen die Familie bekannt?“

„Sie haben reine Wahrheit erzählt,“ — erwiderte der Unbekannte — „wo hält sich der Graf auf?“

„Er reiset gegenwärtig,“ — versetzte Ferdinand, — „aber ich erstaune ...“

„Korrespondiren Sie mit ihm?“ — fragte der Unbekannte weiter.

„Ja!“ erwiderte Ferdinand, — „aber ich begreife nicht ...“

„So sagen Sie ihm,“ — fuhr der Alte fort, — „daß Emilie seiner noch gedenkt, und daß er kommen soll, wenn ihm an der Enthüllung des Geheimnisses liegt, das seine Familie selbst sehr nahe betrifft.“

Mit den letzten Worten stieg der Alte in seinen Wagen, und war Ferdinanden aus dem Gesicht, ehe dieser sich von seinem Erstaunen erholen konnte.

Vergebens sah Ferdinand nach einem Menschen sich um, den er nach dem Namen des Unbekannten fragen konnte. Alle Gäste hatten sich schon zu Fuß oder zu Wagen entfernt, und schon machte er den Plan, der Unschicklichkeit Trotz zu bieten, und sich bei dem Pfarrer, der ihn so freundlich aufgenommen hatte, selbst zu erkundigen, als eben die Thüre des Gartenhauses verschlossen ward. Er mußte unmuthig den Weg in sein kleines Wirthshaus zurückzufinden versuchen, und seine Nachforschungen bis, zu einem Morgenbesuch verschieben. —

Emiliens Bild war durch die schreckliche Begebenheit in der Nacht vor dem Abschiede verdunkelt worden, und die Zerstreuungen bei Ferdinands bald darauf erfolgenden Reisen waren nicht geeignet gewesen, es aus seinem Dünkel hervorzurufen. Jetzt wurden diese Erinnerungen durch jene Erzählung und durch die unerwartete Anrede des Alten aus ihrem Schlummer geweckt, und mit ihnen erwachte die Liebe zu Emilien, aber lebendiger und glühender, als bei ihrem ersten,

stillen Entstehen. Er glaubte, in der schönen Blondin, Emiliens ausgebildete Züge wieder zu erkennen. Jemehr er ihre Gestalt, ihren Blick, den Ton ihrer Rede und die Grazie aller ihrer Bewegungen sich zurückkrufte, desto auffallender ward ihm diese Aehnlichkeit. Der Ausruf des Schreckens, als er des alten Grafen Deutung der Erscheinung auf den Tod der Kinder erzählte, ihr schnelles Verschwinden nach jener Erzählung, selbst ihre Bekanntschaft mit seiner Familie, — denn die schöne Blonde hatte, ohne es zu wissen, in Julianens Geschichte die Geschichte von Ferdinands Schwester erzählt, — machten ihm seine Vermuthung zur Gewißheit.

Die Nacht verstrich unter Entwürfen, Plänen und Zweifeln; und kaum konnte Ferdinand den Morgen erwarten, welcher ihm dieses Dunkel aufhellen sollte. Er traf den Pfarrer schon unter seinen Musikalien, und fand bald Gelegenheit, durch eine ungezwungene Wendung des Gesprächs sich nach einigen Personen unter den gestrigen Zuhörern und Zuhörerinnen zu erkundigen.

Aber leider fand Ferdinand wenig befriedigende Antwort auf seine Fragen nach der schönen Blondin und dem räthselhaften Unbekannten. Denn der Pfarrer war in seine Musik so vertieft gewesen, daß er viele seiner Gäste kaum bemerkt hatte, und es war Ferdinanden nicht möglich, selbst durch die genaueste Beschreibung der Kleider und andern Eigenthümlichkeiten ihm begreiflich zu machen, von wessen Namen er eigentlich unterrichtet seyn wollte. „Schade,“ — sagte endlich der Pastor, — „daß meine Frau ausgegangen ist, die könnte Ihnen am besten Aufschluß geben. Ihrer Beschreibung nach scheint mir zwar die blonde Dame das Fräulein von Hainthal gewesen zu seyn, doch ...“

„Fräulein von Hainthal?“ — unterbrach ihn Ferdinand etwas rasch, faßte sich aber sogleich wieder.

„So glaube ich,“ — sagte der Pastor. — „Kennen Sie das Fräulein?“

„Ihre Familie,“ — antwortete Ferdinand, — „ich vermuthete nur aus einiger Familienähnlichkeit, es könne vielleicht die junge Gräfinn Wartburg gewesen seyn, deren Bruder dem Fräulein etwas gleicht.“

„Es wäre auch möglich,“ — erwiderte der Pastor. — „Sie haben also den unglücklichen Graf Wartburg gekannt?“

„Unglücklich?“ — fragte Ferdinand sich verwundernd.

„Sie wissen also nichts von dem traurigen Vorfalle,“ — fuhr der Pastor fort, — „der vor kurzem auf dem Schlosse Wartburg sich zugetragen hat? Der junge Graf, der auf seinen Reisen manche vortreffliche Gartenanlagen gesehen haben mochte, wollte die schöne Gegend um sein Schloß durch einige neue Anlagen verschönern. Bei diesem Plane schienen ihm die Ruinen eines alten Thurmes im Wege zu seyn, und er gab Befehl, sie abzurechen. Sein Gärtner machte ihm vergebens Vorstellungen, daß diese Ruinen, von dem einen Flügel des Schlosses aus betrachtet, den schönsten Schluß der Perspektive eines uralten majestätischen Lindenganges bildeten, und übrigens die Anlegung der neuen Parthie nur noch romantischer machen würden. Ein alter, im Dienst seiner Vorfahren ergrauter Diener bat ihn mit Thränen, die ehrwürdigen Reste früher Jahrhunderte zu schonen, und man sprach sogar, es habe sich eine alte Sage in der Gegend erhalten, daß an diese Ruinen die Dauer des Wartburgischen Geschlechts durch einen alten Zauber geknüpft sey.“

„Der Graf achtete, als ein hell denkender Kopf, diese Reden nicht, und vielleicht befestigten sie mehr seinen Entschluß, statt ihn wankend zu machen. Die Werkleute kamen; das mit ungeheuren Felsstücken verbundene Mauerwerk widerstand lange den vereinigten Kräften der Werkzeuge und selbst des Pulvers; die Erbauer schienen für die Ewigkeit gearbeitet zu haben.“

„Endlich überwand die zerstörende Gewalt. Ein Felsenstück riß sich los, und stürzte durch eine, unter Schutt und Gesträuch lange verborgen gewesene Oeffnung in eine tiefe Höhle hinab. Man entdeckte bei den Stralen des hineinfallenden Tageslichtes ein weites, unterirdisches, auf starken Pfeilern ruhendes Gewölbe, und eilte, den jungen Grafen vor aller weitem Nachforschung davon zu benachrichtigen.

„Er kam, und begierig, den unterirdischen Aufenthalt kennen zu lernen, ließ er sich mit zwei, von seinen Dienern hinab, Sie fanden bald verrostete Ketten, in Steine befestigt, die deutlichen Zeichen der ehemaligen Bestimmung dieses Gewölbes. Auf der

einen Seite erblickten sie einen menschlichen Körper in der weiblichen Kleidung der frühesten Vorzeit, der, wie es schien, der Zerstörung wunderbar widerstanden hatte. Neben ihm, hingeworfen lag ein zerfallenes menschliches Gerippe. Die beiden Diener erzählen, der junge Graf habe bei dem Anblicke jenes Körpers mit dem Ton des Höchsten Entsetzens ausgerufen: „Heiliger Gott, das ist sie, deren Bild meine Braut tödtete!“ Dabei sey er sinnlos neben dem Körper zu Boden gestürzt, worauf der Leichnam von der Erschütterung sogleich in Staub zerfallen sey.“

„Der Graf ward ohnmächtig aus dieser schrecklichen Gruft gebracht, kam aber durch die Bemühung der Aerzte zwar ins Leben, aber nie zur Besinnung zurück. Wahrscheinlich hat die lang verschlossene Luft dieses Gewölbes den Zufall bewirkt, und der Graf ist wirklich wenig Tage darauf im Wahnsinn gestorben. Sonderbar ist es, daß durch seinen Tod das Erlöschen seines Geschlechts mit der Zerstörung jener alten Ruinen zusammentrifft; denn es ist wirklich kein männlicher Zweig dieser alten Familie mehr vorhanden, und die geheimen Erbverträge, die noch vom Kaiser Otto bestätigt und versiegelt im Geschlechtsarchive liegen, und als Familiengeheimniß bisher nur durch mündliche Tradition von Vater auf Sohn vererbt worden sind, werden nun müssen eröffnet werden. Auch ist es gegründet, daß ein Bild die Braut des jungen Grafen vor ungefähr einem halben Jahre getödtet hat.“

„Ich habe gestern diesen Unglücksfall von der jungen blonden Dame erzählen hören“ — fiel Ferdinand ein.

„So ist es wol möglich, daß es Gräfinn Emilie selbst gewesen ist,“ — erwiderte der Pfarrer. — „Sie war die vertrauteste Freundinn jener unglücklichen Braut.“

„Lebt die Gräfinn nicht auf dem Schlosse Wartburg?“ — fragte Ferdinand.

„Sie lebt,“ — antwortete der Pfarrer, — „seit dem Unglück ihres Bruders bei einer Verwandtinn ihrer Mutter aus dem nahen Schlosse Lilienfels. Ihr väterliches Schloß steht wegen Ungewißheit der Erben unter Administration.“

Ferdinand wußte genug, um seine Reise nach der Residenz aufzugeben. Er dankte dem Pastor für seine Nachrichten, und fuhr sogleich nach dem Schlosse, auf welchem Emilie wohnte.

Es war noch heller Tag, als Ferdinand auf dem Schlosse ankam. Den ganzen Weg über hatte ihm die schöne Gestalt, die er gestern zu spät erkannt hatte, vor den Augen geschwebt. Er rufte sich jedes ihrer Worte zurück, ihren Ton, ihre Bewegungen: und was der ruhigen Erinnerung nicht erschien, das bildete ihm die Fantasie mit den zarten Formen des ersten jugendlichen Gefühls und mit den glühenden Farben der neu erwachten Liebe. Er machte Emilien schon stille Vorwürfe, daß sie ihn gestern nicht, so wie er sie, wieder erkannt habe; und um zu versuchen, ob sein Aeußeres ihr wirklich ganz fremd worden sey, ließ er sich ohne Namen als einen Fremden, der in Familienangelegenheiten mit ihr zu sprechen habe, ansagen.

In unruhiger Erwartung stand er in dem Zimmer, in welches man ihn geführt hatte, und unter den Bildern, mit welchen es geschmückt war, erkannte er bald die schönen Züge, die ihn seit gestern von neuem bezauberten. Noch stand er in entzückter Betrachtung, da öffneten sich die Thüren, und Emilie trat herein. Sie erkannte Ferdinanden sogleich, und mit dem süßesten Ton hieß sie den Freund ihrer Kindheit willkommen.

Ferdinand war vor Erstaunen fast unfähig, ihren freundlichen Empfang zu erwidern. Es war nicht die reizende Blonde von gestern, nicht eine dem Bilde seiner Fantasie ähnliche Gestalt, die ihm jetzt entgegentrat. Es war Emilie selbst in einer, seiner Fantasie unerreichbar gewesenen Schönheit. Er erkannte jeden Zug des ehemals so schön aufblühenden Kindes wieder, aber in der Vollendung, welche die Natur ihren Lieblingen in den seltenen Momenten ertheilt, wo sie ihre zum Himmel der Ideale strebende Tochter besiegen und den, um den Tod der Ideen trauernden Geist, durch sichtbare Geburt ihrer ewigen Bilder versöhnen zu wollen scheint. Ferdinand war lange wie geblendet; er wagte es nicht, von seiner Liebe zu sprechen, und noch weniger, der Bilder und der andern Wunder des Schlosses zu erwähnen. Emilie sprach von den glücklichen Tagen ihrer Kindheit, und erwähnte nur im Vorübergehn des unglücklichen Todes ihres Bruders.

So war der Abend herangekommen, als die schöne Blonde mit dem Unbekannten von gestern hereintrat. Emilie stellte beide Ferdinanden als den Baron Hainthal und seine Tochter Klotilde vor. Sie erkannten beide den Fremden von gestern: Klotilde

scherzte über sein Incognito, und Ferdinand befand sich durch eine kurze Reihe unerwarteter und doch sehr natürlicher Zufälle auf einmal zwischen seiner bestimmten Braut, seiner wiedergefundenen Geliebten und dem räthselhaften Unbekannten, der ihm die Aufschlüsse über die wunderbaren Bilder versprochen hatte.

Bald ward noch die Gesellschaft durch die Eigenthümerinn des Schlosses vermehrt, in welcher Ferdinand ebenfalls eine seiner Nachbarinnen bei dem gestrigen Thee erkannte. Man berührte, um Emilien zu schonen, nichts von den Gegenständen, welche Ferdinanden am meisten am Herzen lagen; aber nach aufgehobener Abendtafel näherte sich ihm der Baron.

„Ich zweifle nicht,“ — sprach er, — „daß Sie sehr einige Aufklärung über die wunderbaren Begebenheiten wünschen, von welchen Sie nach Ihrer gestrigen Erzählung selbst ein Zeuge gewesen sind. Ich erkannte Sie sogleich, und wußte, daß die angebliche Erzählung Ihres Freundes Ihre eigene Geschichte war. Zwar kann ich Ihnen nicht mehr entdecken, als mir selbst bekannt worden ist; indessen wird dieses hinlänglich seyn, Sie auf die Begebenheiten der künftigen Tage im Voraus aufmerksam zu machen, und vielleicht Emilien, welche ich wie meine Tochter liebe, und deren Ihre Erzählung so theilnehmend erwähnte, vor Sorgen und Kummer zu bewahren.“

„Emilien vor Kummer zu bewahren,“ fiel Ferdinand schnell ein, — „sprechen Sie, was soll ich thun?“

„Wir sind hier nicht ungestört,“ — antwortete der Baron. — „Morgen früh suche ich Sie in Ihrem Zimmer auf, und theile Ihnen mit, was ich weiß.“

Ferdinand bat um eine Unterredung in der Nacht, aber der Baron blieb unbeweglich. „Es ist mir nicht darum zu thun,“ — sprach er, — „Ihre Fantasie durch ein wundervolles Märchen zu bewegen, sondern über wichtige Angelegenheiten zweier bedeutenden Familien mit Ihnen zu berathschlagen. Darum soll ein heitrier Morgen das Grausende der Begebenheiten, die Sie hören werden, mildern. Expecten Sie mich, wenn Sie es nicht anders gewohnt sind, bei frühem Morgen. — Ich liebe es, der Sonne früh entgegen zu sehen, darum ist mir auch die Zeit bis zum natürlichen Mittag für meine Geschäfte nie zu kurz vorgekommen“ — setzte er, sich halb an die Gesellschaft

wendend, lächelnd, als wäre die Rede von gleichgültigen Modegegenständen gewesen, hinzu.

Ferdinand träumte unruhig von dem Gespräch, das ihn erwartete, und der Baron fand ihn am offenen Fenster, als kaum der erste weiße Morgenstral am fernen Horizonte sich erhob.

„Sie wissen,“ — sprach der Baron, indem er sich zu Ferdinand setzte, — „daß ich mit dem alten Graf Wartburg durch meine Verbindung mit seiner Schwester sehr nahe verwandt war. Diese Verwandtschaft war nicht sowol Grund, als vielmehr Folge unserer vertrauten Freundschaft. Wir wußten einer um des andern verborgenste Gedanken, und keiner unternahm etwas, an dessen Idee der Freund nicht denselben Antheil gehabt hätte, als er selbst. Nur Ein Geheimniß hatte der Graf vor mir, und ich würde nicht einmal erfahren haben, daß er ein Geheimniß verbarg, hätte mir nicht ein Ungefähr dieses entdeckt.“

„Es verbreitete sich einmal das Gerücht, daß sich das Gespenst am Nonnensteine — so nennen die Bauern den Platz, auf welchem die Ruinen des Ihnen bekannten Thurms standen — sehen lasse. Die Verständigen lachten darüber; ich selbst wollte der gespenstischen Erscheinung in der nächsten Mitternacht die Maske abziehen, und jubelte schon im Voraus über meinen Triumph. Zu meiner Verwunderung rieth mir der Graf von diesem Unternehmen ab. Als ich dennoch darauf bestand, wurden seine Vorstellungen ernsthafter, und endlich beschwor er mich bei unsrer Freundschaft, von diesem Vorhaben abzulassen.“

„Sein Ernst machte mich aufmerksam; ich drang mit Fragen in ihn, ich hielt sogar seine Furcht für Wirkung einer noch verborgenen Krankheit, und bat ihn, dienliche Mittel zu brauchen. Endlich sprach er mißmuthig: Bruder, du kennst meine Offenheit gegen dich, aber hier liegt ein Geheimniß, das ein heiliges Eigenthum meiner Familie ist. Niemand darf es erfahren, als mein Sohn, und auch dieser, wo möglich, erst auf meinem Todsbette. Frage also nicht weiter!“ —

„Ich schwieg natürlich, doch sammelte ich im Stillen alle Sagen, welche sich unter den Landleuten der Gegend erhalten hatten. Die allgemeinste und bekannteste war, daß das Gespenst am Nonnenstein sich zeige, wenn ein Todesfall in der

gräflichen Familie nahe sey. In der That starb auch nach wenig Tagen der jüngste Sohn des Grafen. Der Graf schien es zu wissen; denn gerade dieses Kind empfahl er der Wärterinn auf das sorgfältigste; sogar ließ er unter dem Schein einer eigenen Unpäßlichkeit zwei Aerzte einige Tage auf seinem Schlosse wohnen. Aber gerade die zu große Sorgfalt führte dem Kinde den Tod herbei; denn die Wärterinn, welche es aus Besorgniß bei einem Spaziergange über einige Steine bei den Ruinen des Thurms tragen wollte, glitt aus, und verletzte im Fallen das Kind, daß es auf der Stelle todt blieb. Sie erzählte, sie habe das Kind blutig zwischen den Steinen liegen sehen, und sey vor Schreck über dieses Gesicht zu Boden gefallen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen, habe das wirkliche Kind auf derselben Stelle in seinem Blute gelegen, wo sie zuvor die Schattengestalt erblickt hätte.“

„Ich will Sie mit den einzelnen Erzählungen nicht aufhalten, welche eine rohe Fantasie, um jene Erscheinung zu erklären, bei jedem neuen Vorfall solcher Art, mehr erfand, als aus alten Ueberlieferungen aufbewahrte. Nicht viel mehr Befriedigung konnte ich von dem Familienarchiv erwarten; denn die wichtigsten Dokumente waren in einem besondern eisernen Kasten verwahrt, dessen Schlüssel einzig in den Händen des jedesmaligen Besitzers des Schlosses blieb. Doch sah ich aus den Stammregistern und ähnlichen Urkunden, daß seit den ältesten Zeiten sich dieses Geschlecht nie in männliche Nebenzweige verbreitet hatte. Mehr konnte ich durch alle meine Nachforschungen nicht entdecken.“

„Endlich erhielt ich am Todsbette meines Freundes einige, wiewohl noch nicht vollendete Aufschlüsse. Sie erinnern sich, daß er, während sein Sohn auf Reisen war, von der Krankheit überfallen wurde, welche ihm so schnell das Leben raubte. Am Tage vor seinem Tode ließ er mich eiligst zu sich rufen. Er entfernte sogleich, als ich kam, alle Umstehenden und wandte sich, sobald wir allein waren, zu mir.“

„Ich fühle meinen nahen Tod,“ — sprach er, — „und ich bin der erste meiner Familie, den der Tod ereilt, ehe er seinem Sohn ein Geheimniß mittheilen konnte, auf welchem die Erhaltung meines Hauses beruht. Schwöre mir, es niemand zu entdecken, als

meinem Sohn. Nur nach diesem Versprechen kann ich den Tod ruhig erwarten.“

„Ich gab ihm Freundschaft und Ehrenwort zum Pfande, und er begann: „Mein Geschlecht verliert sich, wie du weißt, in den frühesten Jahrhunderten. Dietmar, der erste, den schriftliche Urkunden nennen, zog mit Kaiser Otto dem Großen nach Italien. Seine Geschichte ist übrigens dunkel. Er hatte einen Feind, Graf Bruno genannt; diesem tödtete er, der alten Sage nach, aus Rachsucht den einzigen Sohn und Erben, und ließ ihn selbst in einem festen Thurme, dessen Ruinen noch auf dem Nonnenstein der Zerstörung Trotz bieten, verschmachten. Das Bild, das du einsam im alten Rittersaal siehst, ist Dietmars Bild.

Der alten Familiensage nach haben es die Todten gemalt, und fast ist es unmöglich, daß ein Lebender den Anblick so gräßlicher Züge aushalten oder in einem Gemälde aufstellen könne. Oft haben meine Vorfahren dieses Schreckensbild übertünchen lassen; aber in der Nacht durchdrangen die Farben den Ueberzug, und das schreckliche Bild stand deutlich darauf, wie zuvor. In dieser Gestalt, wie ihn das Bild zeigt, geht er noch jetzt in der Mitternacht umher, und weiht mit einem Kusse die Kinder seiner Nachkommen dem Tod.

Drei meiner Söhne litten seinen fürchterlichen Kuß. Ein Mönch soll ihm die Buße für seine Unthaten aufgelegt haben. Doch darf er nicht alle Kinder tödten; denn so lange die Ruinen jenes Thurmes stehen, und nur ein Stein von ihnen aus dem andern bleibt, soll das Geschlecht der Grafen Wartburg fortleben; aber so lange muß auch Dietmars Geist ohne Ruhe umherwandeln, und die Sprößlinge seines Geschlechtes tödten, ohne den Stamm vernichten zu können. Erst, wenn jene Ruinen der Erde gleich sind, kann sein Geschlecht enden, und mit diesem Dietmars Strafe.

Er erzog zwar bei seinem Leben die Tochter seines Feindes mit väterlicher Sorgfalt und verheirathete sie an einen reichen und mächtigen Ritter; aber doch hat ihm der Mönch die harte Buße nicht erlassen. Da er nun seines Stammes endlichen Untergang vorhersah, und gewiß schon damals seiner Erlösung wegen wünschte, so verordnete er einen Nachfolger zu seinen Stammgütern nach Erlöschung seines Geschlechtes, und diese Verordnung liegt, vom Kaiser Otto bestätigt, noch uneröffnet und

niemand bekannt im geheimen Familienarchive.“ — So weit hatte mir der Graf mit vieler Anstrengung erzählt, als er zu ruhen verlangte, und bald war er nicht mehr im Stande zu sprechen. Ich vollzog meinen Auftrag an seinen Sohn ...“

„Und doch ließ er ...?“ — fiel ihm Ferdinand ein.

„Und doch,“ — wiederholte der Baron. — „Verkennen Sie aber Ihren vortrefflichen Freund nicht! Ich sah ihn oft einsam im alten Rittersaal vor dem schrecklichen Bilde stehen, oft im neuern Familiensaal die lange Reihe seiner Ahnen aus beinahe zehn Jahrhunderten überblicken, und dann mit allen Zeichen eines zurückgehaltenen Kampfes zu dem Bilde des Ahnherrn zurückkehren. Abgebrochne Reden, Selbstgespräche, die ich von ungefähr hörte, lassen mich nicht zweifeln, daß er der Heldenmuthige seines Stammes war, der zuerst von Allen den Entschluß faßte, den Geist des Büßenden zu erlösen, und den Fluch von seinem Stamme mit seinem eignen Untergang zu wenden. Vielleicht befestigte ihn darin der nie gestillte Schmerz um den Tod seiner geliebten Braut.“

„Das sieht meinem Allwill gleich!“ — rief Ferdinand innig bewegt.

„Nur vergaß er im jugendlichen Enthusiasmus des Gefühls, seine Schwester“ — setzte der Baron hinzu.

„Wie das?“ — fragte Ferdinand.

„Das ist es,“ — erwiderte der Baron, — „warum ich mich an Sie gewendet und Ihnen das Geheimniß enthüllt habe. Ich habe Ihnen gesagt, daß Dietmar die Tochter seines Feindes väterlich liebte, und sie mit reicher Aussteuer an einen tapfern Ritter verheirathete. Dieser Ritter war Adelbert von Panner, von welchem die jetzigen Grafen Panner abstammen.“

„Ist's möglich“ —rief Ferdinand,— „mein Stammvater?“

„Derselbe!“ — antwortete der Baron — „und aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmte Dietmar dem Pannerschen Geschlecht die Nachfolge nach dem Erlösche des Seinigen. Eilen Sie also, ihr wahrscheinliches Erbrecht ...“

„Nimmermehr,“ — rief Ferdinand, — „so lange Emilie ...“

„Das erwartete ich von Ihnen“ — unterbrach ihn der Baron. — „Vergessen Sie aber nicht, daß man in Dietmar's Zeiten die Töchter des Hauses bei dergleichen Verordnungen wenig

bemerkte. Ihr übereilter Edelmuth würde Emilien schaden; denn die Lehnsvettern möchten nicht so jugendlich gesinnt seyn, als Sie. Als Verwandter, wenn auch von weiblicher Seite, habe ich die nöthigen Vorsichtsregeln schon getroffen, und ich finde es für gut, daß Sie bei der Entsiegelung im Schlosse gegenwärtig sind, sich auf der Stelle als einziger Nachkomme Adelbert's legitimiren, um sogleich die Erbschaft ungehindert in Besitz zu nehmen.“

„Und Emilie?“ — fragte Ferdinand.

„Was Sie für diese thun werden,“ — versetzte der Baron, „kann ich allein Ihrem Gefühl überlassen. Ich glaube sie wegen einer anständigen Ankunft sicher zu wissen, da ihr Schicksal in den Händen eines Mannes seyn wird, der, mit ihr von gleicher Geburt, die Vorzüge des angeborenen Standes und seine Ansprüche auf Achtung und Lebensgenuß zu würdigen und zu schätzen weiß.“

„Und weiter dürfte ich nichts von Emilien hoffen,“ — sagte Ferdinand,— „als daß sie mir erlaubte, ihr znrückzugeben, was schon jetzt ihr rechtmäßiges Eigenthum ist?“

„Hierüber fragen Sie Emilien,“ — sagte der Baron, und brach das Gespräch ab. —

Der entzückte Ferdinand eilte zu Emilien. Mit der lieblichsten Unbefangenheit kam sie seinen Gefühlen noch wie vormals entgegen, und nach wenig Minuten tönten die süßesten Worte der Liebe von beider Lippen.

Einige Tage vergingen in dem frohen Rausche, die Bewohner des Schlosses theilten die Freude der Liebenden, und Ferdinand meldete seiner Mutter die von ihm getroffene Wahl.

Schon machte man sich bereit, nach dem Schlosse Wartburg abzureisen, als ein Brief an Ferdinand die Freude etwas störte. Seine Mutter weigerte sich, in die Verbindung ihres Sohnes mit Emilien zu willigen. Ihr Gemahl, schrieb sie, habe ihr sterbend zur Pflicht gemacht, Ferdinanden mit der Tochter des Barons Hainthal zu verbinden, und ihm zu jeder andern Vermählung die Einwilligung zu versagen. Ein Familiengeheimniß, das er entdeckt habe, zwinge ihn zu dieser Forderung, auf welcher das Glück seines Sohnes und das Wohl der ganzen Familie beruhe. Sie habe dem Sterbenden ihr Wort gegeben, und müsse es

halten, so betrübt es ihr auch sey, dem Glück und der Liebe ihres Sohnes sich entgegensetzen zu müssen.

Vergebens beschwor sie Ferdinand, vergebens betheuerte er, daß er eher der Letzte seines Stammes seyn, als Emilien lassen würde; sie stimmte in seine Klagen ein, aber ihr Wort blieb unwiderruflich.

Der Baron, der an Ferdinands Unruhe die Störung seines Glücks bald bemerkte, und sein Vertrauen zu sehr besaß, als daß er nicht die Ursache von ihm hätte erfahren sollen, schrieb selbst der Gräfinn, und äußerte sein Befremden über diese sonderbare Verordnung des sterbenden Grafen; aber er konnte nichts von ihr erlangen, als das Versprechen, sich selbst auf dem Schlosse Wartburg einzustellen, um so wohl die bestimmte, als die erwählte Braut ihres Sohnes zu sehen, und vielleicht durch ihre persönliche Gegenwart die sonderbaren Verschlingungen dieser Verhältnisse aufzulösen.

Der Frühling nahte sich schon in wärmeren, mit früher Blumen Duft erfüllten Lüften, und die Vögel sangen aus dem jungen Laube hervor, das wie ein grüner durchsichtiger Flor die Wälder überzog, als Ferdinand, in Gesellschaft Emiliens, des Barons und seiner Tochter, auf dem Schlosse Wartburg ankam.

Die Vorbereitungen zu dem Hauptgeschäfte erfüllten die ersten Tage, und Ferdinand und Emilie trösteten sich mit der Hoffnung, daß die Gegenwart der Mutter die Hindernisse ihrer Liebe heben, und die Nähe der Liebenden ihre Bedenklichkeiten besiegen werde.

Sie kam nach wenig Tagen selbst, umarmte Emilien auf das zärtlichste, und nannte sie ihre geliebte Tochter, von der sie nur das, einem Sterbenden gegebene, Wort, ihr selbst zum größten Schmerz, trenne.

Dem Baron gelang es endlich, sie zu überreden, daß sie den Grund dieser wunderbaren Verfügung eröffnete, und nach einiger Weigerung begann sie: „Das Geheimniß, dessen Entdeckung Sie von mir verlangen, betrifft Ihre eigne Familie. Wenn Sie mich also selbst von der Verbindlichkeit, zu schweigen, entbinden, so kann ich meine Bedenklichkeit wol aufgeben. Ein unglückliches Bild beraubte mich vor einiger Zeit meiner Tochter. Mein Gemahl wollte nach dieser traurigen Begebenheit dieses Bild ganz entfernen: er gab Befehl, es unter

altes Geräth zu legen, wo es Niemand vor Augen kommen konnte, und um ihm desto sicherer eine ganz verborgene Stelle anzuweisen, war er selbst bei dessen Hinwegnahme. Zufällig bemerkte er ein Pergament hinter dem vom Falle etwas beschädigten Rahmen, und als er es hervorzog, fand er eine sonderbare alte Schrift. Das Original des Bildes, hieß es darin, sey Bertha von Hainthal, und sie blicke nach ihren Töchtern, ob eine durch sie den Tod finde und sie mit Gott versöhne; dann werde sie die Stämme Hainthal und Panner in Liebe vereinigt sehn, und sich erlöset ihrer Zweige freuen. Hierauf gründete mein Gemahl seinen Wunsch, durch diese Verbindung den Willen jener Bertha zu erfüllen, welche durch den Tod unsrer Tochter ihm furchtbar genug geworden war, und ich konnte bei diesen Gründen mein Versprechen dem Sterbenden nicht verweigern.“

„Und weiter bestimmte nichts den Grafen zu dieser Forderung?“ — fragte der Baron.

„Gewiß nichts Anderes!“ — antwortete die Gräfinn.

So würden Sie also,“ — fuhr der Baron fort, — „im Fall sich eine ganz andre Deutung jener Schrift fände, die so klar wäre, daß der Verstorbene sie selbst anerkennen würde, seinen Sinn mehr befolgen, als seine Worte?“

„Gewiß“ — rief die Gräfinn, — „wem könnte mehr an der Aufhebung dieses unglücklichen Versprechens liegen, als mir?“

„So wissen Sie zuförderst,“ — erwiderte der Baron, — „daß der Körper dieser Bertha, deren Bild des Fräuleins Tod verursachte, hier in Wartburg ruht, und daß wir mit den andern Geheimnissen dieses Schlosses wahrscheinlich auch über dieses Licht erwarten können.“ —

Mehr wollte der Baron nicht entdecken; dagegen verwies er die Fragenden auf die Nachrichten, welche das geheime Archiv des Hauses versprach, und empfahl Ferdinanden die möglichste Beschleunigung der Erbschaftsangelegenheiten.

Des Barons Verlangen gemäß mußten vor allen andern Untersuchungen jene geheimen Verordnungen eröffnet werden, welche sich in dem Archiv befinden sollten. Die Commissarien und die anwesenden Lehnsverwandten, welche sich vielleicht aus den andern Papieren des Archivs eine Aerndte für ihre

Wißbegierde versprachen, wollten zwar manches dagegen einwenden; allein der Baron machte ihnen begreiflich, daß auch die Geheimnisse des Hauses ein Eigenthum des unbekanntem Erben seyen; man dürfe also, ohne verantwortlich zu werden, sich ihrer nicht vor der Zeit anmaßen,

Diese Gründe wirkten, und man folgte dem Baron in das weite Gewölbe des Familienarchivs. Tief im Hintergrunde stand der beinah seit einem Jahrtausend uneröffnete eiserne Kasten. Er war mit starken Ketten vielfach umwunden, und an Fußboden und Mauer für ewige Zeit befestigt. Mehr, als die festen Schlösser und Ketten, sicherten aber selbst von außen die großen kaiserlichen Siegel das Heiligthum. Sie wurden einstimmig als unverletzt anerkannt und eröffnet; auch die festen Schlösser wichen endlich, und man zog das alte Pergament, von der Zeit unverletzt, hervor. Es enthielt, wie der Baron vermuthet hatte, die bestätigte Erbfolge des Pannerschen Hauses nach dem Erlöschen des Wartburgschen, und da Ferdinand, durch den Baron vorbereitet, seine Beglaubigung als wahrer Erbe in Bereitschaft hatte, so ließ man ihn, zwar mißvergnügt, aber nothgedrungen, die Erbschaft übernehmen. Er verschloß auf einen Wink des Barons den Kasten sogleich mit seinem eignen Siegel, bewirthete die Fremden als seine Gäste in seinem Eigenthum, und ehe der Abend dämmerte, sah er sich mit Emilien, Klotilden, dem Baron und seiner Mutter auf dem Schlosse allein.

„Es wäre nicht unbillig,“ — sagte der Baron nach einiger Zeit, — „wenn wir den Abend dieses Tages, der einen neuen Namen in dieses Schloß einführt, dem Andenken der Vorfahren widmeten, und am angemessensten geschähe dieses wohl, wenn wir in den alten Hallen des Archivs die Pergamente läsen, welche wahrscheinlich bestimmt sind, die Verordnung Dietmars als Beilagen zu erläutern.“

Alle stimmten in diesen Vorschlag ein, Emilie und Ferdinand mit bangem und frohem Herzklopfen; denn sie hofften und fürchteten, die Auflösung der Geschichte Bertha's zu finden, welche sich nach so vielen Jahrhunderten noch so unbegreiflich zwischen ihre Liebe drängte. Die Halle ward erleuchtet; Ferdinand öffnete den eisernen Kasten, und der Baron durchsuchte die alten Pergamente.

„Dieses wird uns Auskunft geben,“ — rief er, nach einigem Suchen, und zog einige Blätter hervor. — Auf dem Blatte, das statt des Titels diente, war ein Ritter gemalt von schöner männlicher Gestalt, in der Tracht des zehnten Jahrhunderts. Die Umschrift nannte ihn Dietmar, aber kaum war einige entfernte Aehnlichkeit zwischen diesem und dem wunderbaren Schreckensbilde in dem Rittersaale zu bemerken.

Der Baron erbot sich, die alte lateinische Schrift seinen Zuhörern während des Lesens sogleich zu übersetzen, und sie verstatteten ihm, für die schnelle Befriedigung ihrer Wißbegierde, gern die kleinen Freiheiten im Ausdruck und der Wortstellung, welche nur eine so unvorbereitete Übertragung in eine andre Sprache entschuldigen kann.

Er las: „Ich Tutilo, Mönch von St. Gallen, habe mit Vorwissen des Herrn Dietmars die folgende Geschichte niedergeschrieben, und nichts dazu gesetzt oder davon gethan, aus des eignen Herzens Bewegung. Als ich nach Metz berufen war, das Bild der heiligen Jungfrau in Stein zu arbeiten, und mir die gebenedeite Mutter Gottes die Augen öffnete, und die Hände regierte, daß ich ihr himmlisches Angesicht schauen und in dem harten Stein der Gemeine zur Anbetung vorstellen konnte, da trat Herr Dietmar zu mir, und begehrte mich in sein Schloß, daß ich ihn Malen sollte für seine Enkel. Und als ich ihn malte in den Rittersaal seiner Burg, und am andern Morgen kam, mein Werk zu vollenden, da hatte ein fremder Maler Hand angelegt, und ein andres Angesicht dem Bilde gestellt, das furchtbar anzusehn war, fast wie das Angesicht eines Todten und Gerichteten von Gott.

Da grausetete mich dafür; ich strich es aber frisch aus, und malte das Bild von neuem aus meinem Geiste ab; aber am andern Morgen erkannte ich wiederum die fremde Hand und die nachtlliche Arbeit. Da entsetzte ich mich noch mehr, und entschloß mich, die Nacht zu wachen, zuvor aber malte ich nochmals des Ritters wahres Angesicht.

Und um die Mitternacht nahm ich die Kerze und trat leise damit in den Rittersaal, nach dem Bilde zu sehen. Da sah ich ein Schattengesicht vor dem Bilde, wie das Beingerippe eines Kindes, das hielt den Pinsel und malte das erschreckliche Todtenbild, und als ich eintrat, wendete es langsam das Haupt nach mir um, daß ich sein todttes Angesicht sehen konnte. Da

entsetzte ich mich sehr, und ging nicht weiter, sondern, betete in meiner Kammer bis an den Morgen; denn ich wollte die stille Arbeit nicht stören. Und als ich am andern Morgen dasselbe fremde Angesicht des Bildes fand, wie gestern und ehegestern, mochte ich nicht wieder das Werk dieses Malers auslöschen, sondern ich erzählte dem Ritter, was ich gesehn hatte, und zeigte ihm das Bild.

Der entsetzte sich darüber, und bekannte mir seine Sünden, deren er die Absolution von mir begehrte. Und als ich drei Tage lang zu allen Heiligen um Erleuchtung gebetet hatte, legte ich ihm auf, er solle den Mord an seinem Feinde, den er mir bekannt hatte, in einer Felsenhöhle sein Lebelang durch strenge Casteiungen abbüßen; um den Tod des unschuldigen Kindes willen, könne aber sein Geist zur Ruhe nicht eingehn, bis er den Untergang seines Geschlechts gesehen habe. Denn der Herr werde den Tod jenes Kindes heimsuchen an den Kindern von Dietmars Stamm, und sie in der unschuldigen Kindheit, ihren Eltern zum Jammer, hinwegnehmen, durch Seuchen und Unglück.

Er aber, Dietmar, solle des Nachts umhergehn, in der Gestalt, wie ihn die Todtenhand des Kindes gemalt, und die Kinder, welche seine Missethat büßen, mit einem Kusse dem Tode weihen, gleichwie er dem Kinde seines Feindes gethan. Doch solle sein Stamm nicht vergehen, so lange ein Stein des Thurmes auf dem andern bleibe, darin er seinen Feind hatte verschmachten lassen.

Hierauf gab ich ihm die Absolution; er aber ließ seinem Sohne Theobald die Herrschaft, und gab die Tochter seines Feindes, welche er zu sich genommen, dem tapfern Ritter Adelbert. Dessen Nachkommen schenkte er auch nach dem Ende seines Geschlechts alle seine Güter, wie solches Kaiser Otto bestätigt hat. Dann begab er sich in eine Felshöhle nahe bei dem Thurme; daselbst liegt auch sein Leib begraben. Denn er starb als ein frommer Klausner und büßte mit viel Casteiung seine Missethat. Als er in dem Sarge lag, sah er dem Bilde gleich in dem Rittersaal; wie er aber in seinem Leben sah, zeigt dieses Pergament, worauf ich sein Angesicht ungestört habe malen können, als er von mir die Absolution empfangen hatte. Solches habe ich nach dessen Tode, wie er von mir begehret, verzeichnet

und mit dem kaiserlichen Brief in eine eiserne Truhe legen und verschließen lassen. Gott gebe seinem Geist eine nahe Erlösung und seinem Leib die Auferstehung zur Seligkeit!“

„Die Erlösung hat er gefunden“ — sagte Emilie sehr bewegt, — „und sein Bild wird nicht mehr Schrecken verbreiten! Aber die entsetzlichen Thaten, welche der Mönch erwähnt, hätte ich nicht von diesem Gesichts nicht einmal von den furchtbaren Zügen jenes Bildes erwartet. Sein Feind muß ihm die Seele seines Lebens getödtet haben, sonst wär er der fürchterlichen Thaten gewiß nicht fähig gewesen!“

„Vielleicht finden wir auch hierüber Aufschluß,“ — versetzte der Baron und suchte weiter.

„Auch über Bertha bedürfen wir noch Aufschluß,“ — sagte Ferdinand leise, und blickte bange auf Emilien und seine Mutter.

„Der Abend ist von uns dem Andenken der Vorfahren geweiht,“ — fuhr der Baron fort, — „Lassen Sie uns jetzt vergessen, was uns selbst betrifft, da die fernen Stimmen der Vorzeit zu uns sprechen.“

„Gewiß“ — sagte Emilie — „hoffte der Unglückliche, der diese Blätter hier verschloß, sehnlich auf die Stunde, wo sie aus ihrer Verborgenheit hervorgehn würden. Lassen Sie uns keines gering achten!“

Der Baron übersah einige Blätter, um sie seinen Zuhörern aus der alten Sprache jener frühen Zeiten zu übersetzen. „Dietmars eigne Bekenntnisse!“ — rief er nach einigen Blicken in die alte Urkunde. Dann las er: „Friede und Gruß! Wenn du dieses Blatt aus seiner Finsterniß hervorziehst, so ist mein Geist eingegangen zur Ruhe der Ewigkeit, wie ich zu Gott und allen Heiligen festiglich hoffe. Dir aber zu Frommen habe ich die Ursach meiner Strafe in Schrift fassen lassen, auf daß du erstlich lernest, daß die Rache dem Herrn allein gebührt, und nicht dem Menschen, welcher derselben, auch der gerechtesten, das Maaß nicht kennet, und letztlich, auf daß du mich nicht in deinem Herzen richtest, sondern vielmehr beklagest; denn mein Elend war fast so groß, als meine Missethat, und mein Geist hätte das Böse nicht gedacht, so die Menschen nicht mein Herz zerrissen hätten.“

„Wie wahr hat allein Emiliens weiblich zarter Sinn seine Züge gedeutet!“ — rief Ferdinand.

Der Baron las fort: „Ich Dietmar, den die Leute den Reichen nennen, war ein armer Ritter und besaß nur eine kleine Burg. Aber als der Kaiser Otto nach Italien zog, und die schöne Adelheid sich zur Kaiserinn erwählte, da zog ich mit ihm, und gewann die Liebe des schönsten Weibes in Pavia. Ich führte sie als meine Braut auf meine väterliche Burg, und schon war der Tag des Sakraments nahe, da ließ mich der Kaiser zu sich fordern. Sein Liebling, Graf Bruno von Hainthal, hatte meine Bertha gesehn ...“

„Bertha!“ riefen fast alle Stimmen. Der Baron las, ohne sich stören zu lassen, fort:

Einst, als ihm der Kaiser jeden Lohn für seine Dienste versprach, forderte er meine Braut. Otto erschrak, doch hatte er sein fürstlich Wort gegeben, nur mußte Bruno ihm geloben, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Ich trat vor den Kaiser und er bot mir reiche Gaben und Land und Ehre, daß ich dem Graf meine Bertha überlassen sollte; aber die Geliebte war mir theurer, als der eitle Lohn. Da ward der Kaiser zornig, nahm mir die Braut mit Gewalt, und ließ meine Burg schleifen, mich selbst aber in einen tiefen Thurm werfen. Hier fluchte ich seiner Gewalt und meinem Geschick; aber des Nachts in Träumen erschien mir die liebliche Bertha, und ich tröstete mich am Tage mit den freundlichen Bildern der Nacht.

Endlich sprach mein Hüter zu mir: Du jammerst mich, Dietmar. Du büßest deine Treu im Kerker, und Bertha hat dich aufgegeben, und wird morgen des Grafen Weib; darum gib des Kaisers Willen nach, weil es Zeit ist, und bitte von ihm, was du willst, für das schöne untreue Weib. Diese Worte erstarrten mein Herz, und in der Nacht trat, statt Bertha's freundlicher Gestalt, der finstre Geist der Rache vor mich, und am Morgen sprach ich zu meinem Hüter: Geh zum Kaiser, ich überlasse seinem Bruno meine Bertha, doch bitte ich zum Lohn diesen Thurm und so viel Land, daß ich mir eine neue Beste bauen kann.

Das mochte den Kaiser erfreuen, denn ihn reute oft der rasche Zorn, nur konnte er den Kaiserschluß nicht wenden. Darum gab er mir den Thurm, worin ich gefangen gewesen war, und alles Land vier Stunden weit umher. Auch schenkte er mir viel Goldes

und Silbers, eine Burg wir zu bauen viel größer, als die, welche er geschleift hatte. Da nahm ich mir ein Weib um meines Stammes willen; denn in meinem Herzen lebte Bertha; auch erbaute ich mir eine Burg und vereinigte sie in geheimen unterirdischen Gängen mit dem Thurm und mit der Burg meines Todfeindes Bruno. Und als ich den Bau vollendet hatte, ging ich des Nachts durch meinen geheimen Weg in seine Veste, und trat als ein Geist seiner Ahnen vor das Bette des Sohnes und Erben, den ihm sein Weib geboren hatte, daß ich ihn tödtete.

Und als die Weiber, die bei ihm schliefen, sich fürchteten, beugte ich mich auf des Kindes Stirn, die der Mutter Ebenbild trug, und küßte sie, aber das Kind tödtete ich im Kuß mit verborgenem Gift. Da erkannten Bruno und Bertha die Rache des Himmels für das an mir verübte Unrecht, und gelobten das nächste Kind der Kirche; und da es eine Tochter war, so verschonte ich es. Als aber Bertha darauf kein Kind weiter gebar, da ergrimmete Bruno über den Fall seines Geschlechts und verstieß sein Weib, als reute ihn das Unrecht, wodurch er sie erworben hatte. Da floh die Unglückliche in ein Kloster und vertraute sich dem Himmel; aber ihre Sinne wurden verwirrt und in einer Nacht entfloh sie aus dem Verschuß zu dem Thurm, darin ich um ihrer treulosen Schönheit willen gelegen hatte, und sie weinte daran, bis ihr das Herz brach; davon heißt der Thurm der Nonnenstein bis zu dieser Stunde.

Ich hörte durch die Nacht das Aechzen, und als ich hinging zu dem Thurm, fand ich sie vom kalten Nachthau erstarrt und todt an den Mauern des Thurms. Da beschloß ich Rache an dem treulosen Mann. Ich stellte ihre Leiche in das tiefe Gewölbe unter dem Thurm, und lauerte dem Grafen in meinem Gange auf, und als ich ihn sah, ergriff ich ihn unbemerkt, und zog ihn fort, bis unter den Thurm, wo die Glieder seines Weibes moderten. Hier ließ ich ihn verderben, und als der Kaiser auch ihm wegen des verstoßenen Weibes zürnte, und mir seine Güter für das alte Unrecht gab, verschüttete ich die Gänge, Aber seine Tochter, Hildegard genannt, nahm ich zu mir, und erzog sie als mein eignes Kind.

Als sie nun heranwuchs, und von schöner Gestalt ward, liebte sie den Ritter Adelbert von Panner. Aber in einer Nacht trat der Geist ihrer Mutter im Traum zu ihr, und mahnte sie, daß sie eine

verlobte Braut des Himmels sey; doch konnte sie von dem Bräutigam nicht lassen. Und als sie der Ritter in der Brautnacht umarmt hatte, trat das Gesicht vernehmlich vor ihr Lager, und sprach: dieweil du mein Gelübd gebrochen hast, so kann mein Geist nicht zur Ruhe eingehn, bis eine deiner Enkelinnen durch mich den Tod findet.

Wegen dieser Rede ließ ich den ehrwürdigen und berühmten Mönch Tutilo von St. Gallen Bertha's Bild abmalen, wie sie es selbst im Kloster in ihrem Wahnsinn gemalt hatte, und gab es ihrer Tochter unter der Aussteuer. Es verbarg aber Tutilo darin ein Pergament des Inhaltes: ich Bertha blicke nach meinen Töchtern, ob eine für meine Missethat den To finde, und mich mit Gott versöhne: dann werde ich den Stamm Hainthal und Panner in Liebe vereinigt sehen und mich erlöset seiner Zweige freuen.“

„Das ist die unglückliche Schrift,“ — rief Ferdinand, — „die mich von meiner Emilie trennen sollte, und jetzt nur fester mich mit ihr vereinigt. Jene Verbindung segnet nun die erlöste Bertha, und in Emilien und mir vereinigen sich Dietmars und Bertha's Enkel.“

„Erkennen Sie diese Deutung für um bezweifelt?“ — fragte der Baron die Gräfinn.

Die Gräfinn umarmte schweigend Emilien, und legte ihre Hand in die Hand ihres Sohnes.

Freude herrschte nun überall; selbst Klotilde schien ausgelassen lustig, und ihr Vater drohete ihr einigemal lächelnd, wenn sie zu heftig in den Aeüßerungen ihrer Freude wurde. Man nahm am andern Morgen die Siegel des alten Rittersaaes ab, um das Schreckensbild mit froherm Gefühl, als sonst, zu betrachten! aber es war wunderbar verbleicht, und die wilden Farben waren zu freundlichen Massen verschmolzen.

Bald fand sich auch der junge Mann ein, der einst Ferdinanden die Auflösung des Geheimnisses der Bilder hatte wollen streitig machen. Klotilde verbarg nicht, wie wenig gleichgültig er ihr war, und es zeigte sich, daß ihre Fröhlichkeit bei der glücklichen Wendung von Emiliens Liebe, nicht reine Theilnahme, sondern Freude über ihr eignes Glück war. Denn der Vater wollte nicht in ihre Liebe willigen, bis die Gräfinn Panner alle Ansprüche auf Klotilden würde aufgegeben haben.

„Sind Sie nun mit der Auffindung des Zusammenhangs in unsern Geheimnissen ausgesöhnt?“ — fragte Ferdinand Klotildens Verlobten.

„Vollkommen!“ — antwortete dieser, — „doch nicht weniger aus eigenem Interesse, als ich vorher dagegen war. Ich will es Ihnen nur gestehen, daß ich bei dem um glücklichen Tod Ihrer Schwester zugegen war, und schon damals, die alte Schrift entdeckte. Ich deutete sie natürlich eben so, wie sie später ihr Vater deutete. Allein ich schwieg; denn daß ich, bei dieser Deutung, für meine Liebe zu Klotilden von der Entdeckung dieser Schrift zu fürchten hatte, bewies der Erfolg.“

„So übel ist es um die halbe Aufklärung,“ setzte Ferdinand lächelnd hinzu.

Froh durchwanderten nun die Liebenden ihre ehemaligen Lieblingsgänge, und der Frühling, der ihrer Liebe entgegen blühte, übertraf jenen, in welchem ihr erstes Gefühl erwachte, wie die Rose das sich schüchtern, erhebende Schneeglöckchen übertrifft.

Sie eilten, ihre Verbindung zu vollziehn, eh die Blumen um sie her verblühten, und als die weißen Glöckchen wieder ihr zartes Haupt nach dem Frühling emporhoben, ruhte ein schöner, blühender Knabe an Emiliens Busen.

Ferdinands Mutter, der Baron, Klotilde mit ihrem Gemahl und alle Freunde des Hauses, unter welchen der musikalische Pastor mit seiner kleinen muntern Frau nicht fehlte, waren zu dem frohen Feste versammelt, als der taufende Priester nach dem Namen des Kindes fragte. „Dietmar soll er heißen!“ tönte es, wie verabredet, aus aller Munde. Und als er den Namen empfangen hatte, trug ihn der frohe Vater, begleitet von allen Verwandten und Gästen in den alten Rittersaal vor das Bild des Ahnherrn; aber das Bild war nicht mehr zu sehn, und Farbe und Umriß bis auf die kleinste Spur verschwunden.

Die graue Stube.

*Von H. Claren: Erzählungen. (Aus: Bd. 1 von 6)
Bei Paul Gottlob Hilscher. Dresden, 1822.*

Der Secretair Blendau reiste mit seiner Fürstin im vergangenen Winter nach Italien. Sie kamen auf dieser Reise nach B...u, wo sich die Fürstin einige Tage aufhalten wollte. Blendau erhielt den erbetenen Urlaub, diese Zeit über seinen alten Pflegevater, den Ober-Amtmann Rumpel, besuchen zu dürfen, der sieben Meilen davon entfernt, auf einem Domainen-Amte, lebte. Hier war Blendau bis in sein vierzehntes Jahr erzogen worden. Seit seinem damaligen Weggange, d. h. seit sieben Jahren, war er nicht dort gewesen: er freute sich, den Ober-Amtmann und dessen Familie überraschen zu können.

Des Weges aus früher Vorzeit kundig, nahm er ein Miethspferd. Ein herrlicher Wintermorgen verschönerte ihm den Festtag des Wiedersehens. Aber nach Tische umwölkte sich der Himmel, und gegen Abend fing es an, heftig zu schneien. Die Schneeflocken trieben ihm in das Gesicht. Er verlor den Weg. Er hatte darauf gerechnet, um fünf Uhr ungefähr auf dem Domainen-Hofe zu seyn: allein es ward stockfinster, seine Repetir-Uhr schlug achte, und er war immer noch nicht da. Endlich kam er auf die Feldmark seines väterlichen Freundes. Hier wußte er nun, froh des schrecklichen Unwetters, genauen Bescheid, und so langte er nach einer kleinen halben Stunde, durchfrozen und von dem, gewiß neun Meilen starken Ritt, äußerst ermattet, glücklich auf dem Amte an.

Die Ober-Amtmännin war mit ihren Kindern im nahen Städtchen. Nur der alte Vater war zu Hause. Dieser erkannte kaum den Secretair; so groß und breit war Blendau geworden. Er wollte gleich nach Frau und Kindern schicken; allein Blendau bat, dies nicht zu thun; mehr überrascht sollten sie werden, wenn sie ihn unvermuthet im Zimmer träfen. Der freudige Vater ließ nun auftragen, was Küche und Keller in der Geschwindigkeit vermochten, und der alte Nieresteiner brachte die verstöberten Lebens-Geister bei Blendau wieder zu sich. Beide tranken drei Bouteillen. Sie erzählten sich die Hauptmomente aus den letzten

sieben Jahren ihres getrennten Lebens; aber Blendau ward nach und nach müde, und sehnte sich nach Ruhe.

„Ja, lieber Vetter Töbsel,“ hob der Alte an, „nimm nicht übel, mein guter Tobias, daß ich Dich noch immer so heiße, wie Du sonst hießest; der Herr Secretair will mir noch nicht recht über die Lippen. Ja, was ich sagen wollte, Töbselchen, wenn Du schlafen willst, so mußt Du so lange warten, biß meine Frau kommt, und die Ueberzüge herausgiebt.“

„In der grauen Stube“ fiel Brigitte, das Hausmädchen, in das Wort, „steht ein frisch überzogenes Bette, Herr Ober-Amtmann; wenn es also sonst dem Herrn Secretair gefällig ist —“

„Nein, da legt sich mein Vetter Töbsel nicht hinein.“

„Warum nicht, mein Vater?“

„In das graue Zimmer? Hast Du das Burgfräulein schon vergessen?“

„Ach, an das habe ich lange nicht mehr gedacht. Hahaha, lassen Sie mich immer oben schlafen. Heute soll mir kein Geist was anhaben. Und wenn das gute Kind sich zu mir in das Bette legte, ich wollte mich im Schlafe nicht stören lassen, so schrecklich müde bin ich.“

„Nu, Vetter, da mußt Du Dich sehr geändert haben, denn noch vor sieben Jahren wärest Du ja um keinen Preis eine Nacht in der grauen Stube geblieben, und wenn man Dir auch noch zwei Sauvegarden dazu gegeben hätte. Und jetzt hättest Du wirklich das Herz?“

„Ohne alles Bedenken. Jetzt — und sonst! Ich bin seitdem fünf Jahre in der Residenz gewesen, da bekommt man über so etwas hellere Begriffe.“

„Nun, ich habe nichts dawider. Töbselchen; leg Dich in Gottes Namen nieder. Brigitte, leuchte dem Herrn Secretarius einmal in die graue Stube hinauf.“

Blendau verabschiedete sich; bat nochmals, der Ober-Amtmännin und den Kindern nichts von seiner Ankunft zu sagen, er wolle sie morgen beim Frühstück überraschen, und ging so mit dem Mädchen in den langen Seitenflügel des alten Burg-Gebäudes zwei Treppen hinauf. Das letzte Zimmer dieses abgelegenen Flügels war die graue Stube.

Brigitte setzte die beiden Lichter auf den Tisch unter dem altfränkischen ovalen Spiegel. Es ward dem Mädchen selbst unheimlich in dem weiten grauen Gewölbe. Sie eilte mit einer leichten Verbeugung zur Thüre hinaus.

Vetter Tobias schaute umher. Es war in der alten berüchtigten grauen Stube Alles noch wie sonst. Der ungeheure eiserne Ofen, mit der Jahrzahl 1616; die runden kleinen Kirchenscheiben in der großen bogenförmigen Glasthüre, die auf den dunkeln langen Gang hinten nach dem Gefängnißthurme zuführte; die sechs morschen Kröpelstühle; die zwei Tische mit Schieferplatten und geschweiften Rehfüßen, und das breite, hohe Himmelbett mit den schweren seidenen, golddurchwirkten Vorhängen; Alles stand noch auf dem Platze, wo es vielleicht vor hundert Jahren gestanden hatte: denn die Familie des Ober-Amtmanns war seit Menschengedenken im Besitze dieser Domainen-Pachtung.

Aber älter als Alle, war das Burgfräulein.

Gertrude hieß die Unglückliche, die nicht Rast hatte im Grabe. Sie hatte, — so erzählte die Sage, — ihre Jungfräulichkeit dem Himmel gelobt; sie war im Begriff, ihre Schönheit unter dem Klosterschleier, zu begraben, da erkohr sich Graf Hugo der Schwarze Gertruden, zu bösslicher Absicht. In diesem grauen Gemache hatte er die Rose gebrochen. Sie schwur auf das Kreuz, nach Hülfe gerufen zu haben; allein fern von den Hauptzimmern der Burg, wer hatte das Flehen der sinkenden Unschuld gehört!

Die Frevelthat blieb zwar ohne lebendige Folge: allein die Sünderin gestand den Raub ihres Blüthenkranzes dem Klostergeistlichen in der heimlichen Beichte. Der schloß vor ihr das himmlische Tempelthor der reinen Jungfrauen, und weil sie Gott versucht hatte, sollte sie dreihundert Jahre des Fegefeuers Marterqualen dulden. Sie starb im grauen Zimmer an heimlich genommenem Gifte, im neunzehnten Jahre ihres Alters. Seitdem — die Frist des strengen Beichtigers ist heute bis auf dreißig Jahre noch nicht abgelaufen, — seitdem geht es in der grauen Stube um.

Blendau hatte oft von Gertruden erzählen gehört. Viele wollten damals mit körperlichem Eide bekräftigen, das Burgfräulein gesehen zu haben. Sie stimmten Alle darin überein, daß es ein schönes Mädchen gewesen, mit blauen Augen und goldigem

Haar; eine schlanke Gestalt, aber bleich von Angesicht, und starren Blickes. Es war immer erschienen einen Dolch und ein Kruzifix in den Händen, wahrscheinlich um Hugo, den schwarzen Grafen, zu ermorden, und ihn dann mit dem Himmel zu versöhnen. Die Erscheinung war sonst bloß in der grauen Stube bemerkt worden, darum war in ältern Zeiten dies Zimmer auch ganz unbewohnt geblieben; seitdem der Ober-Amtmann das Domainen-Amt übernommen hatte, war es zum Fremdenzimmer eingerichtet worden, aber, sonderbar genug, kein Fremder hatte gern darin gewohnt, keiner hatte gut und ruhig darin geschlafen.

Vetter Tobias, Töbsel und Töbselchen genannt, sah sich noch einmal um, und ob er gleich an das Gespensterwesen nicht mehr zu glauben sich selber weiß machte, so war ihm doch nicht recht klar zu Sinne. Er riegelte die Thüre zu, durch die er mit Brigitten gekommen war; er verriegelte die breite große Glasthüre nach dem Gefängnißthurmgehege. Er löschte ein Licht aus, nahm das andere mit vor das Himmelbett, legte sich nieder, empfahl seine Seele dem lieben Gotte, löschte das zweite nun auch aus, fuhr mit dem Kopfe unter die weiche Flaumendecke, und schlief wie ein Todter.

Aber dieser Schlaf dauerte nicht lange. Nach zwei Stunden erwachte er; noch mit zugemachten Augen hörte er die nahe Thurm-glocke Zwölfe brummen. Er schlug die Augen auf. Licht im Zimmer. Er richtete sich im Bette auf. Der Schreck machte ihn völlig munter. Sein Blick fiel durch die Spalte der Bettvorhänge auf den Spiegel.

Da stand das Burgfräulein Gertrude im Leichenhemde, mit dem Kruzifix in der linken, und einem großen blinkenden Stahl-Dolch in der rechten Hand.

Blendau war ganz wach. Er sah mit hellen Augen.

Das Blut erkaltete ihm in allen Adern. Das war kein Gesicht, kein Traum, das war reine, schreckliche Wahrheit. Das Burgfräulein voll und üppig, aber bleich. Im goldigen Haare hatte sie den Todtenkranz von Rosmarin und Flittergold. Er hörte das Flittergold rauschen, er hörte das Sterbekleid knittern, er sah seine Lichter vor dem Spiegel brennen, er sah den stieren Glanz ihres Auges, ihre blassen Lippen. Er wollte aus dem Bette und zur kleinen Thüre hinaus, durch welche er mit Brigitten

hereingekommen war. Aber er konnte kein Glied rühren, so gelähmt hatte ihn der Schreck.

Jetzt küßte die unglückliche Gifftodte das Jesuskreuz und betete leise. Er sah nur die Bewegung der Arsenik-Lippen, und das in die Wolken gerichtete blaue Auge. Nun hob sie mit furchtbarem Blicke den Stahl-Dolch gen Himmel, wandte sich gegen das Bette, und rauschte mit ihrem weißen Sterbekleide gerade auf ihn zu.

Er war seiner nicht mehr mächtig. Alle Pulse standen stockstill. Die Schaudervolle bog die Vorhänge des Himmelbettes zurück; ihr stieres, kaltes Auge schoß einen entsetzlichen Blick, als es einen Mann im Bette gewahrte. Rasch zuckte das Burgfräulein den Dolch auf die Brust des vermeintlichen Hugo's. Ein Gifftropfen spritzte in diesem Augenblicke aus Gertrudens Hand auf Blendaus Gesicht.

Da schrie der Geängstete laut auf. Er raffte seine letzte Kraft zusammen; er sprang mit einem Satze aus dem Bette heraus, und an das Fenster, um nach Hülfe zu rufen.

Aber die Schreckliche ereilte den Fliehenden. Sie legte die Hand an das Fenster, daß er es nicht öffnen konnte, und mit der andern umschlang sie den Unglücklichen. Er schrie wieder laut auf, denn er hatte den ganzen Rücken hinab die Todtenkälte ihres gruftschweißigen Armes gefühlt. Das war Sarg-Klima. Sie hatte weder Kreuz noch Dolch mehr in den Händen. Sein Leben schien nicht mehr ihr Zielpunkt zu seyn, aber etwas noch Entsetzlicheres, seine Liebe. Umklammerte ihn dieses Eisbild, das ein fast dreihundertjähriges Fegfeuer nicht erwärmen konnte, so erfror er in ihren Armen.

Er wand sich los und stürzte nach der Thüre, zu der er vorhin hereingekommen war. Dort stand ein Todtengerippe: mit der rechten Hand hatte es die Klinke gefaßt; der kleine hohle Kopf grinste ihm gerade ins Gesicht. Das Gerippe — Graf Hugo war diese scheußliche Gestalt, — schien eben zu der Thüre hereingekommen zu seyn. Es zog hinter sich die Thüre zu. Ein ungeheurer Krach dröhnte durch das ganze Haus. Das gräßliche Gerippe stürzte auf Blendau; Gertrude sank zu Boden, die Lichter erloschen, Blendau rettete sich ins Bette, und zog die Decke über die Ohren.

Er rührte sich nicht; das ganze Zimmer war todt und stille; ihm ward siedendheiß unter der Decke. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Aber er wagte sich um keinen Preis mit dem Kopfe unter der Decke hervor. Endlich, — die Natur war stärker als er, schlief er ein.

Der Morgen graute, als er aufwachte. Er lag wie im Wasser. Sein ganzes Bett war naß. Er wagte sich mit dem Kopfe aus dem Bette. Sein erster Gedanke war Glaube an einen Traum in dieser furchtbaren Nacht. Er zwang sich diese Ueberzeugung auf. Allein, als er das eine Licht, von dem er gewiß wußte, daß er es vor dem Bette ausgelöscht hatte, auf dem Tische unter dem langen Spiegel bemerkte; und als er sah, daß die beiden Lichter, die beim Auslöschen Abends kaum einen halben Zoll abgebrannt, jetzt über die Hälfte heruntergebrannt waren, da schwand ihm der aufgedrungene Glaube an einen bloßen Traum. Die Wirklichkeit stand in der ganzen Gräßlichkeit ihm vor der Seele.

Erzählen durfte er diesen Auftritt keinem Menschen im Hause. Die Familie, die ihn in seiner Jugend mit seiner Furchtsamkeit so oft aufgezogen hatte, hätte ihn halb todt gequält: denn keines von ihnen glaubte an die wirkliche Existenz des giftmörderischen Burgfräuleins. Oder, überzeugte er sie wirklich durch heilige, ernstliche Versicherungen, so brachte er das ganze Haus um seine Ruhe; denn wer konnte in der Burg wohnen, in der die blasse Gertrude dem schwarzen Hugo den Dolch zwischen die fluchwürdigen Rippen zu stoßen versuchte. Sagte er gar nichts, so mußte er künftige Nacht natürlich wieder in dieser Marter-Kammer, in der grauen Stube, schlafen, und dazu wäre er nicht vermögend gewesen.

Er zog sich also schnell an, eilte in den Stall, bestieg, ohne sich von der noch schlafenden Familie zu verabschieden, sein Pferd, und traf den Abend desselben Tages wieder bei seiner fürstlichen Prinzipalin ein.

Die volle Ueberzeugung, daß übernatürliche Wesen in die Schauer-Scenen verwichener Nacht verwickelt gewesen waren, gab ihm, beim Weggehen aus der grauen Stube, der Umstand, daß er beide Thüren des Zimmers noch fest verriegelt fand.

Blendau, ein gewissenhafter, zuverlässiger junger Mann, verbürgt die Wahrheit jedes Worts in dieser Geschichte mit

seiner Ehre, mit seinem Leben.

(Der Aufschluß findet sich im dritten Bändchen.)

Blendau kam, bei der Fortsetzung seiner Reise nach Italien, auch durch meinen Wohnort. Wir waren alte Bekannte. Er besuchte mich. Wir verplauderten den Winterabend bei einer Bohle Punsch. Er erzählte mir die schrecklichsten aller seiner Nächte in der grauen-Stube. Ich lachte ihm anfänglich ins Gesicht; ich selbst hatte in frühern Zeit von dem Burgfräulein gehört, aber natürlich nie daran geglaubt; indessen, als er bei unserer alten Freundschaft betheuerte, daß auch nicht eine Silbe bei der ganzen Geschichte erdichtet sey; so wurde ich aufmerksamer, und beschloß im Stillen, Fräulein Gertrude persönlich kennen zu lernen. Dieß konnte ich um so eher, da ich Oberamtmanns, von früherer Zeit her, recht gut kannte, und ohnehin in ihrer Gegend Geschäfte hatte, die meine Anwesenheit dort längst erfordert hätten.

In diesem Frühjahre trat ich meine kleine Reise an. Oberamtmanns nahmen mich mit der ihnen eigenen Gastfreundschaft auf. Sie erinnerten sich meiner, von alter Zeit her noch ganz lebhaft, und da sie hörten, daß ich in der Runde herum Geschäfte habe, so baten sie alle einstimmig, hier bei ihnen zu bleiben, und von hier aus meine kleinen Angelegenheiten abzumachen. Ich nahm den Vorschlag mit Dank an. Ich war Vormittags angekommen. Nach Tische meldete der Voigt, daß der große Damm durchgebrochen sey, und der Strom die ganze Hütung überschwemmt habe. Der Vater und die Söhne setzten sich zu Pferde; die Mutter und Lottchen gingen mit mir eine Treppe hinauf, um das Wasserschauspiel von einem Fenster aus, zu übersehen. Lottchen öffnete eine Thüre, wir traten in ein großes Zimmer; es war die graue Stube. Blendau's Beschreibung traf auf das Haar. Sogar die zwei, in jener schrecklichen Nacht halb herunter gebrannten Wachslichter standen noch auf dem Tische, unter dem Spiegel!

Hätte ich mich nicht vor mir selbst geschämt, ich wäre gern von dem Entschlusse, hier zu schlafen, zurückgegangen. Am hellen lichten Tage hatte das graue große Zimmer schon etwas Zurückschreckendes: um wie viel mehr nicht bei der Nacht! Gott weiß, wozu es sonst bestimmt gewesen seyn mogte! Wozu drei

Treppen hoch ein gewölbtes großes Gemach? — Doch ich war ja hergekommen, um der blassen Gertrude die Stirne zu bieten. Ich brachte also das Gespräch auf die Stube.

„Gewiß ihr Fremdenzimmer?“ frug ich, den Blick auf das Gastbette gerichtet.

„Bloß, wenn wir so viel Besuch haben, daß wir ihn unten nicht lassen können,“ entgegnete die Mutter. „Gewöhnlich aber logiren die Gäste unten bei uns.“

„O, da erlauben Sie mir wohl, hier oben zu schlafen. Ich liebe die großen Stuben, man kann sich darin recht ausgehen.“

„Es wird Ihnen hier oben nicht gefalle,“ sagte das hübsche Lottchen, und warf der Mutter einen bedeutenden Blick zu.

„Wie so, Mademoiselle? Die Aussicht ist hier wunderschön; mein Pfeifchen hier früh am Fenster. — Ich kann mir keinen köstlichern Genuß denken.“

„Meine Tochter meint nur,“ fiel die Oberamtmänninn mir ins Wort, und sah das niedliche Mädchen mit streng verweisendem Auge an, „daß es Ihnen hier nicht gefallen wird, weil die Stube sich nicht gut heizt, und bei conträrem Winde raucht es auch zuweilen. Die Aussicht ist wirklich recht schön. Man kann bei hellem Wetter hier vier Meilen weit sehen. Wenn Sie wünschen, will ich ihre Sachen hier herauf bringen lassen.“

Ich bat wiederholentlich zwar darum, aber die Wechselblicke zwischen Mutter und Tochter waren nicht ohne Bedeutung gewesen. Es bangte mir jetzt vor der Nacht. Etwas war an der Sache. Blendau hatte nicht geträumt.

Der durchbrochene Damm lenkte unser Gespräch auf das Wasser. Der Strom hatte sich weit und breit Platz gemacht, und einen großen See von wenigstens einer Quadratmeile gebildet. Die Abendsonne spiegelte sich in den Fluthen, die auf dem breiten neuen Bette ruhiger wogten, als ich diese Nacht in meinem Himmelbette zu schlafen berechnen konnte.

Die Söhne kamen mit dem Vater zurück. Wir tranken Kaffee, plauderten, spielten, und so kam der Abend heran.

Ich trank mit Willen ein paar Gläser Wein. Ich fühlte ein leises Zittern in mir. Ich mußte mein Inneres erwärmen. Aber es wollte mir nicht gelingen. Ich fror, ohne daß ich mich des Frostes erwehren konnte.

Lachen Sie mich nicht aus, meine Leser und Leserinnen! Gehen Sie nur allein hinauf in das graue abgelegene Gewölbe, und Sie mögen leugnen, wie Sie wollen, — Sie schlafen in der Nähe von bekannten Menschen, und in einem freundlichen Zimmer, doch lieber, als da oben, von Gott und aller Welt verlassen, in dem kalten weiten Bette, wo vielleicht Gertrude an ihren Giftzuckungen verschied.

Ein Stündchen nach dem Abendessen gingen wir auseinander. Der Vater und die Söhne intonirten alle ein verwunderndes „so?“ als sie von der Mutter hörten, daß ich mir die graue Stube ausgebeten hatte. Dies fatale „So,“ im Munde eines altklugen Mannes, und zweier rüstiger jungen Leute, versetzte mir fast den Athem. Ich war auf dem Punkte, mir eine Erklärung über dieses „So“ zu erbitten, und der Familie die Blendauschen Schreckens-Auftritte, in dem verwünschten grauen Zimmer zu erzählen. Aber die Ursachen, die Blendau'n abgehalten hatten, von der Sache zu sprechen, legten auch mir Stillschweigen auf.

Ich selbst hatte ja noch nichts mit eigenen Augen gesehen, noch nichts mit eigenen Ohren gehört. Zweifelte man an der Wahrheit von Blendau's Erzählung; so konnte ich sie mit nichts bekräftigen, und hatte meinen Freund Blendau lächerlich gemacht. Zweifelte man nicht, so bestärkte ich die ganze Familie in ihrer Furcht vor Gertruden, und konnte vielleicht die Menschen, die hier ziemlich ruhig zu wohnen schienen, am Ende gar veranlassen, aus dem unheimlichen Hause zu ziehen. Ich schwieg also. Ich hatte meines Freundes Blendau mit keiner Silbe absichtlich erwähnt. Was sollte ich antworten, wenn sie hörten, daß ich ihn kürzlich gesprochen hatte und sie mich fragten, warum er, ohne sich sehen zu lassen, auf und davon geritten sey. Ich that also, als ob ich nicht wüßte, das ein Blendau in der Welt wäre.

Brigitte leuchtete mir. Bei der guten Nacht, die ich der Familie wünschte, sahen sich fast alle mit Bedeutung einander an. Nur die Mutter strafte einen nach dem andern mit einem verstohlenen Blicke.

Ich bat Brigitten im Scherz, mir Gesellschaft zu leisten. Es wäre mir doch ein bischen einsam da oben. „Hier in der grauen Stube?“ sagte das Mädchen, und zündete die Blendauschen Lichter mit dem mitgebrachten an.

„Nein, und da könnten Sie mir tausend Thaler geben, hier oben schliefe ich nicht.“

„Nun, was thut denn die Stube dabei: da ist ja ein Zimmer, wie das andere.“

Wenn Sie Gesellschaft wünschen, die können Sie bald haben, die kommt vielleicht ungebeten. Gute Nacht lieber Herr.“ Und so war das kleine Ding zur Thüre hinaus. Man sah ihr an, daß sie selbst Furcht hatte.

Ich war nun in der vermaledeiten großen Stube allein. Noch hatte ich ziemliche Fassung. Ich verließ mich auf meinen scharf geschliffenen Säbel und auf meine sichern Pistolen. Auf letztere schüttete ich frisches Pulver, und legte nun meinen Waffenapparat auf den Stuhl vor das Bette. Ich stopfte mir noch eine Pfeife, aber der Taback wollte nicht schmecken; das ferne Rauschen, des durchgebrochenen Stroms, und das ewige gleichzeitige Klappern des Perpendikels in der nahen Thurmuh, brachten mich ein wenig außer Fassung. Das Rauschen klang so wild, so vernichtend, und das letztere wie das Picken eines gigantischen Todtenwurms.

Ich nahm jetzt das Licht und ein Pistol und durchsuchte nun das ganze Zimmer; ich forschte nach heimlichen Thüren, nach etwanigen Klappen in der Diele; ich untersuchte das Bette und alles unterm Bette genau. Der Tisch unterm Spiegel war mit Vorhängen umzogen; ich öffnete sie: überall fühlte ich mit der Hand, ob etwa eine Druckfeder, ein Schloß, ein künstliches Scharnier vorhanden sey. Ich fand Nirgends etwas Verdächtiges. Mein Bette war weiß überzogen. Ich schloß die Fenster sorgfältig zu, verriegelte beide Thüren, zuerst die kleine Bogenthüre, durch die ich mit Brigitten herein gekommen war, dann die große Glasthüre. Unglücklicherweise sah ich bei dem Verriegeln der letztem durch die Scheiben auf den langen Gang hin, der nach dem Gefängnißthurm führt. — Bei Gott im hohen Himmel, da stand das scheußliche Gerippe, der schwarze Graf, groß und fürchterlich im Gange und hatte ein altes Ritterschwert in der knöchernen Hand.

Mir kräuselte das Haar zu Berge. Der Schreck that mehr, als mein Muth. Ich raffte mich zusammen, ich riegelte die Thür rasch auf, sprang, heraus, und schrie wie ein Besessener: „Graf Hugo, hier den letzten Gang mit mir.“

Ich zuckte mein Pistol, drückte ab — es versagte. Das Gerippe hob das Schwerdt, der Todtenkopf grinste, da räumte ich das Feld.

Das Pistol warf ich weg, und stürzte zurück in die graue Stube, riegelte hinter mir zu, und warf mich ins Bette.

Da lag ich in demselben Bette, in dem — so erzählte ja Blendau — Gertrude unter den schrecklichsten Giftzuckungen verschieden war, in demselben Bette, in dem kein Mensch ruhig schlafen konnte, und in dem mein armer Freund Tobias, genannt Töbsselchen, Todesschweiß geschwitzt hatte.

Die Lichter hatte ich brennen lassen. Das zweite Pistol lag noch scharf geladen auf dem Stuhle vor meinem Bette.

Ich lag eine lange Weile. Erst schüttelte mich ein unwillkürlicher Fieberfrost, dann — halt — was war das? 'Es schlurkte langsam Etwas, wie ein großer Menschenfuß auf dünn gestreutem Sande. Ich horchte! Noch einmal faßte ich meine Besinnung zusammen. Ich ergriff den Säbel. Auf die verfluchten Pistolen konnte ich mich nicht verlassen. Mit beiden Händen hielt ich, aufgerichtet im Bette, den Säbel umklammert, entschlossen, hier das Aeufferste abzuwarten.

Da scholl ein höllisches Gelächter über den Gang. Eine Manns- und eine Frauensstimme. Hugo und Gertrude.

Ich steckte *à la Blendau* den Kopf unter die Decke, legte meinen Säbel neben mich, und empfahl meine Seele dem Höchsten. Nach zwei Stunden erst schlummerte ich ein.

Am Morgen erwachte ich. Meine Lichter waren ausgebrannt. Ich hatte ziemlich geschlafen. Allein auf diese Stube brachte mich kein Mensch wieder.

Ich zog mich rasch an, und eilte in das Wohnzimmer der Oberamtänninn, wo die Familie beisammen war, um zu frühstücken.

Ich mußte Aufschluß haben; ich mußte wissen, ob die Menschen hier im Hause genauere Kunde von dem vermaledeiten Liebespaare der Vorzeit hatten. Ich erzählte, ihnen Blendau's und meine Geschichte. Sie zerplatzten beinahe vor Lachen.

Lottchen, das schalkhafte Unglückskind, hatte sich den Schwank erdacht. Eigentlich hatte das Ganze dem armen

Töbselchen gegolten. Ich kam nur *par honneur* mit in die Geschichte.

Tobias Blendau war sonst das Stichblatt des Hauses gewesen. Die Kinder des Oberamtmanns hatten tausend Spaß mit ihm gehabt. Die graue Stube war ihm der Sitz des Schreckens von jeher gewesen. Man hätte ihm sonst eine Million bieten können er wäre nicht in die graue Marterkammer gegangen. Jetzt kam er nach sieben Jahren wieder. Er sprach von der Bildung seines Verstandes; von seinen seit der Zeit in der Aufklärung gemachten Forschritten, u.s.w. Das alles erzählte der Vater der Familie, noch am Abend der Ankunft des Veters, und versicherte einmal über das andere, Töbselchen sehe sich gar nicht mehr ähnlich, es sey ein ganz anderer Mensch worden. Da gerieth Lottchen auf den tollen Einfall, ihn zu versuchen.

Die beiden Brüder mußten die neue Gertrude unterstützen. Die Eltern wußten natürlich kein Wort von dem Unfuge. Das Kleeblatt rechnete auf Töbsels von sonst noch bekannten festen Schlaf. Wenn Vetter Tobias am Tage eine irgend mäßige Bewegung gehabt hatte, so konnte man neben ihm eine Lärmkanone abbrennen, er wachte nicht auf.

Dielen Tag hatte er den weiten mühsamen Ritt gemacht: Er schlief gewiß recht fest; Sie schlichen an die Glasthüre. Er schnarchte richtig, wie eine Boultonsche sechzigzöllige Feuermaschine. In der Glasthüre war eine runde Scheibe zerbrochen, durch diese griff Lottchen durch und riegelte auf; sie gingen nun auf den Strümpfen hinein, und riegelten jetzt die kleine Bogenthüre auch auf, holten ein Gerippe, woran ihr Hofmeister ihnen, in früherer Jugendzeit, über den menschlichen Körperbau Unterricht ertheilt hatte, stellten es an die etwas offengelassene kleine Bogenthüre, zündeten die beiden Wachslichter an der mitgebrachten Blendlaterne an, und postirten sich nun so, daß Fritz draußen vor der Bogenthüre stand, Karl unter dem verhangenen Spiegeltisch kroch, und Lottchen, angethan mit einem in aller Geschwindigkeit zusammen genähten Sterbekleide und dem Todtenkranz im Haar, übrigens aber Gesicht und Brust gepudert, sich, als es zwölf schlagen sollte, vor den Spiegel stellte, ein Kruzifix in der Lincken, und einen langen, großen Eiszapfen in der Rechten. Sie machten nun ein starckes Geräusch und Blendau erwachte.

Der Gifftropfen, der aus Gertrudens Hand auf Blendau's Gesicht spritzte, war reines Wasser, vom Eiszapfen in Lottchens warmer Hand.

Die Todtenkälte des gruftschweißigen Arms, mit dem Lottchen Blendau's Rücken umschlang, war sehr natürlich; die Hand war von dem Eiszapfen, den Lottchen aber unterdessen in Blendau's Bette unter das Kopfkissen gelegt hatte, kalt und naß geworden.

Das Gerippe zog die Thüre nicht hinter sich zu, sondern Fritz warf sie mit angestrongter Kraft zu; daher der furchtbare Krach, und daher das Stürzen des Gerippes auf den dicht an der Thüre stehenden Blendau.

Lottchen löschte, während des Sinkens zur Erde, das kurz vorher ergriffene Licht aus. Carl war, während Blendau nach der Bogenthüre gegangen war, unter seinem Spiegeltische hervorgekrochen, und, indem Lottchens Licht erlosch, bließ er das auf dem Tische stehende Licht auch aus.

Blendau stürzte in das Bette zurück, in welchem der große Eiszapfen allmählig zerging, und das ganze Lager durchnäßte. Alle drei rührten sich nicht eher, als bis sie nach ungefähr einer Stunde Töbseln wieder schnarchen hörten. Da schafften sie wieder das Gerippe leise zum Zimmer hinaus, setzten alles wieder an Ort und Stelle, riegelten die Bogenthüre zu, gingen zur Glathüre hinaus, und verriegelten diese wieder durch die zerbrochene Scheibe. Die drei Bouteillen Nierensteiner mochten denn in Blendau's Kopfe auch das ihrige beigetragen haben.

Zufällig hatte Blendau gegen den Vater am Abend vor jener Schaudernacht erwähnt, daß er mich auch besuchen werde. Sie kannten Blendau's offene Plaudersucht; er hatte mir als altem Bekannten, wahrscheinlich die Scene der Nacht in der grauen Stube erzählt. Als ich nun kam, und Blendau's gar nicht erwähnte, aber im grauen Zimmer zu schlafen verlangte, sahen die feinen Menschenkinder in mein Spiel. Lottchen hatte nicht übel Lust, aus mir ein zweites Töbselchen zu machen. Als sie aber Pistolen und Säbel auf mein Zimmer bringen sah, war dem kleinen Muthwillen doch die Lust vergangen. Ehe sie meinen Geisterbanner Apparat bemerkt hatte, war, schon das verdammte Gerippe auf den Gang geschafft worden, um in der Nacht gleich bei der Hand zu seyn.

Brigitte steckte mit in dem Komplott. Mein Pistol versagte, weil Carl Wasser auf die Pfanne gegossen hatte. Die Aufhebung des Schwerdtes in der Hand des Gerippes läugneten alle: meine erschütterte Einbildungskraft muß mir diese Täuschung bewirkt haben.

Auf dem Sande m Gange schlurften alle drei saubere Geschwister: sie schlichen an die Glasthüre; und als sie mich mit dem Säbel im Bette sitzend fanden, lachten alle drei laut auf. Das war das höllische Gelächter. Weiter hatten sie den Scherz nicht treiben wollen; denn die Eltern hatten ihnen, schon wegen Blendau's Peinigung, das Kapitel gelesen.

Lottchens frische Rosenlippen haben den Muthwillen redlich abbüßen müssen. Ich küßte die blühende Gertrude so langer bis sie hoch und heilig versicherte, keinen Menschen in der grauen Stube mehr zu necken.